# Die Weltbühne

Der Schaubühne XXVII. Jahr

Wochenschrift für Politik · Kunst · Wirtschaft

Begründet von Siegfried Jacobsohn

Unter Mitarbeit von Kurt Tucholsky
geleitet von Carl v. Ossietzky

27. Jahrgang

Erstes Halbjahr

1 9 3 1

Verlag der Weltbühne
Charlottenburg · Kantstrasse 152



# Register der ‚Weltbühne'

## XXVII. Jahrgang (1931), 1. Band

### Autorenregister

# Sachregister

# Nach Ostland von Carl v. Ossietzky

Ein Heer von Ministerialbeamten zieht nach Lauenburg in Pommern, wo erste Rast gemacht wird. Dann geht es übern Korridor nach Königsberg, dann weiter, bis nach Oberschlesien hinunter. Der Reichskanzler und ein paar Minister kommen als Weise aus dem Abendland, um dem bedrohten Osten Mut zuzusprechen, auch weiterhin die aus dem allgemeinen Reichselend gezogenen Millionen in den Kassen der Rechtsparteien gut anzulegen, soweit sie nicht notleidenden Großgrundbesitzern zugeflossen sind. Offiziell wird diese Reise als Studienfahrt bezeichnet. Was, in Gottes Namen, soll in diesen zehn Tagen studiert werden? Der Sachbestand deutscher Osten liegt dem Kabinett in Zahlen vor, die ja auch ihre Sprache reden, die persönliche Besichtigung der subventionierten Gebiete geht in napoleonischem Tempo vor sich. Denn daß Brüning oder Treviranus sich in grüner Joppe und Wachstuchmütze unters Volk mischen, um auf die Art des verkleideten Kalifen zu erfahren, wie ihm ums Herz ist und wie es von seiner Regierung denkt, das ist kaum anzunehmen.

Handelte es sich bei dieser Fahrt nach Ostland nur um eines der in bestimmten Zwischenräumen fälligen bureaukratischen Schaustücke, reiste man nur deshalb nach Königsberg, weil in Mainz auch welche gewesen sind, man könnte schnell darüber hinweggehen. Wir wissen, daß die sogenannte Rettung des Ostens durch Hineinstopfung von Riesensummen die besondere Idee des Reichspräsidenten ist, dem die adligen Grundherren von östlich der Oder ständig mit ihrem Gejammer in den Ohren liegen. Das Ostprogramm hält Herrn Schiele noch, der im übrigen selbst bei seinen eignen Leuten nicht mehr viel gilt. Kommissar für die Osthilfe ist Herr Treviranus, der andre Triarier, der jetzt über ein Scheckbuch verfügt, seitdem sich sein rheinisches Portefeuille durch französische Erfüllungspolitik erledigt hat; ein Wechsel, der seine Wichtigkeit nicht vermindert hat. Aber diese Kavalkade, bis zum 14. Januar mit Marschgeld und Verpflegung versehen, hat sich schließlich nicht in Trab gesetzt, um in Masuren die Republik populär zu machen. Diese Reise ist ganz und gar außenpolitisch, sie ist eine Demonstration gegen Warschau, ein Auftakt zur genfer Polendebatte, deren Ausgang noch in den Sternen geschrieben steht, deren praktischer Effekt jedoch schon jetzt irdisch greifbar ist: Null Komma Null. Ist der deutschen Minderheit in Polen mit solchen Manifestationen gedient? Niemand glaubt es, das Auswärtige Amt zu allerletzt. Dennoch beugt es sich dem Verlangen nach „außenpolitischer Aktivität", anstatt redlich zu erklären, daß dieses Schlagwort stets unsre ärgsten diploma-

tischen Niederlagen herbeigeführt hat. Herr Curtius verzichtet sogar auf den Vorsitz in Genf. Das ist nur folgerichtig, denn der deutsche Vertreter auf dem Präsidentenstuhl würde das ganze nationale Melodrama von dem geknechteten Deutschland zerstören, das nirgendwo Gehör findet und das jetzt zu ernstern Mitteln greifen muß, weil man mit ihm nicht als Gleicher unter Gleichen verkehren will.

Vor dem Völkerbund sollen nur deutsche Beschwerden gegen Polen verhandelt werden, aber unsre Öffentlichkeit ist inzwischen so gründlich präpariert worden, daß sie eine allgemeine Revisionsdebatte erwartet. Das vaterländische Demonstrantentum wird auf keinen Fall zufrieden sein; und wenn Herr Curtius auch ein paar Tage lang noch so sehr die Erinnerung an seinen bedeutenden Vorgänger zu verdrängen sucht, um den Schreihälsen wenigstens halbwegs Genüge zu leisten, er wird reif zum Schnitt zurückkehren, und die für den Völkerbund eingelernte Entrüstung wird ihm ebenso wenig nützen wie seine Preisgabe des Remarque-Films und des Kriegsschuld-Films. Vernunft steht augenblicklich nicht hoch im Kurs, sonst müßte doch bemerkt werden, daß es lichterloher Wahnsinn ist, Youngrevision und territoriale Revisionen zugleich aufs Tapet zu bringen. Es wird sich dabei nicht viel mehr ergeben als neuer Anlaß zum Protestieren, aber auch das gilt ja in Deutschland mit seinem hochentwickelten Berufspatriotentum als Erfolg. Von der genfer Niederlage werden noch viele vaterländisch gerichtete Männer nebst Familie leben.

Curtius wird es nicht leicht haben — ebenso wenig wie Graf Zaleski, der polnische Außenminister. Der polnische Hauptdelegierte wird keine wohlgeneigten Hörer finden. Denn Polen ist nicht mehr das verwöhnte Hätschelkind der Siegerstaaten. Das heutige Polen wird von einem Despoten regiert, dessen geistige Gesundheit wohl mit Recht angezweifelt werden darf. Dies Polen, dessen Oppositionelle von einer sadistischen Offiziersbande in Festungsgefängnissen malträtiert werden, rangiert in der Weltmeinung nicht mehr höher als Horthys Ungarn oder das Jugoslawien der Generalskamarilla. Brest-Litowsk steht zwar nicht zur Debatte, aber die Schatten dieser düstern Mauern werden über Zaleskis Plaidoyer fallen. Das könnte ein großer Vorteil für die deutsche Sache sein, wenn . . . wenn eben Curtius nicht im Schatten Hitlers stünde. Wenn nicht eben alle Welt wüßte, daß ohne den nationalsozialistischen Auftrieb in Deutschland der Außenminister kaum auf den Gedanken verfallen wäre, eine Auseinandersetzung zu eröffnen, die er unter normalern Verhältnissen als zwecklos oder gar gefährlich abgelehnt hätte. So werden die beiden Gladiatoren, der Deutsche und der Pole, jeder mit einem schweren Gewicht am Bein antreten. Der Eine vertritt ein Regime des offenen fascistischen Nationalismus, der Andre eines, das noch nicht ganz so weit ist. Bei dem Einen wird schon mit dem

ganzen Martercomfort des Mussolinismus regiert, bei dem andern noch nicht. Bei dem Einen gibt es schon lange Pogrome, bei dem Andern steht das noch bevor. Zwei Mächte, die beide nicht nach Ambra duften, appellieren an das Gewissen der Welt. Die Kräfte in Deutschland, die Herrn Curtius zum Schwerttanz anstacheln, sind nicht grade geeignet, Sinn für Recht und Billigkeit zu erwecken.

So etwa dürfte in Genf kalkuliert werden: Wird in Deutschland nicht seit Jahren der Krieg gegen Polen geschürt? Die deutsche Politik nimmt Exzesse gegen Angehörige der deutschen Minderheit zum Anlaß, aber sie meint den Korridor, meint die Veränderung der Ostgrenzen. Warum revoltiert der deutsche Nationalismus denn nicht gegen Italien, das die Südtiroler noch viel ärger mißhandelt? Im Gegenteil. Italien ist seine Hoffnung; er hat sich sogar einen imaginären Block revisionsbereiter Staaten ausgedacht, mit Italien als Mittelpunkt. Und bringt nicht die Mehrzahl der deutschen Blätter die gleichen Beschwerden gegen Prag vor, wo die Deutschen lange mitregierten? Figuriert nicht der höfliche, immer verständigungsbereite Herr Benesch in der deutschen Presse ewig als das schwarze Biest, kriegt er nicht sogar schlechtere Zensuren ab als der finster umwölkte Pilsudski? Nein, hinter diesen deutschen Lamentationen steckt nur neuer Expansionismus, neuer Imperialismus, in diesen herzbewegenden Wehrufen nach Gerechtigkeit leiert nur der neue Militarismus ein sentimentales Volkslied ab, und nur solange, bis er tiefere Register greifen kann. So etwa werden die Zeugen des Duells Curtius-Zaleski denken. Außer den Kämpfern selbst wird niemand in Schweiß geraten.

Es geht den Deutschen in Polen nicht gut, doch weit besser als andern nationalen Minoritäten. Es geht der deutschen Minderheit grade so, wie es einem widerstrebenden Bevölkerungsteil in einem Staate geht, wo Militärdiktatur die konstitutionellen Garantien mit der Stiefelspitze behandelt. Es sind rohe Ausschreitungen gegen Deutsche bekannt geworden, aber wir haben bisher nicht erfahren, daß man gegen Vertreter des Deutschtums in Oberschlesien so vorgegangen wäre wie gegen polnische Politiker aus den sozialistischen und demokratischen Gruppen. Opposition ist in Polen gefährlich, einerlei aus welchen Gründen, und Pilsudskis Feinden polnischer Zunge steht keine Calonder-Kommission zur Seite, die ihre Klagen nach Genf trägt. Deutschlands Beschwerde gegen Polen wird als ein von Militärs und Nationalisten diktierter Akt gewertet werden, als Auftakt einer Revisionscampagne, die heute noch mit völkerrechtlicher Argumentation geführt wird, morgen schon in unverhüllte Kriegsdrohung übergehen kann. Auch in der Zeit, wo wir uns mit Polen besser standen als jetzt, hörte man in Deutschland nicht auf, vom Ritt nach Ostland zu faseln.

Es hat etwas Symbolisches, daß auf dem Neujahrsempfang

der Reichsregierung, an Stelle des beurlaubten Kanzlers, Herr Groener das Wort nahm, um über die Unmöglichkeit des Youngplans und über die Beschwerden der deutschen Minderheiten zu sprechen. Daß Groener das Wort führte, ergab sich gewiß aus Gründen des Alters und der Amtszeit. Aber nennt uns ein Land in der Welt, wo bei so hochoffizieller Gelegenheit der Kriegsminister die nächsten Ziele der Außenpolitik entwickelt? Wir haben nicht eine einzige deutsche Stimme der Verwunderung darüber gehört. Wir leben schon im militärisch-fascistischen Regime, für dessen Herbeiführung die Herren Schacht und von Seeckt, zwei Geschaßte, die allzu gern wieder ran möchten, ihre komischen Tänze aufführen.

Herr Groener sieht in „der Sorge für das deutsche Volkstum jenseits unsrer Grenzen" eine der wichtigsten Aufgaben. Herr Kriegsminister — Caritas beginnt zu Haus! Unter der Regierung Brüning geht es dem deutschen Volkstum diesseits der Grenzen einstweilen bitter schlecht, und was Ausschreitungen gegen Deutsche anbelangt, so braucht man nicht grade nach Polen zu reisen. Erst vor ein paar Tagen sind in Berlin wieder zwei Deutsche von einem Nationalbanditen niedergeschossen worden, einem Angehörigen jener Partei, die mit aller Gewalt für regierungsfähig erklärt werden soll. Die Herren Minister sagen noch behutsam „Sorge für das deutsche Volkstum jenseits unsrer Grenzen", aber in der Gassenagitation heißt es anders. Da sagt man lieber gleich: Krieg und Annektion. Auch wir halten den Korridor nicht für eine weise und gerechte Lösung. Aber es sei doch die Frage gestattet, was sein würde, wenn Deutschland ihn plötzlich zurückerhielte. Es ist nicht einmal imstande, die Menschen innerhalb seiner heutigen Grenzen zu ernähren. Haben sich denn die Korridorkämpen niemals gefragt, was Deutschland mit dem neuen Volk auf neuem Raum anfangen sollte? Ein vergrößertes Territorium ist doch kein Heilmittel gegen Wirtschaftsnot. Ganz Europa leidet unter Störungen des kapitalistischen Systems, die nicht mehr funktionell sind sondern schon organisch. Und diese Krankheit sollte mit Nationalismus behandelt werden können? Die Revision der Friedensverträge geht nur über ein sozialistisches Europa, es sei denn, daß der Kapitalismus, dieser alte Sünder, in seinen greisen Tagen plötzlich Vegetarier würde und sich zu planwirtschaftlicher Produktionsregelung und Zollunion bekehren ließe. Wir bringen dieser Lösung einige Skepsis entgegen, aber sie scheint uns realer zu sein als die vom deutschen Nationalismus und seinen willfährigen Trabanten in der Regierung erstrebte. Diese Fahrt nach Ostland ist gröbster außenpolitischer Dilettantismus. Alle Geister des Chauvinismus werden wieder aufgewühlt; das Rotfeuer der nationalistischen Radaupresse wirft einen kriegerischen Schein auf die sonst recht gleichgültigen Herren, die da nach Osten reisen.

# Reformismus macht passiv von K. L. Gerstorff

Im Laufe des Jahres 1930 hat sich die Weltwirtschaftskrise in einem außerordentlich schnellen Tempo verschärft. Nirgends zeigt sich auch nur eine vage Aussicht, sie in absehbarer Zeit auf kapitalistischem Wege zu überwinden. Der Krise des amerikanischen Kapitalismus geht es wie dem bolschewistischen System. Seit Mitte 1929 wird alle drei Wochen einmal erklärt, daß sie bald liquidiert sein wird, wie uns seit 1917 alle drei Wochen erklärt wurde, daß die proletarische Diktatur bald erledigt sei. Aber die amerikanische Wirtschaftskrise besteht noch, wie das bolschewistische System noch besteht.

Die Weltwirtschaftskrise hat die deutsche Krise außerordentlich verschärft. Aber sie hat sie nicht geschaffen. Schon 1929 fielen die deutschen Löhne — wie das der ADGB., der Zentralverband der freien Gewerkschaften, in seinem Jahrbuch mit Recht betont. Die heutige deutsche Krise fällt in einen ganzen Zeitabschnitt, der sich entscheidend von der Vorkriegszeit unterscheidet. Die heutige deutsche Krise fällt in den sich immer deutlicher ausprägenden Niedergang des gesamten kapitalistischen Systems. Daher ist es völlig verfehlt, wenn man Untersuchungen darüber anstellt, daß der Rückgang in der heutigen Krise gegenüber der vergangenen Konjunktur sich nur in ähnlichen Größenordnungen bewege wie in der Vorkriegszeit; und wenn man aus diesen Untersuchungen die Folgerung zieht: also ist die heutige Krise eine wie jede andre und wird so wie jede andre glatt überwunden werden. Denn was diese Argumentation übersieht, respektive bewußt verschweigt oder entstellt, ist, daß bereits die Zeit der Konjunktur sich in wesentlichen Punkten unterscheidet von der Konjunktur der Vorkriegszeit.

Denn hat es schon einmal in der Vorkriegszeit eine ähnliche kapitalistische Entwicklung gegeben wie in den Vereinigten Staaten von 1925 bis 1929, wo in der Konjunktur die Löhne und die Zahl der beschäftigten Arbeiter zurückgegangen sind? Vielleicht ist es richtig, daß die Arbeitslosigkeit in der Krise zur Arbeitslosigkeit in der Konjunktur im gleichen Verhältnis steht wie in der Vorkriegszeit; aber da eben in der Epoche des niedergehenden Kapitalismus die Arbeitslosenzahlen schon in der Konjunktur so außerordentlich groß sind, wachsen sie in der Krise zu solch gigantischen Dimensionen, wie wir sie heute in allen hochkapitalistischen Ländern, nicht nur in Deutschland, festzustellen haben. Die unerhörte Schwere der Krise, die riesenhafte Arbeitslosigkeit, der Rückgang der Reallöhne, die Proletarisierung der Mittelschichten, die stagnierende Wirtschaft, sie erschweren heute so außerordentlich den kapitalistischen Weg. Wie geschah in der Vorkriegszeit die Überwindung der Krise? Sie geschah einerseits durch Ausdehnung der kapitalistischen Produktionsweise über die eignen Grenzen, durch die kapitalistische Erschließung neuer Gebiete; sie geschah andrerseits durch Entwertung des Kapitals, durch starke Preissenkung. Die Kluft zwischen Produktion und Absatz wurde so durch eine starke Kapitalsentwertung ausge-

glichen, die Preise fielen, damit wuchs die innere Konsumption und auf der Basis eines neuen Preisniveaus erfolgte wieder ein Konjunkturaufstieg.

Beide Wege sind heute kaum mehr gegeben. Neue Gebiete sind nicht mehr zu erschließen. Der Weltaußenhandel steht heute, bei Berücksichtigung der Geldentwertung, auf dem Niveau von 1913. Und die Preissenkung im Innern, was hatte sie früher für Folgen? Sie hatte früher zur Folge, daß in der Krise bereits die Konsumption oft nicht unbeträchtlich stieg. In der Krise fielen früher die Preise weit stärker als die Löhne. Daher stiegen in der Krise auch die Reallöhne der beschäftigten Arbeiter, und da in der Vorkriegszeit die Arbeitslosigkeit nicht sehr beträchtlich war, so stieg die Konsumptivkraft der Arbeiterklasse. Zu dieser Steigerung trat noch die Steigerung der Konsumptivkraft bei den Festbesoldeten, den Beamten und den Rentnern, da bei steigendem Geldwert infolge des Preisfalles sie bei gleichem Geldeinkommen mehr kaufen konnten.

Heute sehen wir das genaue Gegenteil. Heute verhindert die Monopol-, Agrar- und Wohnungspolitik der Regierung Brüning, daß die Preise der Produkte, die die Massen kaufen, stark fallen. Der ‚Vorwärts' ist bereits gezwungen, von einem Preissenkungsschwindel zu schreiben. Auf der andern Seite benutzt die Unternehmerschaft, benutzt das Monopolkapital das ungeheure Wachsen der industriellen Reservearmee, um in brutalster Weise zum Angriff auf den Lebensstandard der Arbeiter vorzugehen. Also werden die Löhne gesenkt, und da die Preise nicht entsprechend fallen, so sinken die Reallöhne, aber auch gleichzeitig die Einkommen der Festbesoldeten und der Beamten, da man ja auch ihren Standard abbaut.

Das Monopolkapital hindert daher, daß auf der Basis einer starken Preissenkung und damit einer steigenden Konsumption der breiten Massen der in der Vorkriegszeit verhältnismäßig leicht erreichte Ausweg aus der Krise organisiert wird. Es vertieft und verlängert die Krisendauer.

Aber das Monopolkapital tut dies nicht aus Unkenntnis. Es ist völlig sinnlos, wie es jetzt immer wieder in der Presse geschieht, den Monopolkapitalisten vorzurechnen, daß sie die Konsumption durch die Lohnherabsetzung verringern. Es ist völlig sinnlos, von einem schlecht unterrichteten Monopolkapital an das besser zu unterrichtende Monopolkapital zu appellieren. Denn das Entscheidende in der heutigen Situation ist ja grade, daß die ökonomischen Lavierungsmöglichkeiten für die Kapitalisten immer mehr beschränkt werden, daß sich daher ihre ökonomischen Elastizitätsreserven ständig verringern.

Das Monopolkapital muß aufs Brutalste vorgehen, und die Notverordnung des Herrn Brüning bringt nicht etwa die Sanierung des Etats. Sie ist, wie sie selbst ausspricht, auf der Voraussetzung aufgebaut, daß die Konjunktur im Jahre 1931 nicht ungünstiger, eher etwas günstiger aussehen wird als 1930. Ein jeder weiß, daß diese Voraussetzung falsch ist, und die Deutsche Volkspartei verlangt daher bereits neue Einschrän-

kungen, was in Wirklichkeit nichts andres bedeutet als weitern Abbau der Sozialpolitik, vor allem der Arbeitslosenunterstützung, um unter anderm die Voraussetzung zu schaffen für neuen Abbau der Löhne. Der kapitalistische Ausweg aus der Krise ist möglich. Er beruht auf weiterm schärfstem Angriff auf den Lebensstandard der breiten Massen, und da die Widersprüche für das kapitalistische System dann zu groß werden, da man befürchtet, daß die Massen aus der weitern Verschlechterung des ökonomischen Unterbaues leicht Konsequenzen ziehen könnten, um einen andern Weg zu organisieren, so wird das Parlament funktionslos, so wird die Demokratie in die Ecke gestellt, so herrscht die kapitalistische Diktatur ohne jede demokratische Maske. So predigen bereits überall die Schwerindustrie, die Banken und natürlich auch Herr Schacht, daß man die wertvollen nationalen Kräfte der Nationalsozialisten für den Staat verwenden müßte. So wächst der Fascismus legal, ob die Parlamente tagen oder nicht.

Es sind lächerliche Beruhigungspillen, wenn man erklärt, daß der Fascismus eine Fiebererscheinung sei; er ist so wenig eine Fiebererscheinung wie der gesamte Niedergang des Kapitalismus eine Fiebererscheinung ist. Er ist das System, durch das die Bourgeoisie trotz der immer größer werdenden ökonomischen Spannungen die kapitalistische Diktatur zu erhalten sucht. Und was tut die Arbeiterschaft? Der Jammer kommt einen an, wenn man die augenblickliche Situation in der Arbeiterbewegung betrachtet. Ein Jahrzehnt lang ist der überwiegende Teil der deutschen Arbeiterklasse auf die reformistischen Phrasen hereingefallen, ein Jahrzehnt lang hat man die Phrasen über den Völkerbund und die Abrüstung geglaubt. Was sagen heute diejenigen, die die Arbeiterschaft über die wahren Zusammenhänge hinweggetäuscht haben? In der Broschüre „Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit" schreibt Fritz Naphali, heute einer der entscheidenden Führer des Reformismus: „Wer hätte vor zwölf Jahren daran gedacht, daß sich heute noch die Völker Europas bis auf die Zähne gerüstet gegenüberstehen würden und daß Kriegsgefahr bestehen könnte zwischen Italien und Frankreich, zwischen Polen und Deutschland und an manchen andern Brandherden." Nun, Herr Naphtali hat das gewiß nicht „gedacht"; im Gegenteil, er hat mit seinen reformistischen Freunden den deutschen Arbeitern das Gegenteil „bewiesen". Nun, nachdem sich statt des „realen" Pazifismus im Niedergang des Kapitalismus auch die außenpolitischen Gegensätze immer mehr zuspitzen, begnügt er sich mit der Feststellung dieser Tatsache, ohne auch nur zu versuchen, auf die tiefern Gründe einzugehen, warum im Niedergang des Kapitalismus, wenn die Arbeiterklasse nicht die Macht ergreift, der imperialistische Krieg unvermeidlich ist.

Der Reformismus hat bankrott gemacht mit seinen Ausführungen über den realen Pazifismus, er hat Bankrott gemacht mit seiner Lehre über die Wirtschaftsdemokratie und den Weg zum evolutionären Sozialismus. Er gibt dies vielfach zu. „Tatsachen sind ein hartnäckiges Ding," sagt Marx gelegentlich. Aber was zieht der Reformismus für Konsequenzen? Er bleibt weiter Gefangener seiner Politik. Er stellt

sich heute bereits vielfach auf die Plattform seiner frühern Gegner. Er sagt: „Gut, wir haben uns getäuscht in unsern Ansichten über die weitere außenpolitische Entwicklung des heutigen Kapitalismus. Sie hat, wie wir gesehen, zu den alten imperialistischen Gegensätzen neue geschaffen und die Konflikte außerordentlich verschärft. Sie hat in Deutschland selbst, wie wir eingesehen haben, zu einer Verschärfung der Krise, zum Abbau der Löhne, der Sozialpolitik und der Demokratie geführt. Aber was können wir tun? Ihr sagt selbst, der Kapitalismus hat in der augenblicklichen Situation nur wenig Lavierungsmöglichkeiten. Jede konkrete ökonomische oder politische Forderung, die ihr heute stellt, rührt an das ganze System. Ob ihr ein andres Finanzprogramm fordert oder ein andres Wirtschaftsprogramm, ob ihr verlangt, daß die einzelnen Wirtschaftskämpfe über sich hinaus zu allgemeinen politischen Kämpfen ausgestaltet werden, ob ihr die Gründung großer antifascistischer rein sozialistischer Organisationen im Bunde mit den freien Gewerkschaften verlangt, wenn wir ernst machen und beginnen, diese Forderungen in die Praxis umzusetzen, dann ist das gesamte kapitalistische System bedroht, dann steht die Auseinandersetzung mit dem gesamten System auf der Tagesordnung. Dafür halten wir die Stunde noch nicht für gekommen, und zwar grade darum nicht, weil infolge unsrer falschen reformistischen Politik die Massen schwer beweglich, passiv geworden sind. Eine große Partei, ein noch größerer Gewerkschaftsapparat kann nicht von heute auf morgen seine ganze Ideologie, seine ganze Politik umkrempeln. Das erfordert Zeit. Wenn wir von heute auf morgen unsre ganze zehnjährige Politik umstoßen würden, dann würden uns die Massen nicht verstehen und nicht folgen. Dann würde nur eine Minderheit mit uns gehen und der Fascismus würde glatt triumphieren. Also grade weil wir euch in der ganzen Analyse und Kritik unsrer bisherigen Politik recht geben, so müßt ihr heute unsre Politik mitmachen."

Diese Argumentation des Reformismus ist nicht ohne Wirkung geblieben. Sie hat zur Folge gehabt, daß in der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion die Zahl derer, die nicht für Brüning stimmten, sehr klein blieb, sie hat weiter zur Folge gehabt, daß der Kreis um Seydewitz nur hinausging und nicht gegen Brüning stimmte.

Hier hat man wieder einmal die Politik des kleinern Übels, die die Arbeiterklasse so tief ins Elend geführt hat.

Und was wird sonst noch getan, um die fascistische Welle aufzuhalten? Man hält Versammlungen ab, überfüllte Versammlungen, mehr Versammlungen als im Wahlkampf. Der Kampf gegen den Fascismus ist hier die Losung, und ein innerparteilicher 4. August, ein innerparteilicher Burgfriede wird verlangt. Alle Differenzen müssen zurücktreten, alle Diskussionen müssen zurücktreten, der Kampf gegen den Fascismus müßte bei allen Differenzen einheitlich geführt werden. In Wirklichkeit aber führt man damit keinen Kampf gegen den Fascismus, denn den kann man nur dadurch führen, daß man die Quellen beseitigt, die ihn bisher gespeist haben und weiter speisen; das ist die wachsende Arbeitslosigkeit, das sind die

sinkenden Löhne, das ist die verschärfte Steuerbelastung der breiten Massen, das ist die Proletarisierung der Mittelschichten. Will man aber diese Quellen verstopfen, dann muß man das Monopolkapital und seine angeblichen Lösungen bekämpfen. Daran denkt man nicht. Man würde es nicht glauben, wenn es nicht schwarz auf weiß dastünde. In der Broschüre von Naphtali heißt es: „Ich glaube nicht, daß wir wirtschaftspolitisch in der Krise sehr viel, sehr Entscheidendes zu ihrer Überwindung tun können." Das ist deutlich. Tut die Arbeiterschaft aber nichts in ihrem Sinn zum Ausweg aus der Krise, so wird der Fascismus weiter wachsen, wird seine Macht auf legalem Wege weiter zunehmen. Wenn das Parlament vertagt ist, ist damit nicht die politische Entwicklung vertagt, denn jeder Tag da draußen, an dem die Arbeitslosigkeit zunimmt und die Schlichtungsmaschine im Sinne des Herrn Stegerwald tätig ist, erhöht die fascistischen Chancen.

Die Fascisten haben angeblich Zeit. Wenn die Arbeiterschaft nur Versammlungen abhält mit dem Thema: Kampf gegen den Fascismus, so arbeitet die Zeit für den Fascismus. Wenn man also jetzt, um den Burgfrieden, um den 4. August, zu wahren, keinen wirklichen Kampf gegen die Ursachen des Fascismus führt, so wächst er weiter.

Die gesamte Arbeiterklasse ist heute noch aktiv. Die Massen gehen in Versammlungen, aber sie warten, daß man sie in einer bestimmten Richtung führt. Was tut man? — man läßt sie auf der Stelle treten. Man läßt die Massen auf der Stelle treten in einer Situation, wo die objektive Situation, wenn man nichts tut, die Heere des Gegners verstärkt.

Die Massen sind zu aktivieren. Sie warten auf die Parolen, die für ihren weitern Marsch bestimmend sind. Sie warten auf die Führer, die heute noch das Vertrauen zur Arbeiterklasse und zu ihrer Aktivität haben.

---

## Der Generalstaatsanwalt bittet von Alfred Apfel

Der Generalstaatsanwalt bei dem Landgericht X — den 19. Dezember 1930.

Betrifft:

Strafsache gegen Hoelz

Auf Grund des Gesetzes zur Änderung des Gesetzes über Straffreiheit vom 14. Juli 1928, vom 24. Oktober 1930 (R.S.M. S. 467) Artikel 1 ist die noch zu verbüßende Reststrafe von 89 Tagen, 2 Stunden und 35 Minuten Gefängnis erlassen. Der Erlaß erstreckt sich auch auf die restlichen Kosten des Verfahrens. Die Tilgung des Strafvermerks beim Strafregister habe ich veranlaßt, der zuständigen Polizeibehörde habe ich Nachricht gegeben.

Von dem Inhalt dieses Schreibens bitte ich Sie, Herr Rechtsanwalt, Ihren Vollmachtgeber in Kenntnis setzen zu wollen.

In Vertretung:
Dr. X., Oberstaatsanwalt.

Selbstverständlich ist diese Bitte sofort erfüllt worden. Das Schriftstück, das den formellen Abschluß eines erbitterten Rechtskampfes darstellt, ist wohl grade am heiligen Abend bei Max Hoelz in Moskau eingetroffen. An seinem Christbäumchen hing also die behördliche Bestätigung, daß er amtlich wieder makellos ist, daß er Ehrenrecht, aktives und passives Wahlrecht wieder besitzt. Tempora mutantur! 1921 verlangte derselbe Staatsanwalt, das Leben des Angeklagten Hoelz zu tilgen, 1930 tilgt er nur sanft den Strafvermerk. 1930 bittet er höflich, die Vollmachtgeber zu benachrichtigen, daß er amnestiert sei; 1921 benachrichtigte er ihn persönlich im Gerichtssaal, daß er seine sofortige Köpfung verlange.

Es bewährt sich wiederum ein Grundgesetz des politischen Prozesses: andre Zeiten — andre Konjunkturen.

Es bewährt sich wiederum der Rat: Tötet nicht voreilig.

Die Liquidierung des Falles Hoelz ist übrigens unter Anwendung von Methoden vor sich gegangen, die in stärkerm Maße revolutionierend wirken müssen als die Taten des Delinquenten im mitteldeutschen Aufstand 1921.

Soweit Hoelz selbst in Frage kommt, ist man allerdings formal-juristisch korrekt gewesen. Die über ihn verhängte lebenslängliche Zuchthausstrafe war durch die Amnestie des Jahres 1928 in eine siebeneinhalbjährige Gefängnisstrafe umgewandelt worden, aus der ihn der Wiederaufnahmeantrag der Verteidigung, für dessen Zulässigkeit der Oberreichsanwalt eingetreten war, drei Monate vor Strafablauf herausholte. Da das Reichsgericht, in aller Stille, den Wiederaufnahmeantrag später verwarf, hätte Hoelz diese drei Monate noch absitzen müssen, was ihm und den deutschen Gefängnisdirektoren durch die neueste Amnestie erspart worden ist.

Aber unvergessen bleibt das Verhalten der Justiz eines großen deutschen Freistaates, in dem der wahre Täter, das heißt derjenige, der den Gutsbesitzer Heß wirklich getötet hatte, abgeurteilt werden sollte. Trotz dringendsten Tatverdachtes, trotz bestimmtester Selbstbezichtigung, trotzdem in einer viermonatigen Untersuchung das belastende Material sich turmhoch angehäuft hatte, wurde Anklage nicht erhoben. Ein namhafter Schriftsteller zieh in breiter Öffentlichkeit die zuständigen Richter und Rechtsanwälte der bewußten Rechtsbeugung. Auch gegen ihn wurde keine Anklage erhoben. Er ist nicht einmal vernommen worden.

Ich gönne dem gehetzten Bergarbeiter, der in Wahrheit den Gutsbesitzer Heß erschoß, daß die Justiz ihn aus ihren Maschen entschlüpfen ließ. Ich schenke aber den deutschen Richterbünden nicht die Frage, warum sie sich nicht um solche Fälle kümmern. „Wenn sie nicht wollen!" heißt ein wuchtiges Kapitel in Walther Rodes Buch von der österreichischen Justiz. „Wenn sie wollen und wenn sie nicht wollen" wird das Hauptkapitel des ersten deutschen Buches über den politischen Prozeß sein müssen.

## Lamento von Theobald Tiger

Der deutsche Mann
Mann
Mann —
das ist der unverstandene Mann.
Er hat ein Geschäft, und er hat eine Pflicht.
Er hat einen Sitz im Oberamtsgericht.
Er hat auch eine Frau — das weiß er aber nicht . . .
Er sagt: „Mein liebes Kind . . ." und ist sonst ganz vergnügt —
Er ist ein Mann. Und das
genügt.

Der deutsche Mann
Mann
Mann —
das ist der unverstandene Mann.
Die Frau versteht ja doch nichts, von dem, was ihn quält.
Die Frau ist dazu da, daß sie die Kragen zählt.
Die Frau ist daran schuld, wenn ihm ein Hemdknopf fehlt . . .
Und kommt es einmal vor, daß er die Frau betrügt —:
Er ist ein Mann. Und das
genügt.

Der deutsche Mann
Mann
Mann —
das ist der unverstandene Mann.
Er gibt sich nicht viel Mühe, wenn er die Frau umgirrt.
Und kriegt er nicht die eine, kommt die andere angeschwirrt.
Daher der deutsche Mann denn stets befriedigt wird . . .
Hauptsache ist, daß sie bequem und sich gehorsam fügt.
Denn er ist Mann. Und das
genügt.

Der deutsche Mann
Mann
Mann —
das ist der unverstandene Mann.
Er flirtet nicht mit seiner Frau. Er kauft ihr doch den Hut!
Sie sieht ihn von der Seite an, wenn er so schnarchend ruht.
Ein kleines bißchen Zärtlichkeit — und alles wäre gut . . .
Er ist ein Beamter der Liebe. Er läßt sich gehn.
Er hat sie doch geheiratet — was soll jetzt noch geschehn?
Der Mensch, der soll nicht scheiden, was Gott zusammenfügt . . .
Er ist ein Mann. Und das
genügt.

# Balkanfriede von Julius Rud. Kaim

„Die Diplomatie hält Wacht, um drohende Konflikte zu verhüten und die Gefahren eines Balkanbrandes im Keime zu ersticken"; dies waren die Worte, mit denen 1912 Graf Berchtold eine Rede beendete, in der er den Stand der europäischen Politik beleuchten wollte. Zwei Wochen später brach der Balkankrieg aus, und es ist kaum anzunehmen, daß Berchtold wirklich der Meinung war, er ließe sich verhindern — was außerdem damals etwa ebensowenig im Interesse der „Großen Politik" bestimmter Staaten lag wie heute. Auch heute hält die Diplomatie Wacht; aber auch heute können ihre Resultate so negativ sein wie damals.

Denn, wenn man die Meinung vertreten will, es sei doch grade vor wenigen Wochen anläßlich der Balkan-Konferenz in Athen der Beweis erbracht worden, daß die Balkanstaaten selbst sich friedlich zusammenfänden, daß also in diesem „Wetterwinkel Europas" endlich die Friedenserkenntnis gereift sei, so muß diesem Optimismus bedauerlicherweise um so mehr entgegengetreten werden, als wirkliche Friedensarbeit nicht bewußt an den ungelösten Fragen vorbeisehen darf. Auf dieser Konferenz ist erreicht worden, daß die Balkanstaaten sich endlich einmal zu gemeinsamer Aussprache zusammengefunden haben; es ist erreicht worden, daß eine Reihe praktischer Wirtschaftsfragen wenigstens theoretisch behandelt wurde, und es mag noch einiges mehr erreicht worden sein. Was nicht erreicht wurde und nicht erreicht werden konnte, ist leider wichtiger.

Gesetzt, es bestände in den Balkanstaaten der Wunsch, sich zu einigen, einen Balkanblock zu bilden, der als geschlossene Großmacht auftreten sollte, so ständen diesem Wunsche praktische Hindernisse entgegen, die außerordentlich schwer zu überbrücken sind. Es zeigt sich nämlich, daß die Grundidee, die sich in dem alten Schlagwort „Der Balkan den Balkanvölkern" ausdrückt, nicht — wie man es gern hinstellt — durch das Eingreifen der Großmächte erschüttert wurde, sondern daß seit Jahr und Tag der Vorgang umgekehrt war: Um sich zu sichern, haben Balkanstaaten sich hinter Großmächte gesteckt, einmal hinter Oesterreich-Ungarn, einmal hinter Rußland, einmal hinter Frankreich. Die Folgen dieser Vorkriegspolitik sind um so weniger auszumerzen, als es nach 1918 nicht anders wurde. Es ist ein offenes Geheimnis, daß hinter Jugoslawiens Militärmacht Frankreich steht, daß Bulgarien eine enge Verbindung mit Italien ersehnt und erreicht hat, daß Albanien ein Ableger italienischer Balkanpolitik ist und daß Rumänien, trotzdem es Mitglied der unter französischer Oberaufsicht stehenden Kleinen Entente ist, neuerdings mit Italien liebäugelt. Es ist ferner bekannt, daß Griechenland, dank seiner enormen Verschuldung an England, ausschließlich eine Politik betreiben darf und kann, die in London genehm ist.

Grade während der athener Konferenztage spielte sich ein kleiner, sehr bezeichnender Vorfall ab: Das bulgarische offiziöse Blatt forderte, daß endlich jenes im Vertrage von Neuilly festgelegte Versprechen eingelöst werde, das Bulgarien einen Zugang zur Aegäis sichere; man forderte Dedeagatsch und einen Korridor durch griechisches Gebiet, indem man die polnische Parallele als Beweis dafür betrachtete, daß eine solche Lösung im Bereich der Möglichkeit liege. Kein Mensch in Bulgarien glaubt, daß diese Forderung — auch ohne Korridor — friedlich erreicht werden könne; nachdem aber auch diese Frage auf der Konferenz als Noli me tangere angesehen wurde, wollte Sofia wenigstens auf diesen kleinen Punkt hinweisen. Auf den bedeutend größern, den der Minderheiten, war man schon allein gekommen, hielt es aber für richtig, ihn nicht zur Diskussion zuzulassen. Die wichtigste, Krieg und Frieden entscheidende Frage der Minderheiten ist dort ebenso wenig behandelt worden wie die

bulgarische Forderung nach einem südlichen Seezugang. Die Minderheitenfrage, die uralte mazedonische Frage kann man nicht beiseite lassen. Wenn Griechenland immer wieder erklärt, für Athen gäbe es diese Frage nicht mehr, so ist damit nicht gesagt, daß es sie nicht nach wie vor für andre Leute gäbe, für Bulgarien etwa, dessen Ministerpräsident Mazedonier ist, oder für Italien, das in den Mazedoniern ein blendendes Mittel sieht, sich auf dem Balkan politische Stützen zu schaffen; und vor allem für die unruhigen Mazedonier selbst.

Jugoslawien hat es bisher nicht fertig bekommen, die von ihm unterdrückten Mazedonier (soweit sie nicht bereits ausgewandert sind) zur Staatsarbeit heranzuziehen; seine Unterdrückungspolitik im sogenannten Südserbien läßt freilich eine genaue Kontrolle dessen, was dort geschieht, nicht zu — rechnet man aber damit, daß nur ein Viertel dessen, was von den mazedonischen Komitees gemeldet wird, der Wahrheit entspricht, zieht man nur das in Betracht, was man selbst in Mazedonien sehen kann, so muß, wer den Charakter der Mazedonier aus der Politik der letzten fünfzig Jahre auch nur annähernd kennt, zu der Überzeugung kommen, daß hier ein politischer Grundfehler gemacht wird, der den Frieden des Balkans auch dann bedroht, wenn in sämtlichen andern Fragen Übereinstimmung bestände.

Die aber besteht nicht. Und sie besteht schon deswegen nicht, weil eben ein Netz von Verträgen jede Gemeinsamkeit des Weges ausschaltet: Seit Italien seinen, schon lange vor dem Weltkriege politisch verfolgten Wunsch, in Albanien eine Einflußzone zu besitzen, durch den Vertrag von Tirana verwirklicht hat, weiß man, daß diese Abriegelung der Adria den Jugoslawen die Sehnsucht nach Saloniki als Ausgangspunkt ins Mittelmeer verdoppelt hat. Jugoslawien verfolgt damit, wie in so vielen andern Punkten, die Politik der ehemaligen Donaumonarchie, und sieht sich, genau wie einst diese, durch Italien in seinen Wünschen gehemmt. Denn der italienisch-griechische Pakt ist stärker als der jugoslawisch-griechische; er ist stärker, weil hinter jenem England steht, hinter diesem Frankreich, und weil Griechenlands Verpflichtungen gegenüber England unvergleichlich größer sind als die gegen Frankreich. Er ist ferner stärker, weil er ein Teil des großen Pakts zwischen Rom, Angora und Athen ist, hinter dem ebenfalls Italien und England stehen, und er ist schließlich stärker, weil die griechische Politik — auch wenn sie ungebunden wäre — nicht anders handeln kann, als jedes Mittel in Betracht zu ziehen, Saloniki und den Norden zu halten.

Über Saloniki ist auf dieser Konferenz nicht verhandelt worden; lediglich die jugoslawische Freihafenzone, ein Ding, das nichts ist und einen Verlegenheitsausweg darstellt, wurde in einer besondern Reise von Beobachtern Gegenstand der Festreden. Auch die albanische Frage ist nur insofern behandelt worden, als gleich in einer der ersten Sitzungen ein Jugoslawe und ein Albaner heftig aneinander gerieten und der Albaner sich zu der Behauptung versteigen mußte, seine Heimat denke nicht daran, sich unter eine fremde Herrschaft zu beugen — mit welcher freilich recht theoretischen Behauptung der Zwischenfall beigelegt war. Wäre der Albaner kämpferisch aufgelegt gewesen und hätte er nicht vermutlich recht genaue Instruktionen aus Tirana mitgebracht, so hätte er ein Wörtchen von jenen Albanern gesprochen, die ebenfalls „Mazedonier" sind! Das an sich schon unerhört schwierige Problem Mazedonien nämlich wird noch dadurch erschwert, daß — wovon so gut wie nie geredet wird — die mohammedanischen Mazedonier bestimmt keine Bulgaren und erst recht keine Serben oder gar Griechen, sondern Albaner sind, eine Tatsache, die sich Italien bei seiner Balkanpolitik zweifellos eines Tages zunutze machen wird.

Balkanpolitik ist eine Politik eigensten Charakters, geht eigne

Wege und Umwege; sie ist nicht aus den „Gegebenheiten" allein zu begreifen sondern aus der Atmosphäre heraus, aus jenem eigenartigen Gemisch von Abenteuerlichkeit und östlichem Geist und westlicher Geste. Gewiß lassen sich zum Beispiel die Interessen, durch die man in Sofia zu Italien neigt, feststellen, gewiß läßt sich Jugoslawiens Sehnsucht nach dem Süden erkennen, die verschlungenen Fäden aber, die von einer Organisation zur andern gehen — wobei beide oft genug ganz im Hintergrund arbeiten —, die Interessengruppen und Geschäftspolitiker lassen sich in ihrer Macht und Wirkung aus den öffentlichen Darstellungen der Politik nicht entfernt erkennen. Daran hat sich seit jener Zeit nichts geändert, da man albanische Schwierigkeiten dadurch beseitigen wollte, daß man den unglücklichen Prinzen Wied zu seinem Fürsten erkor. Einst marschierte Serbien — 1912 — nach Durazzo, und Italien wie Oesterreich protestierten; heute marschiert Italien nach Albanien, und Jugoslawien protestiert. Denn es weiß, daß Italien sich auf jenes Versprechen beruft, das ihm im Kriege von der Entente gegeben worden ist, nämlich, daß es in Albanien eine Einflußzone um die Landschaft von Valona bekäme, eine Zusage, über deren Tragweite man sich damals kaum ganz im Klaren war. Heute gibt der offizielle Vertrag von Tirana den Italienern das Recht, in Albanien Truppen zu landen, wenn es darum geht, „Ruhe und Ordnung" herzustellen, und es wird kaum jemanden auf dem Balkan geben, der nicht davon überzeugt wäre, daß Unruhe und Unordnung in Albanien — auf Wunsch und Bestellung oder auch ohne Einwirkung von außen — eines nicht fernen Tages günstige Gelegenheit bieten werden. Daran ändert keine Konferenz etwas, und sie ändert erst recht nichts daran, wenn sie die wichtigsten Dinge nicht zur Sprache bringt und bringen kann. Italien treibt auf dem Balkan eine durchaus aktive und zielsichere Politik, die sich in nichts von der Interessen- und Prestigepolitik der Vorkriegsdiplomatie unterscheidet, es betreibt — und mit Erfolg, indem es die Revisionswünsche Bulgariens und Ungarns ausnutzt — die Einkreisung Jugoslawiens, das in seiner jetzigen Diktaturperiode nicht weniger als vorher innenpolitisch die Fehler der habsburger Monarchie nachzuahmen sucht. Wo Interessen und Bindungen so auseinanderstreben wie auf dem Balkan, kann leider der Friedensfreund nur dann Erfolge erhoffen, wenn die ernstesten Verwicklungen tatsächlich einer Lösung entgegengeführt würden. Auch der „Balkanbund" (vorläufig noch eine vage Hoffnung) wäre eine Lösung nur dann, wenn die innerstaatlichen Gefahrenherde beseitigt würden. Woran bisher niemand, weder auf dem Balkan noch in Genf, zu denken wagt.

## Räuber und Soldaten

Sind doch die Räuber eine recht beherzte Art von Soldaten und die Soldaten nicht die geringsten unter dem Räubervolk — eine allerliebste Übereinstimmung der Berufe. Indessen ist euch dieses weitverbreitete Laster nicht eigentümlich; es ist fast allen Nationen gemeinsam. Zum Beispiel Frankreich . . ., dort ist das ganze Land auch in Friedenszeiten (soweit man das „Frieden" nennen kann) erfüllt und bedrängt von Söldnerscharen. Die sind aus demselben Grunde aufgekommen, der euch veranlaßt hat, hierzulande die faulen Dienstleute zu füttern, nämlich weil die törichten Staatsweisen sich einbilden, das öffentliche Wohl beruhe darauf, daß immer eine starke und zuverlässige Schutzgarde, vor allem von abgedankten Soldaten, vorhanden sei, da man einmal zu ungeübten Rekruten kein Vertrauen hat. So müssen sie wohl gar eigens nach Kriegen suchen, um wohlgeübte Soldaten zu haben, und nach Menschen, die kostenlos geschlachtet werden können, damit nicht, wie Sallust so witzig sagt, „Hand und Sinn durch die Muße erlahmen".

*Thomas Morus ‚Utopia'.*

# Bundeskanzler Ender von Ambros Hammerschmitt

Wir haben den Mann, der heute die Bundeskanzlergeschäfte der Oesterreichischen Republik übernommen hat, den vorarlberger Landeshauptmann und Advokaten Doktor Otto Ender vor längerer Zeit an dieser Stelle im Beispiel seines Musterländchens vorgestellt. Wir haben im vergangenen Sommer am Scheitelpunkt des Heimwehrskandals diesen neuen Bundeskanzler in der Ausübung seiner landeshäuptlichen Autorität gleichsam wie einen zivilen Balkankönig vier Meter vor dem bärtigen Steidle die vorarlbergische Heimwehrfront kurz nach der „Feldmesse" abschreiten sehen. Man hat uns bereits damals mitgeteilt, daß bei der geistigen Impotenz des Doktor Steidle die Sonderrolle dieser bestialischen Schreier zu Ende gespielt sei, wenn man auch in den Sommermonaten kaum ahnen konnte, daß dieses Fiasko einer politischen Komödie so niederschmetternd für Starhemberg und Seipel enden würde.

Wir hatten von neuem wochenlang Gelegenheit, die geistige, wirtschaftliche und politische Lage in diesem klerikalsten Musterland des österreichischen Bundes genau zu überprüfen und hatten dabei gesehen, daß hier die wirtschaftlichen Voraussetzungen im Rahmen der allgemeinen Krise noch unaufhaltsamer einer katastrophalen Situation zusteuerten; und dies im Musterland. Auch in Vorarlberg leben die frömmsten Leute nicht nur vom Beten; aber die Arbeiter, kleinen Beamten und Angestellten, die notleidenden Heimarbeiter der Stickerei, die Arbeitslosen, der heruntergewirtschaftete Alpenbauer, die armseligen Fremdenverkehrsunternehmer — sie alle leben unter einem erbärmlichen Standard.

Wir haben nur eine einzige Clique gesehen, der es hier neben den Großunternehmern in allem gut geht: das ist die Kirche mit ihrem nächsten Anhang. Unzählige Geistliche weltlicher und jesuitischer Observanz und jener lange Schwanz ehemaliger klerikaler Verbindungsstudenten, die, wie der berüchtigte Finanzminister Ahrer und der neuerkorene Leiter der österreichischen Bundesbahnen Straffella, beinahe in alle bessern Landes- und Bundesstellungen hineingeschoben wurden. Warum auch nicht? Die gefährliche reichsdeutsche Jesuitenfabrik in Feldkirch überschüttet das Land mit Sprößlingen jesuitischer Machtgier. Der neue Bundeskanzler ist seiner Abstammung und seiner Erziehung nach, was man so nennen kann, ein wahrer Musterkoffer all jener frommen Eigenschaften, an denen selbst der jubelnde sozialistische Führer Renner noch einige Freuden erleben wird. Ender ist ein Fabrikantensohn aus der Stickereiindustrie des Rheintals; ein bewährter Jesuitenschüler; natürlich ein alter Herr der katholischen Austria-Verbindung; erzreaktionär in seiner kulturellen Denkart; verbissener Gegner jeder wirklichen Ehereform und jeder gerechten Reform der Sozialversicherung. Will man noch mehr? Dann eben auch noch ein gerissener Geschäftsmann.

In diesem kleinen Grenzland, in dem die Not den Beobachter aus jeder Ecke sichtbar und deutlich anstiert, blüht eine üppige Kulturreaktion: kein moderner Film wird zugelassen, die Buchhandlungen führen nur die von der klerikalen Herrschaft geduldeten Bücher, die Mädchen dürfen nicht wie in der übrigen Welt mit den Knaben zusammen in der Klasse sein, der Fremdenverkehr wird wegen moralischer Verseuchungsgefahren abgestoppt, der Sozialdemokrat Löbe darf nicht öffentlich sprechen, die kleine Regierungsstadt Bregenz wird als Residenz Enders überall bevorzugt, in den Fabriken werden gelbe Gewerkschaften als eigne Betriebsgewerkschaften mit Heimwehrzwang unter schärfsten Terrormitteln von allen Seiten gefördert, und dann endlich übernimmt der Landeshäuptling selber im Zylinderhut das Oberkommando über die Heimwehr. Der gleiche Otto Ender, der in

einem privaten föderalistischen Begeisterungsrausch als Schwiegersohn eines schweizerischen Kantonvorstehers und als erster vorarlberger Landeshauptmann, denn bis dahin gehörte das Land politisch zu Tirol und Doktor Ender zur Landeshypothekenbank, 1918 Vorarlberg den Schweizern gradezu in den Rachen werfen wollte. Das war kein Hochverrat — nur eine wirtschaftliche Spekulation. Selbst aber den Schweizern war es zu schwarz. Wer will auch noch positivere Seiten dieses Mannes kennen lernen?

Wir haben an dieser Stelle vorausgesagt, daß es in diesem bäuerlichen und kleinbürgerlichen Alpenland mit der überindustrialisierten Zentrale keinen andern Ausweg geben kann als einen Zusammenschluß sämtlicher aktiven Kräfte der Arbeiter, Bauern und Bürger; für einen wirtschaftlichen und kulturellen Aufbau über diese fortschrittlichen Kräfte verfügt der österreichische Bund in ausreichendem Maße; wir wissen auch, daß dieser kleine europäische Sektor einer Weltwirtschaft nicht auf die Dauer Sonderinteressen und Sonderwege verfolgen kann. Damit stehen wir in unsrer politischen Betrachtung des neuen Bundeskanzlers vor der einzigen Frage, ob die Persönlichkeit Enders nur im entferntesten jenen Abgrund zuzuschütten vermag, den das Seipelsche „moralische Vabanquespiel" so furchtbar zwischen den Oesterreichern aufgerissen hat.

Die laute Begeisterung und der linke Jubel über Rettung der österreichischen Demokratie durch Ender setzt uns in Erstaunen; wir können beides schwer begreifen. Die Situation, in der sich der christlichsoziale Klub gegen Seipel zu scheinbaren Konzessionen an den Augenblick einverstanden erklären mußte, verlangte doch eine ausgesprochene und eindeutige christlichsoziale Interessenpolitik im Sinne Enders. Die wiener ‚Reichspost' zeigt nur ihr weinendes und nicht ihr grinsendes Auge, während immerhin der Herr Prälat Seipel „als erster Nationalrat den Bundesführer Starhemberg, dessen Mutter die Bundesrätin Starhemberg, die von der Galerie aus ihrem Sohn zulächelte, mit Handschlag begrüßte"; das alles steht in einer ernsten Zeitung und ist ernstes Theater.

Was wird sich denn mit Ender ändern? Nichts in den großen Prinzipienfragen zugunsten einer auch nur fortschrittlichen österreichischen Politik: den Wahlreformkampf hat bereits Seipel im ‚Neuen Reich' eingeleitet; eine zahme Agrarreform, wie sie von sämtlichen Nachfolgestaaten durchgeführt worden ist und die endlich einmal jene barbarischen Besitzverhältnisse in einigen Bundesländern, vor allem im Burgenland, abschaffen würde, durch die österreichische Bauern von ihrer Scholle weg in die Fremde getrieben werden, wird von Ender keinesfalls in Angriff genommen werden. Eine einzig mögliche und vernünftige Ehegesetzgebung kann er als klerikaler Heißsporn niemals durchführen; die Frage der Bundesbahn-Elektrisierung bis nach Wien wird ihn mit manchen Kohleninteressenten in schweren Konflikt bringen. Es bleibt die Abgabenreform zwischen Bund und Ländern und vielleicht noch das Werk eines deutsch-österreichischen Zollvertrags. Und die Heimwehren: da wird das Beispiel Vorarlbergs und der Rat Vaugoins Lehrmeister sein. Den Rest bildet die Anschlußfrage: sicherlich wird auf inständiges Bitten Herr Ender auch Herrn Löbe wie jedem fremden Pfaffen gestatten, einmal während der Sommerferien im Ländle zu reden. Mit Brüning verbindet ihn die katholische Verbindung und die Jesuitenschule. Das genügt für eine segensreiche Festigung der beiden deutschen Demokratien. Wir wollen als eine dringendste Warnung aussprechen, daß wir glauben: niemals in den letzten Jahren ist die katholische Machtpolitik und Reaktion gefährlicher und eindeutiger vorgestoßen als in den Fällen der beiden Jesuitenzöglinge Ender und Brüning.

# Carl Sonnenschein von Peter Panter

> Du merkst, daß die Bedauerei
> So eine Art von Wonne sei.
>
> *Busch*

Wer war der Doktor Carl Sonnenschein —?

Darüber unterrichten uns zwei Bücher:

Karl Hoeber „Dr. Carl Sonnenschein" (erschienen im Buch-Verlag Germania AG. in Berlin). Ernst Thrasolt „Dr. Carl Sonnenschein" (erschienen bei Kösel & Pustet in München).

Thrasolt, ein katholischer Priester aus Berlin-Weißensee, hat hier seinem gegnerischen Freunde Sonnenschein ein Denkmal ... nein, das hat er eben nicht getan. Sondern er hat eine Fülle lebendigen Materials für einen ehemals lebendigen Menschen zusammengetragen, für einen, der wohl so lebendig gewesen ist, daß man sein Wesen sehr, sehr schwer in einem Buch einfangen kann. Der Mann ist der geistige Vater einer innern „katholischen Aktion", nicht jener, die der betriebsame Herr Klausner aufzieht (hier ist das Modewort „aufziehen" einmal am Platze) — sondern der Vater einer groß angelegten Aktion, die auch dem religiös Neutralen, grade ihm, zeigte: wir Katholiken sind in Berlin auch noch da. Was war Sonnenschein für ein Mensch?

Aus den beiden zitierten Büchern geht zunächst einmal hervor, was alles ein Biograph aus seiner Figur machen kann. Bei Hoeber erscheint ein ernster, hilfsbereiter, aktiver Katholik — recht würdig, recht anständig, recht gleichgültig. Bei Thrasolt, der glühend bei der Sache ist, ein flackernder, beweglicher, fast wilder Apostel der Caritas. Was brennt hier?

Merkwürdigerweise nicht der Katholizismus. Man hat bei dieser Inflation der Wohltätigkeit eher das Gefühl, daß da ein Mann am Werke gewesen sein muß, den sublimierter Machtwille und Regsamkeit, Betriebsamkeit und verwandelte Herrschsucht bewogen haben, die Großstadt zu erobern ... für wen? Für sich? Sicherlich nicht. Für Rom? Der Mann hat niemals Proselyten zu machen versucht; ich glaube auch nicht, daß er heimlich kalkuliert hat: sie werden schon kommen, wenn wir ihnen geholfen haben. Das ist es alles nicht. Der Weise nennt die Güte das „menschliche Urphänomen", was sie nach Nietzsche nicht ist. Man müßte hier eine Entscheidung treffen, um Sonnenschein ganz zu verstehen.

Thrasolt hat eine höchst lesenswerte Dokumentensammlung geschrieben. Ein geschlossenes Bild von einem so wenig geschlossenen, von einem aufgeschlossenen, auf jeden Reiz heftig reagierenden, nach allen Seiten fluktuierenden Manne zu geben, ist vielleicht nicht möglich.

Sonnenscheins absolute Reinheit voran. Was nun Thrasolt gemacht hat, ist deshalb so bunt und wirksam, weil er mit seinem Objekt leicht verkracht war. Sonnenschein mochte Thrasolt nicht, weil der, wie Sonnenschein das nannte, „jugendbewegt" war. Das steht auf einem andern Blatt — Thrasolt gibt es anständigerweise zu und macht nun eine Biographie, die

miserabel geschrieben ist, die aber etwas tut, was ich eigentlich selten gefunden habe: sie gibt wirklich einmal den ganzen Zeithallo mit, den Menschen mit seinem Widerspruch, und der war bei Sonnenschein aller Enden zu finden... das Buch gibt alles. Daraus könnten die Herren Republikaner lernen, die es bei biographischer Besingung ihrer Helden an öligem Pomp mit jedem Hofgeschichtsschreiber aufzunehmen pflegen.

Diese unbeschwerte Art haben dem Thrasolt die Katholiken verübelt, aber auch da wieder nicht alle — denn Sonnenschein war sowieso für die ganz Feinen eine etwas suspekte Erscheinung, ein Zigeuner der Wohltätigkeit. Es mag bunt genug in seinen Sprechstunden hergegangen sein, er half allen und jedem, machte das in den freisten Formen und führte selber das gehetzte Leben seiner Epoche: an diesem Mann ist unendlich viel Inflation, grade in seiner Betriebsamkeit. Thrasolt, in unbeirrbarer Anständigkeit, sagt anläßlich einer sehr betrübenden „Wende" in Sonnenscheins Leben, die ihn überall da schweigen ließ, wo es hätte gefährlich werden können: „Ohne diese Wende wäre auf Sonnenschein das Los Lammenais', Murris oder Marc Sagniers und seines ‚Sillon' gefallen, oder er hätte trotz all seines Opfers und seiner Liebe als Ketzer oder als Bußprediger in der Wüste oder kleiner verhaßter Stänker geendet, nicht als die Liebe, der Stolz und der Ruhm des katholischen Berlin." Ja, wo die Liebe hinfällt... Er ist so schön tot.

Sonnenschein ist auf dem Collegium Germanicum in Rom ausgebildet worden, hat dann später in Westdeutschland gearbeitet und kam kurz nach dem Kriege nach Berlin, wo er in zehn Jahren ein erstaunliches Hilfswerk vollbracht hat — nicht nur, wie der ursprüngliche Name seiner Organisation sagte, an Studenten sondern an allen, die da hilfsbedürftig waren.

Dieser Mann war kein ausgeklügelt Buch. Seine Kriegshaltung war lamentabel; Thrasolt hat hier seine besten Seiten geschrieben.

„Schuld daran, daß die Katastrophe (1914) überall grade auch die Katholiken nicht vorbereitet und nicht gefeit traf, hatte überall der Staatskatholizismus, die kleine kurzsichtige Hingabe des Christen an den Staat, die Selbstaufgabe ihres christlichen Bürgerrechtes um das Linsenmus des Staatsbürgerrechtes, der Verzicht auf Christenehre für nationale Ehre, der Verrat des Taufeides um des Fahneneides willen, der Untergang des eigenen persönlichen Gewissens in die gewissenlose öffentliche Meinung..." Von Sonnenschein: „Die Schuld des Staatschristentums, den Verrat Christi an Cäsar auf allen Gebieten sieht er nicht oder betont er nicht scharf genug."

Mir ist es recht verhaßt, solche Reinigungsprozesse beim Gegner auszunutzen; Schema: „Er gesteht selbst ein..." Er gesteht gar nichts ein. Sondern hier ringt ein Mann mit seiner Sache, will sie mit allen Kräften, die ihm zu Gebote stehen, von dem Schmutz säubern, mit dem sie sich besudelt hat... vor dergleichen hat man den Hut zu ziehen, und hier haben alle Schachzüge zu unterbleiben. Dieser Priester nimmt Cäsar, was des Cäsars nicht ist. Und die offiziellen Katho-

liken, die, was ich düster ahne, den tapfern Priester Thrasolt unsre Zustimmung entgelten lassen werden —: mögen sie in der Hölle braten.

Sonnenschein hat den Krieg nicht verstanden, nicht einen Augenblick lang.

Er hat im Krieg mittels eines riesigen Archivs Lesestoff an die Front geschickt, er hat mit Studenten korrespondiert und mit vielen andern; er hat vermittelt, Wünsche entgegengenommen, Briefmaterial bearbeitet — dies Material gehört heute leider dem Reichsarchiv, und nun ist es verloren. Denn was die da treiben, ist Reklame für einen neuen Krieg.

Das Briefmaterial ist erschütternd. Thrasolt nennt es mit Recht „vernichtend", nämlich vernichtend für die Kriegstreiber aller Konfessionen. Die Auszüge, die er gibt, beweisen es aufs trefflichste. „Es ist zu bedauern", sagt er, „daß dieses vernichtende Briefgericht über den Krieg nicht allgemein zugänglich ist..." Nein, das wird es ja wohl nicht sein. Das Reichsarchiv ist eine Behörde für die Klausur authentischer Dokumente. Der Etat dieser Behörde wird auch von den Sozialdemokraten bewilligt.

Sonnenschein also versagte, in und trotz aller Arbeit, bei dieser Sache. Auf einen besonders jammervollen Brief eines Soldaten antwortet er einmal: „Wir müssen jetzt tapfer aushalten. Wann der Friede kommt, weiß niemand." Dieser Mann ist bestimmt nicht feige gewesen — aber einsichtslos. Thrasolt häuft Material auf Material. Das herbe Urteil der Soldaten über die Roten-Kreuz-Schwestern... Herrschaften, daß das nicht mal einer schreibt: Die Frau im Kriege — nein: das Weibchen im Kriege... Dann Sonnenscheins Nachkriegshaltung —, daß ein katholischer Priester wie Thrasolt den Mut aufbringt, derartiges zu veröffentlichen, spricht nicht etwa, wie die Offiziellen seiner Partei glauben, gegen die Bewegung; es spricht für sie.

Die Katholiken haben sonst ihr gerüttelt Maß Schuld. Es ist nicht so groß wie das der protestantischen Hofprediger; für die gibt es keine Bezeichnung, die nicht unter das Strafgesetz fiele. Frömmigkeit und Krieg... „Es wird in den Soldatenbriefen an Sonnenschein berichtet von der großen Zahl der Geschlechtskranken, und die Ansicht wird ausgesprochen, daß die Religion nicht vor geschlechtlichen Sünden schütze, da im gegebenen Falle die meisten Kranken aus katholischen Zentren, wie Köln, stammten." Das klingt schon anders als im katholischen ‚Hochland' der gradezu gotteslästerlichere Satz eines Herrn Matthias Laros, der sich also ausläßt: „So groß der Anteil des Krieges an der Sittenverwilderung der Nachkriegszeit angesetzt werden mag — er ist um so beträchtlicher, als die Militärbehörde selber den jungen Leuten die Präventivmittel in die Hand gab und ‚einwandfreies Bordellmaterial' lieferte." Also daß die Katholiken Menschen getötet haben, das geht ja noch an. Aber daß die Militärbehörde auf einen bestehenden Status Rücksicht nahm und dafür sorgte, zu wenig sorgte, daß sich nicht noch mehr Leute den Tripper holten... das könnte ja wohl die Dogmen bedrohen. Eine vergnügte Christenliebe.

Mit Sonnenschein als Politiker also war es nicht viel. Er war noch am 8. November für die Monarchie... viel Freude macht einem das alles nicht.

Was Freude macht, ist die fanatische Ehrlichkeit Thrasolts, dem übrigens, wenn er nicht von geistigen sondern von weltlichen Dingen spricht, hier und da ausgezeichnete Formulierungen glücken. „Iwan Noske" ist nicht von schlechten Eltern, und dies hier vom Kapp-Putsch auch nicht: „... als eines Morgens Berlin wach wurde und von der Soldateska, den Söldlingen und Landsknechten der Baltikumer und Freikorps besetzt war, da unter den Stahlhelmen Hazardeure mit frechen, fleckigen Visagen und junge Idealisten mit St. Georgs-Augen durch die Straßen marschierten und patrouillierten... schlugen die berliner Arbeiter in passivem Widerstand mit den Händen in den Hosentaschen die Banden Kapps und Ehrhards; sie zogen ab unter den Rosen und den Heilrufen der weiblichen Bevölkerung, wie Sieger..." Und an andrer Stelle, wo er von dem Separatismus spricht, den er nun eben nicht wie den ††† Gottseibeiuns behandelt, sondern sehr ruhig und sehr richtig: „Die SPD, die geborene Erbin des preußischen Zentralismus und Nationalismus und aller preußischen Untugenden, wetteiferte mit dem Zentrum und der Demokratischen Partei um das beste Prädikat auf dem Gebiete des Nationalismus. Sonnenschein wehrte sich innerlich, klagte in kleinem Kreise und schwieg äußerlich und öffentlich. Im Eifer um nationalen Schein verzichtete man auf nationales Sein." Und dann eine Prachtstelle, die sich jene Rheinländer hinter die Ohren schreiben sollten, die sich gar nicht genug ereifern konnten, als ich hier für Joseph Matthes eine Gerechtigkeit gefordert habe, wie sie jeder, jeder zu fordern hat. Brief Sonnenscheins vom 12. Februar 1919: „Die Angelegenheit der rheinischen Republik scheint unterdessen doch in Ordnung zu kommen. Ich habe mehr Vertrauen zur Sache, seit ich weiß, daß Adenauer hinter ihr steht. Verwaltungsmenschen wie er werden die Sache schon praktisch anfassen." So hat das ausgesehn. Wer ist bei den französischen Generalen im Vorzimmer gewesen? Matthes allein? Wer noch —?

Nun, also Thrasolt bemüht sich, uns den Doktor Sonnenschein in allen nur denkbaren Beziehungen aufzuzeigen. Es gelingt ihm, einen Begriff zu geben — unleugbar. Wenn ich sagen sollte, ob mir diese Figur und dieser Betrieb sympathisch wären, so müßte ich sagen: Nein, das sind sie nicht. Für einen Außenstehenden wirkt das alles ein wenig turbulent; man versteht diesen Eifer nicht recht, man kann nicht ersehen, um welchen Mittelpunkt das rotiert. Helfen? Hut ab. Sozialistisch ist es gar nicht. Aber ist es katholisch? Noch katholisch? Grade katholisch? Das mögen die Herren unter sich abmachen — mir ists gleich. Immerhin hat der Doktor Sonnenschein gegen die männlichen und weiblichen alten Weiber seiner Partei, jene mit dem strengen Zug um den Mund, der auf böse innere Vorgänge schließen läßt, tausendmal recht.

Den Schriftsteller Sonnenschein überschätzt Thrasolt, der bei allem guten Willen in geistiger Hinsicht ein kleiner Mann

aus der Provinz ist, erheblich. Jene „Notizen", auf deren Sammelbände, erschienen im Buchverlag der Germania, ich hier schon einmal hingewiesen habe, sind fesselnd, stehen weit über dem Durchschnitt einer auch von gebildeten Katholiken beklagten Traktätchen-Literatur, und es finden sich da überraschend gute Formulierungen; sie mit Nietzsche zu vergleichen spricht nur für die formidable Unbildung des Vergleichenden. Ich möchte ihre abrupte Schreibweise eher mit den Ansprachen des Konrektors Freese aus Schleichs „Besonnter Vergangenheit" vergleichen, übrigens ein Kapitel vom allerbesten deutschen Humor. Sonnenschein: „Über weiche Wege und durch einsame Wälder springen die Wagen hügelaufwärts! Vor das breite Stift! Nun durch das Tor! Ins Treppenhaus. Das baute 1713 Brandauer. 175 Meter breit! Im neuitalienischen Stil!" Konrektor Freese: „Je, warum haben die Griechen keine Reime? Auffällig, nich! Je, ich wills sagen. Reim is Echolalie, Nachahmung des Echo, Koselaute, Zärtlichkeit! Och! Sie wissen, Echo ist das Weib, das nie von selber spricht, aber einmal angeredet, nie wieder aufhören kann. Je, das sind die witzigen, bißchen boshaften Griechen. Denken Sie, Aristophanes, Satire: Lysistrata, Vögel!" Sonnenschein war ein geschickter, impulsiver, trefflich improvisierender Mann. Nietzsche ... Aber Herr Thrasolt! Keine Zeit haben ist noch kein Genie.

Das Buch Thrasolts ist leider in einem erschröcklichen Stil geschrieben, sehr jugendbewegt, mit allen den vier f: frisch, fromm, froh und filiströs. Einmal steht da etwas von Sonnenschein als „Mensch und Katholik" ... eins der lustigsten Malheure, die durch dieses wahnsinnige Modewort jemals angerichtet worden sind. Das laß du man den Papst hören. Und: „Als er seine Forelle auf hat" und: „Kommt er ausgeschlafen zurück und ist frisch und voll Geist wie ein Fisch." Hoppla.

Uns hat er auch beim Wickel. Hier hat Robert Breuer im Jahre 1926 über Sonnenschein referiert, und das trägt im Buch welche Überschrift? „Dr. Sonnenschein in kommunistischer Beleuchtung". Du ahnungsloser Engel du —

Thrasolt untersucht auch die Frage: Ist Sonnenschein ein Seelsorger gewesen? — und verneint die Frage. Richtig: er war kein Seelsorger; er war zunächst ein Leibsorger. Eins nicht ohne das andre ... gewiß. „Er war für sich eine ganze Heilsarmee", hat einer von ihm gesagt. Und die ist nicht jedermanns Sache, trotz ihrer großen Verdienste, die sie um die Armen, und wegen ihrer großen Verdienste, die sie an den Armen hat, nicht. Das schönste und treffendste Wort, ein gradezu Shakespearsches Wort, hat über den Doktor Carl Sonnenschein ein Junge auf der Straße gesprochen. Der sagte, als er den riesigen Trauerzug sah, den so viele „seiner" Armen begleiteten: „Nanu? Wer wird denn da begraben? Der war ja mit der ganzen Welt verwandt!" Das ist das höchste Lob, das man dem Mann spenden konnte. Und der Junge hat nicht gewußt, daß darin auch jene kritische Anmerkung enthalten gewesen ist, die wir leise machen müssen: wer so nach allen Seiten zerfließt, wer so zu allem wenn auch nicht Ja sagt, so

doch Ja tut, und wer so wenig zu gewissen übeln Erscheinungen nicht hat Nein sagen können: der war nur ein Allerweltskerl. Man hätte sich andres gewünscht und größeres.

Hoeber ist nicht zu lesen — Thrasolt für den, der die Mächte kennen lernen will, die dieses Land in Wahrheit regieren, von großem Interesse.

Alles in allem: man sollte den Katholizismus studieren, bevor man ihn bekämpft, und ihn dann — dann erst — ablehnen, bis in seine tiefsten Folgerungen. Das kann man aber nur von oben, nicht von unten. Und auch nach Kenntnis dieses großen charitativen Werks Sonnenscheins ist zu sagen: mit der katholischen Metaphysik kann man respektvoll rechten, der liebe Gott bewahre uns vor ihren Konsequenzen. Mit der kirchlichen Politik niemals. Sie hat oft, im Strudel des Wahnwitzes, für Deutschland in der Außenpolitik viel Vernünftiges gewollt, aber sie hat es sich in der Innenpolitik immer überzahlen lassen. Und über die Mittel dieser Politik kann es nur ein Wort geben: skrupellose, ganz und gar weltliche Strategie. Wer das Kreuz vor solchen Wahlkampf hält, ist ein Heuchler. Meine intensiven Bemühungen, den Katholizismus zutiefst zu verstehen, kommen also nicht aus heimlicher Schwäche. Mir sind nur die Herren Freidenker zu platt, halten zu Gnaden.

Dem Andenken Sonnenscheins — bei aller Kritik — alle Reverenz.

---

# Studenten von Ernst Moritz Arndt

Zuerst gibt es auch unter den Studenten, obgleich sie alle andern Menschen unter dem Namen Philister sich grade gegenüberstellen, in ganzer Bedeutung des Wortes echte Philister, die man zum Unterschiede von den andern Philistern Studentenphilister nennen könnte. Dies ist jene zahlreiche Klasse Menschen, die Gott als Ballast und Überfracht des Lebens gesetzt, und denen er zum Trost ihres Daseins eine reiche Gabe von Selbstgenüge und Selbstgefälligkeit gegeben hat: jene Art, welche sich eben so oft mit fortschiebt, und ohne welche, wie es mir vorkommt, die Welt und das Leben zu geschwind rundlaufen würden: jene, welchen alles Lebendige sich zur toten Form versteinert, und welche die Nußschalen ganz entzweiknacken, deren Kerne die Kühnern schon herausgeholt haben. Diese Studentenphilister erscheinen nach dem Ton, der eben auf einer Universität herrscht, in sehr verschiedener Gestalt: doch haben sie alle den wunderbaren Götzen gemein, der lange schon bei Studenten Komment genannt wird, ein seltsames und unbeschreibliches Ding, dessen Bedeutung aber die meisten, welche dieses lesen werden, so sehr kennen, daß ich es nur anzudeuten brauche. Keiner einzigen deutschen Universität fehlt es ganz an diesem Komment, einer Überlieferung von Seltsamkeiten und Schnurrigkeiten, die in tausendfältigen Verkleidungen und Wechselungen noch immer ungefähr zu demselben Ziele streben. Wo das Studentenleben und die Freiheit am mattesten sind, auf den zierlichen Universitäten, ist am wenigsten von dieser in mancher Hinsicht doch recht anmutigen Abenteuerlichkeit zu finden. Auch wo etwa einmal eine Zeitlang akademische Windstille ist, da zieht sich dieser Komment unter die mittelmäßigsten Köpfe zurück; wo aber frischer Wind oder gar Sturm des Lebens weht, da sind auch die Besten und Kühnsten eifrige Pfleger desselben. Doch

Götze und Spielwerk bleibt es den Philistern unter den Studenten das einzige Höchste, was sie in der Zeit der glücklichsten Freiheit erleben können.

*

Es läßt sich oft nichts Elendigeres, Dummeres und Platteres denken als das Treiben und Leben und Weben des sogenannten Komments und der flotten Burschikosität. Es ist unglaublich, wenn grade zufällig der Überfluß der geistigen und erregenden Kräfte auf einer Universität nicht groß ist, mit welcher jämmerlichen und matten und geistlosen Leerheit und Nichtigkeit die faulen Philister und die wilden Renommisten die köstlichste Zeit der Jugend vertändeln und verspielen, und wie sie trotz den ausgemachtesten Philistern des gewöhnlichen Bürgerlebens das Nichts mit einem Ernst treiben, der bei solcher Jugend doppelt und dreifach possierlich ist. Diese drücken durch ihr breites und plattes Leben, das sie mit voller Philistermethode führen, den Geist tot, das einzige, weswegen die akademische Freiheit in einem guten Staate noch geduldet werden kann. Sie zwingen eine Menge unerfahrener oder schwacher Jünglinge, die sich in eigner Selbständigkeit nicht behaupten können, in ihre jämmerliche Tollheit hinein und machen sie wüst, dumm, faul und unwissend, wie sie selbst sind. Und auf diese Weise geht dem Staate eine Menge Jünglinge verloren, die sonst geschickte und brauchbare Männer hätten werden können.

*

Unerträglich, ja zuweilen greulich, ist die Tyrannei, welche durch den Orden und Landsmannschaften und durch die pedantischen Philister des Komments über die ganze Studentengesellschaft geführt wird, und deren Last alle Freiheit und alles Selbstgefühl unterdrücken muß. Die meisten müssen sich schon in das eiserne Joch fügen, wenn sie anders Frieden haben wollen; denn es kommt hierbei in der Regel nicht bloß auf gewöhnlichen, unleidlichen Zwang oder auf unangenehme Mißverhältnisse an sondern meistens gar auf Leben und Tod. Man sieht, wie arg bei aller gepriesenen Freiheit die schändliche Knechtschaft ist, wenn mancher recht stattliche und ritterliche Jüngling sich darum in zehn oder fünfzehn Duellen raufen und endlich einen Ort wohl gar verlassen muß, wo er wegen seiner Studien und wegen andrer Rücksichten gern geblieben wäre.

*

Endlich sind die Zweikämpfe auf den deutschen Universitäten ein uraltes und unvertilgbares Übel; trotz aller Hindernisse und aller Strafen dauern sie von Jahrhundert zu Jahrhundert fort und scheinen dieser Jugend, die sich doch für die Übung der Wissenschaften und Künste bestimmt und vereinigt bekennt, wie eine rechte Pest des Unheils eingeimpft zu sein. Und diese Zweikämpfe als Kinderspiele oft um den größten Tand und die läppischsten Kleinigkeiten! So daß es dahin gekommen ist, daß Eltern, die ihre Kinder auf die Universität schicken, sie fast in den Krieg zu schicken scheinen. Denn wie viele von ihnen kommen gar nicht, wie viele kommen mit verstümmelten Gliedern und verletzter Gesundheit zurück.

*

Die Art muß man zuerst verbessern; dann macht sich der bessere Komment von selbst.

*Aus einer Schrift „Über den deutschen Studentenstaat", erschienen 1815 im ‚Wächter'. Neuauflage 1921 im Rheinland-Verlag zu Köln.*

# Minderheits-Geschichtsschreibung

von Arnold Zweig

Seit Jahren muß sich die Geschichtsschreibung den Einbruch unzünftiger Köpfe in ihr Gebiet gefallen lassen. Breysig und Spengler, Wells und van Loon versuchten mit Erfolg, dem allgemeinen Leser den Ablauf der Geschehnisse begreiflich zu machen, der ja als Endprodukt, wenn es gelänge, ihn ganz und gar zu durchleuchten, das völlige Verstehen jeweiliger Gegenwartslagen zur Folge haben müßte. Dabei ist die Geschichte der öffentlich unter normalen Umständen lebenden, also Staaten bildenden Völker, schon Anteil weckend genug; genug unbekannte Tatsachen gibt es in ihr. Viel zu selten enthalten Geschichtsdarstellungen grade das, was unsrer Meinung nach geschichtsbildende Ereignisse verursacht: das Leben der Volksmassen in ihren Schichtungen und Klassenformen. Unser geistiges Sehen unterliegt denselben Gesetzen, wie das körperliche der Augen, Ferne verschleiert sich uns mit blauem Dunst und zeigt nur die sichtbaren großen Gebilde, nicht diejenigen, die sie tragen, halten und formen. Damit müssen wir uns abfinden; nicht aber darf sich damit abfinden der Geschichtsschreiber, der vielmehr durch sein Wissen und mit seiner Phantasie diese Räume überwinden muß, und der selber zu allererst von der Überzeugung durchdrungen zu sein hat, daß um 320 vor oder nach Chr. in der Menschheit die gleichen Grundkräfte wirkten wie 1320 oder um 1930, wenn man ihnen nur respektlos genug auf die Finger sieht, und an die Stelle der Schlagworte und geistigen Epidemien von damals die von heute fröhlich einsetzt.

Unmittelbar einleuchtend aber bricht diese Erkenntnis aus, wenn der Historiker die Geschichte einer Minderheit schreibt, die bei immer gleichen Grundumständen lange Zeiträume unter den wechselnden Machtgruppen, von ihr verschiedener Art, ihr Leben durchsetzt. Je eindringlicher und gleichbleibender der Charakter dieser Gruppe als Minderheit ausgeprägt ist, je machtloser also im geschichtlichen Sinne sie durch die Jahrtausende schreitet, je weniger sie Subjekt und Träger dessen ist, was man bei Staaten als äußere Politik beschreibt, und je mehr ihre äußere Politik sich richten muß auf die herrschenden Schichten und die Volksmassen derjenigen Staatengebilde, in denen sie vegetiert oder glanzvoll fortkommt, um so bedeutungsvoller wird für den heutigen Menschen der Versuch sein, der Geschichtsschreibung zu folgen, die sich mit solcher Minderheit befaßt.

Die Geschichte einer solchen europäischen Minderheit ist vor kurzem geschrieben worden. Ich sage „europäisch", aber man verstehe das mit einem Körnchen Salz: zu diesem Europa gehören auch die Länder des Islam, die das Mittelmeer umschließen, weil sie ja die entscheidenden Ursprünge unsrer gesamten Gesittung einbegreifen, und kurz, es handelt sich um den westlichen Kulturkreis, den Schauplatz der Taten und Leistungen der weißen Rasse in ihren Mutterländern. Und die Sondergruppe, deren Geschichte hier aus einem bestimmten Anlaß empfohlen werden soll, ist die große, seit zwei Jahr-

tausenden für das Leben von Minderheiten beispielhafte der landlosen Juden, geschrieben in zehn Bänden in russischer Sprache, von Simon Dubnow, der in diesen Tagen siebzig Jahre alt wurde. (Dubnow, Weltgeschichte des jüdischen Volkes, deutsch von Dr. A. Steinberg, Jüdischer Verlag, Berlin.)

Welch eine Lektüre! Man sieht die Geschichte der Menschheit vorüberziehen aus der Perspektive einer ihrer kleinern Gruppen, die mit heftigem Daseinsdrang und mit allen menschlichen Schaffenskräften begabt, sich durchzusetzen hat zwischen den Machtklassen und Massenschichten der Völker, ebenso wie zwischen den Völkern selbst, die alle ihre Bewegungen abdrücken in der Leidensfähigkeit dieser geschmeidigen Lebenssubstanz. Ja, auch die Jahrhunderte politischer Selbständigkeit können nur unter dem Begriff der Minderheit richtig verstanden werden, einer kleinen, höchst persönlich durchgebildeten Nation, zwischen den Machtreichen sich haltend, die seit den Pharaonen und den Großkönigen der Assyrer einander befehden und in der Weltherrschaft ablösen — sich haltend in einem Landstrich, der geopolitisch von einer Bedeutung erster Ordnung bleibt, solange überhaupt das Mittelmeer den wichtigsten Schauplatz menschlicher Geschichte abgibt. Aber nach der Aufgabe dieser politischen Selbständigkeit, erzwungen in zähen Kämpfen durch die Weltmacht Rom, wird die Geschichte einer kleinen Nation umgewandelt in die typische der modernen Minderheit, die sich gegen das Verschwinden wehrt, die Aufsaugung durch die siegreichen Gruppen, die ihr nach den Lehren der Machtgläubigen nur durch ein Wunder erspart bleiben könnte. Aber das einzige Wunder, das hier kund wird, ist die Kraft des Menschen, sein Wille zur Selbstbehauptung, noch mehr, sein unbändiger Wille zur Zukunft. Es kann hier nicht die Rede davon sein, was dieses Geschichtswerk für Juden bedeute: der unaufhörliche Blick und der unaufhörliche Anschluß in und an ein Kraftreservoir, gegen das die Wahlen von 1930 weniger wiegen als ein Kalenderblatt. Für den allgemeinen Leser aber, für den geistigen Menschen, hat diese Geschichte ihren besondren Rang: grade die Dubnows, die unter modernen Gesichtspunkten angelegt und geschrieben wurde, unter Benutzung aller Quellen, ohne Belastung durch Auserwähltheitsglauben und das gekränkte und empörte Wehgeschrei des Fortschrittmannes, der persönlich beleidigt ist, wenn die brutalen Masseninstinkte primitiver Volksschichten, geschickt gelenkt, sich immer wieder gegen die Juden entladen, die ihnen als Köder von bedrohten Herrengruppen hingehalten werden. Dieser Leser erkennt an dem immer gleichbleibenden Ablauf der Einzelepochen jüdischer Geschichte vielmehr die Dringlichkeit jener Aufgaben, von denen die Dynastengeschichten und die Verherrlicher der großen Taten der Bismarcke aller Staaten freilich schweigen: der Aufgabe nämlich, die mit der Umbildung, Reinigung und Höherzüchtung des Menschen als „zoon politikon" zu tun hat, als Gruppenwesen, grade des Massenmenschen, der von den Bismarcken und Napoleons als Kanonenfutter verwendet, oder von den Chmelnitzkys, Petljuras,

Hitlers, zum Krieg gegen die jüdischen Landeseinwohner aufgereizt wird, im Auftrage und um der Ökonomie kleiner Gruppen willen, die an der Herrschaft bleiben wollen oder zu ihr zu gelangen suchen.

Politische Physik, abgelesen an dem untrüglichen Manometer einer Gruppe, die sich in die Wirtschaft rettet, wenn ihr die politische Sphäre versagt wird, und in den Geist, wenn man ihr die Wirtschaft entreißt, die sich zäh einwurzelt, solange sie nur immer kann, und beständig, wie nur irgend eine Pflanzen- oder Tierart, sich über die Erde treiben läßt, bestehend im Existenzminimum, aber nie in ihm verbleibend, wo immer sich die Möglichkeit dazu bietet — politische Physik und politische Biologie bietet diese Geschichte der jüdischen Menschenabart von Simon Dubnow dem gedankenvollen Leser dar, wie dem, der nur wissen will, wie es eigentlich möglich bleibt, als Minderheit auszudauern. Der unbarmherzige Kampf um die Existenz, geführt von Gruppen, die einander die Nährflüssigkeit der Erde streitig machen müssen, weil niemand sie anleitet, diese, der Möglichkeit nach überreich vorhandene Nährflüssigkeit richtig zu verteilen, ist der Gegenstand des zehnbändigen Werks, und damit ein Vorbild für das Verständnis der Menschengeschichte überhaupt, ungetrübt durch den Ehrgeiz von Eroberern, Schlachtenlenkern und Konferenzleitern. Hier sind die wahren Spuren eingeprägt, die handschuhlosen Fingerabdrücke der Menschheit in ihren Nöten sind hier aufzusuchen. Wer die Größe und Zähigkeit der Ertragenden auskosten will, kommt hier ebenso sehr auf seine Rechnung, wie der Sucher nach den Bewegungen der Weltwirtschaft durch die Geschichte der letzten drei Jahrtausende. Es ist schade, daß zehn Bände nötig waren, dieses Werk in seiner Genauigkeit niederzulegen. Für uns Juden kann es nicht lang genug sein, denn wir finden darin die Macht unsrer geistigen Führer und Schöpfungen ebenso wieder, wie die Ohnmacht unsrer Streitsucht, des „Narzismus der kleinsten Unterschiede" (Freud), dem wir bis zur Lasterhaftigkeit und Selbstvernichtung zu frönen pflegen. Aber für den deutschen Leser, für den europäischen überhaupt, den dieses Buch mindestens so sehr anginge wie uns, wäre eine Ausgabe notwendig, die auf drei Dünndruckbänden von im ganzen zweitausend Seiten diese Geschichte zusammenfaßte. Denn mit modernen Menschen lebend, in der Überzeugung, daß die Einheitlichkeit der Erdzivilisation endlich nach organisatorischem Ausdruck verlangt, bedürfen wir eines Beispiels west-erdlicher Zivilgeschichtsschreibung, und das wird hier gegeben; freilich unter einem absonderlichen Blickwinkel, nämlich dem der jüdischen Existenz, die aber dank der langlebigen Dauer dieser Minderheit zum Prüfstein der Gesamtgeschichte grade gut genug ist.

Nur ein einziges Beispiel erläutere den lebhaften und höhnischen Glanz, den die große Staatengeschichte vom Blickwinkel unsrer Minderheit bekommt. Was wissen Sie von der Rückwirkung der schlesischen Kriege, schon der ersten beiden, auf das innere Leben Oesterreichs? Gar nichts. Nur, daß wir alle seit Werner Hegemann dazu neigen, die Kaiserin

Maria Theresia und ihr Regime mit mildern Augen anzusehen als zum Beispiel Thomas Mann 1914. Nun, diese fromme Kaiserin, Sittenschnüfflerin, Vormund der Frauen und Mädchen, Anwalt der Keuschheit, Beschützerin des Klerus, was tat sie, als kaum die preußischen Truppen nach Friedensschluß, ein paar Kriegsmonaten, Böhmen verlassen hatten? Sie stürzte sich mit einem gradezu idealen Schwung auf die Juden, die selbstverständlich den Preußenkönig ins Land gerufen, sich mit ihm und seinen Truppen verbündet, die Niederlagen des K. u. K. Heeres verschuldet hatten — ob auch seine spätern Siege bei Kolin und Kunersdorf, steht dahin. Man lese bei Dubnow nach, wie sie innerhalb eines Monats, mitten im Winter, die große Gemeinde Prag zu exmittieren befahl, auf dringende Vorstellungen für Wöchnerinnen, Kranke und Greise einen weitern Monat hinzufügte, die Statthalterei des Landes, die Verwaltung der Stadt in aufrichtiges Entsetzen verschmetterte durch den herrlichen Ungestüm, mit dem sie sich für ihre Niederlage an den Juden Böhmens und Mährens zu rächen versuchte, da sie es an den Preußen nicht vermochte. Man lese die närrischen Anklagen gegen die Juden, die heftige Anstrengung des Grafen Kolowrat und der böhmischen Stände, den Ruin von Prag und Böhmen abzuwenden, die Austreibung der großen Gemeinde Prag im aufgeklärten 18. Jahrhundert, 1744/45, etwa fünfzehntausend Seelen stark, und lese weiter bis zur Lösung des Knotens, als nämlich durch diplomatische Einwirkung des englischen und des niederländischen Außenhandels wegen und die vereinten Bemühungen der Juden, der Statthalterei, der Stände und des Magistrats die ganze rührige Aktion in nichts versickerte, und die Juden in ihren frühern Stand wieder eingesetzt wurden — abgesehen freilich von den inzwischen an Kälte und Strapazen gestorbenen, den verarmten, den seelisch Verstörten und Gemarterten und den strengen Maßnahmen gegen ihre Vermehrung. die ungeachtet der Tugend der Kaiserin beliebt wurden: daß kein Jude unter fünfundzwanzig Jahren heiraten dürfe, daß von einer Familie nur ein Sohn den Ehekonsens bekomme, was er dafür zu zahlen habe, etcetera. Wird man uns nun noch einreden wollen, die Weltgeschichte verändere sich wesentlich? Hat sich seit den Tagen des Ramses bis zu unsern heutigen der Mensch überhaupt innerlich von der Stelle bewegt? Die Minderheiten behaupten, davon sehr wenig gespürt zu haben.

Heute nur noch eins: Nicht oft genug kann man wiederholen, daß die große Krise, die vom Einbruch des Weltkriegs an datiert, die Erziehung zum Denken in der Form Europa und weiterhin in der Form der Erdgemeinsamkeit unabweisbar erzwingt. Wie die Krise Deutschlands 1818 nur durch die vereinigten Staaten Deutschlands zu lösen war, wird die heutige Erschütterung aller Lebensbedingungen nur heilbar durch die Beseitigung der Schranken zwischen Völkern: der affektiven, der wirtschaftlichen, der geistigen. Uns fällt die entsagungsvolle Aufgabe zu, uns lächerlich zu machen dadurch, daß wir einer verrohten, verhetzten und verdummten Nachkriegswelt diese Notwendigkeit bis zum Ekel wiederholen, einhämmern, glaublich

machen. Unsre Kinder mögen eine Ernte dieser Saaten sehen, aber um ihretwillen — und um der Sache willen — dürfen wir nicht ablassen, das Vernünftige zu propagieren — unter Menschen, die sich hundertmal lieber am Ausbruch ihrer Leidenschaft betrinken und nichts so zäh bekämpfen wie die Vernunft.

---

## „Die Defraudanten“ von Alfred Polgar

Valentin Katajews Roman „Die Defraudanten“ ist ein humorvoller Schelmenroman, eine Groteske aus dem Rußland von heute, meisterlich erzählt, fast pantagruelisch kräftig im Auftragen der satirischen Farben. Zwei kleine Beamte vergreifen sich, im Suff, an Geldern, die ihnen anvertraut sind. Da sie A gesagt haben, sagen sie B und so weiter bis Z, fahren mit dem Geld davon, suchen möglichst viel Lebensgenuß aus ihm herauszuschlagen, was ihnen aber gar nicht gelingt, weil sie zu tölpisch im Verbrauch ihres Besitzes und überdies dauernd stockbesoffen sind. Sie torkeln, immer vom Alkohol geheizt und gehetzt, die schiefe Ebene abwärts. Erst wie die letzte Kopeke vertan ist, werden sie nüchtern und wandern ins Gefängnis.

Die Komödie, die Polgar mit Benutzung der stofflichen Motive dieses Romans geschrieben hat (hierzu vom Übersetzer und Bevollmächtigten Katajews autorisiert) verändert die Problemstellung, den Charakter der Figuren, den Handlungsablauf und ist dialogisch ganz und gar unabhängig von dem russischen Original. Hier, in der Bearbeitung, sind es zwei Muster bureaukratischer Genauigkeit, die zu Defraudanten werden, sie wissen selbst nicht wie. Schnaps, Melancholie, das Verwirrende plötzlichen Falls aus dem Gleichmaß gewohnter Tätigkeit, Zank daheim, der verdrängte Fluchtwünsche freimacht, Stimmung und Gelegenheit eines Bahnhofs, auf den der Zufall sie führt, Mißtrauen der Nebenmenschen, die Trübsal eines finstern Regentags und dergleichen Klein-Dämonen mehr sind die Treiber, von denen sie, ein Entrinnen gibt es nicht, in ihre Tat hineinmanövriert werden. Sie verstricken sich in ein Netz, zu dem ihr Wunsch und Wille kein Fädchen hinzugesponnen haben. Unschuldig werden sie schuldig. Das Bewußtsein, es sei so, hebt den einen Defraudanten aus seiner geistigen Hilflosigkeit, macht ihn zum anklägerischen Deterministen, zum Zweifler an der menschlichen Willensfreiheit. Der andre ist ein sanfter Junge, voll Ehrerbietung und Respekt vor dem Vorgesetzten, dem er kritiklos-treu in die Irre folgt. Zum Geld haben die beiden gar keine Beziehung, wehrlos sind sie ihm ausgeliefert, gewissermaßen: in die Hand des Geldes geraten, das ihnen in die Hände geraten ist. Und ihnen das Moralische im Leibe umdreht. Das Schicksal aber übt höheres Recht an den armen Sündern. Es macht im Buch des Geschehens, dort, wo ihre Schuld aufgeschrieben steht, einen Klecks, der die Eintragung bis zur Unleserlichkeit verwischt.

Die Komödie spielt nicht in russischem Milieu. Was in ihr dargestellt wird — daß ein Mensch sich, im Sinn des

Wortes: „vergeht", vom Wege abkommt und mit einemmal dort ist, wo er hätte niemals sein wollen noch dürfen — das kann nicht nur auf einem bestimmten Fleck heutiger bewohnter Erde geschehen, ist an keine Zeit, an keinen Ort, an keine politische Voraussetzung gebunden. Es kann sich immer und überall ereignen. Kritik an den gegenwärtigen russischen Zuständen, wie der Roman (in den Einzelfall auch soziale Hintergründe hineinschattierend) sie übt, konnte Katajew sich erlauben, nicht der deutsche Bearbeiter. Und nur den russischen Tonfall abzunehmen, die Sowjet-Terminologie, das hätte dem Spiel nicht Naturfarbe gegeben, sondern das peinlich-Leblose einer nachkolorierten Schwarz-Weiß-Zeichnung. Die ‚Rote Fahne' schimpft, daß der Bearbeiter „die proletarische Unterlage der ursprünglichen Selbstkritik unterschlagen" habe. Aber er hat auch diese Selbstkritik unterschlagen, sowie das Objekt, an dem sie geübt wurde. Also konnte die Unterlage wegfallen, da ja das wegfiel, dem sie als Unterlage hätte dienen müssen. Der Brauch des Defraudierens aber, das Defraudieren an und für sich, ist doch kein Klassenprivileg, ist doch nichts, das die proletarische Unterlage, weil es von ihr abgelöst wurde, so empört reklamieren müßte.

Beabsichtigt war: ein Spiel vom armen Mann, der in Schande fällt wie in Ohnmacht, eine ganz auf das Wort gestellte und also auch ihr dramatisches Gefälle durchaus vom Dialog beziehende einfache Komödie von allgemein-menschlicher Gültigkeit, getragen von zwei Figuren, die tauglich wären, Rührung und Heiterkeit zu erwecken, und deren Schicksalslinie zum Guten gewendet wird durch eine übergerecht korrigierende Fügung, die Verhängnis nicht für Schuld gelten läßt. Soweit die Intention. Daß sie gänzlich mißverstanden wurde, lag vielleicht nicht nur an ihrer gewiß mangelhaften Ausführung, sondern wohl auch an der Verwöhntheit der Beurteiler durch Glanz und Geist der heutigen deutschen Komödien-Produktion.

Es wurde eine Ähnlichkeit der „Defraudanten" mit Georg Kaisers außerordentlichem Drama „Von Morgens bis Mitternacht" festgestellt. Idee und Inhalt der „Defraudanten" habe ich erzählt. In „Von Morgens bis Mitternacht" schlittert der Held des Spiels nicht arg- und ahnungslos in seine Tat, sondern er begeht sie, einer plötzlichen übermächtigen Regung, einem unbezwingbaren Müssen gehorchend. Es trifft ihn wie Blitz aus alltagsgrauem Himmel, schleudert ihn jäh aus der Bahn. Und nun geht er, ganz bewußt und folgerichtig, den tragischen Weg des Suchers nach Erlösung und Erfüllung durch die Magie des Geldes, genarrt vom Spukhaften materieller Welt und menschlicher Beziehungen. Ein skurriler Marterweg. Über sein bittres Ende fällt der Schatten Golgathas.

Eine unleugbare Ähnlichkeit zwischen „Von Morgens bis Mitternacht" und den „Defraudanten", eine Ähnlichkeit, die jedem Kenner sofort ins scharfe Auge springen müßte und auch sofort sprang, besteht darin, daß in beiden Stücken Geld defraudiert wird und in beiden eine Figur vorkommt, die „der Kassierer" heißt.

# Was viele nicht wissen von Hans Reimann

Viele wissen vieles nicht. Manche wissen manches. Ich zum Beispiel weiß das folgende:

daß Salzwedel keineswegs die Hauptstadt von Spanien ist;

daß Briefe, die nach Bothnang bei Stuttgart adressiert sind, oft nach China gehen;

daß es eine Lüge ist, wenn jemand behauptet, der Darsteller des Heiligen Johannes bei den letzten Oberammergauer Passionsspielen sei wegen Wilderns mit einem Maschinengewehr vorbestraft;

daß Uhrmacher am besten schießen;

daß Professor Paul Hoppe, der Komponist des Liedes „Ein Rheinisches Mädchen beim rheinischen Wein" wie der Erfinder eines Serums gegen Tuberkeln aussieht;

daß die vielen Streubilder in der „Süddeutschen Sonntagspost" von Alfons Woelfle gezeichnet werden;

daß man in Paderborn von privater Seite die Errichtung einer Firma plant, die schwarze Schäferhunde zur Begleitung bei Begräbnissen billigst verleiht;

daß der Vorstand der deutschen Zionisten, wenn er in die Schweiz zum Kongreß reist, im Christlichen Hospiz übernachtet;

daß ein Alphorn ein Schofar ist, das an Elefantiasis leidet;

daß die putzige Selma geäußert hat, ein Marterl sei eine Tankstelle für den Himmel;

daß der Marquis de Bayros schlicht und einfach Franz Bayer geheißen hat;

daß in Lindenberg (Allgäu, 1200 m) nahezu sämtliche Damenstrohhüte fabriziert werden und kein Arbeiter baren Hauptes durch die Straßen Lindenbergs wandeln darf;

daß die Urne des Dichters Karl Taneras seinerzeit im Starnberger See versenkt wurde;

daß Beethovens unsterbliche Geliebte zweifellos Amalie Sebald hieß;

daß Waldmeister ausschließlich unter Buchen wächst;

daß wir armen Mitteleuropäer im Jahr höchstens 14 wolkenlose Tage haben;

daß laut Darwin die Regenwürmer die sechste Großmacht der Erde sind;

daß am 20. Juli 1930 ein Eichhörnchen über den Ammersee schwamm, von Dießen bis St. Alban-Wartaweil, 4 Kilometer weit;

daß Clemens Brentano vor Heinrich Heine eine Lore Lay gedichtet hat;

daß 50 eineinhalb Drittel von Hundert sind oder ist;

daß sich eine vom Kaiser Franz Josef angerauchte Zigarrenspitze im Besitz des Friseurs Sennhofer befindet;

daß oberwähnter Heinrich Heine ein dicker, fetter Mann war;

daß Oscar Wilde miserable Zähne hatte;

daß Paul Cassirer, der Kunsthändler, in Stefan Georges „Blättern für die Kunst" lyrische Gedichte veröffentlicht hat;

daß van Goghs „Spaziergang im Zuchthaus" nach einem Holzschnitt von Gustave Doré gemalt ist;

daß der Kaiser Wilhelm beneidenswerter Eigentümer einer blauen Mauritius ist;

daß die deutsche Uraufführung der Oper „Carmen" am 26. Oktober 1879 in Königsberg stattgefunden hat;

daß Anton Ketterer anno 1730 die Kuckucksuhr konstruierte;

daß die Mundharmonika-Fabrik Hohner jährlich rund 50 Millionen Umsatz verbucht;

daß man 1670 in Paris für 1 Pfund Kaffee 140 Franken zahlte;

daß „Jehova" heißt: Ich bin, der Ich bin;

daß der Dr. phil. Friedrich Stolz 1897 das Pyramidon erfand;

daß eine Schnecke 10 Tage braucht, um einen Kilometer zurückzulegen;

daß der Tausendfüßler maximal 250 Paar Füße hat;

daß der Totenkopf-Schmetterling in der Angst laute Trompetentöne ausstößt;

daß für etwa 780 Millionen Mark Gold durch Zahnärzte in menschliche Münder gesetzt worden ist;

daß jeder Pfiff einer deutschen Lokomotive vierzig Pfennig kostet;

daß die Sucherei nach einem Manko von zwei Pfennigen in großen Buchhaltungen oft Tausende an Arbeitslohn verschlingt, und zwar Tausende von Mark und nicht von Pfennig;

daß in Tomaten 91½ Prozent und in Naturhonig 20 Prozent Wasser enthalten sind;

daß Naturhonig laut Reichsverordnungsblatt vom 21. März 1930 der süße Stoff ist, den die Bienen erzeugen, indem sie Nektariensäfte oder auch anders an lebenden Pflanzenteilen sich vorfindende süße Säfte aufnehmen, durch körpereigne Stoffe bereichern, in ihrem Körper verändern, in Waben aufspeichern und dort reifen lassen;

daß alljährlich rund fünftausend Handtücher aus den Toiletten der D-Züge spurlos verschwinden;

daß Goethe bereits mit achtzehn Jahren kurzsichtig war;

daß sich in Dachau bei München die größte Goldfischzüchterei der Welt befindet;

daß schwarze Katzen im Gegensatz zu andersfarbigen kerngesund sind;

daß die Elefanten in Indien eine Schlußlampe tragen müssen;

daß man gewöhnliche Flecke am besten mit Spucke, Fettflecke aber mit gefrorener Butter entfernt;

daß man von Pökelrippchen, die in Salpeter gelegen haben, die Gelbsucht bekommen kann;

daß Harry Piel aus Leipzig stammt;

daß der Vater von Jesus Christus nicht Zimmermann war sondern Maurer.

Und andres mehr.

Das meiste braucht man nicht zu wissen. Wissen wird schauderhaft überschätzt. Wenn ich etwas nicht weiß, schlage ich im Lexikon nach. Der neue Große Brockhaus ist herrlich, und auch Meyer mit seinem Handlexikon läßt sich nicht lumpen. „Bekanntlich werden Endotoxine erst mit Auflösung einer Bakterienzelle in Freiheit gesetzt": der Feuilletonist, der mit diesem „bekanntlich" operiert, hat es vor drei Minuten noch nicht gewußt. Wir protzen mit der Bildung, damit ein Gegengewicht für die Fußballerei vorhanden sei. Wir adeln das Wissen zum Sport und hamstern Bildung, wo wir nur können. Jede bessere Zeitung hält sich die Rubrik „Was viele nicht wissen". Wir sind Banausen geworden, Barbaren, Proleten, Hohlköpfe. Darum überschätzen wir das Wissen und verlangen vom Kellner und vom Straßenbahnschaffner, daß er das Abitur hat. Es gab eine Zeit, da genügten die kleinen Kosmos-Bändchen zur Erweiterung und Vertiefung des Wissens. Man las Francé, Zell und Fritz Kahn („Die Milchstraße"). Fürst-Moszkowski ließen bei Albert Langen das Buch der tausend Wunder erscheinen. Es war schöner als ein Dutzend Romane. Dann brach die Kreuzworträtsel-Seuche aus und zwang die Menschen, geographische, naturwissenschaftliche, historische und anderweitige Kenntnisse raschestens nachzuholen; und Doktor Arthur Rundt ersetzte die alten Quartette durch die Serie „Frag mich was!". So strömt ununterbrochen der Segen klassischer und moderner Wissenschaft auf uns ein, und von Süden und Norden

wie von Osten und Westen rascheln die Zeitungen dem jederzeit aufnahmefähigen Leser die tausenderlei Dinge zu, die er nicht weiß. Er liest sie und weiß sie daraufhin wieder nicht. Denn es wird ihm zuviel von Dem serviert, was viele nicht wissen; und was zuviel ist, ist zuviel. Eine ganze Kleinigkeit hingegen verdiente, stets aufs neue dem Publikum eingetrommelt zu werden — eine Kleinigkeit, die unter die Rubrik „Was viele nicht wissen" wie kaum eine zweite gehört. Eine ganze Kleinigkeit.

Man stelle sich auf die Straße und schaue eine viertel Stunde lang alle Menschen an, die da vorüber trotten: deinesgleichen, meinesgleichen, uns selbst, das Volk, die Deutschen. Die meisten scheinen etwas nicht zu wissen. Sie haben es vergessen. Weil sie es vergessen haben, sitzen wir so tief in der Tinte.

Wissen Sie, was viele nicht wissen?

Daß wir von 1914 bis 1918 einen Krieg hatten.

---

## Ein Quartaner denkt von Erich Kästner

So, so. Sie wollen mich nachsitzen lassen.
Weil ich in Französisch gemogelt habe.
Das glaub ich. Das könnte Ihnen so passen.
Als wär ich ein ganz gewöhnlicher Knabe.

Ich möchte nur wissen, wofür Sie sich halten.
Sie werden schon, wenn wir Sie auslachen, rot.
Sie trauriger Mond ohne Bügelfalten!
Sie haben ja nicht mal Belag auf dem Brot.

Sie sollten mal Donnerstags bei uns sein.
In Ihrem Frack, der so komisch gebaut ist.
Da stünden Sie dann in der Villa allein,
in der es Donnerstags immer so laut ist.

Da sind Minister bei meinen Eltern.
Und seidne Frauen und Direktoren.
Mit riesigen Autos und Riesengehältern.
Da wären Sie, samt Ihrer Bildung, verloren.

Selbst unser Schofför ist feiner als Sie.
Und Sie, Sie wollen mir was befehlen?
In Groß-Grünau auf der Klassenpartie
sah ich Sie heimlich die Groschen zählen.

Sie fahren morgens im Autobus.
Sie wohnen in Untermiete bei Blaus.
Der Meierfeld, ders genau wissen muß,
sagt, es sei ein scheußliches Haus.

Glauben Sie nicht, weil Sie Plato lesen,
daß uns das irgendwie imponiert.
Ihre Frau ist Stenotypistin gewesen.
Der Onkel von Harms hat mit ihr poussiert.

Ich sitze nicht nach! Nicht morgen, nicht heute.
Ich sags meinem Vater. Der sagts Rektor Schneider.
Mein Alter ist Herr über zwotausend Leute.
Und ich huste auf Sie, Sie Hungerleider.

# Bemerkungen

## Kleiner Vorschlag

Wie wäre es denn nun einmal, wenn wir uns alle nicht mehr „Literaten" schimpfen wollten. Es ist die große Mode — es ist eine alberne Mode.

Seinen Ausgang hat der Unfug, daß sich Angehörige desselben Berufs ihren Beruf um die Ohren schlagen, wahrscheinlich in dem törichten Schimpfwort „Intellektuelle", das die Kommunisten aufgebracht haben. Und verstärkt worden ist die Unsitte durch den falschen aufgeschminkten Ehrgeiz der Berufsgenossen, die Literatur zu verleugnen und sie an das „reale Leben" zu verraten.

Wieland war kein Heringsverkäufer; er war ein Literat. Aristophanes war ein Dichter. Börne war ein Schriftsteller. Sorel war ein Schriftsteller. Spengler ist einer. Hermann Hesse ist einer. Was wollt ihr eigentlich von den Leuten —?

Die Grenze zwischen: Journalist, Schriftsteller, Dichter und Essayist ist mitunter schwer zu ziehen — darüber kann man streiten. Es ist doch aber wohl eine pfundsdicke Verlogenheit, wenn Literaten dem Literaten zum Vorwurf machen, daß er einer ist. Es gibt schlechte Literaten, verlogene, bestechliche und dumme; es gibt gute und sehr gute — es gibt von allen Sorten. Die Tatsache aber, daß einer Schriftsteller ist, kann man ihm nicht vorwerfen.

Es ist kein Ehrentitel, Schriftsteller zu sein; so wenig, wie es ein Ehrentitel ist, Richter zu sein oder Arzt. Diesen Standesunfug habe ich nie mitgemacht. Nicht die Standeszugehörigkeit legitimiert den Mann; seine Leistung legitimiert ihn.

Mir fällt aber auf, daß es in der letzten Zeit besonders unter Zeitungsangestellten üblich ist, „Literat" als Schimpfwort zu gebrauchen. Ich weiß nicht, was der betreffende Schreiber ist; wahrscheinlich Schuster. Ich für mein Teil bin Schriftsteller. Ich will keine Reiche gründen, ich halte mich von Dingen fern, denen ich nicht gewachsen bin — meiner Literatur bin ich gewachsen. Und die Literatur hat in den sechstausend Jahren Menschheitsgeschichte immer nur eine, nämlich ihre Aufgabe gehabt: Geist in Form von geschriebenen oder gedruckten Zeilen zu verbreiten. War der Literat neben seiner literarischen Leistung mehr, so war das meistens Literatur, wie der kluge Jules Renard angemerkt hat.

Ich arbeite an dieser Zeitschrift und an Zeitungen; es wäre also ein Wahnwitz, wenn ich andern Schriftstellern einen Strick daraus drehte, daß sie desgleichen tun. Anzunehmen, es sei die Tätigkeit an einer politischen Zeitung eine Arbeit „am praktischen Leben" — im Gegensatz zur „reinen" Literatur, ist eine blanke Schmockerei. Die Herren sollten sich ihre Energie für ihren Verleger aufsparen und dem nicht in den Hintern kriechen, statt uns anzuflegeln. Es ist auch eine maßlose Überschätzung jenes „praktischen Lebens", wenn einer die Literatur gegen das Leben ausspielt. Das sind keine Gegensätze, solange die Literatur kräftig und sauber und wirksam bleibt. Der Geist ist ein Bestandteil des Lebens — nicht sein Gegensatz.

Literat ist kein Ehrentitel. Ein Literat aber, der einen Literaten Literaten schimpft, ist ein Kommis des Geistes.

*Ignaz Wrobel*

## Das Ei des Sisyphus

Manchen unter uns wollen durchaus keine grauen Haare wachsen angesichts des männermordenden oder doch die Männer vor der Zeit mordenden Geburtenrückgangs in Deutschland, den landesverräterische Pedanten übrigens als bloße Verminderung des Geburtenüberschusses exakter zu kennzeichnen die Stirn haben. Immerhin konnten unsre wackern Statistiker nun einen

aus der immer schlechtern Babyernte folgenden unleuglichen Übelstand feststellen und säuberlich vorrechnen, der gewiß bedenklich stimmen muß. Wenn der Anteil der alten und nicht mehr erwerbsfähigen Leute am Bevölkerungsganzen ständig zunimmt, die Quote arbeitskräftigen Nachwuchses fortgesetzt sinkt, so ist der Augenblick abzusehen, wo es den Rüstigen nicht mehr oder nur unter argen Opfern möglich sein wird, die Altersschwachen durchzufuttern. Wie die Dinge liegen, kann eine solche Verschiebung tatsächlich dazu führen, daß Altersversorgungen und Pensionen öffentlicher wie privater Art notgedrungen empfindlich beschränkt werden müssen, weil der verhältnismäßig zusammengeschmolzene produktive Volksteil sie nicht mehr in ausreichendem Maße aufzubringen vermag.

Vielleicht droht wirklich diese Gefahr. Nur bleibt füglich zu bezweifeln, ob sie durch Vermehrung des Nachwuchses zu bannen wäre. Denn wenn diese Vermehrung etwa nur noch die Zahl der Erwerbsunfähigen und Mitzuerhaltenden anschwellen lassen sollte, wofür die Wirtschaftslage bis auf weiteres alle Aussichten eröffnet, so würden wir ja wohl mit genau ebenso viel ausrangierten alten Leuten und allen den arbeitslosen jungen dazu noch bei weitem dreckiger dran sein. Speziell die Alten dürften nicht sonderlich davon profitieren, daß immer größere Massen von zwar physisch, nicht aber sozial Erwerbsfähigen ihnen den geschmälerten Mehrertrag der produktiven Schicht streitig machten. Allen Ernstes die Serienherstellung von Kindern als Garantie der Altersversorgung zu empfehlen, dazu gehört schon jener Grad von Einsicht, den die Meinung vollends evident macht, Denen gut zureden zu sollen, „welche, um sich ein bequemes und sorgloseres Leben zu verschaffen, heute gewollt die Geburtenhäufigkeit einschränken — und das ist die wesentlichste Ursache ihres Rückganges"

Dem trefflichen Diagnostiker — nämlich Herrn Gothein, Reichsminister a. D. innigen Angedenkens, der im kulturpolitisch so ausgezeichneten und entschiedenen, reichspolitisch aber seit seinem Hineinfall auf die Staatspartei immer haltloser nach rechts abgesackten ‚Berliner Börsen-Courier' (Nr. 591) solche Weisheiten ausladen darf — ihm scheinen immerhin Bedenken aufgestiegen zu sein, ob diese Ermahnungen auch beherzigt werden würden. So hat er sich denn einen andern rettenden Ausweg einfallen lassen, der es wahrhaftig verdiente, öffentlich plakatiert zu werden. Gothein macht nämlich den originellen und schlechthin unbezahlbaren Vorschlag, — „den fehlenden Eigenersatz durch Einwanderung zu decken". Durch Einwanderung. Daß du die Neese ins Jesicht behältst! Zufuhr von ein paar Millionen erwerbskräftiger junger Menschen aus Europas oder aus Asiens Überschußgebieten, das wäre allerdings eine nicht auszudenkende Wohltat für Deutschland mit seinem furchtbaren Mangel an Arbeitshänden. Nur herein, nur herein, nur hereinspaziert! Jedenfalls gibt es bei uns Manches zu sehen, was man nicht überall hat. Verblüffend gescheite Exminister sind eine Spezialität des Hauses.

*Willi Wolfradt*

## Georg Weerth

Im ersten Band von Franz Mehrings Literaturgeschichte (Universum-Bücherei für Alle) steht ein kleiner Aufsatz „Georg Weerth: Ein Dichter des Proletariats". Ich las den Abschnitt fast zur selben Zeit, als mir das Erscheinen eines kleinen Buches über diesen Dichter angekündigt wurde. Es heißt: „Georg Weerth, der Dichter des Proletariats." (C. L. Hirschfeld Verlag, Leipzig) und ist ein Lebensbild dieses mir bisher unbekannten Kämpfers, mit großer Wärme und innigem Fleiß von meinem alten Schulfreund Karl Weerth in Detmold verfaßt.

Friedrich Engels, der mit Georg Weerth eng befreundet war, stellt

den Dichter über Freiligrath. Dessen Hammerverse werden täglich in hundert deutschen Arbeiterversammlungen rezitiert und gesungen. Georg Weerth ist verschollen oder war es doch. Denn ich denke, es wird gut sein, diesen Mann und sein Wort wieder leben zu lassen.

Er war in der Tat mit Herz und Feder ein Kerl, ein Schuß Vagant, ein Schuß revolutionärer Wirtschaftswissenschaftler, ein Schuß Kaufmann, aber alles das mit Rhythmus, Rebellenmut, Sehnsucht ins Universum. Der erste Feuerpropagandist Karl Marxens, ein guter Revolutionskumpan in der Neuen Rheinischen Zeitung, unruhig und gütig, Liebe und Faust, ein gewappneter Satiriker wie Heine, fechtend auf wissenschaftlichem Fundament, ein lachender großer Insurgent.

Begraben liegt er in Habana, dieser Seume des Sozialismus, ein Reisender ganz besondrer Art, Auge und Brust offen für das Weh des Proletariats in aller Welt. Für ihn war die Welt überall neu, in Europa und in Amerika, in Köln, in Brüssel, in Paris, in Westindien, in Mexiko, Kalifornien oder Peru, im Geist und in der Maschine, denn er sah lachend in allen Ländern und in ihren schaffenden Menschen die Revolution. Noch jahrelang klagt aus Briefen von Marx und Engels die Trauer um den frühen Tod dieses Kämpfers für das Proletariat.

Nimm meinen Dank, alter Schulfreund Karl Weerth. Das ist ein gutes Buch über einen guten Mann.

*Alfons Goldschmidt*

## Kritik der Filmkritik

Seit Bestehen der Filmkunst ist, scheint es, über das Thema „Filmkritik der Filmindustrie" nicht soviel gesagt und geschrieben worden, wie in diesen Wochen. Die Industrie gab den Anstoß. Die Kritik antwortete. Man erwartete Unterwerfung und stieß auf Widerstand. Der berüchtigte Spio-Beschluß, der die Unterordnung bewerkstelligen sollte, erreichte das Gegenteil seiner Absicht. Die Kritik festigte ihre Position.

Ist diese Position gesichert? In den meisten Fällen nicht, darüber kann es wohl keine Illusionen geben. Um so mehr ist es Pflicht der Kritik, auf der Hut zu sein. Um so mehr ist es Pflicht der Kritik, gegen alles anzukämpfen, was ihr in diesen Tagen außerordentlich gesteigertes Ansehen schmälern könnte.

Eine solche Angriffsfläche bietet zum Beispiel die Tatsache, daß eine ganze Reihe von Tageszeitungen es nicht für notwendig hält, für eine einheitliche Führung des Filmteils Sorge zu tragen. Einheitlich: das will nicht sagen, daß unbedingt Alleinkritiker zu fordern sind. Auch in der Theaterkritik gibt es „Garnituren".

Aber: in der Theaterkritik sind die Garnituren zahlenmäßig beschränkt. In der Filmkritik sind sie in manchen Fällen kaum zu zählen. In der Theaterkritik darf auch die dritte Garnitur sagen, was sie will. In der Filmkritik darf es zuweilen die zweite nicht mehr.

Das bedeutet: ständige Unsicherheit auch bei den Künstlern des Films, die nie wissen,

woran sie sind. Wird heute der Rezensent A. zur Premiere kommen oder der Rezensent B.? Von Rezensent A. weiß man, daß er unabhängig ist. Von Rezensent B. desselben Blattes hingegen, daß er eher als eine Art Vertreter der Inseratenabteilung seiner Zeitung auftritt.

So werden Werturteile verschoben. Ein Film, der Ansätze zum Niveau aufweist, im ganzen aber mäßig ausfällt, kommt zehnmal schlechter weg, als ein Film, der mäßig ist, und überhaupt keine bessern Ansätze zeigt. Dieser wird von vornherein jenen Rezensenten überlassen, die nur wohlwollendes Schmunzeln kennen. Für die Chefgarnitur aber besteht in diesem Falle kein Interesse. Wer die berliner Filmkritik regelmäßig verfolgt, wird die groteskesten Mißklänge dieser Art erleben.

Und wie steht es mit dem Unterscheidungsvermögen der Leser? Nun, man darf es gewiß nicht überschätzen. Das Publikum weiß nichts von internen Vorgängen und richtete sich im allgemeinen nach dem, was es schwarz auf weiß vorgesetzt bekommt. Die Verschiebung der Werturteile also bedeutet: Irreführung der Leser. Unterstützung minderwertiger Produktion.

Ich weiß: nur ein Teil der Presse macht diese diskreditierenden Methoden mit. Sie genügen, um die Position der Kritik zu gefährden. Ich habe Leser, ja sogar Theaterbesitzer gesprochen, die über die geschilderten Zustände Klage führten. Und die Produzenten? Soweit sie Dutzendware herstellen, kommen sie ihren Interessen entgegen. Soweit sie dies nicht tun, schädigen sie sie. Man wird fragen: Wer ist schuld? Die Chefrezensenten doch nicht? Gewiß nicht. Glaubt man denn aber die Initiative zur Beseitigung werde von den Verlegern ausgehen?

Die Kritik hat sie zu ergreifen. Die interessierten Kreise der Filmschaffenden haben sie zu stützen. Die Position der Filmkritik muß so klar gelegt werden wie die der Theaterkritik. Will man denn nicht ganze Arbeit leisten?

*Michael Mendelsohn*

### Bubi auf dem Kaiserthron

Gewiß: der Gang der Geschichte hängt von den ökonomischen Bedingungen ab. Ebenso hängt es von ökonomischen Bedingungen ab, ob die Helden der Geschichte ihre Rolle auf dem weltgeschichtlichen Theater spielen dürfen. Wie die Helden der Geschichte aber ihre Rollen spielen, hängt von ihrer seelischen Konstruktion ab. Über die seelischen Zusammenhänge, die in der Geschichte zum Helden machen, wissen wir im Allgemeinen nichts, weil auch der Historiker im Allgemeinen nichts davon weiß. Dazu ist der Psychologe nötig. Das Buch: „Bubi, die Lebensgeschichte des Caligula" von Hanns Sachs (Julius Bard Verlag, Berlin) ist kein historisches Buch und will auch keines sein. Durch seine Darlegung der Entfaltung eines Charakters wie der des Caligula macht uns der Psychoanalytiker Sachs allerdings auch den Charakter dieser Zeit der unbegrenzten Absurditäten verständlicher als andre streng historische Berichte. Doch davon abgesehen, das Hauptverdienst des Autors liegt in seiner ungemein einleuchtenden, objektiven Analyse der Seele eines abscheulichen Bubis, eines Falles, den der psychologische Fachmann als moral insanity, als völlige seelische Verwahrlosung diagnostizieren würde, wenn — Gaius, genannt Caligula (Stiefelchen), nicht zufällig römischer Kaiser gewesen wäre. Dann hätten seine Triebe sich auf andern sozialen Gebieten ausgetobt, dann wäre er vielleicht nur ein Durchschnittsapache geworden oder ein gewöhnlicher Mörder, vielleicht aber auch ein Haarmann. Da er unbeschränkte Mittel, unbeschränkte Macht hatte, gab es für ihn keinerlei Hemmungen, und er wurde Caligula. Wenn Sachs Caligulas Alltagsbeschäftigung in Form von Befehlertei-

lung zum Köpfen, Auspeitschen, Vergiften, Zerreißen durch wilde Tiere schildert, gewinnt der Leser tiefen Einblick in die Psychologie der Grausamkeit und der Feigheit. Übrigens: dem Kaiser des dritten Reiches sei die Lektüre dieses Buches besonders empfohlen; er wird darin viele praktische Winke für Köpferoller finden.

Bei aller ernsten Wissenschaft, auf der dieses Buch basiert, ist es voll Spannung, bis auf das erste Kapitel, das uns notwendig mit der Familienchronik der Kaiser Augustus und Tiberius vertraut machen muß. Seine Sprache ist anregend und einfach und hat den großen Vorzug, daß sie die fachgemäße, psychoanalytische Terminologie vermeidet. Hier ist ein Autor, der über den Hexensabbath im Menschen vortrefflich zu erzählen versteht.

*Christine Fournier*

## Die Geheimnisse der Speisekarte

Als ich vor Jahrzehnten zum ersten Mal in Wien war, sah ich auf der Speisekarte meines Restaurants „Ungarisches Rebhuhn" vermerkt. Der Preis war auffallend niedrig. Aber ich dachte: das kommt von dem Wildreichtum Ungarns. Und bestellte.

Was mir der Kellner brachte, das hatte weder Knochen noch sonst irgendeine Ähnlichkeit mit einem Rebhuhn. Es war einfach — falscher Hase! Im stillen pries ich, der ich zu meinem Reinfall gute Miene machen mußte, die Ehrlichkeit der Berliner, die ihr Hackefleisch wenigstens von vornherein mit einer Art Warnungstafel versehen.

In den Zeiten der größten deutschen Kolonialbegeisterung aß ich einmal in einem guten kölner Lokal. Die Rubrik „Geflügel" wies ein mich wegen seiner Neuheit lockendes Gericht auf: „Kongotauben". Diese Sorte mir unbekannter exotischer Wildtauben mußte ich kennen lernen. Erwartungsvoll bestellte ich.

Was ich darauf erhielt, war zwar ein Vogel, aber bestimmt keine Taube, weder eine zahme noch eine wilde. Ich probierte. Und erneuerte eine Bekanntschaft aus meiner Jugendzeit. Es war nämlich eine junge Saatkrähe. Die Dinger schmecken gar nicht übel, sind aber schließlich doch etwas andres als Tauben. Als ich den Kellner zur Rede stellte, erklärte er, gar nicht schuldbewußt: „Wir nennen die Krähen Kongotauben, weil sie schwarz sind. Unter ihrem richtigen Namen würde sie das Publikum nicht haben wollen."

Offenbar ein gutes Geschäftsprinzip. So hebt man den Konsum und die Einnahmen. Und dem Publikum kommt es wohl schließlich nicht darauf an, was es ißt, sondern was es zu essen glaubt.

Als ich kürzlich in Belgrad weilte, fand ich auf der Speisekarte vermerkt: „Srbske Aivar". Der Kellner verdeutschte mir das mit „Serbischer Kaviar". Ich hatte früher so manches Mal in Orsova herrlichen Donaukaviar gegessen. Der Preis in Belgrad war allerdings frappant niedrig. Aber ich sagte mir: in Ländern mit niedriger Valuta ist eben alles billiger. Also bestellte ich.

Was ich bekam, sah zwar körnig, aber nicht schwarz, sondern grün aus. Vielleicht von einem jungen Stör? Hoffnungsvoll nahm ich den ersten Bissen. Er blieb der letzte. „Serbischer Kaviar" ist nämlich das Innere von Auberginės, mit grünem Paprika angemacht, daher so scharf, daß selbst die Erinnerung an eine in meiner Studentenzeit genossene Prärieauster dagegen verblassen mußte. Von dem einzigen Bissen wurde meine Kehle rauh wie ein Frottierhandtuch.

Speisekarten haben es manchmal in sich, in allen Ländern. Herr von Jagow hatte doch recht: Neugierige werden gewarnt!

*Hellmut v. Gerlach*

## Für George Grosz

Eine verlogene Hetze behauptet, das Christusbild mit der Gasmaske von George Grosz sei ein Hohn auf die Religion. Es

ist aber ihre Verteidigung. Die Kerle können nicht sehen, so wie sie nicht lesen können.

In einer Schrift „Ein Nachwort" sagt Theodor Haecker im Jahre 1918:

„Die Orthodoxie aber und die ‚Beamten' würden Christus, wenn er heute wiederkäme, zwar auch nicht eine Dornenkrone aufsetzen, aber sie würden den Rat geben, ihm die Pickelhaube aufzusetzen; ihn, der wahrscheinlich doch bloß a. v. wäre, k. v. zu schreiben... und in den Schützengraben zu stecken, damit ihm die Mucken ausgetrieben werden."

Das Buch ist bei Jakob Hegner in Hellerau bei Dresden erschienen, und nun kann ja wohl ein neuer Gotteslästerungsprozeß beginnen. Denn sie können nicht lesen. Der Christus von Grosz hat eine Gasmaske auf; die haben ihm die Pfaffen aufgesetzt. Und das Hakenkreuz heften sie ihm nur deshalb nicht an, weil er ein Jude ist.

### Gespensterplauderei mit Zuck

In der Silvesternacht begegnete ich dem Dichter Zuckmayer auf dem Wittenbergplatz. Er trug keinen Hut auf dem Kopf, sondern war mit dem Kleistpreis gekrönt.

Sie werden sich den Kopf erkälten, sagte ich. Das Ding da ist nicht warm genug! Ich trage es aus Gewohnheit, sagte er. Seit fünf Jahren. Das sollten Sie nicht, sagte ich.

Ich kam von einem Silvesterulk bei Freunden. Wir hatten einen Gasmaskenball veranstaltet. Eine nützliche und lustige kleine Übung für kommende Dinge. Auch die Kinderchen der Hausfrau, vier und sechs Jahre alt, hatten mitgemacht. Sie werden die niedlichen Mäsklein bald tragen müssen, wenn sie zur Schule trippeln oder in die Klavierstunde. Der Spaß war groß gewesen. Ich dachte immer noch daran. Herr Zuck, sagte ich, Sie haben neulich eine schöne Rede gegen die Reaktion gehalten. Sie haben gegen die minderentwickelten Lebewesen, die unser schönes Land verfinstern und in einen neuen Krieg hetzen, leidenschaftliche Worte gebraucht. Sie haben über die Leute, die durch eine neue politische Zensur das Verbrechertum der Kabinettspolitik begünstigen möchten, ein radikales Urteil gesprochen...

...Wer sind denn, fragte ich, diese Leute? Und ich blies ganz harmlos auf einer bunten Papiertrompete, die man mir geschenkt hatte.

Zuckmayer schob sich den Kleistpreis vom rechten Ohr aufs linke. Lesen Sie denn keine Zeitungen, schrie er. Wissen Sie denn nicht, daß die ‚D.A.Z.', das hinterlistigste Organ der neuen Düsternis, nicht allein das Remarque-Verbot herbeigezaubert hat, sondern jetzt auch eine politische Pressezensur propagiert? Das Blättchen, das eine Diktatur des braven Soldaten Seeckt wünscht, hat den frühern Minister Becker dafür belobt, daß er dem Vorschlag einer „berechtigten Zensur" nähertrete. Damit die ewigen Indiskretionen über das Tun und Treiben der Regierung endlich ein Ende haben.

Herr Zuck, schrie ich entsetzt, was erzählen Sie mir da! Eine Zeitung, die sich selbst das Maul verbinden lassen will! Herr Zuck, das ist ja schon das Letzte!... Aber ich kenne den besagten Aufsatz des Herrn Becker. Die ‚D.A.Z.' hat ihn vorsätzlich mißverstanden. Wie sie alle geistigen Äußerungen vorsätzlich mißversteht. A propos Geist — sitzt in diesem Blättchen nicht ein gewisser Doktor Fechter? Er verficht dort, so hörte ich, die Interessen der Kultur. Ein aufrechter Mann. Sicherlich der Einzige im Hause, der sich der reaktionären Hetze widersetzt.

Herr Zuck schwieg. Eine zarte, mädchenhafte Röte stieg in seine Wangen. Ablenkend zog er eine Feuerwerksrakete aus der Tasche und ließ sie explodieren. Ich sah ihn bekümmert an.

Da seufzte er tief. Warum seufzte er? Ich packte ihn hart an seinem Dichterschlips. Spre-

chen Sie, Mann! Und er sprach. Zagend gab er zu, was ich längst wußte. Daß jener Doktor Fechter vor Jahresfrist schon eine Privatzensur über Verleger und Theaterdirektoren verlangt hatte. Er selbst, der Doktor Fechter, wollte sie ausüben. Schon hatte er den Verleger S. Fischer gezwungen, in dem bereits erschienenen Buch von Walter Mehrings „Kaufmann von Berlin" eine Stelle zu streichen, die ihm (dem Doktor Fechter) mißfallen hatte. Vielen hatte sie mißfallen. Aber nur der Doktor Fechter hatte sie benutzt, um Schlimmeres zu fördern. Übrigens spielte man Mehrings Stück auf dem gleichen Nollendorfplatz, der später die Remarque-Schlacht sah.

Versonnen blies ich auf der Papiertrompete und dachte: Kann es sein, daß der Zensor Fechter immer wieder zum Nollendorfplatz zurückkehrt, analog dem bekannten Kriminal-Phänomen? Da torkelte ein Betrunkener gegen Zuck. Dem rutschte der Kleistpreis in den Nacken. Ich fragte nebenbei: Wer hat Sie eigentlich gekrönt, Herr Zuck?

Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen: Jener Fechter wars.

Hm, sagte ich.

Wir waren am Zoo. Zuckmayer zog mich in die Bahnhofswirtschaft. Dort verlangte er einen Bogen Packpapier. In dieses Packpapier wickelte er hastig und nervös den Kleistpreis. Entschuldigen Sie, sagte er, ich muß dies schnell zurückschicken, an den Doktor Fechter in Wannsee, wo Kleist sich das Leben nahm.

Aber Fechter, sprach ich, hat Sie doch gekrönt, weil Sie den „Durchbruch zur Wirklichkeit" gefunden hatten?

Er ist nicht mehr, erwiderte traurig Zuck, für den Durchbruch zur Wirklichkeit. Wenigstens nicht im Falle Remarque.

Als wir das Päckchen eingeworfen hatten, belobte ich Zuck. Er aber protestierte: Sie beloben einen Unwürdigen. Ich bin nämlich gar nicht Zuck, und jener Gegenstand war nicht der Kleistpreis. Ein Silvesterspuk hat Sie genarrt. Sie sollten weniger leichtgläubig sein!

*Abel Dorp*

### Wir können nicht untergehen

Ausländer, die mit mißgünstigem Blick alle äußern Erscheinungen unsres deutschen Lebens beobachten, können vielleicht beim Anblick der zahlreichen Verkaufsstände und Buden, der fliegenden Händler und des Jahrmarktstreibens in manchen berliner Straßen auf die Idee kommen, das deutsche Volk habe, wie aus der Fülle der angebotenen Silvester-Scherzartikel hervorzugehen scheint, dieses Jahr besonders großen Anlaß zum Feiern und zum Übermut. Das Gegenteil ist der Fall. Aber grade in jenen Erscheinungen zeigt sich nur der unbesiegbare Lebensmut unsres Volkes.

*D. A. Z., 1. 1. 31.*

## Hinweise der Redaktion

### Frankfurt a. M.

Weltbühnenleser treffen sich jeden Donnerstag 20.30 im Café Oper.

### Rundfunk

**Dienstag.** Berlin 18.55: Für und gegen die Filmzensur, Min.-Rat Dr. Seeger und Herbert Jhering. — Frankfurt 19.05: Krisis der Kritik, B. Guillemin. — Breslau 20.30: Das große Welttheater des Calderon de la Barca. — Königsberg 21.00: Schlager, Hörspiel von Frank Warschauer und Julian Stein. — **Mittwoch.** Köln 16.20: Käthe Kollwitz, Elly Beyer. — Berlin 17.50: Väter und Söhne (Spitzer-Polgar: Morgenstern-Ringelnatz), Heinrich Fischer und Franz Hessel. — Köln 18.40: Reinhard Goering liest. - Berlin 21.00: Tote Seelen, Eine Stunde aus Gogols Werken; Ernst Bringolf, Edlef Köppen. — **Donnerstag.** Berlin 15.40: Der Schriftsteller und das geistige Eigentum, Arthur Eloesser. — Königswusterhausen 20.00: Die seelischen Auswirkungen der Arbeitslosigkeit, Bruno Nelissen-Haken. — Berlin 21.10: Herodes und Mariamne von Hebbel. — **Freitag.** Leipzig 12.00: Bruno Walter dirigiert, Schallplatten. — Stuttgart 22.35: Junge amerikanische Dichtung (Hughes, Hemingway, Passos, Stickney, Hall, Leech, Vinzent-Millay, Harrison. Lewis, Asch), zusammengestellt von Erich Franzen.

# Antworten

**Auslandsdeutscher in Brasilien.** Sie beklagen sich bitter darüber, daß man in Brasilien nach der Revolution den im Lande ansässigen Deutschen gegenüber sehr viel kühler geworden ist. Ja, wissen Sie denn nicht, was sich während der Revolution in Sao Paulo zugetragen hat? Dort haben zahlreiche Deutsche das selbstverständliche Gebot der strengsten Neutralität gröblichst verletzt. Sie konnten der Versuchung nicht widerstehen, Brasilien am deutschen Wesen genesen zu lassen, und gründeten zu diesem Zweck ein — Freikorps. Die Sache ging von einem österreichischen ehemaligen Offizier aus, der in der ‚Deutschen Zeitung' von Sao Paulo „Hilfsarbeiter" suchte. Als der Schwindel herauskam, warb er ganz offen für ein „Deutsches Bataillon", das auf Seiten der alten Regierung gegen die Revolutionäre kämpfen sollte. Gegen diesen Unfug mußte das gesamte Konsularkorps — einschließlich des deutschen Konsuls — mit einer Erklärung einschreiten, in der alle Ausländer gewarnt wurden, sich an den innern Kämpfen Brasiliens zu beteiligen. Das „Deutsche Bataillon" ließ sich dadurch nicht beirren, es warb und paradierte solange, bis die Revolutionäre in Sao Paulo einrückten und die deutsche Heldenschar samt und sonders festnahmen. Wo der Führer geblieben ist, weiß man nicht. Gegen die deutschen Landsknechte benahm sich das revolutionäre Brasilien mit einer Großmut, die bemerkenswert ist. Die Verheirateten mußten „Urfehde" schwören — und wurden dann einfach entlassen. Die Ledigen schickte man in die Südstaaten, wo sie, unter sicherer Aufsicht, sogar Arbeit erhielten. Bestraft wurde niemand. Aber daß die Brasilianer darüber hinaus nun auch noch besonders freundlich gegen eine Gruppe von Ausländern sein sollen, die als einzige die Neutralität verletzt hat — das können Sie wirklich nicht verlangen.

**Verlag Oesterheld & Co.** Am 3. Januar hast du deinen fünfundzwanzigsten Geburtstag gefeiert. Dein Inhaber, Herr Siegbert Cohn, ist der erste Verleger der ‚Schaubühne' gewesen; wie das war, hat er hier selbst vor einiger Zeit geschildert. Du hast später noch das wachsende Blatt betreut, es war die große Zeit des berliner Theaters, mit der auch du aufs engste verknüpft bist. Viel Glück!

**Rundfunkhörer.** Die Tagesnachrichten des berliner Rundfunks zeichnen sich durch wohltuende Objektivität aus. Die Gegensätze zwischen den Parteien sollen nicht gesteigert werden, bei Leibe nicht. Das zeigte sich besonders bei der Bekanntgabe der letzten politischen Bluttaten am Neujahrstag. Über den stuttgarter Zwischenfall, bei dem ein Hitlermann von Kommunisten getötet wurde, hieß es: Überfall von Kommunisten auf eine Silvesterfeier der Nationalsozialisten in Stuttgart. Ein Nationalsozialist getötet. Wohingegen über die Ermordung eines Reichsbannermanns und eines Sozialisten in Berlin viel knapper berichtet wurde, nämlich: Politischer Zusammenstoß, dem zwei junge Menschen zum Opfer fielen. Es gab keine Bezeichnung der Parteien, und auch das mit dem Zusammenstoß ist unwahr. Ein nationalsozialistischer Amokläufer hatte wild drauf los geknallt, mehr nicht. Merkwürdig, daß der Bericht aus Stuttgart so detailliert herauskam, während der berliner Vorfall in Andeutungen versickerte. Liegt Stuttgart näher als die Hufelandstraße? Oder hängt das mit der Objektivität zusammen?

---

**Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.**

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 77 57. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

# Dietrich rettet von Carl v. Ossietzky

In einer Zeit besonderer Not kommt alles auf den Finanzminister an. Als Frankreich von der Inflation bedroht wurde, setzte Poincaré Autorität und Ruf zu ihrer Bändigung ein. Hans Luther hat sich Dreiundzwanzig im Finanzressort bewährt, und Schachts schnell verwirtschaftetes Ansehen stammt aus seiner prähistorischen Epoche als Währungskommissar, wo ihn die Banken noch nicht so gut leiden mochten. Oesterreichs Sozialdemokratie ist vor allem berühmt durch Breitner, den Säckelmeister der Stadt Wien. Lloyd George, der Schatzkanzler, ist durch den spätern Weltpolitiker nicht übertroffen worden. Herr Hermann Dietrich, der Erste Lord unsres Schatzamtes, bringt für seine schwere Aufgabe vor allem eine heftige süddeutsch gefärbte Beredsamkeit mit und jene temperamentvolle Beschränktheit, die im deutschen Bürgertum unglücklicherweise für bismärckisch gehalten wird. Wir sehen ihn noch, wie er als Matador des Wahlkampfes ans Rednerpult tritt, das starke Antlitz glühend, den Blick starr und angriffsbereit auf die Reihen der Hörer gerichtet, als formierten sich dort unübersehbare Batterien von Bordeauxflaschen. Doch mit dem ersten Wort löst sich die Starre, die Augen rollen wild, die Fäuste hämmern auf den Pultdeckel, durch den weiten Saal dröhnt, beifallumrast, die mannhafte Forderung: „Wir müsse unsre Finanze in Ordnung bringe," und mit rotierenden Augäpfeln verfolgt der Redner den Herrn, der grade durch den Mittelgang verschwindet, wie einen fliehenden Feind. In seiner engern Heimat hat Herr Dietrich den Vorteil, Zwischenrufer mit Namen anreden zu können. Wie soll ein Minister nicht volkstümlich sein, der ganz Baden persönlich kennt?

Herr Dietrich glänzte, so lange er gegen die Interessenhaufen poltern konnte, die trotzdem nicht kleiner geworden sind. Der eigentliche Finanzminister ist aber Herr Brüning selbst. Die Referenten des Finanzministeriums halten sich in wichtigen Dingen lieber gleich an den Kabinettschef. Wenn Herr Dietrich jetzt in einer Versammlung seiner Partei in Stuttgart erklärte, das Arkanum zur Überwindung der Wirtschaftsnot gefunden zu haben, so darf man deshalb aus guten Gründen an seiner Autorschaft zweifeln. Wahrscheinlich hat Kanzler Brüning den ungemütlichen Empfang jener Vorschläge vorausgesehen und erst mal den Ressortminister als enfant perdu ins Feuer geschickt, seiner Methode getreu, daß der Generalissimus im Graben selbst nichts verloren hat. Trotzdem dürfte der Finanzminister mit seiner robusten Konstitution die Kanonade besser überstehen als Herr Curtius die Attacken, die ihn nach seiner Rückkehr von Genf erwarten.

Dennoch wird man das Schlagwort „Lohngeld statt Stempelgeld" auch diesmal als Dietrichs eigne Mache betrachten können. Dieser alte Stabstrompeter der Vaterlandspartei versteht sich gut auf agitatorische Blechmusik. Wenn auch noch alles über das neue Rettungsprojekt bisher Gesagte im Nebel verschwimmt, so ist doch die Grundidee schon deutlich. Man

will an bestimmte Industriezweige, die Arbeitereinstellungen vornehmen, Lohnzuschüsse geben; so soll die Arbeitslosigkeit vermindert werden. Da Herr Dietrich sich über die Durchführung dieses Vorschlags nicht bestimmt genug ausgedrückt hat, so ist er überall, auch in der Industrie selbst auf unwirsche Ablehnung gestoßen, und sein Staatssekretär, Herr Schäffer, soll sogar mit seinem Rücktritt gedroht haben. Wahrscheinlich handelt es sich nur darum, den Gebietern der Eisenindustrie, die an dem überhohen Niveau der Eisenpreise festhalten, eine Preissenkung abzukaufen, nachdem sich alle andern Überredungsmittel erschöpft haben. Doch darüber hinaus wird auch hier wieder ein neues Attentat auf die Arbeitslosenversicherung vorbereitet. Da ein Frontalangriff noch nicht angebracht erscheint, soll einstweilen eine neue Abknappung versucht werden, die zudem noch als große wirtschaftliche Rettungsaktion maskiert in die Debatte geworfen wird.

Dietrich hat keinen Zweifel gelassen, daß er die Institution der Arbeitslosenversicherung zum Teufel wünscht. In seiner stuttgarter Rede, wo so vieles vage blieb, wurden doch wenigstens seine Anschauungen darüber klar. Er meinte unter anderm: „daß durch die Arbeitslosenversicherung der Verantwortungssinn der Familienangehörigen gelockert sei und eine Unmenge Not auf diesem System beruhe." Welche Not durch dieses System herbeigeführt wird, hat der Redner verschwiegen. Wir müssen es also als gegeben annehmen, daß der Herr Reichsfinanzminister eine Institution, durch die Millionen vor dem Hungertod gerettet werden, für ein Übel hält, und was gar den Verantwortungssinn der Familienangehörigen angeht, so mag er sich lieber an die Bezieher von Aufsichtsratstantiemen wenden, bei denen ja auch manchmal ein gelockertes Familienleben vorkommen soll. Die Nazis treiben mit dem Worte „plutokratisch" einen groben Mißbrauch, weil es für die Ohren ihrer schwerindustriellen Auftraggeber doch unverbindlicher klingt als „kapitalistisch". Aber wenn es irgendwo zutrifft, dann auf Herrn Dietrich, den eine von Unternehmerseite rührende Denkschrift als „der Industrie nahestehend" bezeichnet hat. Man sieht daraus mit Genugtuung, daß er nicht nur ganz Baden persönlich kennt.

Die Industrie ist aber diesmal mit dem ihr nahestehenden Herrn gar nicht zufrieden. Sie findet die Vorschläge reichlich konfus. Der Reichsverband will festeres haben als ein paar ungekämmte Ministerworte. Mit Recht fragen sich Arbeitgeberverbände, die sich gegen staatliche Zuschüsse sonst nicht grundsätzlich feindlich verhalten, wer nun bekommen soll, und wann, und warum. Auf welche Gruppen soll der Segen fallen, und wer wird durch die Röhre pfeifen? Und mit gutem Grund wird die Frage aufgeworfen, ob ein solches System überhaupt kontrollierbar bleibt und nicht zur völligen Anarchie führt. Der Minister übersieht auch die besondere Art der gegenwärtigen Wirtschaftskrise. Was sollen Maßnahmen zur Produktionssteigerung, wo doch alle Welt unter dem Mangel an Absatzmöglichkeit leidet? Nicht Produktionssteigerung, sondern Produktionsregelung, das ist die Aufgabe. Für das bisherige wilde Drauflosfabrizieren ist kein Bedarf mehr vorhanden. Es sei denn, daß ein neuer Columbus einen neuen Kontinent mit einigen

zwanzig Millionen von völlig unbekleideten Einwohnern entdeckte, auf die sich der Gewerbefleiß der industrialisierten Welt mit frischer Vehemenz stürzen könnte. Wo soll aber sonst eine Konjunktur herkommen?

Die Regierung Brüning wird von bürgerlichen Kräften getragen, die ständig über die angebliche Rentensucht der Arbeiterschaft zetern und die Arbeitslosenversicherung als subventionistisch ablehnen. So wäre die Regierung also so weit, daß sie keinen andern Ausweg mehr weiß als die Subventionierung von Unternehmergruppen, was doch auch nur eine Verlagerung der Subventionen von der Arbeitnehmer- auf die Arbeitgeberseite bedeuten würde. Auch innerhalb der Spannweite kapitalistischen Denkens müßte ein solches Unterfangen allzu primitiv erscheinen, als ein Augenblicksmittelchen ohne Verständnis für ökonomische Zirkulationsgesetze. Was Brüning durch seinen Finanzminister als Lösung verkünden läßt, ist im Grunde nicht mehr als die Übertragung des Systems der Ruhrgelder aus dem Politischen ins Wirtschaftliche.

Die Gewerkschaften haben vor einiger Zeit unter heroischer Resignation einen Plan zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit vorgelegt. Auch die vierzigstündige Arbeitswoche ist nur eine Zwischenlösung, ein Behelf, aber weit diskutabler als alles, was die Regierung bisher produziert hat. Deshalb haben sich auch die Regierungsstellen recht frostig verhalten, und das Gewerkschaftsprojekt keiner eingehenden Würdigung wert befunden. Heute brennt es den Gewerkschaften unter den Nägeln, und es ist fraglich, ob sie noch lange eine Plattform vertreten wollen, die für die Arbeiterschaft neue Entsagung bedeutet. Die rote Opposition im Ruhrgebiet hat augenfällig gemacht, daß die überlieferte Disziplin der Arbeiter desperaten Stimmungen zu weichen beginnt. Lohnabbau durch ein Hindenburgdekret — wenn das Brauch werden soll, so dürfte sich die Radikalisierung der Lohnempfänger nicht mehr aufhalten lassen, und aus wilden unorganisierten Wirtschaftskämpfen wird revolutionäre Politik. Die Gewerkschaften können also nicht lange mehr Entgegenkommen zeigen, ohne die eigne Existenz zu gefährden. Die Pläne der Reichsregierung dürften wohl schließlich nicht so roh serviert werden, wie Dietrich andeutete, aber an der Tendenz der Rettungsaktion, ein staatlich ausgehaltenes Unternehmertum zu schaffen, wird kaum viel geändert werden. Herr Dietrich, der sich gern Liberaler nennt, entwirft den vergoldeten Grabstein der freien Wirtschaft.

---

# Rotes Kreuz in Polen von Martin Chr. Sander

Die Deutsche Liga für Menschenrechte hat neulich an den Präsidenten der polnischen Republik ein Telegramm gesandt und ihn gebeten, die seit seinem Regierungsantritt der Öffentlichkeit bekannt gewordenen Verhaftungen und Mißhandlungen politischer Gegner „im Geiste der freiheitlichen Geschichte Ihres Volkes" abzustellen. Viel Erfolg werden sich die Herren von ihrer Aktion wohl selber kaum versprechen. Was die Behandlung politischer Gefangener, die noch dazu in überwiegender Zahl nur wegen ihrer Gesinnung oder des Verdachtes einer der jeweiligen Regierung unangenehmen Tätig-

keit ohne weiteres eingesperrt wurden und werden, angeht, so manifestierte sich die „freiheitliche Geschichte" Polens grade in den letzten Jahren in Brutalitäten und Malträtierungen. Schon einmal hat die Französische Liga für Menschenrechte die polnische Regierung gebeten, gegen den Blutterror in den polnischen Gefängnissen einzuschreiten, als ein besonders krasser Fall bekannt geworden war. Einen Erfolg hatten sie aber auch nicht, trotzdem sie die Vertreter einer befreundeten Nation waren. Im Gegenteil, die Behandlung der politischen Gefangenen ist daraufhin vielleicht noch schlechter geworden, wie wir sehen werden. Anlaß war der Fall Bassarab.

Im Februar 1924 wurde Frau Olga Bassarab, Sekretärin der Vereinigung ukrainischer Frauen in Lemberg, von der Polizei wegen angeblicher Umtriebe gegen die polnische Regierung verhaftet und in das lemberger Polizeigefängnis in der Jachowiczstraße gebracht. Sechs Tage später machte die Polizeiverwaltung bekannt, daß sie im Gefängnis Selbstmord begangen habe. Ihre Verwandten und Freunde, die der fünfunddreißigjährigen gesunden Frau einen Selbstmord nicht zutrauten, stellten Nachforschungen an und bestanden schließlich gegen den Widerstand der Behörden auf einer Ausgrabung der Leiche und gerichtlicher Untersuchung. Es ergab sich, daß Frau Bassarab entsetzlich mißhandelt und buchstäblich zu Tode geprügelt worden war; der die Leiche sezierende Professor an der Universität, Doktor Sieradzki, gab sein Urteil dahin ab, daß „nach dieser Marter und solchen Wunden die Verhaftete gar nicht imstande gewesen wäre, Selbstmord zu begehen".

Dieser Fall, der übrigens weder eine Anklage geschweige denn eine Bestrafung der schuldigen Beamten zur Folge hatte, veranlaßte nach vielen frühern herzzerreißenden Hilfeschreien politischer Gefangener in Polen die bereits erwähnte Adresse der Französischen Liga für Menschenrechte. Aber die polnische Regierung bekam schon bald danach Hilfe von einer Seite, von der jedermann das Gegenteil erwartet hätte. Das Internationale Rote Kreuz in Genf schickte eine Delegation ab, die die polnischen Gefängnisse mit politischen Gefangenen inspizieren sollte. Der Führer dieser Delegation, Herr Brunel, hat, wie aus Schilderungen entlassener Gefangener, die es vorgezogen haben, sich in ihrem Vaterlande nicht neuen Quälereien auszusetzen, hervorgeht, allen, die ihm ihre Not und die erlittenen Mißhandlungen schildern wollten, regelmäßig dem Sinne nach erwidert: „ein Gefängnis sei eben mal kein Sanatorium", und: „die schweizerischen Gefängnisse seien um nichts besser als die polnischen". Herr Brunel hat später in Genf einen Bericht veröffentlicht, in dem er die polnischen Gefängnisse und die Behandlung der Gefangenen gradezu als Muster hinstellte, und die Polizeiverwaltung der polnischen Republik hat ihm in ihrem Amtsblatt denn auch öffentlich und gebührend gedankt.

Noch einer hat ihm gedankt, einer der Gefangenen, die Herr Brunel besichtigte und mit seinen grausigen Scherzworten zu trösten versuchte. Der politische Gefangene B. Rabinowicz schrieb im Juli 1926 (genaues Datum unleserlich) aus dem Pawiak-Gefängnis in Warschau an den Delegierten des Internationalen Roten Kreuzes in Genf, Herrn Brunel:

Sehr geehrter Herr! In Ihrem Bericht an das Internationale Rote Kreuz haben Sie festgestellt, daß Sie bei Ihrer Mission in Polen nur zwei Fälle von Mißhandlungen politischer Gefangener gefunden hätten. Ich bin einer von diesen Fällen. Sie haben mich gesehen, braun und blau geschlagen, als Sie am 12. August 1925 das Gefängnis in der Targowa Straße in Lodz besichtigten. Die Mißhandlungen waren so offensichtlich, so gar nicht wegzuleugnen, daß Sie sich bewogen gefühlt haben, in Ihrem Bericht die Hoffnung auszusprechen, die Schuldigen möchten bestraft werden. Du lieber Gott! Diese Ihre Hoffnung, Herr Brunel, ist von ihrer Erfüllung ebenso weit entfernt geblieben wie Ihr Bericht von der Wahrheit. Die Schuldigen sind nicht einmal unter Anklage gestellt worden. Im Gegenteil: Einer von ihnen, Zakrzewski, ist seitdem befördert und jetzt Hilfskommissar bei der politischen Polizei. Ein andrer, der allbekannte Spitzel Leon Pasiak, hat ebenfalls bei derselben Behörde einen bessern Posten bekommen. Vor einigen Wochen erst stand dieser gleiche Pasiak in Baranowicze vor dem Gerichtshof, angeklagt der Gewalttat und der schlimmsten Ausschreitungen gegen wehrlose Gefangene. Selbstverständlich wurde er freigesprochen, und wahrscheinlich wird er sehr bald zum Polizeikommissar befördert und in eine andre Gegend Polens geschickt werden, wo er weiter ungehindert Gefangene mißhandeln kann.

Was mich selber angeht, Herr Brunel, so bin ich, nachdem ich seit zwei Jahren in polnischen Gefängnissen sitze, ein totkranker Mann. Ich soll noch eine ganze Reihe von Jahren Gefängnisstrafe absitzen; aber ich werde wohl kaum das Ende erleben. Sie sahen die blauen und schwarzen Spuren der Mißhandlungen auf meinem Körper, aber das Schlimmste haben Sie nicht gesehen. Man hat mich so geschlagen, daß ich mein Gehör verloren habe! Lange Monate habe ich Schmerzen ertragen und gelitten; schließlich wurde die Sache so böse, daß eine Operation vorgenommen werden mußte, — nebenbei auf meine Kosten. Es mußte trepaniert werden und eine Menge Knochensplitter und das Trommelfell wurden dabei entfernt. Nun aber will die Operationswunde nicht heilen. Das mag davon herrühren, daß hier im Gefängnis keine entsprechenden Medikamente angewendet werden; vielleicht ist auch infolge mangelhafter Pflege eine Entzündung hinzugekommen. Jedenfalls bin ich heute ein Krüppel, der sich langsam zu Tode quält...

Ich habe Ihnen, sehr geehrter Herr Brunel, diesen Brief geschrieben, weil die polnische Regierung und die Presse, wann immer im Ausland gegen den weißen Terror in Polen Protest erhoben wird, stets sich auf Ihr Zeugnis und Ihre schmeichelhaften Berichte berufen. Sind Sie als Mitglied des Internationalen Roten Kreuzes bereit, sich von den wirklichen Tatsachen zu überzeugen und Ihren Bericht der Wahrheit entsprechend abzuändern? Oder ist es Tatsache, was behauptet wird, daß Sie bewußt die Behandlungsmethoden, unter denen die politischen Gefangenen in Polen so furchtbar leiden, vor den Augen der Welt verschleiert haben?

Der Absender ist inzwischen gestorben. Im Gefängnis gestorben. So war Herr Brunel einer Antwort, wenigstens an ihn, enthoben. Und sonst hat ihn noch niemand gefragt. Vielleicht wird dieser prominente Vertreter der großen Organisation der Menschenliebe die Antwort finden, daß auch in Sanatorien zuweilen Menschen sterben...

---

## Zu diesem Hitler von Ludwig Börne

Die Deutschen können das Befehlen und das Gehorchen nicht lassen, und es ist schwer zu bestimmen, woran sie am meisten Vergnügen finden.

# Grüner Tisch und grünes Feld von Jan Bargenhusen

## II

### Schiele und der Landbund

Es ist jetzt rund und nett ein Jahr her, daß an dieser Stelle die Leute unter der Landbundfahne, Schiele und die Seinen, mit ihrer Haus- und Hofpolitik abgeschildert wurden. Damals war man ungefähr soweit, „grundsätzlich" die alten Verbindungen zwischen dem Landbund und der von der Sezession der vierzehn „Nothelfer" erschütterten Deutschnationalen Partei lösen zu wollen — wobei der Ton durchaus auf „wollen" liegt; in Berlin, in der Landbund-Zentrale, wollte man schon gern, aber bei dem starken Einfluß der Hugenberg-Partei auf die Landbund-Funktionäre in den Ost-Provinzen war es gar nicht so einfach, den Trennungsstrich zu ziehen.

Daß aber zu jener Zeit die Vertreter der opportunistisch-berufsständischen Richtung im Landbund tatsächlich die Überhand hatten — so, wie wir es damals sagten —, das zeigte sich in den kritischen Tagen vom Ende März, als Brüning, gestützt auf Hindenburgs Autorität, sein Kabinett bildete und, unter dem Jubel aller Landbündler, Herrn Martin Schiele, dem amtierenden Reichslandbund-Präsidenten, das agrarische Ressort übertrug.

Schiele fand in „seinem" Ministerium nicht viel verändert vor. Er konnte sofort in Dietrichs Fußtapfen treten und die nächste Zollvorlage ausarbeiten, die der Reichstag, von Dietrich mürbe geknetet, anstandslos schluckte — um so glatter, als Schiele mit mahnend erhobenem Finger sein: „Hindenburg wills!" dazu sagte. Nun sollte das Osthilfegesetz folgen; alles war schon zum Besten vorbereitet, da kam der große Betriebsunfall der Reichstagsauflösung. Der größte Teil des Ostgesetzes wurde zwar mit der ersten Notverordnung durchgebracht, aber — eben doch nicht das ganze Gesetz. Und nun hatten die bösen Hugenberg-Leute, als der Wahlkampf begann, und Schiele an der Spitze der Reichsliste und der meisten Landeslisten der Landvolkpartei in den Wahlkampf zog, ihr Stichwort: dem Osten könne „dieses System", so jammerten sie, niemals gründlich helfen — und daß Schiele mit seinen Zoll- und Zwangswirtschaftsgesetzen, mit der gänzlich auf neu renovierten Erbschaft des Protektionismus Dietrichscher Provenienz, der Landwirtschaft noch keine Hilfe, nämlich noch keine Rente, gebracht habe: das müsse ja selbst der dümmste Bauer einsehen, so sagten jene bösen Agitatoren.

Es wurde ein übler Wahlkampf. Schiele hatte keine rechte Lust, für die Sache einer Partei, der er innerlich fremd gegenüberstand, und deren Führer — die Gereke, Höfer und Hepp — er nicht verstand, zu kämpfen, das heißt gegen seinen alten Freund Hugenberg, der ihn noch einigermaßen ritterlich behandelte, vom Leder zu ziehen. Er machte also ein kleines Wahlgeschäftchen mit der Klausel „freibleibend", das heißt: er stellte sich der Landvolkpartei

— „Christlich-nationale Bauern- und Landvolkpartei" heißt die etwas voluminöse Firma genau — „zur Verfügung", ohne ihr aber beizutreten; immerhin war er vorher doch bei den Deutschnationalen ausgetreten. Seinem Beispiel folgten fast alle Landbund-Granden, so beispielsweise der Graf Kalckreuth, von dem gleich noch die Rede sein muß. Ostpreußen, wo Hugenberg den alten Januschauer für seine Liste herausstellte, hielt sich fast ganz der Landvolkpartei fern, zumal diese dort den Fehler gemacht hatte, einen als Großagrarier-Fresser bekannten Bauern als Spitzenkandidaten zu bestellen. In Pommern blieb der Landbundführer, Herr von Rohr, ein alter Schreihals, mit fast allen seinen Kreislandbund-Offizieren bei Hugenberg; Schlange-Schöningen und Höfer junior, die dort für die Landvolkpartei kämpften, konnten trotz der Absage fast aller führenden Landwirte — wie v. Flemming-Paatzig, v. Zitzewitz-Kottow und andre — nicht gegen die Masse der Organisation an. In der Mark Brandenburg und in Schlesien waren die Dinge ganz unentschieden; die Bauern und Landarbeiter, die vor dem Hüh-Hugenberg und Hott-Schiele nicht mehr ein und aus wußten, blieben aber wider Erwarten am 14. September nicht etwa zuhause sondern — wählten Hitler & Co. Und so ging es auch in den meisten andern Landesteilen. Selbst in Bayern, wo der Landbund nur im protestantischen Franken, und auch da nur dünn, vertreten ist, fand sich ein Hugenbergtreuer, der Ökonomierat Weilnböck: zur Belohnung wurde er an die Spitze der deutschnationalen Liste gestellt. Nur im alten Landvolk-Stammgebiet, in Hessen und Thüringen, hatten die Hugenbergleute keine Chancen. Aber auch hier gingen viele Stimmen an die Nazis über. Andrerseits blieb der „Halbmeier" Cord Cordes mit seinem hannoverschen Landbund, trotz starker „berufsständischer" Neigungen, den Deutschnationalen und ihrem Wahlfonds treu; Hannover und Schleswig-Holstein, wo die Landvolkpartei noch nicht recht Fuß gefaßt hatte, gaben dabei ebenso wie die evangelischen Teile Süd- und Westdeutschlands, viele Bauernstimmen an die Hitlerleute ab.

Ganz klassisch war die Verwirrung in Schieles „eigner" Provinz, in Sachsen. Im Landbundblatt fanden sich dort vor der Wahl, friedlich-paritätisch nebeneinander, drei Aufrufe: der eine für die berufsständisch-opportunistische Landvolkpartei, der zweite für die oppositionellen Deutschnationalen, der dritte, frei nach Schieles „Freibleibend"-Theorie, für eine lediglich taktisch bedingte „Stimmabgabe" zugunsten der Landvolkleute, „... was ja noch nicht gleichbedeutend ist mit der Zugehörigkeit zu dieser Gruppe ..."

Die Ergebnisse sind bekannt. Die Landvolkpartei reüssierte nicht, und Schiele, enttäuscht, lehnte die Übernahme eines Mandats ab. Hugenberg reüssierte nicht, und seine ländlichen Triarier schimpften deshalb um so lauter und unflätiger gegen Schiele, wobei einige Beleidigungsprozesse abfielen. Hitler, Goebbels, Rosenberg, Feder etcetera reüssierten, wurden über Nacht zu „Bauernführern" und mußten nun schleunigst sehen, was eigentlich in ihrem Programm und in

ihren Wahlaufrufen an Agrarpolitik enthalten war, um eilends zweckentsprechende Anträge im Reichstag einzubringen. (Geschieht noch, immerzu.)

Inzwischen geht die Verwirrung im Landbund weiter. Die Pommern haben sich zunächst einmal als selbständig erklärt; sie wurden erst wieder gefolgsbereit, als das Reichslandbund-Präsidium und das Reichslandbundblatt sich dann von Schiele stärker „distanziierten" — was in der ‚Deutschen Tageszeitung' unter anderm dadurch geschah, daß man Schiele wegen seiner Zusammenarbeit mit dem SPD-Mann Baade bei der verunglückten Roggenstützung ziemlich derbe beutelte. In der Provinz draußen begann eine Massenflucht aus der Organisation, als böse Oppositionsblätter ausplauderten, daß die Landbund-Syndici, die Direktoren von Sybel und Kriegsheim, ein Jahresgehalt von 30 000 Mark erhielten — also beinahe soviel wie der Großverdiener Baade, zum Kummer seiner Genossen, vom Reichsernährungsministerium bezieht! — und daß sie obendrein noch mit den Gehaltssätzen eines Ministerialdirektors pensionsberechtigt seien — und Alles das von den Groschen der Ärmsten der Armen, der Landbund-Bauern! Ganze Kreis-Landbünde haben daraufhin beschlossen, der berliner Zentrale bis zur Abstellung dieser ihnen nicht ganz zeitgemäß erscheinenden „Ungeheuerlichkeit" die Bezüge zu sperren.

Der große Kladderadatsch kam aber, als es sich darum handelte, den Posten Schieles im Präsidium neu zu besetzen. Als seinen Platzhalter hatte man zuerst den Landrat a. D. Freiherrn v. Wilmowsky, Gutsbesitzer auf Marienthal in der Provinz Sachsen (Sohn des Landeshauptmanns jener Provinz und Schwager des Herrn Krupp v. Bohlen und Halbach) bestimmt, und dieser hatte die Stelle recht und schlecht versehen. Aber auch er hatte, trotz der Aura des Namens Krupp, die ihn bestrahlte, nicht verhindern können, daß der „Reichsverband der deutschen Industrie" eines schönen Tages erklärte, er habe die agrarprotektionistischen Schweinereien nun endgültig satt — was nach dem Handel um den finnländischen Butterzollvertrag, nach der Boykottaktion in Holland und in Dänemark, nach der kostspieligen Roggenpreisstützung und nach Vorlage immer neuer Wunschzettel der Agrarier schließlich auch berechtigt war. Exit Baron Wilmowsky; Neuwahlen. Es wird gewählt, und auch dies ist ein Kompromiß zwischen Hugenbergianern und Landvolkleuten: als geschäftsführender Präsident Graf Kalckreuth, Schieles Vorgänger im Amte, parteilos; es verbleiben als Präsidenten zweiter Ordnung: Hepp (Landvolkpartei) und Bethge (gänzlich ohne Meinung). Worauf Herr Hepp — so haben wir uns den wahren Führer immer vorgestellt! — mit der Faust auf den Tisch schlug und schrie: er sei nun müde, immer der Zweite zu sein, und wenn er nicht zum mindesten mit dem (gemäßigt) feudalen Grafen Kalckreuth — der aussieht wie ein besserer jüdischer Bankier, was an dieser Stelle wohl in Paranthese bemerkt werden darf — gleichgestellt würde, dann. na dann... (Folgt ein bekannter Ausspruch eines sächsischen Königs.) Exit Hepp. Als zweiter Präsident wird an seiner Stelle ein

paar Wochen später der Hesse Lind, M. d. R. bei der Landvolkpartei, gewählt, ein Landbürgermeister, was ja bekanntlich nicht die schlechteste Sorte von Landleuten ist. Damit zieht nun tatsächlich, anstatt des verunglückten Studikers Hepp, der weder Bauer noch Intellektueller war, ein richtiger Landmann ins Präsidium ein. Er mag die Übernahme des Postens in dem kaum arbeitsfähigen Präsidium des zerfallenden Bundes mehr als ein Opfer, denn als einen ehrenvollen Aufstieg empfunden haben...

Ja, und Schiele sitzt also nun immer noch im Kabinett. Die Partei, die ihn gewählt hat, deren Mandat er aber ausschlug, und deren Mitgliedschaft ihm unerwünscht war, steht in Opposition zur Regierung: Schiele hat also im Reichstag keine einzige Stimme, noch nicht einmal seine eigne, für sich in die Wagschale zu werfen. Seine Freunde und Anhänger kämpfen gegen Brüning; die Parteien, die zur Regierung halten, und neuerdings auch seine Ministerkollegen, sehen in ihm, dem „Fachminister", nur den Exponenten einer ewig unzufriedenen und feindseligen Interessentengruppe. Und soweit ist es nun auch schon: wenn Brüning, mit dem goldigen Treviranus, mit Preußen-SPD-Leuten und Preußenkassen-Leuten, nach dem agrarischen Osten fährt, um nachher Hindenburg persönlich von der Not der ostdeutschen Landwirtschaft zu berichten — dann darf Onkel Schiele nicht dabei sein.

Das Schönste ist, daß Schiele, je länger seine Ministerherrlichkeit dauert, um so weniger Lust bezeugt, die ihm zugedachte Rolle des praeceptor paganorum zu spielen, und die fordernden Agrarier, kraft seines Namens, zur bereitwilligen Unterstützung des Brüning-Kurses zu bewegen. Noch weniger denkt er daran, so, wie manche Leute es wollen, als Winkelried mit seiner breiten Brust die von der agrarischen Opposition geschleuderten Speere vom Kabinett Brüning fernzuhalten. Es fällt ihm gar nicht ein, die letzten Reste seiner arg lädierten Popularität für die Ministerkollegen herzugeben; er versucht vielmehr, um sich persönlich zu salvieren, dem Kabinett soviel an agrarprotektionistischen Maßnahmen aufzudrängen, wie ihm nur irgend möglich ist. Nun hat freilich die Opposition stets den längern Atem. Die Nazis und die Hugenbergleute, immer in Idealkonkurrenz mit der Landvolkpartei, können, unbeschwert von Koalitionshemmungen, in demagogischen Anträgen stets das Doppelte und das Dreifache von dem verlangen, was Schiele der Regierung Brüning eben noch zuzumuten wagt. Die Opposition leichtbeschwingt vorneweg, der Fachminister mit hängender Zunge immer drei Längen hinterdrein, und in ebensolchem Abstand von der offiziellen Agrarpolitik gefolgt — das ist das Bild dieses hoffnungslosen Rennens, das dem deutschen Volke mit der Überschrift: „Es muß etwas für unsre Landwirtschaft geschehen;" nunmehr vorgeführt wird. Wie lange es Schiele wohl noch aushalten wird —? Es ist schon manchmal von einer plötzlich eingetretenen Schiele-Krise die Rede gewesen. Das war falsch: denn Schiele als Minister, das ist die Krise in Person und Permanenz.

# Radikaldemokratische Partei von L. Quidde

Am 30. November hat sich die Radikaldemokratische Partei konstituiert. Man weiß, daß ich es abgelehnt habe, an die Spitze zu treten, nicht, wie es in einigen Berichten hieß, mit Rücksicht auf mein Alter sondern weil ich die „Vereinigung unabhängiger Demokraten" als Verein bestehen lassen wollte, allerdings nicht als bloßen Debattierklub sondern als höchst aktive Kampforganisation, und weil ich den Zeitpunkt für Gründung einer politischen Partei nicht für gekommen hielt. Das hindert mich nicht, in der Partei mitzuarbeiten.

Die neue Partei will entschieden. bis in die letzten Folgerungen hinein demokratisch sein. Das heißt, angewandt auf die Außenpolitik, zugleich entschieden pazifistisch, in Anwendung auf Kulturpolitik und Rechtspflege unbeirrt und vorurteilslos freiheitlich, in Anwendung auf Wirtschafts- und Sozialpolitik, unter Aufrechterhaltung der Privatwirtschaft, sozialreformerisch und antikapitalistisch, vor allem antiplutokratisch.

Im Augenblick müssen viele Forderungen, so wichtig sie an sich sind, zurücktreten gegenüber dem, was die Not der Gegenwart uns auferlegt.

Aufgaben von ungeheurem Ausmaß stehen vor dem deutschen Volke: innen-, wirtschafts- und finanzpolitisch die Bekämpfung der entsetzlichen Arbeitslosigkeit und die Herstellung dauernden Gleichgewichts im Haushalt des Reichs, der Länder und der Gemeinden. außenpolitisch die Weltabrüstung und die Revision des Young-Planes. Damit fällt zum Teil zusammen, aber nur zum Teil, die Überwindung der Verzweiflung, die Millionen von Wählern dem verantwortungslosen Fascismus der Nationalsozialisten in die Arme getrieben hat.

Die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit ist die dringendste und die schwerste aller Aufgaben. Es heißt das Volk betrügen, wenn man ihm sagt daß es dafür ein Allheilmittel gebe oder daß es nur eines Wechsels der Regierung bedürfe oder daß die Reparationslasten des Young-Planes schuld seien. Es handelt sich um eine Weltkrisis wie sie noch niemals da war. Gewaltige Arbeitslosigkeit herrscht auch in Siegerländern die unsre Reparationsleistungen empfangen, in dem schutzzöllnerischen Amerika wie in dem freihändlerischen England, in dem fascistischen Italien wie in den angelsächsischen Demokratien, gleiche Not (wenn auch in andrer Form) in dem bolschewistischen Rußland. Die Berufung auf die Weltkrisis spricht uns aber nicht von besonderer Verantwortung frei. Während des Krieges hatte sich unsre Großindustrie an eine unwirtschaftliche Art der Produktion und der Kalkulation gewöhnt: in der Zeit der Inflation steckte sie alles in Sachwerte und gewöhnte sich, unter Vernachlässigung des innern Marktes, an eine ungesunde Unterbietung auf dem Weltmarkt; mit Hilfe der Ruhrkampf-Entschädigungen und ausländischer Anleihen blähte sie ihren Produktionsapparat in unsinniger Weise auf; sie verband damit eine überstürzte Rationalisierung. Die Absatzmöglichkeiten entsprachen nicht entfernt mehr den Produktionsmöglichkeiten. Um gleichwohl möglichst Arbeitsgelegenheit zu schaf-

fen, mußte man die Ausfuhr fördern und den innern Markt stärken. Das Gegenteil davon ist geschehen. Der Schwerindustrie, ihren Kartellen und Syndikaten, hat man gestattet, durch Steigerung der Preise für Rohstoffe im Innern und billige Lieferung ans Ausland, der Fertigindustrie, der Stütze unsrer Ausfuhr, das Leben zu erschweren. Begünstigung des Großgrundbesitzes, versäumte Gelegenheiten zu innerer Siedlung, Opferung kleinbäuerlicher Interessen haben verhindert, einen kaufkräftigen Bauernstand zu schaffen. Die auf den Großgrundbesitz zugeschnittene Agrarpolitik ist ein Hindernis für Handelsverträge, wie wir sie, um unsre Ausfuhr zu fördern, bitter nötig brauchen.

Es wird Mühe kosten, diese Sünden wieder gutzumachen.

Wir brauchen scharfe Maßnahmen gegen unberechtigte Preistreibereien, und man darf nicht feige vor mächtigen Kartellen zurückweichen. Der Reallohn der Arbeiter darf auf keinen Fall sinken, schon um den innern Markt nicht zu schwächen. Wir brauchen Handelsverträge mit den weitgesteckten Zielen des Zollabbaus, einer europäischen Zollunion und eines internationalen Freihandelssystems. Alle Maßnahmen, die darauf abzielen, lebensunfähige Betriebe, sei es in der Landwirtschaft, sei es in der Industrie, aufrechtzuerhalten, sind rücksichtslos abzulehnen. Was auf die Dauer lebensunfähig ist, muß man zugrunde gehen lassen, wenn die Gesamtwirtschaft der Gesundung zugeführt werden soll. Große Teile des Großgrundbesitzes sind (unter angemessener Entschädigung der Besitzer) zu enteignen, um Land zu gewinnen für Siedlung nach Grundsätzen der Bodenreform. Wir fordern Aufhebung der Futtermittelzölle, Pflege der bäuerlichen Veredelungsbetriebe, Förderung der Übersiedelung von Industrien auf das flache Land, energische Förderung des Wohnungsbaus als einer Schlüsselindustrie für einen großen Teil der Wirtschaft, Verständigung zwischen Unternehmern und Arbeitern über Verkürzung der Arbeitszeit, Ablehnung des mit der Arbeitsdienstpflicht getriebenen Schwindels.

Zur Herstellung des Gleichgewichts in den Finanzen müssen alle Stände Opfer bringen. Die Gesetzgebung darf nicht aus Angst vor der Kapitalflucht Halt machen vor der Heranziehung der leistungsfähigsten Kreise. Wir müssen den Ausbau der Erbschaftssteuer nach englischem Muster fordern, dazu ergänzendes Erbrecht des Staates, Offenlegung der Steuerlisten, Abstriche im Reichshaushalt, besonders im Reichswehretat. Es ist empörend, Beiträge für Familienwochenhilfe und Kinderspeisung zu streichen und den Reichswehretat so gut wie unangetastet zu lassen.

Daß wir berechtigt sind, die Weltabrüstung zu fordern, ist die gemeinsame Überzeugung sowohl des deutschen Volkes wie aller Pazifisten und andrer vernünftiger Menschen in allen Ländern. Die deutsche Entwaffnung sollte den Weg öffnen zur Weltabrüstung. Die großen Fortschritte, die auf dem Weg des internationalen Friedensrechtes gemacht sind, begründen, selbst nach der französischen These, die Verpflichtung, nun endlich Ernst mit der Abrüstung zu machen. Wir dürfen, wenn das Ziel auf dem jetzt vom Völkerbund eingeschlagenen kom-

plizierten Wege nicht erreicht wird, nicht ablassen, die Forderung zu stellen; wir müssen dann andre, einfachere Methoden der Abrüstung vorschlagen und dürfen uns nicht scheuen, für ein Programm einzutreten, das die Sowjet-Delegation der vorbereitenden Abrüstungskommission vorgelegt hat. Aber wir dürfen nicht mit Zerreißung der Bestimmungen im Friedensvertrag drohen. Ein internationaler Rüstungswettkampf wäre das furchtbarste Unglück für Deutschland und die Welt. Wir dürfen auch nicht im Rahmen des Versailler Vertrages aufrüsten. Das Marinebauprogramm, das jetzt dem Reichstag vorliegt, ist, wenn wir ehrlich internationale Abrüstung wollen und um Vertrauen werben, der helle Wahnsinn.

In sachverständigen Kreisen besteht kein Zweifel darüber, daß der Youngplan wird revidiert werden müssen, schon weil seit dem Frühjahr 1929 die weltwirtschaftlichen Verhältnisse sich von Grund aus geändert haben. Aber wir sollen nicht vergessen, daß der Youngplan uns gegenüber dem Dawesplan eine sehr wesentliche Erleichterung gebracht hat und daß wir die Revision nur durchsetzen können, wenn wir die öffentliche Meinung der Welt dafür gewinnen. Mit Nichterfüllung der Vertragsverpflichtungen drohen, verschlechtert unsre Lage. Es gilt die Reparationsgläubiger und die Neutralen zu überzeugen, daß ihr eignes Interesse es erfordert, mit diesen ungeheuern, die Weltwirtschaft von Grund aus verwirrenden Tributzahlungen Schluß zu machen.

Eine aktive Außenpolitik habe ich nicht erst, wie andre Leute, nach dem 14. September sondern schon früher gefordert. Aber man hüte sich nun, etwa in der Frage des Minderheitenschutzes oder der Revision der Friedensverträge einen Wettlauf mit den Nationalsozialisten zu beginnen. Damit würde man alle Aussichten verderben. Die Außenpolitik muß, wenn sie Aussichten auf Erfolg haben will, pazifistisch sein.

Gestützt auf ein solches Programm soll die Partei den Kampf aufnehmen gegen die verantwortungslose Unvernunft der Fanatiker zur Rechten und zur Linken und zugleich gegen die Schwäche derer, die mit halben Maßnahmen und mit wirkungslosen Zugeständnissen an Sonderinteressen und an unbelehrbare Unvernunft unser Schicksal glauben meistern zu können. Der Kampf wird vor allem den Nationalsozialisten gelten und wir müssen uns hüten, Gegensätze zu den uns näherstehenden Parteien zu übertreiben.

Die meisten von uns waren Mitglieder der Deutschen Demokratischen Partei. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß Parteifreunde, die auseinandergehen, nichts eifriger zu tun wissen, als sich untereinander auf das bitterste zu bekämpfen. Wir werden uns hüten müssen, in diesen Fehler zu verfallen. Gewiß, die meisten von uns sind überzeugt, daß die Staatspartei unter Führung Dietrichs, den ja niemand für einen überzeugten Demokraten halten wird, unaufhaltsam nach rechts abrutschen muß. Wir haben das Recht und die Pflicht, in diesem Sinne Kritik zu üben; aber wir dürfen darüber nicht vergessen: Es gibt unter den Mitgliedern der Staatspartei so gute Demokraten, wie wir selbst es sind. Wir müssen deren Gesinnung respektieren. Wenn wir der Staatspartei Abbruch tun wollen,

müssen wir es dadurch tun, daß wir bessere, konsequentere Politik treiben, nicht zuletzt dadurch, daß wir den Kampf gegen die Nationalsozialisten nachdrücklich aufnehmen. Viel zu lange hat man sich in Verteidigungsstellung drängen lassen. Die neue Linke greift an!

Ein solcher Kampf ist nicht aussichtslos. Die Wählerschaft der Nationalsozialisten, die so rasch lawinenartig angeschwollen ist, ist eben deshalb weniger gefestigt, labiler, als die jeder andern Partei. Sie folgt nicht einer politischen Überzeugung sondern einer Stimmung; sie kann, wie wir es zum Beispiel in Bremen erlebt haben, noch weiter anschwellen, aber auch ebensogut, wenn entweder die Stimmung umschlägt oder Vernunft wieder an die Stelle blinder Verzweiflungsstimmung tritt, plötzlich zusammenbrechen.

Die in der Partei organisierten Wähler sind freilich zum größten Teil unbelehrbare Fanatiker. Auf die Massen der unorganisierten Mitläufer muß aber eine Einwirkung möglich sein.

Der Aufklärungsfeldzug ist in der volkstümlichsten Weise zu führen. Ich bin sonst dafür bekannt, auch gegenüber dem Gegner Zurückhaltung in der Form zu üben, und im bayrischen Landtag haben mich Fraktionsmitglieder öfter gemahnt, „doch endlich mal grob zu werden". In diesem Fall aber ist es meine Meinung, daß es geboten ist, nicht nur volkstümlich sondern sehr derb zu polemisieren. Was im Nationalsozialismus berechtigt ist, ist nicht sein geistiges Eigentum. Gewissen wirtschaftlichen Forderungen gegenüber aber ist es die Aufgabe, den gewissenlosen Blödsinn aufzuzeigen, den sie bedeuten. Außenpolitisch ist die würdelose Anbiederung an Mussolini unter Preisgabe des Deutschtums in Südtirol zu kennzeichnen als das, was sie ist: schamloser Landes- und Volksverrat. Daß nationalistische Außenpolitik zum Kriege führen muß, zu einem (nach Ludendorff) Deutschlands Untergang besiegelnden Weltkrieg, und daß innenpolitisch die von den Nationalsozialisten geforderte Diktatur den Bürgerkrieg bedeutet, und zwar nicht nur Kämpfe von Tagen und Wochen sondern den Bürgerkrieg als Dauerzustand, sollte man auch dem verblödetsten Mitläufer der Nationalsozialisten klarmachen können.

Das wäre etwa mein Aktionsprogramm für die Radikaldemokratische Partei.

---

# Duell Ihering — Seeger von Eugen Roller

Intendant Flesch wünschte ein Mikrophonduell zwischen dem Filmoberzensor Seeger und Friedrich Raff. Aber der Ministerialrat hielt Vorsicht für den bessern Teil der Tapferkeit und lehnte ab, seinem frühern Mitzensor auf die Angriffe in der ‚Weltbühne' endlich Rede zu stehen. Seeger hätte wahrscheinlich Kerr oder Paul Guttmann ebenso abgelehnt, er mußte einen Gegner haben, der nicht aus der Seegerpraxis reden konnte. Er stellte sich also zu einem Zweikampf, der nicht gefährlich für

ihn war, denn Herbert Ihering steht zwar auch links vom Mikrophon, kann aber Seegers trockenes Hersagen von Gesetzesformeln nicht mit Beispielen aus der Praxis widerlegen. Ihering war ahnungslos darüber, für wie ungefährlich ihn Ministerialräte halten. So konnte der Duellant Seeger mit scheinbarer Gefälligkeit einiges über die Auslegungen der Filmzensur erzählen, auf die er sich in seinen Urteilen immer stütze, ohne die Erwiderung eines Praktikers zu befürchten, daß ja diese Auslegungen von Herrn Seeger selbst stammen und so Seeger, der oberste Richter, sich immer dauernd auf den Kronzeugen Seeger berufen kann. Der schlaue Oberzensor spekulierte sehr richtig darauf, daß Ihering in die Geheimnisse der Filmprüfkammer keinen Einblick und daß er sich zudem leider noch nicht einmal bei ausgetretenen Zensoren orientiert hatte. So sah Seeger die Angriffe wegen Zusammensetzung der Kammer, wegen politischer Urteile, wegen Ausschlusses der Presse, selbstverständlich voraus. Es war eben leider seinem Gegner nur möglich, Allgemeinbekanntes vorzubringen und nicht das Nichtöffentliche, mit dem Seeger allein aus dem Sattel zu heben ist. Seegers Sprüchlein vom Schutz des religiösen Empfindens klang recht plausibel, was aber hätte er gemurmelt, wenn man ihn wegen der Petrusfigur im harmlosen „Witwenball" oder wegen des Barbarossa im „Tingeltangel" interpelliert hätte. Der Herr Ministerialrat tat sich sehr viel auf seine Milde politischen Filmen gegenüber zugute. Ihering mußte das einstecken, und konnte nicht die kitzliche Frage stellen, was alles die Seegerkammer aus dem Potemkinfilm herausoperiert hat. Seeger spielte sich als unparteiischer Vorsitzender auf, während mehrere seiner Beisitzer ihm nachweisen könnten, wie rasch er den Mantel nach dem Zusammensetzungswind der Kammer hängt. Seeger berief sich auf die „weitesten Volkskreise", aus denen die Zensur bestehe. Er wurde leider nicht gefragt, welche Verbände vom Innenminister zu Vorschlägen für Jugendschutz und Volkswohlfahrt aufgefordert werden und in welchem Verhältnis. Der Oberzensor erzählte sehr leutselig, wie die Beisitzer aus dem unerforschlichen Schoße einer Zigarrenkiste gelost werden, er verriet aber leider nicht, warum gewisse Sitzungen so rasch und plötzlich anberaumt werden, daß auswärtigen Beisitzern aus beruflichen Gründen eine Reise gar nicht immer möglich ist und daß dann der nächstfolgende Berliner an die Reihe kommt. Interessant wäre auch die Frage gewesen, wie Herr Seeger vorgeht, wenn etwa mit gleicher Post drei Anträge an die Filmoberprüfstelle eingehen. Nie wird jemand behaupten können, daß alsdann die Reihenfolge nach politischen Gesichtspunkten getroffen wird, denn zuweilen ist der Zufall des Wunders liebstes Kind. Alle derartigen Fragen der Praxis hatte Herr Seeger nicht zu befürchten. Und da ihm in seiner Machtfülle die alte Zensur genügt, kann er sogar den billigen Lorbeer erringen, gegen die neue Lichtspielnovelle zu plädieren. Zuweilen schwieg er beharrlich und spielte wunderbar vor dem Mikrophon, wie er „in die Enge getrieben wurde" und wie der Gegner „nach Punkten siegte". Herr Seeger weiß, was er will und, wenn er sich duelliert, so hat er vorher die Klinge des Widersachers genau geprüft.

# Filmindustrie und Avantgarde

von Rudolf Leonhard

In der Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr bekommen es die Zeitungen, sogar in trüben Zeiten wie der unsern, mit der Sorge um die Kultur, und suchen durch weit ausholende Rundfragen sich, wenn nicht ihre Leser zu beruhigen. So hat eine — übrigens durchaus anständige und gar nicht dumme — wiener Zeitung zu diesen Weihnachten die Frage, wo derzeit der Tonfilm halte, den Fachleuten, und dem Publikum deren Antworten geschenkt. Und alle, alle antworteten und erzählten, wie schrecklich gern sie gute Filme machen würden, wenn — ja wenn sie nicht schlechte Filme machen müßten. Und warum müssen sie? Niemals habe ich in so wenigen Spalten so oft das Wort „Publikum" gefunden.

Bemerkenswert sind die Antworten des als Produktionsleiter gefragten Direktors Erich Pommer von der Ufa. Er erklärt zunächst, daß er die sogenannten Avantgardefilme überaus liebe und schätze und fördere, wenn — sie zugleich Publikumsfilme seien. Welcher Theaterdirektor, Filmdirektor, Kritiker, Agent und Verleger wäre in der weiten Welt zu finden, der das nicht auch gesagt hätte! Der nicht heiß und aufrichtig das künstlerische Experiment liebt, wenn es bare Kasse — und keine Mühe macht. Wenn es das aber nicht tut? Ist nicht die Avantgarde — die des Publikums von morgen? Würde nicht ein weitsichtiger Geschäftsmann auch dieses Publikum schon einkalkulieren?

Um zu beweisen, wie sehr er die Avantgarde liebe, erwähnt Herr Pommer, daß demnächst in seiner Produktion der Ufa ein Tonfilm von Siodmak herauskomme. Halt einmal. Hier wollen wir eingreifen, ehe sich eine Legende bildet oder gebildet wird. Den sehr zukunfts- und schon gegenwartsreichen Regisseur Siodmak hat keineswegs Herr Pommer entdeckt, oder die Ufa, oder eine andre Gesellschaft oder ein andrer Direktor; das hat ein Mann ganz ohne Geld und Stellung und Industrietitel, aber mit unzerstörbarem Glauben an die Möglichkeiten des Films getan, ein Mann namens Moritz Seeler, dem wir das wie manches andre nicht vergessen wollen. Nach den Mühen und Opfern dieses Moritz Seeler, auf Grund seiner Mühen und Opfer, hat sich nicht nur die Qualität sondern auch die Ertragsfähigkeit von Siodmaks Filmen erwiesen. Es ist sehr schön, daß nunmehr Herr Pommer ihn arbeiten läßt, aber es ist kein Kunststück mehr und keine Kühnheit.

Wir wissen genau, wo die Grenzen dieser miserablen Welt liegen, und daß auch der Film heute nicht über die Welt weg wachsen kann. Natürlich hat Herr Pommer recht: „Nur Avantgardefilme, die auch die Theater füllen, können die Bestrebungen der Avantgardisten fördern." Und recht hat er, aber in anderm Sinne, wenn er zwischen Avantgardefilmen und Publikumsfilmen keinen Unterschied sehen will.

Denn: ist nicht jeder Film, auch der „Geschäftsfilm", ein Experiment, wie es der Avantgardefilm ist? Was ist denn ein Publikumsfilm? Und was ist das Publikum? Wer kennt es? Alle, aber auch alle geschäftlichen und künstlerischen

Produzenten haben sich, und nicht nur beim Film, mit ihren Prognosen oft genug verhauen. Wer kennt eigentlich das Publikum und seinen Geschmack? Ich will, um nicht ungerecht zu sein, ausdrücklich bemerken, daß ich jetzt nicht an Herrn Pommer denke, ich kenne ihn und seine Arbeitsweise nicht. Aber Dutzende von Malen habe ich von den berühmten Satz gehört: „Das Dienstmädchen in Neutomischel will das!" Was dieses imaginäre Dienstmädchen, welches die deutsche Filmindustrie absolut beherrscht, wirklich will, wäre in der Tat sehr interessant und sehr wichtig zu wissen. Wenn ich an die sogar exotischen Erfolge der Chaplin- und Buster-Keaton-Filme denke, an den noch immer nicht beendeten Triumph der „Freudlosen Gasse" und des „Potemkin", an das Glück, das zumal in Deutschland „Sous les toits de Paris" gehabt hat, und wenn ich mich erinnere, wie stark hier in Frankreich ein so ganz unsensationeller und unsensationistischer zarter Film wie „Das Dorf der Sünde" gewirkt hat, dann muß ich gestehen, daß die Dienstmädchen gar nicht so schlecht abschneiden. Besser jedenfalls als viele Filmdirektoren. Ich will von allem Soziologischen, das anzuführen wäre, nur dies sagen, daß nach allgemeiner Auffassung der Grundzug der nicht homogenen Masse, die Publikum heißt, in ihrer Suggestibilität liegt; sollte sich ihr da nicht, wenn man sich Mühe gibt und wenn man an das Gute glaubt, dieses Gute ebenso leicht wie das Schlechte suggerieren lassen? Aber die Film- (und Theater-) Direktoren konstruieren, oft nach dem Bilde ihres Niveaus, ein Publikum, das es überhaupt nicht gibt, um dann immerfort Rücksicht auf es nehmen zu müssen. Das Publikum ist die Faulheit der Produzenten.

Ich wiederhole, daß ich jetzt nicht von Herrn Pommer sprach; kehren wir also zu seinen Erklärungen zurück. Er sei, sagt er, gegen jeden Film, der dazu angetan sei, das Filmtheater zu einem Kampfplatz politischer und religiöser Leidenschaften zu machen. Kulturelle und soziale Fragen, wie auch geschichtliche Tatsachen, die ohne Tendenz geschildert würden und zu denen das große Publikum die nötige zeitliche Distanz gewonnen habe, könnten ruhig in den Filmstoffen behandelt werden, sofern sie eben nicht verletzend wirkten.

Das ist eine Standpunktserklärung, oder vielmehr die Erklärung der Aufgabe aller Standpunkte. Sollte denn Herr Pommer, der trotz der Art seines Umgangs mit der deutschen Sprache sehr klug zu sein scheint, die doch nun schon alte Weisheit nicht erkannt haben, daß, wer keine Tendenz hat, passiv die des Konservativismus stützt? Welche kulturelle, soziale oder geschichtliche Tatsache könnte wohl ohne Tendenz geschildert werden? Dies bedeutet den Verzicht auf Filminhalte, leugnet die Wirksamkeit der Filmform, und ist, kurz und schlecht, die Bankrotterklärung des Films. Was nach Herrn Pommers Ablehnung übrig bleibt, werden kalte, beziehungslose, verlogne Fabeln, werden immer „Wunderbare Lügen" sein.

Zuletzt spricht Herr Pommer von der Filmkritik; und da ist er durchaus — wer wäre es nicht? — für Unabhängigkeit. Die Filmkunst, sagt er, braucht eine unabhängige Kritik. Diese Kritik muß aber, sagt er, Verständnis für das Wesen der Film-

industrie haben. Die Kritik solle positiv, das heißt beratend, aber nicht nur negativ sein. Es gehe nicht an, daß man aus starren dogmatischen Gesichtspunkten heraus in den Zeitungen einen Film verdamme, in dem bedeutende Kapitalien angelegt seien, und dadurch die Volkswirtschaft schädige.

Nachdem wir uns wieder gefaßt haben, sagen wir ganz leise: Doch, doch, Herr Direktor, es geht an. Es geht sogar nicht anders an. Die Kritik Ihrer Kapitalsanlagen müssen Sie im Handelsteil suchen, und da können Sie auch manchmal ganz schöne Überraschungen erleben. Der Kritiker Ihrer Filme aber hat sich einen Dreck um den Handelsteil und um die Verzinsung Ihrer Kapitalien zu scheren. Der Kritiker muß keineswegs für das Wesen der Industrie Verständnis haben sondern für das Wesen des Produkts, des Films. Er muß die Technik kennen, aber die der Apparate, nicht die der Finanzierung. Die Kosten des Films gehn ihn genau so wenig an wie etwa Ihr Gehalt, Herr Direktor, das ja auch zu den Generalunkosten gehört. Ihn hat — als Kritiker, nicht als Soziologen — nur zu interessieren, was auf der Leinwand. nicht was hinter den Kulissen geschieht. Über das freilich muß er Sie, Herr Direktor, gegebenenfalls auch negativ, beraten können. Und beraten und urteilen, positiv oder negativ, kann er freilich nur „aus dogmatischen Gesichtspunkten heraus", wie Sie es nennen. Da er nämlich werten soll, muß er Maße haben, und die erhält er nur von Gesichtspunkten, die, wenn man konsequent ist und wirklich weiß, was man will, für die andern freilich dogmatisch aussehn. Es gibt nur Inserate und Kritiken, aber keine Zwischengebilde. Wovon, verehrter Herr Direktor, ist die Kritik, die Sie „positiv" nennen, eigentlich unabhängig? Höchstens von ihrem Gewissen und ihren Erkenntnissen.

Und an welcher Einkommensgrenze, Herr Direktor — denn der Kritiker, der mein Szenario, mein Stück, mein Buch verreißt, schädigt auch mich enorm —, hört man auf, Privatmann zu sein, und wird man „Volkswirtschaft", mit dem Recht auf Unabhängigkeit von der ihrerseits abhängigen Kritik, und mit dem Recht, die wirtschaftliche Verantwortung für seine Fehler nicht selbst tragen zu müssen?

Aber dieses Argument, wieviel Geld hineingesteckt worden sei, habe ich sogar in der Filmprüfstelle gehört! Beisitzer sagten es, und der Vorsitzende berichtigte, pflicht- und auch glaubensgemäß, mit starren Augen jedesmal, das gehe uns hier nichts an. Aber der Satz schwang nach — und daß er mal ein Verbot verhindert haben kann, entschuldigt ihn nicht. Und ganz gewiß nicht, wenn er als Forderung kommt.

Eine noch dazu miserable französische Filmgesellschaft hat die Unverschämtheit gehabt, Lèon Moussinac wegen einer absprechenden Kritik in der ‚Humanité' auf Schadenersatz zu verklagen. In einer lesenswerten Erkenntnis vom zwölften Dezember 1930 hat das pariser Appellgericht, obgleich es sich um einen Kommunisten handelte, Klage und Unverschämtheit zurückgewiesen und — für eine kurze Weile wieder einmal — das Recht auf eine nicht „positive" sondern positiv unabhängige Kritik statuiert.

# Die Aussortierten von Peter Panter

Im linken Seitenflügel des Schlosses steht die Bibliothek der Aussortierten. Wenn ein Buch einläuft, das ich nicht lesen mag, dann drücke ich achtzehn Mal auf den Knopf, und dann kommt der Bibliothekar. Es ist ein alter ausrangierter Expressionist; man soll sich der Kollegen annehmen. „Herr Doktor," sage ich, „das ist für Sie." „Dichtwerk — Knall — Nachtigall," sagt er dann, „gesteilt, geballt, getürmt..." — „Na ja," sage ich, „es ist gut — Sie können gehn." Und er geht, mit seinem Buch.

Was stehen da für Bücher, bei dem gesteilten Doktor —?

Stehen da nur wertlose Schmarren? „Das süße wiener Mädl"? „Der Schloßhauptmann von der Reckenburg"? „Trotzköpfchens Nachgeburt" und dergleichen? Oder nur Fachwerke, deren Fächer mir nicht zugänglich sind? „Die Appendicitis bei den Chinesen" (also das gibts), „Die Vorsilbe Pi in der deutschen Kindersprache"? „Kaurimuscheln als Zahlungsmittel bei den Primitiven" von Reichskanzler a. D. Cuno ... was in aller Welt steht da?

Neulich habe ich mir den ganzen Schwung einmal angesehen, bevor ich ihn verschenkt habe. Was war das —

Da steht seit jeher: erstens jene Makulatur, die man schon erkennt, wenn man sie anblättert. Es gibt Sätze, die hat ein anständiger Schriftsteller nicht zu schreiben; wer es doch tut, ist keiner, vergessen sei sein Name, nie behalten sei sein Name. Es sind das nicht nur jene parodistischen Fehler, auf die man so oft stößt; es gibt eine Plattheit der Gesinnung, eine Banalität der Erfindung, eine Warenhaushaftigkeit des Wesens, die drücken sich alle drei zuerst im Stil aus. Form ist Wesen. Schließlich muß es eine Grenze nach unten geben ... das also steht da.

Dann stehen dort zweitens Fachwerke, die man mir in der irrtümlichen Annahme zugeschickt hat, ich wisse alles. Ich weiß einiges, und das, was ich weiß, und worüber ich schreibe, das weiß ich nicht unvollständig. Aber Buchkritiker, jene Allerweltskerle, die über jedes Buch schreiben können, das ihnen zufällig in die Finger gerät ... das lieber nicht. Um über Münzbücher zu schreiben, muß man die Literatur dieses Fachs beherrschen, wenn man nicht nur seinen Spaß mit dem Buch treibt, was durchaus erlaubt ist, oder wenn man nicht eine einzelne Seite, die mit dem Fach wenig zu tun hat, herausgreift, also etwa die Patriotitis des Autors. Sonst aber wollen wir die Finger von Dingen lassen, von denen wir nichts verstehen.

Am größten ist unter den Büchern, die der Doktor in Verwahrung hat, die dritte Gattung, und wenn ich manchmal durch den verschneiten Schloßpark gehe, hinter mir der Silberdiener und die Amme unsres Geschlechts, vor mir ein junger Nationalsozialist, dem habe ich eine Fahne geschenkt und ein Kochgeschirr, und wenn ich ihn frage: „Na, was machen Sie?" — dann sagt er: „Ich dräue"... er also vor mir, die beiden andern hinter mir, ich in der Mitte ... und da habe ich so nach-

gedacht: Warum baue ich so viele Bücher auf, um die ich mich nie mehr kümmere? Bücher, an die die Verfasser vielleicht viel Mühe gewandt, und auf die sie sicherlich viel Hoffnungen gesetzt haben — warum sortiere ich die aus? Ist damit über die Bücher etwas ausgesagt?

Nichts ist über ihren Wert damit ausgesagt, nichts.

Sehr viel aber ist ausgesagt, wenn man Kritik als den Zusammenstoß eines Kopfes mit einem Buch ansieht; wenn es dann, nach Lichtenberg, hohl klingt: das muß nicht immer am Buch liegen. Das kann auch am Kopf liegen. Und ich möchte nicht, daß es hohl klingt.

Seit ich mich hier bemühe, in bewußter Opposition zu dem maßlos überschätzten Theater eine bunte und möglichst lehrreiche Buchkritik zu machen, ist mein erstes Bestreben dies gewesen: nicht das Literaturpäpstlein zu spielen. Das kann es nicht geben, und das soll es auch nicht geben. Jeder, der kritisch tätig ist, sollte täglich dreimal dieses Gebet beten: Damit, daß du kritisierst, bist du dem Werk nicht überlegen; dadurch bist du ihm nicht überlegen; dadurch bist du ihm nicht überlegen. Es ist schon schlimm genug, daß es viele und durchaus nicht ungebildete Leser gibt, die dergleichen glauben; jeder schöngeistige Zahnarzt ist ernsthaft der Meinung, er sei dem Künstler über, weil er ihn ablehne, und noch im Lob liegt eine Anerkennung seiner selbst. Das ist eine Täuschung.

Man hat vielmehr einzusehen: Leben ist aussuchen. Und man suche sich das aus, was einem erreichbar und adäquat ist, und an allem andern gehe man vorüber. Ließe man mich auf André Gide, auf Paul Claudel, auf Robert Musil los: das gäbe ein rechtschaffenes Unglück. Ich verstehe sie nicht; sie sagen mir nichts; ich weiß gar nicht, was ihre Schriften zu bedeuten haben. Ich habe mich bemüht: ich weiß es nicht. Ich spüre die geistige Potenz — das genügt aber nicht. Also habe ich zu schweigen, wenn von ihnen die Rede ist, und nicht etwa zu glauben, dadurch, daß ich eine Meinung über sie abgebe, hätte ich sie schon verdaut. Dergleichen würde ich an keiner andern Stelle sagen als an dieser, denn das breite Publikum will den Unfehlbaren, den, der sich nie irrt — und das hat denn diesen größenwahnsinnigen Typus von Theaterkritiker erzeugt, einen Gott, der an Wolkenhöhe und an Kostbarkeit der Talmi-Tiara nur noch von einem übertroffen wird: vom Redakteur. In der Ambraser Handschrift des Wolfdieterich findet sich auf Blatt 1104 ein Redakteur erwähnt, Wittich von Orendel... der soll einmal zugegeben haben, daß er sich geirrt hat. Ich halte die Stelle für apokryph.

Viele Kritiker kritisieren mit jenem Herzklopfen, das nur unter Familienangehörigen bekannt ist; Verwandte können einander so prächtig ärgern... Am tollsten ist das in der Musikkritik. Da geht der Kritiker, eitel-wonniger Aufregung voll, nach dem Konzert an die Zensurenausteilung, und die Sängerin oder die Tenörin entfaltet die Zeitung wie Kinder das Schulzeugnis; es ist beinah ein erotischer Vorgang, der dafür auch einen Dritten nicht viel angeht. Wenn es bei uns damit auch nicht mehr so schlimm bestellt ist wie ehedem, wo die

halbe Kraft der Literaten in der Polemik draufging: ich habe als Objekt der Kritik, das ich Gottseidank auch bin, merkwürdige Erfahrungen gemacht. Da sind nicht viele, die einem nach kräftigem Verriß unbefangen in die Augen sehen können — die meisten haben ein böses Gewissen, grüßen nur halb und gehen herum wie die kleinen Hundchen, die in die Stube kritisiert haben und die nun erwarten, daß man sie mit der Nase hineinstößt. Demgegenüber stehen allerdings jene Künstler, die einen tadelnden Kritiker am liebsten erschießen möchten, und gleich — peng-peng — gehen sie auf die Motivenjagd; Frauen haben immer nur eines, jenes; Männer suchen nach Geld, nach Gründen der „Feindschaft"... nur auf den einen Gedanken kommen sie nicht: daß dem Kritiker das Werk wirklich nicht gefallen hat. Mir klopft das Herz nicht schneller; nicht, wenn sie mich zerreißen, nicht, wenn ich sie zerreiße. Es gibt nur zwei eherne Gesetze für die Kritik: die Wahrheit zu respektieren und, von ganz seltenen Fällen abgesehen, das Privatleben des Kritisierten unberührt zu lassen.

Und weil ich das alles weiß, deshalb sortiere ich munter aus, und da steht nun dieser Kirchhof der Literatur, mit lauter Leuten, die hier den Leichnam spielen müssen, anderswo leben sie vielleicht, wer weiß das?

Es muß aussortiert werden. Wenn man von der mangelnden Qualität des Kritikers oder der der Autoren absieht: es erscheinen in Deutschland täglich ungefähr 10 (zehn) belletristische Werke — die Fachliteratur steht auf einem andern Blatt der Statistik. Täglich auch nur eines dieser zehn Bücher zu lesen, so zu lesen, wie ein Kritiker zu lesen hat: aufmerksam, die zur Sache gehörige Literatur suchend oder kennend... das dürfte nicht gut möglich sein. Deshalb muß aussortiert werden.

Wer seine Sache so ernst nimmt — zu ernst? —, der sortiert auch gern jene aus, die sich mit ihrer Arbeit weniger Mühe geben als der Kritiker mit der Kritik. Die Mehrzahl der Autoren, deren Bücher man mir zusendet, sind ohne Fülle. Ich wittre, wie das hergestellt wird: sie verlassen sich fast immer darauf, daß ihnen bei der einmaligen Niederschrift alles Nötige einfällt. Und das gibt es nicht. Nun soll kein Werk nach der Lampe riechen — Hilfslinien zu ziehen ist keine Kunst, sie sauber wegzuradieren ist eine. Und da jedes Kunstwerk, wenn man von einigen genialen Improvisationen absieht, Mosaik-Arbeit ist, so wirkt das Zeug so leer, so nichtig, so armselig. Dann haben sie noch die Frechheit, ihre kleinen Geschichten „Roman" zu nennen . . . die armen Luder. Nichts auf der Sparkasse und dann „groß ausgehen"... sie sollen bei ihrem Schneider Schulden machen, nicht in der Literatur. Hier wird nicht gepumpt. Die werden aussortiert.

Und ganz bewußt und mit aller Tendenz sortiere ich die Lieblinge der feinen Bürger aus; es ist mir eine kleine Wonne, dem Nachtigallen-Doktor alle diese Bücher zu übergeben, die die Schaufenster vornehmer Universitäts-Buchhandlungen zieren. Boykott gegen Boykott. Sie uns und wir sie. Wer so frech, wer so unduldsam den Radikalen verbannt, wer es der

Zeitung, dem verängstigten Sortimenter und dem Zeitungshändler verargt, daß sie etwas auslegen und verbreiten, was nicht genehm ist: der darf sich nicht wundern, wenn er von uns mit derselben Waffe bekämpft wird. Wenn man aus solch einem vornehmen Buch und seinen Fehlern nichts lernen kann oder wenn es nicht so bedeutend ist, daß es zu dem Weltbild gehört, das wir erstreben, dann hinweg mit ihm.

Der gesteilte Doktor hat heute Ausgang — ich will mir noch einmal seinen Laden ansehen.

Es ist ganz still... das Schloß ist verschneit, die Voralpen liegen weiß im dunstigen Winternebel. Da stehen die Reihen: wieviel Meter mögen das sein? So viel Arbeit; so viel Waschzettel; so viel Verträge, Notizen, Manuskripte; anfeuernde Geliebte, tadelnde Freunde, Vorschüsse, Kritiken, Stolz und Ruhm, Enttäuschung und Neid, Porto und Gefühlswallung... I can't help it. Leben ist aussuchen.

# Was man übersetzen sollte

von Jean R. Kuckenburg

„Bücher, die man übersetzen sollte" — das klingt heute, wo Verleger, Rezensenten und vor allem einheimische Autoren gar nicht genug Worte zur Verfügung haben, um immer wieder zu beteuern, daß man die ausländische Produktion nicht auf Kosten der deutschen pflegen dürfe, daß eine Art intellektuellen Schutzzolls nötig sei, wie unfreiwillige Naivität oder bewußte, das heißt Ironie, ohne es jedoch zu sein. Denn abgesehen davon, daß ein solcher Schutzzoll in geistigen Dingen ein Nonsens wäre, belehrt einen die oberflächlichste Kenntnis der fremdsprachigen Literaturen, daß man in Deutschland allgemein eine verhältnismäßig große Zahl wichtiger Werke, die manchmal mehr als hundert Jahre alt sind, nicht kennt. Ich spreche nicht so sehr von schriftstellerischen Meisterwerken, die ja nicht selten auch in ihrem Entstehungsland nahezu unbekannt bleiben, sondern von Arbeiten, die einen überästhetischen, dokumentarischen Wert haben.

Gründe für diese Unterlassungssünden sind zahlreich. Eine der wichtigsten scheint mir der Niedergang des Übersetzermetiers, das früher einen ehrenvollen Platz in der „cité des lettres" einnahm, während es heute zu den untergeordneten Stellungen der Verlagsindustrie gehört. Für die Mehrzahl der heutigen Übersetzer ist das Übertragen nichts andres als ein gewöhnlich ziemlich einträglicher und vor allem bequemer Broterwerb und das Suchen interessanter vergessener oder übersehener Werke ein finanziell wenig, oder besser erst auf lange Sicht versprechendes, also am besten zu vermeidendes Übel. Den besten Beweis bilden die Erfahrungen einiger pariser Verleger, mit denen ich sprach. Die meisten großen Firmen geben allwöchentlich ein Publikationsbulletin heraus, indem kommende Neuerscheinungen mit einer knappen Analyse angekündigt werden. Es ereignet sich nach Versand dieser Blätter jedesmal dasselbe. Sobald das Werk einer Tagesberühmtheit angekündigt wird,

trifft ein Riesenstoß von Übersetzerbriefen mit Optionsgesuchen ein und dem Versprechen — ohne vorherige Lektüre gegeben —, sich um die doch ohnehin gesicherte Placierung im Ausland zu bemühen. Seltener schon sind die Optionsbitten für Publikationen, deren Analyse auf sensationelle Handlung schließen läßt, ohne daß der Autor zu den großen Werten der literarischen Börse gehört. Rarissime sind Anfragen bei Neuauflagen älterer Bücher, auch wenn sie von einem bekannten Schriftsteller sind. Es kommt aber so gut wie nie vor, daß sich ein Übersetzer zur Unterbringung eines selbst äußerst begabten Debütantenwerkes anbietet, es sei denn, daß eine großzügige Propaganda und Lobeshymnen der Tageskritik die allgemeine Aufmerksamkeit darauf gelenkt haben. Diese Erfahrung hat zum Beispiel Grasset dazu bewogen, von der Herausgabe eines solchen Bulletins abzusehen, das ja seinen Zweck verfehlt, wenn es Interesse für Werke erregt, die ohne weiteres alle Welt interessieren.

Warum hat man Jules Vallès (1833—1885) nicht übersetzt? Weil er sich nicht mit den üblichen Maßstäben der Literaturhistorie messen läßt? Weil er auch in Frankreich, das sonst so geschickt darin ist, die fremdartigsten Erscheinungen zu klassifizieren, einer allerdings gewaltigen Tradition einzuverleiben, ein Außenseiter geblieben ist? Ein glänzender Außenseiter! Und doch ist grade dieses ewige Außenseitertum die überzeugendste Legitimierung seines Werkes. Sein posthumes literarisches Revolutionärtum, sein nie endender Widerstand gegen jede Einreihung ist die grade Verlängerung der Revolutionsatmosphäre seiner Jacques-Vingtras-Trilogie in die Unsterblichkeit. Jules Vallès hauptsächliche Schriften, seine drei autobiographischen Romane L'enfant, Le Bachelier, L'insurgé sind trotz Zola die Prunkstücke der französischen sozialen Literatur geblieben. Romane? Schon diese Klassifizierung versagt in diesem Falle. Die drei genannten Bände enthalten die Lebensbeschreibung eines Menschen, des Autoren selbst, der niemals um eines persönlichen Vorteils willen oder auch nur aus Familiensentimentalität einen Fingerbreit seiner sozialen Überzeugung geopfert hat, der jedesmal darunter litt, wenn die Gesellschaft den Einzelnen, Armen, Elenden Unrecht tat, mit andern Worten, der immer litt und sein Leiden rücksichtslos herausschrie. Seine Sensibilität gab ihm eine Schärfe des Blicks, die oft an einen George Grosz der Literatur denken macht und die er in die kristallenen Sarkasmen seiner grausamen, schneidenden, hackenden Sätze übertragen hat. Zwei große Leidenschaften dominieren das Schaffen Jules Vallès, des Revolutionärs in Permanenz: der Haß gegen die Gesellschaft, „qui affame les instruits et les courageux quand ils ne veulent pas être ses laquais"; kein Autor meiner Kenntnis hat dieses Thema, das heute noch aktueller ist als zu Zeiten Vallès, mit so viel Überzeugungskraft, so viel Glut und so viel technischer Bravour behandelt. Sein zweiter, vielleicht noch heftigerer Haß richtete sich gegen die Erziehung, die Schule, die Familie, die das Kind daran hindern wollen, ein ehrlicher, nützlicher und tüchtiger Arbeiter zu werden, um aus ihm einen

überflüssigen, oft elenden und arroganten Halbgebildeten zu machen. Vallès hat vielleicht als erster in Frankreich und sicher bis heute am aufrichtigsten den Arbeiter zum Klassenstolz aufgerufen. Das war damals in jedem Lande eine Großtat, in Frankreich aber, dem „Kleinbürgerland", ein Selbstmordversuch, der zum mindesten gesellschaftlich gelang. Seine noch unverziehene „Sünde" war, daß er sich nie zu einem festumrissenen politischen Programm außer dem des steten Klein- und Großkampfes für Gerechtigkeit und gegen Ungerechtigkeit hat bekennen wollen. Aber diese Sünde ist seine Stärke, weil er niemals taktische Rücksichten zu nehmen hatte.

Ein Kämpfer mit andern Ideen, aber demselben Temperament wie Vallès ist der zu Anfang des Krieges gefallene Charles Péguy, der bei uns ebenfalls so gut wie unbekannt ist. Deutschland hat mit ihm ebenso wenig wie mit dem trotz aller nationalistischen Mätzchen so ungemein interessanten Barrès etwas Gescheites anzufangen gewußt. Man hat auf die offiziellen, posthumen Beweihräucherungen aus Frankreich gehört, die aus Péguy einen jener Dutzendpatrioten und kirchenfrommen Katholiken zu machen suchten, weil er sich nach sozialdemokratischem Debut zum Marienkult bekannte, und weil er an die alten populären Tugenden des bäuerlichen Frankreich mit einer Begeisterung glaubte, die nichts mit der Tribünenvaterländerei zu tun hatte und nur ganz zufällig einmal um 1914 mit ihr in gemeinsamem Strombett lief. Die Tatsache ferner, daß Péguy mit seinem „Mystère de la Charité de Jeanne d'Arc", seinem „Porche du Mystère de la deuxième Vertu" und „Eva" zu den größten und lautersten Lyrikern des neueren Frankreich gehört, hat im lyrikfeindlichen Nachkriegsdeutschland genügt, ihn ohne weitere Prüfung der literarischen Rumpelkammer zu überweisen. Wer jedoch nicht nur die buchhändlerich akkreditierten Veröffentlichungen liest, sondern in alten Briefsammlungen heute berühmter Autoren stöbert, Zeitschriften der Jahre vor 1914 durchblättert und vergilbte Rundfragen nachliest, wird sehen, wie außerordentlich sein Einfluß auf mindestens zwei Generationen des allerbesten Frankreich war; er wird sehen, daß die Jugend unter seinem Magistertum viele Torheiten unterlassen hat, um nicht vor seinen vierzehntägigen Requisitoires, die fast alle wie die herrliche Schrift ‚L'Argent' von größter Aktualität geblieben sind, in den berühmten „Cahiers de la Quinzaine" rotwerden zu müssen.

Es wird wahrscheinlich unmöglich sein, einen deutschen Verleger zur Herausgabe auch nur weniger Prosabände Péguys zu bewegen. Ich arbeite im Augenblick an einer Anthologie der Schriften des französischen Philosophen Alain. Etwas ähnliches müßte sich auch für Péguy machen lassen. Das wäre wichtiger als neunzig Prozent der übersetzten Romane.

Es ist auch meines Wissens nur ein einziges Buch der gemeinsamschreibenden Brüder Jérôme und Jean Tharaud übersetzt worden, und zwar „A l'Ombre de la Croix". Zufall oder Zusammentreffen unglücklicher Umstände? Auf alle Fälle eine Unbegreiflichkeit. Die Tharands haben nur zwei Romane geschrieben: „Dingeldey, l'illustre écrivain" und „La Maîtresse

servante". Und auch bei diesen zwei Büchern ist der Begriff „Roman" nur mit Einschränkung zu gebrauchen, denn „Dingley", ein Buch, für das die Brüder Tharaud vor mehr als dreißig Jahren den damals noch bedeutenden Goncourtpreis erhielten, ist sichtlich stark mit biographischen Elementen aus dem Leben Rudyard Kiplings durchsetzt und „La Maîtresse Servante" ist nach Aussage der Autoren selbst ein „récit véridique". In ihren andern Werken wie „La Bataille à Skutari d'Albanie", „Marakesch dans les Palmes", „La Tragédie de Ravaillac", „Un Royaume de Dieu", haben die beiden unzertrennlichen Brüder mit einer seltenen Meisterschaft und Überlegenheit einige der wichtigsten Fragen der zeitgenössischen Geschichte: den englischen und französischen Imperialismus, die türkische Balkanniederlage, den jüdischen Einfluß in Osteuropa in Form historischer, volkspsychologischer und rassenpolitischer Reportagen behandelt. Sie haben in ihren beiden letzten Büchern „La Chronique des Frères Ennemis" und vor allem „Fez ou les Bourgeois de l'Islam", einer ebenso brillanten wie packenden Schilderung des seltsamen Lebens der marokkanischen Mohamedaner, einen Grad der Vollkommenheit erreicht, der allerdings vielleicht grade schuld daran ist, daß man sich in Deutschland um die Tharauds nicht kümmert.

Ein andrer Schriftsteller derselben Generation etwa, der zu Unrecht bisher von Deutschland übersehen wurde, ist André Suarès. Ernst Robert Curtius hat ihn in seinen bekannten „Wegbereitern des neuen Frankreich" gleichzeitig mit Claudel, Péguy und Gide zu den großen geistigen Führern des modernen Frankreich gezählt. Und wenn dieses Urteil vielleicht auch ein wenig zu wohlwollend ist, so steht es doch fest, daß alle Bücher dieses temperamentvollsten unter den heutigen französischen Kritikern und Essayisten Seiten enthalten, die zu den besten und nobelsten gehören, was im Europa der letzten Jahrzehnte gedacht und ausgesprochen worden ist.

Unter den jüngern Autoren, die man übersetzen sollte, ist meines Erachtens vor allem Delteil interessant. Er ist zwar auch heute noch in seinem Heimatland selbst sehr umstritten, zählt aber andrerseits eine enthusiastische Anhängerschar. Er ist noch nicht vierzig Jahre alt, doch trotz seiner Jugend sind bereits drei Bücher über ihn erschienen — zuletzt ein amüsanter „Delteil Tout Nu" von Maryse Choisy — und es gibt eine wahre Delteillegende. Wie dem auch sei: er repräsentiert einen in Deutschland fast unbekannten französischen Typ, den erdnahen, farben-, leben- und schönheitsfrohen Meridionalen, dessen Optimismus leicht in Hanswursterei umschlägt und dessen katholischem Mystizismus man nicht ganz traut, weil er gar zu freudbejahend ist. Das letzte Buch Delteils „Die Legende vom Heiligen Don Juan" — mittlerweile als einziger Delteil in Deutschland bei Jakob Hegner erschienen — ist glänzend und von einer ungewöhnlichen sprachlichen Kraft. Ein großer süddeutscher Verleger schrieb mir seinerzeit dazu: „. . . für deutsche Verhältnisse ist dieses Buch wohl doch zu frei. Dieser Satz kommt aus dem Lande, das Vandevelde so begeistert empfing und für Bruckner, der in Paris Anstoß erregte, die heißesten Sympathien hat.

Ferner ist André Chamson zu nennen, der sich in mehreren schönen Romanen als starker Epiker erwiesen hat. Seine „Hommes de la Route" sind ein Roman, den jeder lesen sollte, der sich ein Bild des außerpariserischen Frankreich machen will. Chamson hat kürzlich eine Vortragsreise durch Deutschland gemacht, für gewöhnlich ein unfehlbares Mittel, um übersetzt zu werden. Hier hat es bedauerlicherweise versagt.

Unter den „Psychologen" sind Cocteau, dessen eben deutsch bei Kiepenheuer erschienene „Enfants terribles" das Werk eines ganz großen Dichters sind, sowie Jacques de Lacretelle, dessen Hauptwerke wohl „La Bonifas" und „Amour Nuptial" sind, bei uns noch viel zu wenig bekannt, im Gegensatz zu Rußland übrigens. Henri Barbusse hat in seiner eben bei Flammarion erschienenen großen Rußland-Reportage den Sowjets ihre Empfangsbereitschaft diesen „bourgeoisen und dekadenten" Autoren gegenüber zum Vorwurf gemacht. Er hat — auch von revolutionärem Standpunkt aus — Unrecht. Jeder, der die sehr bourgeoisen Länder Westeuropas ein wenig kennt, weiß, daß dort die Revolution von unten niemals möglich sein wird, wenn ihr nicht die „innere Revolution" von oben, deren aktivste Schrittmacher zweifellos eben die „Psychologen" um und nach Gide waren, voraufginge. Ich möchte nicht unterlassen, in diesem Zusammenhang auf Jacques Chardonne hinzuweisen, dessen letzter, bei Grasset herausgekommener Roman „Eva ou le Journal Interrompu" bei klassischer Beherrschtheit der Form eine ergreifende inhaltliche Intensität erreicht.

Außerdem gibt es im heutigen Frankreich eine Reihe junger politischer Schriftsteller, die uns etwas zu sagen haben. Ich nenne ganz wahllos und nur um Beispiele zu geben: Drieu de la Rochelle, Robert de Jouvenel, Jean Luchaire etcetera. Es wird kaum möglich sein, einzelne Werke jedes dieser jungen Autoren, die fast alle knapp und äußerst kurz schreiben, herauszubringen. Die Dicke eines Bandes gehört ja bei uns zu den Bedingungen der Beliebtheit; vielleicht hat man hier die Gründe der Popularität des „Jean Christophe" zu suchen. Die Franzosen verfallen übrigens heute in den entgegengesetzten Fehler. Solche Einzelausgaben sind außerdem auch nicht unbedingt nötig. Doch wäre es sehr wünschenswert, wenn ein deutscher Verleger das gar nicht so große Wagnis unternähme, eine Anthologie der Schriften dieser jungfranzösischen Essayisten zu veröffentlichen.

Auf alle diese Anregungen hin wird man mir wahrscheinlich mit dem Satz antworten, den ich so oft von deutschen Verlegern hörte: „Im Augenblick ist nichts zu machen. Die französische Literatur steht in Deutschland in Baisse." Man kann darauf antworten, daß sich daran nichts ändern wird, wenn die Verlage nichts dazu tun, einem Übelstand abzuhelfen, an dem sie selbst schuld sind, weil sie durch ihre Art auszuwählen, Deutschland das Bild eines witzelnden, leichtfertigen Frankreich à la Verneuil suggeriert haben, das ohne jedes Interesse ist und auch keineswegs der pariserischen, geschweige denn der französischen Wirklichkeit entspricht.

# H. P. W. von Hanns-Erich Kaminski

Manchmal überkommt mich der Geist der Feinheit, dann gehe ich in ein elegantes Lokal, damit ein Abglanz davon auf mich fällt.

In Madrid war ich beispielsweise bei Doña Mariquita. Nein, nein, es ist wirklich ein Lokal. Dort sah es ganz englisch aus, so englisch, wie sich ein Caféhausbesitzer in Madrid die Halle im Schloß eines Lords pur sang vorstellt. Auf jedem Tisch lag, auf dickem Büttenpapier gedruckt, eine „Liste der Cocktails und andrer Getränke der amerikanischen Bar, die in diesem Salon von dem erfahrenen Barmann Astor serviert werden". Obgleich das eines blasierten Lebemanns vielleicht nicht ganz würdig ist, habe ich diese Liste gestohlen.

Die Cocktailkarte Doña Mariquitas ist nämlich der beste Leitfaden für Leute, die mit elastischen Schritten aus ihrem Rolls Royce auf einen Barstuhl klettern, sie ist sozusagen der Knigge der Bars. Sie beginnt wie ein Lexikon mit der Erklärung, wie man das Wort Cocktail ausspricht und was es bedeutet. Der Student des Highlife erfährt sodann, daß der Cocktail das beliebteste Getränk der eleganten Welt und der höchsten Klassen ist und daß es von der gewählten Kundschaft der großen Hotels und smarten Clubs in der ganzen Welt getrunken wird. Wenn man bei Doña Mariquita so erleuchteten Vorbildern folgen will, soll man — ich zitiere wörtlich — „Astor rufen, der die Bestellung persönlich entgegennimmt".

Was aber soll man bestellen? Die Karte führt auf: Cocktails von Champagner, Cocktails für Damen, trockene Cocktails, süße Cocktails, alkoholfreie Cocktails, Fruchtcocktails und Verschiedene Cocktails. Dann folgt eine Liste der „zu Ehren von Festen und Erinnerungstagen kreierten Cocktails", und da kann man etwas fürs ganze Leben lernen.

Zum Beispiel: „Princess Mary; dieser Cocktail wurde von Harry von Ciros Club London bei der Hochzeit der Prinzessin Maria mit Lord Lascelles im Februar 1922 kreiert." Oder: „Midnight; dieser Cocktail ist sehr beliebt bei den Tänzern des Savoy Hotels. In China ist er bekannt unter dem Namen Minnehaha." Daher also hatte Wedekind den Titel seines Stücks. Weiter: „Mayfair; dieser Cocktail wurde 1921 von Robert für den Ambassy Club kreiert. Mayfair ist ein aristokratisches Viertel Londons, so geheißen, weil dort unter der Regierung Karls II. (siebzehntes Jahrhundert) im Monat Mai ein Jahrmarkt stattfand." Weiter: „Raffles, dieser Cocktail wurde durchaus mit Recht bei der Cocktailkonkurrenz der Police Gazette Magazine von New York am 7. Juli 1909 prämiert." Weiter: „Handicap; dieser Cocktail ist sehr populär in Deutschland." Bevor ich in Madrid war, wußte ich nicht einmal das. Weiter: „Diki-Diki; dieser Cocktail wurde von Robert im Ambassy Club London kreiert. Diki-Diki ist der Name des kleinsten Monarchen der Welt; er hat eine Statur von 75 Zentimetern und wiegt 12 Kilo." Wer kennt nicht Diki-Diki! Zum Schluß: „Madrid; dieser Cocktail ist von Astor zu Ehren Madrids kreiert worden, als er zu Doña Mariquita kam. In ihm beweist er seine Kenntnisse in der Bereitung von Cocktails." ...

Vor allem muß man sich den Namen Astors merken. Astor ist ein Genie. Denn „Astor macht besondere Cocktails mit dem Namen der Person, die ihn bestellt, und auch für Feste, passend zu der Gelegenheit, zum Geschmack und Motiv der Veranstaltung".

Auf dem Büttenpapier Doña Mariquitas steht noch viel mehr. Man erfährt daraus, daß es ein Getränk namens „Poussé Cafés" gibt, das man im allgemeinen nach Tisch nimmt und das nicht nur in Frankreich, sondern auch in Amerika volkstümlich ist. Man erfährt ferner, daß man besondere Getränke für empfindliche Personen haben

kann, die dem Blut, den Nieren und andern Dingen gut tun. Ja, Doña Mariquita hat sogar einen Vorrat der bekanntesten Getränke der Welt, um Katarrhe, Fieber, Kopfschmerzen, Magenschmerzen, Verdauungsstörungen, Grippe, Neuralgien, Rheumatismus und Schlaflosigkeit zu verhüten und zu heilen.

Was kann mir noch geschehen, dachte ich, als ich Madrid verlassen hatte, und kühn — aber selbstverständlich lässig — ging, pardon, schlenderte ich in Paris in die Bar des Albert I.

Diese Bar liegt an oder vielmehr unter den Champs Elysées. Die Lampen brennen dort den ganzen Tag, man sitzt in tiefen Clubsesseln, kein Mensch wagt etwas andres als ‚Times' oder ‚Journée Industrielle' zu lesen, es ist ganz still, auf der Toilette kann man sich von einem Neger die Schuhe putzen lassen, und die Gäste sind lauter echte und falsche Lords und Herzoginnen mit mindestens drei Silberfüchsen über der Schulter, die man niemals ansprechen würde. Es ist auch nicht nötig, man wird schon von ihnen angesprochen, kurz, man erhält hier die größte Hochachtung vor sich selbst.

„Einen Etsch Pi Döbbelju", sagte ich zu dem Kellner, wobei ich leider nicht mein Monokol fallen lassen konnte, denn ich trage eine Brille. („H. P. W. wurde von Charlie vom Racket Club New York als Kompliment für das Mitglied dieses Clubs, den prominenten Millionär Mr. Harry Payne Whitney, kreiert und dann mit großem Erfolg in andre Clubs eingeführt.")

Der Kellner verzog keine Miene. Ich war gespannt, wie mir mein erster H. P. W. schmecken würde, aber ich ließ mir selbstverständlich nichts anmerken und blickte gelangweilt ins Leere.

Jedoch der Kellner kam ohne Glas zurück. „Verzeihung, mein Herr," flüsterte er mit schwarzumflorter Stimme, „der Barkeeper kennt das von Ihnen bestellte Getränk nicht."

„C'est étonnant," sagte ich und zog die Brauen hoch, wie es der Herzog von Westminster zu tun pflegt, wenn ihm der Direktor der Bank von England seinen Kontoauszug vorlegt.

„Wenn Sie vielleicht das Rezept angeben wollten," schlug der Kellner mit hinterlistiger Demut vor.

Die Sache schien einiges Aufsehen zu erregen. Ein Lord, vielleicht war er aus Chemnitz, und zwei Herzoginnen, vielleicht übten sie auch einen ganz andern Beruf aus, sahen mich bewundernd an. In ihren Mienen stand deutlich zu lesen: Was für ein Lebemann! Bestellt ganz einfach ein zweifellos raffiniertes Getränk und wird jetzt sogar sagen, wie es gemixt wird.

„Das Rezept ist sehr kompliziert," versuchte ich mich herauszulügen. Ich glaube, ich sah gar nicht mehr dem Herzog von Westminster ähnlich.

Aber der Kellner war unerbittlich. Er fragte mich, ob ich nicht selber den H. P. W. zusammenstellen wollte, und jetzt war schon offener Hohn in seiner Stimme.

Vergeblich tat ich, als sei ich der Situation vollkommen gewachsen und nur zu faul, aufzustehen. Mein Nimbus war vernichtet, der Lord und die beiden Herzoginnen blickten bereits über mich weg, als sei ich Luft, und die Wahrheit zu sagen, es muß ziemlich kleinlaut geklungen haben, als ich nun einen ganz gewöhnlichen Manhattancocktail bestellte. Der Manhattan ist ja nur einer der ältesten Cocktails Amerikas und in New York bekannter als jeder andre.

Seither weiß ich, in welcher Stimmung Ludendorff gewesen sein muß, als er am Morgen des Kapp-Putsches ans Brandenburger Tor gegangen war, um siegreich einzuziehen, und plötzlich merkte, daß er nur einen harmlosen Spaziergang gemacht hatte.

# Organisation des Mangels von Alfons Goldschmidt

In Deutschland bleibt kein Hühnerauge unorganisiert. Wenn die Hühneraugen organisiert sind, kommen die Hühneraugentinkturen, die Hühneraugenpflaster, die Hühneraugenmesser ran, bis ein ganzes Hühneraugenindustrie-Verbandssystem dasteht, Hühneraugenindustrie-Bezirksverbände, Hühneraugenindustrie-Landesverbände und der Hühneraugenindustrie-Spitzenverband. Ein Spitzenverband muß sein, denn sie halten es nicht aus ohne Spitzen. Wenn sie „Berufsverbände" gegründet haben, so verbinden sie nach unten und nach oben und geben keine Ruhe, bis alles schön zusammen ist. Erst wenn der „Spitzenverband", das ist nicht etwa die Verbindung von Speerspitzen oder Klöppelspitzen, sondern der Verband der Verbände, fertig ist, erst dann sind sie zufrieden. An der Spitze des Spitzenverbandes aber stehen die Spitzen der „Wirtschaft", die gar keine ist, sondern ein wüstes Durcheinander zusammengepackter Organisationen, die in Kartotheken kümmerlich leben, wenn sie überhaupt leben, auf die aber die Ober-, Mittel- und Unterspitzen überaus stolz sind, denn die „Ganzheit" ist bekanntlich der Ausdruck deutschen Gemeinschaftswillens.

Wenn Ihr die ganze Misere dieser Wirtschaft, sauber registriert, auf zirka 280 Seiten, kennen lernen wollt, dann kauft Euch das „Jahrbuch der Berufsverbände im Deutschen Reich", vom Reichsarbeitsministerium herausgegeben und im Verlag von Reimar Hobbing, Berlin, erschienen. Dieses statistisch aufgemachte Geschlinge von Verbänden und Verbändchen, Dachverbänden, Verbänden unter dem Dach, Kartell-Verbänden, Zentralausschüssen, Unterausschüssen, Hauptgemeinschaften und Nebengemeinschaften, diese blitzblanke Geographie des Organisationsirrsinns, da habt Ihr unsre Disziplin, die keine ist, unsre Wollust, verantwortliche Stellen zu schaffen, diese gräßliche Karteiinbrunst, bei der nichts Positives herauskommt, diese schlimme Unverbundenheit in Verbänden, Organisationen ohne Aktivität, Bureaus mit Tätigkeit, aber ohne Arbeit.

Was haben sie da in vier Jahren, von 1927 bis 1930, gewütet mit Vorschlägen, Eingaben, Bezirks-, Landes- und Reichssitzungen, mit Appellen an Regierungen, Gemeinden und Handelskammern, mit Gemeinsamkeitsreden, Füllfederhaltern, Notizbüchern, bis sie glücklich diese Darmverschlingung von Verbänden geschafft haben. 1476 Reichsverbände, 1559 „angeschlossene Bezirksverbände", 598 Landesverbände, dazu die nicht angeschlossenen Bezirksverbände, Landesverbände, Verbände. Verbände, Verbände. Man stelle sich das vor: Unter den Mitgliedern dieser Verbände raste die Pleite, aber verbunden wurde weiter, und mit solchem Eifer, daß beispielsweise die Zahl der Bezirksverbände in vier Jahren um fast zwölfhundert zugenommen hat. Und wenn der ganze Schnee verbrennt, die Verbände bleiben uns. Im Gegenteil: je weniger zu verbinden ist, um so mehr Verbände. Noch gibt es nicht den „Verband in Konkurs Geratener", noch nicht den „Ver-

band der Wechselverlängerer", aber die Verbindung der Löcher gibt es schon. Das Vacuum fühlt sich in Deutschland nicht wohl, wenn es nicht organisiert ist. Ich nenne das die Organisation des Mangels oder die organisierte Desorganisation, ein Gewimmel von Negativen, die sich die Beitragsfreude nicht entgehen lassen wollen.

Man stelle sich weiter vor: diese Bureaus, Tintenfässer, Klub- und Nicht-Klubsessel, die ganze Soennecken-Apparatur, dazu hunderttausend wichtige Menschen, Syndici und Assistenten. Dazu die Zeitschriften und Berichte, die Versammlungen, Kommissions- und Unterkommissions-Sitzungen, die Banketts, Eisenbahnspesen, Tagesspesen, dieser ganze grauenvolle Kostenrummel mit Wichtigtuerei, während alles drunter und drüber geht, keine Fabrik und keine Firma ihre Eingeweide zeigt, jeder gegen jeden kämpft um jeden Bissen, und gar nicht daran denkt, sich durch den Verband mit den Berufsgenossen verbunden zu fühlen. Hunderttausende von Schröpfköpfen sind auf der Produktivität.

Man hat den Eindruck, daß neue Industrien eigens gemacht werden, damit es wieder Verbände gibt. Und kaum ist ein andrer Hosenknopf entdeckt, so wird auch schon der Verband der Fabrikanten von Hosenknöpfen mit innerer Beleuchtung gegründet. Womit Du Dich kleidest, was Du ißt, der Filmton, die Flimmerleinwand, die Schirmzwinge, die Rasierklinge, der kußfeste Lippenstift, Du bist drin in dieser Verbundenheit, Du lebst inmitten einer irrsinnigen Kontrolliererei und mußt das alles bezahlen.

Denn es hat sich mit diesen Tausenden von „Berufsverbänden" eine große Bureaukratie gebildet, die täglich wächst, Menschen, deren Tätigkeit zu nichts nutze ist, die mit zahllosen Neben- und Gegeneinandervorschlägen die Wirtschaftsverwirrung steigern und die noch stolz auf diesen Unsinn sind. Eine Bureaukratie, viel größer als eine Staatsverwaltung, mit ihrem Zweck in sich, eine Blähung über den Naturreichtümern und Arbeitskräften, sozusagen eine Wirtschaftskirche mit fünfzigtausend verschiedenen Dogmen, ein Blutegel. Saugen und nicht fördern, es sei denn die eigne Karriere bis ins Diätenparlament oder auf einen Direktorensessel.

Man stelle sich weiter vor: diese Zuschanzung von Privatvorteilen, die Klein-, Mittel- und Großkorruption, die Beschmusung um Kredite zum Villenbau oder zu sonst einem schönen Zweck, die furchtbare Unehrlichkeit, die hier gradezu zwangsläufig wird. Genossenschaften ohne Genossenschaft, Kammern ohne Luft, Gemeinschaften ohne Gemeinschaft, Krisen ohne Abhilfsmöglichkeiten, Geschreibe und Gequatsche, weiter nichts. Siegfried Jacobsohn hat einmal gesagt: „Es gibt zweierlei Deutsche: die Einen sitzen hinter den Schaltern und die andern möchten dahinter sitzen." Das ist das Organisationsproblem in Deutschland.

# Der synthetische Mensch von Erich Kästner

Professor Bumke hat neulich Menschen erfunden,
die kosten zwar, laut Katalog, ziemlich viel Geld,
doch ihre Herstellung dauert nur sieben Stunden,
und außerdem kommen sie fix und fertig zur Welt!

Man darf dergleichen Vorteile nicht unterschätzen.
Professor Bumke hat mir das alles erklärt.
Und ich merkte schon nach den ersten Worten und Sätzen:
Die Bumkeschen Menschen sind das, was sie kosten, auch wert.

Sie werden mit Bärten oder mit Busen geboren,
mit allen Zubehörteilen, je nach Geschlecht.
Durch Kindheit und Jugend würde nur Zeit verloren,
meinte Professor Bumke. Da hat er ja recht.

Er sagte, wer einen Sohn, der Rechtsanwalt sei,
etwa benötige, brauche ihn nur zu bestellen.
Man liefre ihn, frei ab Fabrik, in des Vaters Kanzlei,
promoviert und vertraut mit den schwersten juristischen Fällen.

Man brauche nun nicht mehr zwanzig Jahre zu warten,
daß das Produkt einer unausgeschlafenen Nacht
auf dem Umweg über Wiege und Kindergarten
das Abitur und die übrigen Prüfungen macht.

Es sei ja auch denkbar, das Kind werde dumm oder krank.
Und sei für die Welt und die Eltern nicht recht zu verwenden.
Oder es sei musikalisch! Das gäbe nur Zank,
falls seine Eltern nichts von Musik verständen.

Nicht wahr, wer könne denn wirklich wissen, was später
aus einem anfangs ganz reizenden Kinde wird?
Bumke sagte, er liefre auch Töchter und Väter.
Und sein Verfahren habe sich niemals geirrt.

Nächstens vergrößre er seine Menschenfabrik.
Schon heute liefre er zweihundertneunzehn Sorten.
Mißlungene Aufträge nähm er natürlich zurück.
Die müßten dann nochmals durch die verschiednen Retorten.

Ich sagte: Da sei noch ein Bruch in den Fertigartikeln,
in jenen Menschen aus Bumkes Geburtsinstitute.
Sie seien konstant und würden sich niemals entwickeln.
Da gab er zur Antwort: „Das ist ja grade das Gute!"

Ob ich tatsächlich vom Sichentwickeln was halte!
Professor Bumke sprachs in gestrengem Ton.
Auf seiner Stirn entstand eine tiefe Falte.
Und dann bestellte ich mir einen vierzigjährigen Sohn.

## Bemerkungen

### Siegt der Friede?

Man sollte etwas weniger Personen-Biographien, man sollte etwas mehr Biographien von Ideen schreiben. Führen Ideen ein Leben? Sie führen eins (es gibt auch totgeborne); sie haben eine Physiologie, eine Ablaufsgesetzmäßigkeit; sie erleiden ein aus Typischem und Individuellem gemischtes Schicksal. Das Schicksal einer Idee dürfte, durchschnittlich, mindestens so interessant sein wie, durchschnittlich, das eines Menschen.

In der Biographie wohl jeder einigermaßen reputierlichen Idee gibt es die Spannung zwischen dem Zeitpunkt, wo sie als das Steckenpferd eines überkandidelten Schlemihls, als Puschel einer Sekte Halbirrer gilt, und der Epoche, in der jeder Gebildetere unter den Honoratioren sie mit einem Tonfall verkündet, als sei er ihr Vater und als habe er es schon immer gesagt. Des Stifters oder der Stifter erinnert man sich dann kaum noch; der Pionier, der Breschenbrecher, bis dahin mit Spott übergossen oder wütend verfolgt, genießt von nun an, statt daß man ihm Abbitte leistet und dankt, die Beachtung, deren man einen räudigen Hund würdigt, oder eine noch geringere.

Die Anzeichen mehren sich, daß die pazifistische Idee in die beschriebene, die Honoratioren-Phase ihres Lebens eintritt. Wehe uns; wohl ihr!

Es sei festgestellt:

Ludendorff, Allen noch gestern als Obergolem des preußischen Militarismus geläufig, publiziert heute eine Broschüre ‚Weltkrieg droht' und beschreibt darin das apokalyptische Entsetzen des Kriegs von morgen mit einer Eindringlichkeit, mit einer Warnungsinbrunst, wie man sie bei Zunftmeistern des Pazifismus selten findet.

Hindenburg, auch nicht eben ein Turm am linken Ufer, bekennt in seiner Neujahrsrede: „. . . daß die Durchführung der allgemeinen Abrüstung nicht nur ein Gebot internationaler Gerechtigkeit Deutschland gegenüber, sondern auch das sicherste Mittel zu einer wirklichen Befriedung der Welt ist und daher mit allen Kräften angestrebt werden muß." Nicht nur, sondern auch . . .; das ist neu. Ich erinnere mich der Zeit, als die These, das sicherste Mittel der Befriedung sei die universale Total-Abrüstung, in der offiziellen Friedensbewegung keineswegs Gemeingut war, vielmehr von uns Radikalen erst durchgesetzt werden mußte; außerhalb der Bewegung galt sie für überspannt.

Mussolini, in seiner Rundfunkbotschaft an Amerika: Er empfinde Abscheu bei dem Gedanken an einen neuen Krieg; jeder neue Krieg zwischen zwei Staaten müßte sich zu einem Weltkrieg entwickeln, der die gesamte Zivilisation gefährden würde; die Errungenschaften der Technik, der Chemie würden den Krieg noch furchtbarer als den letzten machen; nicht nur die Soldaten, sondern die ganze Bevölkerung würde zu Opfern. — Ist das neu? Nein. Aber neu ist, daß Benito es denkt und sagt. Heuchelt er? Wer in der Macht sitzt, hat nicht nötig, zu heucheln. Überdies ist der Duce unter allen Staatsmännern der Zeit das ungehemmteste Temperament, das exhibitivste Naturell; er kann gar nicht heucheln. (Zu schweigen davon, daß ja selbst die Heuchelei . . . immerhin die Huldigung wäre, die das Laster der Tugend darbringt.) Er habe pazifistisch gesäuselt, weil Italien von Onkel Sam Moneten brauche? Diese Psychologie ist mir zu primitiv, zu börsendeutsch. Daß die Praxis des Fascismus den Friedensworten seines Meisters widerspricht, weiß ich. Vielmehr, nicht doch! Sie widerspricht ihnen gar nicht. Mussolini bekennt sich ja, sogar zwischen den Zeilen seiner Neujahrsbotschaft, zum nationalen Verteidigungskrieg. Die demokratischen Pazifisten tun das auch.

Man halte von Ludendorff, was man wolle; von Hindenburg, was man wolle; meinethalben sogar

von Mussolini, was man wolle (warum Gegner stur idiotifizieren? als ob nicht auch Gegner dem Gesetz der Wandlung unterworfen wären!); ich halte sie allesamt für eines: für ehrlich. Sie meinen, was sie sagen; wenngleich ihnen die Kraft fehlen dürfte, zu tun, was sie meinen.

Die Durchsetzung, sie bleibt unsre Aufgabe. Aber daß bilderbuchhafte Repräsentanten des Bellizismus unerpreßt die Sprache von Friedenskämpfern heut reden, das darf die Idee der Abschaffung des Massenmords, diese einfache und grandiose Idee, als gewaltigen Erfolg buchen.

*Kurt Hiller*

## Symbolik der Handschrift

„Symbolik der Handschrift" heißt das neue Buch des bedeutenden Graphologen Max Pulver (Orell Füssli Verlag, Zürich und Leipzig) — und dieser Titel ist sein einziger Fehler. Denn das Wort Symbolik hat mit dem Expressionismus durch ästhetischen Mißbrauch schwer gelitten; und ein so scharfer Kopf wie Pulver lehnt grade die schönheitliche Formbetrachtung der Schrift schärfer ab als irgendeiner. Was bei Klages noch „Formniveau" einer Schrift bedeutet, jene als „klassisch" anzusprechende Harmonie der Persönlichkeit, wird bei Pulver „Wesensgehalt" genannt. Das ist nicht nur ein andres Wort sondern ein weiterer Sinn, in dessen Umkreis der Mensch totaler erfaßt wird als auf dem klassenmäßig vorbestimmten Standesniveau des Geistes. Pulver erweitert das graphologische Wissen über die übliche „Charakterkunde" hinaus. Charakter ist sehr schön als ethische Stilform. Aber der Mensch ist mehr und weniger als ein charaktervolles Standbild, das seine Geistigkeit geläutert darstellt. In Marmor sieht das tadellos aus; aber in Wirklichkeit spazieren wir ohne Denkmalssockel an den Schuhen. Geist ist nicht nur Form sondern auch Natur. Keiner wie Pulver spürt und sieht im Schriftbild das Körperliche des Menschen. Er achtet auf den Akt des Schreibens ebenso wie auf das Produkt. Wenn er von gewissen Schriften sagt: „Die Feder stammelt," so fühlt er sich physiologisch ein und drückt sich darnach aus. Man riecht der Sprache den frühern Dichter Pulver an. Der gelehrte Inhalt, die Schärfe der Methodik, die Erspürung graphologischer Fehlhandlungen verliert die intellektuelle Peinlichkeit durch sinnliche Sprache. Er gibt Schlagworte: Die Unterschrift als „verbürgte Biographie". Das ist geprägt vom Künstler und bleibt gültig durch die Beweisführung des Wissenschaftlers. In dieser Wirkung von Logik und Menschenwitterung ist Pulver einzigartig. Kein vager Symboliker sondern ein Gestalter des Typus Mensch.

*Bernhard Diebold*

## „Es kommt nur auf die Form an"

I

Der Köln-Langenberger Sender zählt zu den fortschrittlichsten und modernsten deutschen Sendern.

II

Herr Worm, Leiter der Vortragsabteilung des Westdeutschen Rundfunks, in einem Gespräch: „Wir üben selbstverständlich keine politische Zensur aus. Uns hat auch kein Überwachungsausschuß dazwischenzureden. Man kann alles darstellen, es kommt immer nur auf die Form an."

III

Brief des Westdeutschen Rundfunks an einen jungen Schriftsteller, der die Geschichte eines Notstandsarbeiters eingeschickt hatte: „Sehr geehrter Herr, die Kurzgeschichte ‚Das Biest', die Sie die Freundlichkeit hatten, uns am 11. dieses Monats zu übersenden, läßt sich zu unserm großen Bedauern nicht in das Programm des Westdeutschen Rundfunks aufnehmen. Wiewohl die Arbeit eine ungewöhnliche Begabung verrät, glauben wir es nicht verantworten zu können, in einer Zeit der sozialen und politischen Hochspannung ein

Thema darzubieten, das für einen vorbereiteten Kreis von Lesern sicher in der Wirkung sehr eindrucksvoll ist, das aber bei dem großen und unvorbereiteten Hörerkreis einer Sendegesellschaft Mißdeutung aller Art begegnen würde. Wir danken Ihnen bestens für Ihre Mühewaltung und sind mit vorzüglichster Hochachtung Westdeutscher Rundfunk." Unterschrift.

IV

Das literarische Programm des Westdeutschen Rundfunks in der Woche vom 28. Dezember 1930 bis 3. Januar 1931:

„Herodes und der Dämon des Mordes", Legende.
„Einfahrt in Sizilien."
„Fröhliche Stimmen aus dem Jenseits."
„Ho und Hi", Erzählung aus China.
„Das Geheimnis von Syrakus."

V

In der gleichen Woche wurden im Ruhrgebiet, dessen Bewohner ebenfalls von Köln-Langenberg ihre geistige Nahrung beziehen, dreihunderttausend Bergarbeiter gekündigt „zwecks einer angemessenen Senkung der Lohnsätze", wie die Zechenverwaltung durch Rundfunk verbreiten ließ. Diese Meldung wurde von der Rundfunkleitung „trotz der sozialen und politischen Hochspannung" nicht zurückgewiesen.

*Hans Herfeld*

## Bauchbinden!

I

Thomas Mann an den Verlag „Tradition": „... mit einem wirklichen und anhaltenden Interesse in einem Zug bis zu Ende gelesen. Thor Gootes „Wir fahren den Tod" hat hochbemerkenswerte epische Eigenschaften. Das beste Kriegsbuch! Wahr in jedem Wort, kraftvoll mitreißend und bis zu Tränen erschütternd. Die Wahrheit des Jugendtyps, der hier sein Kriegserlebnis erzählt, ist unwiderstehlich..."

II

Thomas Mann zu sich selbst: „Mein Gott, ein junger Mann, Kriegsteilnehmer. Er ist sehr kaputt! Wir nannten sie mal ‚junge Helden'. Ich wenigstens will ihm nicht die Chance verderben. Es gibt schlechtere Bücher, und mein Erfolg verpflichtet mich, andern zum Erfolg zu verhelfen."

III

Referat an die ‚Literarische Welt': „... das Buch ist nervös und hastig bis zur Undeutlichkeit; die Ideologie ist trotzig und ‚heroisch' bis zur Neurasthenie ... Wer übrigens das Urteil eines Nichtkombattanten über ein Kriegsbuch für maßgebend hält, dem sei der Spruch Thomas Manns mitgeteilt, der in Ausübung seines Amtes als Grüßonkel der jungen Literatur also spricht: ‚Das beste Kriegsbuch. Wahr in jedem Wort, kraftvoll mitreißend und bis zu Tränen erschütternd. Die Wahrheit des Jugendtyps, der hier sein Kriegserlebnis erzählt, ist unwiderstehlich.' — Unausstehlich."

IV

Redaktion der ‚Literarischen Welt' an den Referenten: „... Schließlich kann doch ein Buch, über das jemand wie Thomas Mann, den ich zum Unterschied von Ihnen als den wirklich größten deutschen Schriftsteller und Dichter verehre, gut denkt, nicht so schlecht sein, daß Sie in der ‚L. W.' darüber nur in

einem höhnischen Ton sprechen können. Was schließlich Thomas Mann recht ist, kann auch Ihnen billig sein ..."

V

Referent an die „Literarische Welt': „... Erzählen Sie mir doch nicht, daß Sie auf alle Bauchbinden schwören, die den Namen Thomas Mann tragen. Ob Sie Mann als größten deutschen Dichter verehren, steht ja gar nicht zur Diskussion. Aber daß er in einer schon fahrlässigen Weise den Bitten der Verleger und Autoren um Empfehlung ihrer faulen Produktion entspricht, sollte Ihnen bekannt sein. Oder haben Sie die Knaur-Geschichte ganz vergessen. Wollen Sie wirklich behaupten, daß die Empfehlung Manns Unterpfand dafür ist, daß das empfohlene Buch den bescheidensten literarischen Ansprüchen entspricht? ... Was Mann empfiehlt, darf von Ihnen oder von mir noch lange nicht empfohlen werden. Denn was bei ihm Güte, Milde, Hilfeleistung, Humanität ist, wäre bei mir Korruption, bei Ihnen Unsauberkeit. Ihre Maßstäbe sind entweder andre als die Manns (deren Voraussetzungen andre sind), oder Sie können ruhig einpacken und sich darauf beschränken, Waschzettel und Verlagstraktätchen in der dazu erscheinenden ‚L. W.' abzudrucken.

VI

Referent zu sich selbst: ... Bauchbinden! Wichtigkeit ...

VII

Werke aus dem Verlag „Tradition":

Das Ehrenbuch der deutschen Feldartillerie,

Das Ehrenbuch der deutschen Fußartillerie,

Das Ehrenbuch der Feldeisenbahner,

Knoten, der Kompagnieschlot,

Prinz Friedrich Sigismund, ein Reiterleben,

Als Freikorpsführer im Baltikum,

Brzeziny, ein deutscher Heldensang.

*Arno Schirokauer*

## Gestuftes Risiko

Die Versicherungsgesellschaft Lloyd in London versichert alle Welt gegen Wasserschaden und Schiffbruch, gegen Feuer und Überfälle, gegen Einbruch und Plünderung.

Ein großer berliner Sammler, Träger eines nicht grade nordisch klingenden Namens, wollte bei selbigen Lloyds seine Sammlungen und sein Haus gegen Aufruhrschaden versichern.

Lloyd antwortete ihm, die Versicherungsquote sei für deutsche Kontrahenten 1 Prozent pro anno. Da ihm diese Quote ungewöhnlich hoch erschien, wandte er sich mit der Frage an die Gesellschaft, ob die ungewöhnliche Höhe der Summe durch den Klang seines alttestamentarischen Namens veranlaßt sei. Er habe die Absicht, sich taufen zu lassen und seinen Namen in einen unverdächtigern umzuwandeln. Darauf schrieb Lloyd, daß das allerdings die Sachlage ändere. Die Bedingungen seien dann nur 1½ pro mille.

Woraus Folgerungen zu ziehen, den nachdenklichen Lesern aller Konfessionen überlassen bleibt.

## Der Steinklopfer

So ists recht, mein Guter", sagte der Herr und nickt. Sagte es zu einem Steinklopfer, der auf der hellen heißen Landstraße schaffte, derselben, auf der der Herr spazieren ging und jetzt zusah. „Den großen Brocken müßt ihr noch kriegen, da habt ihr am Abend etwas geschafft. Und morgen ist ein frischer Tag, übermorgen wieder, die Portion bringt ihr hinter euch. Da kommt ihr zu Geld und am Ende zu Ruhm und ganz zuletzt, wer kann das wissen, kommt vielleicht die Unsterblichkeit!" „Herr", sagte der Steinklopfer, „laßt doch euer dummes Geschwätz. Stört mich nicht in meiner Arbeit, ich bin ein armer Steinklopfer." „Was wollen Sie denn", sagt der Spaziergänger, „stören Sie mich doch nicht in meiner Arbeit; ich bin ein armer Schriftsteller."

Vexierfrage: ist es so richtig, macht der Schluß etwas gut? Löst sich die Empörung oder bekommt sie wenigstens ein neues Gesicht? Würde sich die, gegebenenfalls, neue Empörung wieder lösen, wenn man wüßte, was der Schriftsteller mit seinen Anreizungen an dem Steinklopfer zustande bringt? Vielleicht eine Darstellung des Steinklopfers, ergreifend und genau: reinigt das der Betrachtung strenge oder weniger strenge Lust? Gibt es überhaupt in unsrer Gesellschaft einen unbedenklichen Beruf außer dem der Ausgebeuteten, der doch erst recht keiner ist, oder dem des Mannes, der sich für die Ausgebeuteten vor die Flinten stellt? „Damit die Arbeiter des zweiunddreißigsten Jahrhunderts keinen Mangel an Nahrung und Geschlechtsgenüssen haben." Viele können, in trägen Zeiten und ohne Ziel, das noch zu erleben wäre, schwer sauber und identisch sein.

*Karl Knerz*

## Liebe Weltbühne!

Der ehemalige Leibarzt Wilhelm II. sehnte sich nach seinem angestammten Herrn. Also fuhr er nach Doorn. Wilhelm empfing ihn im Garten. Gemeinsam stiegen sie die Treppe hinauf zum Empfangssaal, vor dem der Arzt stutzte, denn er befand sich einer Nachahmung des Brandenburger Tors gegenüber. Wilhelm schritt forsch auf den mittelsten Durchgang los, den vor langen Zeiten nur das Hofauto passieren durfte. Der Arzt hielt sich dicht an seiner Seite. Aber im letzten Augenblick schnappt ihn ein Diener an seinen Rockschlippen: „Verzeihung, Herr Sanitätsrat, der Durchgang ist nur für seine Majestät!"

## Wenn die sich Künstler einladen

Sie haben dich eingeladen
Und bieten dir nichts
Als nur den Schein ihres Lichts.
Und wollen doch in dir baden.

Sie haben auch dich gehabt.
Ihr Gästebuch wird dich nennen.
Sie waren so begabt,
Dich zu kennen.

Dir wird neben Speise und Trank
Jedweder Luxus serviert.
Beim Abschied zahlst du geniert
Den ärmeren Dienern noch ärmeren Dank.

Und dann, daheim, bist du krank.

*Joachim Ringelnatz*

---

# Hinweise der Redaktion

## Berlin

Internationale juristische Vereinigung. Montag (12.) 20.30, Plenarsitzungssaal des Oberverwaltungsgerichts, Charlottenburg, Hardenbergstr. 31. Der Prozeß gegen Professor Ramsin und Genossen vor dem Obersten Gericht der UdSSR. in juristischer Bedeutung, Felix Halle.

Verein sozialistischer Ärzte. Freitag 20.00 im Ärztehaus, Genthiner Straße 34. Die seelischen Erkrankungen als soziales Problem, Dr. Wilhelm Reich-Wien.

Lenin-Liebknecht-Luxemburg-Feier der Roten Studenten. Sonntag vorm. 11.00 Wallnertheater. Willi Münzenberg spricht. Es lesen: Venohr und Agnes Straub. Spieltrupp „Roter Wedding". Zur Vorführung gelangt: „10 Tage, die die Welt erschütterten".

Internationale Tribüne. Sonntag vorm. 11.30. Großes Schauspielhaus. „Die Maßnahme", von Bert Brecht und Hans Eisler. Es wirken mit: Ernst Busch, Alexander Granach, Helene Weigel, Erik Wirl, der Schubertchor, der Fichtechor. Karten bei Bote & Bock und bei Wertheim.

Galerie Flechtheim, W 10, Lützowufer 13. Ausstellung Oskar Schlemmer und Marg Moll.

## Breslau

Weltbühnenleser. Mittwoch 20.30. Café am Hauptbahnhof, Neue Taschenstr. 19. Die Arbeitslosigkeit.

## Rundfunk

**Dienstag.** Berlin 21.10: Die Geschichte vom Soldaten, Igor Strawinskij. — **Mittwoch.** Frankfurt 18.15: Mißbrauch der Reportage in der Literatur, Joseph Roth. — Köln 18.15: Geld, Gerhart Pohl. Berlin 18.40 Kapital und Arbeitslosigkeit, Guenther Stein. — 19.05: Gerhard Menzel liest aus eignen Werken. — 21.10: Karl Kraus liest Gerhart Hauptmanns „Hanneles Himmelfahrt". – **Donnerstag.** Königswusterhausen 20.00: Prozeß und Öffentlichkeit, Landgerichtsdirektor Hellmuth Lehmann und Rudolf Olden. — **Freitag.** Berlin 19.35: Das literarische München um die Jahrhundertwende, Erich Mühsam. — 21.10: Kaspar Hauser, Hörspiel von Erich Ebermayer.

# Antworten

**Dr. med. et phil. et jur. et med. dent. et med. vet. Hammer, qualifiziert zum preußischen Kreis- und Gerichtsarzt.** „Nicht Fanatismus sondern nüchterne Erwägungen sprechen für Beibehaltung der körperlichen Züchtigung", so beginnen Sie eine Erwiderung auf den Artikel von Bruno Frei „Der unauffällige Gummiknüppel" in Nr. 46. Unser Mitarbeiter hatte dort eine Broschüre von Ihnen — „Ärztliches zur körperlichen Züchtigung" — behandelt, worin eine sehr gediegene Theorie der Prügelstrafe enthalten ist, „ein konsequentes Ritual der Auspeitschung". Sie schreiben also gegen Bruno Frei: „Im Aufsatz von Bruno Frei kommt der Verfasser erst jetzt zu der durchaus richtigen Erkenntnis, daß die berliner prügelfreien Anstalten zufolge ihrer Ersatzmittel rauher sind als die offen die Prügelstrafe anwendenden Anstalten. Dabei kann sich der Verfasser nicht enthalten, mich, der ich seit Jahrzehnten diese selbe Erkenntnis habe und verbreite, einen Prügelfanatiker zu nennen und meine Empfehlungen als Auswüchse einer Psychopathenphantasie zu geißeln. Ich habe vor einem Vierteljahrhundert ein Lehrbuch für Mädchennacherziehungsanstalten geschrieben, das in zweihundert Anstalten Eingang fand und von der gesamten Presse einschließlich der sozialdemokratischen belobt wurde. Nichts habe ich empfohlen, was ich nicht aus eigner Anschauung kannte, und gewarnt habe ich dringendst vor allen Ausschweifungen, sowohl denen der Prügelanhänger wie denen der Prügelgegner. Leider habe ich in prügelgegnerischen Anstalten, die alle Arten Zöglinge aufnahmen und nicht eine Auswahl trafen, ausschließlich derart trostlose Zustände gesehen, daß ich sie nicht empfehlen konnte. So behandelte die frankfurter Psychopathenstation (Leiter Professor Sioli, Frankfurt am Main, Oberarzt Dr. Waßmuth) einen Knaben im halbwüchsigen Alter wegen Wandertriebs mit einjähriger Bettruhe, das heißt also mit Verlust eines ganzen Jahres und Anleitung zur ausschweifenden Selbstbefleckung. Die Anstalt empfahl sich als Musteranstalt zum Besuch von Kongreßteilnehmern. In andern Anstalten wurden Dauerbäder bis zum Entstehen von Pilzeiterungen in der Haut und Ohreneiterungen Wochen hindurch verabfolgt. In noch andern Anstalten entarteten die Zöglinge in so weitgehendem Maße gleichgeschlechtlich zufolge grundsätzlicher Nichtzüchtigung, daß ich eine eigne Tochter, wenn sie entgleisen sollte, diesen prügelfreien Anstalten keinesfalls anvertrauen würde. Ein neuer Leiter einer bis dahin prügelnden Knabenanstalt entließ etwa zehn vom Hundert der Zöglinge in eine Irrenanstalt und schränkte dadurch die körperliche Züchtigung stark ein beim Reste der Zöglinge, wohl gemerkt, beim übrig gebliebenen Reste. Andrerseits ist selbstverständlich die Prügelstrafe nicht die Hauptsache in der Erziehung, sondern gutes Beispiel, Liebe und Furcht müssen zusammenwirken und das gute Beispiel ist das beste dieser drei Mittel einer guten Erziehung. Allein mit Hilfe der Prügelstrafe kann man den Anstaltsaufenthalt, der an sich eine sehr große Gefahr darstellt, wesentlich kürzen, und solange die Rauhigkeiten der Prügelgegner härter sind als diejenigen der Prügelanhänger, muß ich als nüchtern abwägender Mensch zwar die Ausschreitungen der Prügelanhänger bekämpfen, nicht aber die Prügelstrafe als solche. Als ich begann, die zweite Auflage meines Lehrbuchs drucken zu lassen, wandte ich mich an das preußische Ministerium mit der Bitte, mir prügelfreie Musteranstalten für Mädchen zu nennen. Der Herr Minister verzichtete hierauf. Wenn mir von irgendwelcher Seite prügelfreie Anstalten genannt werden, die alle Zöglinge aufnehmen und milder sind als die prügelnden Anstalten, dann bin ich gern bereit, deren Verfahren zu prüfen, und wenn es sich als milder und in den Erfolgen gleichwertig dem Prügelverfahren herausstellt, zu empfehlen. Dasselbe gilt von all den Fällen, in denen ich das Schlagen als ärztliche Behandlung nicht unempfohlen lassen kann, solange es derart augenfällige

Erfolge zeitigt, wie ich sie in einem Teile der Fälle von Bettnässen oder von Schmerzlüsternheit oder von Weißfluß oder andern Leiden beobachtet habe, Erfolge, die in ähnlicher Weise nur noch von einem andern Mittel zu beobachten waren, nämlich der Vorhautbeschneidung nach jüdischer Art. Grade daraus, daß ich auch diese Beschneidung mitempfohlen habe in geeigneten Fällen, mußte Bruno Frei annehmen, daß ich alles andre eher bin als ein Fanatiker. Ich habe nur die Erkenntnis der bewußten Heuchelei eines großen Teils der sogenannten Prügelgegner ein Vierteljahrhundert vor Erscheinen des Gummiknüppelaufsatzes und früher gehabt, und mich zu meinen Erfahrungen bekannt." Wenn ich ein besserer Mensch wäre, als ich bin, so hätte ich dem Herrn Einsender dringend abgeraten, auf der Veröffentlichung dieser Zuschrift zu bestehen. Ich fand es aber nützlich, daß sich hier einmal der Verfasser eines in zweihundert Anstalten gebrauchten Handbuches über Zwangserziehung selbst produziert. Man wird sich danach über die in diesen Anstalten beliebten Methoden nicht mehr wundern. Ich weiß nicht, ob Sie, verehrter Herr Doktor, jemals als praktischer Arzt gearbeitet haben, aber ich möchte doch Zweifel darüber ausdrücken, ob Sie auch Ihren Privatpatienten gegen körperliche Leiden Prügel verordnet haben. In ihrer wissenschaftlichen Garderobe hängen fünf Doktorhüte. Bitte, wählen Sie zu Ihrer weitern Betätigung den, der mit der Behandlung von Mensch und Tier nichts zu tun hat. Es wird für alle Beteiligten am besten sein.

**Reklamechef.** Unsre Dichter machen es Ihnen nicht leicht; Sie haben alle Mühe, von ihnen auch nur eine Zeile zum Preise einer wohlriechenden Seife oder einer Armbanduhr zu bekommen. Anderswo ist man, wie wir Ihnen gern verraten, offenbar weniger heikel. So bringt die ‚Schweizer Illustrierte' ein Inserat einer Strumpffirma, das mit folgendem prominenten Satz geschmückt ist: „La jambe est l'âme du bas Kayser; mais ce n'est pas une âme que les hommes regardent. Jean Cocteau." Lacht Ihnen da nicht das Herz?

**Dr. Josef Räuscher.** Sie wenden sich gegen unsre Bemerkung über die aktuelle Berichterstattung des berliner Rundfunks in Nr. 1. Als Chefredakteur des ‚Drahtlosen Dienstes', der die Tagesberichte für den Rundfunk zusammenstellt, betonen Sie, daß über die politischen Bluttaten in der Silvesternacht nicht anders berichtet werden konnte, als geschehen ist. Denn Sie haben sich dabei an die Meldungen von W.T.B. und T.U. halten müssen. Der Vorfall in der Hufelandstraße war im W.T.B.-Brief nur ganz kurz skizziert, zunächst wird auch nur von einem Toten gesprochen. Die Meldung der T.U. brachte zwei Tote, aber ohne jede politische Angabe. „Als wir dann noch von einer dritten Stelle einen Bericht erhielten, riefen wir das Polizeipräsidium an. Bei der Feststellung der politischen Zugehörigkeit und der Schuldfrage können wir uns nur auf amtliche Quellen stützen. Um diese Zeit konnte nur das Polizeipräsidium eine sichere Auskunft erteilen. Dem anwesenden Redakteur des Drahtlosen Dienstes wurde nun vom Polizeipräsidium ausdrücklich mitgeteilt, daß die Schuldfrage nicht geklärt und der Täter unerkannt entkommen sei. Infolgedessen haben wir lediglich von einer ‚politischen Schießerei' gesprochen, der ‚zwei junge Menschen zum Opfer fielen'. Jede andre Formulierung wäre nach der amtlichen Auskunft zu jener Stunde leichtfertig gewesen." Sie unterstreichen schließlich nochmals, daß die Fassung der von uns kritisierten Rundfunkmeldungen zwangsläufig bestimmt war. Ich erkläre mich nach Ihrer Darstellung gern überzeugt, daß es unberechtigt war, Ihre Objektivität zu ironisieren. Der Vorwurf, der Ihnen galt, muß an die Adresse des Polizeipräsidiums weitergegeben werden. Bis zu Ihrem Dienstschluß um 22 Uhr hätte das Polizeipräsidium ohne Zweifel einen stichfesten Bericht über einen Vorfall geben können, der sich morgens um vier Uhr abgespielt hatte, und der doch wirklich keine Rätsel enthielt. Der Nachrichtendienst des Rundfunks geht an Millionen, die Presse kann

da nicht mitkommen. Hier muß die Polizei dafür sorgen, daß nicht Darstellungen herauskommen, die durch nicht gerechtfertigte Unvollständigkeit wie eine Irreführung wirken.

**Selbstverlag junger Autoren.** Sie haben bisher zwei Prosa-Anthologien und eine Lyrik-Anthologie herausgebracht. Sie erbitten Manuskripteinsendungen zu der in Vorbereitung befindlichen zweiten Lyrik-Anthologie bis zum 23. Januar an den Joachim Goldstein-Verlag, Berlin-Niederschöneweide, Hainstraße 11. Der Druckkostenbeitrag für angenommene Arbeiten stellt sich auf 60 Reichsmark. Das Autorenhonorar hat für alle Mitarbeiter die gleiche Höhe.

**Erwin Berger, Berlin-Grunewald.** Celsus hat hier in der Nummer 52 des vergangenen Jahres bei seiner Besprechung des neuen Buches von Werner Hegemann „Das Jugendbuch vom Großen König" bedauert, daß die November-Revolution es versäumt hat, die „halb komische, halb herausfordernde Freiluftpuppenstube des letzten Hohenzollern" in tausend Stücke zu zerschlagen. Dazu teilen Sie uns mit, daß der seinerzeit aus dem Hinterhalt ermordete Hans Paasche in den Tagen der Revolution die Absicht hatte, mit seinen Matrosen sämtliche Puppen der Siegesallee in die Luft zu sprengen. Leider brachte er nicht den Mut auf, dies ohne Einwilligung der damaligen Volksbeauftragten zu tun. Er sucht diese deshalb auf, und die Volksbeauftragten beschäftigten sich auch mit seinem Verlangen. Die drei Unabhängigen sprachen sich für den Plan aus, während die drei Mehrheitssozialdemokraten dagegen stimmten. Die Stimmengleichheit hatte zur Folge, daß der Plan nicht ausgeführt werden konnte. Und so haben wir es den Sozialdemokraten zu verdanken, daß sich unser Auge weiter an dieser Galerie des Ungeschmacks erfreuen kann. Es geht halt nichts über die Pietät.

**Ernst Friedrich.** Wir teilen gern mit, daß unser Aufruf zur Rettung des Anti-Kriegsmuseums schönen Erfolg gehabt hat. Es sind bis zum 8. Januar von dreißig Lesern der ‚Weltbühne' 1289,42 Mark gezeichnet worden. Als zinsloses Darlehn auf drei Jahr: A. H. Berlin 5,—; Dr. B. H. Neukölln 20,—; J., Lehrerin, Berlin 50,—; J. W. Berlin 100,—; Dr. E. K. Berlin 20,—; O. O. B. 100,—; M. S. 50,—; Frau E. H. Hamb. 20,—; Dr. E. K. 50,—; Dr. jur. G. W. Prag (100 Kr.) 12,42; Dr. med. M. G. Dortm. 50,—; Theatergemeinde Leipzig 10,—; W. P. Neukölln 100,—; E. M. Stettin 3,—; D. B. Breden 100,—; Sch. M. Köln 3,—; M. S. Frankf. 20,—; Dr. J. Alzey 100,—; H. G. Dortmund als erste Rate 20,—; A. H. Chemnitz 5,—; Frau H. K. Breslau 100,—; J. K. Barmen 100,—; Dr. H. H. Berlin 20,— A. W. & Sohn, Wuppertal 100,—; W. B. Dahlem 50,—; K. M. Halensee 3,—; A. B. Brünn 50,—; B. W. Jena 3,—. Als Geschenk: W. M. Frankf. 15,—; Frau M. B. 10,—. Sie haben damit zunächst eine Aufschiebung des Zwangsversteigerungstermins vom 20. Januar erreicht. Dennoch ist auch das nur ein Anfang. Wir bitten weiter, sich an der Rettung des Anti-Kriegsmuseums zu beteiligen und werden über die Eingänge fortlaufend berichten.

**Weltbühnenleser in Bremen.** Geben Sie Ihre Adresse an Herrn Karl Habecker, Wiesenstraße 13 (Tel. Rol. 467), der Zusammenkünfte der Weltbühnenleser in die Wege leiten will.

---

**Manuskripte** sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

# Zur Reichsgründungsfeier von Carl v. Ossietzky

Wir haben wieder einen Nationalfeiertag bekommen, von dem die Republik nichts weiß. Die Verfassungsfeiern wickeln sich Jahr für Jahr in dürrer Schematik ab, der 9. November ist für die Patrioten ein Tag der Schande. Jetzt haben die Offiziellen endlich etwas gefunden, das ihre Hemdbrüste wogen läßt: den 18. Januar, den Tag, an dem Bismarck als Verwirklicher der kleindeutschen Pläne für die preußische Dynastie von Deutschland Besitz ergriff. Ein strammer Borusse, der Fürstenanwalt Everling, beklagt in einem Zeitungsartikel, daß Preußen am Reiche zerbrochen sei. Nun, so schlimm wars nicht. Vielmehr hätten diejenigen, welche vorgeben, die großdeutsche Idee zu vertreten, Veranlassung, am 18. Januar auf Halbmast zu flaggen. Denn damals wurde das Werk von Sadowa vollendet, der preußische Raubstaat triumphierte über Deutschland, damals wurde die deutsche Nation für immer zerrissen. Im ersten Versailles, nicht im zweiten von 1919, sind einige jener Minoritätenfragen entstanden, derentwillen deutsche Nationalisten von Heute Europa am liebsten mit Krieg überziehen möchten.

Unmittelbar nach dem Zusammenbruch schrieb jener alldeutsche Pamphletist, der sich Junius alter nennt, eine Broschüre mit dem Titel: „Das deutsche Reich — eine historische Episode?" Zieht man das Fragezeichen ab, so hat der Mann ganz und gar recht: Bismarcks Reich ist wirklich nur eine historische Episode gewesen. Zurückgeblieben ist ein ins Elend geworfenes Volk, dem der schnell vorübergerauschte Glanz und Schall des Kaisertums den Verstand verwirrt hat, das nicht mehr weiß, was es will und dem nur ziemlich klar ist, daß es mit der demokratischen Republik nichts anfangen kann. Stünde die Vernunft höher im Preis, so müßte man wenigstens zugeben, daß die Republik von Weimar, so unzulänglich ihre Praxis auch gewesen sein mag, doch einen Willen zur Form aufweist, während Bismarcks Fürstenbund eine welthistorische Monstrosität war, ein staatsrechtliches Kuriosum, das sich nur durch Diktatur im Innern und durch eine geniale Außenpolitik helfen konnte. Die Epoche Bismarcks war die der Industrialisierung, des ökonomischen Aufschwungs. Statt der politischen Freiheit, für die der Bürger noch zwanzig Jahre vorher auf die Barrikade gegangen war, bekam er die geschäftliche Prosperität.

Vielleicht ist das der Grund, weshalb das Bürgertum heute so inbrünstig die Reichsgründung feiert. Denn das war sein Reich; wenn ihm auch der Staat eine Kröte nach der andern zu schlucken gab, so verdiente er doch sein gutes Geld dabei, so regierte er zwar nicht im Lande, wohl aber im Geschäft, in der Fabrik, in der Familie. Kein kulturelles

Band verknüpft uns mehr mit 1870 oder 1880. In dieser Zeit des höchsten politischen Glanzes waren Geist und Künste in die faulsten und fettesten Niederungen versunken. Was diese Jahre überdauert hat und noch zu uns spricht, hielt wenig von Bismarck und seinem Reich. Anton von Werners naturgetreue Uniformlitzen, die abscheulichen Klapperverse hochgemuter Poeten, der bunte Trompeter von Säckigen auf der Barttasse — das sind so die Reliquien aus dieser glorreichen Zeit. Am Beginn des zweiten deutschen Kaiserreiches steht der furchtbar schneidende Protest von Nietzsches „Unzeitgemäßen Betrachtungen", an seinem Ende Heinrich Manns „Untertan".

Heute ist das Bürgertum wirtschaftlich ruiniert. Der selbstbewußte Besitzer von einst wankt verzweifelnd zwischen leerem Tresor und Gashahn. Das Geschäft ist überschuldet, und da, wo er zu herrschen gewohnt war, in der Familie, ist er quantité negligeable. Die Söhne verdienen — so weit sie verdienen — ohne sich um antiquierte Vorurteile zu kümmern; die Töchter bringen ihre Liebhaber mit nach Haus. So ist es wohl begreiflich, warum die Ältern sich nach Zeitläuften zurücksehnen, wo sie noch etwas bedeuteten, wo sie Herren- und Besitzergefühlen nachgehen durften, Zucht und Sitte die Untergebenen, zu denen auch Frau und Kind zählten, in Unmündigkeit hielt. Warum aber die junge Generation, warum die Jahrgänge 1900 bis 1910 diesen Kult der Vergangenheit mitmachen, das mag der Teufel wissen. Kein junger Mensch von Heute wäre mehr imstande, sich mit dem alten Obrigkeitsstaat und mit seiner in die privatesten Dinge reichenden Autorität ohne den leidenschaftlichsten Widerstand abzufinden. Den patriotischen Verehrern der Kasernenpflicht sei es gesagt: — wenn heute Zwanzigjährige wie früher alten Drillunteroffizieren ausgeliefert werden sollten, sie würden am ersten Tage alles in Klump schlagen. Gegen schikanöse Finanzämter auf dem flachen Lande werden von aufgeregten Bauern Bombenanschläge unternommen — sagen wir ruhig: unter der schadenfrohen Genugtuung von mindestens 80 Prozent aller Deutschen. Vergleiche man das mit der politischen Kirchhofsruhe vor ein paar Jahrzehnten. Deutschland hat sich in höherm Maße republikanisiert, als die Freunde der Vergangenheit wissen, als den Republikanern selbst angenehm ist. Deren untilgbare Schuld lag in ihrer Zagheit, in ihrem Mangel an Führung im ersten republikanischen Jahrzehnt. Sie glaubten, die neue Zeit immer nur in vorsichtiger Dosierung verabfolgen zu können, sie zogen die Trennungsstriche nicht scharf genug und anstatt sich als die Bahnbrecher einer andern Aera, als die Stürzer des Bismarckschen Reichs zu rühmen, gab sie vor, dessen Ablösung, dessen Vollendung zu sein. So stehen sie in traurigem Zwielicht da, nicht hierhin, nicht dorthin gehörig. Aus alten Legenden und neuem Unsinn bereitete sich Deutsch-

land eine neue verrückte Mixtur. Bismarck war trotz alledem eine Jahrhundertgestalt, Wilhelm II. — nun, ein nicht unbegabter Jahrmarktkünstler — wer aber ist Adolf Hitler? Wie groß muß die geistige Versumpfung eines Volkes sein, das in diesem albernen Poltron einen Führer sieht, also eine Persönlichkeit, der nachzueifern wäre! Wie groß muß die psychologische Unfähigkeit dieses Volkes sein, sein mangelnder Instinkt für Echtheit und Falsifikate! Nun, Hitler wird niemals das Dritte Reich verkünden, Hitler wird untergehen, aber mit ihm jene erste republikanische Generation, die ihn mit ihren Fehlern und Unterlassungssünden, mit ihrem beduselten Optimismus gradezu gezüchtet hat.

Zu den vielen Unfaßbarkeiten des republikanischen Regimes gehört die offizielle Begehung eines nicht mehr als dynastischen Vorfalls, wie es die Reichsgründung gewesen ist. Am 18. Januar 1871 soll die deutsche Einheit vollendet worden sein? An diesem Tage ist sie durch die Begründung des kleindeutschen Kaisertums der Hohenzollern für immer gesprengt worden. Als Wilhelm Liebknecht 1870 die Kriegskredite ablehnte und später das Bismarcksche Reich bekämpfte, da war diese Haltung weniger aus sozialistischer Doktrin zu erklären, denn aus großdeutscher und schwarzrotgoldener Erinnerung, aus der Tradition eines kombattanten Achtundvierzigers. Wer heute beklagt, daß so viele Deutsche außerhalb des Reichs leben, der mag die gefräßige und engherzige Hauspolitik der Hohenzollern dafür schuldig sprechen. Niemals wieder wird es eine einheitliche deutsche Nation geben. Wenn einmal der große Schlußkampf zwischen Kapital und Arbeit ausgefochten wird, dann werden zwar die Grenzsteine wieder wanken, aber dann werden Klassen gegeneinanderstehen, und nicht mehr Nationen.

Sie mögen ihr Reich feiern, die Fragmente der ehemaligen Herrenkaste, die Militärs, die hohe Bureaukratie, die Besitzer von Geld, Land und Menschen. Die Republik hat damit nichts zu tun. Die Republik nennt diese amtliche Feierei Verrat an ihrem Geist, unverzeihliche Konzession an ihre monarchistischen und fascistischen Feinde. Denn die Republik ist geschaffen und gehalten worden von jenen, auf die das Kaiserreich seine Gendarmen und sein Sozialistengesetz hetzte. Solange die Reste dieser Epoche nicht getilgt sind, begeht der neue Staat ein Verbrechen an seiner Existenz, das anzubeten, was noch nicht verbrannt ist. Erst vor der Aschenurne des zweiten deutschen Kaiserreichs mögen alte Leute ihre Trauerzeremonien abhalten, junge Menschen in Pietät den Hut lüften. Noch läuft zu viel von dem Unwesen der Kaiserzeit lebendig herum, als daß es erlaubt wäre, sie als verehrungswürdige Vergangenheit zu behandeln. Streng genommen fällt diese ganze Festivität unter das Republikschutzgesetz, diese Republik müßte sich beim Vierten Strafsenat selbst denunzieren.

# Thüringer Bilanz von G. Reuchlin

*Ein Jahr Frick*

Es ist an der Zeit, die Bilanz der Frickregierung zu ziehen, regiert sie doch nun ein rundes Jahr. Man sagt „Frickregierung" und nicht „Regierung Baum". Herr Baum vom Landbund ist zwar Vorsitzender des Staatsministeriums, im Vordergrund aber steht Herr Frick. Er verwaltet Inneres und Volksbildung, besitzt damit die Macht über den Staatsapparat. Herr Baum spart, treibt Finanzpolitik, die dann im Landtag von der nationalsozialistischen Fraktion entscheidend beeinflußt wird, und der wirtschaftsparteiliche Minister Doktor Kästner, der für Justiz und Wirtschaft zeichnet, tritt fast gar nicht hervor, er ist unbedeutend und ganz in der Hand des Ministerialrats Gerstenhauer, der zugleich Abgeordneter der Wirtschaftspartei ist, antisemitisch und völkisch gerichtet, dessen Redewendung: „Der Herr Wirtschaftsminister ist der Ansicht ...", andeutet, daß Herr Kästner eigentlich keine Ansicht hat. Die Volkspartei ist ohne Ressort, stellt nur einen Staatsrat. Deshalb durchaus Regierung Frick und nicht Baum.

Die Regierung selbst will sein: eine Regierung „nationaler Willensbildung", des „Widerstands gegen den Erfüllungswillen Berlins", der „Erhaltung der Eigenstaatlichkeit Thüringens". Damit das erreicht werde, will sie „sparsamste Wirtschaftsführung" üben, Steuerpolitik zum „Schutze der Wirtschaft" treiben.

De facto aber bedeutet diese Regierung Aufrollung der Republik von innen heraus, Motor zur fascistischen Machtergreifung durch Zersetzung des Staatsapparats, Organisierung des legalisierten Machtkampfes gegen das Reich, Zerschlagung der bürgerlichen Parteien im Land.

Wer spricht in Thüringen noch von dem einen Abgeordneten der Staatspartei, wer noch von der Schattenfraktion der Deutschnationalen? Und was für eine jämmerliche Rolle spielt die Volkspartei? Und dennoch, darauf kommt es nicht an, man zankt sich zwar in der Koalition, aber nicht wegen grundsätzlicher Fragen, sondern etwa darum, ob besagter Gerstenhauer Ministerialdirektor wird oder nicht, im Klasseninteresse aber ist man sich einig: antimarxistische Front. Das Bureau der Industrie- und Handelskammer fährt nicht schlecht beim Innenminister, auch nicht in der Finanzabteilung.

Kapitalistische Politik, verbrämt durch Phrasen, durch Drusch der „Youngsklaverei", durch Gebete „Herr, mach uns frei!", Kampf gegen den „Kulturbolschewismus". Voila, c'est tout!

Verschwinden der bürgerlichen Parteien: Der Bürger wählt den, der am besten seine Klassenpolitik macht, sie aber doch am meisterhaftesten verschleiert. Der Nebel des Dritten Reichs bedeckt den brutalen Inhalt bürgerlicher Klassenpolitik.

Liberalismus: politisches Requisit für Zeiten wirtschaftlicher Konjunktur. Fascismus: Gutes Mittel für verschärften Klassenkampf in Zeiten wirtschaftlicher Depression gegen die arbeitende Klasse. Das ist der Sinn der Frickregierung, heute in Thüringen, morgen wahrscheinlich im Reich.

*Erst Brot!*

Die Frickregierung will die Selbständigkeit Thüringens erhalten. Die finanzielle Not des Landes, schon seit 1926 akut, drängte nach einer Lösung. Der jenaer Staatsrechtler Professor Kollreuter strebte nach Preußen, der Ministerialdirektor Jahn nach Sachsen. Dieser betrieb den Abschluß von Verwaltungsgemeinschaften mit diesem Land, wurde aber ein halbes Jahr nach Fricks Antritt gegangen. Frick erhält Thüringen. Hie gut Thüringen allewege!

Aber um welchen Preis hat sich Herr Frick seine Ministerien in Thüringen erkauft? Um den Preis kulturellen und sozialen Abbaus auf der ganzen Linie, erhöhten Steuerdrucks, Verminderung der kommunalen Lebensfähigkeit, kurz, Aufgabe all der Dinge, mit denen sich Frick im Reichstag als Volkstribun drapiert. Wir werden gleich sehen wie. Und doch muß bemerkt werden, daß Thüringen finanziell nicht saniert ist — trotz aller Maßnahmen Fricks hat die Regierung 10 Millionen neue Schulden gemacht, trotzdem war bereits im ersten Quartal des Rechnungsjahres 1930 ein neuer Fehlbetrag von 6,39 Millionen vorhanden, und gegenwärtig beläuft sich das neue Defizit auf 8 722 000 RM. Seit 1924 hatte das Land ununterbrochen bürgerliche Regierungen, die alle nur leben konnten von der stillschweigenden Duldung der Nationalsozialisten. Die sind also schon seit 1924 mitverantwortlich für die Entwicklung, ohne sie war keine Haushalts- und Gesetzesannahme möglich. Sie tragen deshalb ebenfalls die Verantwortung für die Defizitwirtschaft. Die Jahreshaushaltspläne schlossen ab mit Fehlbeträgen von: 1926: 8 897 020 RM.; 1927: 11 951 940 RM.; 1928: 13 928 930 RM.

Die tatsächlichen Fehlbeträge belaufen sich auf: 1926: 12 217 209 RM.; 1927: 7 658 244 RM.; 1928 gleich dem Voranschlag; 1929: 8 192 500 RM. Teilweise wurden die Fehlbeträge abgedeckt durch Überschüsse und Bestände der Vorjahre, dennoch verblieb Ende des Jahres ein Istfehlbetrag von 15 845 183 RM.

Die Fehlbeträge wurden durch Betriebsmittelkredite vorläufig bestritten, der Fehlbetrag 1929 in den Etat von Dreißig übernommen. Dieser balancierte im ordentlichen Teil mit 170 120 190 RM. und im außerordentlichen Teil mit 884 000 RM. Wie schon bemerkt, ist dieser Ausgleich aber nur auf dem Papier vorhanden.

Der Ausgleich wurde erreicht durch:

I. Rücksichtslose Steuerpolitik: Bekanntlich sind die Nazis gegen jede neue Steuer und gegen jede Steuererhöhung. Bekanntlich schrien sie im Reichstag gegen die Notverordnungen Brünings. In Thüringen selbst machen sie es weit schlimmer als Brüning.

Sie erhöhten die Hauszinssteuer um 6 Prozent, so daß die Friedensmiete von 120 auf 126 Prozent stieg, das brachte 4 600 000 RM. Sie erhöhten die Gewerbesteuer um 750 000 RM., die Grundsteuer um 650 000 RM. Sie führten die Kopfsteuer als Landessteuer ein mit einem Satz von 6 RM., und zwar in noch rigoroserm Maße als Brüning und nannten sie schamhaft „Verwaltungskostenabgabe". Von dieser Steuer

sind nach dem Gesetz noch nicht einmal die Erwerbslosen befreit. Diese Fricksche Negersteuer bringt 2,4 Millionen. Daß man die Warenhaus- und Konsumvereinssteuer einführte, die nach Prozenten der Lohnsumme erhoben wird, versteht sich. Die Leistungsumsatzsteuer nahm man den Gemeinden und baute sie als Gewerbesteuer der freien Berufe in die allgemeine Gewerbesteuer ein. So schuf sich Frick rund 9 Millionen neue Steuern. Was aber fordern die Nazis in der Theorie? Im ‚Mitteilungsblatt der Nationalsozialisten in den Parlamenten' (1930, Heft 6), im Aufsatz: „Kampf dem Youngetat" von Lenk heißt es:

Was fordern wir als Vertreter des schaffenden Deutschlands bei den diesjährigen Haushaltsplanberatungen?

Ablehnung jeder Erhöhung bestehender oder Einführung neuer Gemeindesteuern, soweit sie schaffende Volksgenossen belasten...

Volle Verwendung der Mietzinssteuer zur Schaffung neuer Wohnungen...

Einstellung ausreichender Mittel für den Wohlfahrts- bzw. Fürsorgeetat, sowie für Wohnungsbau und kulturelle Zwecke.

Stärkung des staatlichen Ausgleichsstocks für die Gemeinden...

Maßnahmen zur Behebung der Arbeitslosigkeit (Notstandsmaßnahmen) ...

Für den Fall, daß aufsichtsbehördliche Steuererhebungen oder Erhöhungen angeordnet werden, erhalten diese in Klammer den Beinamen „Young-Steuer".

Protest gegen die Finanzpläne des Reichs und die Kürzung der Steueranteile der Gemeinden.

So reden sie auch in den Parlamenten. Und wie es in der Praxis steht, sieht man in Thüringen. Jedenfalls sind die Nazis selbst Meister im Fabrizieren von „Youngsteuern".

II. Brutale Beamtenentlassungen: Nicht verkannt soll werden, daß die Ministerien mit höhern Beamten stark überbesetzt waren, namentlich das Volksbildungsministerium. Mit diesem Teil des Abbaus kann man einverstanden sein, wenn er sich auch nicht nach sozialen sondern nach parteipolitischen und persönlichen Grundsätzen vollzog. Stärksten Widerspruch muß aber der andre Teil hervorrufen. Durch den Abbau verminderte sich der Personalbestand der Staatsverwaltung gegenüber dem Vorjahr um 421 planmäßige Beamtenstellen, 95 nichtplanmäßige, 60 Angestelltenstellen. Ferner fallen im Laufe 1930 noch weg: 148 planmäßige Beamtenstellen, 50 nichtplanmäßige und 26 Angestelltenstellen.

Davon entfällt die Hauptlast auf die Lehrerschaft, die eine Einsparung von 259 Volksschullehrer- und 85 Berufsschullehrerstellen hinnehmen mußte. Daß die höhern Schulen vom Abbau fast verschont blieben, ist für diese Arbeiterpartei natürlich selbstverständlich. Der Löwenanteil des Abbaus entfällt auf die mittlere und untere Beamtenschaft.

III. Kürzung von Kulturausgaben: Gegenüber dem Bürgerblocketat des Vorjahres wurden die Ausgaben im Volksbildungsministerium um rund 4 Millionen gesenkt, innerhalb allein der Volksschule um 1,125 Millionen. Die Mittel für Schulbauten um 50 Prozent gekürzt, ganze 150 000 RM. blieben stehen, wovon man im ganzen Lande grade eine Dorfschule bauen kann. Der gesamte ausgeworfene Betrag zur Linderung der Junglehrernot mit 144 500 RM. verfiel der Streichung. An den

Erziehungsbeihilfen kürzte Frick 180 000 RM. Für die Lehrerfortbildung blieben 9000 RM. stehen. Bei 300 000 Schulkindern stellte Herr Frick 3000 RM. (dreitausend!) für gesundheitliche Maßnahmen ein. Die Ausgabe für die Begabtenförderung erlitt eine Senkung von 202 000 RM. Für die Erwachsenenbildung strich man 100 000 RM., es blieben 50 000 RM. Die Aufwendungen des Staates für die Heimvolksschule in Tinz fielen von 48 260 auf 19 500 RM., die für das sogenannte neutrale Volksbildungswesen von 45 260 auf 7710 RM.

Der gesamte Berufsschuletat wurde um 10 Prozent vermindert, zusammen 415 000 RM. eingespart. Ein solcher Abbau ist beispiellos.

IV. Stärkste Drosselung der Sozialaufwendungen: In dem schon genannten ‚Mitteilungsblatt', 1930, Heft 12, heißt es:

Sparen, damit sich die Gemeinden unter allen Umständen über Wasser halten können und die Abführung der Younglasten gewährleisten. Bei dieser Sachlage lehnen wir Nationalsozialisten solche nicht fruchtende Experimente ab. (Gemeint ist die Gutachterstelle für Kommunalanleihen. D. V.) Wir fordern erst Brot und dann Reparationen!

Erst Brot! Sehen wir, wie diese Fricksche Demagogie in ihrer Praxis aussieht. Sparen kann dieser Herr sehr gut, damit sich das Land Thüringen über Wasser halte, zumal wenn es sich um Sozialleistungen handelt. Im Jahre 1927 gab Thüringen laut Etat für Wohlfahrtspflege 1 326 000 RM. aus, 1930 unter Frick ganze 340 000 RM. Erst Brot! Nicht wahr, Herr Frick? Das Fürsorgewesen köpfte die famose Regierung um 138 100 RM., und das bei dieser Wirtschaftsnot.

Daß man die Verpflegungskosten in den staatlichen Heil- und Krankenanstalten erhöhte, wodurch dem Staat eine Mehreinnahme von 383 000 RM. erwuchs, ist im Zeichen des Preisabbaues und der nationalsozialistischen Agitation für die „Armen und Entrechteten" ganz besonders interessant. Daß für die Zwecke der Arbeitsbeschaffung im Fricketat nur 12 000 RM. eingestellt wurden, bedeutet praktisch für ganz Thüringen die Beschäftigung von 24 Erwerbslosen vier Monate lang. Man sollte das Herrn Goebbels erzählen. Daß die Regierung die staatlichen Werke in Steinach und Lehesten (Schieferindustrie) stillegte und dadurch 750 Arbeiter brotlos machte, ist sicher für Herrn Goebbels von gleichem Reiz.

Die verschiedenen sozialistischen und kommunistischen Anträge zugunsten der Erwerbslosen verfielen mit einer Ausnahme der Ablehnung, und in diesem Falle zahlte die Regierung nicht, da die Deckungsfrage nicht geregelt sei. Eine feine Politik, Herr Goebbels, nicht wahr? Dafür haben die Herren das soziale Heilmittel gefunden in der Veranstaltung einer „Landesspende", die solch fulminante Ergebnisse zeitigte, daß aus dem Ertrag einem Landkreis von 100 000 Einwohnern und einer Unterstütztenzahl von rund 5000 ganze 4500 RM. zur Verfügung gestellt wurden. Jawohl, erst Brot!

Wie das Land aber unter Frick verstand, sich soziale Lasten vom Halse zu schaffen, sei an diesem Beispiel erhärtet: An den Lasten der gehobenen Fürsorge war das Land nach der Fürsorgepflichtverordnung mit einem Drittel der Aufwendungen beteiligt. Natürlich bringt die jetzige Notzeit Ver-

mehrung der Ausgaben. Dieses Mehraufwands entbürdete sich Herr Frick, indem das Ministerium nach den Aufwendungen des Vorjahres die Erstattungen pauschalierte, zog aber von diesem Betrag noch 100 000 RM. ab, so daß das Land weniger zu leisten hatte als früher und im übrigen den Mehraufwand nicht mittrug.

Als das Reich zu den Kosten der Kleinrentnerfürsorge 200 000 RM. zuschoß, gab das Ministerium diese nicht, wie es hätte sein müssen, an die Bezirksfürsorgeverbände, sondern verwendete sie für sich. Die Ausgaben für die Kindererholungskuren, Schulkinderspeisungen wurden zurückgeschraubt, die Fonds, die der Fürsorgeabteilung zur Verfügung standen, um leistungsschwache Gemeinden in Erfüllung ihrer Fürsorgeaufgaben zu unterstützen, gestrichen. Gegenwärtig will das Innenministerium die Aufgaben des Landesfürsorgeverbandes auf die Bezirksfürsorgeverbände übertragen und die Kosten ebenfalls mit Pauschalierung abgelten.

Die schlimmste Wirkung Frickscher Sozialpolitik zeigt sich aber bei Feststellung der Zwangsetats in den Gemeinden, wo alle Sozialaufwendungen unbarmherzig gedrosselt wurden. Frick zeichnet dafür als Innenminister verantwortlich. Abbau der Unterstützungssätze für Klein- und Sozialrentner, für Ausgesteuerte, Kürzung oder restloser Abbau der Kinderkuren und -speisungen, Abbau der Aufwendungen für die Tuberkulosefürsorge oft auf ein Viertel der frühern Leistungen, Schließung von Volksküchen, Herabsetzung der Gemeindeleistungen für Lehr- und Lernmittelfreiheit und so fort; das ist die Marschroute, die die Staatskommissare von ihrem Innenminister erhalten. Herrn Goebbels muß dringend eine Studienreise nach Thüringen empfohlen werden. „Erst Brot!" Die Praxis Fricks besteht allerdings im Nehmen des Brots.

V. Sanierung auf Kosten der Gemeinden: Die Gemeinden standen schon immer schlecht. Wiederholt wurde der Landesfinanzausgleich zu ihrem Ungunsten geändert. Diese Entwicklung ging auch unter Frick weiter und nichts geschah, um die Finanznot der Gemeinden, die in Thüringen schlimmer als in jedem andern Land, zu beheben. Im Gegenteil, man vergrößerte die Not. An der Erhöhung der Realsteuern des Landes wurden die Gemeinden nicht beteiligt, die Beträge aus den Erhöhungen fließen restlos dem Lande zu. Wie finanzschwach die Gemeinden sind, beweisen folgende Zahlen:

**Für 1926/27 betrug der Zuschußbedarf des Landes 50,56 RM., der der Gemeinden 45,81 RM. auf den Kopf der Bevölkerung, in Preußen dagegen 43,08 für das Land, 69,04 für die Gemeinden, in Sachsen 47,63 für das Land, 78,65 für die Gemeinden. Bei den Steuereinnahmen allein bleiben die thüringischen Gemeinden hinter dem Gesamtdurchschnitt der Länder um etwa 35 vom Hundert zurück. (Becker, Finanzausgleich und kommunale Finanzen in Thüringen.)**

Um so notwendiger wäre eine Entlastung der Gemeinden. Statt dessen nahm man den Gemeinden, wie schon gesagt, die Leistungsumsatzsteuer, übergab ihnen die Einziehung der Verwaltungskostenabgabe für das Land, kürzte die staatlichen Zuwendungen. Entgegen reichsgesetzlicher Vorschrift ist die Beteiligung der Gemeinden an der Kraftfahrzeugsteuer nicht sichergestellt; die Schulbaubeihilfen sowie die Beihilfen zu den

sachlichen Schullasten wurden bedeutend gekürzt. An der Mehrzuweisung des Reichs an Umsatzsteuer erfolgte keine Beteiligung der Gemeinden; die Zuschüsse zur Wege-Unterhaltung unterlagen starker Reduktion. Die gemeindlichen Zuschüsse aber für die dienstleistenden Landespolizeibeamten verdoppelte man. Gegenwärtig plant die Regierung einen neuen Coup. Die Negersteuer ist der Pfahl im Fleische der Nazi-Agitation. Sie wollen sich dieser Steuer entledigen, und zwar auf einfachem Wege. Man will den Gemeinden das Recht der doppelten Sätze der Brüningschen Negersteuer geben, dafür sollen ihnen aber 2,4 Millionen Anteil an der Einkommensteuer abgezogen werden. Ein sauberes Plänchen, pfui Teufel!

So balancierte Frick den Etat, ohne aber den Ausgleich wirklich in der Staatsrechnung zu erzielen. Die Schulden des Landes wurden nicht verringert, sondern sind unter Frick von 120 auf 130 Millionen gestiegen, bei einem Staatsvermögen von rund 500 Millionen.

*Ermächtigungsgesetz*

Frick verschmähte es, mit dem Landtag Gesetze zu machen. Er ließ sich am 29. März 1930 vom Landtag ein Ermächtigungsgesetz für den Umbau der Verwaltung geben. Der Landtag wurde auf Monate heimgeschickt. Insgesamt verabfolgte die Regierung auf Grund der Ermächtigung fünfzehn Gesetze, zum größten Teil grundlegende. Als wichtig erwähnen wir die Umbildung des Landeskriminalamts, die Verstaatlichung der Kommunalpolizei in den größern Städten, die Umgestaltung der Landesverwaltungsordnung, der Gemeinde- und Kreisordnung, Einführung einer Zuständigkeits-, Kataster-, Neumessungs-, Abmarkungs-, Landesbau- und Forstordnung. Grundgedanke dieser Verwaltungsreform war, die Vereinheitlichung der Staatsverwaltung zu versuchen. In Einzelheiten ist das auch gelungen. Doch das Anerkennenswerte liegt auf dem Gebiete reiner Verwaltungszweckmäßigkeit, zudem ist das nicht Fricks Arbeit, es handelt sich vielmehr meist um Anregungen des Reichssparkommissars.

Nebenbei bemerkt ist diese ganze Gesetzesarbeit nicht Frick zuzurechnen sondern dem Ministerialdirektor Jahn, der gehen mußte, als er seine Schuldigkeit getan hatte. Und vor allem einem stillen geheimen Gesetzesdiktator, von dem die Öffentlichkeit Thüringens nichts weiß. Das ist der Regierungsrat Sommer, der von den Demokraten zu den Nazis hinüberwechselte, Fricks Vertrauen genoß, selbstbewußt seine Mitgliedschaft bei den Nazis wieder hinwarf, als Frick Parteifreunde zu Polizeidirektoren machte und zur Begründung sagte: jetzt ginge die „Saufutterkrippenwirtschaft" auch bei ihnen los. Der dann dennoch wieder eintrat und als kleiner Regierungsrat der wichtigste Mann im Ministerium war, Regierungsrat Sommer.

Politisch betrachtet bedeuten alle diese Gesetze: Konzentration der Staatsgewalt, Beschränkung und Fesselung der kommunalen Selbstverwaltung, Zuschnitt der Verwaltungsgerichtsbarkeit auf den Staat, Besitzfreundlichkeit des Staates.

Den Gemeinden bis zu 10 000 Einwohnern wurden Zuständigkeiten genommen, die Staatsaufsicht über alle Kommunen

verschärft, die städtische Polizei verstaatlicht, die Möglichkeit der Anfechtungsklage gegen Anordnungen der Aufsichtsbehörden beim Oberverwaltungsgericht den Gemeinden in den wichtigsten Fällen genommen, die finanzielle Entschlußfähigkeit der Kommunen geschmälert, die Selbstverwaltungspolizei der Gemeinden beseitigt, das Wahlrecht der Selbstverwaltungsbeamten (Einführung der Bestätigung) verschlechtert; der Bevölkerung die Rechtsmittelbelehrung genommen, der Rechtszug in vielen Fällen erschwert; das Baurecht zugunsten des Besitzes geändert. Damit ist wieder eine der programmatischen Forderungen der Nazis: Erhaltung der kommunalen Selbstverwaltung, vor die Hunde gegangen.

*Der Herr Innenminister und seine Gemeinden*

Die thüringischen Gemeinden sind durch die Finanzpolitik des Landes ruiniert, ohne Ausnahme, ob sie rechts oder links verwaltet werden, sie stecken im Dalles bis über die Ohren. Frick hat da sehr einfache Methoden. Lehnt ein Gemeinderat vom Ministerium geforderte Maßnahmen ab, so löst man ihn auf, macht Neuwahlen. Geht das nicht, setzt man einen Staatsbeauftragten ein, der die Kiste schmeißt oder man macht auch beides. Keine Stadt, keine Städtchen ohne Diktator. Ist der Bürgermeister im Ministerium angesehen, wird er selbst Diktator, ist er kapitalistisch nicht ganz zuverlässig, nimmt man einen abgebauten Ministerialbeamten. Es kommt auch vor, daß ein solcher zu gleicher Zeit den Beauftragten in einer ganzen Reihe von Städten spielt. Gegenwärtig hält ein abgebauter Ministerialrat mit sechs Kommissariaten zu gleicher Zeit den Rekord. Das geht dann sehr schnell, der Gemeinderat hat nichts zu melden, schwupp, sind Bürger-, Bier-, Schankverzehrsteuer, Erhöhung der Realsteuern, Abbau der Sozial- und Kulturetats da. Keine Gemeinde ohne ihr Frickchen. Alle größern Städte Thüringens, bis auf drei, rufen: Habemus papam! Ebenso die Kleinstädte. Man kann in Thüringen nicht mehr die Kommissariate zählen, sondern muß mühsam die wenigen Gemeinden zählen, die noch keine besitzen. Bei Frick geht Sozial- und Kulturdrosselung am laufenden Band. Die Industrie- und Handelskammer ist beglückt über diese Methode.

Es ist recht interessant, daß Frick sich im Kabinett für die obligatorische Einführung der Brüningschen Bürgersteuer in allen Gemeinden eingesetzt hat, ohne allerdings Gehör zu finden. Man vergleiche mit dieser Praxis die Tiraden des ‚Völkischen Beobachters' gegen Brünings Kopfsteuer.

*Personalpolitik und Zensur*

Futterkrippenwirtschaft! rufen die Nazis. Sie machen es nicht besser. Daß Herr Frick sich seine Pensionsansprüche sofort nach Regierungsantritt günstig regeln ließ, entbehrt nicht des Reizes; daß er rund 28 000 RM. Einkommen als Doppelverdiener hat, ebenfalls nicht. Die Nazis reden viel vom Gehaltsabbau ihrer Minister. In Wahrheit sieht die Sache so aus, daß die Bürgerblockminister laut Etat 76 640 RM. erhielten, die Frickregierung kostet laut Etat aber 103 940 RM. Bei der Verstaatlichung der Polizei brachte man schnell-

stens Nazis als Polizeidirektoren unter. Daß man die Bewerber für die Landespolizei auf Gesinnungstüchtigkeit prüft, soll ja nach den Verhandlungen im Polizeikostenstreit nur ein Märchen sein. Daß man aber Wächtler, Zunkel, Ziegler zu Beratern machte, ist gewiß kein Märchen. Daß man den erwähnten Regierungsrat Sommer zum Oberregierungsrat beförderte, auch nicht; daß man Ministerialrat Gerstenhauer im Amte beließ, ebenfalls nicht, obgleich er gewiß überflüssig ist. Seine Arbeit müssen andre machen. Seltsam genug wars, daß der anerkannt tüchtige Doktor Zieger, der bisherige Leiter der Kommunalabteilung, zum Nichtstun verurteilt, daß sein befähigter Gehilfe Amtmann Heß nach Gotha versetzt wurde. Der sozialdemokratische Landtagsabgeordnete Lehrer Mäder wurde abgebaut. Frick reinigte die Polizei, warf den demokratischen Hauptmann Schüler hinaus, brach die Beziehungen zum freigewerkschaftlichen Polizeibeamtenverband ab.

Als Polizeiminister macht sich Frick besonders gut. Die Naziversammlungen werden mit Massenaufgeboten von Orts- und Landespolizei geschützt; die Landespolizei ist nur noch die amtliche Schutztruppe der Partei. Mißliebigen Bürgermeistern entzieht man die Polizeigewalt, so einem der KPD angehörigen Beigeordneten in Waltershausen, so dem der kommunistischen Opposition angehörigen Stadtvorstand von Ruhla, und jetzt geht Frick auch den Sozialdemokraten an den Kragen, wie dem altenburger Oberbürgermeister und seinem Polizeidirektor, denen ebenfalls die Polizeigewalt genommen wurde.

Also marschiert der Fascismus in seiner Provinz Thüringen. Zieht bitte die Lehren, ehe es zu spät ist!

---

## Ringvereine der Jugend von Christine Fournier

Ein Gespenst, unfaßbar, unentlarvbar, lauert im Hintergrund fast aller berliner Strafprozesse, die gegen Jugendliche geführt werden: das Gespenst der wilden Cliquen. Es sei an den röntgentaler Mordprozeß erinnert, an die Verhandlung vor dem potsdamer Schöffengericht vom 6. Dezember 1928, wo eine Gruppe neuköllner Jungens aus der Clique „Tartarenblut" wegen gefährlicher Körperverletzung angeklagt war, an die unzählbaren Autodiebstahl-, Landfriedensbruch- und Brandstiftungsprozesse — immer bleibt ein Sediment von Unklarheit zurück.

Wilde Cliquen? Was ist das? Seit wann, wie, wo, wovon existieren sie? Sind sie etwa vergleichbar den pariser Apachen oder den wiener Plattenbrüdern? In mancher Hinsicht wohl: in der Art ihrer Lebensführung, in ihren Zielen, in ihrem Haß gegen die Gesellschaft. Aber in ihrer Struktur sind die deutschen Cliquen schon deshalb grundverschieden von andern berühmt und berüchtigt gewordenen Verbrechervereinen, weil sich ihre Mitglieder hauptsächlich aus Jugendlichen rekrutieren, Jugendlichen im Alter von vierzehn bis achtzehn. Die wilden Cliquen sind Organisationen jugendlicher Verwahrloster, jugendlicher Dissozialer. Zieht man in Betracht, daß in der Psychologie der Terminus dissozial bedeutet: der menschlichen Gemeinschaft, der gesellschaftlichen Einfügung widerstrebend, unfähig zur Einordnung oder bloß

ungefügig der Einordnung — so kann man die wilden Cliquen als eine Gemeinschaft Gemeinschaftsunfähiger bezeichnen.

Die Geschichte der Cliquen reicht in die Entstehungszeit der Rummelplätze, wie sie sich heute noch darstellen, also noch weit in die Vorkriegszeit zurück, in die Entstehungszeit der Jugend- und Wandervogelbewegung. Während aber die Jugendbewegung, himmelstürmend, bestrebt war, eine bessere Wirklichkeit aufzubauen, die sie vorbereiten wollte, war wohl stets, bewußt und unbewußt, das alleinige Hauptziel der Cliquen, das Bestehende zu zerstören. Später, auch noch vor dem Krieg, entstand der „Rote Wanderring", eine politisch links orientierte Organisation dieser Cliquen, eine proletarische Jugendorganisation, damals fern jeder Kriminalität. Der Krieg zerstörte den Roten Wanderring, der erst wieder 1923 auftaucht, als die kommunistische Jugend sich sehr energisch bemühte, die wilden Cliquen ihrer Verwilderung zu entreißen, ihnen eine bessere Lebensbasis zu geben, sie politisch zu erfassen. Aber das gelang nur vorübergehend. In den Jahren 1916 und 1917 nämlich, in der Zeit des nagendsten Hungers und der beginnenden Wohnungsnot waren die Cliquen wieder aufgetaucht. Damals konnte man in den Vororten und an der Peripherie der großen Städte Trupps junger Leute begegnen, die meistens betrunken, grellfarbig gekleidet, lärmend durch die Straßen zogen. Wanderflegel wurden sie von der entrüsteten Bevölkerung genannt. Es waren meistenteils Jugendliche, deren Väter im Krieg, deren Mütter im Betrieb standen, um deren Fortkommen sich niemand scherte. Das war der Anfang der heutigen wilden Cliquen, deren Entwicklung zur Kriminalität, deren große Verbreitung das Chaos der Nachkriegs- und Inflationszeit, deren Fortbestehen der Obdach- und Arbeitslosigkeit zu verdanken ist.

In den Vororten Berlins werden Straßenüberfälle, Keller-, Boden-, Laden-, Laubeneinbrüche, Diebstähle aller Art zum großen Teil von diesen jugendlichen Gruppen bestritten. Dank ihrer vorbildlichen Organisation und einer Unmenge geheimer Schlupfwinkel werden wohl öfter einzelne Mitglieder, niemals aber die Gruppen von der Polizei erfaßt. Wird die Polizei eines solchen Cliquenburschen habhaft, so kommt er entweder vor Gericht und ins Gefängnis oder ins Fürsorgeerziehungsheim. Die Zöglinge dieser Anstalten sind in der Mehrzahl Angehörige der wilden Cliquen. Der Zögling entspringt, wird wieder eingefangen und zurückgebracht, entspringt wieder. Auf die Absurdität dieses Verfahrens kommen wir noch später zu sprechen. Einige Fürsorger des Jugendamts haben sich in dankenswerter Weise mit dem Cliquenwesen beschäftigt, es ist ihnen gelungen, mit Cliquenjungens in Kontakt zu kommen, Erfahrungen zu sammeln und eine Übersicht zu gewinnen. Ich verweise auf den Aufsatz: „Die Cliquen jugendlicher Verwahrloster als sozialpädagogisches Problem" von Otto Voß und Herbert Schön, Sozialpädagogische Schriftenreihe, Alfred Protte Verlag, Potsdam, und auf den Aufsatz: „Cliquenwesen und Jugendverwahrlosung" von Justus Ehrhardt, Zentralblatt für Jugendrecht und Jugendwohlfahrt, März 1930, C. Heymanns Verlag, Berlin.

Nach der Schätzung dieser Fürsorgebeamten gehören in Deutschland ungefähr vierzehntausend Jugendliche den wilden Cliquen an. Wiederum schätzungsweise besteht ein Drittel von ihnen aus Vierzehn- bis Sechzehnjährigen, zwei Drittel aus Sechzehn- bis Achtzehnjährigen. In Berlin allein soll es durchschnittlich ungefähr sechshundert Cliquen geben, die von den Fürsorgern in kriminelle und Wandercliquen geteilt werden. Aller Wahrscheinlichkeit nach kann man zehn Prozent davon als kriminell bezeichnen, zwanzig Prozent als hart an der Grenze des Kriminellen, siebzig Prozent sind Wandercliquen. Von diesen sind etwa fünf Prozent politisch rechts interessiert, fünfzehn links, die übrigen kümmern sich um keinerlei Politik. Die Wandercliquen führen ein verhältnismäßig harmloses Dasein. Sie lösen sich meist bei Beginn des Winters auf und feiern zu Ostern ihre Auferstehung. Ihre Mitglieder stehen zum Teil und zeitweise in Arbeit, sie sind Laufburschen und -mädels, ungelernte Arbeiter, Kinoboys, ihre Verbände haben ein richtiges Verrechnungssystem mit Mitgliedsbeiträgen, Strafgeldern und Einnahmen aus Veranstaltungen — geklaut wird hie und da natürlich auch. Ein starkes Solidaritätsgefühl, Liebe zu ihrem Verein, bindet diese Jugendlichen aneinander, die ein etwas lärmendes, recht sinnloses Leben führen, im Hinblick auf die heutige Verelendung der proletarischen Jugend keine sehr bemerkenswerte Erscheinung, bildeten nicht diese Wandercliquen das Hauptrekrutierungsgebiet für die kriminellen Cliquen.

Kriminelle Cliquen werden die Jugendlichen-Verbände der meist rettungslos Verwahrlosten genannt, jener Unglücklichen, die durch schwere Erziehungsfehler, durch erschütternde Erlebnisse, vor allem durch übermäßige Entbehrungen in der Kindheit aus dem normalen seelischen Entwicklungsgang ausgestoßen wurden und die lebensnotwendige Anpassung an die Realität nicht gewinnen konnten. Diese von Leben und Liebe so stiefmütterlich behandelten Jungens und Mädels formen sich als Ersatz für die aufgezwungenen Entsagungen, und wenn sie nicht der Melancholie verfallen oder Selbstmörder werden wollen, eine eigne Phantasiewelt, eine Welt mit andern als den üblichen Wertungen, eine Welt hemmungsloser, infantiler Triebhaftigkeit, eine Welt des Hasses gegen die Gesellschaft, die sie der Not und Pein überläßt. Je härter solche Kinder vom Leben, von Eltern, Erziehern, Richtern angepackt werden, desto tiefer werden sie in ihre Phantasien gedrängt, in die Dissozialität, in die Kriminalität.

Es ist ein sehr eigenartiges Leben, das diese verwahrlosten Gruppen führen, eigenartig ist ihre Organisierung, noch eigenartiger sind ihre Riten. Schon die Namen der Cliquen sind vielsagend: „Tartarenblut", „Trapperblut", „Indianerblut", „Kosakenblut", „Zigeunerblut", „Zigeunerliebe", „Wildsau", „Mädchenscheu", „Wildwest", „Bauernschreck", „Rote Apachen", „Schwarze Liebe", „Roter Schwur", „Todesverächter", „Blutiger Knochen", „Dreckstiebel", „Wald- und Wiesenpenner", „Schildkröte", „Schnapsdrossel", „Schwarzflaggen", „Waldpiraten", „Santa Fé", „Nordlicht". Wie stark die Atmosphäre dieser Gruppen von Karl May, von Verachtung der Gesellschaft, Sentimentalität und Hemmungslosigkeit ge-

schwängert ist, mit welcher Selbstverständlichkeit das Ziel: Triebbefriedigung verfolgt wird, geht schon aus der Wahl dieser Namen hervor. Als ich davon gehört hatte, daß man Jugendlichen dieser Art in homosexuellen Lokalen von Berlin N begegnen könne, begab ich mich auf die Forschungsreise und hatte Glück. Ein halbdunkler, kleiner Raum mit zerschneidbarer Luft, von der Decke hängen papierne Girlanden und Riesentrauben aus Pappe herab, an den Wänden Landschaften von klassischem Kitsch, rings umher Tische in papiernen Lauben, in der Mitte, zur Musik eines bejahrten Pianinos, tanzen glatzköpfige, schmerbäuchige Kleinbürger mit den matrosenbeblusten Jungens — das ist die „Adonis-Diele". Zufällig setzt sich ein neunzehnjähriger „Matrose" an unsern Tsch, schon ein wenig angeheitert, erzählt er; das Resümee ist etwa folgendes:

Vor ungefähr vier Jahren haben sich die wilden Cliquen, die mein Gewährsmann die „wilde Zunft" nennt, zur bezirksmäßigen Ringorganisation entschlossen. Es gibt einen Nord-, Süd-, Ost- und Westring, einen Nordostring etcetera. „Ringbulle" heißt der Führer des Ringes, „Cliquenbulle" der Führer der Clique. Der Ringbulle wird von einem Ausschuß der Cliquenbullen gewählt. Will man Bulle werden, muß man sich bewährt haben, ein gutes Zeugnis über erfolgreiche Absolvierung verschiedener Verbrechen vorzeigen und beweisen können, daß man das sexuelle Gebiet nach allen Richtungen hin beherrscht. Mut und Kraft sind wichtigste Voraussetzung für Erlangen der Bullenwürde. Da in manchen Cliquen der Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht als verpönt gilt, bilden sich öfters selbständige Mädchencliquen, die aber ihre Emanzipation niemals lange aufrechterhalten. Durchweg sind fast ebensoviele Mädchen wie Jungens in einer Clique, die beiderseits keineswegs monogam veranlagt sind. Meistens hat allerdings der Bulle seine für ihn allein reservierte „Königin", es kommt aber auch vor, daß eine männliche Clique sich eine „Cliquenliebsche" hält, die sämtlichen Cliquenmitgliedern zur Verfügung sein muß. Fast jedes Cliquenmitglied hat ein Edelweißabzeichen angesteckt, viele Cliquen tragen eine Art Tracht, die ihnen die verlockende Uniform ersetzt: Tirolertracht, Trapperanzüge. Es gibt eine Clique, „Bergadler", die sich nur aus Bullen zusammensetzt. Zu ihren feierlichen Führersitzungen, die sie sehr oft in Lokalen des Westens abhalten, erscheinen die Mitglieder dieser Clique in Frack und Zylinder, der Vorsitzende trägt zu diesem Kostüm einen dicken Knüppelstock. Sehr beliebt sind bei männlichen und weiblichen Mitgliedern Ohrringe und phantastische Tätowierungen, die sich auch auf die Geschlechtsorgane erstrecken. Die Cliquenmitglieder — die männlichen heißen „wilde Burschen", die weiblichen „Cliquenkühe" — müssen in die Ringkasse regelmäßig Geldbeiträge einzahlen. Aus diesem Fonds werden Polizeistrafen gedeckt, polizeiflüchtige Kameraden unterstützt. Es gibt aber auch Cliquenlehrlinge, die erst, nachdem sie die Prozedur der höchst seltsamen Cliquentaufe überstanden haben, als vollwertige Mitglieder aufgenommen werden. Diese Cliquentaufe erinnert in ihrem Sadismus sehr stark an die Initiationsriten der Primitiven und der mittelalterlichen Berufsstände. Aus dem Buch: „Vom Gemeinschaftsleben der

Jugend" von Siegfried Bernfeld ist diese Parallele klar ersichtlich.

Der Treffpunkt mehrerer befreundeter Cliquen zur Tauffeier ist stets eine ganz einsame Gegend, meistens in der Nähe eines der von den Cliquen so beliebten Seen in der Umgebung von Berlin, zum Beispiel am Lehnitzsee. Die Wandercliquen sprechen ihre Lehrlinge schon nach einem erfolgreichen Boxkampf frei, oder nach einer Messerstecherei, oder nachdem sie vom Bullen in Kleidern und Schuhen in den See geworfen worden waren und sich gerettet hatten. Bei den kriminellen Cliquen aber werden dem Lehrling interessantere Aufgaben gestellt, wie zum Beispiel: coram publico, in einem bestimmten Zeitraum einen Koitus zu vollenden, während der Cliquenbulle, mit der Stopuhr in der Hand, Kontrolle übt. Oder, ebenfalls vor versammeltem Publikum, Masturbations- oder onanistische Handlungen auszuführen, kurz sich auf mannigfaltige Weise exhibitionistisch auszuleben. Sehr häufig werden die Lehrlinge nackt ausgezogen, gefesselt und mit Kot und Urin beschmiert. Zu schweigen vom Cliquentauffraß, den die Lehrlinge einnehmen müssen. Dies sind keine Märchen sondern Tatsachen; ich selbst habe Photos solcher Taufszenen gesehen. Jene Triebentfaltung der ersten Kindheit, die beim sogenannten normalen Jugendlichen längst in Vergessenheit begraben, in andre Formen der Erotik umgesetzt ist, hier, bei den Verwahrlosten, lebt sie infolge ihrer psychischen Defekte wieder auf, das Unbewußte wird Realität.

Die Clique bietet den Jungens Kameradschaft, Anerkennung, sexuelle Befriedigung, den Reiz der Gefahr und des Abenteuers. Die psychische Bereitschaft für ein solches Leben ist vorhanden. Auf Dachböden, in Keller- und Lagerräumen haben viele Cliquen mehr oder weniger vorübergehend ihre Heimstätten, in denen Kolportagebücher und das „Stoßsofa" die wichtigsten Einrichtungsgegenstände sind. Mangelt es an solchen Unterkunftsmöglichkeiten, so muß man sich auf dem Arbeitsnachweis oder in Tageskinos ausschlafen. Den größten Teil des Tages und der Nacht, wenn sie nicht grade auf „Fahrt" sind, verbringen aber die meisten Cliquen in Kneipen. Mit den Kneipen hat es eine eigne Bewandtnis. Das ist erst zu verstehen, wenn man weiß, daß die Cliquen in engster Verbindung zu den gewaltigen Zuhälterorganisationen stehen. Zum Beispiel zu: Immertreu, Schlesischer Bahnhof. Die Verbindung herzustellen, ist nicht immer ganz einfach, weil sich die organisierten Zuhälter gegen die unorganisierten Eindringlinge wehren, woraus oft die blutigsten Balgereien entstehen. Die kriminelle Clique ist die Vorschule für das große Verbrechertum, ist die Reservearmee der Unterweltorganisationen. Im Hinblick auf die starke Entwicklung dieser Verbände, auf die Notwendigkeit, Verbindungsstellen zu schaffen, einen Relaisdienst einzurichten, und um die ökonomisch schwierige Lage der Cliquen zu erleichtern, sind in den Jahren 1927 und 1928 eine Menge Kneipen aus dem berliner Großstadtboden geschossen. In der Gegend der Gormann- und Münzstraße gibt es eine Unmenge solcher Lokale. Die Erleichterung für die Cliquenmitglieder besteht nun darin, daß die Wirte dieser Kneipen den Jungens und Mädels auf Arbeits-

papiere und — natürlich gestohlene — Wertgegenstände Essen und Alkohol pumpen. Oder der Wirt verkauft Arbeitspapiere für Wertgegenstände. In beiden Fällen blüht dem Jugendlichen die Gefahr des Konflikts mit Familie und Polizei. Um ihr zu entgehen, verschreibt er sich immer öfter dem Wirt, steigt er immer tiefer hinunter in die Unterwelt. Der Wirt seinerseits, zum Zweck der Erhaltung seines Stammpublikums, das zugleich als seine Privatpolizei fungiert, ihn vor unliebsamen Gästen und vor der Staatspolizei schützt, ist selbst bei den Cliquen und großen Verbrecherbanden organisiert und zahlt seine Versicherungsprämie in Gestalt eines entsprechend hohen Mitgliedsbeitrags. In den Nepplokalen der Friedrichstraße sind in der Regel außer den Stammgästen auch die Portiers und Kellner bei den Zuhälterverbänden organisiert. Will der Wirt, gegen den Willen des Verbandes, zum Beispiel eine Tänzerin nicht mehr auftreten lassen, so kann es ihm passieren, daß sein Personal, ob er nun dem Verband angehört oder nicht, sofort in Streik tritt. Der Apparat funktioniert ausgezeichnet. Als kleine Illustration zum „Leben und Treiben" des Cliquenvölkchens diene folgende Stelle aus dem Brief eines Cliquenburschen, in diesem Fall eines Spezialisten im Automobilismus:

... ich bin dann etwas später mit H. entlaufen. Am Montag früh traf ich die sechs in einem Automobil in der Nähe des Kriminalgerichts. Ich steige auch ein. Bald ging das Benzin aus. Wir ließen den Wagen stehen und gingen zur Friedrichstraße. Hier nahmen Auto-Karl und M. einen Opel. Wir andern stiegen in einer Querstraße ein. Wir fuhren zum Kurfürstendamm und vertauschten den Opel mit einem Horchwagen. Mit diesem fuhren wir über Struveshof, Spandau und Potsdam spazieren. In Schöneberg ließen wir den Wagen stehen und nahmen am Kurfürstendamm einen Mercedes-Benz. Mit dem fuhren wir noch abends nach außerhalb in den Wald, wo wir übernächtigten. Am Dienstag früh fuhren wir nach Berlin. Um uns Geld zu verschaffen, beschlossen wir, Fernsprechautomaten abzuschrauben. Im Ganzen haben wir zwei Automaten abgeschraubt und dabei ungefähr vierzehn Mark erbeutet. Der dritte Versuch, in der Nähe der Turmstraße, ist mißglückt. Dann fuhren wir zu einem Kanal in der Nähe der Potsdamer Brücke und warfen die Automaten ins Wasser. Von hier aus fuhren wir zu einem Restaurant am Wedding. Nachdem wir gefrühstückt hatten, fuhren wir in der Frankfurter Allee einen Radfahrer an. Wir sind schnell ausgestiegen. Auto-Karl ist mit dem Auto entkommen. Ich habe dann gegen Mittag Auto-Karl in Schöneberg getroffen. Er wollte nicht mehr mit den Andern zusammenbleiben. In der Hauptstraße stand ein Opelwagen, wir wollten einsteigen, wurden aber von dem Besitzer überrascht und flüchteten ...

Dies also ist das Milieu, in dem Tausende von Großstadtkindern atmen, hier werden sie zum Elite-Verbrechertum herangebildet, hier liegen ihre Ideale, von hier aus ziehen sie wieder tausende andrer Kinder zu sich heran und mit sich in die Unterwelt, hier sind sie von den hohen dicken Mauern umgeben, die sie wohl für immer von dem wirklichen Leben trennen. Wie kann hier Abhilfe geschaffen werden? Mit welchen Mitteln kann man es erreichen, daß diese Kinder den Weg zur Würde des Menschen, den Weg zur Gesellschaft finden? Gewiß, diese Fragen sind selbstverständlich. Aber eine andre Frage scheint mir diesen unmittelbar folgen zu

müssen: Nehmen wir an, es könnte Abhilfe geschaffen werden, — was dann?

Nehmen wir an, unsre Schulen wären besser und würden zum Beispiel durch Verbot der Prügelstrafe und Einführung eines modernen Unterrichtssystems die Kinder weniger verbittern und ihre natürliche Entwicklung fördern, statt sie künstlich zu hemmen. Nehmen wir an, die Schulen würden auf diese Weise prophylaktisch wirken. Nehmen wir an, die Fürsorgeerziehung wäre besser, nehmen wir an, die Leiter der Anstalten verstünden etwas von der Schülerselbstverwaltung, verstünden die natürlichen Reaktionen der jugendlichen Verwahrlosung zu behandeln und wären imstande, die Jungens an das Heim zu fesseln, statt sie mit ihrer Methode immer wieder zum Auskneifen zu bringen...

Hier sei eine kurze Einschaltung gestattet, eine kleine Exkursion in das Gebiet der Staatsfinanzen. Nach durchaus verläßlicher Erhebung eines Fürsorgebeamten (Ehrhardt) wurde festgestellt:

50 kriminelle Fürsorgezöglinge haben 158 strafbare Handlungen begangen und sind insgesamt 448 mal aus Anstalten entwichen. Davon mehr als einmal 12, mehr als dreimal 14, mehr als fünfmal 14, mehr als zehnmal 8, mehr als fünfzehnmal 5, mehr als zwanzigmal 6. Die Dauer der Fürsorgeerziehung stellt sich bei diesen fünfzig Fällen folgendermaßen dar: länger als ein halbes Jahr 2, als ein Jahr 3, als eineinhalb Jahre 4, als zwei Jahre 7, als drei Jahre 11, als fünf Jahre 16, als acht Jahre 7. Berechnet man die Fürsorgeerziehung pro Fall täglich mit 6 RM., so sind allein bei diesen fünfzig Zöglingen 422 670 RM. aufgewendet worden. Für den Einzelfall der Entweichungen können 20 RM. eingesetzt werden = 8960 RM. Nimmt man bei einem Einzelfall der strafbaren Handlungen, bei denen leichtere Vergehen nicht berechnet worden sind, einen Schaden von 100 RM. an, so ist der Gesamtschaden bei 158 strafbaren Handlungen = 15 800 RM. Der Gesamtbetrag, der die Volkswirtschaft belastet, ist mit 450 000 RM. jedenfalls nicht zu hoch bemessen. Wenn man weiter in Betracht zieht, daß sich allein aus dem Bereich der Fürsorgeerziehungsbezirke Berlin rund 200 Fürsorgezöglinge in Anstalten befinden, so kann man die oben errechnete Zahl, die also nur Berlin betrifft, auf etwa 1 750 000 RM. erhöhen.

Diese Ziffern allein sprechen Bände über den Wahnwitz, über die Aussichtslosigkeit des Systems.

Unsre vorhin aufgeworfenen Fragen weiter verfolgend: nehmen wir also an, eine vernünftige Pädagogik wäre imstande, die Verwahrlosung der proletarischen Jugend teils zu verhüten, teils zu heilen. Was dann? Geheilt, vielleicht in irgend einem Handwerk ausgebildet, wird der Junge dem heutigen Leben übergeben. Was dann? Wo findet er Arbeit? Wo kann er wohnen? Wo findet er auch nur das Minimum an Glück, ohne das kein Mensch diese Welt ertragen kann? Ich muß fürchten, daß diese Fragen offene Fragen bleiben.

Eines wäre vielleicht möglich: daß eine sozialistische Pädagogik der proletarischen Jugend verhilft, kampffähig zu werden.

# Emil Ludwig zum fünfzigsten Geburtstag

von Werner Hegemann

Hochgeehrter Jubilar! Der Aufforderung der ‚Weltbühne', an Ihrem fünfzigsten Geburtstag das Wort zu ergreifen, folge ich desto lieber, als mir unlängst die Auszeichnung zuteil wurde, mit Ihnen gemeinsam als Zielscheibe für die vereinigten Angriffe der beamteten deutschen Historiker ausersehen zu werden. Diese pensionsberechtigten Universitätshistoriker taten sich zusammen und behaupteten, „die Verfasser Hegemann, Ludwig, Wiegler, Eulenberg etcetera glauben selbst und verbreiten im Publikum den Glauben, daß Ihre Fabrikate Wissenschaft seien ... Unsre Wissenschaft erlebt es, daß Dilettanten einbrechen und ihre Limonade als edlen Firnewein anpreisen. Der Erfolg dieser neuesten Literatur im Stile Hegemanns, Ludwigs, Eulenbergs und andrer ist nur möglich angesichts der kaum glaublichen Kritiklosigkeit auch sog. Gebildeter. Das allgemeine Kulturniveau ist so gesunken, daß die vorliegende ‚historische Belletristik' — ein buntes Gemisch von plumpester politischer Tendenzmacherei, Feuilletonismus und bodenlosester Kritiklosigkeit — die geistige Nahrung ungezählter gläubiger Leser wird."

Wahrscheinlich richtet sich dieser Unwillen der amtlichen Historiker besonders gegen Sie, hochverehrter Jubilar. Sind Sie es doch vor allen, der den Herren Geschichtsprofessoren die Leser abspenstig gemacht hat. Grade an Ihrem Feiertage muß deshalb festgestellt werden, daß die Geschichtsprofessoren mit genau derselben Gehässigkeit nicht nur erfolgreiche Männer wie Sie, sondern auch die eignen professoralen Kollegen verfolgen, wenn es einem von ihnen gelingt, das Ohr des Publikums zu gewinnen oder auf andre Art über den akademischen Durchschnitt emporzuragen. Ja, gegen derartige Mitglieder der eignen Zunft erheben diese Universitätshistoriker sogar noch schlimmere Vorwürfe als gegen uns; sie begnügen sich dann nicht, von mangelnder Wissenschaftlichkeit zu reden, sondern sie entdecken mangelnden Charakter. Dieser Vorwurf wenigstens ist uns Wilden und bessern Menschen vorläufig noch erspart geblieben. Über Ranke dagegen schalt Heinrich von Treitschke: „Diese Leisetreterei, die über das Wichtigste gar nichts sagt, ist doch schrecklich. Ranke sollte in England und Italien bleiben, da kann man seine Größe ohne Vorbehalt bewundern. Für die preußische Geschichte fehlt ihm, worauf alles ankommt, der Charakter."

Derartige kollegiale Vorwürfe der Professorenzunft wären weniger bedauerlich, wenn sie weniger berechtigt wären. Aber selbst Nietzsche, welcher der Zunft früh genug entrann, konnte dem „charakterlosen" Ranke den Vorwurf der „Leisetreterei" nicht ersparen und tadelte die „beschönigende Geschichtsschreibung Rankes, seine Leisetreterei an allen Stellen, wo es gilt, einen furchtbaren Unsinn des Zufalls als solchen hinzustellen".

Was war der furchtbarste „Unsinn des Zufalls", von dem Nietzsche sprechen konnte und um den sich Rankes „Leisetreterei" ängstlich herumzudrücken versuchte? Der königsberger Universitätsprofessor Hans Prutz, eine andre Leuchte

der offiziellen preußischen Geschichtswissenschaft, deutete an, daß es sich um Preußens absolutes Königtum handelt. Wenigstens versicherte er mit kollegialem Scharfblick, Rankes Bücher zur preußischen Geschichte müssen „weniger als ein geschichtliches Werk denn als eine gelehrte historisch-politische Parteischrift bezeichnet werden, bestimmt, die altpreußische Staats- und Gesellschaftsordnung mit dem absoluten Königtume von Gottes Gnaden an der Spitze gegen den vordringenden Liberalismus zu verteidigen".

Die Vorwürfe des mangelnden „Charakters" und der „historisch-politischen Parteischriftstellerei", die also gegen Ranke von einem seiner gerechtesten Schüler und von Treitschke erhoben wurden, treffen in noch höherm Maße den preußischen Tendenzschriftsteller Treitschke selbst, der in seiner Jugend die italienische und deutsche Einheitsbewegung feierte und allmählich so kleinpreußisch verblendet wurde, daß er die deutsche Blutsbrüderschaft der Oesterreicher leugnete. Sogar die „Gelehrsamkeit", die Prutz bei Ranke noch gelten zu lassen bereit war, ist bei Treitschke schließlich zur Nebensache geworden. Selbst Treitschkes Nachfolger auf dem Lehrstuhl der berliner Universität und sein angesehenster Schüler, Erich Marcks, erklärte in seinem Nachrufe auf Treitschke: „Die Hauptsache ist — es ist wohl eigentlich banal, es erst zu sagen — weder die gelehrte noch die philosophische Seite in Treitschkes Schaffen: es ist die persönliche, die künstlerische".

Von der persönlichen und künstlerischen Überlegenheit unsres Jubilars Emil Ludwig muß nachher noch ausführlicher die Rede sein. Vorher sei gefragt: ist es wahrscheinlich, daß Emil Ludwig, oder ein andrer der nichtzünftlerischen Geschichtsschreiber, gegen die sich der Groll der offiziellen wendet, jemals so leisetreterisch, charakterlos und parteipolitisch schreiben könnte, wie es Ranke von seinen Kollegen vorgeworfen wurde? Sollte dennoch jemals einer von uns so tief hinabsinken, dann würden wir doch mindestens uns gegenseitig unsre Schwächen weniger polternd vorwerfen, als es die Herren Fachhistoriker untereinander tun. Sollte unsre geistige Überlegenheit schon an unsern bessern Manieren erkennbar sein? Es ist sicher undenkbar, etwa aus dem Munde des zarten Wiegler oder des heitern Eulenberg etwas über den „fehlenden Charakter" oder die „Parteischriftstellerei" Emil Ludwigs zu hören. Wir wissen zu schweigen und überlassen es Größern, etwa wie Nietzsche über „die armen preußischen Historiker, diese Treitschke, Sybel und ihre dickverbundenen Köpfe", denen „der Begriff ‚Cultur' verloren gegangen ist", zu spotten.

Die höflichen Umgangsformen, die bei uns selbstverständlich sind, schließen es trotzdem keineswegs aus, daß uns gelegentlich tiefe Meinungsverschiedenheiten trennen. So habe ich zum Beispiel in meinem „Napoleon, oder der Kniefall vor dem Heros" für jeden, der zu lesen versteht, deutlich gemacht, daß es für mich kaum etwas Unbehaglicheres geben kann, als den Stil und die geistige Haltung Ihres Buches „Napoleon". Statt aber deshalb Ihnen, verehrter Jubilar, Kritiklosigkeit und Götzendienerei vorzuwerfen, habe ich in meiner Gegenschrift nachgewiesen, daß Ihre Haltung gegenüber Napoleon genau der

Haltung Nietzsches, Goethes, Rankes und andrer führender Künstler und Parteischriftsteller entspricht, und ich widmete auch mein Buch „ehrfürchtig dem Andenken der deutschen Seher Friedrich Nietzsche, Emil Ludwig und Wolfgang von Goethe, die den Kaiser Napoleon I. als Nationalhelden der Deutschen begründet haben". Die ‚Sozialistischen Monatshefte' haben sich gelegentlich des Feldzuges der zünftlerischen Historiker gegen Sie, Eulenberg, Wiegler und mich mit eigentümlicher Humorlosigkeit auf die Seite der Universitätsprofessoren gestellt. In ihrem Eifer auf Seiten der amtlich gestempelten Wissenschaft zu stehen, warfen uns diese legitimitätsdurstigen ‚Sozialistischen Monatshefte' „absolute Kritiklosigkeit" vor und tadelten mich mit den Worten: „Hegemann sieht in Ludwig den ‚führenden Historiker der Deutschen', er stellt ihn hoch über die ‚beamteten preußischen Historiker' und die ‚widerliche Treitschke-Schule' ". Mit dieser treffenden Bemerkung haben mir die ‚Sozialistischen Monatshefte' klar gemacht, daß es keineswegs Ironie war (wie andre und gar ich selbst wohl glaubten), als ich Sie zusammen mit Goethe und Nietzsche im Tempel der napoleonischen Heldenverehrung begrüßte, die mir so götzendienerisch und widersinnig erscheint. Selbstverständlich ziehe ich Sie als Künstler dem engstirnigen Treitschke vor, dessen Hauptleistung nach Angabe seines Hauptschülers auf künstlerischem Gebiete liegen soll. Selbstverständlich sind Sie mir als politischer Schriftsteller lieber als Ranke, dessen Bücher zur preußischen Geschichte nach Feststellung eines seiner besten Schüler antiliberale „Parteischriften" sind.

Der Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit und der „absoluten Kritiklosigkeit den Quellen gegenüber", den die ‚Sozialistischen Monatshefte' als treue Gefolgsleute der amtlichen Wissenschaft gegen Sie erheben, erscheint mir nicht als Vorwurf, wenn es sich um ein so künstlerisches Werk wie Ihren „Napoleon" handelt. Der Bankrott der sogenannten wissenschaftlichen Geschichtsschreibung wird allmählich auch Fernerstehende wieder daran erinnern, daß die Geschichtsschreibung eine der neun Musen, also freischaltende Kunst ist. Kann man bezweifeln, daß Sie in dieser Kunst mit Ihrem Napoleon-Buche erfolgreicher gewesen sind als Napoleons größter Verehrer, Goethe? Goethe hat immer wieder betont, wie tief ihn die Erscheinung Napoleons beglückt hat. Was aber hat Goethe als Künstler für seinen liebsten Helden geleistet? Den Epilog zum Essex, einige karlsbader Sonnette und andre Dinge, die nur von Wenigen genossen werden. In Italien beneidete Goethe einmal einen volkstümlichen Bajazzo um den Beifall seiner Zuhörer mit den Worten: „Wenn man auch vor seiner Nation so stehen und sie persönlich belustigen dürfte! Wir geben unser Bestes schwarz auf weiß: jeder kauzt sich damit in eine Ecke und knopert daran, wie er kann". Diesen bei Goethe immer wiederkehrenden sehnsüchtigen Künstlerwunsch nach volkstümlicher Wirkung haben Sie, Herr Ludwig, sich und Ihrer Nation im höchsten Maße zu erfüllen vermocht. Das Herummäkeln an Ihrem Stil, an den in Ihren anekdotenhaften Text eingestreuten Interjektionen und Selbstgesprächen, gehört heute unter weniger erfolgreichen Schriftstellern gradezu zum guten Ton. Mir erscheint dieses Mäkeln, soweit es sich

dabei nicht um Neid handelt, großenteils als falscher Snobismus, für den wir weniger Erfolgreichen mit Recht durch unsre sehr viel geringern Auflagen bestraft werden. Oder darf sich ein Schriftsteller etwa durch Stilgesetze leiten lassen, wie er sie aus der Geschichte unsrer Literatur und seinem mehr oder weniger mangelhaften Verständnis derselben heraus konstruiert, statt dem Geschmack und dem Willen „seiner Nation" zu folgen, vor der er „stehen und sie persönlich belustigen" soll, statt sie erziehen zu wollen? Unsre Kritik an Ihrem Stil, hochverehrter Jubilar, kommt mir vor wie das Naserümpfen lederner Pastoren, die sich über ihre leeren Kirchen und über die Erfolge eines volkstümlichen Santa Clara ärgern. Zum Wesen der Kunst gehört vor allem, daß sie wirkt, und „wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gewirkt für alle Zeiten". Ihr „Napoleon" und Ihre andern Bücher, bei denen es sich doch auch nicht um Sensationsromane handelt, sind in zwei Millionen Exemplaren über die Welt verbreitet, und alle Parteien und alle Länder haben Ihr Lob in gradezu leidenschaftlichen Ausdrücken gesungen.

In diesem Zusammenhang muß auch ein andrer Vorwurf zurückgewiesen werden, der öfters gegen Sie laut wurde, weil Sie wie Voltaire oder Maximilian Harden Ihren Namen geändert haben. Es hat nie einen Akt zarterer Rücksichtnahme auf die Gefühle und Liebhabereien des deutschen Volkes gegeben. Ihr Welterfolg hat Sie, neben Lion Feuchtwanger, zu dem in der Welt bekanntesten Vertreter deutscher Literatur und deutschen Geistes gemacht. Welches Land der Welt Sie auch besuchen, Sie werden, wenn Sie es wünschen, von den Königen und sogar von den ersten Ministern, Diktatoren und Bernard Shaw empfangen. Die meisten Deutschen sind Ihnen innig dankbar dafür, daß Sie sich bei Ihrer jeweiligen Vertretung des deutschen Volkes mit dem deutschen Namen Ludwig und nicht mit Cohn anreden lassen.

Noch wichtiger ist der volkstümliche Erfolg, wenn ein historischer Schriftsteller nicht wie Treitschke vor allem als Künstler sondern wie Ranke als politischer Parteischriftsteller wirken möchte. Auf dem Gebiete der politischen Kampfschriftstellerei ist Ihr „Wilhelm II." einer der größten Erfolge aller Zeiten. Nicht nur haben Sie die politischen Tendenzschriften Rankes an Wirkung weit übertroffen, sondern man darf Sie vielleicht mit Milton vergleichen, der ähnlich wie Sie nach einer großen Königsbeseitigung gegen diesen König mit puritanischer Strenge literarisch zu Felde zog und auf hohe künstlersche Leistungen hohe Leistungen der parteipolitischen Schriftstellerei folgen ließ. Jeder gute Republikaner muß hoffen und vertrauen, daß Ihnen die Enthauptung des königlichen Idealbilds sogar noch wesentlich besser gelungen ist als einst Ihrem großen Vorgänger Milton. Milton konnte mit seinem politischen Pamphlet nicht verhindern, daß die gestürzte königliche Familie noch ein zweites Attentat auf sein Vaterland beging, bevor sie endgültig vertrieben wurde. Ihre Anklageschrift gegen Wilhelm II. dagegen kam in so entscheidendem Augenblick und war so überzeugend und durchschlagend, daß sie uns hoffentlich vor einer Wiederholung des gefährlichen englischen Abenteuers endgültig schützen wird.

Wenn Ihre vernichtende Anklageschrift gegen Wilhelm II. nicht oder wenn sie später erschienen wäre als die geistvolle Verteidigungsschrift Karl Friedrich Nowaks, dann hätte sich wahrscheinlich in Deutschland eine wilhelminische Legende bilden können, wie sich gleich nach dem Sturz des friderizianischen Reiches eine friderizianische Legende, oder wie sich gleich nach dem Sturz Napoleons die Legende zu seiner Verherrlichung gebildet hat. Statt sich auf eine wilhelminische Legende stützen zu können, deren Keime Ihr treffendes Buch zerstörte, mußten die Versuche zur Wiederherstellung der schädlichen Hohenzollernherrschaft sich auf die friderizianische Legende stützen. In diesem Zusammenhang durfte ich Ihr Sekundant werden. Aber wieviel ungeschickter bin ich gewesen als Sie! Meine beiden Bücher über Friedrich den Großen sind zwar von Freunden und Gegnern als literarische Leckerbissen gerühmt worden, aber die Gegner triumphierten gleich beim Erscheinen meiner ersten Schrift: „Volkstümlich kann das Buch mit seiner Hochkultur nicht werden. Es wird auch dem Fridericus nicht schaden, wenn es nicht in Auszügen der Parteipresse verwässert wird" (Deutsche Rundschau). Derartige „Hochkultur" ist schädlicher als „Verwässerung". Diese falsche „Kultur" wird bestraft durch den heutigen Erfolg des neuen Fridericus-Films. Mit meinem „Jugendbuch vom Großen König" versuchte ich Ihre siegreiche Volkstümlichkeit nachzuahmen und vertraue darauf, daß diese neueste und von Ihnen inspirierte Arbeit meiner Feder wenigstens einen vierten Fridericus-Film verhindern wird.

Leider konnte ich Sie nicht bitten, ein Buch über Friedrich den Großen zu schreiben, das ebenso kritisch ist wie Ihr „Wilhelm II." Denn leider haben Sie in „Genie und Charakter" bereits eine Studie über Friedrich den Großen veröffentlicht, die ebenso künstlerisch und unkritisch ist wie Ihr „Napoleon". Und ich möchte nicht, daß auch Sie, wie Ranke, des fehlenden „Charakters" angeklagt werden. Es hat mir weh getan, daß Edlef Köppen in seinem ausgezeichneten „Heeresbericht" Ihnen den Vorwurf machen mußte, im Weltkriege den „guten, noblen, treuen, deutschen Michel" zum Kampfe angefeuert und Michels Kriegslust als „im höchsten Grade moralisch" gepriesen zu haben. Es hat mir leid getan, dann zu erfahren, daß nach dem Kriege die „Deutsche Gesellschaft" in Berlin einmal „wegen Reparaturen" ihre Tore schloß, nur um einen dort geplanten Vortrag von Ihnen zu verhindern, weil Sie damals in der ausländischen Presse gegen Deutschland schrieben. Ich bin überzeugt, daß es sich hier um Mißverständnisse gehandelt hat oder um mangelhaftes Verständnis für Ihre Fähigkeit im besten Sinne des Wortes fortzuschreiten und umzulernen. Ich vertraue darum fest darauf, daß Sie die gegenwärtige Flucht aus den Reihen der Liberalen ins Lager der Reaktion nicht mitmachen werden.

Indem ich Ihnen meine bewundernden Glückwünsche zu Ihrem fünfzigsten Geburtstage darbringe, bitte ich Sie deshalb, uns das heute besonders notwendige kritische Buch über Adolf Hitler zu schreiben. Niemand ist dazu so befähigt wie Sie. Es wird sich Ihrer welthistorischen Streitschrift „Wilhelm II." würdig anreihen.

## Ballade von Theobald Tiger

Ich lebte mit Frau Sobernheimer;
sie war so lieb, sie war so nett.
Wir wuschen uns im selben Eimer,
wir schliefen in demselben Bett.
So trieben wir es manches Jahr...
Bis sie den Knaben mir gebar.

Doch dieser Knabe war kein Knabe.
Wir hatten in der dunklen Nacht
als Zeitvertreib und Liebesgabe
uns dieses Wesen ausgedacht.
Frau S. war jeden Kindes bar.
Der Knabe, der hieß Waldemar.

Und war so klug! — Nach fünfzehn Tagen,
gelebt im Kinderparadies,
da konnte er schon Scheibe sagen,
bis man ihm solches leicht verwies.
Er setzte sich aufs Tintenfaß
und machte meinen Schreibtisch naß.

Er wuchs heran, der Eltern Freude,
ein braves, aufgewecktes Kind.
Wir merkten an ihm alle Beude,
wie süß der Liebe Früchte sind.
Da fragte Mutti ganz real:
„Was wird der Junge denn nun mal —?"

Hebamme? General? Direktor?
Boot-legger? Hirt? Ein Schiffsbarbier?
Verlorner Mädchenheim-Inspektor?
Biographist? Gerichtsvollziehr?
Ein Freudenmännchen? Jubilar —?
Uneinig war das Elternpaar.

Ein Krach stieg auf, bis zu den Sternen!
Frau S., die krisch. Die Türe knallt.
Sie wollt ihn lassen Bildung lernen,
ich aber war für Staatsanwalt.
Ein Kompromiß nahm sie nicht an:
im Kino, als Bedürfnismann...!

Der Lümmel gröhlte in der Küche
und fand den Krach ganz wunderbar.
So ging die Liebe in die Brüche —
und alles wegen Waldemar?
Da sprach ich fest: „Mein trautes Glück!
Wir geben dieses Kind zurück!"

Gemacht.
Nun ist Frau Sobernheimer
wie ehedem so lieb und nett.
Wir waschen uns im selben Eimer,
wir schlafen in demselben Bett.
Und denken nur noch hier und dar
mal an den seligen Waldemar.

# Ein Heiliger wird gemacht von Jonathan Wild

In früher Zeit war es wohl so, daß vor den verwirrten Gesichtern einsamer Fischer eine Gestalt erschien, der ihr erschreckter Geist feurige Hüllen gab und Gesten und Sprache eines überirdischen Wesens. Auf dem Heimweg besprachen sie das erlebte Wunder und zeichneten den Tag an, da die göttliche Erscheinung sie heimgesucht hatte. Je nach dem Boden, in den der Samen gefallen war, mochte dies die Geburt eines neuen Heiligen, eines Rächers oder Erlösers, eines Peinigers und Verweigerer des Brots oder Fischspenders gewesen sein.

Den Jahrhunderten kommender Evolution konnte dieser Modus, der Phantasie und zuweilen das Gefühl der Auserwähltheit voraussetzte, nicht standhalten. Zwar gibt es auch heute noch Erscheinungen. Sie ereignen sich in Narrenhäusern, wo sie geschulte Wärter mit wissenschaftlichen Mitteln in die Erde leiten; sie ereignen sich, wie früher, am Himmel, wo sie niemand beachtet. Manchmal noch empfängt auch ein Dichter in seinem eleganten Arbeitszimmer ein Zeichen. Dann trägt er es aber nicht schreiend und formlos in die Welt, sondern macht ein Buch draus. Vollkommen richtig. In einer Zeit, die so offensichtlich bereit ist, alle Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, ist es nur in Ordnung, daß jeder seinen Kohl auch selber zeichnet.

Um so merkwürdiger muß die Art erscheinen, wie die katholische Kirche mitten unter uns und ohne jede Scheu vor unserm kritischen Sinn ihre Wesen züchtet, für die sie zwar nicht zeichnet, solange sie sich im Zustand der Larve befinden, die sie aber mit aller Feierlichkeit der Prozedur anerkennt, wenn die Kreation eingeschlagen hat. Folgendes Beispiel mag zeigen, wie heute ein Heiliger entsteht.

Am 24. Januar 1925 starb in Passy zu Paris ein elfjähriger Knabe an Diphtherie. Die wohlbestallten Eltern bereiteten dem Kinde ein Begräbnis erster Klasse, es bekam einen feinen weißen Sarg mit Atlaspolstern und Spitzendecken und einen Platz in der Gruft der Ahnen. Die den Knaben kannten, vergaßen ihn bald.

Da erschien Ende 1925 in dem klerikalen Blatt ‚Bonne Presse' ein Artikel mit einem Vorwort des Apostolischen Nuntius in Paris, Monseigneur Ceretti, und einem kurzen Brief von Kardinal Gasparri mit dem Titel: „Une âme d'enfant, Guy de Fontgalland", — so hieß unser toter Knabe. Darin wurden Szenen aus dem Leben des Kindes erzählt, Szenen, die nichts beweisen als naive Bigotterie. Zwei Jahre vergingen, da erschien ein neues Büchlein „Derniers souveniers de Guy de Fontgalland". Ihm waren wieder zwei Briefe von Kirchenfürsten beigegeben, diesmal vom Kardinal Dubois, Erzbischof von Paris, und Monseigneur Baudrillart von der Académie Française. Dieses Büchlein wurde von der ganzen katholischen Presse aufgegriffen, das Leben des kleinen Guy erzählt und wiedererzählt, ausgeschmückt und vervollkommnet. Mitte 1930 war der ‚Figaro' in der Lage mitzuteilen, daß das Büchlein über Guy de Fontgalland sein hundertfünfzigstes Tausend erreicht, daß massenweise Bestellungen aus Belgien, Holland, Italien, England, Portugal, Malta, Polen, Tschechei, Deutsch-

land, Chile, Texas, Columbien, Canada, China, vom Kongo etcetera eingegangen und daß die Lebensgeschichte Guys in zweiunddreißig Sprachen übertragen sei. Des weitern konnte mitgeteilt werden, daß das Bildchen des kleinen Guy in eineinviertel Millionen Exemplaren Absatz gefunden und die naiven Bitten des Kindes aus Passy in neunzehn Staaten in die Gebetliteratur eingegangen sind. Der Kult des Guy de Fontgalland verzeichnet zur Stunde neunundneunzig wunderbare Heilungen (Harnblasenentzündung, Fäulnis, Taubheit, Hirnhautentzündung, Diphtherie etcetera).

Was war mit diesem Kind los, das fünf Jahre nach seinem Tode anfängt in die Ewigkeit einzugehen? In dem allerersten Artikel über den kleinen Guy stehen außer einem sehr natürlichen Lebenslauf folgende seltsamen Ereignisse verzeichnet:

Nach der Aussage der Mutter sei das erste Wort, das Guy aussprach, das Wort „Zézu" — Jesus gewesen. Ferner sollen sich alle entwicklungswichtigen Dinge bei dem Kinde an einem Samstag zugetragen haben (erster Zahn, ersten Mehlbrei gegessen, ersten Schritt gemacht etcetera). Zweijährig habe der kleine Guy sein jüngeres Brüderchen das Kreuz zu schlagen gelehrt. Dreijährig soll Guy erklärt haben, daß es in Cannes, wo er sich mit seinen Eltern aufhielt, zu wenig Gotteshäuser gäbe. Vierjährig, am Grabe der Heiligen Therese von Lisieux betend, soll er den Ausspruch getan haben, daß „das Grab besser dufte als Rosen und Weihrauch". Mit fünf Jahren soll Guy zu seiner Mutter, mit der er an einer katholischen Prozession teilnahm, gesagt haben: „Es ist ja sehr schön, den lieben Gott herumzutragen, aber ich möchte ihn lieber empfangen". Eine spontane Sehnsucht nach der Heiligen Kommunion sagen die Ausleger. Später, so mit acht, neun Jahren, tat Guy angeblich Steinchen in seine Schuhe, um zu „leiden". Vom achten Lebensjahr ab kommunizierte er alle vierzehn Tage. Oft soll er gesagt haben, daß man Jesus niemals genug Liebes tun könne.

Sechs Monate vor seinem Tode war Guy mit seiner Mutter in Lourdes. Nach Hause zurückgekommen wurde das Kind nach den Angaben der Mutter still und nachdenklich. Guy ging nun jeden zweiten Tag zur Kommunion. Am Festtage der Empfängnis Marias wurde Guy krank und zu Bett gebracht. Er ließ angeblich seine Mutter rufen und sagte ihr etwa das Folgende: „Ich muß dir ein Geheimnis anvertrauen... ich werde sterben... die Heilige Jungfrau wird mich holen, sie hat es mir in Lourdes gesagt. Du verstehst jetzt, meine liebe Mutter, warum ich faul war und nichts lernen wollte, es hatte ja keinen Sinn mehr. Jesus wird aus mir einen Engel machen... ich werde an einem Samstag sterben..."

Dem Knaben Guy ging es zwar besser, nachdem er von heiligem Wasser aus Lourdes getrunken hatte. Doch von neuem aufs Krankenlager geworfen, ruft er: „O, wie muß man leiden ehe die Seele den Körper verläßt..." Sein geschwächtes Herz wird mit Bildchen der Schwester Elisabeth der Heiligen Dreieinigkeit belegt, worauf es wieder aufflackert; die gelähm-

ten Beine erhalten vorübergehend Beweglichkeit, als man sie mit Wasser aus Lourdes wäscht; die Nieren funktionieren unter dem heilsamen Einfluß einer Reliquie der Heiligen Therese von Lisieux. Dann eines Tages kann der kleine Guy auch das Wasser aus Lourdes nicht mehr herunterwürgen. Am 24. Januar stirbt er, elfjährig, unter den Worten „Jésus, je t'aime, maman..." Es ist ein Samstag.

Soweit die amtliche, das heißt die von der Mutter zusammengestellte, von der katholischen Presse erweiterte und verbreitete Literatur.

Im Jesuitenkolleg in der Rue Franklin zu Passy, wo der junge de Fontgalland seine Erziehung genoß, hat man ihn aber in andrer Erinnerung. Danach ist er ein ausgesprochen unbegabter, zerstreuter und überaus fauler Schüler gewesen. Eine gewisse Anomalie in seiner Entwicklung mag dieses Urteil bestärken. Guy wuchs sehr stark. Mit zehn, elf Jahren war er ein baumlanger Junge, während seine geistige Entwicklung der eines Siebenjährigen entsprach. Auch seine angebliche Religiösität sprechen ihm seine jesuitischen Lehrer ab. Guy, sagen sie, war in der Kirche genau so zerstreut und phlegmatisch wie im Lehrsaal. Seine Gebete haspelte er herunter und dachte nichts dabei. Daß er jeden zweiten Tag zur Kommunion ging, war nichts andres als Vorschrift in der Jesuitenschule. Die religiösen Handlungen hatten auf ihn keinen Einfluß. Sie vermochten nichts gegen seinen Ungehorsam und nichts gegen die sprichwörtliche Faulheit des Knaben.

Für diese Version spricht auch, daß die Eltern selbst sich bei seinen Lebzeiten durchaus nicht begeistert über die Fähigkeiten ihres Sohnes zeigten. Sie waren sehr bereit, im Familienkreise zuzugestehen, daß seine Faulheit und Unlust zum Lernen ihnen wenig Ehre mache.

Demnach ist es klar, daß aus einem Halbidioten nicht ohne weiteres ein Heiliger wird. Vielleicht aber vermag das folgende einige Aufklärung geben. Der Comte Pierre de Fontgalland, der Vater des kleinen Guy, entstammt einer alten, streng katholischen Familie Südfrankreichs, die mit dem hohen Klerus eng befreundet ist. Comtesse Marie-Renée, die Mutter des Kindes, ist vom, allerdings mondänen, Ehrgeiz besessen. Kaum war der Junge tot, da begann sie seine Aussprüche aufzuzeichnen und ein Leben der kindlichen Heiligkeit zusammenzureimen. Sie ging dabei von der durchaus unmystischen Idee aus, daß das, was einer tuberkulösen Therese von Lisieux gelungen sei, ihr bei ihren Beziehungen unbedingt auch glücken müßte. Sie machte von Anfang an kein Hehl aus ihrem Wunsch, den kleinen Guy auf den Altären Frankreichs aufgebaut zu sehen. Der Gedanke berückte sie, daß Scharen zu ihrem Kinde beten würden. In den diskreten Propagandaschreiben der Comtesse konnte man lesen, daß viele hohe Diener der Kirche ihrem Geschlecht entsprossen seien. Des weitern, daß ein vom Papst gebenedeites Kreuz das Grab ihres Sohnes heilige. Wie die Säle Malmaisons, in denen Napoleon weilte, so sind die Gemächer des Schlosses photographiert, in denen Guy sein Leben lebte und aushauchte.

Den ethischen Schwerpunkt der Anwartschaft auf die Heiligkeit hat Mme. de Fontgalland auf die „kindliche Unschuld" gelegt in genauer Kalkulation der Rolle, die gräde diese Vorstellung im Jesuskult spielt. Und diesen Dreh hat auch die Kirche bereitwilligst akzeptiert und segnend die Hände über den kleinen Guy gebreitet. Kindliche Unschuld, das ist es, was Guy besaß. Was kann es da noch bedeuten, daß er Zero in Latein hatte und seine Dummheit die Lehrer zur Verzweiflung brachte? Sein kindlicher Geist gehörte Gott, der keine Wissenschaft neben sich duldet. Alles, was die ergrimmten Väter der Jesuitenschule über ihren faulen Zögling sagen, kann dem kleinen Guy jetzt nur zugute kommen. Er war rein und unschuldig, das ist wohl unbestreitbar.

Mme. de Fontgalland hat ihre Manuskripte über Guy dem Papst „zur Verehrung" eingesandt. Pius XI. ließ durch das vatikanische Sekretariat antworten:

> Seine Heiligkeit ist erfreut, eine Blüte mehr zu finden, die, im Augenblick, da sich ihr Kelch hinnieden geschlossen, den schönsten Duft über die Eucharistie, die Himmlische Mutter und den Papst breitet.

Die „Blüte" ist mehr rhetorischer Natur; das wird niemand verkennen. Auch Kardinal Dubois, dem die Guy-Literatur zu Gesicht kommt, schreibt zuerst höchst diplomatisch:

> Ihr liebes Kind... sein Name ist bekannt und gelobt, sein Gedächtnis geehrt. Freuen Sie sich dessen, Mme., und überlassen Sie das, was Ihnen so sehr am Herzen liegt, der Vorsehung...

Williger sind die, die sich selbst nicht übermäßig kompromittieren, der Sache aber sehr viel nützen können. Der Nuntius Ceretti, befreundet mit der Familie des Wunderkindes, schreibt:

> Welche Köstlichkeit und Frische in dieser Kindesseele... Welche Wunder und welchen Reichtum findet man in der unschuldigen Seele Ihres Guy! Man wäre versucht zu sagen, daß man Gott selbst drin handeln und sich widerspiegeln sieht...

Und Baudrillart:

> Ihr Kind hat in seiner außerordentlichen Jugend für die drei charakteristischsten Eigenschaften der christlichen Frömmigkeiten einen so genauen, sichern und hohen Blick bewiesen, daß es keine andre Quelle gehabt haben kann als die des höchsten Glaubens und einer wahrhaft übernatürlichen Barmherzigkeit...

Die Voranzeige eines neuen Buches über Guy „La Personnalité surnaturelle d'un jeune garçon, Guy de Fontgalland", verfaßt von Professor Dévaud, gibt bekannt, daß der Erzbischof von Paris eine Kommission zur Prüfung des Falles des kleinen Guy eingesetzt habe. Die Kirche stellt bekanntlich zwei Bedingungen für die Selig- und nachfolgende Heiligsprechung Gläubiger: erstens eine an Heroismus grenzende Tugend, zweitens den Beweis „unbestreitbarer" Wunder, vollbracht nach dem Tode durch Fürsprache.

Der kleine Guy hat, wie erinnerlich, bereits neunundneunzig wunderbare Heilungen vollbracht. Neunundneunzig ärztliche Doppelatteste bezeugen, daß unsre herrliche Wissenschaft machtlos an den betreffenden Krankenbetten stand und

die „wunderbare Heilung" der Neunundneunzig keinerlei glücklichen Reaktion der betreffenden Körper, sondern jeweils einzig der Gnade des kleinen Guy zu danken ist.

Da kann man nur sagen: solange es Ärzte gibt, die nichts daran finden, mit solchen Bestätigungen sich selbst und ihr Metier lächerlich zu machen und bereitwilligst bezeugen, daß sie einen Schmarren verstehen und die Kranken abgekratzt wären, wenn nicht eine göttliche Macht sie vor ihrer ärztlichen Kunst gerettet hätte, solange wird man auch nicht verkennen dürfen, daß eine gewisse Berechtigung besteht, vor unsern Augen die gewagtesten Metamorphosen vorzunehmen. Weshalb auch nicht die: aus einem Geistesschwachen einen Heiligen zu machen?

---

# Vom Filmstar, der gerne Zwiebel essen hat gewollt

von Norbert Schiller

*„Meiner Buhle Viktoria von B."*

*Regisseur:* Achtung Aufnahme! — Kopf hoch, Augen, Augen, Augen, Umarmung, zärtlich blicken Lydia, zärtlich, zärt — lich, was ist denn Lydia, Lydia!

*Lydia, der girl-star:* Ich kann nicht, hier duftet es nach Azetylen.

*Regisseur:* Wahnsinnig geworden, Lydia?! Augen auf, Augen auf, die Seele ins Auge. Blick ihn an. Sag Du! Du! Du!!!

*Lydia, der girl-star:* Ich kann nicht, hier nicht, es riecht wer —

(Ein Edelkomparse sinkt ohnmächtig hin.)

*Regisseur:* Liegen lassen, liegen lassen, weiter drehen, keine Sentiments, er wird zu sich kommen, wir werden ihn nachher mit Cologne bespritzen, Zeit is money, jede Filmminute kostet die Firma Tausende, Lydia, leg Seele ins Auge, nähere dich — — Augen auf und: Du!!

*Lydia, der girl-star:* Du. Ich kann nicht — (sinkt hin).

*Regisseur:* Um Himmelswillen, Lydia, halte durch.

*Ein Sanitäter* (springt herbei und will helfen, sinkt auch zusammen).

*Regisseur:* Hat man Töne. Der Mann war im Feld! Alter Gasunteroffizier.

*Ein achtundvierzigjähriger Zwerg* (Kinderdarsteller): Entschuldigen schon Herr Regisseur, aber es riecht hier wirklich —

*Regisseur:* Ich habe Heuschnupfen, ich rieche nichts. Wonach denn?

*Der Zwerg:* Nach Zwieblauch.

*Regisseur* (mit einem vorwurfsvollen Blick auf den Boy-star): Ich unterbreche die Aufnahme. (Alle außer dem Regisseur, dem Boy-star und den Ohnmächtigen wanken oder rasen ab.)

*Regisseur:* Hab ich das um Sie verdient? Hab ich Sie deshalb aus dem finstersten Osten geholt, daß Sie mir hier alles verseuchen?!

*Boy-star:* Wenn man prominent ist, kann man es sich leisten, Fehler zu haben. Ich gebe zu, ich esse maßlos gerne Zwiebel. Sie sollen auch blutreinigend wirken.

*Regisseur:* Aber das können Sie doch niemandem zumuten!

*Boy-star:* Zumuten? Zumuten? Was hat man mir alles zugemutet, bevor ich prominent war. Was glauben Sie, was ich alles in

mich hineinschlucken mußte. Das war ärger als Zwiebelgeruch! Was meinen Sie, was geschehen wäre, wenn ich es mir früher einmal hätte einfallen lassen, vor einer Aufnahme Zwiebel zu essen. Und ich hätte oft Grund dazu gehabt. Aber jetzt bin ich prominent, jetzt kann ich es mir leisten.

*Regisseur:* Wer hat Sie prominent gemacht —

*Boy-star:* Natürlich Sie. Aber nicht meiner blaugrünen Augen wegen, sondern um mit mir Geschäfte zu machen.

*Regisseur:* Was denken Sie, was das Publikum sagen wird, wenn es erfährt, daß Sie Zwiebel schätzen.

*Boy-star:* Es wird sich freuen. An seinen Prominenten liebt es ländliche Sitten ebenso wie Photoaufnahmen mit Rennwagen. Die Frauen werden sagen „welch lieblicher Naturbursche" und werden von ihren Männern dasselbe verlangen.

*Regisseur:* Das kann der Film gar nicht mehr hereinbringen, was Sie mich schon Geld und Nervenkraft gekostet haben. — Also seien Sie vernünftig, ich lege Ihnen noch etwas Gage zu, essen Sie keine Zwiebeln mehr.

*Boy-star:* Ich denke gar nicht daran. Was glauben Sie, wie lange ich schon nach diesem Augenblick gelechzt habe? Nicht des Geldes wegen, nur um mich zu rächen, einmal zu rächen, wollte ich prominent sein. Saure Wochen und bittere Monate lang hab ich alles in mich hineingefressen. Dinge, die mein Blut nicht gereinigt haben, wie meine Freundin die Zwiebel.

Aber der Tag der Rache ist gekommen. Das jüngste Zwiebelgericht. Das Publikum will mich sehen. Es liebt mein Lächeln und es liebt meine Träne. Zu der letztern brauche ich die Zwiebel nicht. Ich mache volle Häuser. Sie sind auf mich angewiesen. Brauchen mich wie ein Stück Brot. Wie ich meine Zwiebel. Ich bin prominent. Prominent! Ein blödes aber schönes Wort. Prominentsein ist ein Freibrief für jahrelanges Zwiebelessen. Es ist ein Freibrief für noch vieles Andre. Aber davon will ich keinen Gebrauch machen. Mir genügt das. (Zieht eine prächtige große Zwiebel aus der Tasche und beißt hinein): Zwiebel, schöner Götterfunke, Prost.

*Regisseur* (wankt weinend ab): Das Schlimmste, was einem passieren kann.

*Boy-star* (ruft ihm nach): Das Schlimmste? Na. Knoblauch soll auch sehr blutreinigend sein. Und vor allem: gut gegen Verkalkung!

---

# Revision von Morus

Die Revisionskampagne, mit der der Bläserchor der Wilhelm-Straße das neue Jahr einleitete, hat, wie die ‚Deutsche Tageszeitung' sehr zu recht feststellt, mit einer „kalten Dusche" geendet. Kalte Duschen sind bei diesem politischen Wetter nicht angenehm, und so sieht man denn die übereifrigen Revisionisten hustend und verschnupft herumlaufen. Sie haben den Hitlerschen keine Seele abgejagt und den Gläubigern keinen Goldfuchs. Wohl aber haben sie im Ausland, und nicht nur in Frankreich, das Mißtrauen gegen Deutschland wieder wachgerufen und draußen die Partei derer gestärkt, die der Ansicht sind, daß die Deutschen zahlen können, aber nicht zahlen wollen.

Dabei ist es durchaus nicht so, daß das Ausland aus lauter bösem Willen die Schwere der deutschen Wirtschaftskrise be-

streitet oder verschweigt. Aber die Wirtschaftskrise grassiert überall. Die Arbeitslosenziffer ist, verglichen mit der Bevölkerungszahl in den andern großen Industrieländern, in England und Amerika, kaum geringer als bei uns; und wenn es einen wesentlichen Unterschied gibt, so ist es der, daß im Ausland auch auf der Unternehmerseite die Krachs sich häufen, in Deutschland dagegen immer nur die Arbeiterentlassungen zunehmen, während die Konkurse seit dem vorigen Frühjahr erheblich zurückgegangen sind.

Aber auch wenn das Ausland sich von der Not in Deutschland ein noch klareres Bild machen würde, wonach soll es den Grad der deutschen Reparationsfähigkeit bemessen? Die akustische Methode: je lauter das Geschrei, desto größer die Not, verfängt nicht mehr. Dazu hätte man sie in Deutschland vorsichtiger anwenden müssen, um damit, wenn wirklich Not am Mann ist, einen Effekt zu erzielen, durfte man nicht gleich am Tage nach der Unterzeichnung des Youngplans erklären, der neue Plan sei auch nur ein Schritt vorwärts, und morgen würde wieder revidiert. Doch auch die objektivern Methoden, mit denen man die Untragbarkeit der Reparationslasten glaubte nachweisen zu können, haben völlig versagt. Wenn heute die Welt eine Revision des Youngplans entschieden ablehnt, so ist daran nicht zuletzt die deutsche These schuld, auf der dieser Plan aufgebaut ist.

Die offizielle deutsche Reparationspolitik basiert seit zehn Jahren auf einer falschen Theorie. Man glaubte zwar nicht in biblischer Demut, daß Geben seliger denn Nehmen sei, aber man meint doch, daß Nehmen unseliger als Geben ist. Entstanden ist diese seltsame Lehre, in der Zeit der Wirth und Rathenau, wohl weniger aus tiefgründiger Überzeugung als vielmehr aus dem Bestreben, den Biertimpeln klarzumachen, daß die Erfüllungspolitik ja gar nicht so schlimm ist, wie sie aussieht. In Bälde würde der liebe Gott mit Hilfe der ewigen, ehernen Wirtschaftsgesetze schon alles in Ordnung bringen und uns, die moralischen Sieger des Weltkrieges, von den unmoralischen Lasten der Reparationen befreien. Die These hatte nicht nur etwas herzinniglich Frommes an sich, sondern sie roch auch wundervoll nach Bildung. Sie vermittelte selbst den blutigsten Laien eine Ahnung davon, wie alles in der Weltwirtschaft miteinander verwoben und verflochten ist. Nimmt man uns etwas weg, so haben die andern zuviel, und das geht nicht. Das läßt der kosmische Geist, der die Weltwirtschaft regiert, nicht zu. Laßt uns ruhig zahlen, die Andern werden schon magenkrank werden und die Fettsucht bekommen und uns am Ende fußfällig bitten, wir sollten ihnen doch nur nichts mehr schicken, sie platzten schon vor Überfluß. Selbst in dieser vulgären Form spukt die These noch in manchen Köpfen herum. Immer erstickt da irgendeiner unsrer Gläubiger grade in seinem Reichtum. Früher war es Amerika,

jetzt ist es wohl Frankreich, das, wie jedermann weiß, soviel Gold aufgestapelt hat, daß in Paris sogar schon die Autobusschaffner goldene Knöpfe tragen.

Die gelernten Nationalökonomen und Finanzspezialisten begnügten sich natürlich nicht mit einer so primitiven Auffassung. Sie gaben der These von der weltzerrüttenden Kraft und von der Unübertragbarkeit der Reparationen eine feinere und gelehrtere Fassung. In der Inflation hatte man die richtige, aber höchst untypische Beobachtung gemacht, daß durch zu rasche und technisch ungeschickte Reparationszahlungen die Währung noch schneller ins Sinken gekommen war. Aha, sagten die Gelehrten, das ist der Schlüssel. Der Weltwirtschaftskosmos funktioniert nur bei stabiler Währung. Man muß also mit den Reparationsgläubigern vereinbaren, daß die Stabilität der deutschen Währung über alles geht. Dann wird sich schon herausstellen, wie wenig Reparationen wir zahlen können, ohne daß die Weltwirtschaft aus dem Gleichgewicht kommt. Die Gläubiger, und namentlich einige englische Theoretiker, nahmen die Forderung auf und sagten: Gut, wir wollen es probieren. Ein besonderes Transfersystem wurde ausgetüftelt, nach dem die deutschen Reparationszahlungen an die Gläubiger übertragen werden sollten. In Deutschland glaubte kein approbierter Patriot ernsthaft daran, daß dieses System klappen könnte, und der Dawesplan erfüllbar wäre. Aber siehe da, Parker Gilbert kassierte prompt seine sieben Milliarden damit ein, ohne daß die Weltwirtschaft deshalb zusammenbrach und die Gläubiger sich beschwerten, sie hätten zuviel bekommen.

Anstatt den Irrtum einzusehen, blieben die deutschen Reparationsspezialisten bei ihrer These und zerbrachen sich lediglich den Kopf darüber, weshalb der Wirtschaftskosmos sich wohl wieder so ungehörig benommen und die Deutschen hintergangen hätte. Selbstverständlich kam man bald dahinter: Der Dawesplan hat nur deshalb funktioniert, weil wir fortgesetzt Auslandsanleihen aufnahmen. Man stoppe die Auslandskredite, und das ganze Transfersystem fällt in sich zusammen. Das wurde unter Schachts Führung die nationale Parole in punkto Reparationen.

Mit so befestigten Grundsätzen zogen wir nach Paris zur Youngkonferenz. Wenn sich im Dawesplan die Gläubiger bemüht hatten, in dem viel bespöttelten Wohlstandsindex und durch Berücksichtigung der Goldwertschwankungen einen Gradmesser für die Leistungsfähigkeit der deutschen Wirtschaft zu finden, so wurde jetzt die Stabilität der Währung das Maß aller Dinge. Wochenlang wurde die Zeit damit vertrödelt, um immer neue Schutzklauseln für die Stabilität der Währung einzufügen. Es galt als ein unerhörter Triumph der deutschen Sache, als Schacht durchdrückte, daß nur etwa ein Drittel der gesamten Reparationszahlungen unter allen Um-

ständen transferiert, das heißt: in ausländische Währung umgewandelt werden sollte, während die übrigen eineinviertel Milliarden nur in Mark zu zahlen wären. Um dieser Belanglosigkeit willen mußten die deutschen Unterhändler viel wichtigere Positionen aufgeben und verärgerten obendrein ihre Gegenspieler.

Da im Youngplan alles nur auf die Stabilität der Währung zugeschnitten ist, so gibt es auch in Deutschland nur Erleichterungen für den Fall, daß die Währung zu wackeln droht. Man hat in der letzten Zeit viel von einem Moratorium geschwatzt: als ob wir nach den Bestimmungen des Youngplans von uns aus sagen könnten, bis auf weiteres zahlen wir nicht. Tatsächlich ist daran kein wahres Wort. Das Youngmoratorium besteht darin, daß wir mit vierteljährlicher Voranmeldung erklären können, daß wir für eine gewisse Zeit den größern Teil der Reparationen nicht in Devisen, sondern in Mark zu zahlen gedenken. Und erst wenn dieser Transferaufschub ein Jahr läuft, kann die deutsche Regierung beantragen, daß auch die Zahlung in Mark gegen einen anständigen Zins auf ein Jahr gestundet wird. Praktisch würde das so aussehen: wenn wir am 1. April dieses Jahres ein Moratorium anmelden, dann darf frühestens am 1. Juli 1932 ein Teil der Reparationszahlungen suspendiert werden. Wofür der Finanzminister und die Steuerzahler einen Pfifferling kaufen können. Das sind die letzten Auswirkungen der siegreichen deutschen These von der Unübertragbarkeit der Reparationszahlungen.

Man sollte eigentlich annehmen, daß die Sinnlosigkeit dieser ganzen Konstruktion, die im Stabilisierungsjahr 1924 vielleicht noch psychologisch erklärlich war, sieben Jahre später evident geworden ist. Aber dem ist keineswegs so. Vor ein paar Wochen erschien im ‚Berliner Tageblatt' ein Artikel des Finanzministers Dietrich über den „Transfer-Mechanismus", in dem, zum ersten Mal von einem Amtsmann, klar und vernünftig auseinandergesetzt wurde, daß auch in einer miserablen Wirtschaftslage ohne Gefährdung der Währung die Reparationen den Gläubigern zugeleitet werden können und „ein dauerndes Versagen des Transfer-Mechanismus überhaupt unmöglich ist". Herr Dietrich ertrug die Unterstellung, daß im Reichsfinanzministerium die Erkenntnis der Wahrheit bereits soweit vorgeschritten sei, keine vierundzwanzig Stunden. Er ließ schleunigst durch das W.T.B. verbreiten, die Vernunft beruhte nur auf einem technischen Versehen, der Ministerartikel sei gar kein Ministerartikel gewesen, sondern „eine von außen stammende und und vom Reichsfinanzminister nicht genehmigte Denkschrift".

Der Transfer-Mechanismus in den Köpfen ist also noch mangelhafter entwickelt als der Transfer-Mechanismus vom Ministerium zur Redaktion. Auf Berlinisch nennt man das, ohne alle Fremdworte: eine lange Leitung.

# Bemerkungen

## Burgfriede?

Es gibt Dinge, über die sich streiten läßt; und es gibt: Fehler, objektiv Irriges. Im ersten Heft dieses Jahrgangs der ‚Weltbühne' ist dem Schriftsteller K. L. Gerstorff ein Fehler unterlaufen — ein, wie ich glaube, schwerer und höchst bedauerlicher Fehler. Rote Einigung gegen den gemeinsamen Feind, gegen die immer frecher vorprellende Reaktion in Deutschland — diesen an etlichen, noch viel zu wenigen Stellen der sozialistischen Bewegung jetzt aufkeimenden Gedanken bekämpft Gerstorff in der Weise, daß er ihn durch einen Vergleich mit Tendenzen von 1914 zu kompromittieren sucht. Die Losung der Einheitsfront gegen jene Front, die morgen, nein, heute schon von Hitler und Hugenberg bis zu Wirth und Dietrich reicht, sei „ein innerparteilicher 4. August", ein „innerparteilicher Burgfriede". Der Vergleich gehört zum Orthopäden; kein Bein, auf dem er nicht hinkte. Ich geniere mich fast, zu sagen, was jeder Wissende weiß: daß nämlich der berüchtigte „Burgfriede" vom 4. August abgeschlossen wurde nicht zwischen Richtungen der Arbeiterbewegung, sondern zwischen Arbeiterschaft und Bourgeoisie, zwischen dem international-revolutionär verpflichteten Proletariat und der nationalkonservativ handelnden Besitzerklasse, zwischen der Partei der Völkerfriedensverkündigung und der Machthaberschicht, dem Kriegsmachergesindel. Es war ein Pakt zwischen Rot und Weiß; unfähige oder verbrecherische Führer verrieten den Sozialismus an seinen Todfeind.

Dieser Verrat, welcher keine deutsche, sondern eine internationale Erscheinung war, führte ja zur Spaltung der sozialistischen Bewegung und in Deutschland zu immer neuen Verrätertaten ihrer rechten Fraktion (1918/19, 1923); der Ebertinismus leistete der offenen Rückwärtserei wieder und wieder Vorschub. Heute nun wird, von zu Wenigen einstweilen, der Versuch gemacht, die dumme Zwangsläufigkeit des geschichtlichen Geschehens zu durchbrechen; die sozialdemokratisch eingeordneten Massen, vielmehr Menschen („Masse" ist eine Fiktion), aus dem Banne jener Nasführer von 1914, 1918, 1923 und ihrer Epigonen zu lösen, sie mit oder ohne Hilfe des opportunismusfreieren, sozialistisch-bewußten Teils ihrer Führerschaft in eine Aktionsgemeinschaft, zumindest Abwehrgemeinschaft zu bringen mit denjenigen Formationen der Ausgebeuteten, die längst kompromißlos den Klassenkampf führen. Es soll der von den herrschenden Klassen kunstvoll gehegten Spaltung des Proletariats ein Ende gesetzt und der Front des Klassenfeindes, des Menschheitsfeindes die geschlossene rote Phalanx entgegengestellt werden.

Man mag diesen Gedanken ablehnen (ich weiß mich keinem der Zeit verpflichteter als ihm); man darf in diesem Beginnen eine Utopie, ja eine Donquixoterie erblicken (ich nicht); aber man darf keineswegs, um ihn zu rammen, objektiv Unwahres aussprechen; und das tut man, wenn man den Vorsatz, alle Nuancen von Rot gegen Weiß zusammenzufassen, mit dem schändlichen historischen Unternehmen vergleicht, den säkularen Kampf Rot/Weiß zu unterbrechen und die Armee der Roten dem weißen Heere als Kanonenfutter zuzuführen.

Wenn es noch bei der Vergleichung bliebe! Aber im Laufe des Aufsatzes verwandelt sie sich in Gleichsetzung. In der Wendung „innerparteilicher 4. August" wird das „innerparteilich" ausgestanzt, und am Schluß wird die Diagnose gestartet, wenn „die Arbeiterschaft nur Versammlungen abhält mit dem Thema: Kampf gegen den Fascismus" und „keinen wirklichen Kampf gegen die Ursachen des Fascismus führt" (Kampf gegen Ursachen?), so verfahre sie so, „um den Burgfrieden, um den 4. August zu wahren".

Gesetzt, es gibt eine Hutschnur, Kollege Gerstorff: Das geht darüber.

Und namentlich auch deshalb, weil der publizistische Feldzug für die rote Einigung in der sozialdemokratischen und in der offiziellen kommunistischen Presse ja traurigerweise kaum geführt werden kann, selbst in der klug geleiteten offiziös-kommunistischen nur mit manchen Einschränkungen, und weil die ‚Weltbühne', soweit ich sehe, die einzige Kanzel ist, von der freie Sozialisten unbehindert dieses Wichtigste predigen können, was es zu predigen gibt, bevor das proletarische Kind in den Brunnen des Dritten Reichs gefallen ist. Just von dieser Stelle aus die proletarische Verständigung widerraten, hintertreiben, lächerlich machen, sie mittels einer Analogie, die zu hundert Prozent keine ist, diffamieren — das schmerzt. Es schmerzt zehnfach mehr als jene keifenden Zurufe ultralinken Rowdytums, die sich immer dann häufen, wenn unsereins die Frage sozialistisch-revolutionärer Verwirklichung mit besonderer Hingabe durchdenkt. Über den „Sprung ins Helle" räusperte mich so Einer brieflich an, er sei geneigt, derartige Dinge „lieber mit dem Hackenstiel zu entscheiden als durch feingeistige Wortklaubereien"; „wir müssen endlich Schluß mit dem Unfug machen, der mit dem Verbrüderungsgedanken und der Zusammenfassung der roten Kräfte getrieben wird"; „Gehen" sei „sicherer als Springen"; „die Hüpferei wollen wir besser denen überlassen, zu denen sie paßt". Dieser sich und seine Freunde als „entschiedene Anhänger der K.P.D." bezeichnende Kraftprotz verhöhnt also das tiefe und großartige Symbol seines Friedrich Engels. Dafür versichert er, den „seltenen Ruf" zu genießen, „lieber zehn Schwielen an den Fingern zu haben als einen Ring". Zehn Schwielen, mein Junge, findet man auch an mancher sozialdemokratischen und mancher Nazi-Tatze; und schon dieser Umstand beweist, daß sie zur proletarischen Revolution nicht ausreichen. Ob Lenin Schwielen hatte, zehn oder weniger, blieb meines Wissens unermittelt. Seltsame Sklaven übrigens, die auf die Striemen stolz sind, die ihnen die Nilpferdpeitsche zog.

*Kurt Hiller*

## Tip

Habt ihr die Monokelfritzen im Cabaret auch so satt —? Nicht wahr ... da kommen sie heraus, mit der Eleganz eines, der Sonntags gern für einen Grafensohn gehalten werden möchte ... Film mit Ei. Und dann halten sie sich für unwiderstehlich, es ist aber ein Druckfehler: sie sind unausstehlich.

Nein, da könnte ich mir nun ganz etwas andres denken; einen Mann, der seine Nummer folgendermaßen verkauft:

Es müßte ein netter, etwas rundlicher Mann sein; der kommt heraus, aus der Tasche zieht er eine kurze Shagpfeife, einen Tabaksbeutel, einen Stopfer ... und dann zündet er sich, während er

nett dazu plaudert, seine Pfeife an und raucht nun während seiner Vorträge. Aber die Pfeife darf ja kein komisches Requisit sein, und er muß appetitlich rauchen und nicht spucken und nicht zutschen, sondern er soll so rauchen, wie man raucht, wenn Damen dabei sind — nein: wie man raucht.

Und an der Pfeife kann er sich nun festhalten, denn man kann gar vielerlei mit ihr anfangen. Er kann mit ihr sprechen und durch sie; er kann mit ihr auf etwas hinweisen, und er kann mit ihr etwas durchstreichen; er kann auch seine Pointen in die Pfeife brummeln ... alles kann er mit ihr. Und wenn er gute Sachen aufsagt, denke ich mir sein Gesicht, sanft strahlend wie den Mond, in einem Gewölk von Rauch ... Er kann sogar dabei singen.

Danke, ich möchte nichts dafür haben. Der Mann kann ja, wie das so üblich ist, meine Verse klauen, dann gleicht sich das wieder aus. Und eines Tages werde ich die Nummer sehen, die Pfeife wird schon auf dem Plakat stehn, und es wird schrecklich sein ... ganz furchtbar schrecklich ... Aber zum Glück steht dann mein Name nicht auf dem Zettel.

*Peter Panter*

## Wenn man so grübelt ...

Es ist schön und vorteilhaft, das Leben in seinen Zusammenhängen zu erkennen. In seinen seltsamen Gleichzeitigkeiten:

Der gute Kaiser Josef setzt sich ans Klavier und spielt einen Tango. Im Atrium und im Januar. Der ziemlich alte Fritz steht längst parat und bläst. Auf der Flöte, am Zoo und im Januar. Zu Klavier und Flöte gröhlt ein Louis sein Lied. Nicht der erste beste sondern der fünfzehnte. Im Januar, im U.T. Kurfürstendamm.

Die drei Herren musizieren. Das ist gut so. Laßt ihnen, denk ich mir, die Boulette. Es lenkt sie ab. Jetzt machen sie Geräusche. Früher haben sie sich das Leben mies gemacht. Der Fritz dem Josef, der Josef dem Fritz, der Fritz dem Louis. So sagte zum Beispiel der Fritz, daß die Frau Pompadour und die Maria Theresia Huren seien. Dabei war die eine, muß man wissen, die Geliebte vom Louis, und die andre die Mutter vom Josef. Das war nicht schön vom Fritz. So entstanden Kriege.

Jetzt bilden die Herren ein Trio und könnten so auf Tournee gehen. Die Musik ist, denk ich mir, das wahre Locarno. Wo Gesang, da laß dich nieder, böse Menschen kennen keine Lieder. Nur der Goebbels darf euch nicht erwischen, ihr Weichlinge! Es ist Januar, er könnte mit euch Schlitten fahren. Mit dem Fritz vielleicht nicht. Denn der hat, siehe oben, eine „offene Sprache" gesprochen. Fast wie man es im ‚Angriff' tut.

*

Es ist schön und nützlich, das Leben in seinen Zusammenhängen zu sehen.

Im ‚Angriff' sah ich jüngst ein Gedicht Stefan Georges, eines Führers im Geiste. Es war, unter flatterndem Hakenkreuzbanner, ein Aufruf an die Jugend: „Ihr sollt den Dolch im Lorbeerstrauße tragen, gemäß in Schritt und Klang der nahen Wahl."

Einst: Er ließ sich einsam hin auf hohem Steine. Jetzt nachgedruckt im ‚Angriff' ...

Seine Verse, hier als Propaganda, las ich mit dem rechten Auge. Mit dem linken las ich

indes, in einer Broschüre, Adolf Hitlers Gebot: „Jede Propaganda hat ihr geistiges Niveau zu richten nach der Aufnahmefähigkeit des Beschränktesten unter denen, an die sie sich zu richten gedenkt."

Dann weinten meine beiden Augen über Stefan Georges Geschick.

*

Jeder anständige Mensch macht sich Gedanken über das Leben. Über seine Seltsamkeiten und verwunderlichen Sprünge.

Mit Stefan George geht es bergab, mit der Courths-Mahler geht es bergauf. Ihre Rettung hat ‚Der Vorstoß', natürlicher Sohn der ‚D.A.Z.', sehr wacker unternommen: „Mit sicherem Instinkt vermeidet es die Courths-Mahler, ihre Getreuen durch materialistische Schilderungen selbsterlebter Kriegs- und Hungerjahre traurig zu stimmen."

Und hinten kriegt der Remarque-Film noch einmal eins aufs Dach. „In geistiger Abwehr"...

Hedwig aber ist fein heraus. Es lohnt sich also doch noch, Kunst zu machen!

*

Es lohnt sich.

Nur die Filmdirektoren wollen es nicht wahrhaben. Sie bitten die Kritiker, an ihre Waren keinen „künstlerischen Maßstab" anzulegen. Das wäre, meinen sie, ungerecht und hart. Was sie erzeugen, sei nicht Kunst.

Aber es hilft ihnen nichts. Der böse Herr Professor Lampe vom Lampe-Ausschuß kommt und spricht: „Was du gemacht hast, ist Kunst!"

Aus Daffke.

Trotzköpfchen Lampe will es, daß Friedrich mit der Flöte, der am Zoo steht, „künstlerisch wertvoll" ist. Und „volksbildend" dazu.

Und die Kinodirektoren können sich auf den Kopf stellen, es bleibt dabei. Und sie müssen es sich gefallen lassen, daß man ihnen daraufhin die Steuern ermäßigt.

So ist das Leben. Voll gegnerischer Kräfte. Seltsam schön, darüber nachzusinnen.

*Abel Dorp*

## Ein Durchfall

Vor kurzem wurde in Prag das Lustspiel des Spaniers Ricardo Gomez „Liebe in Gefahr" zum erstenmal aufgeführt. Das Stück gefiel, steht noch immer auf dem Repertoire, und selbst die Kritik, die sonst immer etwas auszusetzen findet, bereitete ihm eine freundliche Aufnahme.

Soweit wäre das ein Fall, der nur die Prager und Herrn Gomez interessieren würde. Wenn...

Wenn sich nicht nach einer Reihe von Reprisen ein tschechischer Schriftsteller gemeldet hätte mit der Erklärung, er sei der Autor des Lustspiels. Das Stück sei von einer führenden prager Bühne als vollständig wertlos abgelehnt worden. Er habe sich daher entschlossen, es auf einer andern Bühne unter fremder Flagge laufen zu lassen. Und siehe da: das Spiel gelang. Die Kritik, die das Stück gewiß ganz anders angepackt hätte, wenn sie gewußt hätte, daß der Autor ein Prager sei, wich vor den spanischen Landesfarben devot zurück. Man fand das Werk, „echt romanisch", pirandellesk und ein besonders pedantischer Kritiker setzte sogar die schlechte Übersetzung des Titels aus, der richtig lauten müßte: „Gefährliche Liebe."

Und damit sind wir bei der zweiten Pikanterie dieses amüsanten Durchfalls der Kritik: Kein einziger all dieser gelahrten Herren hatte sich die Frage vorgelegt, ob es auch einen spanischen Autor namens Gomez gäbe. Alle, ohne Ausnahme, hatten die Existenz dieses Phantoms rückhaltslos anerkannt. Und dabei war der Autor keineswegs als Neuling hingestellt worden. Im Gegenteil: die Theaterleitung hatte in ihren Voranzeigen für den Spanier eine gradezu amerikanische Reklame gemacht: Das Spiel habe in Paris einen enormen Erfolg erzielt, sei von London erworben worden, gehe mit riesigem Erfolge über die Bühnen Südamerikas. Es sei vielleicht das erfolgreichste Stück des modernen Theaters überhaupt. Werke von Gomez seien

in alle Kultursprachen übersetzt worden, auch ins Tschechische.

Und auf all diesen Unsinn fielen die Kritiker herein. Keiner nahm sich die Mühe, etwa nachzusehen, was denn von Gomez ins Tschechische übersetzt sei. Sie nahmen den Ulk für bare Münze und quittierten mit echtem Berufsernst den Scherz, den sich ein zurückgesetzter Dramatiker mit ihnen erlaubt hatte.

Nun ist Irren selbstverständlich menschlich. Und niemand wird den Kritikern einen Stein nachwerfen, — weil sie sich eben als Menschen gezeigt haben.

Wenn sie aber wieder einmal auf das hohe Roß der Unfehlbarkeit steigen sollen, um wie Christus beim jüngsten Gericht zu verdammen und zu erhöhen (und vor allem das erste), wird es gut sein, sie an den prager Windmühlenritt zu erinnern.

Denn ebenso wie Gomez ein Spanier ist, gibt es unfehlbare Kritiker nur in Prag.

*K. L. Reiner*

### Süffiges Deutsch

Vielfachen Wünschen Rechnung tragend, haben wir uns entschlossen, neben unserm immer mit größtem Beifall aufgenommenen Schultheiß-Patzenhofer Urbock erstmalig auch ein helles Starkbier herauszubringen, das unter der Bezeichnung

SCHULTHEISS-PATZENHOFER
WEISSER BOCK

zum Ausstoß gelangt.

### Kategorien

*Bühnenball der Bühnengenossenschaft*

Kleidungsvorschriften:
Damen: Balltoilette
Herren: Frack
Offiziere: Großer Gesellschaftsanzug.

### Liebe Weltbühne!

Ein italienischer Kaufmann, seßhaft in Berlin, nicht sehr erbaut von Mussolinis Regierungsprinzipien, gelegentlicher Mitarbeiter des in Paris erscheinenden antifascistischen ‚Avanti', geht auf das italienische Konsulat in Berlin, um sich sein Visum verlängern zu lassen. Der Herr Konsul läßt ihn zu sich bitten und macht ihm wegen seiner Beziehungen zum ‚Avanti' die schwersten Vorwürfe. Er fragt ihn, ob er sich nicht schäme, Mitarbeiter dieses Blattes zu sein, worauf ihm der Kaufmann zur Antwort gibt: „Was wollen Sie, Ihr Herr war Chefredakteur des ‚Avanti', ich bin nur einfacher Mitarbeiter."

## Hinweise der Redaktion

### Berlin

Gesellschaft der Freunde des Neuen Rußland. Mittwoch 20.00. Großer Saal des Russischen Hofes, Georgenstr. 21/22. Das sozialistische Dorf und der Schriftsteller, S. Tretjakoff.

Marxistischer Club. Mittwoch 20.00. Schulaula Dorotheenstr. 12. Die Stellung des Marxismus zur modernen Psychologie (Psychoanalyse und Individualpsychologie), Siegfried Bernfeld und Alice Rühle-Gerstel.

### Hannover

Universum-Bücherei für Alle. Freitag 20.00. Konzerthaus, Am Hohen Ufer. Egon Erwin Kisch spricht.

### Köln

Weltbühnenleser. Freitag 22.00. Moca Türc, Schildergasse 39. Ottwin Rabe liest François Villon.

### Mannheim

Städtische Kunsthalle. Ausstellung Oskar Kokoschka.

### Rundfunk

Dienstag. München 19.05: Die Zukunft der Großstadt, Karl Scheffler. — Breslau 19.55: Sozialisierung der Kunst, Arno Schirokauer. — Stuttgart 22.00: Ist die Schaubühne noch Spiegel unsrer Zeit, Herbert Ihering und M. Missenharter. — Mittwoch. Hamburg 11.30: Moderne Komponisten (Schallplatten). — Donnerstag. Breslau 16.45: Wie steht der Proletarier zur modernen Kunst, Klaus Berger und Hermann Gaupp. — Freitag. Breslau 20.00: Sozialisierung der Kunst, Arno Schirokauer. — Sonnabend. Berlin 19.00: Für und gegen Berlin, Ernst Glaeser und A. Kantorowicz. — Leipzig 19.00: Der Zeitungsroman, Arno Schirokauer.

# Antworten

**Bruno Frei.** Sie schreiben: „Sehr geehrter Herr v. Ossietzky! Sie haben in Ihrer Antwort an Doktor Hammer (‚Weltbühne' Nr. 2 1931), nachdem Sie diesen Praktiker und Theoretiker der Prügelstrafe seine Ansicht vertreten ließen, geschrieben: ‚Ich weiß nicht, ob Sie, verehrter Herr Doktor, jemals als praktischer Arzt gearbeitet haben, aber ich möchte doch Zweifel darüber ausdrücken, ob Sie auch Ihren Privatpatienten gegen körperliche Leiden Prügel verordnet haben'. Wenn Sie, verehrter Herr v. Ossietzky, noch nie in Ihrem Leben jemand unrecht getan haben, so haben Sie es in diesem Falle getan. Doktor Hammer verordnet in der Tat, wie er in seinen Schriften selbst erzählt, zur Heilung aller Arten körperlicher und seelischer Krankheiten, zur Durchsetzung aller Arten religiöser und weltlicher Gebote ein einziges Mittel: Prügel in verschiedenen Dosen. Die Frage, ob wir es bei diesem Verfasser eines in zweihundert deutschen Anstalten eingeführten Lehrbuches mit einem von einer Wahnidee besessenen Fanatiker zu tun haben, ist, wenn man das haarsträubende Material kennt, wahrlich keine Privatangelegenheit, sondern eine Frage von größtem öffentlichen Interesse. Aus diesen Quellen nährt sich der in einem großen Teil des deutschen Volkes verbreitete Irrwahn von der Heilsamkeit der Schläge. Die in meinem Artikel ‚Der unauffällige Gummiknüppel' (‚Weltbühne' Nummer 46 1930) angeführte Schrift Hammers ‚Ärztliches zur körperlichen Züchtigung', stammt aus dem Jahre 1927. In dieser Schrift erzählt der Verfasser eine Reihe von Fällen, in denen er mit der Verordnung von Prügeln ‚wunderbare' therapeutische Erfolge erziele. Fall 1: Schläge dienen zur Vermeidung einer Mandeloperation. Dr. med. et vet. Hammer verordnete für ein acht Jahre altes Mädchen, das an Mandelschwellungen litt, innerlich China, und äußerlich wöchentlich zweimal entkleidet mit dem Stock geschlagen zu werden (jedesmal drei Schläge, die ruhig hinzunehmen seien) zur Beruhigung seiner Nerven. Der Erfolg war ‚ausgezeichnet'. Das Gewicht ist gestiegen, die Mandeloperation wurde vermieden. Fall 3: Nierenoperation wegen angeblicher Nierentuberkulose vermieden. Das Mädchen von dreizehn Jahren wurde genau nach dem obigen Rezept behandelt. Bettnässen, Weißfluß — immer wieder die einzige Therapie: Schläge auf den entblößten Körper. Besonders viel tut sich Hammer zugute, daß er für sein Allheilmittel, die Schläge, den Rezepturzwang einführt. Die Züchtigungen müssen auch gebucht werden. Die Tabelle der Prügel nach Hammer sieht so aus: ‚Die einzelne Erzieherin soll nicht weniger als drei Schläge auf einmal und ohne besondere Zustimmung des Leiters der Anstalt nicht mehr als sechs Schläge auf einmal und nicht mehr als zehn Schläge an einem Tage verabfolgen. Der Leiter der Anstalt kann jedoch nach Anhören der Konferenz bis zu zweimal fünfundzwanzig Schlägen, also eine zweimalige Auspeitschung verhängen.' Dies alles würde vielleicht bei strenger Prüfung noch nicht den Beweis für ‚Prügelfanatismus', also für eine psychopathische Begeisterung am Prügeln darstellen. Was aber, wenn wir folgendes lesen? ... ‚Grundzüge der erzieherischen Behandlung sittlich gefährdeter und entgleister Mädchen in Anstalten und Familien', von Dr. med. Wilhelm Hammer: Schläge, eine Notwendigkeit der Gattin gegenüber: ‚Bis ein Drittel aller sogenannten anständigen Frauen aus den Kreisen, die körperliche Jungfräulichkeit des Mädchens bei der Eheschließung in der Regel erreichen, wird für körperlich kalt während des Geschlechtsverkehrs gehalten. Mir erscheint es nicht überflüssig darauf hinzuweisen, daß diese Begattungsschwäche meiner Ansicht nach durchwegs Folge lang anhaltender Selbstbefleckung der Mädchen ist und durch tatkräftiges Wesen des Gatten, der sich ein Sträuben nicht bieten läßt, überwunden werden kann. Gegenüber Angst und Abwehrbewegungen der früheren Selbstbefleckerin sind Schläge ein meiner Erfahrung nach bewährteres Mittel, als die oft übliche Verzärtelung.'

(Seite 47/48.) Schläge zur Erziehung des Säuglings: ‚Mit Beginn der Geburt hat der Säugling neben Rechten auch Pflichten. Durch regelmäßiges Abhalten gewöhne man das Kind von Anfang an an Sauberkeit, die von Beginn des zweiten Vierteljahres an durch Schläge nach und nach erzwungen werde. Versuche der Kinder, an den Zeugungsteilen zu spielen, werden durch Schläge bekämpft.' (Seite 50/51.) Schläge zur Erhöhung der Arbeitsleistung: ‚Für Zöglinge, die durchaus nachlässig in der Arbeit sind, ist folgendes Mittel anwendbar. Die Erzieherin beaufsichtigt jede Handlung des Zöglings mit dem Stock in der Hand und zieht bei jeder falschen Bewegung, je nach der Schwere des Fehlers einen Hieb über die Schenkel, die nur ganz leicht bekleidet sein dürfen. Selbstverständlich ist Arbeit unter ständiger Aufsicht des Stockes, der jeden Augenblick niedersinken kann, sehr anstrengend für Erzieher und Zögling und beide werden danach streben, daß bald ein Nachlassen der Aufsicht möglich wird.' (Seite 69.) Dieses Buch also ist in zweihundert Anstalten im Deutschen Reich eingeführt. Welche Verheerung! Welche Verkrüppelung der Körper und Seelen! Und wir wundern uns dann über den politischen Masochismus des deutschen Untertans, der nicht aufhören will, es zu sein. In einer münchner Gerichtsverhandlung im April des vergangenen Jahres wurde bewiesen, daß in dem unter geistlicher Leitung stehenden katholischen Erziehungshause Binzheim bei Ebersberg jeden Sonntag Nachmittag ‚Prügelstunde' abgehalten wurde, in der die Zöglinge vom Direktor selbst geprügelt worden sind. Auch der Redakteur der Zeitung, die diesen Fall aufdeckte — es war die kommunistische Zeitung ‚Neue Zeit' — wurde zu 500 Mark Geldstrafe verurteilt, weil diese Maßnahmen nicht den ‚geltenden Vorschriften' widersprochen hätten. So lastet die Knute über der deutschen Jugend. Wie soll sie frei werden? Was nützt es, wenn ein Staatsanwalt, wie es im September des vergangenen Jahres in einem berliner Gerichtssaal vorkam, die Öffentlichkeit auffordert, Fälle von Kindermißhandlungen aufzugreifen, zur Anzeige zu bringen, um die Schuldigen zu bestrafen und der Jugend einen ‚Dienst der Barmherzigkeit' zu erweisen. Was nützt es, wenn ein Senat des Kammergerichts im Jahre 1929 entschieden hat: Wer Mitteilungen über Kindesmißhandlungen macht, handelt in Wahrnehmung berechtigter Interessen, auch wenn es fremde Kinder sind, weil jeder Staatsbürger mittelbar eigne Interessen wahrnimmt, wenn er an der Jugendfürsorge mitarbeitet? Was nützt die Erkenntnis der Seelenforscher von der vergiftenden Wirkung der Prügel auf den Charakter junger Menschen? Was nützt das alles? Da kommt so ein Dr. med. et phil. et jur. et med. dent. et med. vet. und schreibt als wissenschaftlicher Repräsentant der Prügelpädagogik Bücher, die nicht etwa öffentlich verbrannt sondern an zweihundert Erziehungsanstalten approbiert werden. Und ganz zum Schluß muß ich Ihnen gestehen, daß mir bei allem Widerwillen und bei allem Abscheu der Typ Hammer noch immer lieber ist als der Typ Knauth, der sich in die Brust wirft und einer der ersten Vorkämpfer gegen die Prügelstrafe gewesen sein will, während er, Straube deckend, den Erziehern den Auftrag gibt, Jungen, die Erzieher bedrohen, so auf den Arm zu schlagen, daß sie ihn nicht mehr heben können. Der Typ Hammer ist mir immer noch lieber, als der Typ Hirtsiefer, der von den Ergebnissen der modernen Pädagogik schwärmt und gleichzeitig den Gummiknüppel ‚unauffällig' zu tragen befiehlt."

**Sozialist.** Wir müssen dich mit den Geschäftsmethoden des ‚Sozialdemokratischen Pressedienstes' vertraut machen, der deine Blätter mit Stoff versorgt. Der Schriftsteller Hans Wesemann hatte neulich für den ‚Braunschweiger Volksfreund' ein Interview mit dem Naziminister Franzen gemacht. Dieses Interview übernahm der Pressedienst, ohne den Verfasser zu befragen, und brachte es in siebzig sozialdemokratischen Zeitungen zum Abdruck. Dafür erhielt der Verfasser nicht nur kein Nachdruckshonorar, sondern auch sein Name wurde der Vollständigkeit halber unterschlagen. Wir bemerken noch,

daß der linksdemokratische ‚Dortmunder Generalanzeiger' den Artikel auch abdruckte, er hat aber den Namen des Verfassers nicht verschwiegen. Der ‚Sozialdemokratische Pressedienst' ist heute kein sehr revolutionäres Unternehmen mehr, unbürgerlich scheint er nur noch in seinen geschäftlichen Gepflogenheiten zu sein. Wir hoffen, daß dieser Nasenstüber genügt, den Pressedienst an seine Pflicht zu erinnern: den Namen des Verfassers nachzutragen und den Nachdruck zu bezahlen.

**Dr. Artur Rosen.** Für die Redaktion der ‚Literarischen Welt' schreiben Sie uns zu der Glosse von Arno Schirokauer in der letzten ‚Weltbühne': „Der in dem Artikel ‚Bauchbinden' von Herrn Schirokauer zitierte Briefwechsel mit der Redaktion der ‚Literarischen Welt' ist durch Weglassungen mißverständlich geworden. Ich gebe aus den von Herrn Schirokauer herangezogenen Briefen unsrer Redaktion noch folgende von ihm weggelassene Briefstelle wieder: ‚Es ist doch aber unmöglich, lieber Doktor, daß Sie in fünf oder acht Zeilen ein Buch in Grund und Boden verreißen. Ein Verriß muß ausgeführt und begründet sein. Sich in ein paar Zeilen über Bücher lustig zu machen, hat doch gar keinen Zweck; da ist es doch wirklich schade um den Platz'. Es ist also niemals etwa von Herrn Schirokauer — mit Hinweis auf die Autorität einer lobenden Äußerung von Thomas Mann — gefordert worden, ein Buch, das er selbst schlecht findet, zu loben; und wenn er in seiner — von Ihnen abgedruckten — Briefantwort an uns sagt: ‚Was Thomas Mann empfiehlt, darf von Ihnen oder von mir noch lange nicht empfohlen werden, denn was bei ihm Güte, Hilfeleistung, Humanität ist, wäre bei mir Korruption, bei Ihnen Unsauberkeit' — wenn er auf unsern Brief so antwortet, so scheint mir das nur zu beweisen, daß er unsern Brief nicht zusammenhängend gelesen hat, bevor er ihn beantwortete." Es kam uns bei der Veröffentlichung der Glosse Schirokauers nicht auf dessen Auseinandersetzung mit der von uns sehr hoch eingeschätzten ‚Literarischen Welt' an, sondern auf den Bücherempfehler Thomas Mann, der mit gewagten Hyperbeln dichterische Windeier begrüßt und damit den jungen Autoren nicht nützt, sondern nur dem eignen Rufe gefährlich wird. Thomas Mann, der soviel Kultur und beste literarische Überlieferung verkörpert, könnte der jungen Generation wichtigeres geben als ein billiges Lob, über das nicht nur die Auguren lächeln.

**Doktor Bernhard Diebold.** Ein Druckfehler hat in Ihrer Glosse „Symbolik der Handschrift" aus dem letzten Heft der ‚Weltbühne' einige Verwirrung angerichtet. Es stand da an einer Stelle „verbürgte Biographie", während es heißen mußte „verkürzte Biographie".

**Peter Panter** hat erfahren, daß die Romane B. Travens nicht nur, wie angegeben, von der kommunistischen Presse, sondern mehr noch von der sozialdemokratischen Presse gedruckt worden sind. Die „Büchergilde" ist auf Traven dadurch aufmerksam geworden, daß der ‚Vorwärts' als erste Zeitung einen Roman Travens veröffentlicht hat.

**Weltbühnen-Leser Landsberg a. d. Warthe** wollen zwecks Zusammenschlusses freundlichst ihre Adresse unter Postschließfach 95 K. K. angeben.

**Wetzlar und Gießen.** Weltbühnenleser werden gebeten, ihre Adresse an Kurt Davidsohn, Wetzlar, Bahnhofstraße, zu richten, der regelmäßige Zusammenkünfte in die Wege leiten will.

---

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757 — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

# Legaler Fascismus von K. L. Gerstorff

Die Sozialdemokratie hat ihre Tolerierung der Regierung Brüning bis heute damit begründet, daß diese Regierung zwar schlimm sei, da sie die Vertreterin des Monopolkapitals sei, aber noch schlimmer sei die Regierung Brüning-Frick. Die Tolerierung der Regierung Brüning hat schon heute dahin geführt, daß den Arbeitern durch Schiedssprüche die Löhne herabgesetzt werden, daß die Sozialpolitik „gesetzlich" abgebaut wird, und daß durch diese Politik von Partei und Gewerkschaften große Massen der Arbeiterschaft immer passiver und mutloser werden. Alles dies war vorauszusehen, und diese Politik des kleinern Übels war also nur damit zu verteidigen, daß man gewichtige Gründe zu haben glaubte, eine Regierung Brüning-Frick auf diesem Wege zu verhindern. Die Ereignisse der letzten Wochen deuten bereits sehr plastisch darauf hin, daß der reformistische Flügel der Sozialdemokratie sich in seinem politischen Verhalten gegenüber der Regierung Brüning stark verrechnet hat, daß wir in nicht mehr ferner Zeit in Deutschland mit einer Regierung Brüning-Frick zu rechnen haben. Rechts vom Zentrum sind alle bürgerlichen Parteien dafür. Seeckt sagt es militärisch offen, Dingeldey vorsichtiger. Und das Zentrum hat in den letzten Wochen sehr harte Worte für die Nationalsozialisten gehabt. Kein Zufall, wenn man bedenkt, daß man in Genf unterdessen tagt, und daß im gegenwärtigen Augenblick eine zu betonte Freundschaft zwischen Zentrum und Nazis die außenpolitische Situation Deutschlands nach der Meinung des Zentrums nicht grade verstärken würde. Die Distanz des Zentrums zum Nationalsozialismus wird nicht von langer Dauer sein. Festgelegt hat sich das Zentrum hier, wie in allen andern politischen Fragen nicht. Es betont selbst heute, daß die im Fascismus wirksamen starken nationalen Kräfte ausgenützt werden müssen, und es wird sie ausnützen, wenn die innenpolitische Situation dazu drängt, wenn das Monopolkapital es verlangt. Und warum wird dies das Monopolkapital tun?

Warum benutzt es die Nationalsozialisten nicht weiter in ihrer Opposition als Druckmittel und treibt somit eine Politik, die die Sozialdemokraten als fünftes Rad am Wagen mitmachen, eine Politik, durch die gleichzeitig die Positionen der Sozialdemokraten bei den Massen schlechter werden. Die Gründe dafür dürften im folgenden liegen:

Die Nationalsozialisten haben in der heutigen Krise große Massen auf die Beine gebracht, die bisher mit der Politik recht wenig zu tun hatten. In einem aufsteigenden Kapitalismus waren im allgemeinen nur die Pole der Gesellschaft politisiert, Bourgeoisie und Proletariat. Die Mittelschichten zwischen ihnen dagegen nicht. Die Angestellten, die Beamten, die Kleinhändler, die Handwerker, die Bauern wollten mit „Politik" nichts zu tun haben, sie wollten ihre Ruhe haben. Sie gingen zu den Wahlen als Schwanz der bürgerlichen Par-

teien, an die sie traditionell gebunden waren. Diese Schichten sind heute politisch aufgewacht, weil ihre eigne Lebenshaltung sich so außerordentlich verschlechtert hat. Sie beginnen zu erkennen, daß nicht ein individuelles Mißgeschick, das nur den einzelnen betrifft, an der Verschlechterung ihrer Lage schuld ist, sondern generelle, allgemeine Faktoren. Sie sind daher auf die Straße gegangen mit der Parole: Nicht wir einzelnen, sondern der augenblickliche Staat ist daran schuld, wenn es uns schlecht geht. Damit sind diese Massen heute die Garde der Konterrevolution geworden. Aber gleichzeitig ist festzustellen, daß ihre Politisierung nicht mehr rückwärtszuschrauben ist, daß sie nach Aktivität verlangen. Die nationalsozialistischen Führer spüren das, spüren die Gefahr. Und in jeder Nummer von Goebbels ‚Angriff' kann man daher heute lesen, die Nationalsozialisten sollen sich nicht provozieren lassen, sie seien eine legale Partei, sie wollen legal zur Macht. Der Nationalsozialismus, der in Deutschland auf ähnliche Weise zur Macht zu kommen hoffte wie der Fascismus in Italien, der einen Zug nach Berlin organisieren wollte, würde heute, wie damals beim Kapp-Putsch, auf Granit beißen, auf einen Generalstreik der Arbeiter stoßen. Ein Generalstreik der Arbeiter jedoch in der schwersten Krise, die der Kapitalismus seit seinem Bestehen kennt, könnte sehr leicht viel weiter führen als seinerzeit der Abwehrkampf gegen Kapp. Das wissen die Nationalsozialisten und das Monopolkapital, und daher gilt es, die Fascisten rechtzeitig legal in die Regierung zu nehmen, damit gewisse Massen nicht vorzeitig vorstoßen und die gesamte Aktion dadurch gefährdet wird. Daher wird sich in absehbarer Zeit eine Regierung Brüning-Frick bilden. Sie bedeutet die politische Gewalt, die den monopolkapitalistischen Ausweg aus der Krise zu organisieren hat. Sie wird sich bilden, obwohl im Zentrum, wie man heute überall spüren kann, weit über die christlichen Gewerkschaften hinaus, noch starke Hemmungen zu überwinden sind.

Es ist in diesem Zusammenhang notwendig, etwas über die Unterschiede zum italienischen Fascismus zu sagen. Einmal herrscht über den Werdegang des italienischen Fascismus eine völlige Unkenntnis. Man glaubt, am Tage nach Mussolinis Zug auf Rom seien in Italien die bürgerlichen Parteien und die Arbeiterorganisationen zerschlagen worden. Nichts ist falscher als dies. Die Zerschlagung aller gegnerischen Organisationen, die Zerschlagung der alten bürgerlichen Parteien und der Arbeiterorganisationen war auch in Italien ein langwieriger Prozeß. Noch 1926 erschienen zum Beispiel in Mailand eine legale sozialdemokratische und eine legale kommunistische Zeitung. In Deutschland aber liegen die Klassenverhältnisse ganz anders. Es ist das erste durchindustrialisierte hochkapitalistische Land, in das der Fascismus vorstößt. Die Formen seines Vorstoßes werden und müssen sich daher von den italienischen stark unterscheiden. Wir haben im Gegensatz zu Italien nicht eine vorherrschende Landwirtschaft, sondern ein vorherrschendes industrielles Monopolkapital, wir haben weiter eine Arbeiterschaft, die circa 50 Prozent der Bevölkerung umfaßt. Das Monopolkapital wird natürlich darum auch bei einer Regierung Brüning-Frick in jeder Weise ver-

suchen, sich seine politische Manövrierfähigkeit, soweit es geht, zu erhalten. Am Tage des Regierungseintritts der Fascisten wird also nicht, wie manche Illusionisten glauben, das Zentrum zerschlagen werden. Das Zentrum wird zunächst weiter bestehen bleiben. Auch die Arbeiterorganisationen werden zunächst bestehen bleiben. Man wird anfänglich versuchen, mit den alten bürgerlichen Parteien und den Arbeiterorganisationen legal fertig zu werden.

Es ist oft noch der Gedanke vertreten worden, daß die Fascisten bald wieder aus der Regierung Brüning verschwinden würden, weil die breiten Wählermassen sich schnell betrogen fühlen werden. Richtig ist, daß die Fascisten die breiten Massen enttäuschen und daher bei ihnen auch verlieren werden. Aber damit ist der Fascismus noch nicht beseitigt, denn hinter ihm steht das Monopolkapital, und die Fascisten werden, so lange sie in der Regierung sind, dafür sorgen, daß sie ihre Positionen in Polizei und Beamtentum verstärken.

Wir wissen, daß das kleine Italien eine Beamtenschaft hat, die mehr als eine halbe Million Köpfe zählt, weil ein fascistischer Staat schon infolge seines großen Spitzelapparates ein riesiges Beamtenheer braucht. Und auch in Deutschland würden schon in der legalen Phase des Fascismus eine Unmenge neuer Pfründenposten für die Nationalsozialisten geschaffen werden.

Die Fascisten werden sich mit dieser Prätorianergarde allein nicht begnügen, sie werden weiter versuchen, sich eine neue Prätorianergarde in den Betrieben zu schaffen. Die Sozialpolitik wird weiter abgebaut, und gleichzeitig werden die Löhne der beschäftigten Arbeiter heruntergesetzt. Von den heutigen Arbeitslosen bekommen nur noch etwa die Hälfte Erwerbslosenunterstützung, die andre Hälfte fällt bereits auf die Krisenunterstützung, auf die Wohlfahrtserwerbslosen und auf Schichten, die überhaupt nicht mehr unterstützt werden. Wenn auch die Löhne abgebaut werden, so verdient der unqualifizierte Arbeiter zwei- bis dreimal soviel wie der Wohlfahrtserwerbslose, und der qualifizierte Arbeiter drei- bis viermal so viel. Wenn die Fascisten in der Regierung sind, so werden sie versuchen, im Bund mit dem Monopolkapital ihre Anhänger in die Betriebe zu bringen und die revolutionären Arbeiter auf die Straße setzen. Dies wird bereits heute in immer größerm Umfange im Bunde mit den Unternehmern in die Wege geleitet. In den berliner Großbetrieben, in den I. G. Farbenbetrieben, in den hamburger Werften werden Nationalsozialisten bevorzugt angestellt, und die nationalsozialistischen Bezirksleitungen verschicken bereits Rundschreiben an ihre Leute in den Betrieben, wonach sie ihnen jeden freien Platz mitteilen sollen und gleichzeitig schreiben, ob die Unternehmer „getarnte" Nazis wollen oder solche, die sich offen bekennen. Sie werden sich so auch in den Betrieben eine Prätorianergarde schaffen. Und sie wird größer sein als die Zahl derer, die in die Betriebe wirklich hineinkommen, denn auf einen, der hineinkommt, kommen immer noch einige, die hoffen, hineinzukommen.

Auf der andern Seite aber werden die Fascisten mit der Wirtschaftskrise selbstverständlich nicht fertig werden. Sie

werden in der Außenpolitik keine Erfolge haben. Sie müssen aber Erfolge haben, nachdem sie die Massen so aufgeputscht haben, und so werden sie versuchen, Erfolge dort zu erzielen, wo es ihren kapitalistischen Auftraggebern nicht schadet. Sie werden besonders auf allen kulturellen Gebieten vorgehen, wie es Frick schon in Thüringen begonnen hat.

Typisch für diese ganze Entwicklung ist nicht nur das Verbot des Remarque-Films. Bücher werden noch erlaubt, Filme verhindert man. Wir nähern uns in diesem Punkte der russischen Zensurpraxis der Zarenzeit. Damals erlaubte man revolutionäre Bücher, wenn sie eine gewisse Seitenzahl überschritten, denn die drangen nicht in die Massen; revolutionäre Broschüren dagegen waren verboten. Heute erlaubt man Bücher; Filme aber werden verboten, denn die kommen zu den Massen. So werden also zunächst die Kommandohöhen der öffentlichen Beeinflussung unter die Zensur der Kulturreaktion gestellt.

Es wird dabei natürlich nicht bleiben. Wohin der Weg weitergehen wird, das zeigen die ständigen Aufsätze in der ‚Germania' wie im ‚Angriff', der in diesem Punkte bereits eine völlige Seelenharmonie mit dem Zentrumsblatt aufzeigt. Es ist überaus charakteristisch, daß in der ‚Germania' über dem Strich noch eine gewisse Distanz zu den Nationalsozialisten gewahrt ist, unter dem Strich ist sie schon völlig kulturfascistisch geworden.

Durchdringung des Staatsapparates, Schaffung alter und neuer Pfründen, Prätorianergarde in den Betrieben, schärfste Kulturreaktion, das werden die ersten Taten einer Regierungskombination Brüning-Frick sein. Die Nationalsozialisten werden versuchen, zunächst legal die Politik fortzusetzen, die sie heute in der Opposition mit guten Erfolgen bereits begonnen haben. Wie lange dieser legale Weg offen bleiben wird, ist selbstverständlich nicht vorauszusagen, ist einmal von der Aktion der Gegenseite abhängig, weiter davon, wie sich die gesamte objektive Situation gestalten wird.

Die ökonomische Entwicklung zeigt noch keinen günstigen Ansatz. Der Silberstreifen wird im Jahre 1931 noch nicht kommen, nicht in Deutschland, nicht einmal in den Vereinigten Staaten. Auch dort beginnt man sich auf eine sehr lange Dauer der Weltwirtschaftskrise einzurichten.

Das Monopolkapital wird weiter versuchen, die Lasten der Krise auf die breiten Massen abzuwälzen. Auch unter dem Fascismus — und durch die im Fascismus notwendige Ausdehnung des Staatsapparates noch verstärkt — wird also das Elend zunehmen, wird die Arbeitslosigkeit wachsen, wird die Lebenshaltung der breiten Massen sich verschlechtern, werden die Steuern noch drückender werden. Das Monopolkapital hat durch die heute immer deutlicher zu konstatierende Unterstützung der Nationalsozialisten bewiesen, daß es nicht mehr glaubt, mit den aus der Krise notwendig sich verschärfenden Spannungen auf dem „normalen" demokratisch-parlamentarischen Wege fertig zu werden. Das Monopolkapital benutzt also den Fascismus, um den ihm genehmen Ausweg aus der Krise zu organisieren. Es versucht dies zunächst mit einem legalen Fascismus. Werden auch dann die

Spannungen immer schärfer, dann wird auf die legale Regierung Brüning-Frick eine andre folgen, die immer mehr dem italienischen Vorbild entspricht. Man wird niemals freiwillig abtreten, man wird die letzte Karte ausspielen. Alle Zeichen deuten darauf hin. Notwendig ist daher auch für die Gegenseite, zu erkennen, daß die politischen Fragen auch für sie immer deutlicher gestellt werden, daß es im Niedergang des Kapitalismus nicht nur für das Monopolkapital immer geringere Lavierungsmöglichkeiten gibt, sondern daß dies auch für die Art seiner Bekämpfung gilt.

---

## Eine Frage von Theobald Tiger

Da stehn die Werkmeister — Mann für Mann.
Der Direktor spricht und sieht sie an:
„Was heißt hier Gewerkschaft! Was heißt hier Beschwerden!
Es muß viel mehr gearbeitet werden!
Produktionssteigerung! Daß die Räder sich drehn . . .!"
Eine einzige kleine Frage:
Für wen?

Ihr sagt: die Maschinen müssen laufen.
Wer soll sich denn eure Waren kaufen?
Eure Angestellten? Denen habt ihr bis jetzt
das Gehalt, wo ihr konntet, heruntergesetzt.
Und die Waren sind im Süden und Norden
deshalb auch nicht billiger geworden.
Und immer noch sollen die Räder sich drehn . . .
Für wen?

Für wen die Plakate und die Reklamen?
Für wen die Autos und Bilderrahmen?
Für wen die Krawatten? die gläsernen Schalen?
Eure Arbeiter können das nicht bezahlen.
Etwa die der andern? Für solche Fälle
habt ihr doch eure Trusts und Kartelle —
Ihr sagt: die Wirtschaft müsse bestehn.
Eine schöne Wirtschaft!
Für wen? Für wen?

Das laufende Band, das sich weiterschiebt,
liefert Waren für Kunden, die es nicht gibt.
Ihr habt durch Entlassung und Lohnabzug sacht
eure eigne Kundschaft kaputtgemacht.
Denn Deutschland besteht — Millionäre sind selten —
aus Arbeitern und aus Angestellten!
Und eure Bilanz zeigt mit einem Male
einen Saldo mortale.

Während vier Millionen stempeln gehn.
Die wissen, für wen.

# Arbeitslose in New York von Theodore Dreiser

Zwei- bis dreihunderttausend Menschen, die sonst in der Stadt New York Arbeit haben, sitzen unbeschäftigt herum. Und, wie das bei Arbeitslosigkeit nun einmal so üblich ist, wird Jammer und geistiges Elend laut, und als weitere Folge davon das bekannte Gerede, was für die Armen, Frierenden und Hungernden getan werden soll. Werft nur einen Blick auf die erste Seite einer Morgen- oder Abendzeitung New Yorks und beachtet den teilnahmsvollen Wortschwall der Politiker, Parteiführer, der behaglich dahinlebenden hochbezahlten Beamten, Bankiers, Finanzleute. Man müßte glauben, sie hätten endlich die Existenz und Macht eines rivalisierenden Wirtschaftssystems in der Welt bemerkt und seien sogar bis zu einem gewissen Grade erschrocken, daß die Hungrigen, Frierenden und Arbeitslosen allzu zahlreich werden könnten, so daß sie über einen Weg nachdenken müßten, auf dem sich deren große Zahl vermindern ließe.

Mr. Hoover und Mr. Woods, beides gut situierte, festbesoldete Parteibeamte, beraten über die Arbeitslosigkeit. Sie stehen im Begriff, „gegen das menschliche Elend anzukämpfen". Gut, wir werden diesen Kampf noch zu sehen bekommen. Aber möchten Sie nicht gern wissen, auf welche Weise die Herren kämpfen wollen? Vielleicht, indem sie die Gutherzigen der Metropolen, Städte und Dörfer bäten, ihre Pflicht gegen die Armen und Elenden zu erfüllen. Nicht nur das! Auch sämtliche Wirtschaftsführer werden sich zusammenschließen, wie sie es bereits getan haben, um eine gewaltige Belebung des Handels anzukündigen, die alles wieder einrenken wird. Eisenbahn-, Öl- und Industrie-Magnaten sind davon überzeugt, daß das Geschäft sich langsam wieder beleben wird und somit die Arbeitslosigkeit behoben werden muß.

Aber was die sofortige Beschäftigung der hungernden, der ärmlich gekleideten und entmutigten Menschen betrifft, na, wie schon gesagt, da wollen wir erst einmal abwarten. Sehr bald, wenn das Schlimme zum Schlimmsten kommt, werden wir wieder so weit sein, die alten Methoden anzuwenden: durch freiwillige Spenden von den Gutherzigen, Satten etcetera Geld aufzubringen. Kurz: Mildtätigkeit und Arbeitslosenunterstützung für die Armee fähiger und williger Männer und Frauen, die arbeiten können und möchten und die gearbeitet haben, die aber jetzt wegen des wirtschaftlichen und sozialen Kuddelmuddels, das sich Regierung nennt, dazu nicht mehr Gelegenheit bekommen.

Aber kein Wort, wie Sie bemerken werden, über die vier- oder fünftägige russische Arbeitswoche oder einen sieben- oder sechsstündigen Arbeitstag in einem Betrieb oder einer Organisation oder in der Regierung selbst, um die Arbeitslosigkeit zu vermindern. Keine Banken, keine Trusts sind bereit, ihre bereits eingeheimsten Profite auf irgend eine Weise aufzuteilen. Würde das nicht Kommunismus sein? Und kann ein großer individueller oder kapitalistischer Staat Kommunismus überhaupt in Betracht ziehen? Nein. Dann sollen lieber die letzten der Arbeitslosen zugrunde gehen, wenn es notwendig ist. Kurz: Hunger hebt nicht die Pflicht auf, daran

zu sterben, ebensowenig wie die Pflicht, für sein Vaterland zu bluten. Das würde das Gleiche bedeuten wie eine Verringerung des tiefen Abgrunds zwischen dem jetzt von unverdientem Gelde lebenden Wirtschaftsparasiten und dem ehemaligen Angestellten, der durch die Straßen geht und um Almosen bittet. Kurz: starke, gescheite Köpfe haben andern gegenüber keine Pflichten, am wenigsten einem blühenden Lande gegenüber, das sie erst hervorgebracht hat. Krösus ist Krösus, Cäsar Cäsar. Zollt ihm den Tribut und laßt die andern sich zum Teufel scheren. Wie mir scheint, arbeiten jetzt Juristen, Trusts, Politiker, Millionäre und die Regierung automatisch nach diesem Prinzip. Wir sind zu der Unfehlbarkeit der Könige zurückgekehrt, nur ist seine Majestät jetzt der Stahltrust, der Öltrust oder der XYZ-Trust.

Wie ich schon sagte, existieren ungefähr zwei- bis dreihunderttausend herumsitzende oder auf den Straßen herumstreifende Menschen, die Arbeit suchen. Aber Arbeit ist nicht vorhanden. Von sechs Millionen Bewohnern New Yorks arbeiten zweieinhalb Millionen, der Rest bummelt oder faulenzt. Das sind jene, die zu reich oder sagen wir, zu faul, zu untauglich, zu erfolglos oder zu jung, zu alt oder zu krank, zu verkrüppelt oder sonst etwas sind. Aber sie alle arbeiten nicht.

Arbeit aber ist der Grundpfeiler, auf dem die Menschen ihr Leben aufbauen und durch den sie ihren Unterhalt erlangen. Wird er ihnen entzogen, so entwickelt die Menschheit die traurigsten Gemütskrankheiten. A. N. zum Beispiel, eine mir bekannte junge Dame, deren Gatte kürzlich entlassen worden ist, wurde nahezu so geisteskrank, wie man es, ohne Internierung zu erwarten, werden kann, weil sie versuchte, die ganze Familie durch zeitweilige Beschäftigung, durch Herumreichen von Erfrischungen bei kleinen Versammlungen, zu erhalten. Sie ist geistig völlig aus dem Gleichgewicht geraten. L. S., ein irischer Dichter, erfolglos als Chauffeur, die in New York so zahlreich wie die Ratten sind, versuchte das Anstehen am Kai, das heißt sich mit etwa zweihundert Hafenarbeitern anzustellen, von denen vielleicht fünfundsiebenzig herausgewählt werden, um ein neu angekommenes Schiff zu löschen. Weil man diesen Mann immer wieder und wieder überging, wurde er bei dem Gedanken, von einem höhnischen, arbeitenden Bruder leben zu müssen, so niedergeschlagen, daß seine Selbstachtung und damit sein ganzer Glaube an die Welt und deren Wert für ihn, verloren gegangen ist. Ich las neulich von einer gewissen Mrs. Vastale in Broocklyn, die Selbstmord begangen hatte aus Kummer über den Verlust des Geldes, das ihr Mann, ein Friseur, in jenen wunderbaren Aktien und Obligationen von 1929 angelegt hatte. Nebenbei gesagt, wer hat all das Geld, das ursprünglich dafür bezahlt wurde? Morris Klein, seit drei Monaten arbeitslos, sprang aus seiner Wohnung in die Bronx; Harry Gordon, ein Schneidermeister aus Queens, ebenfalls arbeitslos, erhängte sich.

Kurz, in so vielen Teilen New Yorks spiegelt das Leben das der Arbeitslosigkeit folgende Elend wieder. Man spürt es in der Luft. Zum Beispiel zählten letzten Winter die in der Bowery um Brot Anstehenden nur Hunderte von Arbeitslosen. Am 1. April 1930 jedoch, als man annahm, daß die Geschäfte

einen leichten, wenn auch nur vorübergehenden Aufschwung genommen hätten, änderte sich daran nichts, obwohl einige der Suppenabgabestellen eingestellt wurden. Schlimmer noch: wenn in vorhergehenden Jahren Hunderte von Menschen gewöhnlich im Frühling die Stadt verließen, um auswärts Arbeit zu suchen, so rührte sich im letzten Sommer niemand aus der Stadt; noch mehr: Hunderte aus Buffalo, Detroit und dem ganzen Industriebezirk von Pensylvanien und Ohio vermehrten derart die Zahl der Arbeitslosen in New York, daß im Mai neun Vermittlungen in der Bowery vierundvierzigtausend Nachtquartiere ausstatten mußten, mehr also als in einem der verflossenen Wintermonate.

Im vergangenen Oktober ging ich durch die Bowery und, wie in den Jahren 1895, 1896, 1897, jenen schlechten Jahren mit ihrem verblüffenden amerikanischen Reichtum im Gegensatz zu drückender Armut, sah ich Knaben, gesund aussehende Männer und alte Teufel auf jeder Stufe sitzen, um jede Straßenlaterne hocken oder vor den Läden schlafen. Einige besaßen Kleiderbündel, aber die meisten hielten sich, wie man mir sagte, dadurch „sauber", daß sie ihr einziges Hemd auszogen und es in der Waschanstalt der Heilsarmee wuschen. Als ich vorbeiging, rief mir ein gemütlicher Bursche, der nicht so mutlos war wie viele andern, ganz freundlich zu: „Sie brauchen sich wohl ums Geld keine Sorgen zu machen, was, Onkelchen?" „Nein, nur um die Leute," erwiderte ich. Ich bemerkte auch viele Männer mit ein Zoll langen Bärten, und dabei kostet da unten das Rasieren nur einen Nickel. Aber diese Menschen haben nicht einmal einen Nickel; sie existieren durch Freiküchen, oder durch den Zwei-Cent-Buttermilch-Ausschank der Heilsarmee.

Einige Organisationen wie die Bowery-Abteilung des Vereins Christlicher Junger Männer geben Kredit. Hier, in einem modernen Gebäude, werden Menschen ohne einen Cent aufgenommen, ihre Kleider werden für vierzig Cent durchräuchert oder gewaschen und gebügelt, für dreißig Cents erhalten sie ein Bett und für weitere dreißig Cents bekommen sie zu essen. In den ersten achtzehn Tagen des Oktobers hatte dieses Unternehmen, das sich im vorigen Jahr zu achtzig Prozent selbst unterhielt, zweitausendzweihundert Unterkünfte auf Kredit gegeben gegen eintausenddreihundert im Vorjahre. In demselben Zeitabschnitt nahmen sie früher für weniger Unterkünfte mehr Geld ein als jetzt. Nunmehr stehen jede Nacht die bessern Schlafräume leer, die fünfzig Cents pro Nacht kosten; sie werden nicht an jedermann abgegeben. Die Menschen haben das Geld nicht. Es hört sich großartig an, daß dieses Unternehmen im vergangenen Jahr anderthalb Millionen Mahlzeiten zu je elf Cents ausgegeben und achttausendfünfhundert Personen mit einem durchschnittlichen Aufenthalt von sechzig Tagen auf verlängerten Kredit beherbergt hat. Doch in den ersten sechzehn Oktobertagen erhielten nur sechsunddreißig Personen Beschäftigung gegenüber neunundachtzig Personen für den gleichen Zeitabschnitt im vergangenen Jahr. Und dazu ist es ihre Gepflogenheit, nur junge Menschen aufzunehmen, die Aussicht haben, beschäftigt zu werden. Auch stammt ein sehr großer Teil ihres Publikums von außerhalb. Mit an-

dern Worten: diese Gruppe, die viele New Yorker, die meisten alten Männer und alle wahrhaft Heruntergekommenen ausschließt, zeigt nur eine Schicht. Unter dieser Schicht aber existieren jene, die auf den Fluren der Missionshäuser oder heimlichen Bars schlafen oder dort, wohin sonst der Überschuß der städtischen Asyle hingesandt wird: auf den großen Lastkähnen des East River. Und Mr. Hoover und Mr. Woods wollen über Arbeitslosigkeit beratschlagen!

Aber die Bowery beherbergt nur einen Teil der Arbeitslosen. Jene Häuserblocks, die sich auf beiden Seiten New Yorks in der Nähe des Wassers entlang ziehen und wo die Bewohner so sehr von der Transportarbeit abhängen, sind mit Arbeitslosen überfüllt. Auflader, Kontrolleure, Hafenarbeiter arbeiten nur einen Tag in der Woche. Das kommt daher, weil in Folge des Tarifs, Schiffe mit leerem Laderaum ankommen. Die Güterbahnhöfe bieten den Weichenstellern und Bremsern nicht mehr so viel Arbeit wie vor einigen Monaten. Dann die Garagen. Die einzigen noch rollenden Lastwagen sind die der Alkoholschieber. Lastwagen bleiben in Garagen oder auch auf der Straße wochenlang unbenutzt stehen. Ein junger Bursche, der niemals einen Wagen mit geschmuggeltem Alkohol gefahren hätte, sich jetzt aber zu jeder Arbeit bereit erklärte, wurde hiervon zurückgeschreckt, weil er nach Bellevue gesandt wurde. Dort erzählte ihm der Vorarbeiter, daß alle Stellen, die sonst frei wurden, weil die Leute sich betränken und nicht mehr zurückkämen, jetzt von ihnen für zu kostbar angesehen würden, um zu dieser Zeit verlassen zu werden. Sie sind Gottseidank zu arm, um sich zu betrinken.

Aber hört mich noch weiter an. Die Hilfs-Vereinigung, die sich solcher Familien annimmt, die zeitweilig zu arm sind, um für sich selber zu sorgen, hat jetzt zweitausendsechshundert in ihrer Obhut. Das sind nicht zweitausendsechshundert Einzelwesen, sondern zweitausendsechshundert Familien. Ein Anwachsen um hundert Familien seit letztem Juni und vierzig Prozent mehr als im letzten Jahr sind der Arbeitslosigkeit zuzuschreiben.

Außerdem wird auch nach Meinung der Autoritäten auf diesem Gebiet der große Rückgang in den Eheschließungen während der ersten Jahreshälfte 1930 als Folge der Arbeitslosigkeit betrachtet. Im letzten Jahre wurden in dieser Periode sechstausend Personen in der City Chapel getraut und in diesem Jahr nur viertausendsechshundert. Ist das ein gutes oder schlechtes Zeichen? Dann haben auch alte Leute, die ihre Familie nicht länger ernähren können, sich zu Tausenden in New York an die grade bewilligte staatliche Altersunterstützung gewandt. Viele dieser Familien mußten sich in kleine Städte oder Farmen zurückziehen, um billiger zu leben und sich aufs Notdürftigste zu erhalten. Und jeder kann heute nicht Hunderte sondern Tausende von leeren Läden und Wohnungen erblicken. Und Familien, die früher in recht guten Verhältnissen gelebt haben, drehen jetzt jeden Pfennig dreimal herum. Fragen Sie Ihren Kolonialwarenhändler, Drogisten, Bäcker oder Schlächter. Die Musikstunden der Kinder werden nicht mehr fortgesetzt. Die Ärzte erklären, daß wegen der zwei Dollar Honorar in manchen Familien die Mutter sogar bei einer ernst-

haften Erkrankung ihres Kindes zögert, einen Arzt zu rufen. Doktor Wynne von unsern Gemeindeschulen erzählt, daß die Schulkinder von Manhattan, von denen etwa fünfundsiebenzigtausend tuberkulös sind, immer mehr und mehr an Unterernährung leiden. Die Henry-Street-Armenschwestern-Gesellschaft berichtet von drückendem Nahrungsmangel der Kinder arbeitsloser Eltern. Ein andrer Beweis für bedrängte Familienverhältnisse wird in der Tatsache erblickt, daß die New Yorker Gesellschaft gegen Kindermißhandlung über zweihundertfünfzig Kinder beherbergt, die entweder höchst vernachlässigt oder völlig verlassen sind.

Auch suchen mehr und mehr verheiratete Männer die Brotabgabestellen auf, um etwas Essen für ihre Kinder zu bekommen, während Unverheiratete, um sich über Wasser zu halten, das Gleiche tun müssen. In der „Kleinen Kirche um die Ecke" sind bisher achtzigtausend Eßmarken abgegeben worden. Die Sozialisten-Küche, die Mrs. Jacob Panken leitet, und die Löwenstein täglich durch fünfundsiebenzig Pfund Fleisch, Mersay durch einhundertfünfzig Brote, die Meiereigenossenschaft durch Milch unterstützt, beköstigt fünfhundert bis siebenhundert Menschen. Leider Gottes sind auch die Suppenausgaben zahlreich. Neulich Abend sah ich etwa achthundert Menschen auf eine Tasse Kaffee und ein Stück Brot warten, jeder Einzelne wurde im St. Vincent's Hospital an der 7. Avenue abgefertigt. Die Große New Yorker Evangelische Mission in der 8. Street beköstigt jeden Abend zweihundertfünfzig Personen völlig umsonst.

Trotz der Tatsache, daß in schweren Zeiten Streiks selten erfolgreich sind, müssen die Arbeiter, die durch die Arbeitgeber niedergezwungen werden, ihre Rechte zu schützen versuchen. Und während ich dieses niederschreibe, kündet die Internationale Brennmaterial-Händler-Genossenschaft einen Streik von dreitausend Arbeitern an. Die Arbeiter der Kinderkonfektion haben grade einen beendet, indem sie eine Lohnerhöhungsfrage dem Schiedsgericht vorlegten. In den Geschäften der 5. Avenue ist der Streik der Damenschneider jetzt im Gange. Streikposten dürfen nur ein Abzeichen tragen und dazu noch nur ein sehr farbloses, auf dem, zum Beispiel, nur stehen darf: „Die Arbeiter von Bendel streiken." Mehr noch, sie dürfen nicht sprechen, wenn nicht ein Schutzmann verständig genug ist, ihnen zu gestatten, daß sie Streikbrechern wenigstens die Tatsachen erzählen. Es ist, ob durch Nationaloder Vereinsgesetz weiß ich nicht, für Streikposten strafbar, sie „Streikbrecher" zu nennen. Außerdem bemerkte ich, daß die Polizei mich aufforderte weiterzugehen, als ich zu einem Streikposten etwas sagen wollte. Die Polizei gestattet auch nicht, die Verteilung von Flugblättern an Unbeteiligte. Die Polizisten nehmen sie fort und zerreißen sie. Die Polizei macht sich bei Streiks überhaupt ihre eignen Gesetze, zum Beispiel erlaubt sie nur zwei Personen, Streikposten zu stehen.

Hinsichtlich dessen, was die Arbeitgeber gegen diese Zustände tun, kommen nur widerspruchsvolle Tatsachen zum Vorschein. Aber wie ich gesagt habe und es noch einmal sagen will, ich glaube, daß es der Wunsch der Arbeitgeber ist, den Eindruck dauernder Beschäftigung hervorzurufen; eine Vor-

kehrung, für die nicht die Arbeitgeber sondern die Arbeiter bezahlen. Obgleich weniger als ein halbes Prozent der Fabrikanten in New York ein aktives Interesse für die gegenwärtige Arbeitslosigkeit bezeugt, haben viele der riesigen Verbände, wie der Internationale Erntearbeiter-Verband, die United States Gummi- und die Standard Oil-Gesellschaft, die nicht New York aber die Nation im Großen repräsentieren, etwas geschaffen. Proctor & Gamble, die ein Unternehmen in Staten Island betreiben, haben eine Beschäftigungszeit von achtundvierzig Wochen im Jahr garantiert. Und einige Fabriken haben 70 Prozent der bisherigen Arbeit jedem Angestellten, der bereits fünf Jahre bei ihnen beschäftigt ist, zugesagt. Viele Gesellschaften, die nicht notwendigerweise alle ihren Sitz in New York haben müssen, bezahlen, wenn die Arbeit ausgesetzt wird, ein paar Dollar pro Tag. Doch im Ganzen hat die Nationale Fabrikanten-Vereinigung in ihrem Bericht über die Arbeitslosenversicherung die Tatsachen durchaus parteiisch dargestellt, um englische und kontinental-europäische Versuche dieser Art zu kompromittieren, so daß sie, meinem Gefühl nach, versucht, jede Initiative zur Besserung auf diesem Gebiete zu hemmen. Die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft hat ein neues System einer Angestelltenversicherung eingeführt, die von Gesellschaft und Angestellten gemeinsam erhalten wird, aber während der Zeit der Not allein durch die Arbeitnehmer.

Ich würde vorschlagen: Anstatt eines Gebildes, das die Verbände keinen Nickel kostet und nur dazu bestimmt ist, das Verlangen, die Öffentlichkeit zu befriedigen, ist eine nationale Gesetzgebung vorzulegen, die alle Fragen der Arbeit und der Arbeitslosigkeit umfaßt. Aber wir Individualisten dieser westlichen kapitalistischen Welt halten das schon für Kommunismus oder für einen Versuch, das gut geölte und höchst indifferente kapitalistische Land möglicherweise zu unterminieren.

*Schluß folgt.*

# Goebbels als Dichter von Heinz Pol

Das war vor einigen Wochen in den Räumen des ebenso jüdischen wie rassereinen Berliner Tennisklubs Blau-Weiß, wo der Dichter der III. Nationale, Arnolt Bronnen, seine Hochzeit mit der Stammutter der weißen Mäuse feierte. Im Trubel der wohl assortierten Menge erblickte man unter andern den Verleger Ernst Rowohlt und den berliner Arbeiterführer Doktor Joseph Goebbels. „Prost," sagte Rowohlt, trank sein Sektglas zuende und aß es dann auf. „Prost, mein lieber Goebbels, ich hoffe, daß ich das Vergnügen haben werde, Ihr nächstes Buch herausgeben zu dürfen." Der Arbeiterführer lächelte sein berühmtes bestrickendes Lächeln und sagte dunkel: „Das hängt von den Prozenten ab, Herr Rowohlt." Einige Gäste, in der deutschen Literatur der Gegenwart nicht allzu bewandert, mischten sich in das Gespräch und fragten mit staunendem Mund: „Aber hat denn Herr Doktor Goebbels schon ein Buch geschrieben? Davon wußten wir ja noch gar nichts!" Der Arbeiterführer winkte leicht mit der Faust ab, Rowohlt

aber antwortete in seiner offenen Art: „Sollten Sie wirklich nicht den großen Bekenntnisroman des Pg. kennen, betitelt ‚Michael', erschienen im Eher-Verlag, München; kostet gebunden fünf Mark, wofür ich es nicht machen könnte." Alles klatschte in die Hände, und Goebbels wurde sehr gefeiert an diesem Abend.

Seitdem verbreitet sich sein Ruhm als Dichter mit Windeseile in den fashionablen Salons des berliner Westens, wo der Arbeiterführer heute ungefähr die Rolle spielt, die vor dem Kriege Hanns Heinz Ewers lange innehatte. Es gehört zum guten Ton, nicht nur seinen Versammlungen beigewohnt und einen kleinen blauen Fleck auf dem Rücken davongetragen zu haben, sondern man muß auch festgestellt haben, daß der Diktator des Nollendorfplatzes ein schwerer Epiker ist und ein zartes lyrisches Talent dazu.

Jedes wichtige Werk hat eine Einleitung zu beanspruchen. So auch der „Michael". Goebbels, der Autor, meint in dieser Einleitung: „Michaels Tagebuch ist ein Denkmal deutscher Inbrunst und Hingabe, das erschüttern und trösten will. In seinem stillen, bescheidenen Spiegel spiegeln sich all die Kräfte, die uns Jungen heute zu einem Gedanken und morgen zu einer Macht formen." Also sehen wir in den bescheidenen Spiegel. Und da heißt denn gleich der erste Satz: „Unter meinen Schenkeln schnaubt nicht mehr der Vollbluthengst..." Andre Leute würden sich, soweit sie nicht Jockeis sind, mit einem gewöhnlichen Hengst begnügt haben, aber Michael ist dazu viel zu still und bescheiden. Grade aus dem Krieg zurückgekommen, weiß er noch nicht, was aus ihm werden soll. Vielmehr doch: „Ein Mann will ich werden! Umrisse bekommen. Persönlichkeit!" Aus diesem Grunde begibt er sich zum Studium nach Heidelberg. Zum Studium? Aber nicht doch! Die Studenten, die lernen, sehen alle so bleich aus. Woraufhin Michael schließt: „Der Intellekt ist eine Gefahr für die Bildung des Charakters. Kerle erziehen, das sollte Aufgabe der hohen Schulen sein."

Aber vorerst wird diese Erziehung jäh unterbrochen, denn vor ihm im Kollegsaal sitzt eine junge Studentin. „Eine herrliche Frau," notiert Michael sofort in sein Tagebuch, ebenso fällt ihm auf, daß sie „still und sittsam" auf ihrem Platze sitzt. Und dann bricht zum ersten Mal das große lyrische Talent Josephs, pardon Michaels, durch: „Durchs Fenster kommt der vorwitzige Sonnenstrahl hereingehüpft, zittert über die vollbesetzten Bänke und bleibt schließlich in ihrem blond-braunen Haar hängen." Den nächsten Tag benutzt Michael dazu, um sich, zunächst einmal philosophisch, dem Weibe zu nähern, die Eintragung lautet folgendermaßen: „Das Weib ist da. Der Mann ist wach. Der Mann ist der Intendant, die Frau der Regisseur des Lebens." Aber was nützt alle Philosophie, am nächsten Tag sitzt das herrliche Weib wieder im Kolleg: „Ich höre, wie ihr Atem schneller geht, fühle die Wärme ihres Körpers und atme den frischen Duft ihres Haares." Und nun gibts kein Halten mehr. Ende Mai notiert Michael: „Liebe ich Herta Holk? Nun erschrecke ich fast vor der Roheit dieses Wortes." Aber da schickte sie ihm eine rote Rose ins Zimmer, und am 1. Juni heißt es dann endlich: „Herta Holk,

ich liebe dich!!! Ich mache aus meinem kleinen Zimmer ein Königsschloß und sehe die Marmorsäulen leuchten."

Jetzt kommen glückliche Tage. Michael steht am Fenster und sieht hinaus: „Dann lasse ich all meine Wünsche und Sehnsüchte wie lose Blätter flattern in den blühenden Garten hinunter." Der Stil wird etwas alttestamentarisch. Das hat seine guten Gründe, denn Michael hat sich inzwischen soweit geläutert, daß er beschließt, ein Christus-Drama zu schreiben, nachdem er am 8. Juni notiert hat: „Jeder Mann von Format hat irgendwo und irgendwann eine Mission zu erfüllen." Im übrigen zeigt sich bereits, daß Michael, obwohl er doch noch ganz jung ist und noch keiner politischen Partei angehört, ganz merkwürdige Dinge äußert. So ist er zum Beispiel ziemlich böse darüber, daß das herrliche Weib Herta Holk studiert. Er empfindet so etwas als ungehörig: „Die Frau hat die Aufgabe, schön zu sein und Kinder zur Welt zu bringen. Das ist gar nicht so roh und unmodern, wie sich das anhört. Die Vogelfrau putzt sich für den Mann und brütet für ihn die Eier aus. Dafür sorgt der Mann für die Nahrung. Sonst steht er auf der Wacht und wehrt den Feind ab." Herta Holk ist sehr gegen diese Auffassung, Michael nennt sie daraufhin empört eine „Realistin", und wir werden ja auch sehen, daß sie sich später trennen.

Aber auch sonst bemüht sich Michael frühzeitig, den Dingen auf den Grund zu gehen: „Eigentum ist Diebstahl: das sagt der Pöbel. Jedem das Seine: das sagt der Charakter. Kapitalismus ist Mißbrauch mit Kapital. Nieder mit dem Kapital? Nein, nieder mit dem Kapitalismus?"

Um sein Christus-Drama zu vollenden, fährt Michael nach der Nordsee. Aus kleinern Zwischenbemerkungen erfährt man, daß sein Charakter einer gewissen antisemitischen Note nicht ganz entratet. Das zeigt sich nicht nur in der Tatsache, daß er am 12. Juli notiert: „Der Intellekt hat unser Volk vergiftet", sondern daß er im August fortfährt: „Christus kann gar kein Jude gewesen sein. Das brauche ich erst gar nicht wissenschaftlich zu beweisen. Das ist so!" Die Arbeit fließt munter fort. Am 18. Juli konstatiert Michael: „Ich rase im Rausch, im Traum, im Zorn. Ich ahne neue Welten. Ferne wächst in mir." Und am 12. August darf er in seiner stillen und bescheidenen Weise notieren: „Ich sitze täglich am Strande und dichte meine rauschenden Verse."

Im September ist das Christus-Drama beendet, und nun gehts wieder unter die Menschen, diesmal nach München. Bereits bevor der Zug auf dem Bahnhof einfährt, atmet Michael tief auf: „Wie launiger Künstlerleichtsinn überkommt es mich." In den Straßen selbst erblickt er sofort „Tiroler in Gebirgstracht, Künstler mit Schlapphüten." Aber gar bald hat er heraus, daß es selbst in dieser so deutschen Stadt üble Quartiere gibt: „Dieses Schwabing muß einmal ausgeräuchert werden. Es ist die Brutstätte der zersetzenden Tendenzen." Überhaupt beginnt jetzt die Zeit neuen Ringens. So sieht er sich die münchner Kunstausstellungen an, und obwohl er Vincent van Gogh gelten läßt, notiert er am 15. November: „Das landfremde Pack muß aus der deutschen Kunst heraus. Das Schick-

sal der deutschen Kunst ist unsre gute deutsche Sache." Was er darunter versteht, erfahren wir wenige Tage später, wo er nachts über den Marienplatz geht und entzückt feststellt: „Ein köstlich verträumtes Bildchen, wie aus Serenissimi Zeiten."

Aber diese lyrischen Perioden in Michaels Leben werden immer spärlicher. Langsam reift er zum Mann, der seine Worte markig zu Papier zu bringen versteht. Schon zu Beginn seiner Laufbahn schlug diese Markigkeit mitunter durch, etwa am 14. Juni: „Ich bin dabei, in mir die alte Glaubenswelt zu zertrümmern. Ich werde sie dem Erdboden gleichmachen." Ja ja, wer auf Vollbluthengsten reitet, kann natürlich auch nur wie Dschingiskhan denken und fühlen. Und späterhin, als er auch München Valet gesagt hat und im Ruhrgebiet Bergarbeiter wird, notiert er schlicht: „Ich bin kein Mensch mehr. Ich bin ein Titane. Ein Gott!" Aber auch das ist noch nicht der Gipfelpunkt. Einmal ringt er mit seinem bösen Geist, dem mysteriösen Russen Iwan, der ihn zum Bolschewismus verführen wollte. Michael ringt stundenlang mit ihm, ja tage- und wochenlang, schließlich siegt er und berichtet darüber, jeder Satz eine Zeile: „Aber ich bin stärker als er. Jetzt packe ich ihn bei der Gurgel. Ich schleudere ihn zu Boden. Da liegt er! Röchelnd, mit blutunterlaufenen Augen. Verrecke, du Aas! Ich trete ihm den Schädel ein. Und nun bin ich frei!" Da kann man nur von Herzen gratulieren.

Von dieser gesunden Basis ausgehend, denkt Michael auch viel über Deutschland nach. Er ist sehr hoffnungsvoll: „Gelingt es uns, den andern Völkern einen neuen deutschen Typ vorzubilden, dann werden wir das kommende Jahrtausend gestalten." Unter der Devise: Verrecke, du Aas! Damit wir aber auch genau wissen, welcher Art die deutsche Seele sei, die Michael repräsentiert, so erfahren wir unter dem 10. Juni: „Faustisch ist die deutsche Seele!" Was man von den Seelen andrer Völker nicht behaupten kann, denn am 20. September denkt Michael wiederum über den Krieg nach und stellt fest: „Deutschland focht für die Arbeit. Frankreich focht für das Geld. Die Arbeit hat verloren. Das Geld hat gewonnen." Dennoch hofft Michael, daß Deutschland nicht untergehe, denn, so sagt er am 2. Juli zu seiner zweiten Freundin Agnes Stahl: „Wenn Deutschland untergeht, dann geht das Licht der Welt aus." Ebenso hoffnungsvoll bleibt Michael trotz aller Unbill, die er erfährt, für seine eigne Person. So bemerkt er zum Beispiel am 3. September: „Die echte Frau liebt den Adler," und siehe da, bereits Silvester notiert er stolz: „Beim Bleigießen ist mein Symbol fürs neue Jahr ein Adler mit weit ausgebreiteten Schwingen."

Aber wehe, wehe, armer Michael, dir gehts schlecht, du bist schon auf Seite 237 angekommen, und es wird Zeit zu einem happy end. Am 29. Januar notiert er, daß seine Wirtsfrau weinend zu ihm gekommen sei, sie habe ihn im Traum tot gesehen. Und, bums, drei Stunden später ist er wirklich tot. Nach einem mehrstündigen Fieberkampf, in dem er, jeder Zoll ein Titan, in prägnanten Stichworten seine ganze Geschichte wiederholt: erst ruft er „Mutter", dann schreit er „Iwan, du Schuft!" und schließlich ganz leise: „Arbeiter!"

Genug davon. Man müßte ja eigentlich das ganze Buch zitieren. Es ist eine verdammt ernste Sache, grade weil man beim ersten Überfliegen nur den heftigsten Lachkitzel verspürt. Denn dieser Michael, dieses, wie der Untertitel lautet „deutsche Schicksal in Tagebuchblättern" — was ist das, da es sich doch um keine Parodie von Hans Reimann handelt, sondern um das Bekenntnis des Abgottes und Asphaltbeherrschers von Berlin? Es ist: der Nationalsozialismus nackt.

Es ist tatsächlich die erste, aber gleich vollkommene Manifestation dessen, was die Braunhemden „den deutschen Geist und die deutsche Seele" nennen. Der Fall Goebbels läge sehr einfach, wenn wir heute in einem gesunden Lande lebten. Dann würde sich nämlich für die gigantischen Plattheiten dieses größenwahnsinnig gewordenen Hysterikers lediglich die ärztliche Wissenschaft interessieren. Aber wie die Dinge heute liegen, ist der Verfasser, ehemaliger Student in Heidelberg und jetziger Reichspropagandaleiter der N.S.D.A.P., eine politische Realität. Daß sich die geistige und politische Potenz dieser Realität in seinem Buche bis auf die marklosen Knochen decouvriert — ihn störts nicht und Millionen Menschen in Deutschland, unter ihnen ein großer Teil der Jugend, merkens nicht, und wenn man sie mit der Nase drauf stieße.

Ich habe den „Michael" mehr als einmal durchgelesen, aber ich fand nirgends auch nur einen Satz, von dem man hätte sagen können, er sei deutsch empfunden oder in einem deutschen Stil geschrieben. Was ich aber fand — und jedes dritte Wort ist dafür ein Beleg — das war jene durchaus undeutsche, absolut pathologische Schamlosigkeit, mit der hier ein literarischer Schmutzfink ununterbrochen seine Brust aufreißt und „letzte Dinge" herausgröhlt. Freilich gab es nichts zu erschließen als ein eiskaltes Herzchen und nichts zu bekennen als fertig konfektionierte Phrasen. Beim erstenmal lacht man, dann wird einem speiübel. Jedoch: Man wird diesen literarischen Stil nun tragen in den nächsten Monaten. Denn die Säulen des Dritten Reiches, die ja keine, verzeihen Sie, das kühne Wort: Revolutionäre sind, ja nicht einmal handfeste Reaktionäre, werden keine Köpfe rollen lassen — aber sie werden, wie Herr Michael, mit Nietzschezitaten um sich werfen, als seien es Handgranaten. Es wird wieder so dunkel werden in Deutschland wie vor genau hundert Jahren, und damals waren wir im düstersten Mittelalter.

„Wir müssen den Geist überwinden" notiert Michael am 23. November. Der Autor Goebbels hat den Geist spielend überwunden, er brauchte gar nicht erst zu kämpfen. Sein Michael stirbt immerhin als romantisch verkleideter Bergarbeiter. Er selbst jedoch hat den bessern Teil der Geistlosigkeit erwählt: als patentiert deutscher Arbeiterführer und stiller, bescheidener Besitzer eines Mercedeswagens von 16 000 Mark ist er dem neuen Deutschland ein Mustervorbild proletarischer Lebensweise.

Infolgedessen beabsichtigt Paul Fechter, der geschätzte Propagandist des zweieinhalbten Reiches, diesen Arbeiterführer und dichterischen Gestalter des deutschen Schicksals für den diesjährigen Kleistpreis vorzuschlagen.

# Birth control von Lisa Matthias

Die zustimmenden oder ablehnenden Bemerkungen zu dem Aufklärungsfilm „Frauennot — Frauenglück" wollen nicht verstummen. Mittlerweile ist dieser prachtvolle Film in Deutschland noch weiter sittlich beschnitten worden, und es lohnt sich wohl kaum noch, ihn anzusehn. Als ich ihn vor mehrern Monaten sah, fehlten bereits die Aufnahmen der natürlichen und normalen Entbindung, und die Hantierungen der Ärzte und Schwestern hinter einem Wandschirm, aus dem nur die Beine der Gebärenden ragten, wirkten aufreizend langweilig.

Natürlich ist der ganze Film nichts für hypersensible und schwache Naturen, aber es wurde ja auch niemand gezwungen, sich den Film anzusehn. Ohnmächtig wurden meist nur einige sehr junge Männer, und denen wurde seltsamerweise meist bei den schematischen Darstellungen übel.

Die Nervenstärkern jedoch konnten feststellen, wie nahe das Grauen dem Lustgefühl verwandt ist. Ich bin davon überzeugt, daß durch die Vorführung des Films nicht weniger Kinder in die Welt gesetzt worden sind, ich könnte mir eher das Gegenteil denken. Durch den Film werden die Zuschauer auch auf ein Thema gestoßen, das noch viel zu wenig bekannt ist und das wir gewiß zu den wirklichen Fortschritten rechnen können. Es heißt: birth control.



Es wäre völlig verkehrt, in dieser „Birth control" eine versteckte, internationale Abtreibungs-G. m. b. H. zu sehen. Das Gegenteil ist der Fall.

Der Gedanke der Birth control ist nicht erst ein Produkt unsrer verderbten und verelendeten Zeit.

Bereits im Jahre 1803 beschäftigte sich der englische Geistliche Robert Malthus mit der Frage der Übervölkerung, gegen die er als bestes Mittel allerdings zur Enthaltsamkeit riet, was nicht jedermanns Sache ist. Er formulierte die Gefahr der ungehemmten Bevölkerungsvermehrung so, daß der Menschenzuwachs in geometrischer Progression, die Lebensmittelversorgung, dagegen nur in arithmetischer Progression fortschreite.

1828 gab dann der Engländer Carlile in seinem Buch „What is love?" Belehrungen über empfängnisverhütende Mittel. 1831 schrieb Robert Dale Owen, der Gesandte der Vereinigten Staaten in Frankreich, ähnliches in seinem Buch „Moralphysiologie".

1877 wurde endlich eine international organisierte „Liga für Geburtenregelung" gegründet, die sich „Liga für Neu-Malthusianismus" nannte.

Allmählich hat sich für die englisch sprechenden Länder allgemein der Name „birth control", für die deutsch sprechenden Länder „Geburtenregelung" durchgesetzt.

Grade in dem ewig als prüde verschrieenen England findet nun der Gedanke der Geburtenregelung lebhafte Zustimmung. Die Vertreter des sozial empfindenden Liberalismus organisierten und förderten diese Bewegung, wo sie nur konnten. Charles Bradlaugh und Annie Besant (jawohl, Annie Besant!) stan-

den wegen der Verbreitung eines Buches von Knowlton über Präventivmittel vor Gericht. Mit der fortschreitenden Emanzipation der Frau erfuhr die Bewegung neue Stärkung. Der junge deutsche Sozialismus zeigte zwar Verständnis für soziale Schutzmaßnahmen, die Liberalen aber gerieten in sittliche Empörung und die erstrebte „Sexualmoral" wurde allgemein als „schamlose Dirnenmoral" bezeichnet. Aber bereits um 1910 war die Gefolgschaft der „Liga für Neu-Malthusianismus" in Deutschland so gewachsen, daß der Kongreß für 1911 nach Dresden einberufen werden konnte. Kurz vor dem Krieg, etwa 1912 oder 1913, begann auch in der deutschen sozialistischen Presse und in Volksversammlungen eine Diskussion über die Methoden der Geburtenregelung, als Selbsthilfe für das Proletariat. Die radikalen Sozialisten, wie Rosa Luxemburg und Klara Zetkin waren in Anlehnung an Karl Marx gegen jede Art von „Gebärstreik", weil sie wie Marx die These vertraten, daß „nur durch die ewig wachsende Masse des Proletariats der revolutionäre Elan aufrecht erhalten werden könne". Auch Lenin sprach sich 1913 gegen die Geburtenregelung aus und ermunterte die Arbeiter zu „kämpferischem Optimismus." Selbstverständlich forderte auch er die Abschaffung der Strafen für Abtreibung oder Verbreitung empfängnisverhütender Mittel.

In Amerika begegnete der Gedanke der Geburtenregelung anfangs ganz besonders heftigem Widerstand. Die tapfern Vorkämpfer mußten hohe Geldstrafen und Gefängnis für die Propagierung ihrer Ideen ertragen. Erst im Jahre 1912 gelang es Margaret Sanger, der Frau eines vielfachen Millionärs, ein Stück der Idee in die Praxis umzusetzen. Sie richtete in New York ein Ambulatorium ein, in dem Frauen beraten und mit Präventivmitteln versorgt werden sollten. Margaret Sanger wurde verhaftet und bekam eine Gefängnisstrafe. Trotzdem gab sie ihren Plan nicht auf und richtete 1925 in New York eine Beratungsstelle ein, die heute die größte der Welt ist. Diese Beratungsstelle wird nicht mehr nur geduldet, sondern vom Staate freundlich beurteilt. Sie wird von drei Ärztinnen versorgt und hat eine jährliche Frequenz von etwa zehntausend Frauen aufzuweisen. Die Leiterin dieser Beratungsstelle ist Hannah Stone.

Margaret Sanger hat zwischen 1916 und 1927 in der ganzen Welt für den Gedanken der Geburtenregelung geworben. 1927/28 kam sie nach Berlin und hat hier mit namhaften Persönlichkeiten das „Komitee für Geburtenregelung" gegründet.

Bei uns in Deutschland sind Sexualberatungsstellen, die nicht zu verwechseln mit Eheberatungsstellen sind, erst seit Ende des Krieges in Berlin, Hamburg, Breslau, Frankfurt, Dresden und einigen andern Großstädten eingerichtet. Sie genießen noch kein besonders hohes Ansehn und werden auch nicht staatlich unterstützt. Man spricht auch nicht allzu laut von ihnen, denn: von fünfzigtausend deutschen Ärzten sind kaum fünfhundert für offizielle Geburtenregelung. Immerhin, die Beratungsstellen sind da und tun Gutes. Sie führen ihren Kreuzzug nicht so sehr gegen die Armut, sondern auch gegen den Tod, sie wachen darüber, daß nicht durch schlecht ausgeführte Abtreibungen lebenslängliche Sterilität verursacht wird, sie

versuchen Männer und Frauen vor den Folgen des § 218 zu bewahren. Sie wollen: Auslese. Die Furcht vor der Übervölkerung tritt allmählich zurück vor der Forderung, die Qualität des kommenden Menschen zu verbessern, indem die Minderwertigen und Kranken durch die Methoden der Geburtenverhütung nach Möglichkeit von der Fortpflanzung ausgeschaltet werden, ohne ihren Geschlechtstrieb ganz aufgeben zu müssen.

Jeder Einwand, daß die Geburtenregelung nur die Geburtenzahl vermindere, ist hinfällig, wenn man an Hand eingehender Statistiken erfährt, daß sich die Sterblichkeitsziffer von Müttern und Neugeborenen in genau gleichem Maße vermindert hat und daß anstelle von ausgemergelten Frauen, die durch acht oder mehr vorgenommene Aborte krank und elend sind, gesunde Frauen Kinder gebären. Der Schaden, den der Organismus der Frau durch eine noch so gut gemachte Abtreibung erleidet, ist ebenso groß wie der, den sie psychisch erleidet. Selbst für die Wohlhabenden gibt es auf der Welt Besseres und für eine gute Ehe Förderlicheres als auf die Menses zu warten, und das Geld, das für die heimliche Wegbeförderung des unerwünschten Familienzuwachses auf den Tisch des Arztes gelegt werden muß, ist wohl noch in keinem einzigen Fall aus freudigem Herzen bezahlt worden.

Durch die Aufklärung ratsuchender Frauen und Männer verliert der Begriff des Sündenfalls seine Schrecken, und vielleicht ist es nicht vermessen zu hoffen, daß künftige Generationen der Psychoanalyse weniger bedürfen als wir. Geburtenregelung ist keineswegs ein Universalmittel gegen Not und Elend, aber es ist ein Versuch zu ihrer Linderung.

In allen katholischen Ländern, namentlich in Polen, in Frankreich und in Italien ist die Birth control streng verboten. In Deutschland wird sie vom Katholizismus heftig bekämpft.

Dagegen beschäftigt sich die evangelische Kirche in positivem Sinne damit und läßt durch einen medizinisch geschulten Vertreter die Frage der Geburtenregelung prüfen, ebenso ihre praktischen Mittel.

Im Mai 1931 findet in Frankfurt ein Kongreß der deutschen Gynäkologen statt, auf dem zum ersten Mal die Geburtenregelung öffentlich besprochen werden soll.

---

## Die Gefühle der Jugend von Rudolf Arnheim

Liest man auf einem Buch den Titel „Jugend bekennt: So sind wir!", so wird man mit Fug und Recht davor zurückscheuen wie vor einer Kreuzotter. Denn mit „Bekenntnissen" wird bei uns ein bezeichnender Mißbrauch getrieben. Wenn einer sich zum Bolschewismus oder zur Homosexualität „bekennt", so hat das seinen Sinn, weil er sich ja in den Augen vieler Leute damit kompromittiert. Es geht aber nicht an, ein „Bekenntnis zu Thomas Mann" oder ein „Bekenntnis zu Amerika" loszulassen, als stünde auch darauf Galgen und Rad. Bekenntnisse sind deshalb so beliebt, weil ihre Bedeutung nicht im Werte des Bekanntgegebenen liegt — das darf höchst uninteressant sein — sondern im Akt der Bekanntgabe selbst.

Und sich äußern dürfen, ohne daß es etwas zu taugen braucht, das ist eine Möglichkeit, die stets gesucht wird. Der Drang, sich Erlebnisse von der Seele zu reden, nährt eine ganze Literatur. Die Schriftsteller aller Bekenntnisse sollten sich da ein bißchen einschränken.

Nun verdient der junge Autor Frank Matzke es aber keineswegs, daß man vor ihm oder vor seinem Buch (erschienen bei Philipp Reclam jun.) zurückscheue. Vielmehr ist es nützlich und angenehm, ihn kennenzulernen, denn er besitzt eine wirklich seltene Eigenschaft: er ist intelligent. Man atmet auf und merkt erst nun recht, wie lange man so etwas unter den jungen Schriftstellern vermißt hat. Auch Romane verlangen ja, wenn sie gut sein sollen, nicht nur „Schilderungstalent" sondern eine durch Anschauung genährte abwägende Klugheit, die weder zu ersetzen ist durch die lebendigste Gestaltungsgabe noch durch die furiose Gehirnarbeit blasser Konstrukteure. Wir hören die Erlebnisschwangern mit Zungen reden, ihr Verstand ist berauscht, und es reicht knapp zur Interpunktion, und die andern wieder lassen selbstgemachte Puppen aufeinander losprügeln und meinen, sie hätten Kinder gezeugt. Daß aber einer einen Gedankengang baut, der klar ist und eigenartig, daß er die Tatsachen nicht beiseite läßt noch vergewaltigt, weitzügig Material hereinnimmt, ohne unlauter zu sortieren, sieht und doch nicht nur sieht, Partei nimmt aber den Gegner nicht austreibt, bevor er ihn angreift, ernst ist und doch nicht voll komischen Eifers, ganz nah am Thema und ihm doch fern genug — das eben ist unter den Jungen so selten. Matzkes Arbeit wirkt durchaus als die eines jungen Menschen, aber er hält es nicht für nötig, die Beine auf den Tisch zu legen, damit man sehe, daß er noch die Kinderschuhe anhat. Er glaubt auch nicht, daß es die Tugend der Jugend sei, keine zu haben (wozu schon Goethe gesagt hat: „Ein Jugendfehler ist nicht liebenswürdig, als insofern er hoffen läßt, daß er nicht Fehler des Alters sein werde"), sondern zeigt sich gerecht, gründlich und wirklich gebildet.

Sein Buch ist nicht „schöne Literatur" sondern eine theoretische Abhandlung, und schon diese ganze Kategorie wird ja von den Jungen verräterisch wenig gepflegt. Er versucht, die Lebenshaltung der „jungen Generation" umfassend darzustellen, und es gelingt ihm, 275 Seiten lang Leser zu fesseln, denen sein Thema wie kein zweites seit Jahren systematisch verekelt worden ist: durch mißglückte Theatermatineen, analphabetische Zeitschriften, gespenstische Diskussionsabende und Caféhauskreuzzüge aller Art. Es gelingt ihm, abgeleierte Thesen mit Bedeutung zu füllen und Phrasen zu brauchbaren Arbeitsbegriffen zurechtzureiten. Und wenn man bedenkt, wie fragwürdig Forschungsmethode und Materialbeschaffung für eine solche Arbeit sein müssen, wie der Autor nur von sich selbst und den nächsten Freunden Deutliches erfahren kann und im übrigen aufs Riechen, aufs Kombinieren, aufs Erraten angewiesen ist, so muß man von der Gültigkeit bis in subtilste Einzelheiten hinein und von der Vielseitigkeit des Bildes überrascht sein. Aus den verschiedensten Winkeln des Landes werden ihm viele von sich und ihrem Kreise bestätigen, was

ihm hier bestätigt wird: Genau so ist uns zumute, und genau so benehmen wir uns!

Nein, nicht genau so. In wichtigen Punkten scheint Widerspruch nötig, manches scheint falsch interpretiert, manches oberflächlich gesehen. Aber diese Fehler, von denen im Folgenden die Rede sein soll, berühren das Ganze nicht, sie sind Unvollkommenheiten, die zu fruchtbarer Diskussion anregen. Und gute Diskussion ist immer nur da möglich, wo die richtige Fragestellung bereits gegeben wurde. Schade ist, daß Matzke, wohl aus persönlichen Gründen, gar nichts über Politik zu sagen weiß. Auch die Musik fehlt ganz, aber hier kann man sich das Nötige leicht ergänzen, während die politische Haltung der Jugend eine höchst aufschlußreiche Analyse ergeben hätte. Matzke sucht diesem Vorwurf zu begegnen, indem er zu Beginn sagt, er spreche nur von Formen, nicht von Inhalten. Aber der Scheinunterschied von Form und Inhalt ist hier besonders unverwendbar. Was einer tut und wie er es tut, ist gleich charakteristisch; ja das Was ermöglicht eine viel anschaulichere Darstellung als das Wie — und Matzke hat denn auch in allen seinen Kapiteln glücklicherweise sehr reichlich „Inhalte" beschrieben. Aber die Politik fehlt.

Wenn man den Jahrgangrummel nicht mitmacht und die Zugehörigkeit zur jungen Generation nicht durch den Geburtsschein bestimmt, so kommt man in Schwierigkeiten, wie der Generationsbegriff zu definieren sei, „jene im Grunde unerklärliche Tatsache, daß zu einer bestimmten Zeit da und dort, ungefähr gleichzeitig, doch ohne sichtbaren Zusammenhang im Äußeren, neue Menschen auftreten, deren Gepräge sich von dem der bisher dagewesenen unterscheidet und unter sich aufs Engste verwandt, ja in den Grundzügen gleich ist." Nun so, nämlich von den Menschen her, wird man sicherlich zu keiner Lösung kommen (Matzke meint: „Es wird auch weiter unerklärt bleiben"), man muß schon auf die Sache sehen, durch die allein ja zumeist auch so eine Generation erst bezeichenbar wird. Wer den Frühling ignoriert, wird sich wundern müssen, warum im Mai, plötzlich und überall zugleich, die Pflanzen aufleben. Darum ist es zweckmäßig, sich nicht den Kopf darüber zu zerbrechen, warum beispielsweise plötzlich so viele „sachliche" junge Leute geboren werden, sondern eben diese Sachlichkeit zu untersuchen. Dann wird man sehen, daß es da — ich möchte es „das Thema einer Generation" nennen — Entwicklungen des Reifens und des Verfalls gibt, so daß der Augenblick, wo eine neue Menschengeneration einsetzen muß, bestimmt ist eben dadurch, daß das „Thema" der alten zuende gespielt ist. (Die bürgerliche Lebenshaltung der Vorkriegszeit etwa, deren Torpedierung das deutlichste Kennzeichen unsrer jungen Generation ist, war in sich, als Sache, derart zum Extrem entwickelt und erstarrt, daß es kein Weiter gab. Deshalb wohl wurden plötzlich so viele sachliche junge Leute geboren.) Aus dieser Motivierung von der Sache her, erklärt es sich auch, warum, wie Matzke hervorhebt, nicht alle Zeitgenossen vom Generationswechsel betroffen werden. Aber wenn er da zwischen Städtern und Landbewohnern scheidet, so ist er — wieder weil er nur von den Menschen aus sieht — kaum auf dem richtigen Wege.

Vielmehr wird es darauf ankommen, wen, in der Stadt oder auf dem Lande, die Ausstrahlungen des „Themas" erreichen, sei es auf dem hohen Niveau intellektueller Auseinandersetzung oder nur verwässert durch Kino- und Magazingeschichten.

Als das Thema der jungen Generation spielt selbstverständlich die „Sachlichkeit" die Hauptrolle. Man kann bei Matzke lernen, was diese Sachlichkeit wirklich ist, aber auch, was sie nicht ist. Er wäre dem Verständnis für sie wohl noch näher gekommen, wenn er nicht so sehr dazu neigte, die junge Generation als etwas Seiendes und nicht als etwas Gewordnes zu betrachten. Die Alten und die Jungen sind ihm feste Gruppen, deren Programme gegeneinander abgewogen werden. Er spricht von „unsern Vorgängern, den Expressionisten" wie ein kommunistischer Fraktionschef von den „Sozialfascisten", also wie von einer kuriosen, etwas unappetitlichen Spielart der menschlichen Gattung, die die Natur in ihrem unerforschlichen Übermut geschaffen hat und mit der es weder Ähnlichkeit noch Verständigung geben kann. Da es nun doch aber nicht mehr als ein Gesellschaftsspiel für lange Caféhausabende ist, alle drei Monate den Beginn einer neuen Epoche auszurufen, und da die Expressionistenära doch noch nicht eben lange beerdigt ist, muß es eine Möglichkeit geben, Expressionismus und Sachlichkeit, überhaupt den geistigen Zustand der letzten Jahrzehnte, aus einem einheitlichen Prinzip heraus zu erklären. Dies versucht Matzke nicht, und so hängt bei ihm die junge Generation seltsam ausgeschnitten in der Luft.

Demgegenüber sei die ketzerische Behauptung gewagt, daß die Sachlichen und die Expressionisten ein und dieselbe Generation sind; daß sie nur verschiedene Typen der Reaktion auf dasselbe „Thema" darstellen: Protest gegen die Lebenshaltung des Vorkriegsbürgertums. Diese war charakterisiert dadurch, daß auf allen Gebieten an die Stelle lebendiger Inhalte feste, leere Formen getreten waren. Von allem Gehalt war nur das äußerlich Faßbare übrig geblieben, und dieses war schematisiert und legalisiert. Man forderte von den Formen her die Inhalte und nannte das die gesellschaftliche Ordnung. Es trat der Trauring an die Stelle der Treue, und der Gutenachtkuß ersetzte die Kindesliebe. Mondschein war eo ipso stimmungsvoll, eine Großmutter war etwas, was man liebt und verehrt, und eine Schwiegermutter komisch. Eine Landschaft war schön, wenn sie eine Ruine enthielt, und häßlich, wenn es regnete. Der Tod erregte Trauer, eine Geburt hingegen Freude. Die Spontaneität aller seelischen Regungen war unterbunden, Frohsinn und Ernst hingen neben Gehrock und Maskenkostüm im Kleiderschrank und warteten, jederzeit disponibel, bis man sie heraus nahm. Als diese entsetzliche Verärmlichung und Verflachung des Seelischen ihren Gipfel erreicht hatte, zeigte sich bei der Jugend eine Reaktion darauf in zwei ganz verschiedenen Formen: die einen ließen das geschändete und zurückgedrängte Gefühl losbrechen, frei, chaotisch, nun völlig ohne Form — das waren die Expressionisten. Was die andern taten, war mehr kaltblütiger Kleinkampf. Es bezog sich auf alle Gebiete des Lebens, hatte mehr Substanz, erregte peinlichern Anstoß und war von tieferer und dauernderer Wirkung. Mit dem Ekel fing es an. Was den

Jungen als Frömmigkeit, als Liebe, als Schönheit, als das Gute, als Gemütlichkeit vorgesetzt wurde, schien ihnen widerwärtig und verlogen, woraus schon zu sehen ist, daß ein echterer Begriff von diesen Dingen verborgen in ihnen steckte. Aber davon wußten sie zunächst nichts. Erlebten sie etwa den Greuel einer Begräbnisfeierlichkeit, während der sie alles andre als Trauer empfanden, so mußten sie annehmen, daß das Gefühl der Trauer ihnen verschlossen sei, da es sich ja bei passendster Gelegenheit nicht einstellte. Erfuhren sie, was Liebe sei, aus den Reden, Sitten und Gebräuchen der Ältern, so mußten sie wohl zu dem Entschluß kommen, sich niemals in ihrem Leben mit etwas so Scheußlichem und ihnen so Fremdem zu befassen. Sie glaubten, und die Ältern glaubten es von ihnen erst recht, daß ihre Seele von Natur rätselhaft verkrüppelt sei. Denn wem am Sonntag in der Kirche nicht fromm zumute wurde, dem war wohl Frömmigkeit versagt. Spürten dann aber die Jungen, daß auch in ihnen Gefühle waren, so fanden sie das notwendigerweise zunächst widerlich, ärgerlich und unterdrückenswert. Und gelangten sie schließlich zu einer natürlichern Bewertung ihrer Erlebnisse, so taten sie doch zumindest alles, um sie vor den Ältern geheim zu halten, denn die hätten ja das, was in den Herzen der Jungen heiß und lebendig emportrieb, für ihre seichten, verkonfektionierten bon ton-Gefühle genommen und es dadurch unleidlich beschmutzt. So erschienen die Jungen sich selbst oder doch den Ältern als eine gemütskalte, verrohte und unsittliche Sippe.

Diese Ableitung ist hier so ausführlich gegeben worden, um zu zeigen, wie sehr Expressionismus und Sachlichkeit zusammengehören (bekanntlich gab es ja schon während der gefühlsberauschten Expressionistenzeit die „sachliche" Lebenshaltung der Jungen, und die Kunst der Neuen Sachlichkeit wiederum ist keineswegs eisig sondern genrehaft verspielt und idyllisch); und andrerseits, um zu zeigen, wie sehr die Kühle der Jungen nur eine Abwehrreaktion, eine Maske war. Denn die Meinung, unsre Generation sei in der Tat seelenlos auf die Welt gekommen, ist ja verbreitet oder war es wenigstens. Matzke ist in diesem Punkt leider sehr einseitig. Er verwahrt sich gegen die Auslegung, Sachlichkeit sei gleich Seelenlosigkeit, aber ein paar Seiten später hört man: „Wir boykottieren jedes unmittelbar geäußerte Gefühl", wir sind gekennzeichnet durch „Ernst und Zurückhaltung, ja Verschlossenheit", wir reden „vom Sachlichen lieber als von Gefühlen", „Wir sind kühl geworden fast bis ans Herz hinan" — und nun wird er es erleben, daß man ihm zuruft: Sie irren, wir sind voller Gefühle, und wir sprechen auch darüber, wir lesen lyrische Gedichte und schwärmen im Mondschein und vor alten Gemälden; wir sind zärtlich und sentimental und kindisch, unsre jungen Dichter sind seit der vorigen Woche nicht mehr protokollarisch-barsch sondern lehnen schluchzend an jungen Birken und landstreichen höchst unpraktisch in morschen Segelschiffen um die Welt! Und wer die Verschlossenheit und die Kühle für einen angeborenen Charakterzug der Jungen gehalten hat, der wird nun wohl — zum dritten Mal in kurzer Zeit — wieder eine neue Generation ausrufen müssen. Eine kleine Geburt anmelden, wie der Schiffer Wulkow sagt.

Dabei ist diese „neue Herzlichkeit" doch nur das selbstverständliche Endstadium des ganzen Prozesses. Überall da, wo die Jungen noch der Aufsicht der Alten ausgesetzt sind oder den üblen Geschmack des Vergangenen noch im Munde haben, da sind sie verschlossen und spröde; wo sie aber unter sich sind oder wo sie den Ton angeben, da zeigen sie unbefangen ihre Seele und tun, aus Vergnügen über die neue Freiheit, manchmal zu viel des Guten. Und sie verschmähen auch nicht den Mondschein, den Weihnachtsbaum und die Buchenscheite im Kamin; denn daß diese Dinge früher hohle Symbole geworden und mit verlogenen Sentiments bekleidet waren, hat auf die Dauer ihre Eignung, Echteres zu erwecken, nicht unterdrückt.

Schluß folgt

# Immer im Kampf von S. J.

*„Fünfzig Jahre sind kein Alter", sagte S. J., wenn vom 28. Januar 1931 die Rede war. Seine Gratulanten pflegte er zu fliehen, und den fünfzigsten Geburtstag hat er auf Reisen verbringen wollen.*

## Kaiser und Kunst

Man sehe im ‚Weltspiegel' den Dom von 1888 neben dem Dom von 1913 — und man weiß, was die Kunst diesem Kaiser verdankt. Nichts. Heer und Marine haben sich durch ihn entwickelt; Sport und Verkehrswesen mit ihm; Handel, Technik und Wissenschaft ohne ihn; die Künste gegen ihn. War es anders möglich? Des Kaisers eigne Kunstschöpfungen sind so belanglos, daß sie kaum zeigen, was er ausdrücken will. Da ist es nur natürlich, daß seine Liebe alle die beglückt, die seine Sehnsucht ausdrücken können. Wer vor die Kunst tritt wie Wilhelm der Zweite, in voller Waffenzier, helmbuschumflattert, sporenklirrend, den Marschallstab in der Faust: der muß die Kunstwerke schätzen, die prunkhaft, schön leichtverständlich, repräsentativ und wundervoll unbekümmert darum sind, daß vaterlandslose Gesellen ihnen Ekelnamen wie Stuck, Gschnas und Kitsch nachrufen werden. Erst der Tod macht diesem Kaiser wahre Künstlerschaft verzeihlich: sogar er ist geduldig gegen Shakespeare, Kleist und Hebbel oder doch gegen die von ihren Dramen, deren Personen in farbigen Kostümen einander Schlachten liefern, und deren Verse so voll klingen, daß sie nicht für alle Ohren von Versen Otto von der Pfordtens zu unterscheiden sind. Es ist ein Geschmack, der sich zum mindesten über sich selber klar ist und aus jeder Branche den Vertreter herausgreift, der ihn am zuverlässigsten befriedigt. Des Kaisers Architekt heißt Ihne, sein Burgenbauer Bodo Ebhardt, sein Maler Willy Stoewer, sein Bildhauer Eberlein, sein Komponist Leoncavallo, sein Dichter Lauff, sein Schauspieler Barnay, sein Regisseur Hülsen. Gleiche Orden, gleiche Brüder. Die wilhelminische Epoche hat sich in einer Kunst ausgeprägt, die gar keinen andern als einen durchaus dekorativen, ornamentalen, pathosfreudigen, attrappenhaften Charakter haben konnte. Es ist die Kunst eines Mannes, der seine Widersacher „zerschmettert", wenn auch nur mit dem Munde; der eine Verfassung „in Scherben zu schlagen" droht, aber das Recht dazu niemals erwerben wird; der sein Volk „herrlichen Zeiten" entgegengeführt hat, ohne daß das Volk es je bemerkt hätte.

Denn was sind das für Zeiten! Man bemüht sich ernstlich, eine Persönlichkeit zu verstehen, die Kerkyra, Sardanapal, den Großen König zwanzigmal zu sehen begehrt und erträgt. Man versteht sie sogar. Wer Armeen aus der Erde stampft, Kanäle zieht, Flaggen auf ragende Masten hißt: der bequemt sich schwer zu dem Zugeständnis, daß in seinem Reich Dinge geschehen dürfen, die nicht letzten Endes

den Zwecken eben dieses Reichs und seiner Macht dienen. Der mißbilligt und verwirft Geschöpfe, die außer Reih und Glied dahinleben, auf nichts bedacht als darauf, die Visionen ihres Geistes in voller Freiheit zu gestalten. Dieser Geist pflegt so zügellos kritisch und anarchisch zu sein, daß ein Gesalbter des Herrn ihm freilich gefügige Geistlosigkeiten und ordnungsliebende Handlanger vorziehen muß, die kühl und ohne Liebe Alleen zu Ehren fast verwirkter Siege mit wesenlosen Puppen überfüllen. Staffage, wo ihr hinfaßt. Den Schaden haben wir. Nicht, daß die Kunst, die wir meinen, heute mehr als irgendwann auf eines Medicäers Güte angewiesen ist. Liebermanns, Adolf Hildebrands, Dehmels, Hauptmanns, Sauers, Reinhardts und aller andern „Rinnsteinkünstler" Blume hat sich auch ohne einen Strahl der Fürstengunst ganz hübsch entfaltet. Aber blickt um euch, wie verheerend die kaiserlich privilegierte Unkunst allenthalben gewirkt hat. Wenn fünfundzwanzig Jahre lang ein lärmendes Scheinwesen, eine seelenlose Pracht gefördert worden ist, dann haben schließlich fast alle Gebiete des öffentlichen Lebens gelitten. Betriebsamkeit ist die Losung. Der lumpigste Geschäftsmann dünkt sich dem Gelehrten überlegen und wehrt sich erbittert gegen jede Störung durch den (unpraktischen) Geist. Die Sprache erneuert sich nicht, weil der Masse von der mächtigsten Autorität statt einer naturwahren Kunst ein Anstreichertum als Muster hingestellt wird. Man kommt zu schaun, man will am liebsten sehn. Ein Gaffertum wird für die illustrierten Blätter großgezogen und von ihnen immer mehr verdummt. Glanz geht über innern Gehalt; und selbst der Glanz ist nicht echt. Noch der unsägliche „Festschmuck" dieser prahlerischen Jubiläumstage ist ein Symptom für den Verfall berlinischen Schönheitssinns. Das Gift der Tünche dringt bis ins Mark. Die Gesinnungen werden clichéhaft und weichen keinen Finger breit vom Wege ab, der zu Wohlstand und Titel führt. Man lese, was in einer einzigen Woche selbst liberale Zeitungen an Byzantinismus geleistet haben, und man kennt die Mitschuldigen. Sie hätten nicht etwa versuchen sollen, diesen Kaiser zu belehren oder zu erziehen. Der ist ein Phantast, steht gar nicht auf unsrer Erde und beweist das immer wieder durch seine Reden, die in seinem Munde nicht einmal phrasenhaft klingen, weil er so heilig glaubt (und von jeder Erschütterung seiner Seelenruhe zu dem Glauben zurückkehrt), daß sein Kurs der richtige ist. Aber liberale Zeitungen hätten ein Gegengewicht bilden sollen und sollten es noch. Das Gegengewicht einer klaren, aufrechten Deutschheit zu einer reizvoll trüben Mischung von Neudeutschland und Rom, von einem handfesten, lachenden Berliner und einem ganz unwahrscheinlichen Imperator mit Zepter, Krone, Schwert, Prophetentum und Gottähnlichkeit, der die Kunst eine seiner Waffen zum Schutz und zur Stärkung aller hohen Ideale nennt und sie in Wahrheit nur als Stütze seines Throns und seines Hauses gelten läßt.

*1913, Nummer 24/25*

*

## Antwort an die ‚Deutsche Tageszeitung'

So schmerzhaft habe bisher nicht einmal ich euer Talent zu satirischer Züchtigung zu spüren bekommen. „Jacobsohn und Wagner". Selbst dem wohlgenährten Rindvieh eurer ackerbauenden Leserschaft hätte dieser Titel allein ein verständnisinniges Lächeln entlockt. Aber ihr erklärt ihn auch noch: „Man ordnet die Leute nach ihrer Bedeutung; deswegen muß hier Jacobsohn voranstehen, bühnenliterarischer Oberzensor Berlins, denn beim andern handelt es sich nur um den Vollender des arischen Mysteriums in Bayreuth." Des arischen Mysteriums! Ihr kriecht nämlich auf jeden Leim, wenn man eurer Rasse schmeichelt. Ihr seht nie die Mache, wenns um Wotan geht. Was aber die Kirche betrifft, die ihr davor in Schutz nehmt, daß ich sie vor Wagner, vor der Ausbeutung durch ein Theatergenie in Schutz nehme, so hört Ludwig Thoma, den Autor der „Germanen": „Der

weinerliche Rohling ließ sich durch abgeschmackte Vorstellungen vom Jenseits zwar nicht von seinen Gewohnheiten abbringen, aber er verstand sich im Katzenjammer dazu, die Verzeihung zu erkaufen. In diesen Eigenschaften liegt die Erklärung für die ungeheure Macht der Pfaffen." Die Art von Germanen, die ihr vertretet, kennt eine einzige Art von Begeisterung: die verschwommene. Ihr seid begeistert — wofür, ist euch gleichgültig. Das Herz in der Brust schlägt höher — weswegen, wißt ihr nicht. Wer aber aus intellektueller Reinlichkeit wissen will, wofür er sich begeistert, den verfälscht ihr unbedenklich zum Kretin.

*1914, Nummer 8*

*

**Familie Schimek**

Um Gülstorffs willen könnte man „Familie Schimek" jeden Monat einmal sehen; um Pallenbergs willen, im Ernst, jede Woche. In der Erinnerung schmerzen einen alle Glieder. Die Tür geht auf, und herein tritt eine wüste Karikatur von Max Reinhardt aus der Zeit, wo er in tollen Nächten des Künstlerhauses seinen Fremdenführer böhmelte. Eine Frackhose ist nicht recht würdig ergänzt; ein baumwollener Regenschirm ist wie ein Gewehr geschultert; ein niedriges, rundes, steifes Hütchen ist Schutz und Zierde des roten Hauptes; ein Nacken ist stolz gesteift; ein bläulicher Fleck ist jeder Wange Belebung; ein Bäuchlein ist dem gedrungenen Leib förmlich angeklebt; eine Lippe ist drohend vorgeschoben; eine Hand ist unverrückbar auf den Rücken geheftet — es brauchte eigentlich gar nicht der Worte. Dies Gewächs queruliert und schmarotzt, kommandiert und tyrannisiert, unterschlägt und erpreßt, ersetzt Befugtheit durch schamlose Frechheit, lügt sich geistesgegenwärtig hundert Male heraus und wird zuletzt doch erwischt und beseitigt. Wir sind dessen gar nicht froh. Erstens, weil damit das Stück zu Ende ist; und zweitens, weil Pallenberg es fertig bekommt, shakespearehaft noch im Schuft den bedauernswerten, gehetzten Menschen zu zeigen, der nichts dafür kann, daß er so ist, und deshalb ein Recht hat, so zu sein. Wenn am Ende des dritten Akts Johann Nepomuk Zavadil dasitzt und mit der Vormundschaft über „die Schimeckische" seine bequeme fette Pfründe auf und davon gehen sieht: da tut er uns aufrichtig leid, ist er uns näher als die Sieger, die nicht alle anständiger sind als er, wird er von uns mit dem Wunsch geleitet, daß er bald wieder eine so reichliche Einnahmequelle finde. Es ist ein Moment, der Bruchteil einer Sekunde; meine Beschreibung dauert unendlich viel länger. Bis zu diesem Moment lacht man sich zweieinhalb Stunden kaputt und wieder heil. Was sagt' ich: das ist ein Mensch? eine Anzahl menschlicher Eigenschaften? trotz Feigheit, Tücke, Betrügerei unsereins in Situationen, in die jeder von uns geraten kann? Bewahre. Das ist zunächst nicht Ein Mensch, sondern ein Dutzend. Das ist ferner durchaus nicht menschlich, sondern... Was da flimmert und glitzert und irrlichteliert: das sind maßlos witzige Wahnwitzigkeiten, gespenstische Verzerrungen von Lebensaspekten, absonderliche Ulkgebilde von willkürlichsten Konturen, närrische Phantasiegeburten voll überrumpelnder Einfälle und kühner Genialitäten. Das schreit und kräht und falsettiert und steigt in den Kontrabaß und wäre nicht stillos, wenn es plötzlich auf den Händen marschierte. Und hier ist wesentlich mehr als verwegen virtuoses Geflacker. Dieser Pallenberg hat ein satanisches Talent, in einer Gastierrolle Gustav Kadelburgs uns allen die sorglich zusammengehaltenen Hüllen von der sogenannten Seele zu zerren. So heiß wie sein Schauspielerblut, so kalt ist seine Psychologenneugier. Er entdeckt Gucklöcher und Klinzen in der chinesischen Mauer, von der wir alle, und alle einzeln, umgeben sind. Er weitet sie und stößt uns mit der Nase darauf. Aber das geschieht nicht mit Psychologenpedanterie. Es geschieht leicht, geschmeidig, blinkend, mit ungeheurer Beweglichkeit und lächelnder Sicherheit, mit dem exaltierten Gefühl des überschüssigen Reichtums

und souveräner geistiger Freiheit. Es geschieht durch zwanzig Drehungen des „Charakters" in der Minute und durch Funken, Reflexe und Lichter, die aus einem kompakten Strahlenbündel kunterbunt auf ihn fallen. Man gerät in einen Rausch der reinen ästhetischen Freude und in einen Wirbel fortreißender Lustigkeit, wogegen es keinen Widerstand gibt. Ich habe mancherlei Komik auf der Bühne erlebt: dies ist die dichteste, willensstärkste, gebieterischste, ist Extrakt und Essenz und Elixier und — darin besteht ihre Größe, ihre Großartigkeit — ist eben in jedem, aber auch jedem Augenblick mehr als Komik. Dieser wilde Clown Pallenberg ist und bleibt Künstler von einem Rang, den unter den lebenden Schauspielern deutscher Zunge nur zwei, Girardi und Bassermann, unter den Dramadichtern der Weltliteratur nur die unsterblichen haben.

*1916, Nummer 29*

*

**Kultur**

Was ist besser: daß jeder in seinem kleinen Kreise auf Sauberkeit sieht, oder daß er sich geräuschvoll und großzügig um die deutsche und teutsche Kultur bekümmert? Kultur: das sind tausend sauber gefegte Schwellen.

*1918, Nummer 27*

*

**An einen Sozialdemokraten**

Seit vielen Jahren gibts kaum ein Gassenwort, kaum eine Verleumdung, die ganz rechts und ganz links stehende Blätter gegen mein Blatt nicht ausgespieen hätten. Das wird hier nicht sehr oft vermerkt: die Hunde bellen, und die Karawane reitet. Aber noch niemals sind wir so niedrig, so geistlos und so dummdreist angegriffen worden wie von der kleinen sozialdemokratischen Parteipresse, seit wir gegen die Bonzokratie der Partei aufgetreten sind. Am lustigsten in diesen Sechserkritiken ist ihre gespielte geistige Überlegenheit. Einer, zum Beispiel, hat nach der Lektüre meines Blattes, worin er Dirnen, Zigaretten, Kokain und Bohème antrifft, Sehnsucht nach einer Wanderung unter einem weiten Nachthimmel ohne Dirnen. Diese altgewordenen Wandervögel mit dem verfilzten Rauschebart aus Wilhelm Bölsches Tagen vermitteln den Arbeitern Bildung, und so sieht die ja auch aus. Dabei haben diese Leute mancherlei gelesen und sind nicht einmal ganz so töricht wie ihre Politik. Aber da hilft auch die beste Lektüre nicht. Wenn Schweine Trüffeln fressen, wächst ihnen nicht die Trüffel, sondern der Schinkenspeck. *1926, Nummer 8*

---

## Piscator-Bühne von Alfred Polgar

„Tai Yang erwacht," Schauspiel von Friedrich Wolf, in Szene gedichtet, umgedichtet von Piscator, ist ein politisches Lehrstück. Es gibt Mitteilungen über die Verhältnisse in China, illustriert sie beispielhaft und zieht aus dem Vorgebrachten revolutionäre Schlüsse, deren Gültigkeit und Richtigkeit jedem, dem sie auch vorher nicht zweifelhaft waren, einleuchten. Zuschauer, die der gleichen Meinung sind, wie das zu deren Propagierung gespielte Stück, werden für diese Meinung gewonnen und zu dem politischen Glauben, den sie in das Theater mitbrachten, bekehrt.

Wenn es, auf der Bühne, den Vertretern und Nutznießern der zu stürzenden Ordnung an den Kragen geht, weckt das die gleiche Stimmung wie im alten Theater, wenn der Bösewicht entlarvt, gezüchtigt oder zumindest ihm die

Übelmeinung ins häßliche Antlitz gesagt wurde. Auch im kämpferischen Zeittheater sind die Schurken als solche schon durch Aussehen und Tonfall stigmatisiert. Ihre politische Scheußlichkeit wird durch die menschliche Niedertracht, deren sie voll sind, in noch helleres Licht, eigentlich: in noch schwärzern Schatten gerückt. Wie Friedrich Schillers Geßler, um hassenswerter dazustehen, nicht nur das freie Volk der Schweizer knechtet, sondern auch Burgfräuleins verschleppt, so ist Friedrich Wolfs chinesischer Kapitalist Tschu Fu nicht nur Ausbeuter, sondern auch Wüstling, Mißbraucher von zwölfjährigen Arbeitermädchen. Das „Private", vom Zeittheater abgelehnt, schmuggelt sich doch, hinters Prinzipielle versteckt, auch auf die neue Bühne.

Die Kunstmittel, die angewandt werden, den Zuhörer zu fesseln und zu entfesseln, sind bescheiden. „Kunst ist Waffe." Das hat seine Richtigkeit, sowohl als Gebrauchsanweisung wie als zeitgerechte Definition. Es ist verständlich, daß im Kampf um eine bessere Welt alles, was solchem Kampf dienen kann, einrückend gemacht wird (wie man in Oesterreich während des Krieges sagte), also auch die Kunst. Aber in Stücken wie „Tai Yang erwacht" stellt sie nur eine Lokalität zur Verfügung (den Theaterraum), mit der sie, in der Idee zumindest, assoziiert ist, leiht ihr Werkzeug, ihre äußern Mittel, ... selbst jedoch bleibt sie zuhause und entzieht sich ihrer Dienstpflicht. Kunst ist Waffe: Das Zeittheater praktiziert diesen Lehr- und Grundsatz etwa wie jemand, der, seine Sache durch das Medium der Musik zu fördern, auf ein Klavier steigt und von dort herab leidenschaftlich für sie redet.

Ein Großteil des Gegenwartsstücks „Tai Yang erwacht" dient lehrhaftem Zweck, die Zuschauer werden durch Rede und Schrift von den sozialen Kämpfen in China, die mit denen in aller Welt kommunizieren, unterrichtet, Statistiken, Zahlen, Daten, geschichtliche Exegesen, reichlich aus- und aufgeschüttet, bilden die Trockenerde, in die das Schauspiel eingepflanzt ist. Solche Methode befreit den Dichter von der schweren Mühe, die Voraussetzungen, auf denen sein Werk beruht, in dieses hineinzubauen, im Ablauf des Spiels auch die Kräfte, die es bestimmen und bewegen, erkennbar werden zu lassen.

Von den Listen und Schlichen des Theaters, von der großartigen Magie des Indirekten, deren es sich zu bedienen weiß, machen Piscator und sein Librettist wenig Gebrauch. An den sinnlichen Fiktionen der Bühne wird nur keusch genascht. Die Schauspieler kommen zu Beginn in ihrer Zivilerscheinung auf die Szene, schminken und kleiden sich vor allem Publikum zu den Figuren um, als die sie nachher sich verstellen werden. Also eigentlich kein Verzicht auf Täuschung, sondern Täuschung plus deren dick unterstrichener Preisgabe. Was ist der Sinn solcher Doppeldrehung, solchen Aufgebens der Illusion, um sich ihrer doch zu bedienen? Wozu chinesische Geräte und Trachten, Chinoiserien in Tonfall, Mimik und Gebärde, wenn doch kein Theater vorgemacht werden soll, wenn es allein darauf ankommt, einen politischen Sachverhalt durch „rein dialektische Dialogführung" klarzustellen und zu diskutieren? Was hat Maske für Zweck, wenn nichts maskiert werden soll? Wenn Herr Ginsberg vor unsern Augen sich einen

würdigen Greisenbart klebt und Herr Roth eine lackschwarze Perücke aufsetzt, erinnert das an den Löwendarsteller im „Sommernachtstraum", der das Publikum vorerst einmal beruhigt, er sei kein wirklicher Löwe.

Tendenz erhält der Zuschauer als Fertigware. Es wird ihm zum Vorgang auch der Reim geliefert, den er sich auf ihn zu machen hat. Aber kommt nicht, im Theater, verkleidete (eben durch Kunst verkleidete) Tendenz unendlich wirkungsvoller zur Geltung als Tendenz, die nackt auftritt? Marc Anton an Caesars Leiche sagt kein einziges Mal: „Und Brutus ist ein Schuft". Und wiegelt doch die Römer nicht schlecht wider ihn auf.

Das Zeittheater erstrebt Plakatwirkung. In Piscators letzter Inszenierung erscheint dieses Streben beim Wort genommen, wird sinnfällig. Die programmlich geforderte „Verbreiterung ins Geistig-Plakatierte" findet statt, zumindest die Verbreitung ins Materiell-Plakatierte. Plakate im Zuschauerraum üben zielbewußten Farbendruck auf das Gemüt der Zuhörer, Plakate wandern über die Bühne, bilden Hintergrund und Kulisse, ruhen, wenn das Spiel ihrer nicht bedarf, zu einer Plakatflotille versammelt, seitlich im Bühnenhafen, stets zum Ausfahren auf die offene Szene bereit. Auch schon optisch hat es starke Wirkung, wenn sie, die groß ausgespannten Buntpapiere, in langsamen Manövern durcheinanderschwimmen, hinüber, herüber gleiten, Segel auf dem Strom der Zeit.

„Tai Yang erwacht" von Wolf-Piscator ist kein Stück, das tauglich wäre, die Bretter zu erschüttern, welche die umzustürzende Welt bedeuten. Aber es rührt an brennendes Heute, es geht den Menschen dieser Tage an, lenkt den Blick über Fernes ins bedrohlich Nahe, stellt Fragen, die von keinem zu überhören sind. Und ist deshalb unendlich mehr erregend, als alle „Gesellschaftsstücke", die, eine geordnete, gesicherte Welt imaginierend, über die Bühnen Berlins gespenstern. Friedvolle, vergnügliche Stücke, als geschichtliches Symptom betrachtet etwa das, was, eine Schraubenwindung von anderthalb Jahrhunderten zurück, die Schäferspiele waren, an denen die französische gute Gesellschaft sich noch ergötzte, als schon der Finsterniswind wehte, der große Erderschütterungen zu begleiten pflegt.

---

## A.G. — M. d. R. von Morus

Die Staatsparteiler im Reichstag haben kürzlich in einem schönen Anfall von Tugendhaftigkeit einen Antrag eingebracht, der jedes Lob verdient. Sie wollen „die weitestgehende Publizität jeglicher wirtschaftlicher Betätigung der Abgeordneten" erwirken. Zu diesem Zweck sollen die Abgeordneten verpflichtet werden, bei ihrem Einzug in das hohe Haus genaue Mitteilung darüber zu machen, was für Geschäfte sie außerhalb des Parlaments treiben, wovon ihr Privateinkommen herrührt, was für Unternehmungen sie besitzen oder verwalten, mit welchen Gesellschaften und Verbänden sie als

Aufsichtsrat, als Syndikus oder auch nur als bezahlter Gutachter verbandelt sind, und einiges mehr. Mit einem Wort: der Wähler soll wenigstens nach der Wahl erfahren, woran er ist.

Der Antrag der Staatspartei erscheint besonders heroisch, da man ja grade ihr und ihrer seligen Vorgängerin, der Demokratischen Partei, häufig den Vorwurf machte, daß bei ihr Politik und Geschäft durch freundliche Interessenfäden miteinander verknüpft seien. Man erinnert sich noch, daß dieses auch ein Anlaß war, durch den das junge Eheglück zwischen Demo und Jungdo zerstört wurde. Hochmeister Mahraun drückte zwar vor der plutokratischen Verwandtschaft ein bis zwei Augen zu, solange er auf die Mitgift angewiesen war. Aber nachdem er mit Hilfe des Demo-Geldes ein halbes Dutzend seiner Leute in den Reichstag gebracht hatte, fand er wieder zur alten Sittenstrenge zurück und reichte die Scheidung ein. Wir zweifeln nicht daran, daß die sechs Jungdo-Abgeordneten, die jetzt irgendwo auf der Rechten des Reichstages ihr beschauliches Dasein führen, sich mit Feuereifer für die Publizitätsforderung ihrer ehemaligen Wahlkampfgenossen einsetzen werden. Und auch die stärkern Parteien werden den staatsparteilichen Antrag nicht so leicht ablehnen können. Aber zwischen Annahme und Ablehnung gibt es den bequemern Ausweg der Vertagung und Verschleppung.

Deshalb möchten wir den schüchternen Versuch machen, den staatsparteilichen Wunschzettel soweit wie möglich auszufüllen. Ein Teil der Fragen, die die Staatspartei aufwirft, läßt sich schon jetzt unschwer beantworten. Die hauptberufliche Tätigkeit der Abgeordneten geht zumeist aus dem amtlichen Reichstagshandbuch hervor. Die Arbeitnehmervertreter pflegen mit großer Genauigkeit zu sagen, wo sie wirtschaftlich hingehören. Auch die selbständigen Unternehmer und sogar die Direktoren und Generaldirektoren, die nebenher noch ein Reichstagsmandat versehen, geben gewöhnlich einwandfrei an, wo ihre private Interessensphäre liegt. Dunkler wird es erst bei der Schicht der Syndici. Die Herren sind oft Kollektionäre, sie sammeln Verbands- und Kartellpöstchen, wie man Briefmarken sammelt, mit und ohne Zacken; je mehr, desto lieber, auf daß die Brieftasche voll werde. So lesen wir denn auf der parlamentarischen Visitenkarte des volksparteilichen Abgeordneten Pfeffer, daß er seit 1919 Geschäftsführer des Arbeitgeberverbandes „und andrer Verbände in Gotha" ist. Sein Fraktionsgenosse Doktor Rudolph Schneider nennt die Bankinstitute, die er als Direktor und Syndikus betreut, aber daneben ist er „Direktor mehrerer Kartelle" und „Geschäftsführer wirtschaftlicher Verbände". Noch größerer Diskretion befleißigt sich der Volksparteiler Schmid, der frühere Staatssekretär für die besetzten Gebiete, der unter dem Kosenamen: der „Schweine-Schmid" in die Verwaltungsgeschichte der neusten Zeit eingegangen ist. Dieser füllige Herr verrät uns zwar in seiner Selbstbiographie, welche Gymnasien er besucht hat, und daß er 1914 als Kriegsfreiwilliger in die Marine eingetreten ist, aber daß er seit seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst enge Beziehungen zur rheinisch-westfälischen Schwerindustrie unterhält und namentlich mit dem Langnam-Verein im Konnex steht, geht die Öffentlichkeit gewiß nichts an.

Wenn die Position der Syndici im Reichstag sich auch verstärkt hat, seitdem es die großen Herren aus der Industrie nicht mehr für nötig halten, selbst ins Parlament zu gehen, so bilden die unmittelbaren Verbands- und Kartellabgeordneten doch eine verhältnismäßig kleine Gruppe. Zahlreicher und weit wichtiger für die Verflechtung von Politik und Geschäftsinteressen sind die Aufsichtsrats-Parlamentarier. Nach dem 14. September ging die Sage, die Wahl wäre gegen den Kapitalismus ausgefallen, und das Großkapital hätte eine Niederlage erlitten. Wenn man aber Inventur macht und die Lötstellen und Drahtleitungen einmal sorgfältiger ableuchtet, so ergibt sich, daß die Verbindung zwischen Kapital und Parlament eher noch inniger geworden ist, als sie im alten Reichstag war.

Im vorigen Reichstag gab es unter den 490 Abgeordneten 68, die gleichzeitig in Aufsichtsräten saßen und insgesamt 275 Aufsichtsratsposten bekleideten. Unter den 577 Abgeordneten dieses Reichstags gibt es 75 Volksboten, die mit der Bürde des Abgeordnetenmandats auch noch die Last von 330 Aufsichtsratsmandaten zu vereinigen wissen. Die Zahl der Aufsichtsratsposten hat sich am Platz der Republik, wie man sieht, tüchtig vermehrt und sogar im Vergleich zu dem Anwachsen der Abgeordnetensitze gut gehalten. Dabei muß man noch in Betracht ziehen, daß die beiden Flügelparteien, die frei von Aufsichtsratsparlamentariern sind: Kommunisten und Nazis, im vorigen Reichstag 66, in diesem aber 184 Plätze einnehmen. Die parlamentarische Mitte ist also weit stärker als früher mit Aufsichtsräten besteckt.

Allerdings kommt der Zuwachs zum Teil davon, daß man die in Aktiengesellschaften umgewandelten öffentlichen Betriebe mit der Zeit etwas mehr unter parlamentarische Kontrolle gestellt hat und dementsprechend mehr Abgeordnete in den Aufsichtsräten der öffentlichen Unternehmungen sitzen. Das trifft vor allem auf die Sozialdemokratie zu, die im vorigen Reichstag nur 7 Aufsichtsratsparlamentarier mit 11 Aufsichtsratsposten aufwies, während jetzt 19 sozialdemokratische Abgeordnete 32 Aufsichtsratsposten besetzt halten. Doch handelt es sich durchweg um öffentliche Gesellschaften oder um Gewerkschafts- und Parteibetriebe; mit einer einzigen recht interessanten Ausnahme: der sozialdemokratische Abgeordnete Ludwig Marum, seines Zeichens Rechtsanwalt in Karlsruhe, sitzt zugleich im Aufsichtsrat der Burbach-Kaliwerke A.-G. in Magdeburg. Und wie nett es sich trifft: dem Vorstand von Burbach gehört der sehr rührige Vertreter der Kaliinteressen, der volksparteiliche Abgeordnete Albrecht an.

Einen großen Prozentsatz ihrer Mitglieder entsendet die Zentrumsfraktion in die Verwaltung der öffentlichen und der Parteibetriebe. Dabei hat der Bergarbeiter Imbusch gleich fünf Gesellschaften zu beaufsichtigen und sich um Holz, um Papier und um Feuerversicherung zu bekümmern. Ein noch härteres Los trifft den Abgeordneten Stegerwald, der außer seinem Ministeramt noch den Aufsichtsratsvorsitz in vier Unternehmungen der christlichen Gewerkschaften versieht. Der Bestand an industriellen Aufsichtsratsposten innerhalb der Zentrumsfraktion ist durch das Ausscheiden des I. G.-Farben-

Anwalts Lammers und des mächtigen Zement-Industriellen ten Hompel geringer geworden. Aber ein neuer Mann hat für reichlichen Ersatz gesorgt. Der kölner Bankdirektor Robert Bürgers vom Schaaffhausenschen Bankverein hat gleich 19 Aufsichtsratsposten mitgebracht, so daß sich statt 41 alles in allem jetzt 67 Gesellschaften rühmen können, einen Zentrumsabgeordneten in ihrer Verwaltung zu haben.

Ähnlich wie beim Zentrum hat in der Deutschen Volkspartei eine kleine Umgruppierung der Aufsichtsratsverbindungen stattgefunden. Die zahlenmäßigen Verluste, die durch die Wahlniederlage etlicher Industrievertreter entstanden, wurden durch einen Bankier wieder einigermaßen wettgemacht. Kein Geringerer, aber auch kein Größerer als der Doktor v. Stauß von der Deutschen Bank war es, der den Aufsichtsratsbestand der Volkspartei um 43 Aufsichtsratsposten vermehrte, so daß die Gesamtzahl nur von 77 auf 68 sank. So haben die Banken in diesem häßlichen Jahr die Genugtuung, daß wenigstens das Geld, das sie für politische Zwecke investiert haben, nicht umsonst herausgeworfen ist. Es erübrigt ich wohl hinzuzufügen, daß Herr v. Stauß ebenso wie sein Kollege Bürgers auf der Reichsliste gewählt worden ist.

Bescheiden nehmen sich in der Rangliste der Aufsichtsparlamentarier diesmal die Deutschnationalen aus. Im vorigen Reichstag waren es noch 11 Abgeordnete, die 43 Aufsichtsratsposten innehatten, jetzt sind es nur noch ihrer 9 mit schäbigen 22 Verwaltungspöstchen. Und würde Hugenberg nicht noch in sechs seiner Konzerngesellschaften persönlich das Zepter führen, wäre der Bestand noch kümmerlicher. Da lobe ich mir die Bayrische Volkspartei, die mit der Zeit mitzugehen versteht und weiß, was sich in einem modernen Parlament gehört. Wer erwartet wohl, daß der biedere Doktor Joseph Pfleger sich privatim noch mit der Beaufsichtigung der Vereinigten bayrischen Spiegel- und Tafelglaswerke abmüht? Oder gar, daß der Oberstudienrat Sebastian Schlittenbauer, gelernter klassischer Philologe und führender Ödlandgenossenschaftler, nebenbei auch noch in einer landshuter Keks- und Schokoladenfabrik, in einer Versicherungsbank und einer münchner Baufirma als Aufsichtsrat waltet?

Die Aufsichtsratsgebäude aller andern Parteien erscheinen aber wie armselige Hütten, wenn wir uns den Wolkenkratzern der Staatspartei zuwenden. Keine Bankeninvasion hat vermocht, Hermann Fischer von seinem Primusplatz zu verdrängen. Mit 51 Aufsichtsratsposten hält er nach wie vor den Rekord im deutschen Reichstag. Reinhold ist jetzt zwanzigfacher Aufsichtsrat, August Weber, der neue Fraktionsvorsitzende, hat, obwohl er in seinem Hauptberuf nur als schlichter Domänenpächter figuriert, die Aufsichtsratsziffer seiner Partei um 33 vermehrt. So umfaßt die Staatspartei mit ihren 16 Abgeordneten 105 Aufsichtsratsmandate, und dabei hat das Ausscheiden Koch-Wesers die Aufsichtsratszahl noch um vier herabgemindert.

Unter diesen Umständen frank und frei vor sein Volk zu treten und publizitätsfreudig zu erklären: So sind wir, so sehen wir aus, ist, baß fürwahr, ein Zeichen von Seelengröße, die ihresgleichen sucht.

# Bemerkungen

### Professor Gumbel

Jetzt sind Sie, lieber Herr Doktor Gumbel, wieder Gegenstand roher und dummer Anwürfe geworden. Ihretwegen schnitten heidelberger Studenten die Reichsgründungsfeier, nachher gabs wilde Reden und Krawall auf der Straße. Das geht so seit mehr als zehn Jahren, seit jener denkwürdigen Versammlung in der Aula am Savignyplatz, wo eindringende Baltikumer Hellmut von Gerlach mit ihren Kommißstiefeln traten. Damals wichen Sie als Vorsitzender nicht von Ihrem Platze, Sie blieben ruhig stehen, die Glocke schwingend, noch als Ihnen das Blut von den Hieben der jungen Vaterlandsretter übers Gesicht rieselte. La séance continue.

Seitdem sind viele Jahre vergangen, und seitdem hat, wo Sie auch auftraten, immer irgend jemand gegen Sie protestiert. Ihre Gelehrtenlaufbahn ist von den Protesten von Kollegen und Studierenden begleitet. Alle Augenblicke wird in Heidelberg „gegen Gumbel protestiert". Was Sie fürchterliches tun, wird dabei nicht recht klar. Sie sind da, und dagegen verwahrt man sich — als Deutscher und Mensch.

Von Berlin gesehen, wirkt diese Protestiererei reichlich schwachsinnig. Seit manchen Jahren sind Sie als politischer Publizist recht still geworden. Man findet Sie weder bei uns mehr noch an andrer Stelle. So tischt man immer jenes fatale Wort auf, das Ihnen einmal in einer improvisierten Versammlungsrede entfahren ist, das Wort vom „Feld der Unehre". Welch gutes Gedächtnis bei einem sonst so vergeßlichen Volke. Was ist seit 1918 nicht von roten und weißen Tribünen gezetert worden, ohne daß es das weitere Fortkommen der Herren Redner behindert hätte. Und hat nicht ein heute sehr hochstehender Herr das Volksempfinden einmal aufs Ärgste verletzt, indem er den Krieg als Badekur bezeichnete, und hat nicht dieser selbe Herr zuerst das Wort vom Dolchstoß gebraucht, das Deutschland dann in zwei Lager zerreißen sollte? Andre haben böseres gesagt als Sie, es hat keiner Karriere etwas geschadet, hat keinen gehindert, Liebling der Nation und Wonne des Vaterlandes zu werden. Nur Ihnen, Herr Doktor Gumbel, schenkt man nichts.

Es ist auch nicht bekannt geworden, daß Sie jemals Ihren Lehrstuhl zu politischen Meinungsäußerungen mißbraucht hätten, wie es so manche Ihrer Kollegen tun. Sie haben einen Lehrauftrag für Mathematik inne, und diese Wissenschaft bietet auch nicht so günstige Gelegenheit dazu. Der Volkswirtschaftler, der Historiker oder Theologe hat es viel leichter, seinen privaten politischen Gallimatthias als wissenschaftliche Axiomatik aufgetakelt vorzutragen. Doch Sie als Sozialist, Republikaner und Friedensfreund, haben niemals eine Messerspitze Marx in algebraische Formeln gemengt, während es doch ein hervorragender Mediziner am Seziertisch fertiggebracht hat, einigermaßen hitlerische Rassentheorien zu entwickeln.

So reserviert Sie sich auch verhalten und so konsequent Sie auch dem Tageskampf fernbleiben mögen, Ihre Chronik der politischen Morde in der ersten deutschen Republik wird Ihnen weder vergessen noch verziehen. Diese undankbare und gefährliche Aufgabe, die finstersten Ecken des neuen Deutschlands abzuleuchten, haben Sie mit ebensoviel Scharfsinn wie Gewissenhaftigkeit erfüllt. Sie haben sich nicht herangedrängt, aber die Andern, die viel Robustern, die patentierten Republikretter, blieben aus. So mußten Sie, der fein organisierte Gelehrte, einspringen, und weil Sie viel Schlamm fortschaffen mußten, deshalb findet man heute Ihren Geruch nicht gut. Deshalb wird auch von gewissen Herr-

schaften links immer so von Ihnen gesprochen, als ob Sie etwas ganz Furchtbares ausgefressen hätten, worüber man in Ihrem eignen Interesse am besten nicht redet. Das kam noch neulich in einer Zuschrift eines heidelberger Studenten an eine berliner Demozeitung so nett heraus. Den jungen Mann empörten die Treibereien gegen Sie, aber zwischen den Zeilen war doch zu lesen, daß Ihre Anwesenheit in Heidelberg im Grunde schwer zu ertragen sei. So geht es Ihnen: wo man gegen Sie nicht laut protestiert, mißbilligt man Sie im Stillen — Republikaner, Sozialist, Friedensfreund, dreifach Gezeichneter.

Der badische Unterrichtsminister hat allerdings für die Manifestationen der Herren Studenten kein Verständnis gehabt, er hat deren Radauausschuß kurzerhand aufgelöst. Es ist erfreulich, daß zu den Fällen Valentin, Nicolai und Lessing nicht noch ein Fall Gumbel kommt. Das war eine kraftvolle ministerielle Geste, wie sie in Deutschland selten geworden ist. Aber Ihren heidelberger Alltag mag das auch nicht heiterer stimmen. Wenn auch die Proteste gegen Sie, wie gesagt, von Berlin gesehen, etwas schwachsinnig wirken, es muß viel Charakter dazu gehören, dieses Leben als Schandfleck einer kleinen Universitätsstadt zu ertragen. Im Grunde ist es nicht anders als damals bei dem Tumult in der charlottenburger Schulaula — Sie stehen auf Ihrem Platz, Sie tun Ihre Pflicht. La séance continue.

*Carl v. Ossietzky*

## Die Reportahsche

Einmal hieß alles, was da kreucht und fleucht, „nervös", dann „fin de siècle", dann „Übermensch", dann hatten sie es mit den „Hemmungen", und heute haben sie es mit der Reportahsche, als welches Wort man immer so schreiben sollte. Lieber Egon Erwin Kisch, was haben Sie da angerichtet! Sie sind wenigstens ein Reporter und ein sehr guter dazu — aber was nennt sich heute nur alles „Reportage". Es ist völlig lächerlich.

Es gibt von allen Arten.

Es gibt „soziale Reportagen" und einer trägt eine „Reportage" vor, und Paul Fechter, der Klopf-Fechter der ‚Deutschen Allgemeinen', macht „Versuche einer Rollen-Reportage", die denn auch so ausgefallen sind, daß man sich verwundert fragt, wie einer das schreiben kann, ohne dabei einzuschlafen. Dafür tuts denn der Leser. Und dann gibt es „Reportagen-Romane", und das sind die allerschlimmsten.

Der richtige Reportage-Roman ist im Präsens geschrieben und so lang wie ein mittelkräftiger Bandwurm. Der romancierende Reporter nimmt sich ein Milljöh vor, und das bearbeitet er. Das kann man nun endlos variieren, aber es ist immer dasselbe Buch. Nicht die Spur einer Vertiefung, nichts, was man nicht schon wüßte, bevor man das Buch angeblättert hat, keine Bewegung, keine Farbe — nichts. Aber Reportage. Was einen höchst mäßigen Essay abgäbe, das gibt noch lange keinen Roman. Wie überhaupt bei uns jede kleine Geschichte gern „Roman" genannt

wird — die Kerle sind ja größenwahnsinnig. „Krieg und Frieden" ist ein Roman. Das da sind keine.

Sie kommen sich so wirklichkeitsnah vor, die Affen — und dabei haben sie nichts reportiert, wenn sie nach Hause kommen. Nur ein paar Notizen, die sie auswalzen. Reportahsche ... Reportahsche ...

Auf dieses Wort gibt es einen Reim; deshalb schreibe ich es so.

Vor dem Kriege hat einmal die Kaffee-Firma Tengelmann ein Preisausschreiben in die Zeitungen gesetzt; sie wollte ein kurzes Gedicht für ihre Reklamen haben: die Firma sollte darin genannt sein, die Vorzüglichkeit ihrer Produkte, ihre Tee- und Kaffeeplantagen und das alles in gefälliger, gereimter Form.

Der große Schauspieler Victor Arnold gewann zwar den Preis nicht — aber er hatte einen der schönsten Verse gefunden. Und der hieß so:

Mein lieber guter Tengelmann!
Was geht denn mich dein Kaffee
an
und deine Teeplantage —
Ach ...!

Na, dann reportiert man.

*Peter Panter*

## Liebeswerben um Lieschen Neumann

In diesen Tagen hat sich die sechzehnjährige Lieschen Neumann mit ihrem Bräutigam und dessen Freund wegen Ermordung eines berliner Uhrmachers zu verantworten. Während Lieschen Neumann mit dem Uhrmacher im Bett lag, drangen ihre Freunde in die Wohnung ein, dann brachten die drei den Uhrmacher um und bestahlen ihn. Eine grausige Tat, sexuelle Motive, soziale Notlage, Mißachtung des Menschenlebens zu gleichen Teilen gemischt.

Bald nach der Verhaftung von Lieschen Neumann war ein Verteidigerstreit entbrannt, wie folgende Dokumente ergeben:

*

Vollmacht des Vaters der Luise Neumann auf Rechtsanwalt Kameke als Wahlverteidiger vom 20. November 1930.

*

An die Staatsanwaltschaft III
Berlin

Ich bitte sehr, mir in meiner Strafsache Herrn Justizrat Davidsohn, Chausseestraße 6, als Offizialverteidiger zu geben.

Berlin, den 26. November 1930.

Luise Neumann,
Alt-Moabit 12 a.

Wir bitten sehr, wenn irgend möglich, diesen Wunsch der Jugendlichen zu erfüllen; auch die Eltern wären mit dieser Wahl sehr einverstanden, da Herr Justizrat Davidsohn grade für Jugendliche in psychologischer und pädagogischer Hinsicht sehr geeignet ist.

Berlin, den 26. November 1930.
Die Leiterin der Jugendfürsorge.
I. A.: Hasack.

*

Im Hinblick auf die Bestellung eines Verteidigers durch den Vater dürfte eine Offizialverteidigung nicht in Frage kommen.

Landgericht III, 1. Strafkammer.
Berlin, den 29. November 1930.

*

Der Antrag der Angeschuldigten Luise Neumann auf Bestellung eines Offizialverteidigers wird abgelehnt, weil sich inzwischen Rechtsanwalt und Notar Kameke als vom Vater der Angeschuldigten bestellter Verteidiger gemeldet hat.

Berlin, den 2. Dezember 1930.
Landgericht III, 1. Strafkammer.

*

Schriftsatz des Rechtsanwalts Kameke vom 3. Dezember 1930, in dem er seine Verteidigung niederlegt. (Offensichtlich, um dem Wunsche der Jugendfürsorge entgegenzukommen, die Justizrat Davidsohn als Offizialverteidiger wünschte.)

*

Justizrat Dr. Leo Davidsohn wird zum Offizialverteidiger für Luise Neumann bestellt.

*

Die offizielle Jugendfürsorge, die allein auf die Untersuchungs-

gefangene Einfluß nehmen kann, empfiehlt also einen bestimmten Anwalt und der wird auch tatsächlich als Offizialverteidiger bestellt. Ungewöhnlich deshalb, weil die Gerichte sonst nicht den Wünschen der Angeschuldigten auf Bestellung eines bestimmten Offizialverteidigers nachkommen, sondern weil es nach der Reihenfolge geht und mancher nicht nur ein ihm unerwünschten, sondern sogar einen unerfahrenen Verteidiger beigeordnet erhält. Aber auch aus einem zweiten Grunde ungewöhnlich: weil offizielle Stellen, die sonst im allgemeinen nicht Vorschläge für Verteidiger machen dürfen, hier einen bestimmten Anwalt vorschlagen. Justizrat Davidsohn ist Vorstandsmitglied der Anwaltskammer. Er wacht nicht nur darüber, daß kein Verteidigername aus „Reklamegründen" in die Zeitung kommt, sondern interessiert sich auch sehr lebhaft für die Frage, ob ein „nicht standesgemäßer run" um Mandate vorkommt, ob nicht bei den Eltern von Verhafteten Limousinen vorfahren, wie es bei den Gebrüdern Saß geschehen sein soll. Um so erfreulicher ist es, daß ein Vorstandsmitglied jetzt selbst für moderne Neuerungen sorgt und seine Empfehlung als bekannten Jugendanwalt von offizieller Stelle bei den Gefangenen für zulässig hält. Das wird hoffentlich, auch Anlaß für Gefängnislehrer, Gefängnisärzte, Gefängnisaufsichtspersonal sein, Häftlingen erfahrene Verteidiger zu empfehlen. Das wird hoffentlich auch die Gerichtsvorsitzenden veranlassen, die empfohlenen als Offizialverteidiger zu bestellen. Der Vorsitzende, der Fritz Friedmann in schweren Sachen stets zum Offizialverteidiger bestellte, hatte schon recht, wenn er erklärte: Für den schlimmsten Verbrecher ist der beste Offizialverteidiger grade gut genug!

*Balthasar*

### Hamsun in Berlin

Am 15. Januar 1931 hielt Berlin sicherem Vernehmen nach ein und eine halbe Minute lang den Atem an.

Warum?

Knut Hamsun war — auf der Durchreise nach dem Süden — einen halben Tag lang in Berlin.

Niemand sah ihn, niemand sprach ihn, kein Photograph wurde zu ihm gelassen.

Die vielbeschäftigte Stadt hielt natürlich nicht den ganzen halben Tag lang den Atem an, sondern wie sich von selbst versteht und wie schon bemerkt, nur während der anderthalben Minute, die nötig war, um die von ergriffenen Herren stilisierte Zeitungsnotiz zu überfliegen.

Länger konnte ja Berlin den Atem schon deshalb nicht anhalten, weil die wenigsten Zeitungsleser wissen, wer Knut Hamsun ist.

Ein ganz verwegener Stilist schwang sich zu der Hyperbel auf, der große Pan selber sei durch Berlin gebraust — was manche Leser als poetischen Hinweis auf eine imponierende neue Automarke genommen haben dürften.

Es sei, wie es wolle: So weit hat es die Zeit denn doch gebracht, daß die Notiz das Eigentliche und der Vorgang das Unwesentliche geworden ist — ein nicht zu unterschätzender Fortschritt.

Ich könnte mir denken, daß der große Pan, im großen Tinnef des Betriebs verloren und ohnehin schon ein bißchen wackelig, von ungefähr einem berliner Stilisten begegnend, an den ahnungslos ihn nicht Erkennenden die angstvolle Frage richtete: „Entschuldigen Sie — wo ist hier die Kultur?" und von dem die Situation beherrschenden Herrn die barsche Antwort einstecken müßte: „Fahren Sie ab, oller Provinzler!"

*Peter Scher*

## Der Kriegsschuld-Film

Ja also — Oswalds „1914"? Ich muß sagen, daß mir Kaiser Franz Josephs Bart heftig mißfiel. Ich glaube, daß er nicht echt war und daß Eugen Klöpfer überhaupt keinen Bart hat. Ich hätte ihn daran ziehen mögen, er hat es tausendfach verdient. Pourtalès soll ein unbegabter Diplomat gewesen sein, aber sein Bart schien mir gepflegter als jener apostolische. Für Jaurès brauchte man einen schönen, breiten, weißen. Der saß im Gesicht Heinrich Georges. Dort befand er sich noch seit den „Dreyfus"-Tagen, zusammen mit dem Spruchband „J'accuse". Dieses ließ man wieder flattern, so daß alle Requisiten beisammenblieben.

Ich könnte noch so manches Andre über die künstlerische Seite dieses Films erzählen, aber viele Leute meinen, man müßte politisch dazu Stellung nehmen. Politisch gesprochen: die Kerls taten mir furchtbar leid. Stellen Sie sich eine Jungfrau vor, die durch den finstern Park geht und darauf wartet, daß man sie überfällt. Sie macht das neununddreißig Nächte lang — und erst in der sechsten Woche widerfährt es ihr. Muß man da nicht nervös werden? Und, denken Sie nur, genau so erging es den braven Diplomaten in Wien, Petersburg, Berlin und Paris. Sie quälten sich so schrecklich ab, um einen schönen, runden Kriegsgrund zu erwischen. Ich bitte Sie: „Prestige, Gebietserweiterung, Balance der Mächte in Europa, Rettung des alten Systems, wirtschaftspolitische Interessen..." das versteht doch der Mann auf der Straße nicht!

Aber: Schandtat, Überfall, Ehre ...! Ja, für geschändete Jungfrauen hat das Publikum was übrig.

Nicht gleich schimpfen, daß die armen Hunde sich erst wochenlang überlegen mußten, wie sie die Sache arrangieren sollten — mit kleinen sentimentalen Rückfällen und rührender Angst vor der eignen Courage! Nicht gleich schimpfen! Wer wird denn so pedantisch sein, dem einen oder andern alten Herren nachzurechnen, wieviel Minuten er den Kollegen nachhinkte! Sehen Sie, Herr Oswald hat ein Herz für sie. Er gleicht ihre Taten aus. Er verkleinert den Ruhm des scharfen Bruders Berchtold, damit der gute, hilflose Bethmann nicht allzu sehr im Rennen um das bißchen Lüge zurückbleibt. Arme Kerls! Sie sind ja so uninteressant! Wir wollen Ihnen nicht zu genau auf die Bärte sehen.

Wir wollten auch nicht zu genau auf die Leinwand sehen. Nur rohe Menschen weiden sich an den Qualen Andrer. Und auf der Leinwand spielte sich, neben allem andern, die Qual des Herrn Oswald ab, der ein lächerlich gutes Herz hat und niemand wehe tun will.

Die Zensur hat es ihm übel gelohnt! Was mag sie wohl aus diesem „Film gegen die Kriegsschuldlüge" herausgeschnitten haben? Sicherlich den wesentlichen Teil: die Anprangerung der Kanonenfabrikanten, der hetzerischen Volksschullehrer, der „starken Männer" in Wien, Berlin, Paris!

Oder tue ich dem guten Zensor Unrecht? Wünschte er nur, den Bart des Herrn von Pourtalès einmal weniger zu sehen?...

Man sagt, das zweite sei der Fall gewesen.

*Abel Dorp*

### Zwei Frauen

Aus Frankreich, zufällig aus Frankreich, kommen zwei Meldungen über Frauenleben in dieser Zeit. Die Bäuerin Bathelier aus der Bourgogne ist vom Landwirtschaftsminister für den Orden der Ehrenlegion vorgeschlagen worden. „Die einundfünfzig Jahre alte Frau verdankt", so meldet WTB., „diese Auszeichnung der Tatsache, daß sie sechzehn Kindern das Leben geschenkt hat". Die andre Meldung betrifft Fräulein Helene Bonnet, in Diensten einer pariser Druckerei. Sie ist hundertein Jahre alt und verdient einen täglichen Arbeitslohn von dreizehn Francs. Als der Unternehmer seine Belegschaft zur Sozialversicherung anmeldete, erfuhr man von ihrer Existenz. „Die Stadt Paris hat ihr sofort eine Altersrente zur Verfügung gestellt", meldet der Draht.

Der französische Landwirtschaftsminister mag der Meinung sein, den ihm unterstellten agrarischen Bezirk zu ehren, indem er die Bäuerin zur Ehrenlegion vorschlägt, die sechzehn Kindern das Leben schenkte. Uns andre würde es mehr interessieren zu wissen, welcher Art dieses Leben sein wird, das sie „geschenkt" hat, und wie ein Leben war, das sechzehn Geburten, heißt hundertvierundvierzig Monate oder zwölf Jahre währende Schwangerschaften, ausfüllten. Diese Dinge scheinen aber nicht in das Ressort Landwirtschaft zu fallen. Andrerseits verlautet nicht, für welchen Orden der Sozialminister Fräulein Bonnet vorzuschlagen gedenkt, die, nachdem sie das fürstliche Salär von 2,15 Mark pro Tag oder rund 50 Mark im Monat verdient hat, vom Ehrensold der Stadt Paris bei ihrem Alter vermutlich nicht lange mehr Gebrauch machen wird, und daher doch gewiß auch einen Orden verdient hat.

Beider Frauen Lebensschicksal aber sollte in den Blättern der Geschichte aufbewahrt werden. Es könnte sein, daß eine spätere Zeit sich dafür interessiert, welcher Art die Ideale waren, die 1931 ein Kulturstaat durch öffentliche Auszeichnungen ehrte.

*Walther Victor*

## Hinweise der Redaktion

### Berlin

Weltbühnenleser. Jeden Mittwoch 20.15, Café Adler, Dönhoffplatz. Am 28. spricht Hans Jaeger über „Die Krise des italienischen Fascismus".

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Freitag 20.00. Ernst Joel-Heim, Marheinekeplatz 3/4 (U-Bahn Gneisenaustr.). Oeffentliche Diskussion: „Revision? Revision!" Referent: Kurt Hiller; Korreferent: Friedrich Wilhelm Heinz (revolutionärer Nationalist); in der Debatte u. a. Verlesung von Aeußerungen R. N. Coudenhove-Kalergis und Helene Stöckers.

Deutsche Liga für Menschenrechte. Montag (2. 2.) 20.00. Bachsaal, Lützowstr. 76. „Remarque und die Wirklichkeit". Es sprechen: Marie Juchacz, Edlef Köppen, Carl Zuckmayer, Hermann Schützinger, Christoph Pfändtner, Kurt Fleischer, Peter Riss und K. Mathis.

Porza. Donnerstag 20.00. Budapester Str. 3. Arnold Zweig spricht über „Phantasie, Wirklichkeit, Form".

Galerie Gurlitt, W 35, Potsdamer Str. 113. Ausstellung Gyula Batthyany und Paul Scheurich.

### Frankfurt

Weltbühnenleser. Donnerstag 20.30. Café Oper. Konjunkturkrise und Strukturkrise.

### Rundfunk

**Dienstag.** Breslau 18.30: Künstler — Kritiker — Publikum, Max Pechstein, Max Osborn und Hellmut Jaro Jaretzki. — Leipzig 19.00: Die neuen Probleme der Tanzkunst, Rudolf von Laban. — Breslau 19.15: Gaspard Ruiz, nach einer Novelle von Joseph Conrad; Herbert Brunar, Willy Koch und Alexander Runge. – **Mittwoch.** Berlin 17.30: Aphorismen, Kurt Hiller. — Köln 19.25: Carl Zuckmayer liest. — Frankfurt 20.30: Multatuli. — Berlin 21.10: Stunde der Unbekannten, Leitung Edlef Köppen. — **Donnerstag.** Leipzig 21.10: Duell Napoleon-Görres, Arno Schirokauer. — Breslau 21.30: Heinrich Mann liest aus eignen Werken. — **Freitag.** Leipzig 14.30: Anfrage an James Joyce, Arno Schirokauer, Gerhard Lindner und Heinz Horn. — Frankfurt 18.15: Ernest Hemingway, Wolfgang Weyrauch. — Köln 18.40: Amerikanische Reisebilder, Ernst Toller. — **Sonnabend.** 18.10: Die Erzählung der Woche, F. C. Weiskopf. — 19.10: Staatsanwalt und Verteidiger, Kurt Berliner und Max Alsberg.

## Antworten

**Berta Kuczynski.** Sie schreiben an den neuen Nobelpreisträger Sinclair Lewis: „Es ist so selten, daß die Bekanntschaft mit dem Schöpfer der Werke, die man liebt, keine Enttäuschung ist. Es war keine Enttäuschung, als ich Sie im Winter 1928 bei einer dinner party zu Sechsen in Washingtons schöner Sechzehnter Straße kennen lernen durfte. Und so war es jetzt eine freudige Sensation, Ihre helle, schnelle Stimme am berliner Radio zu hören. Kurz vor der letzten Welle wurden Sie gefragt, was Sie tun würden, wenn Ihr Land in den Krieg ginge: „Right or wrong, my country, ich würde kämpfen", antworteten Sie, der Nobelpreisträger! Sinclair Lewis, Millionen von Hörern hatten auf Ihre Antwort gewartet, auf die Antwort eines Mannes, der die Psychologie des Krieges kennt, seine wahren Hintergründe, Millionen arm an Urteilskraft, ungeübt in der Kunst logischer Beweisführung. Welche Gelegenheit, diese willige Zuhörerschaft zu belehren, zum Beispiel in dem Sinne, daß Loyalty, die Sie selbst so hoch werten, etwas Großes sei, daß es aber eine höhere Loyalty gibt, als die zu seinem Lande, wenn sie befiehlt zu morden oder sich morden zu lassen. Sinclair Lewis, großer Psychologe, unbestechlicher Kritiker Ihrer Zeit, Ihres Landes, Ihrer Mitmenschen, der ihre Verlogenheit aufdeckt, geißelt, der Echtheit und innere Freiheit über alles stellt — gibt es wirklich eine von Menschen geschaffene Möglichkeit, die Ihre Objektivität in Ketten legt, die Ihr Unterscheidungsvermögen von right or wrong tötet, die Sie nicht nur stumm macht, sondern aktiv mitschuldig am größten Unrecht, am furchtbarsten Verbrechen?" Ich möchte dazu folgendes bemerken, da mir Ihre Auffassung, gnädige Frau, in einer Reihe von Unterhaltungen bekannt geworden ist. Verhehlen möchte ich nicht, daß mir diese Art, die Antwort von Sinclair Lewis zu beurteilen, anfechtbar erscheint. Ich finde es nämlich ganz gleichgültig, ob Lewis richtig oder unrichtig, mutig oder kompromißlerisch geantwortet hat. Der vom Rundfunk bestellte Interviewer hatte nicht das mindeste Recht, eine so heikle Frage an den Angehörigen eines andern Landes zu stellen, der zu Hause, wie allgemein bekannt ist, sich in einer recht angefochtenen Stellung befindet und der von der öffentlichen Meinung seines Landes ohnehin als politischer und literarischer Ketzer betrachtet wird. Der Nobelpreis hat darin keine Änderung geschaffen, im Gegenteil, Babbitt fühlt sich beleidigt, daß die Auszeichnung an einen so Unwürdigen gefallen ist, anstatt an einen seiner erklärten Lieblinge. Ich halte diese Frage des Interviewers für völlig taktlos. Denn hier zu Lande wachsen die Friedenspalmen ja auch nicht grade zum Himmel, und es ist reichlich unangenehm, wenn ein notabler Ausländer, der zu Haus von seinen Hundertprozentigen verfemt wird, hier als Gast eine so törichte Katechisierung ertragen muß. Ist denn der Herr Ausfrager ein Repräsentant der Friedensbewegung, daß er befugt wäre, so schrecklich dogmatisch die Gretchenfrage zu stellen, wie man es mit der Religion respektive mit dem Vaterlande halte? Nein, er ist ein xbeliebiger Journalist, der in diesen Dingen ganz und gar nicht festgelegt ist. Sinclair Lewis war im Recht, eine so unmögliche Frage so zu beantworten, daß ihm zu Haus daraus kein Strick gedreht werden kann. Das habe ich zu seiner Verteidigung zu sagen.

---

**Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.**

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757 — Postscheckkonto: Berlin 119 58
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

# Brutus schläft von Carl v. Ossietzky

Adolf Hitlers Sorgen sind nicht die unsrigen. Wenn Hitler sich festgelaufen hat, ist es nicht andrer Sache, ihm wieder auf die Strümpfe zu helfen. Dennoch ist die gegenwärtige Situation einer Sonderbetrachtung wert, denn zum ersten Mal seit langem arbeitet der Nationalsozialismus ohne Glück, genauer: er arbeitet überhaupt nicht.

Die Mehrzahl der nationalsozialistischen Kapitäne sind wildgewordene Skatbrüder, denen der republikanische Staat ihren Weg sehr erleichtert. In der fertigen Schablone des alten Klassenstaates mit der dynastischen Spitze darüber, hätte der Ehrgeiz der Kube, Stöhr etcetera nicht weiter als bis zum etatmäßigen Feldwebel gereicht. Der weimarer Staat, der zwar nicht die wirtschaftlichen, wohl aber die politischen Schranken niedergelegt hat, schafft dem Tüchtigen, dem Versammlungsmatador freie Bahn. Es gibt Mandate, Ämter, Pöstchen, und wer nichts abbekommt, wird noch immer Gläubige finden, die ihm abnehmen, der Führer im alten, echten germanischen Sinne zu sein, ohne Diplom und Bestallung, doch zu dem richtigen Platz von seinem Genius berufen. Die Nationalsozialisten haben am 14. September gezeigt, daß ein Rudel von Faselhänsen und Halbverrückten, hinter denen allerdings große Kapitalsmacht steht, ein paar Millionen deutscher Volksgenossen an ihr Phrasenbanner heften können. Den andern Beweis, was mit einem solchen Erfolge praktisch anzufangen ist, den haben sie bisher nicht erbracht.

Hitler hat viele Monate verloren, er hat eine Zeit untätig verbraucht, die ihm keine Ewigkeit wieder zurückbringen wird. Diesen 15. September mit dem Zittern der Besiegten und der amtlichen Ratlosigkeit wird ihm keine Macht der Welt mehr wiedergeben. Damals war die Stunde für den deutschen Duce da, legal oder illegal, wer fragte danach? Aber dieser deutsche Duce ist eine feige, verweichlichte Pyjamaexistenz, ein schnell feist gewordener Kleinbürgerrebell, der sichs wohlsein läßt und nur sehr langsam begreift, wenn ihn das Schicksal samt seinen Lorbeeren in beizenden Essig legt. Dieser Trommler haut nur in der Etappe aufs Kalbfell. Mag auch Joseph Michael Goebbels dreimal wöchentlich in den berliner Tanzpalästen seine Exhibitionen vollführen, das Haupt der Verschwörergemeinde glänzt durch Abwesenheit. Brutus schläft.

Wir schrieben an dieser Stelle in der Wahlnacht: „Hitler muß mitregieren oder putschen." Eine Bewegungspartei muß es bleiben, und sie bleibt es nicht dadurch, daß sie ihr kleines Kroppzeug sich im Rinnstein balgen läßt, während die großen Herren es sich auf dem Kanapee gemütlich machen. Wer so viel versprochen hat wie Hitler, muß viel halten oder wenigstens viel unternehmen. Statt dessen hat er die Parole: Legalität! ausgegeben — eine Parole, die nur von einer streng

geschlossenen revolutionären Partei, geführt von eisernen, zielbewußten Menschen, ohne Schaden befolgt werden kann, nicht von einem bunten Haufen, von dem jeder Einzelne Belobung für seine Tapferkeit oder auch nur für seinen Stimmzettel erwartet. Die vielen Reichstags- und Landtagsmandate sind doch nur erste Sättigung für Bevorzugte. Wo bleiben die ungezählten Andern, die auf Amt und Titel, vor allem auf Geld warten? Wäre die Nationalsozialistische Partei eine richtige Arbeiterpartei, so dürfte sie sich diese Säumigkeit eher gestatten. Denn der deutsche Arbeiter, das wissen wir, behält auch in ärgster Not seine von Gott oder vom Teufel gesegnete Geduld. Aber das Gros der Nazis wird von dem schnell absinkenden Bürgertum gestellt, das keine Zeit mehr hat. Für ein paar bleiche Schwärmer der Bewegung mag das Dritte Reich die endliche Verwirklichung krauser Utopien sein, für die Masse der Anhängerschaft bedeutet es das Mittagessen im kommenden Monat, den lange fälligen neuen Anzug. Brutus muß sich beeilen. Nach den Demonstrationen gegen den Remarque-Film sind auch die von der andern Seite wieder munterer geworden. Von Kommunisten und Reichsbannerleuten sind in Berlin und an andern Orten zum erstenmal seit langer Zeit nationalsozialistische Veranstaltungen gesprengt worden. Die Nationalsozialisten sind in letzter Zeit wiederholt dort geschlagen worden, wo sie zu Haus sind: auf der Straße. Ihre Terrorherrschaft ist nicht mehr unangefochten. Und Brutus schläft.

Auch auf parlamentarischem Felde haben die Nationalsozialisten keinen Siegespreis errungen. Ihre Tätigkeit beschränkte sich im Plenum auf unqualifizierbare Brüllereien, in den Ausschüssen auf Sprengungen. Das deutsche Reichsparlament ist keine Auslese der Besten und Geistigsten; dennoch haben die Naziabgeordneten wiederholt erwiesen, daß sie tief unter dem Niveau des Durchschnittsdeputierten stehen, sie müssen demonstrieren, weil sie sonst nichts zu bieten haben. Ihre Kraftpose entspringt der Hilflosigkeit. Nicht einmal der Offensivplan gegen Preußen will fertig werden; Hitler kann sich mit Hugenberg und Seldte nicht über gemeinsames Vorgehen verständigen. Nachdem also der Nationalsozialismus gezeigt hat, daß seine schwersten Hemmungen in ihm selbst enthalten sind, zeigen sich auch auf den Ruinen der bürgerlichen Parteien wieder ein paar Hoffnungsfähnchen. Die Herren Kaas und Dingeldey haben Hitler, in verschiedener Tonstärke, Vorhaltungen gemacht, und schließlich hat der Reichskanzler selbst ein paar gute Worte für die Demokratie, ein paar strenge Worte gegen die Nationalsozialisten und gegen die ihnen verbündete Schwerindustrie gefunden.

In der Gegend, wo sich, nach einwandfreien Zeugenaussagen, früher die Demopartei befunden haben soll, wird einiger Triumph über die schwarzrotgoldene Renaissance des Reichskanzlers laut. Vor der Konsequenz der wirtschaftspolitischen Tatsachen ist es ziemlich gleichgültig, ob Herr Brüning eine ernsthafte Wandlung vollzogen oder nur eine taktische Schwenkung vorgenommen hat. Wenn er die Demokratie vor ihren Gegnern retten, wenn er der Anmaßung

der Schwerindustrie sein Paroli entgegensetzen wollte, so hat er dazu im Wahlkampf die beste Gelegenheit gehabt, und die hat er versäumt. Der ganze Wahlkampf der bürgerlichen Parteien aber ging gegen eine demokratische Innenpolitik und gegen eine versöhnliche Außenpolitik stresemannscher Überlieferung. Mehr Macht dem Reichspräsidenten! Verfassungsänderung! Abbau der Sozialpolitik! Starke Außenpolitik! Aufrüstung! Kolonien! Korridor! Das waren so die hauptsächlichsten bürgerlichen Schlagworte des letzten Wahlkampfes. Der Reichskanzler hat es peinlichst vermieden, seine eigne Stellung dazu zu präzisieren, er hat zu allen Aufforderungen geschwiegen. Er hat zu den treviranischen Hetzreden geschwiegen, er ist nicht von dem damals noch bei Hindenburg in Gunst stehenden Kabinettsminister Schiele abgerückt, der sich dahin geäußert hatte, daß es am besten wäre, „das ganze System zum Teufel zu jagen". Unter den Augen des schweigenden Reichskanzlers vollzog sich der wüsteste Wahlkampf gegen die Republik; unter seinen Augen wurde die Demokratie geknebelt durch die Gossen geschleift. Wenn Herr Brüning sich heute schützend vor sie stellt, so bleibt nichts übrig, als zu sagen, daß das entweder reichlich spät geschieht oder daß er sie wirklich für mausetot hält und ihr wenigstens die Ehrensalve über dem Grabe nicht verwehrt. Unter diesem Reichskanzler ist der Schwerpunkt der Politik nach rechts gelegt worden. Er ist der Kanzler mit dem Artikel 48, der Zerstörer der bürgerlichen Mitte. Auch wenn der offene Fascismus nicht kommt, so wird doch eine Reaktion den Platz behaupten, die sich von ihm nur in Äußerm unterscheidet, und der Reichskanzler Brüning war ihr Wegbereiter.

Nichts kann uns dazu bewegen, den gegenwärtigen Streit zwischen Nazis und Zentrum anders zu beurteilen als den von ein paar Geschäftsleuten, die sich einstweilen nicht einigen können. Kurz vor der östlichen Tournee des Reichskanzlers war der Pakt so ziemlich fertig. Die Sache zerschlug sich, weil Hitler zu viel Ministersitze forderte. Ein Konflikt um den Anteil, nicht ums Prinzip. Dann klangen dem Reichskanzler die Pfiffe von Königsberg bis Gleiwitz unangenehm in den Ohren, die präparierten vaterländischen Reden blieben in der Kehle stecken. Statt dessen kam die Drohung mit großen Enthüllungen, was vom ‚Völkischen Beobachter' sofort mit einer Gegendrohung pariert wurde. Keiner von beiden hat bis zur Stunde seine Enthüllungen aufgetischt. Sie könnten auch nicht mehr enthüllen, als daß sie zum Zusammengehen bereit waren. Was heute noch nicht klappen wollte, kann morgen gelingen. Da ist noch immer der redliche Seeckt, trotz der von Goebbels besorgten groben Abfuhr, nach wie vor bereit, sich seine Provision als Schadchen zu verdienen. Da sind noch immer die unsichern Kantonisten der Deutschen Volkspartei, die mit ihrem Bedürfnis, sich von der Regierungsverantwortung zu distanzieren, einmal ganz plötzlich ein unheilbares parlamentarisches Malheur anrichten und das Kartenhaus Brünings zum Einsturz bringen können. Und da ist schließlich der Reichspräsident selbst, der von der Clique Treviranus-Schleicher, die heute die Reichspolitik bestimmt, noch immer in einem günstigen Augenblick bewogen werden

kann, wie der alte Attinghausen segnend die Hände zu heben: „Seid einig, einig, einig!" Nein, auf antifascistische Kräfte von oben her, ist kein Verlaß. Eine einzige Bundesgenossin nur hat die Arbeiterschaft, hat das verteidigungsgewillte Republikanertum überhaupt: das ist die Unfähigkeit Hitlers, einem Zufallssieg mit oder ohne Gewalt Form und Dauer zu verleihen.

---

# Grüner Tisch und grünes Feld

von Jan Bargenhusen

## III

### Ostelbien

Es gibt viele kluge und honette Leute, die das Wort „Ostelbien" nicht hören mögen, weil sie meinen, daß links und rechts der Elbe das Land gleichermaßen und unterschiedslos deutsch sei. Man soll sich durch solch krasse Theoretiker nicht irre machen lassen: es gibt tatsächlich ein ostelbisches Deutschland, das von dem westelbischen in vielen Dingen durch unüberbrückbare Unterschiede getrennt ist. Wer die Existenz Ostelbiens leugnet, der mag vielleicht Berlin kennen, das, als ein Fremdkörper mit vorwiegend westlicher Prägung, in einer ganz anders gearteten Umgebung liegt, — aber das eigentliche Ostelbien, das kennt er bestimmt nicht. Denn es ist eine terra incognita, deren Beschreibung bis heute noch niemand unternommen hat. Von Fremden ist es noch nie systematisch erforscht worden, und unter den Eingeborenen scheint eine stillschweigende Übereinkunft zu bestehen, dahingehend, daß sie weder von sich selbst noch von ihrer Heimat öffentlich Rechenschaft geben.

Freilich gehören scharfe Augen dazu, um das Land Ostelbien zu erkennen. Mancher ist schon vom Westen oder Südwesten her über die Elbe in die Mark gefahren, oder vom Nordwesten her über die holsteinsche Grenze nach Mecklenburg hinein, ohne vorher und nachher etwas andres zu sehen, als Felder, Wiesen und Wälder, als Dörfer und Menschen. Wer aber die Augen offenhält, der sieht, daß die Dorffluren anders eingeteilt sind, daß der Wald einen andern Wuchs hat, und daß in den Dörfern nicht nur Bauern sitzen, sondern auch Gutsherren und Landarbeiter, Menschenklassen also, die es in dieser Ausgeprägtheit sonst nirgends in der Welt mehr gibt, es sei denn in Polen oder in Ungarn. Er sieht auch, daß die Menschen anders sind als im Westen, Süden und Norden, und daß sie ihre Häuser, ihre Kirchen anders gebaut haben. Man kann Vieles aus dem slavischen Einschlag der Bevölkerung, aus der geschichtlich spätern Besiedelung vom Westen her und aus der preußisch-mecklenburgischen Historie erklären oder aus den Formen des gutsherrschaftlichen Systems, aber all diese Ursachentiftelei reicht nicht aus, um das Wesen Ostelbiens zu umschreiben. Die Natur selbst zeigt, daß sie mit Ostelbien etwas Besonderes vorgehabt hat. Warum, beispielsweise, wächst dort die Fichte nur am südlichen Gebirgsrand und im

Küstengebiet, während doch derselbe Sandboden, geologisch und mineralogisch in gleicher Weise bestimmt, in der Lüneburger Heide die schönsten Fichten trägt? Warum wächst die Buche im Westen im Gebirge und niemals auf Moränenschutt, während sie sich im Osten grade auf diesem so wohl fühlt? Warum fliegt die Rabenkrähe niemals über die Elbe nach dem Osten, während die Nebelkrähe, die in jedem Winter in großen Scharen die ostelbische Heimat verläßt, um den Westen und Süden aufzusuchen, dort niemals im Frühjahr zum Nestbau zurückbleibt? Kein Mensch wird diese Fragen jemals beantworten können.

Man könnte noch mehr von Tieren und Pflanzen in Ostelbien erzählen, um zu zeigen, wie unbekannt dieses Land ist. Daß ein einziger Kreis in der Neumark mehr Hirsche beherbergt als der ganze Thüringer Wald und mehr Wildschweine als ganz Franken — das sind schließlich nur graduelle Unterschiede, aber sie beweisen doch, wie viel wilder und urtümlicher die Einöden der östlichen Kiefernwälder sind, als die gepflegten Dickichte der mitteldeutschen Gebirge. Daß es in Ostpreußen noch Elche gibt, die sonst nur in den nordischen Urwäldern zuhause sind, weiß schließlich jedes Kind. Wer aber weiß, daß, eine halbe Auto-Stunde vor den Toren Berlins, die Trappen — riesige Steppenvögel, gut einen Meter hoch — in den Feldern stehen, daß im Luch der große Brachvogel haust, nicht weniger stattlich an Wuchs, und daß dort tausende von Kranichen, Wildschweinen und Wildgänsen überwintern? Oder: daß die wilden Schwäne nicht nur bei Bengt Berg sondern auch an den pommerschen Seen brüten? Jeder hat schon einmal davon gehört, daß die Chinesen auf den großen Flüssen einen Vogel namens Kormoran zum Fischfang abrichten, wobei sie ihm einen Metallring um den Hals legen, damit er seine Beute nicht verschlingen kann, sondern sie abliefern muß... aber wer weiß denn, daß Kormorane, Reiher und Fischadler an den Waldseen von Mecklenburg und Pommern horsten?

Nun, es ist ein weites Feld, und man muß sich davor hüten, ins Erzählen zu kommen. Interessanter als alles ostelbische Getier sind schließlich die Menschen, die dort wohnen. Aber man weiß von ihnen gewöhnlich auch nur so viel oder so wenig wie von den Kormoranen, und am wenigsten bekannt, in ihrer innern Art, ist die herrschende Schicht auf dem flachen Lande, die Klasse der Rittergutsbesitzer. Tatsächlich haben wir ja in Ostelbien, und auch das wird meist übersehen, ein Drei-Klassen-System, wenn auch das Drei-Klassen-Wahlrecht, vorläufig, wie manche sagen, verschwunden ist; die drei Klassen unterscheidet der Laie am leichtesten nach einem Blick auf das Fußwerk: Lackstiefel, Schnürstiefel, Schmierstiefel — c'est ça. Was und wie die Leute im Schmierstiefel denken, die Landarbeiter, davon hat man in den Städten ungefähr eine Ahnung, wenigstens, wenn man das Proletariat in Berlin und in Hamburg kennt — denn dort sitzen die Brüder, Schwestern und Kinder jener Landarbeiter, denen der Lebensraum auf den „freien Fluren" Ostelbiens zu eng geworden ist; nicht umsonst nennt man Hammerbrook, das Arbeitervier-

tel im Süden Hamburgs, „Groß-Mecklenburg": dort und in der nächsten Nachbarschaft wohnen mehr mecklenburger Kinder als im ganzen Ochsenkopf-Lande. Auch die Denkungsart der Bauern und der wenigen Mittelständler im ostelbischen Dorf gibt keine besonderen Rätsel auf. Unerforschlich aber sind die Gedankenwege der ostelbischen Herren.

Das kommt wohl daher, daß die ratio in jenen Kreisen eine solch geringe Rolle spielt. Der Städter, der Bürger wie der Arbeiter ist gewohnt, mit Leuten gleicher Gesinnung und gleicher Interessenlage an einem Strange zu ziehen; er geht darauf aus, seine Freunde in dem Lager zu finden, wo er selbst, seiner wirtschaftlichen Position nach, stehen muß, oder wo er, seiner Überzeugung oder einem Wunschbild folgend, stehen zu müssen glaubt. Im Grunde ist nun die Interessenlage für die Klasse der östlichen Großgrundbesitzer überall die gleiche, so daß ein enger Zusammenschluß für sie das Natürliche wäre. Dazu kommt es nun aber nicht, und ebensowenig kommt es zur Gemeinschaftsbildung auf Grund gleicher Liebhabereien, geistiger Interessen oder irgendwelcher Ideologien. Es gibt nämlich nur eine Art von Zusammengehörigkeit, und diese ist traditioneller Art. Sie besteht in Familiencliquen, Verbindungscliquen und Regimentscliquen. Was in einer Clique von alters her zusammengehört, das bleibt auch zusammen. Es gibt keine Meinungsverschiedenheit, die stark genug wäre, die Clique zu sprengen; in der politischen Auffassung etwa, oder in der Beurteilung ästhetischer, lebensanschaulicher, agrartechnischer Fragen, was immer es auch sein mag. Wer nicht mehr den alten Geist der Familie, des Korps oder des Regiments kultiviert, der mag sehen, wie er als schwarzes Schaf seinen Weg alleine weiterkommt.

Das klassische Land der Cliquen, und insofern Ostelbien in Potenz, ist Ostpreußen. Wer die preußische Geschichte ein wenig kennt, der weiß ja, was die Nachkommen der Ordensherren dort einander angetan haben, jede Sippe der andern — und daß so etwas wie Einigkeit nur dann aufkam, wenn man den berliner Hohenzollern einmal einen rechten Tort antun konnte; auch Fridericus Rex wußte davon ein garstig Lied zu singen. Diese Tradition der leidlich geschlossenen Feindschaft gegen Berlin ist, wie bekannt, bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben; aber auch das alte Cliquen-Wesen blüht unverändert fort.

Da gibt es beispielsweise einen Mann, der in Berlin vielfach als „der" Repräsentant des agrarischen Ostpreußens angesehen wird. Es ist der Majoratsherr von Bledau, ehemals Landrat von Königsberg, im Kriege Oberpräsident seiner Provinz, Chef des Kriegsernährungsamtes und Wiederaufbaukommissar, bekannt unter dem Namen v. Batocki. Kerndeutsch aber wie der ganze Mann, der eher wie ein kleiner krummbeiniger Lappe aussieht, aber nicht „groß, schlank und blond, wie ein ostelbischer Rittergutsbesitzer", lautet sein voller Name: Tortilowicz von Batocki-Friebe. Und was bedeutet nur dieser erlauchte Name in Ostpreußen? Nicht viel: er ist der Besitzer einer mustergültigen Gutswirtschaft, mit einer der besten ostpreußischen Rind-

viehherden, deshalb geachtet bei Züchtern und passionierten Landwirten — im Übrigen aber ist er das Mitglied, vielleicht kann man auch sagen der Führer, einer nicht grade sehr ausgedehnten Clique, und schließlich genießt er noch eine gewisse Wertschätzung bei den Staatsbehörden und beim Universitätskollegium. Und was ist Herr Brandes, der Präsident der Landwirtschaftskammer Ostpreußen und des Deutschen Landwirtschaftsrates, sobald er seinen Präsidentensitz verläßt? Ein angesehener Landwirt, gewiß, aber kein Führer, dem seine Berufsgenossen durch dick und dünn folgen würden: er ist soviel wert, wie die kleine Clique, der er angehört. Nicht anders steht es bei den übrigen „Führern" und „Repräsentanten" der Landwirtschaft jener Provinz. Da ist Herr Strüvy in Groß-Peisten, der Führer des Landbundes, der in Ostpreußen „Landeswirtschaftsverband" heißt — da ist der Landeshauptmann, Herr Blunk, da ist der Stahlhelm-Eulenburg, dann Graf zu Eulenburg auf Prassen, der große Mann in der provinziellen Selbstverwaltung: jeder von ihnen bedeutet nur etwas, weil eine Clique ihn stützt, und nur in dieser Clique ist er voll anerkannt, ist er „der" Führer.

Ein einziger Mann, und die Clique, die er um sich versammelt hat, macht eine Ausnahme, aber diese Entwicklung ist erst neuern Datums: das ist Herr von Hippel, als Generallandschaftsdirektor der Nachfolger unsres seligen Reichskanzlers Kapp, und aus ähnlich hartem Holz geschnitzt wie jener. Anno 1918, im November, verließ er im Zorn das Landwirtschaftsministerium, in dem er als Geheimrat saß, um in seiner neuen Heimat den Landbund auf die Beine zu stellen. In der Folgezeit war er als Landwirtschafts-Sachverständiger der Sekundant von Hermes bei der Sabotage der deutsch-polnischen Handelsvertragsverhandlungen. Mit dem gewaltigen finanziellen Apparat des ehrwürdigen Hypotheken- und Pfandbriefinstituts, das die 1788 gegründete „Landschaft" darstellt, hält dieser Hippel ganz Ostpreußen, das bei ihm verschuldet ist, am Bande. Er sitzt in Königsberg, wie die Spinne im Mittelpunkt des Netzes; sein Netz, das über die ganze Provinz gebreitet ist, hat feine, aber feste Fäden: Kreditabhängigkeiten. Wer nicht pariert, der fliegt, wer ihm nicht gefällt, der hat bald die Zwangsversteigerung am Halse und kann dann mit dem weißen Stock vom Hofe gehn. Wer Ordre pariert, dem winkt die Chance der Entschuldung. Auch hier kommt zuerst einmal die Zwangsversteigerung, aber die Sache wird dann so gedreht, daß die Gläubiger mit langem Gesicht und leeren Händen abziehen müssen, — und seien es selbst, wie bei den Umschuldungshypotheken von 1928, Reich, Preußen und die Provinz in gemeinsamer Bürgschaft. Der frühere Besitzer aber, dem man die nötigen Kredite zur Abdeckung der Kosten und der sonstigen bevorrechtigten Forderungen in die Hand gespielt hat, darf dann, während die Landschaft „stillehält", den Besitz in der Zwangsversteigerung für irgendein Familienmitglied, für die Frau oder für ein unmündiges Kind, zurückerwerben. Überschrift: die Familiensanierung — die, wohlgemerkt, auf Kosten der bei der Umschuldung haftenden öffentlichen Hand vor sich geht. Man sieht, Herr von Hippel, der Bankjude unter den ostpreußischen Junkern, hat

ein weites Herz und eine offene Hand. Und wenn er gelegentlich auch einmal ein wenig in die eigne Tasche arbeitet, — mit unangreifbaren Methoden versteht sich! — so deckt ihn die Clique, so, wie er sie zuvor gedeckt hat.

Herr v. Oldenburg-Januschau, der alte Einspänner im Süden der Provinz, Hindenburgs Freund und Gutsnachbar, hat schon damals, als der Talmi-Junker von Hippel zum Generallandschaftsdirektor gewählt werden sollte, genau gewußt, was er von dem Manne zu halten hatte. Er verließ den General-Landtag der Landschaft vor dem Wahlakt mit den Worten: Er könne es mit seiner Ehre nicht vereinbaren, für Hippel zu votieren.

---

# Arbeitslose in New York von Theodore Dreiser

Schluß

Seit dem Börsenkrach haben sich die Ziffern in den Stadtasylen verdreifacht. Ein andrer Spannungsmesser: die Verbände berichten, daß 20 Prozent ihrer Arbeiter unbeschäftigt seien. Der geringe Satz von 4½ Prozent Arbeitslosen, der durch den staatlichen Census bekanntgegeben wurde, mag einige ängstliche Gemüter beschwichtigt haben, falls überhaupt ängstliche Gemüter vorhanden sind. Dieser Trost war aber nur eine Phrase, die die Tatsache verbarg, daß sich diese Zahl auf die Gesamtbevölkerung bezog und nicht nur auf die, die sich früher ihren Lebensunterhalt verdient hatten. Also: Mumpitz. In der Stadt New York arbeiten, wie ich bereits gesagt habe, von sechs Millionen Menschen zweieinhalb Millionen. Der Rest bummelt herum, ist zu alt oder zu jung oder zu krank oder zu schwach, um zu arbeiten. Augenblicklich sind von diesen zweieinhalb Millionen dreihunderttausend erwerbslos, und das bedeutet eine Arbeitslosigkeit von 12 Prozent für New York City. Aber erregt das in Wirklichkeit irgend ein öffentliches Interesse? Ich kann es nicht finden. Alles, was ich sehe, ist ein blindes Herumtappen mit einer kleinen Wandlung hier und einer kleinen Wandlung dort, kein Wunsch und keine Absicht, irgend einen Anfang zu machen, die Frage ihrer Bedeutung gemäß anzupacken. Denn das würde eine Beschränkung oder noch besser eine Störung des amerikanischen Wirtschaftssystems bedeuten, und die Beherrscher der Korporationen sind unter keinen Umständen schon jetzt dazu bereit.

Ein wenig Flickwerk wird hie und da versucht. Pläne — das heißt Pläne! zur Errichtung von fünfzehn Gebäuden auf Riker's Island (eine Art Wohlfahrtsheim), um die Arbeitslosigkeit zu verringern. Auch durch Erlaß der staatlichen Transport-Kommission, aber nur für diesen Distrikt nehme ich an, wurde einer Menge Leute kürzlich bei Ozone Park, Corona und Bayside Arbeit gegeben. Es handelt sich um ein Projekt von zwanzig Millionen Dollar zwecks Vermeidung eines Bahnübergangs, welches alles in allem nicht mehr als zweitausend Arbeiter in Tätigkeit setzen kann. Dann arbeitet der Ausschuß

für Transportwesen, wie ich hörte, an einem Entwurf für Haltestellenbeleuchtung, Zugausstattung und Erhaltung von Gleisen auf Untergrundstrecken und anderswo. Beschäftigung für ein paar hundert Leute. Auch Brooklyn hat hundertsechzigtausend Dollar für die Verbesserung der Linden-Boulevards zur Verfügung gestellt. Hier und da haben Einzelpersonen, die weder mit besondern Mitteln noch Fähigkeiten ausgestattet sind, Arbeitsnachweise eingerichtet.

Von der Staatshilfe in Form von Arbeitsnachweisen hier in New York führe ich das Federal Employment Bureau für Kriegsteilnehmer in der 225 West 34th Street an. Auch die City Free Employment Agency wurde im vergangenen August gegründet. Aber weil die Geschäftsführer oder Leiter dieses guten Werks ebensowenig Arbeit für die Arbeitslosen finden konnten, wie sie imstande wären, auf dem Brodway Gold zu graben, konnten auch nur ein paar hundert Arbeitslose eingestellt werden. Auch im September stürmten sieben oder achttausend verzweifelte, zu jeder Beschäftigung bereite Arbeitswillige, die ihren Lebensunterhalt verdienen wollten, täglich diese Bureaus, während nur etwas mehr als zweihundert Arbeit erhalten konnten. Ich weiß, während ich dieses schreibe, geht dort nur sehr wenig vor sich, und so werden sie wohl bald wieder geschlossen werden.

Jeder Amerikaner, den ich kenne, denkt nur in dieser kurzsichtigen Art an Abhilfe. Kein Politiker, kein Richter, kein Professor, kein klarsehender Arbeiter ist imstande, über das Arbeitslosenunterstützungssystem hinauszudenken, das auf der gleichen Linie liegt wie die gegenwärtigen Notprojekte. Eine ganze Nation, die schon der wirtschaftlichen Blutarmut recht nahe ist, wird nicht durch kleine Subsidien wieder belebt werden können. Der ganzen Idee mangelt es an Zielbewußtsein und wissenschaftlicher Wirksamkeit. Was fehlt, ist eine umfassende Revision unsrer gesamten wirtschaftlichen Manipulationen, der privaten und der staatlichen. Aber wird eine solche ohne Streit und Auseinandersetzung kommen? Das heute beliebte Flickwerk läßt nicht darauf schließen.

Kurz: Das gegenwärtige Interesse ist nichts als lautes Gewäsch und Prahlerei. Habt Vertrauen! Bleibt der Fahne treu! Denkt an die Verfassung und achtet sie etcetera. Aber richtige, weitsichtige Gedanken, wo sind die? Ich lenke Ihre Aufmerksamkeit auf ein Beispiel: die Notstandsarbeitsnachweise in New York. Diese wohltätigen Agenturen haben Arbeitssuchende auf vorübergehende Beschäftigungen, die als dauernd dargestellt worden waren, sogar in entfernte Städte geschickt. Zuweilen unterschreiben Zeugen eidesstattliche Erklärungen, daß sie aufgefordert wurden, an Orte zu gehen, wo überhaupt keine Arbeit vorhanden war. Sowohl in New York als auch in andern Städten wird die vorausbezahlte Gebühr von den Agenturen gestohlen; wenn die betreffende Person die Arbeit nicht erhält. Diejenigen, die versuchen, ihre Einzahlung zurückzuerlangen, werden oft von den Angestellten des Bureaus die Treppe hinuntergeworfen. Es ist bei vielen Agenturen üblich, die fünf Dollar Gebühr mit dem Werkführer zu teilen, der den Mann einstellt. Da diese Sitte Profit für beide

Teile bedeutet, hat der Stellenwechsel solche Maße erreicht, daß ein Drittel aller Personen, die auf diesem Wege Arbeit erhalten hatten, ohne stichhaltigen Grund entlassen und dafür neue eingestellt wurden. Die Agenturen verlangen die Wuchergebühr eines ganzen Wochenlohns für eine Beschäftigung, die, sagen wir einmal, zwei Wochen dauert. Und eine Abhilfe hiergegen ist durch eine Entscheidung des United States Supreme Court im Falle Rebnik unterbunden, die besagt, daß Gebühren für Arbeitsnachweise nicht durch Regierungserlasse geregelt werden können.

In dieser Hinsicht ist das Verfahren der Bundesregierung, das natürlich mit der Arbeitslosigkeit New Yorks ebensoviel zu schaffen hat wie mit der ganzen Wirtschaftslage, dem Arbeitslosenunterstützungssystem verwandt. Die Bundesregierung bildet wie gewöhnlich große Komitees mit gutgekleideten und gutbezahlten Leuten, die sich in netten Bureaus bemühen, Arbeit zu finden, wo es keine gibt. Und wie üblich fördert die Regierung den Bau öffentlicher Gebäude und Wege. Mit tausendeinhundert Millionen in diesem Jahr im Vergleich zu achthundert Millionen im vergangenen Jahre, die für öffentliche Bauten zur Verfügung gestellt worden waren, ist schon ein klein wenig getan. Aber was nützt das? Welchen Wert besitzt das, wo nahezu ein Jahr verzögerter Tätigkeit dahinter schlummert? Und augenblicklich stehen wahrscheinlich nur zwölf Millionen Dollar für diese Arbeit zur Verfügung. Aber Sekretär Hyde hat einen Plan, durch den die hundertfünfundzwanzig Millionen Dollar, die zu diesem Zweck für 1932 vorgesehen sind, sogleich verwandt werden können. Das ist in gewisser Hinsicht eine Besserung, aber doch nur ein Notbehelf, wenn auch das Beste und alles, was die Bundesregierung jetzt tun kann.

In der Stadt New York wird und wurde man nur durch Proteste zu diesen improvisierten und in Wahrheit unwichtigen Projekten getrieben. Kein richtiger Plan ist vorhanden und keine rechte Erleichterung wird geschaffen, und alle, am besten die Arbeitslosen selbst, wissen das. Natürlich interessieren sich manche Bürger so lebhaft dafür, Arbeitslose zur Aufschließung von Gebieten zu beschäftigen, an denen sie interessiert sind, daß die Unternehmer Millionendollar Bauprojekte versprochen haben, wenn nur die Stadt ihnen die Entschädigungssumme für die Aufräumungsarbeiten bewilligt.

Aber dies alles ist nicht mehr und nicht weniger eine Art wirtschaftlicher Sabotage, wobei die Armen dazu benutzt werden, den Bessersituierten die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Es laufen auch bereits Anfragen von Gruppen ein, die verlangen, Tausende von Arbeitern in den Parks zu verwenden. Auch fordert man, daß unbenützte, zu andern Zwecken bereits bewilligte Summen, wie der Fonds für die Fortschaffung von Schneemassen im Winter, dazu verwandt werden, den Arbeitslosen Beschäftigung zu verschaffen. Um die Bedeutung dieser Tatsache zu betonen, haben ein paar Männer, die im öffentlichen Leben stehen, etwas wissen und ihr Gewissen nicht ganz verloren haben, die Stadtverwaltung angegriffen, weil einige große Gehälter gesteigert wurden, während

Abteilungen, die viele Arbeitskräfte erfordern, wie die städtischen Gerichte, noch viel zu wenig Personal haben.

Die Kommunisten, die, wenn sie nicht so sündhaft undiplomatisch wären, einige ihrer ausgezeichneten Vorschläge hätten durchsetzen können, haben einen Druck auf die Stadtverwaltung ausgeübt. Ihre Forderungen, daß die Zinsen des Stadtschatzes in einen Notbehelfsfonds überführt werden, scheinen vernünftig zu sein: sieben Millionen Dollar, vorgeschlagen für die Vergrößerung der Polizei, dreißig Millionen von dem Notstandsfonds und dem Barausgleich des Tilgungsfonds von sechsundfünfzig Millionen oder ein Teil davon. Solche Gruppen wie die amerikanische Gesellschaft für Arbeitergesetzgebung mit ihren Volkswirtschaftlern und Sachverständigen Professor Andrews und Professor Chamberlain, die immer vor der Verkündung neuer Gesetze erscheinen, sie durch ihre Beeinflussung durchbringen und neue Gesetze zur großzügigen Heilung des ganzen Staates entwerfen, üben dadurch einen direkten oder indirekten Druck auf die Stadtverwaltung aus. Aber zu was ist der Magistrat durch diese verschiedenen Proteste getrieben worden? Was geschieht? Bis jetzt arbeiteten in den Parks nur dreihundert Personen, aber wegen des allgemeinen öffentlichen Ärgernisses, das sogar Unruhen hervorrief, wurde unter der Leitung der Charity Organization Society das City Emergency Employment Comité gebildet, um aus Privatvermögen einen Fonds von wöchentlich hundertfünfzig Tausend Dollar als Löhnung für die Parkarbeit zur Verfügung zu stellen. Ich sehe eine überschwängliche Beweihräucherung dieser Tatsache in der ‚New York Times' mit dem Endeffekt, daß jetzt zehntausend Menschen, die für drei Dollar pro Tag arbeiten, mehr Selbstvertrauen haben werden. Ich weiß von der Charity Organization Society, daß dies größtenteils leeres Geschwätz ist. Für den ersten Fall gibt es, wenn kein Geld aufgebracht wird — und man ist noch nicht sicher, ob welches aufgebracht werden kann —, höchstwahrscheinlich keine Arbeit. Zweitens habe ich von Mr. Purdy, einem Direktor dieser Gruppe, gehört, daß die Stadt nur für zweitausendfünfhundert Personen Arbeitsgelegenheit hat. Daher könnten zehntausend Mann überhaupt nicht eingestellt werden.

Mir erscheint so etwas, selbst von der besten Seite aus betrachtet, als ein Greifen nach Strohhalmen, als das Gebräu einer unwissenschaftlich geführten Verwaltung. Wenn ich unsre heutige amerikanische Wirtschaftslage mit der früherer Zeiten vergleiche, muß ich darauf bestehen, daß unsre lockern Bankregulierungen in guten und schlechten Zeiten zu riesenhaften Investigationen, Produktionen und Überproduktionen führen, die schließlich auffliegen und Arbeitslosigkeit zurücklassen müssen. An diese Dinge denken Hochschulprofessoren und Gesetzgeber wie John R. Commons niemals.

Wenn Gesetzgeber und Fabrikanten die Geschäfte stabilisieren wollten, könnten sie ein gut Teil dazu beitragen. Was ich beanstande, ist die Art, auf die Politiker und Industrieführer die Massen im Unklaren lassen, wie Geschäfte vor sich gehen. Der Arbeiter soll ruhig dem Hungertod entgegensehen. Ich behaupte, daß es eine Funktion der Verwaltung und deren

Führer ist, das Volk zu belehren und zu unterrichten. Statt der tröstenden Versicherung des Präsidenten Hoover, daß alles „allright" sei, wenn alles sich in einem furchtbaren Zustand befindet, möchte ich, daß das Volk wüßte: die Gründe der Depression sind leicht erworbenes Geld, gewagte Abschlüsse an der Börse und im Geschäftsleben und unkontrollierte Produktion und Arbeit. Jede erfolgreiche, tüchtige Regierung und Verwaltung muß diese Fragen eingehend studieren. Mehr: viele der russischen Gedanken, solche wie der Sechs-Stunden-Tag und die Fünf-Tage-Woche, sollten in einer Krisis wie der augenblicklichen geprüft und angewandt werden. Warum nicht? Kommunismus? Bah! Gefährlich? Jeder andre Weg ist gefahrvoller. Unsre Regierung hat zu viel grobe Fehler gemacht, für die Hunderttausende von fühlenden Menschen nun unnötigerweise in ihrem Arbeitskampf verbrennen müssen. Sie hat kein Recht, die Nase über solch einen Gedanken zu rümpfen, so drastisch und radikal er auch sein mag, wenn man erreichen will, was erreicht werden soll: eine große Krisis zu überwinden, und eine tief beunruhigte Nation in bessere Tage hinüberzuführen.

*Uebersetzt von E. L. Schiffer*

---

# Rede gegen den Antisemitismus

von Walter Mehring

Verehrte Redaktion der Weltbühne! Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie die deutsche Rekonstruktion meines Vortrages, den ich auf Verlangen der „Ligue de la défense contre l'Antisémitisme" hielt, zum Abdruck brächten, um sogenannten Mißverständnissen vorzubeugen. In diesem Meeting, vor viertausend Personen in der „Salle Wagram", protestierten Marc Sangnier im Namen der Katholiken, der Pfarrer Vergara im Namen der Protestanten, daß Menschen, die antisemitische Terrorakte verüben, sich Christen nennen. Der Präsident Lecache beschuldigte französische Kreise in Algerien des wachsenden Antisemitismus, beschuldigte die englischen Rothschilds, die rumänische Pogromregierung mit Geldern unterstützt zu haben. Ihre großartige Ansprache beschloß die nichtjüdische Schriftstellerin Capy mit den Worten: Man verfolgt die Juden, weil sich stets Juden unter den Vorkämpfern der Menschlichkeit und unter den Kriegsgegnern befunden haben. Der alte Dreyfusard George Pioch bezichtigte Frankreich, einen neuen Militarismus, einen neuen Imperialismus in die Welt zu tragen. Es wurden Meinungen formuliert, die, auf deutsche Verhältnisse übertragen, vor einem deutschen Publikum, zu schwersten Tumulten führen würden. Dies sei all denen entgegengehalten, die das Märchen verbreiten, kein Franzose würde solche Kritik an seinem Volk wagen, wie sie bei uns üblich sei.

Indem ich der Aufforderung der „Liga gegen den Antisemitismus" Folge leiste, vor einem französischen Publikum über die antisemitische Bewegung in Deutschland zu sprechen, sehe ich voraus, daß einige von Ihnen den Einwand erheben könnten: es gibt soviel Ungerechtigkeiten in dieser Welt, soviel Leiden bedürfen der Heilung, daß die des Antisemitismus ge-

ring erscheinen, daß sie nur eine interne Angelegenheit des betroffenen Landes sind. Ich gebe zu, man hat Recht; die Hetze gegen die jüdische Rasse ist nur ein Teilproblem aller Vorurteile, die eine Gattung von Menschenwesen um ihrer Abstammung willen verdammen. Jedoch der Antisemitismus hat stets seine besondere, unheilvolle Rolle in Politik und Geschichte Europas gespielt. Von der Epoche des schwarzen Todes über die Zeit der Pogrome, die der Zarismus immer dann inszenierte, wenn er eine ökonomische oder kriegerische Niederlage erlebte, bis zur Wirtschaftskrise unsrer Tage, hat man noch jedes Mal auf die Zauberformel zurückgegriffen: Israels mystische Schuld — die jüdische Weltpest, um den Titel eines nationalsozialistischen Werkes zu zitieren. Ich möchte betonen, daß ich jeden Versuch, aus dem Judentum einen neuen nationalen Konflikt zu schaffen, mißbillige — deren haben wir grade genug! Aber es haben ja weder Napoleon, der die Mauern des deutschen Ghettos niederreißen ließ, noch Zola, der seine Stimme zur Verteidigung eines Juden erhob, im Auftrag eines Rates der Großrabbiner gehandelt; die Dreyfusards kämpften gegen einen Antisemitismus, der nur ein Vorwand für die Feinde der dritten Republik war, wie er Vorwand ist für die neue Reaktion in Deutschland. Und deshalb, weil der Antisemitismus, durch seine Bluthochzeit mit der heimlichen Diktatur, zum Vater des Nationalsozialismus geworden ist, weil er von den Anfängen her an der Spitze des Hitlerprogramms gestanden hat und noch steht nach allen Metamorphosen dieser Bewegung, gewinnt er allgemeine Bedeutung. Als nach dem Niederbruch von 1918 die radikalste Reaktion sich neubildete, scharte sie sich zunächst um jene antisemitischen Milieus, die die Legende vom sogenannten Dolchstoß verbreiteten: die Juden hätten nicht nur den Krieg angestiftet, sondern auch gleichzeitig das deutsche Debakel vorbereitet. Es gibt so etwas wie eine antisemitische Fachwissenschaft, und ihr Hexenhammer ist das Buch: die Geheimnisse der Weisen von Zion. Diese Mixtur, gebraut aus drei verschiedenen Drogen: einem Pamphlet Maurice Jolys gegen Napoleon III., den Fälschungen Léon Taxils, einem deutschen Sittenroman der achtziger Jahre, der Juden und Franzosen gleichermaßen höhnt... „Juden und Franzosen sind für mich dasselbe!" hat Hitler in einem Interview erklärt! — diese Bibel der Judenhasser beschuldigt die Rotte Israel aller denkbaren Verbrechen: der Erfindung des Papiergeldes, der französischen Revolution wie des russischen Bolschewismus, der Wohnungsnot wie des Ritualmordes. Und ein Großer des Nationalsozialismus hat jüngst bestätigt, er glaube an die Authentizität dieses Meisterwerkes der Gelehrsamkeit. Der fremdländische Ursprung des deutschen Antisemitismus zeigt sich am deutlichsten in den Schriften Ludendorffs, der einst für Hitler war, was Socrates für Platon gewesen ist. Ludendorff nämlich, ohne zu ahnen, wen er da zitiert, wiederholt sein ewiges J'accuse gegen die drei Hauptfeinde der Menschheit: Die Juden, die Jesuiten und die Freimaurer. Heut, da sich der General und der große Trommler verzankt haben, herrscht Einigkeit von beiden nur in einem Punkt: die jüdische Gefahr. Die andern Feinde wechseln mit den Tages-

forderungen. Bezeichnet Herr Hitler die Franzosen als ein immer mehr der Vernegerung anheimfallendes Volk, das durch seine Bindung an die Ziele der jüdischen Weltherrschaft eine lauernde Gefahr für den Bestand der weißen Rasse bildet, so ist er gleich darauf bereit, mit Herrn Hervé ein militärisches Trutzbündnis zu schmieden. Herr Feder, der zukünftige Finanzdiktator, will den Kapitalismus abschaffen, während Herr Hitler sich mit den Herren der hamburger Haute-Finance bei opulenten Banketts verbrüdert. Herr Doktor Goebbels würde selbst mit der roten Armee marschieren, wenn sie es wollte, auch mit dem nichtjüdischen Proletariat; aber seine Partei nährt sich aus Geldern der Schwerindustrie: der Thyssen, Siemens, Borsig — auch aus den Geldern reicher Semiten. Dafür hat man eine ebenso charmante wie simple Wirtschaftsformel gefunden: vom raffenden und schaffenden Kapital; das erste ist das jüdische, das zweite das deutschblütige. Aber nicht nur mit politischen und ökonomischen Dingen befaßt sich das Hitlertum; man verfolgt auch — ja, das ist das Wort — man verfolgt auch künstlerische Ziele. Impressionismus, Expressionismus, Wolkenkratzer, und die gesamten Erzeugnisse der modernen Literatur sind Erfindungen des jüdischen Geistes, geschaffen um die einzig wahre Kunst: die nordisch-griechische zu vernichten. Außer diesem Kulturkampf gegen die Kunst, der man als einziges Positivum das Braunhemd entgegensetzt, weist das Kulturprogramm nur noch zwei Punkte auf: § 27, Volle Religions- und Gewissensfreiheit! Aber § 29, Unterdrückung und Fernhaltung von Glaubenslehren, die dem deutschen sittlichen Gefühl zuwiderlaufen. Dies nennt man das Eintreten für eine deutsche Minderheit! Doch kommen wir von der Doktrin zur Aktion, von den philosophischen Träumereien zur brutalen Wirklichkeit! Es war in den Tagen des Kapp-Putsches, der mit englischem Gelde finanziert wurde, das der Konvertit Trebitsch-Lincoln aus London brachte, als Berlin ein Pogrom erlebte — in den Straßen der armen Ostjuden. Man hat nicht viel Aufhebens von dieser Tatsache gemacht. Auch haben gewisse berliner Juden als erste die Ausweisung ihrer Glaubensgenossen verlangt, die, von Land zu Land gehetzt, keine Heimat und also kein Recht zu leben besitzen. Das sollte ein kleines Angebinde für die Antisemiten sein! Aber das hat nicht verfangen. Denn der Antisemitismus ist ja nur Vorwand! Die unendliche Liste der Morde — ich nenne Erzberger und Rathenau — enthüllt die wahren Ziele dieser Agitation: unerbittlicher Haß gegen jede Friedensliebe, gegen die Menschenrechte, gegen alle Freiheitsgrundsätze, die sich ebenso in der französischen Revolution wie in den Werken der großen deutschen Denker finden. „Juda verrecke!"so tönts bei jeder Gelegenheit, ob es sich um die Aufführung des Remarquefilms handelt, oder um ein Meeting mit persönlichem Auftreten Hitlers. Gegen Stargage! Denn sonst empört er sich nicht gegen die Juden! Der Antisemitismus greift zur Reklame! Gehen Sie in Berlin spazieren, so finden Sie neben der Hakenkreuzfahne die Hakenkreuzzigarette und das nationalsozialistische Zahnpulver! Aber schlimmer als diese merkantile Propaganda ist die — sagen wir: geistige, die mit Gummiknüppeln und Revolvern geführt wird und täg-

lich neue Opfer unter Proletariern, jüdisch aussehenden Wesen und andern Unzufriedenen fordert. Schärfster Boykott jüdischer Geschäftsinhaber in der Provinz, deren Familien dort seit Jahrhunderten ansässig sind — Schändung jüdischer Friedhöfe — Ausschreitungen gegen sozialistische und pazifistische Studentenorganisationen — fortwährende Bedrohungen der jüdischen wie der nichtjüdischen Intellektuellen, Herrn Fricks Campagne gegen das Piscatortheater, gegen moderne Malerei, gegen alle Kulturfilme: die Gesamtheit dieser noch nicht offiziellen, aber sehr wirksamen Diktatur: das zieht viel weitere Kreise als das Thema des Judenhasses! Oder wird man ernsthaft glauben, mit der Vertreibung der Juden von germanischem Boden sei die Lösung gefunden; Arbeitslosigkeit, Wirtschaftsmisere würden mit den Hebräern zugleich verschwinden? Die Scheiterhaufen, auf denen man Juden und Hexen verbrannte, haben die schwarze Pest nicht geheilt. Die Epidemie, von der die Erde befallen ist, heißt: Krise des Kapitals. Und leider wird es immer Menschen geben, die von einer Katastrophe profitieren. Denn was ahnt der arme Arbeitslose Oberschlesiens davon: jede Woche erlebt er ein Schützenfest gutgekleideter, gutgenährter Hakenkreuzler; er sieht den armen verschmutzten Juden, der mit ihm um Pfennige feilscht; den großen Trust, das Götterspiel der Großindustrie: das sieht er nicht — und, um nicht Hungers zu sterben, tritt er den Hitlerwehren bei, wird Antisemit, wird Militarist. Nicht gegen ihn darf man Vorwürfe richten. Ein Fieber, das nur Symptom ist, läßt sich nicht bekämpfen, bevor man nicht den Krankheitsherd erkannt hat. Und der Antisemitismus, wie jeder Rassen-, Völker- und Religionshaß, ist nur das äußere Anzeichen einer organischen Erkrankung im Körper der Menschheit. Kein Arzt — kein Kranker wird aus dem Fieber einen Kult machen — aber die Menschheit handelt so.

Entweder, also, alle Kräfte einigen sich, um die Arbeitslosigkeit, die Wirtschaftskrise zu bekämpfen — oder Europa wird sich morgen vor einer der blutigsten Katastrophen finden, die es je gekannt hat.

Sagen Sie nicht: die Arbeitslosigkeit eines andern Landes geht uns nichts an! Not kennt keine Grenzen! Und es gibt noch ein andres Deutschland, friedliebend, sozialistisch, nicht antisemitisch. Guten Willens, aber geschwächt durch die Krise. Helfen Sie ihm — und Sie helfen sich selbst!

Nicht ein rapprochement fordern die deutschen Intellektuellen von ihren französischen Kollegen, sondern Einigkeit!

Und Sie: Juden und Nichtjuden, Künstler, Männer der Wissenschaft, des Volkes, der Politik, bringen Sie in Ihren Reden, Schriften, durch die Praxis zum Ausdruck: nur mit diesem Deutschland wollen wir zu schaffen haben! Machen Sie Front gegen jeden, der Haß gegen irgend eine Rasse, gegen irgend ein Volk predigt! Fordern Sie die Freiheit für jede Überzeugung, die den Antisemitismus, die die Ursachen der Kriege bekämpft!

# Die Gefühle der Jugend von Rudolf Arnheim

Schluß

Als Erklärung für die angebliche Seelenlosigkeit und Seelenfeindschaft der jungen Generation findet sich in dem Buch von Matzke, und nicht nur dort, ein sehr charakteristischer Gedankengang, der von dem angegebenen ganz verschieden ist. Sie wird nämlich aus der Sachlichkeit abgeleitet. Sachlichkeit — das hieß doch: wiedervorstoßen zu den Dingen. Im Gegensatz zu den gültigen, festen Dingen der Welt aber stehen die „privaten Gefühle" als etwas Individuelles und daher Unverbindliches. „Es wirkt das Sein stärker auf uns als die private Seele"; „... weil alles Menschliche uns klein ist, bedingt und ‚herzlich'"; „Die Kunst ist von menschlichen Inhalten zu befreien"; „Das ‚Geistige' ist Privatsache, gebunden an ein Individuelles; die Dinge aber sind allgemein und stehen über den Individuen. Darum sind uns die Dinge lieber als das ‚Geistige'". Das erinnert frappant an die amerikanischen Behavioristen, die bekanntlich die Seele für einen europäischen Aberglauben halten, für einen mitgeschleppten Rest mittelalterlicher Theologie. Was aber den Amerikanern billig ist, sollte jungen, gebildeten Europäern nicht recht sein. Denn in einer Zeit, wo die Psychologie zur Wissenschaft geworden ist, wo also das Axiom, daß seelische Dinge genau so den Naturgesetzen unterworfen sind wie körperliche, allgemein angenommen ist, sollte man doch gelernt haben, daß ein Gefühl oder ein geistiger Akt nicht individueller und daher nicht unverbindlicher ist als irgend ein Körper. Jeder Baum hat seine „private" Form, was ihn nicht hindert, zugleich ein charakteristisches Mitglied der Gattung Baum zu sein. Die primitive Vorstellung, daß das, was sich anfassen läßt, wirklicher sei als das Immaterielle, ist überlebt. Es ist daher altmodisch gedacht, wenn man die Psychologie „typisch für die Menschen der Vorkriegszeit, der Zeit eines sich selbst zerfasernden Individualismus und einer Überschätzung des Seelischen" nennt. Und gar leicht schleicht sich dann auch ein schiefes Verhältnis zur Kunst ein. Denn auch die Kunst ist ja nur „Schein" und hat also womöglich unsrer auf „Wirkliches" gerichteten Generation nichts zu bieten!

Daß Sachlichkeit die Lebenshaltung der Jugend sei, ist so oft und so nachdrücklich gesagt worden, daß man ganz vergaß, zu überlegen, ob denn Sachlichkeit überhaupt eine Lebenshaltung sein kann. Rokoko, Klassik, Romantik, Aufklärung, Idealismus, Materialismus — das waren „Themen" vergangener Generationen. Läßt die Sachlichkeit sich neben sie stellen? Zunächst einmal: sie ist merkwürdigerweise ein Werturteil. Die Sachlichkeit der Jungen ist besser als die Wirklichkeitsferne der Alten. Eine solche Bewertung nun ist in andern Fällen völlig sinnlos; denn die Klassik etwa ist objektiv weder besser noch schlechter als die Romantik sondern nur anders. Und wieviel besagt eigentlich Sachlichkeit für das Verhalten eines Menschen im konkreten Falle? In der Architektur etwa kann sie bedeuten, daß der Baumeister seine

Häuser möglichst streng ihrem Zweck, bewohnt zu werden, anzupassen suche; oder aber ganz allgemein: daß er seiner Arbeit konzentriert, ohne Ablenkungen und Überflüssigkeiten nachgehe. Man sieht, daß damit für das eigentlich Architektonische, für den Baustil noch nicht das Mindeste gesagt ist. Für die darstellenden Künste ist der Begriff Sachlichkeit ohne jeden Sinn. Denn auf Gegenstände gerichtet sind sie ja ex definitione, und die Forderung „die Gegenstände darstellen, wie sie wirklich sind" liegt entweder außerhalb des Bereiches der Kunst oder ist ganz leer, denn dann gewinnt dies Postulat erst Bedeutung mit der Frage: Was ist Wirklichkeit im künstlerischen Sinne? Ähnlich inhaltsfern ist die Sachlichkeit auf all den andern Gebieten. Sachlich ist es, leer gewordene religiöse Formen zu verwerfen, aber damit ist über die Art der neuen Frömmigkeit noch gar nichts gesagt: Glaubt man an Gott oder leugnet man ihn? Glaubt man an seine Güte oder an die Gefühllosigkeit der Natur? Sachlichkeit ist die schönste und vielleicht die bezeichnendste Eigenschaft unsrer Generation, aber sie ist weder eine Lebenshaltung noch eine Weltanschauung sondern nur eine Vorarbeit, um eine solche möglich zu machen. Wer in einer Eierschale zur Welt kommt, muß die Schale zertrümmern, um ein Leben in der Welt beginnen zu können — das mag eine sehr mutige und gute Tat sein, aber über die Art, wie sich dies Leben nun gestalten soll, ist damit noch gar nichts ausgemacht. Spricht man also nur von „Sachlichkeit", so hat man von dem Verhältnis der Jungen zur Welt noch gar nicht zu reden angefangen!

Wenn man liest, wie Matzke die Sachlichkeit beschreibt — sie sei „die Liebe zum Adäquaten", „Wir wollen den kurzen, den richtigen Weg und wollen die treffenden, die richtigen Mittel", „Darum hassen wir alles Überflüssige, alles leer in den leeren Raum Verfliegende, allen Betrieb um des Betriebes willen" — so muß man wohl fragen: Das ist ein Spezifikum der neuen Generation? Es ist eine Eigenschaft aller anständigen und vernünftigen Menschen, die je gelebt haben. Wobei die Möglichkeit offenbleiben mag, daß die vorige, die „unsachliche" Generation besonders wenig Exemplare dieser Spezies hervorgebracht habe.

Will man das Weltbild der Jungen erfassen, so muß man schon von andern Dingen reden. Hier sei nur ein wichtiger Punkt herausgegriffen: das Verhältnis des Einzelmenschen zur Umwelt hat sich geändert. Wir passen weder zu dem Individualismus, der vergangen ist, noch zu einem Kollektivismus, der vielleicht bevorsteht. Matzke sieht hierin einen Zwiespalt: die junge Generation sei ihrem seelischen Gefüge, ihrem Erleben, ihrem ganzen Dasein nach durchaus individualistisch, andrerseits habe sie Sehnsucht nach Gemeinschaft, Unterordnung und Bindung. Nun besteht ja kein Grund, sich für eins der beiden Extreme zu entscheiden. Vielmehr findet sich bei den Jungen, wie mir scheint, ein sehr feines Gefühl für die Rechte und Pflichten des Individuums im Ganzen. Man beansprucht durchaus Eigenart, Einsamkeit und eignes Schaffen, aber man weiß nicht nur sondern fühlt auch, daß die andern Menschen dasselbe zu beanspruchen haben. Das Ich steht

nicht mehr riesenhaft im Zentrum, als ein Unvergleichliches, Einmaliges und Wichtigstes, sondern ohne daß man sich deswegen minderwertig vorkäme, fühlt man sich als ein Teilchen unter Millionen. Der Weg, den die Himmelskunde vom Geozentrismus bis zu Einstein durchgemacht hat, wird hier für das Ichbewußtsein durchlaufen. Die Fehler, die entstehen, wenn das beobachtende Ich seine subjektiven Perspektiven objektiviert, werden jetzt seltener begangen, und es gibt da ein gewisses Verständnis, eine Solidarität, eine Kameradschaft für den „Nächsten". Die Haltung der großen und kleinen Egozentriker, die etwa in der Reihe von Nietzsche bis zu George stehen, scheint den Jungen unbrauchbar und fast tragikomisch. Dieser Individualismus von gestern findet sich sehr einleuchtend beschrieben in Annette Kolbs schönem Roman „Das Exemplar", der vor etwa fünfundzwanzig Jahren bei S. Fischer erschienen ist und der sicherlich damals die Gefühle vieler wertvoller Menschen aufs Haar getroffen hat. Die Heldin dieser Geschichte lebt, mit dem Mann, den sie liebt, in einem völlig menschenleeren Raum. Nur ihre Gedanken und Gefühle sind da und das Bild des Mannes — und ganz ferne, jenseits der Mauern dieser Arena, bewegen sich schattenhaft, als schreckenbringende Masse, die übrigen Menschen der Welt; sie sind grob und wie ohne Sinne, fremdartig wie exotische Tiere, und man muß sie sich mit Ironie oder mit Gewalt vom Halse halten. Ein solches Weltbild erscheint uns heute fast krankhaft.

Diese Veränderung hat wohl mehrere Ursachen. Einmal hängt sie mit dem Heraufkommen des Sozialismus zusammen, andrerseits erklärt sie sich daraus, daß die Ergebnisse naturwissenschaftlichen Denkens aus der theoretischen Sphäre der Gelehrtenstube in die lebendige Weltvorstellung der Gebildeten einzudringen beginnen. Wer die Welt durch Naturgesetze aufgebaut und gelenkt sieht, und wem das wirklich in Fleisch und Blut gegangen ist, der kann kein Individuum mehr überschätzen, und sei es das liebste; bei dem kann es keine Hypertrophie des Ichbewußtseins mehr geben. Man ist auf seine Gedanken und Empfindungen nicht mehr so stolz und verbirgt sie nicht mehr so ängstlich, weil man darauf gekommen ist, daß sich im Nebenmenschen ziemlich Ähnliches abspielt. Was einen nicht hindert, Art und Wert eines Jeden sehr genau zu beurteilen. Nur hält man die Gemeinsamkeiten für stärker als die Verschiedenheiten. (Deshalb ist auch die oben erwähnte These von der Unverbindlichkeit „privater" Gefühle nicht nur falsch sondern so wenig typisch für die Weltvorstellung der Jungen!)

Gegen das Buch von Matzke sind hier zahlreiche Einwendungen erhoben worden. Wer nicht glaubt, daß es trotzdem gut ist, lese es nur. („Jugend bekennt: So sind wir!" Verlag Philipp Reclam jun.) Das bloße Bejahen ist ja wenig ertragreich, und ein „Bekenntnis zu Matzke" hat der Verfasser einer so anregenden Arbeit nicht verdient. Nur eins sei noch gesagt: Viele, die ohne Stütze in Provinzwüsten um die neue Lebenshaltung kämpfen, werden dies Buch als die erlösende Bestätigung begrüßen.

# Herz mit einem Sprung von Theobald Tiger



Im Gesicht und auch in Sachsen,
wo die Meise pipst,
laß ich den Bart mir wachsen,
weil du mich nicht mehr liebst.
Susala und dusala —
weil du mich nicht mehr liebst.

Dein Teint, der war wie Bronze,
wie keine Frau ihn hat.
Du schriebst mir auf Annonce
im Leipziger Tageblatt.
Susala und dusala —
im Leipziger Tageblatt.

Wir waren beide einsam;
auch ich: als Woll-Agent.
Die Herzen waren gemeinsam,
die Kassen waren getrennt.
Susala und dusala —
Da bin ich konsequent.

Du sagst, du wärst im Training
wohl für ein Fecht-Tournier.
Doch du aßest gar nicht wening
und hattst nie Geld bei dir...
Susala und dusala —
Man ist ja Kavalier.

Du aßest frisch und munter
nicht ohne jeden Charme
die Karte rauf und runter,
die Küche kalt und warm...
Susala und dusala —
dem Kellner schmerzt der Arm.

Ich fand das übertrieben
und sah dich zornig an.
Ein Mann will gratis lieben,
sonst ist er gar kein Mann!

Ich kann dich nicht vergessen.
Noch heut könnt ich dich maln.
Du hast zu viel gegessen...
Wer kann denn das bezahln!
Susala und dusala —
Wer kann denn das bezahln!

Ums Kinn starrn mir die Stoppeln.
Mein Vollbart ist noch jung.
So fahr ich nun nach Oppeln
zu ner Versteigerung...
Doch mein Herz —
doch mein Herz —
doch mein Herz
hat einen Sprung —!

## Wolf Solent von Friedrich Torberg

Es ist nicht so einfach, einen geeigneten Ausgangspunkt zu finden, um an diesen außerordentlichen Roman („Wolf Solent" von John Cowper Powys, bei Paul Zsolnay) heranzutreten; es wird notwendig sein, einige Umwege zu machen, zum Beispiel darauf hinzuweisen, daß die am meisten diskutierten, die repräsentativen Romane der letzten Zeit sich fast alle durch sehr großen Umfang auszeichnen; daß sie fast alle ihren ausgesprochenen, meist schon im Titel genannten Helden haben; daß es kein Zufall ist, wenn diese Erscheinungen von einem Werk des englischen Schrifttums („Ulysses") initiiert werden: weil nämlich das englische Schrifttum, also die Literatur des äußersten Westens von Europa, stark im Aufkommen ist und größten Einfluß üben zu wollen scheint. In welchem Maß und mit welcher Wirkung sich ein Aufeinanderprall dieser durchwegs individualistischen Äußerungen mit ihrem geographisch-ideellen Gegenteil vollzieht oder vollziehen wird, ist derzeit noch nicht abzusehen und kann auch hier nicht untersucht werden. Aber eines steht fest: wenn diese ganze „westliche Epik" dereinst als literarischer Niederschlag einer in gesellschaftlicher Liquidation befindlichen Zeitphase gewertet werden sollte, dann wird es jene künftige Geistigkeit verflucht schwer haben, etwas an absoluter Qualität Gleichwertiges hervorzubringen. Denn — um es ganz schlicht zu sagen —: so gute Romane, wie Wolf Solent einer ist, werden alle heiligen Zeiten einmal geschrieben. Und darum soll dieser Wolf Solent im folgenden weder in seiner Wichtigkeit als Dokument noch in seiner Wertigkeit als Kampfmittel betrachtet werden, sondern als das großartige Produkt eines großartigen Geistes, in beinahe schon raumhaft-vorstellbarem Sinn „überzeitlich", und mit einem Respekt, den wir spätern Generationen vorwegnehmen müssen zwecks Herstellung eines Kritikniveaus, von dem aus schon wieder Einwände gemacht werden dürfen: weil sie, wie wir alle wissen, nicht viel besagen wollen.

Das war von allen Wegen, welche zu diesem Roman führen, der wichtigste; daß er einen Helden hat, erhellt ja aus dem Titel, und das dritte der oben erwähnten Bedeutungssymptome aus der Seitenzahl: etwa elfhundert. Und nun sind wir bei Wolf Solent selbst.

„... Wolf Solent ... konnte sich einer solchen Orgie konzentrierten Denkens hingeben, daß ..." — damit beginnt der Roman, und damit ist sein Held auch schon in einer alle drei Bände des Romans hindurch gültigen Weise umschrieben. Denn eigentlich sind ja diese ganzen elfhundert Seiten nichts andres als eine „Orgie konzentrierten Denkens". Wenn Wolf Solent die Hand auf eine Türklinke legt, so vergehen zwei Seiten, bevor er sie niederdrückt: so vieles muß in dieser Zeitspanne empfunden und überdacht werden. Aber wie wird hier gefühlt und gedacht! Mit welch einer Besessenheit, mit welch fanatischer Hingabe, mit welch unerbittlicher Ehrlichkeit rückt sich Wolf Solent an die Seele! Wie ein Bluthund ist er hinter dem leisesten Anzeichen einer Denkmöglichkeit, eines Gedankens her, macht sich auf seine Fährte, spürt ihn

auf, verfolgt ihn, atemlos und lechzend, bis ans Ende — und kommt dabei nicht selten zu einem Ergebnis, das, wie uns scheinen will, auch einfacher zu haben gewesen wäre. Aber die Hirnarbeit, die auf seine Erreichung verwendet wurde, das höllische Feuer von Gedanken und Überlegungen, durch das es hindurch mußte, ehe es sich in letzter Gültigkeit präsentiert — das steigert seinen Wert und seine Größe, läßt es gewissermaßen geläutert erscheinen, derart, daß die primitivste Feststellung wie eine Offenbarung klingt, die vorher noch keiner zu machen berechtigt war. „Manchmal müssen Menschen Dinge mitmachen, bei denen ihnen keiner helfen kann" — wäre das als ein „Ausspruch" selbst des seichtesten Aphoristikers denkbar? Gewiß nicht. Aber wenn man es bei Wolf Solent liest, wenn man dabei war, wie er seitenlang gegen die titanische Unumstößlichkeit dieser Tatsache angerannt ist, der Aussicht, daß man vielleicht doch niemals nur auf sich selbst angewiesen sein müßte, mit übermenschlicher Kraft näherkommend als irgendeiner vor ihm — wenn man das schwitzend mitgemacht hat, dann atmet man befreit auf angesichts der wiederhergestellten Allgemeingültigkeit von etwas, nun ja: Selbstverständlichem. So ist also Wolfs Denken immer fruchtbar, und so kann es niemals langweilig werden. Vielleicht wird es in stellenweiser Überdetaillierung etwas geschmacklos, so, wenn Wolf einem sterbenden Greis den Hut vom Kopf nimmt und, nachdem er ihn auf einen Haken gehängt hat, bemerkt, daß sich der Hut dort breitmacht „ruhig und arrogant, wie Hüte in dieser Lage immer aussehn". In einer Situation von so schnürender Traurigkeit hätte man auf derlei Wahrnehmungen gern verzichtet — aber schließlich mögen sie den, der sie machte, ebenso gequält haben wie uns, die wir sie lesen. Wir wollen sie in Kauf nehmen, aus Mitgefühl mit einem, dem selber nichts erspart bleibt. Ja vielleicht geht uns Wolf nirgends so nahe wie dort, wo wir ihn unsympathisch finden möchten. Wohlgemerkt: möchten! Denn es geht doch nicht. Denn er ist doch jene Figur, mit der wir uns am weitesten identifizieren können (und müßten). Die andern: der Squire Urqhart, Inspirator und Mitautor der obszönen Chronik von Dorset, dessen Lebensinhalt es ist, die Projektion eines imaginären kosmischen Tratsches auf einen bestimmten Teil der Erdoberfläche schriftlich zu verarbeiten; sein Diener, der riesenhafte Neger Monk, der zu ihm in einem verächtlich-kameradschaftlichen, halb abergläubisch-furchtsamen Verhältnis steht; der Dichter Jason Otter, der sich von Roger Monk ständig verfolgt wähnt, eine Holzstatuette des Regengottes Mukalog als Fetisch verehrt, Sätze spricht wie diesen: „Ich denke, Kühe und Schafe sind viel besser als Menschenwesen. Netter, meine ich. Auch reiner. Reiner und netter. Was an den Menschen nicht stimmt, ist ihr Gemüt. Ihr Gemüt ist dreckig. Das Gemüt der Würmer ist viel netter", und der auf Wolfs sachliche und unverfängliche Frage, ob Jason glaube, daß seine Mutter ihn zum Tee erwarte, völlig unzusammenhängend und völlig richtig zur Antwort gibt: „Alle Frauen erwarten alle Männer"; der ängstlich-dämonische Vikar Tilly Valley, der die Menschen nur dann lieben kann, wenn er besoffen ist; Wolfs Mutter (die am straffsten gezeichnete Figur des ganzen

Romans), eine unerhört lebenshungrige Dame, voll Witz und Bosheit, der man ohne weiteres das Recht zugesteht, auf ihre alten Tage noch ein Verhältnis mit einem Viehhändler anzufangen; der Buchhändler Malakite, der pornographische Schriften vertreibt und mit seiner Tochter schläft; Selena Gault, die Freundin von Wolfs totem Vater, abgründig häßlich, mit drei Katzen hausend und glühende Vegetarierin; ja selbst Wolfs Vater, längst gestorben und dennoch von lebendiger Kraft in der Wirkung auf den Sohn, der sich, vollendete Groteske, ihm gegenüber wie ein „hoffnungsloser Tollhäusler" vorkommt, oder der gleichfalls (und zwar auf höchst mysteriöse Weise) schon tote Vorgänger Wolfs bei Urqhart, Jimmy Redfern — das sind samt und sonders schwere pathologische Fälle, Neurastheniker, Säufer, erotomanische Hysteriker, mehr oder minder gefährliche Halbirre. Noch der unbedeutendste Episodist, Otters Dienstmädchen etwa, oder der Onkel einer Büfettdame, hat zumindest seinen „Rappel". Und inmitten diese Gewimmels von Anormalen — nein, eben nicht. Die Leute sind wahrscheinlich gar nicht anormal, oder doch nicht anders als wir alle. Sie werden es nur, wenn wir sie mit den Röntgenaugen Wolf Solents betrachten. Und indem wir dies (schon der ganzen, psychologisch zentralisierten Struktur des Romans zufolge) zu tun gezwungen sind, kommt uns die Ahnung, daß wir alle, unter die Lupe genommen, vielleicht nicht anders aussehen als diese. Wir wollen es bloß nicht wahrhaben, und wollen hoffen, daß wir am meisten jener Figur des Romans ähneln, die wenigstens der geistigen Veranlagung nach halbwegs normal ist: Wolf Solent.

Die Geschichte dieses Wolf Solent, das, was sich innerhalb eines Jahres mit ihm begibt, kann hier auch nicht annähernd erzählt werden; es auf die kürzestmögliche Art zu tun, hat elfhundert Seiten erfordert. Was aus diesem eigentlich nicht sehr amüsanten englischen Provinzmilieu herausgeholt wird; wie da ein Kleinbürger, der seiner Frau beim Geschirrwaschen hilft, das seelische Gerippe seiner Mitmenschen bloßlegt; wie er, im Grund ein Egozentriker von unglaublicher Halsstarrigkeit, immer wieder hilflos vor dem Leid der Kreatur steht, vor dem „Gesicht von Waterloo Station", und ihm immer wieder nicht anders beizukommen weiß, als indem er sich ihm unterwindet, ganz und mit allen Konsequenzen; wie er ihm sogar die geliebte Frau opfert, sich stöhnend abwendet, als sie endlich zur Hingabe bereit ist; wie er dies alles nur durchzustehen vermag dank dem „Versinken in seine Seele", dank seiner geheimen „Mythologie", einem Zeremoniell von tiefster, nacktester Frömmigkeit, das aber doch immer von einer „hochmütigen geistigen Vorstellung" begleitet ist, von der kindlich-phantastischen Einbildung nämlich, daß er, grade er, in einem okkulten kosmischen Kampf zwischen Gut und Böse zu entscheiden habe; wie er, zwischen zwei Frauen schwankend, schließlich beide verliert und mit ihnen auch diese seine „Mythologie", wie er ganz genau spürt und doch nichts tun kann dagegen, daß seine Seele „eine dahintreibende Vielfalt ohne jeden Zellkern" wird, daß ihm nichts bleibt als sein Körper (dem freilich, für mein Gefühl, zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird); und wie dann zum Schluß dies alles, dieses

gigantische Ringen eines Menschen, mit der Welt um sich und mit sich um die Welt, in eine befreiende, fast schon heitere Resignation ausläuft: „Nun, ich werde eine Schale Tee trinken" — das ist — ich will es mir bequem machen —: unvergleichlich. Man hat Powys den „englischen Hamsun" genannt; das dürfte sich wohl nur auf das beziehen, was man leider Gottes nicht anders nennen kann als „Erdnähe". Sonst haben die beiden kaum etwas gemeinsam, und selbst diese Erdnähe scheint mir noch sehr unterschiedlich. Powys' Naturempfindung entspringt sehr klar dem Gefühl, im geistigen Schweigen nicht weiter zu können, sie ist ihm nicht Beginn sondern Mündung aller Schönheit, aller Trunkenheit des Gefühls, und wird derart immer wieder gegen die Technik ausgespielt. Hier kann ich mir eine kleinliche, vielleicht sogar unwürdige Einwendung nicht versagen: Powys rechnet mit der Technik, er gebraucht durchaus „moderne" Bilder („... als ob der Stamm jenes kleinen Baumes ein telegraphischer Empfangsapparat wäre ..."), er agiert mit der infam störenden Wirkung des Surrens von Äroplanen — und in ganz Dorset, Blacksod und Umgebung gibt es kein Telephon? Es ist nach meinem Empfinden eine Schwäche des Werks, die einzige, wenn sehr wichtige Begebenheiten und Konflikte erst dadurch ermöglicht werden, daß der tatsächlich überwindbaren räumlichen Entfernung eine so große Rolle zukommt. Man hat Powys ferner mit Dostojewsky verglichen. Auch das stimmt nur beschränkt: in der furiosen Zähigkeit des psychologischen Zugriffs. Am ehesten weist die Gestalt des Wolf Solent noch Ähnlichkeiten mit Hamlet auf, Wolf selbst nennt sich einmal einen „komischen König Lear": nur, daß er sich eben vor dem Wahnsinn bewahrt, daß ihm immer noch rechtzeitig die Ironie zu Hilfe kommt, daß er im Zeitpunkt der höchsten Verwirrung sehr bezeichnend die fast bedächtig klingenden Worte spricht: „Es entgleitet meiner Kontrolle."

Es ist beklemmend, daß diese „orgiastische Denkarbeit" obendrein von einem Dichter verrichtet wird. Wie sehr John Cowper Powys das ist, zeigt sich an den beiden wichtigen Frauengestalten des Buchs, Gerda und Christie. Diese, des Buchhändlers Malakite Tochter, gebrechlich zart, von einer unendlich verfeinerten und dabei doch immer ganz frauenhaften Gefühlsintelligenz, ist der eigentliche Anstoß von Wolf Solents Niedergang und muß so der Überwachung durch sein Hirn notwendig mehr unterstellt sein als Gerda. Diese Gerda aber, „ein weißer, biegsamer Körper mit lieblichen Brüsten, schlanken Hüften und verbuhltem, schwingendem Schritt", die Tochter des Steinmetzen Torp, die sich halbnackt auf einem Grabstein reitend photographieren läßt — diese Gerda, auch als sie schon längst Wolfs Gattin ist, entfesselt an ihrem bloßen Auftreten eine Brandung von heidnischer Geilheit. Der erste Anblick Gerdas („ihre Süße flutete durch seine Sinne und flutete rings um ihn hinaus"), ihr erster Spaziergang mit Wolf, der Amselpfiff, die gelben Farne, später dann die unerbittliche Vorstellung ihres Ehebruchs, und Wolfs Warten auf ihre Rückkehr — es dürfte in der gesamten Weltliteratur nicht viele Stellen von derart qualvoll-unbändiger, urtiefer Erotik geben. Vor der Eindringlichkeit dieser Szenen ver-

blassen, in der Erinnerung zumindest, die andern gestalterischen Höhepunkte des Buchs: die Pferdeschau, die Kegelpartie, der Streit der Besoffenen im Wirtshaus, die Friedhofsschändung, die Schulfeier, Wolfs schauerliche Gespräche mit dem Gerippe seines Vaters.

Die englische Kritik rühmt dem Buch große sprachliche Schönheit nach; das kann natürlich im Deutschen nicht so ersichtlich sein, und ohne Kenntnis des Originals läßt sich auch nicht sagen, ob einige Unebenheiten und die auffallend häufige Verwendung von „irgendwie" und „seltsam" zu Lasten des Autors gehen oder des im übrigen sehr bemühten und verständnisreichen Übersetzers Richard Hoffmann. Die Ausdrucksfülle von Formulierungen läßt jedenfalls kostbare sprachschöpferische Kraft erkennen.

So gäbe es also nichts zu bemängeln? So wäre Powys vollkommen, wäre vielleicht gar ein Genie? Die Beantwortung dieser Fragen ist zu sehr Geschmack- und Temperamentssache, als daß sie halbwegs gültig gegeben werden könnte. Von Goethe, auf den wir uns instinktiv als auf das Schulbeispiel des Genies berufen, stammt der Ausspruch: „Genie ist vielleicht nichts als Fleiß." In diesem Sinn mag der mit einem so unerhört gründlich funktionierenden Denkapparat begnadete Powys ein Genie sein. Ich für meine Person werde, neben einigem Mißtrauen gegen solches Merkmal von Genialität, das Gefühl nicht los, daß der unverkennbar stark autobiographische Roman „Wolf Solent" Powys' einziges großes Werk bleiben wird. Aber mit diesem Werk hat er sich, soweit zeitgenössische Beurteilung Überblick haben kann, unsterblich gemacht.

---

# Schluß mit dem Fall Bundhund

von Bruno Nelissen Haken

In dem Prozeß des Landesarbeitsamts Nordmark mit Bruno Nelissen Haken ist es endlich zu einem Vergleich gekommen, in dem der Schriftsteller seine Position behauptet. Seine Forderungen werden bewilligt. Als Gegenleistung bestätigt er dem Landesarbeitsamt nochmals, daß er nicht bestimmte Persönlichkeiten sondern „Typen" eines Arbeitsgebiets habe treffen wollen. Damit ist der Fall Bundhund prozessual erledigt. Aber nur prozessual . . .

Daß die leitenden Herren des Landesarbeitsamtes Nordmark in Hamburg „Persönlichkeiten" meines Bundhund-Buches sind, hat niemand behauptet. Es hätte dieser Feststellung im Prozeßvergleich nicht bedurft. Aber es scheint beinahe, man habe diese Feststellung erstrebt, weil doch am Ende jemand hätte auf den Gedanken kommen können, an leitenden Stellen in Deutschland wären solche „Persönlichkeiten" zu finden.

„Einverstanden damit, daß Nelissen Haken erklärt: Keine Persönlichkeiten sondern „Typen". Nicht einverstanden damit, daß es heißen soll: „Typen des Landesarbeitsamtes Nordmark in Hamburg": Herr Nelissen Haken habe im Prozeß doch

selbst einmal gesagt, er habe Typen schildern wollen, wie sie in allen deutschen Behörden herumlaufen... Könnte man nicht, bitte sehr, diesen Vergleich in den Vergleich hineinnehmen...?"

Vergleich im Vergleich, ihr Leute; pas du tout, rien — nein, das könnte man nicht, Herr Landesarbeitsamt! Man hätte es können, aber diesmal wollte man nicht die unschuldigschuldigen Andern — sondern euch... Sagen wir: „Typen meines Arbeitsgebietes", Herr Landesarbeitsamt, niemand direkt wird ja damit getroffen — das können Sie wirklich ruhig annehmen...

Also gut: „Typen meines Arbeitsgebietes"; und Herr Nelissen Haken erhält alle seine Forderungen zugebilligt.

*

Bitt sehr — was haben die Heroen des Landesarbeitsamtes sich bei diesem Vergleich gedacht? Es war nicht viel Zeit zum Instanzenzug zwischen Vergleichsvorschlag und Enderklärung. Weisung von oben her: Vergleich! Um Gottes und der Reichsanstalt willen vergleicht euch, Subalternere — und solche Weisung hat die Intuition benommen. Wäre einer von uns hier draußen Präsident gewesen, wir hätten gesagt: Wir wollen uns verurteilen lassen, Leute, Amtskollegen, Gesinnungskollegen, Staatskollegen, Kollegen im Staat, wir wollen Märtyrer sein; zwar nicht für eine Idee (für welche Idee?), aber für alle Andern, die eigentlich auch in diesen Prozeß hineingehört hätten, außerdem: Uns kann ja überhaupt keiner, und nur wir können den andern, und die Geschichte ist jetzt zu verfahren dazu. Und, vor allem: Bei solchem Urteil wird ja der Roman gar nicht mehr erwähnt. Das Rubrum wird heißen: Verurteilt zu zahlen, weil kein wichtiger Grund zu fristloser Entlassung vorgelegen hat, fertig, aus. Ja und nun wird der „Fall Bundhund" in den Mittelpunkt des Vergleichs gestellt; er wird verglichen, noch einmal verglichen mit der Besatzung des Landesarbeitsamtes, und es wird gesagt: Die Personen des „Falles Bundhund" sind vielleicht, bei allem Irrlauf, „Persönlichkeiten", nicht aber mit den Herrschaften des Landesarbeitsamtes zu verwechseln. Denn das sind nur Typen.

Was für Typen, Herrschaften...!

*

Ja, das will mir nicht in den Kopf, daß man darauf eingegangen ist. Eine gewisse Resignation des Amtes war am Platze; wir wollen dem Gegner nichts vorenthalten. Aber man glaubt, sich mit dieser Vergleichsformulierung in die moralische Überlegenheit gerettet zu haben. Manifestiert sich nicht in dieser Vergleichsbereitschaft die Genugtuung, eine Art Stolz auf eben die Typik? Beachtlich in seiner Mediocrität: das Abrollen des Amtsfilms, hemmungslos der Arbeitsgang zwischen den Instanzen, die Fühllosigkeit der „Vorgänge", die Unberührbarkeit der Obrigkeiten, die Gigantik des Schreibersystems. Gewiß, die Menschen darin könnten Märtyrer sein, auch im Falle Bundhund. Aber, das ist es ja: Sie wollen gar keine Märtyrerschaft, sie fühlen sich gar nicht als Märtyrer,

sie sind jetzt nur stolz darauf, daß sie eine Lanze gebrochen haben für —: ja, nicht für „das Amt", das System, die „Große Schreiberei" —: Für sich, Leute, für sich allein, für ihre kleine Existenz, und nun freuen sie sich, daß es so aussieht, als wären sie in die Schranke des Arbeitsgerichts geritten für ihre höhern Ideale: Wir haben nichts damit zu tun, Öffentlichkeit, weil wir ja auch nur Typen sind, typische Figuren in diesem Großen Amtstheater; solche wie wir, findet ihr überall...

Hierher, Leute, hierher — hier zeigen wir euch — in der dritten Abteilung zeigen wir heute — hier ist zu sehen der deutsche Sozialbeamte, garantiert wildgeworden, mit Stammbaum und Akten...!

*

Das Peinliche daran ist nur, daß man sich auf eine Typik festgelegt hat, in die nun wirklich, bei allem Pessimismus, nicht alle Sozialbeamten hineinpassen. Es gibt zum Beispiel Landesarbeitsämter, andre Landesarbeitsämter, ganz abgelegen von diesem, da haben die leitenden Männer ausgerufen, als sie den „Fall Bundhund" gelesen haben: „Aber der Dezernent im ‚Fall Bundhund' — aber das ist ja Sjöberg, Präsident Doktor Sjöberg aus Hamburg, wie er leibt und lebt..." Und, nicht ganz so weit von Hamburg, weil er geringern Titels ist, da hat man wild herausgestoßen: „Der Oberdezernatsrat im ‚Bundhund'" — ja, aber mein Gott: das ist ja Backhaus, der Oberrat Backhaus ‚Ständiger Stellvertreter des Präsidenten', wie er leibt und lebt... Und der Dezernatsrat ist das nicht ein bißchen Wahrburg, Oberregierungsrat, und Dulk, Regierungsrat, Patent 1928, und Regierungsrat Melohn, der Arrivierte, Patent 1930...?"

Wie, bitte sehr, wie kann man ausgerechnet auf diese Männer verfallen, wenn „Bundhund" doch nur Typen schildert? Sollten sich vielleicht im Landesarbeitsamt Nordmark ganz besondere Typen herausgebildet haben?

„Es ist uns gelungen, eine Spezialtype herauszubringen, bitte vergleichen Sie mit den andern Angeboten auf dem Markt, Sie finden nichts Billigeres!"

*

Aber nun wollen wir nicht böse sein; ich glaube, daß man beispielsweise mit Präsidenten ganz gut auskommen kann, wenn man bei ihnen Kaffee trinkt, und die Amts- und Titelbenommenheit etwas von ihnen weicht. Dann dürfen auch die Praktikanten wieder Menschen unter Präsidenten sein, sie leben dabei sichtlich auf; ja, und sie werden sogar dringlich aufgefordert, aus ihren Romanen vorzulesen. „Möglichst etwas Lustiges, nicht wahr?"

Und die Oberräte, sie sind die Gutmütigkeit selber. Wie — ja wie sind sie doch eingetreten für die untersten Beamten in ihrem Amt: Wir, Oberräte, sind nicht getroffen durch den Roman — aber, aber wo denken Sie hin; der kleene Nelissen Haken! Aber, ihr Leute da unten, da ganz unten, Gruppe 5 bis 8: Ihr seid ja am schlimmsten getroffen; hat er nicht eure

Ehefrauen beleidigt, bis auf unser Blut, bei der Schilderung aus dem Franziskaner...? So vorgetragen im Prozeß und in den Schriftsätzen. Nachher sind sie dann herumgegangen in den Abteilungen und haben die Männer befragt, ob sie mal mit dem Kerl da, dem Nelissen Haken, zusammen im Franziskaner waren, und ob sie und ihre Ehefrauen nicht, ja gradezu ganz fürchterlich, beleidigt seien. „Aber nein, Herr Orrrigrat, wir, ich, meine Frau, ich wüßte nicht, ich wäre schon selbst, wenn — nein, bestimmt nicht, Herr Orrrigrat..."

Wie sagt doch der große deutsche Dichter? Undank ist der Welt Lohn.

Wollen wir nicht noch einmal eine Tasse Kaffee zusammen trinken und dabei bereden, wie wohl alles so gekommen ist?

*

Nein, wir wollen auf diese nicht böse sein, denn siehe, sie wissen nicht, was wir ihnen getan haben. Es stand ein andrer Apparat dahinter, der hat sie in Bewegung gesetzt. Wissen Sie, daß Amtsbote und Oberregierungsrat im Landesarbeitsamt auf Du und Du miteinander stehen und sich gelegentlich ausschimpfen, gegenseitig? Eine schöne Sitte; nur wenn Dritte dabei sind, erwacht die Arrivisterei. Wie das kommt? Es steht das größere Du dahinter, das ist die Partei. Und siehe, im Landesarbeitsamt haben sich versammelt: Bonzen über Bonzen, die kleinen Bonzen und die mittlern Bonzen und die großen Bonzen, und sie bekleiden jetzt die Referentenposten, Gruppe 9 bis 13. Aber nun seht euch die Bescherung doch mal an! Ihre Entwürfe und ihre Referate in den Sitzungen und dazu die Einbildung. Man möchte einen nach dem andern nehmen, bei der Hand nehmen, einen netten, kleinen Schnaps vorher und das Sprüchlein dazu: von damals, als diese alle sich noch viel wohler fühlten, ohne Referent, ohne Referat in den Sitzungen, ohne Entwurf, ohne Vorgang. Jungens, was war das doch für eine Zeit, als wir noch Murmeln spielen durften und uns mit den Pennälern, den eingebildeten, vom Realgymnasium hauten! Geht mir ab, ihr alle, mit so einem Mist, Akten, Berichten, Vorgängen: ordentliches Glas Bier und das Mädel dazu, und jede Woche wieder der Kegelabend und der Skatklub und der Sparverein — kann man sich Schöneres denken?

Aber nun steht man hier, Beauftragter der Partei, und es gilt, die höhern Interessen des Proletariats wahrzunehmen, die höhern Interessen der SPD-Proleten. Und die waren in diesem Fall: Weg mit dem Bundhund-Buch aus den fünf Buchläden der SPD in Hamburg, weg mit Nelissen Haken, dem gewissenlosen Schädling! Er hat unser Geld, das Geld des Staates gefressen, und schreibt nun schlechte Bücher über uns.

Ja, damit hat die belämmerte Episode eingesetzt, und damit hört sie schließlich denn auch auf. Leiter der SPD-Buchhandlungen in Hamburg ist Herr Hoym, Genosse Hoym. Der war einmal — aber sie haben ihn kleingekriegt. Und seine letzte Reminiszenz an die wirklichen Interessen des Proletariats war vielleicht, daß er sich für das Bundhund-Buch ein-

gesetzt hat. Niemand hat es ihm so gesagt, aber er hat es auf ein großes blaues Plakat geschrieben: daß das Buch im hamburger Arbeitsamt spiele, hat es neben zwanzig Exemplare in seinen Schaukasten gehängt und alles schön photomontiert. Dann hat er hundert Exemplare, den ersten Tag, auf die Arbeitsämter geschickt; sie sind weggegangen wie, ja wie ein Schundroman. Einige Exemplare aber haben die Bonzen extra gekriegt. Und siehe, sie haben Ach und Weh geschrien, durchs Telephon, und nichts sei wahr an diesem schlechten Buch, und wenn du, Hoym, der du doch alles, was du bist — kurz und gut, am selben Tage hat Hoym, der Gute, seine sämtlichen Buchläden wieder von dem Bundhund-Buch geräumt. Jetzt schimpft er selbst auf den bösen Haken, der ihn so in Mißkredit gebracht hat.

So ist die große Partei aufmarschiert gegen den kleinen Nelissen Haken, gegen Bundhund, gegen uns alle. Und zum Schluß ist auch noch der Mann abgefallen, von dem wir gedacht haben, er sei tief mit dem Herzen bei unsrer Sache gewesen, obschon er von der Partei war. Hat er es mit der Angst bekommen um sein Parteischicksal? Am Tag vor dem entscheidenden Termin verweigert er uns die Prozeßakten, die wir ihm anvertraut haben und aus denen er beraten hat, oder er sucht hinzuhalten, oder: häßlich, klein und — häßlich. Schade, wir waren ihm gut gesonnen.

Aber die große Partei, die furchtbar große Partei. Was ist das doch für eine große Partei...

*

„Die Folgen dieser Schilderung sind nicht abzusehen. In Händen von Arbeitslosen, die in der Verbitterung über ihr Schicksal besonders leicht geneigt sind, die geschilderten Vorgänge als wahr anzusehen, wirkt das Buch aufreizend. Dies gilt ganz besonders, wenn ein Teil der Presse, der sich der Verantwortung an der Mitarbeit der Arbeitslosenhilfe entzieht, das Buch zu Propagandazwecken im Kampf gegen die staatlichen Einrichtungen ausnutzt und wenn ... das Buch zum willkommenen Anlaß genommen wird, gegen Gesetz und Ordnung aufzuwiegeln... Das Buch ist daher unter Umständen geeignet, die Durchführung der Arbeitslosenhilfe in dem kommenden durch eine besonders ungünstige wirtschaftliche Lage ausgezeichneten Winter zu erschüttern. Auf jeden Fall wird die unter scharfen Bedingungen zu leistende Arbeit der Dienststellen der Reichsanstalt noch weiter erschwert, Ordnung, Autorität und Disziplin in den Dienststellen der Reichsanstalt werden ernstlich gefährdet, zumal das Buch sofort auch bei dem unteren Personal der Ämter bekannt geworden ist..." (Beweisschriftsatz des LAA vom 13. November 1930, Seite 7/8, zurückgezogen am 15. November 1930.)

*

„Irgendeine Organisationsänderung ist natürlich ganz ausgeschlossen, selbst wenn das eine oder andre in diesem Roman zutrifft..." (Interview beim Landesarbeitsamt Nordmark durch einen süddeutschen Journalisten.)

## Schnipsel von Peter Panter

Die Frau und der berühmte Mann. „Wieviel Beifall er hat! Wenn er mich liebte — ich hätte den Beifall und die Liebe!"

Die Frau als Rezensentin des Geliebten: „Er liebt mich nicht mehr wie früher. Also ist nichts mehr mit ihm los."

*

Deutschland ist eine anatomische Merkwürdigkeit. Es schreibt mit der Linken und tut mit der Rechten.

*

Wörter verändern langsam ihre Bedeutung. „Warum soll ich ihn denn nicht heiraten? Man ist doch nicht gleich verheiratet."

*

Der Leser hats gut: er kann sich seine Schriftsteller aussuchen.

*

Bert Brecht hat einen schönen Dreh gefunden: das kleine Einmaleins in getragenem Sing-Sang vorzulesen, wie wenn es die Upanishaden wären. Banalitäten feierlich aufsagen: das bringt vielen Zulauf.

*

Der trockne Pedant hat gewöhnlich ein Ideal: den falschen Abenteurer.

*

Jede Filmkritik müßte eigentlich so anfangen: „Der vorliegende Film enthält als maßgebliches Element die Kunstanschauungen eines zweiundsechzigjährigen Stiftfräuleins, zweier kunstfremder Oberregierungsräte und eines schwunglosen Malers. Auf deren Zensur hin ist der Film gemacht worden."

*

Die Katholiken sitzen vor ihrer Hütte. Ein Heide geht vorbei und pfeift sich eins. Die Katholiken tuscheln: „Der wird sich schön wundern, wenn er mal stirbt!" Sie klopfen sich auf den Bauch ihrer Frömmigkeit, denn sie haben einen Fahrschein, der Heide aber hat keinen, und er weiß es nicht einmal. Wie hochmütig kann Demut sein!

*

Manchmal fröstelt die Literatur. Dann läuft ihr eine katholische Gänsehaut den Rücken herunter.

*

Wenn sehr kultivierte, sehr feine, sehr gebildete Schriftsteller grimmig für die Kirche fechten, dann wirkt das, wie wenn reiche Leute ihre Briefe mit einem alten Matrosenmesser aufschneiden. Sie könnten sich natürlich einen guten Brieföffner kaufen ... aber um sie herum ist alles so fein, so reich, so vollkommen und so vernickelt: da macht sich das alte verrostete Messer hübsch pittoresk. Mit dem Matrosen hat das gar nichts zu tun. Sie würden sich schön bedanken, es so zu gebrauchen wie er, nämlich im Ernst: Sie gebrauchen es in Anführungszeichen.

*

Jede Theaterkritik müßte eigentlich so anfangen: „Soundsoviel Prozent der gestrigen Premiereheinnahmen flossen als Pacht in die Tasche des Herrn Direktors Soundso. Er lebt davon." Das Theater stirbt daran. Diese wahnwitzige Theaterpacht ist wichtiger als jede Dramaturgie. Denn die Pausen zwischen den Fälligkeitsterminen der Hypothekenzinsen werden durch die Stücke ausgefüllt.

*

Ja, wegen der fröstelnden Literatur: eine protestantische Gänsehaut gibt es nicht.

*

In der heutigen Vorkriegszeit herrscht zwischen den Geistigen aller Staaten eine Pen-Club-Atmosphäre, die der Luft in einer sehr guten Kinderstube gleicht: nie reden mehr zugleich als drei, es herrscht gesittete Fröhlichkeit, und zwischendurch schmieren sie sich den Bildungsbrei um die Münder. Die Papas stehen dabei und lächeln und lassen die Kindlein gewähren. Sie wissen: wenns los geht, gehts los, da ist nichts zu befürchten. Sie werden sich schlagen, wie sich ihre Väter geschlagen haben, oder sie werden still und vornehm ins Zimmer stilisieren.

*

Ratschlag für Ehrgeizige. Willst du „richtig liegen"? Dies, mein Sohn, ist die Konjunktur des Tages: pazifistische Terminologie, national-sozialistischer Inhalt, vorgetragen im Ton eines lyrischen Universitätsprofessors, der noch nicht genau weiß, ob er Soziologie oder Philosophie lesen soll. Dergleichen schließt alle Möglichkeiten in sich, verpflichtet zu gar nichts, und du hast es gleich gesagt. Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an. Nicht zu eng — aber schließ dich an.

---

## Wenn die Filmindustrie Theaterzettel machte . . .

# MAX REINHARDTS „KÖNIG LEAR"

MIT WERNER KRAUSS

## REGIE: MAX REINHARDT

Ein Reinhardt-Drama der D.T.
im Reibaro-Verleih

PRODUKTIONSLEITUNG: H. ADAMEC
STELLVERTR. PRODUKTIONSLEITUNG: GUSTL MAYER

Organisations-Leitung . . . Heinz Herald
Dramaturgische Oberleitung Artur Kahane
Dramaturgische Unterleitung . Franz Horch
Linguistische Leitung . . . Richard Gerner
Propagandistische Leitung . Moriz Lederer
Interne Leitung . . . . Clemens Herzberg
Technische Leitung . . . Franz Dworsky

Inspektion: Zeiselmeier, Souffleurkasten: Kähler
Kasse: Heinrich, Garderobe: Nowack, Coiffure: Jabs
Requisiten: Lau, Beleuchtung: Hoffmann
Hausverwaltung: Zimmermann

BILD: ERNST SCHÜTTE TON: KURT WEILL

Buch: William Shakespeare · Deutsche Version: August Wilhelm v. Schlegel

# Bemerkungen

## Tausend

Ich weiß nicht, ob es einen Gott gibt. Ich weiß nicht, ob man ein Element in ein andres verwandeln kann. Ich weiß nicht, ob man Gold machen kann. Ich weiß, das alles möglich ist, auch das Unmögliche. Ich weiß, daß die gesamte Wissenschaft heute wenig andres tut als den ältesten Aberglauben verifizieren. Ich weiß, daß die Alchemie längern Atem gezeigt hat als ihr gar zu zweckhaftes Kind, die Chemie. Ich weiß, daß der große Chemiker August Strindberg auch in den Zeiten, in denen sein Geist am klarsten war, fest an die Möglichkeit geglaubt hat, die Elemente ineinander zu verwandeln, und daher auch an die Möglichkeit, Gold zu machen.

Der Goldmacher Tausend — nicht Gott kann ihm diesen Namen gegeben haben, sondern nur Wilhelm Raabe. Der Goldmacher Tausend, der in München vor seinem verständnisvollen, humoristisch gutmütigen, wohlwollenden Richter steht, hat, das ist ganz außer Frage, an die Möglichkeit, Gold zu machen, und an seine Fähigkeit, Gold zu machen, geglaubt, und glaubt noch heute daran. Seine Theorie der Schwingungen, die jeder materielle Körper aussenden soll, und die sich so ineinander überführen lassen sollen, daß dabei der Körper in den der andern Schwingungszahl zugeordneten verwandelt wird, ist eine Theorie so gut wie eine andre, ist mindestens sehr interessant, und vielleicht, für später einmal, richtig. Ohne mathematische Phantasie von der Art derer, die dieser Theorie ans Licht verholfen hat, ist die Physik noch niemals weiter entwickelt worden.

Kindische Romantik aber erzeugt diese Phantasie, wenn im Reigen der Geldgeber (und künftigen Goldempfänger) über die Verwendung des sicherlich zufallenden Goldes beraten und beschlossen wird. Von den völkischen Nullen, die diesen Tausend umgaben, hat keine, aber auch keine nur die leiseste Ahnung, was für ein Irrsinn entstehen würde, wenn etwa Deutschland die gesamte Summe der Reparationen auf den Tisch legte. Kein Industrieller und kein Bankdirektor in diesem Kreise ahnt, daß Gold kein absoluter Wert ist, daß jeder Midas sterben muß, daß es auf die jeweilige reale Relation von Kaufkraft und Wertmesser ankommt. Ist doch der so sinnige Plan in diesem Kreise um Tausend aufgetaucht und ernsthaft erwogen worden, jedem Arbeitslosen seine eigne private kleine Goldherstellungsmaschine zu überlassen — zur Lösung einer Krise, die doch keineswegs nur in der Überproduktion wurzelt und in der Absatzstockung sich äußert. Dabei haben für völkische Gehirne Richard Wagner und die Nationalökonomie gleichmäßig bewiesen, daß der Goldüberfluß unselig macht.

Die Deutschen, und unter ihnen die Tausende, sind nach wie vor gute Physiker und schlechte Politiker. Warum?

Tausend, der sich nicht ohne Witz und durchaus geschickt verteidigt, wurde nur einmal erregt: als er über seine erste Begegnung mit Ludendorff befragt wurde. Das sei doch etwas Ungeheures gewesen; er, ein einfacher Landsturmmann, habe da dem Generalquartiermeister gegenübergestanden.

Er glaubt, Gold machen zu können, Gold schon gemacht zu haben. Er glaubt, eins der tiefsten Rätsel der Welt gelöst zu haben. Er glaubt, mit dieser Lösung die Welt beherrschen und umgestalten zu können. Er glaubt, ein Physikergenie zu sein. Und wenn er vor einem Generalquartiermeister steht, ist er eben nichts als ein einfacher Landsturmmann.

Die Tausende werden als Landsturmmänner, mit und ohne Waffe, geboren, und bleiben

— was sie auch immer tun, finden und erfinden — vor jedem beliebigen Quartiermeister nichts als Landsturmmänner. Wenn sie schon mal Gold gemacht haben, fällt es ihnen aus den Fingern, da sie ja stramm stehn müssen.

„Ich verstehe das", begütigte der Gerichtsvorsitzende.

Ich nicht.

*Rudolf Leonhard*

### Landkultur-Film

Der große Erfolg, den Eisenstein mit seinem Traktorenfilm „Generallinie" erzielt hat, läßt unsre zuständigen Stellen mitnichten ruhen. Laut zuverlässigen Meldungen ist die Leitung der „Grünen Woche" an den Spitzenverband der deutschen Filmindustrie herangetreten, um ihn zu bewegen, einen deutschen Film zu drehen, in dem die segensreiche Wirkung der Motorisierung des Landbaus auch dem Laien sowie dem Agrarier, recht eindringlich zu Gemüte geführt werden soll. Das Reichslandwirtschaftsministerium hat den Motorisierungsreferenten, also den zuständigen Geheimrat, bereits mit der Anfertigung des Filmmanuskripts betraut. Sicherm Vernehmen nach soll in diesem Film nicht etwa eine erfundene Geschichte sondern ein historischer Vorgang, der sich in den letzten Jahren in Deutschland abgespielt hat, auf die Leinwand gebracht werden. Aus dem Inhalt werden schon jetzt folgende Einzelheiten bekannt. Im ersten Akt sehen wir zahllose Sachverständige, darunter namhafte Rechtspolitiker, eifrig mit der Prüfung der Rentabilitätsgutachten für eine neu zu errichtende Verleihgesellschaft für Traktoren beschäftigt; schließlich wird aus Mitteln der Reichskasse eine in finanziellen Schwierigkeiten befindliche Unternehmung, die Landkultur - Aktiengesellschaft, dem vor der Pleite befindlichen Großaktionär abgekauft; Großaufnahme: der Vermittler, ein prominentes Mitglied des Landbundes, steckt sich ein paar tausend Mark Provision in die Tasche. Zweiter Akt: die Traktorenführer der im Reichsbesitz befindlichen Gesellschaft werden von ihrem Direktor auf grünem Felde über den Dienst am Kunden belehrt; Zwischentext: „Wenn die Gesellschaft im Stücklohn arbeitet, muß möglichst viel Land gepflügt werden — wenn sie im Zeitlohn arbeitet, müssen wir möglichst viel Arbeitsstunden erreichen." Im Hintergrunde türmen sich die Prozeßakten über Klageansprüche der Kundschaft wegen schlechter Ausführung der Traktorenarbeiten. Dritter Akt: Die Jahre 1928, 1929, 1930 ziehen langsam vor dem Beschauer vorüber; es wird gezeigt, wie die Gesellschaft nach und nach eine Million Reichsmark an verlorenen Zuschüssen vom Reichsernährungs- und vom Reichsverkehrsministerium erhält. Vierter Akt: Es wird eine „Versuchsabteilung" der Landkultur-Gesellschaft gegründet, deren Existenz die Anforderung neuer Subventionen motivieren soll. Die Versuchsabteilung beginnt auch tatsächlich zu arbeiten und schreibt einen Bericht über die Erfahrungen bei der Traktorenarbeit; der Bericht wird dem Aufsichtsrat vorgelegt, der ihn erbleichend liest, und sofort sorgfältig versiegelt, damit die Öffentlichkeit nie etwas aus seinem Inhalt erfahre. Fünfter Akt (spielt nachts auf einem einsamen Felde): zwei Traktoren stehen nebeneinander, der eine, gänzlich abgetrieben, wie ein Droschkengaul zweiter Güte, hat, aus hier nicht näher zu erörternden Gründen, alt 15 000 Mark ge-

kostet und steht trotz aller Abschreibungen noch mit einem hohen Wertansatz in der Bilanz; der andre Traktor, alt für 1500 Mark gekauft, ist noch recht gut imstande. Plötzlich lösen sich die Nummernschilder beider Traktoren und vertauschen ihre Plätze. Zwischentitel: „Sorge stets für richtige Bilanzwerte." Sechster Akt: Der Direktor der Landkultur kauft für die Firma ein neues Audi-Auto zu vierzehntausend Mark. Zwischentitel: „Das ist ja halb geschenkt!". Es wird weiter gezeigt, wie vorteilhaft die Gesellschaft stets einkauft: teils so, daß man die Traktoren bei befreundeten Vertretern bestellt, anstatt sie direkt ab Fabrik zu kaufen, teils so, daß man die Einkäufe durch eine private G.m.b.H. laufen läßt, an der der Direktor der Landkultur in seiner Eigenschaft als Privatmann finanziell ausschlaggebend beteiligt ist. Der siebente Akt endlich zeigt den Haushaltsausschuß des Reichstages, wo ein Landarbeiterführer, der gleichzeitig Aufsichtsratsmitglied der Landkultur ist, diese Gesellschaft mit dem Brustton der Überzeugung gegen alle Anwürfe von „Interessenten" verteidigt, wobei er allerdings sagen muß, daß er über das, was dort gespielt wird, welche Gehälter gezahlt werden etcetera, leider nicht unterrichtet sei. Gleichzeitig verläßt der Präsident der Landwirtschaftskammer, Graf Baudissin, seinen Sitz im Aufsichtsrat, mit den Worten, daß er von dieser Motorisierung der deutschen Landwirtschaft nun endgültig genug habe. Schlußbild: Der Aufsichtsratsvorsitzende der Gesellschaft, im 14 000-Mark-Audi-Wagen, auf der Hochzeitsreise.

*W. Sternickel*

## Ein leiser und ein lauter Film

Es gibt keinen dümmern Satz als diesen: Nur auf das „Wie" kommt es an.

Es kommt nämlich ganz besonders auf das Was an; heute und in allen Ewigkeiten. Einigen wir uns doch endlich darauf! Ansonsten würde es ja genügen, wenn man ein Mörder wäre, aber mit Charme. Oder ein General, aber mit hübscher Singstimme.

Die Nuance genügt nicht mehr. Der Schaum auf dem Nichts — er genügt nicht mehr. Es sei denn: auf dem Boden des berliner Theaters, einer weltberühmten Institution mit unerhörter Kunst des „Wie", grandioser Prunkfassade also, mit einem Minimum an Inhalten dahinter. Barockwirtschaft, fortgewurstelt durch die Läufte.

Reden wir lieber vom Film. Er ist heut reif für seine herr-





liche Aufgabe. Welches ist sie? Ein Nichts in die Breite zu dehnen, durch die Kunst des „Wie"? Oder das All in unser Blickfeld zu reißen, das Sichtbare und das Hörbare, das ungeheure „Was" der Welt?

Nur der Film kann es. Seine Arme raffen das weitgelagerte Nebeneinander auf den Turnierplatz vor unsern Augen.

Deshalb soll man einen jungen Menschen, der für den Film von morgen viel bedeuten könnte, nicht ungewarnt den falschen Weg spazieren lassen. Ich meine den Regisseur Kurt Bernhardt. Seine erschreckliche Talentprobe: „Der Mann, der den Mord beging."

Erschrecklich ist das Greisenhafte dieser vollendeten Formkunst. Zwei Stunden lang „Wie". Man lobte ihn dafür in den Himmel!

Die Hauptschuld trägt allerdings die Filmgesellschaft, die einen Locktitel kauft, mit einer fadendünnen, dünnen und faden Handlung. Die Mitschuld tragen die Autoren, vier Leute, vier Strohhalme im Seifenschaum. Und sie machen aus dem Seifenschaum mit wenig Puste viele Blasen. Ein Buch der „Stimmungen". Mit Niveau. Wer zugreift, hält nichts in der Hand. Niveau bedeutet: in zerplatzten Blasen ist auch Kitsch nicht nachweisbar.

Ohne Rückstand verdunstet die Geschichte vom schlanken Offizier, der sich der schmalen Lady nähert — und ganz zum Schluß den dicken Lord erschießt, der die Lady mißhandelt hat. Fast ohne Rückstand... Es bleibt ein Fettfleck von der Dämonie Georges.

Was tat der Regisseur, um den Luftraum zu füllen? Er weiß, daß nichts gewaltiger ist als die Dramatik, die die Kamera aus den Dingen holt. Also ließ er sie von der Kette. Und sie glitt nun unaufhörlich durch die Räume, die Wände entlang, über den Boden und unter den Tisch, alles verbindend, mitnehmend auch den Hauch von Worten, anklingend, abklingend, — vornehm, gewandt und steril, leise, wesenlos und langweilig, wie ein Kammerdiener bei Reinhardt, — eine feine gelangweilte Hauskatze, nicht das Raubtier Kamera, das die Dinge attackiert, anfällt, aufreißt. In ihren Bewegungen, die der Photograph Curt Courant herrlich leitet, ist nicht der tiefere Sinn, der da lautet: ich will euch dies und dies und dies beweisen. Sie beweist nichts, sie nasführt das Publikum, verführt es, sich an tausend Spuren zu heften, die es nirgends hingeleiten.

Tant de silence pour une omelette...!

Vielleicht ist das Leben dieser Welt doch zu reich, zu toll und zu großartig, als daß man es nötig hätte, zwei Stunden lang flirrende Luft zu verfolgen? Vielleicht kommt es doch auf das „Was" dieses ewigen Trubels an? Ich denke zum Beispiel an eine Geschichte, in der zu sehen ist:

Ein verlorener Krieg. Inflation, die wilde Blüten treibt. Ein Monarch ist geflohen. Die Idee des „souveränen Volkes" wird verraten durch die Kleinbürger. Köpfe müssen rollen! Die Reaktion nützt Hungerrevolten zum Kampf gegen die Republik aus. Generäle konspirieren, Demagogen schüren immer neue Kriegsgedanken. Jemand entdeckt das Mißverhältnis zwischen Arbeiterlöhnen und Lebensmittelpreisen. Derselbe Mann, der Ausnahmemittel und diktatorische Macht bislang nicht verabscheut hat, erkennt das Gebot der Verständigung. Verständigung mit dem „Feind", Verständigung mit den Parteien des Landes. Also wird er niedergemacht. Über seine Leiche rast der Strom der tollen Kleinbürger weiter... Ein General wird kommen und die Republik begraben.

Was erzähle ich da? Weiß ich denn nicht, daß die Zensur solche Histörchen aus der Zeit nicht mag? Aber es war ja das Histörchen von Danton, und es ist lange her, daß es sich zugetragen hat.

Es ist schon so lange her, daß die Autoren Goldberg und Rehfisch eine Menge davon vergessen

haben. Immerhin kam in ihrem Danton-Film das Wörtchen „Freiheit" öfter vor — und ein Verhöhner der Republik verfiel ihrem braven Spott. Zudem gab ihr Held, der klare Sprecher Kortner, manches zu hören, was nicht übel klang... Und dennoch entriet es der Komik nicht, daß die Gazetten den Mut dieses Films priesen.

Daß dies schon Mut ist, Kostümfigürchen „aus verklungenen Tagen", vom Regisseur, Herrn Behrendt, Bild auf Bild gedreht, mit vielen Löchern dazwischen... Daß dies schon Mut ist! Die guten Kinder singen es, damit sie sich im Dunkeln nicht fürchten.

Am Ende hätte doch Herr Behrendt kühner sein sollen? Am Ende kommt es doch auf das „Wie" an?

Nein. Auf den Stoff. Und dieses war, ich schwöre es, nicht der Stoff „Danton".

*Abel Dorp*

## Oswalds 1914

Zunächst erscheint ein ernster Mann,
Der sieht uns, für Herrn Oswalds Spesen,
Von Oberlicht beschienen an
Und sagt, wir wärens nicht gewesen.

Hernach sind plötzlich Larven da
Und sagen ihres leicht verschüchtert.
Ein junger Herr aus dem A.A.
Hat ihnen dieses eingetrichtert.

Sie haben Bärte angeklebt
Und reden aus geübten Hälsen.
Ihr Manuskript zeigt sich bestrebt,
Die Kriegsschuld von uns abzuwälzen.

Von Kabinett zu Kabinett
Führt uns der celluloidne Segen.
Hier haben sie ein Ding gedreht . .
Die Wirklichkeit war Dreck dagegen.

Die Wirklichkeit hat uns geäfft:
Es war der Krieg das Werk von Gruppen,
Die für das deutsche Filmgeschäft
Als ungefährlich sich entpuppen.

Nun geht es aber stark voran,
Der Youngplan wird jetzt auch begraben,
Die Wahrheit bricht sich . . nämlich Bahn,
Seitdem wir diesen Streifen haben.

*Hans Bauer*

# Hinweise der Redaktion

## Berlin

Buchhandlung Karl Buchholz, Königstr. 45. Mittwoch 20.15: Die Emanzipation des Mannes. Adrien Turel.

Porza, Budapester Str. 3. Mittwoch 20.00: Eröffnung der Carl-Hauptmann-Gedächtnis-Ausstellung. Walter Meckauer, W. v. Alvensleben, Gad Shelaso. Friedrich Kayßler.

Forum der Jungen. Donnerstag 20.30, Porza-Haus, Budapester Str. 3. Es sprechen: David Luschnat, Paul Körner und Otto Nebel.

Gesellschaft zur Förderung des jüdischen Siedlungswerkes in der UdSSR. Freitag 20.15. Café Adler, Dönhoffplatz. Palästina oder Birobidjan? Es sprechen: Erich Fromm und Leo Katz. Diskussion.

## Düsseldorf

Die Tribüne. Donnerstag 20.00. Städtische Tonhalle, Saal 1. Weltwirtschaftskrise und Fascismus, Fritz Sternberg.

## Bücher

Franz Blei: Die Lust der Kreatur. Ernst Rowohlt, Berlin.
W. I. Lenin: Am Ausgang der ersten russischen Revolution etc. (Werke Bd. 10). Verlag für Literatur und Politik, Berlin.
Sinclair Lewis: Babbitt. Ungekürzte Volksausgabe. Transmare-Verlag, Berlin.
Emil Ludwig: Geschenke des Lebens. Ernst Rowohlt, Berlin.
Alfred Polgar: Die Defraudanten. Ernst Rowohlt, Berlin.

## Rundfunk

**Dienstag.** Hamburg 16.00: Das Geschlecht der Katzen, Pol Sackarndt. — Berlin 18.00: Carl Hauptmann. — Leipzig 19.00: Carl Hauptmann. — Stuttgart 19.15: Dokument oder Dichtung?, Heinz Dietrich Kenter. — Königsberg 19.20: Carl Hauptmann. — Leipzig 19.30: Maschinenmythos, Arno Schirokauer und Willi Koch. — Breslau 20.30: Carl Hauptmann. — **Mittwoch.** Königswusterhausen 12.00: Furtwängler dirigiert (Schallplatten). — Berlin 19.00: Claire und Iwan Goll lesen eigne Dichtungen. — Köln 20.50 Ungedruckte Dichter, Georg Rendl. – **Donnerstag.** Frankfurt 18.45: Briand, Annette Kolb. — Berlin 18.20: Gedichte in Prosa, Wolfgang Hoffmann-Harnisch. — Königswusterhausen 19.00: Heitere Bildung, Hans Reimann. — Leipzig 19.00: Die Arbeitsdienstpflicht, Walter Fabian und Fritzheinrich Curschmann. — 21.10: Gedichte und Lieder von Carl Zuckmayer, Margarete Anton und Hans Freyberg. — **Freitag.** Breslau 17.35: Die Zeit in der jungen Dichtung (G. W. Pijet), Herbert Bahlinger und Herbert Brunar. — **Sonnabend.** Hamburg 16.00: Autorenstunde, Martin Beheim-Schwarzbach. — Berlin 18.20: Bewegung und Schlagwort — Nationale Kulturpolitik, Herbert Ihering und Franz Schauwecker.

# Antworten

**Korvettenkapitän Canaris.** Jetzt, kurz vor dem Abschluß des Jornsprozesses hat man auch wieder von Ihnen gehört. Sie sollen das Geld für die Flucht ... nein, sie sollen gar nicht, denn Ihr hohes Ministerium hat Ihnen sofort bescheinigt, daß alles gut und in Ordnung gewesen ist. Sie sind uns in den letzten drei Jahren etwas ferngerückt. Als wir damals unsre kleine Forschungsreise nach den Canarischen Inseln unternahmen, wurde das Ministerium doch nervös und versetzte Sie, einen letzten Kronzeugen der schwarzen Ära, nach Kiel. Ein etwas zu ruhiger Ort für ein so südliches Temperament, aber ... es gibt auch dort zu tun. Und schließlich sind auch die Zeiten nicht mehr so fern, wo das deutsche Vaterland wieder große Verwendung haben wird für Männer wie Sie, die seit zwölf Jahren ihre Finger in jedem Handel stecken hatten, der die Republik geschädigt hat.

**K. L. Gerstorff.** Sie schreiben zu der Entgegnung von Kurt Hiller im vorletzten Heft der ‚Weltbühne': „Ich habe nach den Ausführungen von Kurt Hiller nicht einen Satz zu ändern. Was hatte ich geschrieben? Nachdem gezeigt wurde, daß der Reformismus in seiner gesamten Analyse der außenpolitischen, der innenpolitischen und der innerökonomischen Situation Schiffbruch gelitten hatte, war gefragt worden: Was geschieht heute von der Mehrheit der sozialdemokratischen Partei, um den Fascismus zu bekämpfen? Und da heißt es in meinem Aufsatz ‚Reformismus macht passiv': ‚Man hält Versammlungen ab, überfüllte Versammlungen, mehr Versammlungen als in der Zeit der Reichstagswahlen. Der Kampf gegen den Fascismus ist hier die Losung und ein innerparteilicher 4. August, ein innerparteilicher Burgfriede wird verlangt'. (Das ist der Satz, der Kurt Hiller auf die Nerven gegangen ist.) ‚Alle Differenzen müssen zurücktreten, alle Diskussionen müssen zurücktreten, der Kampf gegen den Fascismus müßte bei allen Differenzen einheitlich geführt werden. In Wirklichkeit aber führt man damit keinen Kampf gegen den Fascismus (das ist der entscheidende Satz, den Hiller nicht begriffen hat), denn man kann ihn nur dadurch führen, daß man die Quellen beseitigt, die die fascistische Welle bisher gespeist haben und weiter speisen, das ist die wachsende Arbeitslosigkeit, das sind die sinkenden Löhne, das ist die verschärfte Steuerbelastung der breiten Massen, das ist die Proletarisierung der Mittelschichten. Will man aber diese Quellen des Fascismus bekämpfen, dann muß man dem monopolkapitalistischen Ausweg aus der Krise bekämpfen.' Der Gedankengang ist klar. Wenn man Versammlungen gegen die fascistische Gefahr abhält, aber gleichzeitig die Brüningregierung toleriert, ihr Finanzprogramm mit seinem Abbau der Sozialpolitik mitmacht, durch Schiedssprüche die Löhne verschlechtern läßt und keine Streiks führt, dann treibt man die Massen der Arbeiter dem Fascismus in die Arme. Das Wort vom innerparteilichen 4. August, vom Burgfrieden stammt nicht von mir, sondern von führender linker sozialdemokratischer Seite. Hiller scheint keine Ahnung davon zu haben, wie der linke Flügel der Sozialdemokratie heute in immer brutalerer Weise vom offiziellen Parteiapparat vergewaltigt wird. Ich würde das Wort vom innerparteilichen 4. August aber nicht aufgenommen haben, wenn es nicht hundertprozentig richtig wäre. Es ist in Wirklichkeit nicht nur ein innerparteilicher 4. August, was die reformistischen Sozialdemokraten verlangen, sondern es ist in Wirklichkeit eine Unterstützung des Gegners, des Klassenfeindes. So lange die Sozialdemokratie die Regierung Brüning toleriert, so lange hält sie am Reichsbanner fest. Im Reichsbanner aber sitzt sie mit demselben Zentrum zusammen, das eben durch Herrn Wirth Herrn Frick in Thüringen die Polizeigelder wieder zur Verfügung gestellt hat. Das ist der Burgfriede mit dem Klassenfeind. Die Regierung Brüning wird toleriert. Die Folge da-

von ist, daß kaum mehr Streiks geführt werden, daß sie nicht zu politischen Streiks ausgestaltet werden. Das ist der Burgfriede mit dem Monopolkapital. Der Fascismus kann nicht als Einzelerscheinung, kann nicht in seiner Form als nationalsozialistische Partei bekämpft werden. Er kann nur bekämpft werden als Gesamterscheinung, das heißt, nur als konterrevolutionäre Avantgarde, durch die das Monopolkapital den Ausweg aus der Krise zu organisieren sucht. Man muß, wie es von mir geschrieben wurde, den Kampf gegen die Ursachen des Fascismus führen, jawohl, gegen die Ursachen. Ich weiß nicht, warum Hiller die Formulierung: der Kampf gegen die Ursachen, auf die Nerven geht. Das tut man nicht durch Versammlungen, in denen man dem Fascismus den Kampf ansagt und das Monopolkapital vergißt, das tut man nur, indem man den Arbeitern Parolen gibt, die den sozialistischen Ausweg aus der Krise zeigen. Die Schwere der Situation zeigt sich nicht nur darin, daß die Kapitalisten immer weniger Lavierungsmöglichkeiten haben, sondern daß man auch in der Bekämpfung des Monopolkapitals und des Fascismus immer weniger Lavierungsmöglichkeiten hat. Wie im August 1914, so enthüllt sich heute mit aller Deutlichkeit der konterrevolutionäre Charakter des Reformismus. Ein innerparteilicher 4. August in der Sozialdemokratie bedeutet heute objektiv die Unterstützung der Konterrevolution. Wie eine wirkliche Einheitsfront im Kampf gegen Fascismus und Monopolkapital zu schaffen ist, darüber wird an dieser Stelle bald gesprochen werden."

**Student aus Berlin.** Sie haben in einer Vorlesung des schon vor Jahren verstorbenen Professors Werner Sombart ein merkwürdiges, okkultes Erlebnis gehabt. Am 14. Januar empfahl dieser selige Kathedersozialist unter seinen Literaturhinweisen die Bücher des jenenser Professors Hans Günther „Rassenkunde Europas" und „Rassenkunde des deutschen Volkes". Starkes Beifallsgetrampel zahlreich versammelter Nazistudenten dankte ihm darob. Als sich nun aber auch merkbares Protestscharren erhob, sagte Sombart wörtlich: „Ich fürchte, wir werden den Kampf hier nicht ausfechten. Jedenfalls möchte ich mein Urteil dahin abgeben, daß Günthers Bücher durchaus wissenschaftlich sind". Die Erfolge der Nationalsozialisten haben es nun sogar fertiggebracht, Leute, die schon längst nicht mehr lebendig waren, auferstehen zu lassen, damit sie sich, solange es noch Zeit ist, schnell umorientieren können.

**Kriminalpolizei Berlin.** Drei Morde in einer Woche — und bis zur Stunde ist kein Mörder gefunden. Daß ihr euch alle Mühe gebt, glauben wir gern. Aber diese ergebnislose Suche ist doch wieder einmal ein Beweis dafür, daß ihr völlig im Dunkeln tappt, da, wo eure Beziehungen zur Unterwelt sich als nutzlos erweisen, weil der oder die Täter ihr offenbar nicht angehören. Dies hat zur Folge, daß in der Presse eine Sensationsnachricht die andre jagt. Warum aber muß nun der Ermordete auch noch durch die Gosse gezogen werden? Der neuköllner Kinodirektor Schmoller hat sicher nichts weiter als ein Dutzendleben geführt. Warum da gleich auf seine harmlosen Seitensprünge den fest umrissenen kriminalistischen Ausdruck „Doppelleben" anwenden? Er hat eine Freundin gehabt, und man behauptet, ihm Unregelmäßigkeiten nachweisen zu können. Diese „Unregelmäßigkeiten" werden wohl darin bestehen, daß er sich aus der Kasse Vorschüsse gegen Quittung genommen hat, um seinen etwas über seine Verhältnisse gehenden Ausgabenetat zu decken. Das mit der Geliebten aber soll doch in den besten Familien vorkommen. Die „Doppelleben", die nach dieser Begriffsanwendung allein in Berlin geführt werden, möchten wir nicht zählen. Nach dem physischen Mord: der moralische. Es ist genug damit, daß einer Familie der Ernährer geraubt wird — warum seine Privatsachen auch noch auf der front-page ausbreiten? Man sollte sich lieber vorher fragen, ob die Öffentlichkeit auf Grund der Kenntnis dieser Tatsachen eher imstande ist,

etwas Wissenswertes mitzuteilen. Das ist doch aber wohl zu bezweifeln, dazu sind die Tatsachen zu dürftig. Man wird den Eindruck nicht los, daß der harrenden Menge einmal statt der kraftlosen stereotypen Formel: Mördersuche ergebnislos, ein saftiges Stück Fleisch vorgeworfen werden sollte. Der Getötete kann sich nicht mehr wehren, er ist für immer stumm. Aber alle, die der Meinung sind, daß ihr Privatleben, solange es nicht allgemeinschädlich ist, die Öffentlichkeit nichts angeht, sollten sich aufs schärfste verwahren gegen diese Methode, einem Toten die Bettdecke wegzuziehen.

**Koehler & Amelang.** Ihr kündigt im Buchhändler-Börsenblatt ein Buch von Hugo Zöller an. Erstaunt liest man den Titel: „Als Jurnalist und Forscher in Deutschlands großer Kolonialzeit". Hält man das erst für einen Druckfehler, so belehren die nächsten Sätze uns eines bessern. Bei euch heißts also tatsächlich „Jurnalist". Hat euer Verfasser diese Schreibweise aus den Kolonien mitgebracht?

**Dr. Ludwig Marum, M. d. R.** Sie schreiben: „In der ‚Weltbühne' vom 27. Januar befaßt sich der sonst von mir sehr geschätzte Morus mit den M. d. R.s als Aufsichtsräten. Ich bin ihm dabei leider als ‚interessante Ausnahme' gegenüber den übrigen Sozialdemokraten aufgefallen. Und zwar in meiner Eigenschaft als Mitglied des Aufsichtsrats der Busbach-Kali-Werke A.-G., deren Vorstand sogar der volksparteiliche Abgeordnete Albrecht angehört. Morus hält mich zu Unrecht für das schwarze Schaf gegenüber meinen Genossen, die nur Aufsichtsräte in ‚öffentlichen Gesellschaften' sind. Wenn er sich etwas genauer erkundigt hätte (interdum dormit Homerus), dann hätte er erfahren, daß das Land Baden in engen wirtschaftlichen Beziehungen zu Burbach steht. Es ist an Burbach durch Aktienbesitz beteiligt, und es ist mit Burbach zusammen Eigentümer der badischen Kalischächte Baden und Markgräfler. Morus hätte dann weiter erfahren, daß im Aufsichtsrat von Burbach auch der aktive badische Finanzminister Doktor Schmitt ist, der dort ebenso wie noch andre badische Herren und auch ich Interessen des Landes Baden wahrzunehmen hat. Morus wird mir danach zugeben müssen, daß mein ‚Fall' kein Fall ist." Morus läßt Ihnen dazu mitteilen, daß es ihm ganz ferngelegen hat, einen „Fall Marum" zu konstruieren. Er hat in dem Artikel lediglich die im Reichstag vertretenen Aufsichtsräte aufgezählt und nicht daran gedacht, Ihrer Funktion bei den Burbach-Kali-Werken eine privatwirtschaftliche Deutung zu geben.

**Kampfkomitee gegen die Arbeitsdienstpflicht.** Ihrer Aktion gegen die Arbeitsdienstpflicht haben sich bisher achtzehn Organisationen angeschlossen. Diese sind durch Arbeitslosigkeit, Streiks, Maßregelungen etcetera so stark in Anspruch genommen, daß es ihnen nicht möglich ist, die zur Durchführung der Aktion notwendigen Gelder selbst aufzubringen. Sie bitten alle Gegner der Arbeitsdienstpflicht, Ihre Propaganda nach Möglichkeit zu unterstützen. Das Postscheckkonto des Komitees ist Berlin Nummer 410 03 (Uckel), die Adresse des Arbeitsausschusses: Berlin-Bohnsdorf, Paradiesstraße 27.

---

*Dieser Nummer liegt eine Erklärung bei, in der die allgemeine und totale Abrüstung aller Länder gefordert wird. Wir empfehlen diese Erklärung der besonderen Aufmerksamkeit unsrer Leser. Die Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit bittet, die Karte unterzeichnet an ihre Adresse zu senden.*

---

**Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.**

**Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.**
**Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.**
**Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112**

# D'Ormessons Vorschlag von Carl v. Ossietzky

Der französische Publizist Graf Wladimir d'Ormesson veröffentlicht ein aufsehenerregendes Projekt zur bessern Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich. Wir dürfen annehmen, daß es sich bei diesem Schritt d'Ormessons nicht um sein Privatvergnügen handelt sondern um einen vom Quai d'Orsay mindestens gebilligten Akt. D'Ormesson, früher Leitartikler des ‚Temps', hat als politischer Schriftsteller in der Locarnoperiode eine Rolle gespielt. Später, als andre Strömungen wieder zunahmen, schrieb er zur Fortführung der alten Linie sein bekanntes Buch „Vertrauen zu Deutschland?", das 1928 in Paris einen Preis für politische Literatur erhielt und auch deutsch erschienen ist.

Wladimir d'Ormesson, der in Frankreich viel für eine gemäßigtere Beurteilung Deutschlands getan hat, ist keiner von der Linken. Kein germanophiler Eingänger wie Fabre-Luce, auch kein Partisan der Liga für Menschenrechte, deren Pazifismus ja viel mehr aus antimilitaristischer und antiklerikaler Tradition rührt als aus klar durchdachten Prinzipien. So ist auch das Vertrauen zu Deutschland, um das d'Ormesson in seinem Buche wirbt, durch ein Fragezeichen eingeschränkt. Dieser Franzose ist ein vorsichtiger Mann, der nicht gleich mit allem und jedem fraternisiert, es muß hübsch langsam gehen, nur nicht zu viel auf einmal. D'Ormesson ist kein Kosmopolit, kein Radikaler, sondern ein Mann der großen Bourgeoisie; er glaubt felsenfest an die bestehende Weltordnung und ihre Wirtschaftsmächte, unterscheidet sich allerdings von andern seiner Schicht dadurch, daß er Krieg und Völkermorden nicht als einen wünschenswerten Zustand preist und Ausgleich schon unter den heutigen Verhältnissen für möglich hält. Kein kühner, aber ein nüchterner Kopf, den man nicht mit den paneuropäischen Zuckerbäckern vergleichen kann.

In seinem Buch appelliert er vornehmlich an die französischen Patrioten, sich doch mit den deutschen Patrioten zu vertragen. Er bleibt also allem Internationalismus sehr fern, und es fehlt ihm auch nicht an Gefühl für die schwierige Stellung der deutschen Patrioten. „Da ich selbst Konservativer bin, verstehe ich leicht die kritische Lage, in die die deutschen Konservativen seit der Einführung der Demokratie geraten sind. Ich lobe mir ihr energisches Bemühen, auch weiter an den Geschicken ihres Landes mitzuarbeiten... Aber wenn die deutschen Konservativen auch darin recht haben, daß sie an ihrem Platz bleiben wollen, um die traditionelle Führerschicht der Nation nicht zu schwächen, so werden sie sich da doch nur halten können, wenn sie sich den Formen moderner Demokratie anpassen, Starrheit vermeiden und die Friedenspolitik mitmachen, die die Völker verlangen, weil sie leben wollen... Das ‚Vertrauen zu Deutschland' wird erst an dem Tage wirklich Sinn haben, an dem französische und deutsche Konservative verstehen, daß sie in ihren Anschauungen solidarisch sind und daß es der größte Fehler ist, den sie begehen können,

wenn sie sich gegenseitig gegeneinander ausspielen." Und an andrer Stelle: „Dieses halsstarrige Deutschland (das von Tirpitz), mit dem keine Möglichkeit wirklicher Verständigung besteht, müssen wir beiseite lassen. Dagegen empfiehlt es sich, mit etwas weniger ‚a priori' gefaßten Ansichten dem ‚neonationalistischen' Deutschland gegenüberzutreten, dem Deutschland, das zugleich konservativ und — nachdem die Republik einmal besteht — republikanisch ist." Dieser Verständigungsfreund wendet sich also direkt an die herrschende Klasse, mit der er sich ganz solidarisch fühlt, an Hindenburg, Treviranus oder Dingeldey, an alle, die Republikaner sind, „nachdem die Republik einmal besteht". Niemals ist den Teutonen von einem Welschen die Friedenspfeife diplomatischer überreicht worden.

D'Ormesson richtet sich an das deutsche Bürgertum, er predigt ihm Klassensolidarität. Das deutsche Bürgertum ist ökonomisch zerfallen und geistig unterhöhlt; es ist hochgradig marode. Das französische Bürgertum ist wirtschaftlich und psychisch noch sehr intakt. Es gibt wenig, was die deutsche Bourgeoisie mit der französischen verbindet. Jeder Herr Meier ist überzeugt, daß jeder Herr Dupont ein sadistischer Schuft ist, der auf seinen Goldvorräten sitzt und Deutschland malträtiert.

Der Beweis muß überhaupt noch erbracht werden, daß die Nationalisten untereinander imstande sind, sich zu vertragen. Als 1922 der Vertrag Stinnes-Lubersac geschlossen wurde, sahen deutsche Nationalistenblätter zwar bereits die neue Morgenröte ausbrechen und riefen den Erfüllungspolitikern höhnisch zu: So, jetzt nehmen wir die Sache in die Hand, und es wird besser klappen! Aber kein halbes Jahr später war der Ruhrkampf da, und alle Kooperationen deutscher und französischer Schwerindustrie seitdem haben den Chauvinismus in der von ihr selbst ausgehaltenen Presse nicht gemindert. Das Geheimnis liegt eben darin, daß ein kleiner Krieg für den Kapitalismus doch ein fetteres Geschäft ist als ein langer Friede, und selbst der Kapitalismus des unterliegenden Landes bleibt inmitten ruinierter Massen und auf den Trümmern der niedergebrochenen schwächern Konkurrenz wenigstens als Sieger übers eigne Volk zurück. Das Abenteuer lohnt sich also.

Nun kann d'Ormesson nicht ohne Fug sagen, daß er keine Patentlösung zu verabfolgen gedenkt sondern nur ein Kompromiß für eine Übergangszeit, und daß seine Thesen nur einem akuten Notstand gelten. Sein Vorschlag geht dahin, die deutschen Zahlungen für die nächsten beiden Jahre um 50 Prozent herabzusetzen, natürlich nur unter der Bedingung, daß auch die Vereinigten Staaten für diese Zeit 50 Prozent ihrer Forderungen an die Alliierten annullieren. Für den deutschen Etat würde das eine Entlastung von zirka 850 Millionen bedeuten, also eine erhebliche Kürzung der sogenannten Tribute. Zugleich aber sollen Deutschland und Frankreich sich verpflichten, ihre Heeresausgaben für die beiden Jahre um ein Zwölftel zu reduzieren. D'Ormessons Idee besteht darin, die Abrüstungs- und die Reparationsdebatten zu verknüpfen. Die eine davon ruht am toten Punkt, die andre hat noch nichts Greifbares zutage gefördert. Auf alle Fälle gibt d'Ormesson

einen ersten kräftigen Impuls. Die Franzosen sind im allgemeinen nicht abgeneigt, über eine Revision der Reparationen mit sich reden zu lassen, aber ihr politisches Mißtrauen gegen Deutschland besteht weiter. Diese Nervosität sucht d'Ormesson zu beschwichtigen. Er beweist damit, daß der französische Konservatismus den deutschen an Einsicht überragt. Der außenpolitische Horizont der deutschen Konservativen wird begrenzt von vagen Vorstellungen, wie Frankreich am besten um die Reparationen zu prellen ist oder wie man sich um die Abrüstungsbestimmungen drückt. Kampf gegen Tatsachen: das ist das Gegenwarts- und Zukunftsprogramm deutscher Halb- und Ganzreaktionäre.

Ein freudliches deutsches Echo auf d'Ormessons Pläne war demnach nicht zu erwarten. Hier lautet der Schlachtruf „Aufrüstung"; statt dessen wird Herabsetzung des Heeresetats vorgeschlagen, wenn auch in Relation zum französischen. Man schreit also, daß das eine Verewigung des Versailler Vertrags und eine neue freiwillige Anerkennung der militärischen Übermacht Frankreichs bedeute. Die „Neonationalisten", an deren Vernunft d'Ormesson zu rühren sucht, sind hartnäckiger, als er annimmt. Die äußerste wirtschaftliche Not des Volkes, das graue Elend der Staatsfinanzen bewegt sie nicht, sich mit einem Gedanken auseinanderzusetzen, der nicht einfach mit der flachen Hand fortzuwischen ist. Denn schließlich zweifelt kein vernünftiger Mensch auf der ganzen Welt mehr, daß das Deutsche Reich zwar seine Wehrmacht jetzt, nach Ende der schwarzen Aera, in den vertraglich gesetzten Grenzen hält, daß aber der hohe Stand der deutschen Industrie es im Ernstfall schnell ermöglichen würde, die Differenz einigermaßen auszugleichen. Im Zeitalter des Maschinenkrieges kommt es nicht mehr auf die Kopfzahl der Soldaten an sondern auf das gesamte technische Vermögen eines Landes.

Viel bedenklicher scheint uns zu sein, daß solche militärischen Übereinkünfte zwischen zwei Staaten sehr leicht unerwünschtes Nebenwerk beherbergen können. Eine deutsch-französische Abrüstungskonvention wäre eine Erlösung Europas von einem schrecklichen Albdruck. Würde damit allerdings ein Geheimvertrag gegen irgendwen, etwa gegen Rußland, verbunden werden, so wäre das ein verdoppeltes Unglück und nur ein etwas komplizierterer Weg in die Katastrophe hinein. Deshalb heißt es rechtzeitig aufpassen, damit nicht die Generalstäbe wieder etwas zusammenbrauen, wovon die Volksvertretungen nichts wissen, damit nicht unter der Maske des Friedens der Krieg desto intensiver vorbereitet wird. Aber ernsthaft diskutiert werden sollte dieser Vorschlag doch, der, weiß Gott, sich nicht grade durch Radikalität auszeichnet, und in seiner Begrenztheit so unendlich charakteristisch für die neue tragische Verdunkelung der deutsch-französischen Beziehungen ist. Manches daran erinnert an den letzten Versuch vor dem Weltkrieg, die deutsch-englische Spannung durch eine Verständigung über die Flottenbauprogramme zu mindern, an Haldanes berliner Mission. Damals ist die Friedensbotschaft von Tirpitz und seiner Journaille kaputt intrigiert worden. Wie wird es heute sein?

# Einheitsfront und Parteiapparat

von K. L. Gerstorff

Die fascistische Flut ist noch weiter im Ansteigen. Wenn heute gewählt werden sollte, so würden die Nationalsozialisten mehr als sechs Millionen Wähler haben. Die gesamten bürgerlichen Parteien mit Ausnahme des Zentrums sind in völliger Auflösung begriffen. Die fascistischen Gedankengänge beschränken sich nicht nur auf den Nationalsozialismus, sondern greifen auf die bürgerlichen Parteien über. Und in dem gleichen Zeitraum, wo sich das Zentrum gegen die Nationalsozialisten aus außenpolitischen Gründen stark abzugrenzen sucht, schreibt die ‚Germania', das Zentrum wäre stets der Feind des Liberalismus gewesen, es träte ein für die Demokratie, aber, so heißt es in der ‚Germania', man scheue das Wort Mussolinis nicht, für eine „autoritäre Demokratie". Das ist deutlich genug.

Der Fascismus gewinnt Position auf Position, und auf der andern Seite ist zu konstatieren, daß im Lager der Linken dem Fascismus nicht eine einheitliche Abwehrfront entgegengestellt wird, im Gegenteil, daß sich Sozialdemokraten und Kommunisten aufs erbittertste bekämpfen. Was liegt näher, als bei diesem brudermörderischen Kampf, der die Aufgaben der Konterrevolution erleichtert, den Sozialdemokraten und Kommunisten zuzurufen: Begrabt vorläufig euern Streit, vereinigt euch zur gemeinsamen Abwehr gegen Fascismus und Konterrevolution. Müller und Thälmann gehören, so erklärt man, in eine gemeinsame Front gegen Hitler.

Gewiß, sagen die Vertreter dieses Gedankens, sind bei dieser gemeinsamen Abwehrfront Schwierigkeiten zu überwinden, aber sie müssen eben überwunden werden, angesichts der drohenden Gefahr.

Der grundlegende Fehler, den die Verfechter einer solchen Einheitsfront begehen, ist dieser, daß sie die ökonomische Funktion, die der Fascismus heute im Niedergang des deutschen Kapitalismus hat, übersehen, daß sie daher einen isolierten Kampf gegen den Fascismus für möglich halten, während in Wirklichkeit die nationalsozialistische Bewegung heute die konterrevolutionäre Avantgarde des Monopolkapitals ist, die Prätorianergarde, die dem Monopolkapital den kapitalistischen Ausweg aus der Krise zu organisieren hat. Man kann den Fascismus nicht bekämpfen, ohne das Monopolkapital zu bekämpfen. Man kann aber nicht das Monopolkapital bekämpfen, indem man gleichzeitig die Regierung Brüning toleriert, ihr Finanz- und Wirtschaftsprogramm annimmt, mit ihrem Schlichtungswesen die Löhne abbaut, die Ausgestaltung von Streiks zu politischen Streiks verhindert — das heißt, indem man dann die Politik treibt, die heute der reformistische Flügel der Sozialdemokratie treibt.

Durch die Politik dieser reformistischen Führer, die nebenbei innerhalb der Massen der sozialdemokratischen Arbeiter täglich, stündlich an Einfluß verlieren, wird also der Fascismus nicht bekämpft, im Gegenteil: es werden den National-

sozialisten, wie die Monate nach den Reichstagswahlen zeigten, immer wieder neue Arbeitermassen zugeführt.

Mit dem reformistischen Flügel innerhalb der Sozialdemokratie ist also keine Einheitsfront möglich. Aber was ist zu tun?

Sicherlich nicht das, was die Kommunistische Partei heute tut. Sie hat lange Zeit die Sozialdemokraten als Sozialfascisten beschimpft und vor lauter Sozialfascisten die wirklichen Fascisten nicht gesehen, bis sie selber zugeben mußte, daß sie in der Bekämpfung des Fascismus einen Tempoverlust erlitten hat. Sie hat ihn nicht wieder gutgemacht; im Gegenteil, sie hat im völligen Bruch zu den genialen taktischen Grundsätzen Lenins durch ihre Politik der roten Betriebsräte und heute durch ihre Politik der eignen Gewerkschaftsläden die revolutionäre Elite der Arbeiterschaft von den Massen getrennt, und dies in dem verkehrtesten Augenblick, nämlich in der Zeit, wo die ökonomische Situation den breiten Massen die Gesetze der historischen Dialektik immer stärker einhämmert, wo sie also nur auf die Elite warten, die sie in den Kampf führt.

Weder mit den Reformisten noch mit der heutigen Führung der Kommunistischen Partei wird eine Einheitsfront zu organisieren sein. Das muß gegenüber allen illusionären Vorstellungen mit aller Deutlichkeit gesagt werden. Eine Einheitsfront ist nur herzustellen, indem man Parolen in die Massen wirft, Parolen, die sie verstehen, Parolen, für die sie bereit sind, ihre ganze Aktivität zu entfalten, die ein politisches Minimalprogramm bedeuten und zeigen, wie sich die Arbeiterschaft den Ausweg aus der Krise denkt.

Solche Parolen sind: Ein Finanzprogramm, das den Sozialetat nicht abbaut, sondern in gleicher Höhe bestehen läßt, wie er vor der Kanzlerschaft Brünings bestand. Wenn aber die Arbeitslosigkeit weiter zunimmt und die Sozialpolitik in gleicher Höhe aufrecht erhalten werden soll, dann müssen die Summen dafür beschafft werden durch Abbau des Wehretats, durch Erhöhung der Einkommen-, Vermögen- und Erbschaftssteuer nach englischem Muster. Also: Gegen das Finanzprogramm der Regierung Brüning, für ein Arbeiter-Finanzprogramm. Andre Führung von Wirtschaftskämpfen, denn in der heutigen Niedergangsepoche des deutschen Kapitalismus können von der Arbeiterschaft einzelne Wirtschaftskämpfe nur dann siegreich zu Ende gekämpft werden, wenn sie zu politischen ausgestaltet werden.

Für alle diese Parolen ist die Arbeiterschaft schon heute zu kämpfen bereit; und wenn sie dafür kämpft, so spürt sie im Kampfe die Einheitsfront von Monopolkapital und Fascismus, spürt auf der andern Seite die Solidarität der sozialdemokratischen, der politisch nicht organisierten, der kommunistischen Arbeiter. Da sie diese Solidarität spürt, so werden heute noch der sozialdemokratische und der kommunistische Parteiapparat gegen diese Einheitsfront kämpfen. Wir wissen aus der Geschichte, daß keine herrschende Klasse freiwillig abtritt, wir haben hinzuzufügen: auch kein Apparat. Daher sind also die Gruppen, die heute eine Einheitsfront auf solcher Basis organi-

sieren, noch klein. Sie werden, sie müssen größer werden, denn die Historie arbeitet für sie.

Wenn in absehbarer Zeit eine Regierungskombination Brüning-Frick da ist, so werden die Reformisten sie nicht revolutionär bekämpfen; sie werden die Regierung Brüning-Frick tolerieren, um legal zu bleiben. Im Krieg hat man die Kreditbewilligung unter anderm dadurch motiviert, daß sonst die Gewerkschaftshäuser, die Gewerkschaftskassen beschlagnahmt würden. Man wird auch diesmal um eine Motivierung nicht verlegen sein. Die breiten Massen aber werden diese völlige Selbstverleugnung nicht mitmachen, denn sie haben ja für die fascistische Politik die Opfer zu bringen.

Wie lange die Kommunistische Partei noch legal bleiben wird, steht dahin. Wird sie illegal, dann muß sich aufs deutlichste herausstellen, daß durch ihre gesamte bisherige Politik keine wirklichen Führer geschaffen wurden. In der kommunistischen Presse ist täglich von den „historischen" Führern die Rede. Bisher hat sie aber noch keine politischen. Ein politischer Führer fällt nicht vom Himmel. Lenin sagte einmal dem Sinne nach: ein politischer Führer ist nicht einer, der niemals irrt, so einen gibt es nicht, sondern einer, der weniger irrt als andre, und der seine Fehler schneller zu korrigieren versteht. Um eine politische Führerschicht zu erziehen, muß man den einzelnen Politikern die Verantwortung für ihre Handlungen selbst überlassen, und wenn sie Fehler begangen haben, sie diese selbst korrigieren lassen, respektive diejenigen an ihre Stelle treten lassen, die sich gegen diese Politik ausgesprochen haben.

Von alledem ist in der Kommunistischen Partei bisher wenig die Rede gewesen. Die Zentrale in Berlin befiehlt, befiehlt nicht grade selbständig, die Provinz führt aus. Dort entstehen keine politischen Führer — es sind nur ausführende Beamte. Man telephoniert nach Berlin und holt sich Weisungen. Wenn die Partei illegal wird, dann wird man schwerer nach Berlin telephonieren können, dann werden die historischen Führer an allen Ecken Deutschlands ihre Aktion danach einrichten müssen, wie sie selbst die Lage einschätzen. Sie werden kläglich versagen, weil es ihnen an politischer Ausbildung mangelt.

So werden diejenigen, die heute befehdet von beiden Parteiapparaten, den Kampf gegen Fascismus und Monopolkapital auf der Basis von Minimalforderungen zu organisieren suchen, dann auch das Sammelbecken für die enttäuschten kommunistischen Arbeiter werden.

Einheitsfront gegen Fascismus und Monopolkapital — das ist die Parole. Der Weg dazu ist nicht die Einheit der augenblicklichen sozialdemokratischen und kommunistischen Führung. Der Weg der Einheit geht über die Millionenmassen, die durch die beiden Parteiapparate heute noch voneinander getrennt sind.

Der erste Schritt auf diesem Wege sind kleine Kreise in allen Teilen Deutschlands, Kreise, die sich dann weiter ausbreiten werden, wenn draußen den Massen die Historie deut-

lich demonstriert wird, auf welch tönernen Füßen die Parteiapparate stehen.

Einheitsfront gegen Monopolkapital und Fascismus bedeutet, wenn sie durchgeführt wird, nicht nur Einheitsfront gegen, sondern auch Einheitsfront für — Einheitsfront für ein sozialistisches Deutschland.

## Die Zelle von Hilde Walter

Wir haben uns daran gewöhnt, den Propagandaerfolg der Nationalozialisten auf die Reden von Goebbels und Hitler oder auf ihre miserable Literatur zurückzuführen. Dabei sind diese gesprochenen oder gedruckten Expektorationen noch relativ wirkungslos, weil sie sich ja immerhin öffentlicher Kritik aussetzen müssen und durch Gegendruck oder Lächerlichkeit gelegentlich paralysiert werden können. Der Ernst des Lebens beginnt jenseits von Versammlungsrausch und Zeitungsklamauk in den Betrieben bei der systematischen Bearbeitung des einzelnen Arbeiters und Angestellten durch die nationalsozialistischen Betriebsfunktionäre. Für diese Kleinarbeit benutzen die Nazis altbewährte Methoden, die von der Sozialdemokratie vor Jahrzehnten erfolgreich angewendet wurden. Sie haben ohne besondere Erfindungsgabe altes Rüstzeug ausgeliehen, haben es mit zeitgemäßem Tempo und forscher Intensität auf Neu poliert, um zunächst die Sozialdemokratie mit ihren eignen Waffen zu schlagen. Nach einer „streng vertraulichen Drucksache", „Richtlinien für die Arbeit der Betriebsfunktionäre" hat der nationalsozialistische Betriebsfunktionär als Vertrauensmann der Partei die Aufgabe:

„1. durch politische Tätigkeit den Marxismus in seinen stärksten Bollwerken — den Betrieben — zu schlagen,

2. durch gewerkschaftlich-sozialpolitische Tätigkeit die Betriebe zu Hochburgen des Nationalsozialismus auszubauen."

Da gibt es genaue Ratschläge für geheime Propaganda mit „wohldurchdachter kluger Kleinarbeit, Schritt für Schritt! Mann für Mann!"

„a) Zeitungen: Sie müssen die erste Aufmerksamkeit erwecken. Der NS.-Funktionär wird sie hier möglichst demonstrativ lesen, dort wird er sie gern auf seinem Arbeitsplatz liegen lassen, in andern Fällen wandert die Zeitung von unsichtbarer Hand verteilt auf den Arbeitsplatz des oder der Kollegen, die sturmreif zu machen sind. Bei andern Fällen wird sie regelmäßig dem Arbeitskollegen übergeben. Sehr bald wird er Gefallen daran finden und begierig danach verlangen. Damit setzt das Ziel der Zeitungspropaganda ein, die Werbung von Beziehern. Kein Funktionär ohne Werbehefte! Mit der Gewinnung von Zeitungsbeziehern bereiten wir der organisatorischen Erfassung bereits den Weg."

Bei dieser Durchdringung mit dem geistigen Nahrungsstoff der Partei soll sich aber Gotteswillen niemand exponieren:

„Die offene Propaganda kann mit Rücksicht auf die gesetzlichen Bestimmungen im allgemeinen nur vor oder nach der Arbeitszeit sowie in den Frühstücks- und Mittagspausen bzw. evtl. bei Betriebsversammlungen ausgeübt werden. Während der Arbeitszeit ist Vorsicht geboten (ohne daß deswegen die

Propaganda ganz zu ruhen braucht!) Jedenfalls wollen wir weder jüdischen, verjudeten oder reaktionären Arbeitgebern, noch roten Terroristen die Freude bereiten, NS.-Funktionäre unschädlich gemacht zu haben."

Etwas forscher und weniger vorsichtig wird das Kapitel II „Organisation" und die Stellung zu den Gewerkschaften behandelt. Dafür gibt es eine „parteiamtliche Stellungnahme":

„Die NSDAP. sieht in den nunmehr angestrebten Betriebszellen-Organisationen die Grundlage, von der aus zu gegebener Zeit die Schaffung nationalsozialistischer Berufsgewerkschaften in Angriff genommen werden kann. Bis dahin wird den Parteigenossen, die als Arbeiter, Angestellte und Beamte tätig sind, empfohlen, in ihren gewerkschaftlichen Verbänden zu bleiben und dort, gestützt auf die von diesen Verbänden statutarisch verbürgte parteipolitische Neutralität, jede Propaganda zugunsten der marxistischen und demokratischen Parteien zu verhindern. Das Verbleiben in den bestehenden Gewerkschaften bietet trotz der offenkundigen Mängel, mit denen sie behaftet find, dem einzelnen Arbeitnehmer auch wirtschaftliche Vorteile, die nicht von der Hand zu weisen sind."

Da man die „wirtschaftlichen Vorteile" der gewerkschaftlichen Mitgliedschaft nicht entbehren will, werden sogar die Freunde im nationalen Unternehmerlager unbedenklich geopfert. Es soll jeder „mit Schimpf und Schande aus der NSDAP. entfernt werden, der bei Wirtschaftskämpfen seinem Arbeitsgenossen in den Rücken fällt und sich innerhalb oder außerhalb einer Organisation dazu erniedrigt, Streikbrecherdienste zu leisten bzw. zu verrichten."

Unter dem Titel „Sozialpolitische Tätigkeit" wird empfohlen, „aus den vorhandenen Bestimmungen herauszuholen, was irgend zu erreichen ist". Als Gebrauchsanweisung folgt eine sachlich unzureichende, völlig irreführende arbeitsrechtliche Belehrung, die sich glänzend dazu eignet, Abgebaute und Erwerblose nachträglich als Märtyrer der nationalsozialistischen Idee zu frisieren.

„Aufgabe des NS.-Funktionärs ist es, sich für folgende Fälle die Vertretung der Belegschaft bzw. insbesondere der Parteigenossen angelegen sein zu lassen:

a) wenn er selbst Betriebsrat ist,
b) wenn kein Betriebsrat vorhanden ist,
c) wenn Betriebsräte bzw. Gewerkschaftsbeamte die Vertretung von Parteigenossen ablehnen,
d) Vertretung unorganisierter Arbeitskollegen.

Soweit es dem einzelnen Funktionär anfangs nicht möglich ist, vor dem Arbeitsgericht erfolgreich aufzutreten, steht die Abteilung III a mit Parteigenossen zur Verfügung. Rechtzeitige Verständigung ist notwendig, das trifft auch für die Abfassung von Klageschriften zu."

Es gäbe ein sehr einfaches Mittel, den NS.-Parteigenossen ihre Parteipropaganda auf dem Umweg über sachlich aussichtslose Prozesse vor den Arbeitsgerichten gründlich zu versalzen: Da es tariffähige wirtschaftliche Vereinigungen von nationalsozialistischen Arbeitnehmern, deren Funktionäre vor den Arbeitsgerichten auftreten dürfen, vorläufig nicht gibt, könnten die Richter jeden von der Partei geschickten „Ver-

teidiger" als gewerbsmäßigen Prozeßvertreter zurückweisen. Bis jetzt ist Beherrschung von Wort und Schrift sowie der Umgang mit Gesetzesparagraphen unter den teutonischen Anhängern der Partei nicht allzu weit verbreitet, so daß man die erlesenen Parteigenossen selbst bei dem großen berliner Arbeitsgericht sehr rasch kennt. Es könnte nichts schaden, wenn wenigstens das preußische Justizministerium das Rückgrat der in Betracht kommenden Richter in dieser Richtung noch ein bißchen stärken würde, bevor die Nazis Zeit gehabt haben, neue Umgehungen der arbeitsgesetzlichen Vorschriften auszuarbeiten.

Im Kapitel III „Vorbereitung und Durchführung der Betriebsratswahlen" wird versichert, daß „erst der NS.-Staat die NS.-Forderung auf Anteil am Gewinn, Anteil an der Leitung und Anteil am Besitz erfüllen wird." Trotzdem ist man so freundlich, „das heutige Gesetz in den Dienst unsrer Arbeit zu stellen." Als stärkste Stütze für Betriebsratswahlen, bei denen die Aufstellung eigner Listen scheitern sollte, wird ausdrücklich der Deutschnationale Handlungsgehilfenverband genannt, der allerdings auch nur mit besonderer Genehmigung der Kreisleitung, Abteilung Betriebszellen, benutzt werden darf.

Aus den Ausführungen über „Nachrichtendienst" und „Meldung von Mitarbeitern" aber schreit die geknechtete nationale Seele nach Unterstützung in dem schweren Kampf um die geliebte Muttersprache:

„Es ist nicht notwendig, immer große Abhandlungen zu schreiben. Kleine, zügige Mitteilungen!"

„Die Betriebszellen-Abteilung benötigt Parteigenossen, die auf folgenden Gebieten beschlagen sind, evtl. schriftliche Arbeiten liefern, oder innerhalb der Funktionärschulungs-Abende bzw. in den Betriebszellen sprechen können... Auch für sonstige, hier nicht aufgeführte Wissensgebiete, die unsrer politischen und sozialpolitischen Arbeit dienstbar gemacht werden können, wird um sofortige Meldung ersucht."

Hoffentlich geht es den Schriftgelehrten unter den Nazis nicht ähnlich, wie den unbeliebten Einjährigen beim Kommiß, die zum Latrinenscheuern kommandiert wurden, nachdem der Unteroffizier festgestellt hatte, wer sich für schriftliche Arbeiten befähigt fühlt. Wahrscheinlich muß der Vertreter von „Wissensgebieten" auch den Paragraphen „roter Terror" neu kommentieren, der etwas unklar und summarisch dekretiert:

„Bei Eintritt marxistischen (oder auch jüdischen bzw. reaktionären!!) Terrors muß sich der NS.-Funktionär mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zur Wehr setzen."

Als Krönung wird konsequenterweise der Grundsatz aufgestellt: „Jeder freie Arbeitsplatz einem Nationalsozialisten."

Damit die geheime gesetzlich verbotene Arbeitsvermittlung auch gut funktioniert, wird die Abteilung III a „demnächst den Funktionären eine Liste über die Berufe und das Alter erwerbsloser Parteigenossen übermitteln. Hier winkt unsern Parteigenossen in leitenden Posten eine dankbare Arbeit!"

Das haben sich „unsre Parteigenossen in leitenden Posten" nicht zweimal sagen lassen. Schon vor Monaten erklärte ein Bauleiter der Siemens-Bau-Union dem deutschnationalen Abgeordneten Wiedemann beim Glas Bier sehr energisch: „Ich

hole mir von Ihnen überhaupt keine Leute mehr. Ich hole sie jetzt alle in der Hedemannstraße bei den Nazis.'

Dieses Laboratorium, in dem die Keimzellen zum Dritten Reich gezüchtet werden, ist leider nicht nur komisch zu nehmen. Neben aller Sturheit entwickeln die Laboranten eine unheimliche instinktsichere Gewandtheit beim Angriff auf ihre Opfer. Der Hauptvorwurf der Nazis gegen ihre Gegner von links besteht darin, daß immer wieder behauptet wird, Marxismus und Demokratie könnten nur zersetzen, nicht aufbauen. Nun, diese Richtlinien für die Betriebe sind ein wahres Vademecum für Zersetzung gewachsener Organismen. Wo sind da gestaltende Kräfte? Der Nationalsozialismus ist ganz und gar antikorporativ, er kann nur Gewebe vergiften und zerfressen, keine bessern schaffen. Die Gewerkschaften könnten diese planmäßige Zerstörung nur mit stärkern psychologischen Methoden bekämpfen, der Staat aber sollte in der Anwendung seiner Machtmittel die bürgerliche Zimperlichkeit endlich aufgeben.

---

# Dreyfus und Rehfisch von Kurt Kersten

Immer wieder mußte dementiert werden, daß die deutsche Dramatisierung der Affäre Dreyfus in Paris zur Aufführung gelangen sollte.

Einmal wehrte sich Dreyfus gegen die Aufführung, einmal stritten sich die Autoren, weil sie nicht miteinander auf demselben Programm stehen wollten; einmal kündeten die französischen Nationalisten Klamauk im Falle der Aufführung an. Dann zankten sich Verleger und Theaterdirektoren, zuletzt die Übersetzer, und jetzt gebärdet sich Hans J. Rehfisch, als wäre ihm nicht nur die Dramatisierung der Affäre zuerst eingefallen, sondern als hätte er vor fünfunddreißig Jahren die Affäre überhaupt erfunden.

Die deutsche Dramatisierung der Affäre war ausgezeichnet, wo sie sich streng an die Wiedergabe der Berichte aus dem Zolaprozeß hielt, die Theodor Wolff damals aus Paris nach Berlin telegraphierte; aber sie war hilflos und geschwätzig, sobald einer der Autoren sich daran machte, selbständig einen Dialog zu schreiben. Der Kardinalfehler aber war das Verschweigen der deutschen Schuld. Man hätte grade in Deutschland nicht den Verdacht erwecken sollen, als ob es keine Internationale der Generale gäbe. Hier grade galt es, in die Kerbe zu schlagen. Von Rehfisch will ich nicht reden, man soll nicht wider besseres Wissen von jemandem mehr verlangen als er zu geben imstande ist. Wie sollte er wissen, daß in Frankreich die Meinung herrschte, die kaiserliche Regierung hätte Dreyfus retten können.

Von dieser Schuld, von diesem Verbrechen war in der Dramatisierung nicht die Rede. Wie sollte es Rehfisch wissen! Er weiß es ja heute noch nicht, obwohl man nach so guten Einnahmen hätte annehmen müssen, er hätte einmal etwas über die Affäre nachgelesen.

Die Akten, die nach der Aufführung der Affäre plötzlich von flinken Händen ausgebuddelt wurden, lagen seit fast zehn Jahren gedruckt vor. Jeder, der sich nur etwas in den Publikationen der diplomatischen Aktenstücke auskannte, war mit diesen Dokumenten vertraut.

Diese Dokumente beweisen, daß der deutsche Militärattaché Schwarzkoppen dem Botschafter Münster in Paris nicht die Wahrheit sagte, daß Wilhelm alles wußte und alle Aussprachen über die Affäre, zum Beispiel mit dem Fürsten von Monaco, strikt ablehnte, daß Bülow sklavisch die Anweisungen Schlieffens ausführte und alle diese edlen Gestalten die Affäre „schwären" ließen, um Frankreich nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Man gab absichtlich zweideutige Erklärungen ab.

Münster wurde von seinen eignen Untergebenen und der kaiserlichen Regierung hinters Licht geführt. Schwarzkoppen wurde es verboten, in Rennes auszusagen. Die kaiserliche Regierung machte sich mitschuldig an dem Justizverbrechen, das an dem Gefangenen auf der Teufelsinsel begangen wurde. Zola äußerte im Jahre 1901 in einem Gespräch mit Alfred Kerr: „Ja — es ist seltsam. Er (Wilhelm) hatte die Wahrheit in seiner Hand. Einen Augenblick im Dreyfushandel glaubten wir, er werde sie enthüllen. Es schien so. Einen Augenblick, wie gesagt..."

Was aber erzählt Rehfisch? In einem Briefe an einen pariser Theaterdirektor liest man folgende Sätze: „Sowohl Herr von Schwarzkoppen wie der Fürst von Bülow... haben in der Affäre Dreyfus eine Haltung eingenommen, die Anerkennung verdient."...

Entweder hat Rehfisch keine Ahnung vom Verhalten jener zitierten Personen, und weshalb sollte auch ein Dichter plötzlich sich mit so realen Dingen beschäftigen, oder aber Rehfisch interpretiert historische Dokumente wie ein Angestellter des Auswärtigen Amtes. Dann auf zur Karriere — marsch in die Wilhelm-Straße.

Rehfisch donnert gegen den Versuch eines französischen Bearbeiters und Übersetzers, für die französische Fassung eine Szene zu schreiben, in der Schwarzkoppen erscheint. Was in der deutschen Bearbeitung Versäumnis, Zeichen von Schlappheit war, soll in der französischen Fassung nachgeholt werden. Für Rehfisch aber ist eine solche historische Richtigstellung Beweis antideutscher Gesinnung. Er versteigt sich mit theatralischem Pathos zur Erklärung: „Ich verbiete die Umbiegung des deutschen Schauspiels ‚Die Affäre Dreyfuß' in ein Stück mit antideutscher Tendenz oder mit antideutschen Äußerungen." Gut preußisch gebrüllt; so etwa schrieb ehedem ein kaiserlicher Polizeipräsident auch: „ich verbiete"...

So keift aber auch ein Ritter von der Konjunktur; da, deutsch zu sein und Charakter zu haben, gleichbedeutend sein soll, handelt es sich offenbar um mystische Manifestationen, die unsereiner nicht begreift; und wenn man konstatiert, daß wieder Einer kuscht, werden sie sich stolz in die Brust werfen, daß nur sie die wahren Deutschen wären. Diese Ehre soll man ihnen lassen.

# Warum versagt die Polizei? von Heinz Pol

Die Polizei in Berlin hat eine Pechsträhne hinter sich. Das ist eine peinliche Situation für eine Behörde, deren wichtigste Pflicht es ist, die Bevölkerung vor Verbrechen zu schützen. Und da von dieser Pechsträhne ganz gleichmäßig sowohl die Kriminalpolizei betroffen ist, wie die Schutzpolizei, die ja in der Hauptsache politische Vergehen zu verhindern hat, so muß man wohl ein wenig nach den Ursachen dieser auffälligen Erscheinungen forschen, zumal im Augenblick der Polizei in ihrer Gesamtheit eine überragende Rolle im parteipolitischen und öffentlichen Leben zukommt. Eine überragende Rolle — aber hoffentlich keine verhängnisvolle.

Zunächst ist es auffallend, daß für den Staat, als dem Vater aller Beamten, die Polizei in zwei Kategorien zerfällt, von denen die eine sozusagen den verhätschelten Sohn, die andre den vernachlässigten Sohn darstellt. Das vernachlässigte Kind ist die Kriminalpolizei. Sie wird vor allem materiell vernachlässigt. Man sehe sich eine der blitzblanken, mit allen Errungenschaften neuester Polizeitechnik ausgestattete Schupokaserne an und begebe sich dann ins rote Haus am Alexanderplatz: der Unterschied ist mindestens ein Jahrhundert allein in der äußern Aufmachung. Da ist alles so geblieben, wie es schon vor Jahrzehnten war: die endlosen, verwirrenden, stets dunklen Gänge, die viel zu großen, aber dennoch mit Aktenmaterial vollgestopften Zimmer. Das einzige, was im Polizeipräsidium je modernisiert wurde, war das Gefängnis.

Von der Vernachlässigung der Räume bis zur Vernachlässigung der Bewohner dieser Räume war nur ein Schritt. Nur in Ufa-Filmen sitzen die Herren Kriminalkommissare monokelbewaffnet und mit einem englischen Frack versehen in den Bars herum und schlürfen solange Sekt, bis sie die richtige Spur entdeckt haben, die in die eigne Privatvilla nach Dahlem führt. In Wirklichkeit sieht die Sache so aus, daß der berliner Kriminalkommisar ein besonders schlecht bezahlter Beamter ist, dem die Milieus, in denen die Verbrecher mitunter verkehren, ewig fremd bleiben müssen, weil er es sich nicht leisten kann, auch nur mit einem Taxameter vorzufahren, geschweige denn einen Drink zu nehmen. Der Spesensatz der Kriminalkommissare in Berlin beträgt monatlich im Durchschnitt noch nicht einmal fünfzig Mark. Sonderspesen kriegen sie nur in den allerseltensten Fällen hinterher zu einem Teil ersetzt, meist müssen sie das Glas Bier aus eigner Tasche bezahlen. Einige der bedeutendsten und im Stand ergrauten Kriminalkommissare hat man vor nicht allzu langer Zeit in eine höhere Gehaltsstufe versetzt, indem man den neuen Titel „Kriminalrat" erfand. Aber auch diese wenigen Mark, die diese Kriminalräte mehr als bisher bekommen, reichen nicht entfernt dafür aus, um einigermaßen großzügig Verbrechen nachzugehen. Belohnungen? Jawohl, Belohnungen gibt es auch heute noch, obwohl die Summen in Anbetracht der schlechten Zeiten recht gering geworden sind. So gering sie auch sind: sie werden nur an Privatpersonen ausgezahlt, der Kriminalkommissar bleibt grundsätzlich davon ausgeschlossen. Es braucht

in diesem Zusammenhang nicht erörtert zu werden, ob dieses System gut oder schlecht ist.

Daß unter diesen Umständen der sogenannte Fahndungs- und Erkundungsdienst etwas eigenartig aussieht, kann nicht wundernehmen. Die Kommissare und erst recht ihre Unterbeamten haben nicht das nötige Kleingeld, um in Berlin herumzugondeln. Nach der letzten Verfügung soll der Kriminalbeamte in einem Umkreis von zwanzig Minuten vom Präsidium aus grundsätzlich keinerlei Fahrzeug benutzen. Was ist die Folge. Der Beamte „fahndet" nur noch vom Bureau aus, das kostet keine Spesen. So sind also die Bureauräume, in denen die großen Mordkommissare ihres Amtes walten, bis in die Nacht vollgestopft mit Menschen jeglichen Alters und jeglichen Berufs. Sie alle haben etwas zu sagen, das heißt, sie glauben, daß sie etwas zu sagen hätten — auf jeden Fall geben sie stundenlange Augen- und Ohrenberichte zu Protokoll. Jeder sagt natürlich etwas andres. Die Spur, die eben schon sicher schien, wird durch den nächsten Zeugen wieder völlig verwischt — die Kriminalkommissare sitzen, schreiben, hören zu und schwitzen, und wenn sie ganz großes Glück haben, können sie nach der zweihundertsten Zeugenvernehmung vorsichtige Anstalten zur Ergreifung des mutmaßlichen Täters treffen. Aber sie haben nicht immer das Glück — und dann passieren, wie augenblicklich, Morde, Überfälle, Räubereien am laufenden Band. Unsre berliner Kriminalpolizei ist schlecht? Nein, sie besitzt zahlreiche, ganz hervorragende Beamte. Aber grade diese sind mangelhaft bezahlt, haben also keine Bewegungsfreiheit. Manche von ihnen, und nicht die untüchtigsten, haben den Dienst liquidiert und Privatdetekteien eröffnet. Hier rächen sie sich und nehmen Riesenhonorare.

Ganz anders liegen die Verhältnisse bei der Schutzpolizei. Ein junger Polizeireporter hat mir eine ausgezeichnete Erklärung dafür gegeben: „Die Kriminalpolizei", sagte er, „ist ja nur zum Schutze der Gesellschaft da, die Schutzpolizei aber hat den Staat zu schützen. Also bekommt sie alle Machtmittel in die Hand gedrückt, die überhaupt denkbar sind." Laßt sehen, ob es wirklich an dem ist. Vor mir liegt die neueste Polizeidenkschrift des preußischen Innenministers an den Landtag. „Wegweiser durch die Polizei" heißt sie, und es gehört einige Überwindung dazu, sich durch dieses nüchterne Zahlengebirge einen Weg zu suchen, das da auf hundert Seiten in unentwirrbar scheinenden Kolonnen sich dem Leser entgegentürmt. Aber die Mühe lohnt. Die Schutzpolizei in Preußen, vornehmlich aber in Berlin, ist eine militärisch aufs straffste durchgebildete Organisation. Wir wissen ja, wie es auf vielen Polizeischulen zugeht: Griffe kloppen, exerzieren, Ausbildung im Straßenkampf. Alles übrige hat weit hinter diesen militärisch-technischen Dingen zurückzutreten. An dieser Tendenz wird sich nichts ändern, solange der eigentliche Generalissimus der preußischen Schutzpolizei, der Ministerialdirektor Doktor Klausener, im Innenministerium seines unumschränkten Amtes waltet. Klausener ist viel zu schlau, um nach außen hin etwa als Militarist aufzutreten. Er ist im Gegenteil ein durch und durch demokratisch denkender und fühlender Mensch, der vor den reaktionären Polizeioffizieren, det wäre ja gelacht, nicht

etwa kuscht. Aber wie sieht es hinter dieser strammen Fassade aus? So:

Eine erkleckliche Zahl Mitglieder des Offizierkorps der Schupo hat sich in den letzten Jahren einiges geleistet, nicht wahr? Ich spreche gar nicht von den Maikämpfen 1929, sondern ich denke nur an die ganz offenen Begünstigungen von randalierenden SS.- und SA.-Trupps in Berlin und anderswo. Klausener hat „in jedem einzelnen Fall durchgegriffen", wie er stolz zu verkünden pflegt. Nun, die Statistik des „Wegweisers", für den Severing verantwortlich zeichnet, sagt etwas andres. Nach ihr ist nämlich seit dem Jahre 1926, wo im ganzen drei Polizeioffiziere wegen Disziplinarverfehlungen entlassen worden sind, keinem Mitgliede eines Offizierkorps wegen irgend einer Verfehlung der Abschied gegeben worden. Durch vier sturmbewegte Jahre hindurch nicht einem einzigen! Und noch immer sind 75 Prozent der preußischen Schupo-Offiziere ehemalige aktive Offiziere, Unteroffiziere oder Reserveoffiziere. . .

Wie vorzüglich ist dagegen das technische Arsenal der Schutzpolizei. Sie besitzt, laut Statistik, dreihundert Streifenwagen und dazu noch vierhundertdreißig Schnell-Lastkraftwagen, außerdem siebzig Sonderwagen, ganz zu schweigen von den zweihundert Motorrädern. Damit kann man schon etwas anfangen, und es ist ja auch einiges geschehen. In einem regulären Straßenkampf ist die Schutzpolizei heute unüberwindlich. Sie verfügt über Wasserspritzen und fliegende Telephone. Und daß sie auch über Schußwaffen verfügt, erhärtet die Statistik durch die Tatsache, daß im Jahre 1930 in Preußen fünfunddreißig Menschen durch Polizeigeschütze getötet und fünfzig verletzt wurden.

Nun ist der Schutzpolizei nicht etwa ein Vorwurf daraus zu machen, daß sie heute mit allen technischen Mitteln versehen ist, um jeden Straßenkampf siegreich zu beenden. Damit erfüllt sie ja nur ihre Pflicht. Aber eine andre Verpflichtung, die mindestens so wichtig ist, erfüllt sie ganz und gar nicht, und das ist die vorzeitige, ohne Waffengewalt bewerkstelligte Unterdrückung von Krawallen jeglicher Art. Die politischen Mordtaten, die jetzt zum täglichen Straßenbild Berlins gehören, würden voraussichtlich nie geschehen, wenn die Schutzpolizei in den gefährlichen Gegenden, die nicht nur ihr, sondern der ganzen Bevölkerung sehr gut bekannt sind, einen verstärkten Streifdienst eingerichtet hätte. Aber die Schutzpolizei ist entweder nicht rechtzeitig zur Stelle, zum Beispiel als die Nazis die Fensterscheiben der Leipziger Straße einschlugen, oder sie drischt und schießt laut höherer Anweisung sofort drauflos. Eine psychologisch geschickte Behandlung der Massen wird in den Drillanstalten der preußischen Schutzpolizei ganz und gar nicht gelehrt.

Der einzelne Schupomann ist völlig schuldlos an diesen Verhältnissen. Er pariert Order, weiter nichts. Die Order kommt von ganz oben. Und diese Order ist leider nicht von Parteipolitik frei. Drei Minister hat das gelbe Haus Unter den Linden in den letzten Jahren gesehen, aber keiner von ihnen, weder Grzesinski noch der Salonprofessor Waentig, noch der

sonst so energische Severing hatten und haben die Zivilcourage, die Sturmtrupps der Nationalsozialisten ebenso aufzulösen wie schon vor zwei Jahren den Rotfrontkämpferbund. Es würde dann nämlich erheblich ruhiger aussehen in Berlins Straßen. So aber, indem man die eine Seite verbietet, der andern aber zu tun gestattet, was ihr beliebt, steigert man nur die im übrigen durchaus berechtigte Erbitterung auf der verbotenen Seite. Es hat keinen Sinn, sich mit der Sozialdemokratie über eine wirksame Bekämpfung des nationalsozialistischen Straßenmobs zu unterhalten. Sie hat ihn ja erst groß und frech gemacht, aber sie glaubt bis heute, es genügten ein paar kindische Protestversammlungen und allenfalls, um die Bevölkerung zu beruhigen, die Durchsuchung einiger Lokale, wobei man dann ganze zwei Dolche findet. Tatsächlich haben die Braunhemden seit dem 1. Januar, also in knapp vier Wochen, allein in den berliner Straßen fünf Arbeiter niedergeschossen oder erstochen. Einen derartigen verbrecherischen Terror darf also heute eine Organisation über eine ganze Bevölkerung verhängen, ohne daß die „zuständigen Stellen" sie auflösen. Und so wird der Terror sich von Woche zu Woche verstärken.

Zweifellos gibt es zahllose Möglichkeiten, die politischen Bluttaten zu verhindern oder wenigstens zu vermindern. Ein simples Überwachungssystem, eine ständige Kontrolle bestimmter Lokale zum Beispiel. Ja, meist genügt die bloße Anwesenheit einer aus zwei Mann bestehenden Schupo-Patrouille, um erregte Gemüter abzukühlen, bevor es zum großen Kladderadatsch gekommen ist. Hintennach, wenn der Mord geschehen, die Versammlung gesprengt ist, mit den Gummiknüppeln auf den Köpfen herumzuschlagen, die Straßen abzusperren und einen schneidigen Bürgerkrieg zu spielen — das ist zwar kein Kunststück, wohl aber eine Gewohnheit unserer Schupo. Sie hats ja dazu. Freilich: hätte sie weniger Gummiknüppel, Trommelrevolver und Panzerwagen, würden die Beamten weniger soldatisch geschliffen werden, würde das Offizierkorps etwas kleiner, aber dafür mit jüngern, politisch zuverlässigen Elementen durchsetzt sein und würde überhaupt im Haus Unter den Linden ein andrer Wind wehen, dann, nun dann... So aber laufen die Täter in Berlin herum und lachen sich eins über die Polizei.

---

# Heine auf deutschen Universitäten

von Ludwig Marcuse

Heine ist in diesem Februar fünfundsiebzig Jahre tot.

Am 5. Mai 1818 schrieb ein deutscher Student in sein Tagebuch: „Wenn ich sinne, so denke ich oft, es sollte doch einer mutig über sich nehmen, dem Kotzebue oder sonst einem solchen Landesverräter das Schwert ins Gekröse zu stoßen". Am 23. März 1819 ermordete dieser Student, Karl Ludwig Sand, den russischen Staatsrat Kotzebue. Im Juli wurde der sehr populäre Turnvater Jahn des Demagogentums verdächtigt, verhaftet und von Festung zu Festung ge-

schleppt. Im August ordneten die Karlsbader Beschlüsse, die Wilhelm von Humboldt später als „schändlich, unnational, ein denkendes Volk aufregend" brandmarkte, die strengste Überwachung aller freiheitlichen Äußerungen an. Im „Bonner Kommersbuch", das Hoffmann von Fallersleben Sommer 1819 herausgab, mußten die offiziell in Ungnade gefallenen Vokabeln des deutschen Wörterbuchs ängstlich vermieden werden. Die Schlußstrophe von Arndts Lied „Bringt mir Blut der edlen Reben" hieß: „Und dies Letzt, wem soll ichs bringen/ In dem Wein? / Süßestes von allen Dingen, / Dir, o Freiheit, will ichs bringen / In dem Wein!" Da aber nun, nach den Karlsbader Beschlüssen, die Freiheit nicht nur nicht erkämpft, sondern auch nicht einmal gedruckt werden durfte, mußte sich die aufrührerische Zeile sanft wandeln: Statt: „Süßestes von allen Dingen. / Dir, o Freiheit will ich's bringen / In dem Wein" — stand nun „Süßestes von allen Dingen / Dir muß ichs im Stillen bringen / In dem Wein". Was nun das „Süßeste von allen Dingen" war, dem Arndt das letzte Blut der edlen Reben zutrank — das wußten jetzt nur noch die immunen Götter der Zensur. Im September durchsuchte man Arndts bonner Haus und beschlagnahmte Papiere. Im Oktober 1819 kam Harry Heine auf die rheinische Universität Bonn.

Bonn war von Napoleon aufgehoben worden. Friedrich Wilhelm III. hatte die Universität 1818, am fünften Jahrestag der Schlacht von Leipzig, wieder eröffnet. Ein Jahr später, der achtzehnte Oktober 1819: wieder feierte man den Sieg, der Deutschland befreit hatte. Ein Fackelzug ging nach dem nahen Kreuzberg. Auf dem Gipfel schichtete man einen Holzstoß. Dann flogen die Fackeln hinein; Heine hielt den flammenden Schober in Glut durch Zutragen neuen Reisigs. Ein berliner Theologe rief auf zu Jugend und Religion, zum fleißigen Dienst im Dome des deutschen Volks und im Tempel der Wissenschaft; das Volk hoffe auf die blühende Jugend; er endete mit der schwungvollen Frage, ob sich irgendeiner dem Dienste des Vaterlands entziehen wolle. Natürlich wollte sich keiner entziehen. Zum Schluß brachte man ein Hoch aus auf den kürzlich verstorbenen Papa Blücher. Also: eine Erbauungs-Andacht für vaterländisch-fromme Gemüter. Doch ein Journalist, in dem ein Kriegsberichterstatter steckte, einer von Heines Freunden, wußte, was er seinem Blatt schuldig war; und der Redakteur der ‚Düsseldorfer Zeitung' gab vielleicht dem schwungvollen Bericht noch einmal die Sporen — schließlich las der Leser die Rede des braven Theologen so: „Brüder, auf uns ruht eine schwere Last, auf uns hofft und wartet das Volk, um das gedrückte Vaterland vom Drucke zu befreien". Auch dieser „Druck" roch für normale Nasen nur nach Druckerschwärze — für die hysterischen Nasen der Metternichleute aber nach Pulver, das ihnen schon brenzlig in die Nase stieg. Eine polizeiliche Anzeige kam an den Oberpräsidenten des Niederrheins. Der Oberpräsident wandte sich an den Rektor der Universität Bonn. Der Rektor wandte sich an den Universitätsrichter. Der Universitätsrichter verhörte. Unter einem „Protokoll verhandelt am akademischen Gerichte zu Bonn" steht die Unterschrift: „Vorgelesen und

unterzeichnet Harry Heine". Das Protokoll beginnt mit der hochbedeutsamen Frage: „1. Wie viel Lebehoch wurden ausgebracht?" Manchmal hört man aus den Antworten des Studiosus Harry Heine das Geklingel einer Narrenkappe. Nr. 3 des Protokolls fragt: „Erinnern Sie sich noch an den Zusammenhang der gehaltenen Reden?" Heine erwiderte mokant: „In der ersten Rede konnte ich keinen Zusammenhang finden, und den Zusammenhang der zweiten kann ich nicht angeben, weil ich mich nicht erinnere". Elf Studenten und zwei Professoren wurden verhört. Der Bericht des wohlwollenden Universitätsrichters kam zu dem Resultat: „So vereinigt sich alles, um auch diesmal wieder zu beweisen, wie unsre Universität Gegenstand der Schwätzereien und des Neides ist, und wie unbegründet die Gerüchte über uns. Auch wir dürfen mit dem Dichter sagen: ‚Wir sind besser als unser Ruf!' Die Feier des 18. Oktober ist auf eine durchaus würdige, dem Feste angemessene Weise von unsern Studierenden veranstaltet gewesen; nicht einmal der Vorwurf der Unbesonnenheit kann ihnen gemacht, wohl aber das Lob eines männlichen, würdigen Benehmens erteilt werden." Der Senat war nach diesem Gutachten zufrieden. Der Oberpräsident war zufrieden. Der Kultusminister von Altenstein — schon nervös durch die von Heines Freund Rousseau zusammengestellten „Lieder für die Bonner Turngemeinde" — war nicht zufrieden. Er richtete an den Universitätskurator einen Erlaß: öffentliche Reden seien für Studierende unpassend. Und der Universitätskurator äußerte resigniert (nach dem Zeugnis Hoffmann von Fallersleben): „Ich kann es garnicht begreifen, — ich werde durch verdächtigende Winke grade auf diejenigen fortwährend aufmerksam gemacht, welche die Tüchtigsten und Gesittetsten auf der ganzen Universität sind".

Die Universitätsopposition von 1819 war revolutionär. Damals war der Begriff Vaterland Schnittpunkt aller fortschrittlichen Ideen. Die Jugend war 1819 schwarzrotgold. Der Most gebärdete sich absurd — und gab dann später doch einen schlechten Wein. Die nachher die Säulen der Reaktion werden sollten, begannen hier aufrührerisch. Man betrachtet den Radikalismus (wenn er nicht grade Fensterscheiben einwirft) gern ästhetisch: als ein schönes Symptom der Jugend, glänzender Auftrieb idealer und vitaler Energien. Aber nichts ist zweideutiger als der Radikalismus der Jugend: alle Unzuverlässigkeit, alle Verantwortungslosigkeit, alle Unbildung kann er decken. Der schwärmerische Jarcke — zukünftiger serviler Publizist der wiener Hof- und Staatskanzlei — gor hier politische Weltverbesserungspläne. Der siebzehnjährige Burschenschaftler Hengstenberg — zukünftiger Begründer der neulutherischen Orthodoxie, zukünftiger Wiederhersteller der Erbsündenlehre des sechzehnten Jahrhunderts, dem später jede patriotische Regung ein Greuel war — schwamm hier in deutsch-patriotischen Phrasen. Dem selbstgefälligen Polterer mit scharfknochigem Mongolengesicht und lang herabfallendem Haupthaar, Wolfgang Menzel — zukünftigem Denunziator des „jungen Deutschland" — war hier nichts aufrührerisch genug. . . Jede Bewegung hat ihren Kern und ihre Peripherie,

ihren treibenden Impuls und die Trabanten, die sich mitreißen lassen, bis eine andre Bewegung sie packt — oder bis ihre eigne Trägheit stärker ist als jede Bewegung. Die Trabanten jener Bewegung, die mit den Freiheitskriegen begann und in Philosophie, Poesie und Forschung der Romantik ihre letzten Kräfte auslebte, waren auf dem Boden der Universität die „Landsmannschaften". Sie waren die Karikaturen der guten Burschenschaftsideale. Sie lebten in einem rohen rauf- und sauflustigen Korpsleben die niedersten Instinkte unter der Flagge Studenten-Freiheit aus. Man kann eine Bewegung nicht erfolgreicher bekämpfen als durch Protegierung der Mitläufer, die diese Bewegung kompromittieren. Während die mainzer Zentral-Untersuchungskommission die besten Burschenschaftler festsetzte — wurden die Landsmannschaften insgeheim von oben unterstützt. So kam nach dem Aufschwung die Flaute. Heine war enttäuscht. Er hatte einst den Auftrieb miterlebt — er erlebte jetzt das Versinken. Für Heine war Deutschland — „ein Traum", der Traum von Einst: „Such ich jetzt den goldenen Frieden, den das deutsche Blut ersiegt, / Seh' ich nur die Kette schmieden, die den deutschen Nacken biegt."

Und er konnte sich nicht retten in die Kostüme der Opposition. Heine trug nicht den alt-deutschen Rock, in dem die Menzel und Jarcke einherstolzierten. Heine war gegen die Deutschtümelei und ihren infantilen Extremismus — und soll damals in geheimer Gerichtssitzung über die deutschen Fürsten in mildem Sinn votiert haben: man solle den König von Preußen auf Pension setzen — weshalb man ihn sicherlich seiner Zeit als Reaktionär verschrie. Heine gehörte zum glühenden Kern, nicht zu den mitgerissenen Trabanten: er wandelte sich; die Andern, die Radikalen, fielen in die Leere zurück, Opfer ihrer eignen Schwere. Harry Heine war nicht das pathetische Reklamebild einer Sekte: er trug im Winter einen weißen Flauschrock; im Sommer Rock, Hosen und Weste von gelbem Nankingzeug; und vor allem die Hände tief in den Hosentaschen. Die ziegelrote Mütze hatte er weit nach hinten auf das lichtbraune Haar geschoben, um die Rapierstiche in ihrem Boden zu zeigen. Er war sehr penibel mit seiner Kleidung; er duldete kein Fältchen in den Kleidern; die Wäsche war immer tadellos; er hielt sehr auf Spitzenjabots und feine gekräuselte Manschetten. Er war ein Burschenschaftler ohne Jägerhemd. Tabak war ihm zuwider. Er trank wenig; Bier überhaupt nicht. Er focht fleißig, brachte es aber nicht sehr weit. Im Gegensatz zu den Jarckes und Hengstenbergs und Menzels redete er wenig; er beobachtete. Wie Börne schnippte er nur hier und da kleine schlagende Aperçus oder drollige Bemerkungen ins Gespräch. Er öffnete sich kaum jemand und verdeckte seine Empfindlichkeit durch Witz und Grobheit. „Er will absichtlich seinen Zeitgenossen eckig, wild und verdorben erscheinen", notierte der Jugendfreund Rousseau. Er war schon am Beginn abseits.

*Schluß folgt*

## Gestoßener Seufzer von Theobald Tiger

Kreuzt mir die Lustjacht in der Badewanne?
Knirscht mir das Auto auf dem gelben Kies?
Bräunt mir das Roßbüff in der Kupferpfanne?
Blitzt mir am Hemd der Diamant-Türkis?
Hin hauch ich einen Seufzer des Verzichts:
ich brings zu nichts.

Ich weiß nicht, was das ist und wie ichs treibe...
Ich spare manchen vordatierten Scheck.
Und dann naht Lottchen mit dem Lotterleibe,
und dann ist alles wieder weg.
Infolge ihres Liebesunterrichts...
Ich brings zu nichts.

Die andern häufen so Vermögen auf Vermögen.
Die andern wandeln durch das Goldportal.
Ich aber kann mir nichts nach hinten legen;
ich hab noch nie — und möchte auch einmal.
Der Reichtum ist der Lohn des Bösewichts.
Ich brings zu nichts.

So lern doch endlich von den andern Knaben
die einzig brauchbare Philosophie:
Es g'nügt nicht nur, Verhältnisse zu haben —
sie leben alle über sie.
Trink aus der Nachbarin Champagnerglas!
Bleib schuldig Miete, Liebe, Arzt und Gas!
Bezahl den Apfel — friß die Ananas!
Wer also handelt, bringts zu was.

## Leipzig von Hans Reimann

Um Leipzig herum geht es übertrieben flach zu. Man hat seinerzeit verabsäumt, genügend Berge anzupflanzen.

Flach und banal ist dasselbe, und weil der Sachse zur Romantik neigt, zur Betriebsamkeit und zur Neugier, so reist er lüstern in die weite Welt. Einzelne Sachsen existieren nicht. Und die Mehrzahl verfügt über praktischen Sinn und ausgeprägte Sparsamkeit. Kein Wunder, daß die Hotelportiers in ganz Europa einen nur mühsam verhehlten Groll gegen die Sachsen wälzen, die erstens ihr Habchen und Babchen als Handgepäck mit sich schleppen und niemals auch nur das nebensächlichste Teilchen fremden Händen anvertrauen, demzufolge keine Trinkgelder zahlen, und zweitens auf Grund eingehender in der Heimat erledigter Recherchen haargenau wissen, daß man, wenn man dicht hinter dem Bahnhof in die dunkle Seitengasse einbiegt, ein äußerst preiswertes Gasthaus findet, wo im fünften Stock ein Stübchen neben dem Lift so gut wie nichts kostet.

Geographische Grenzen, willkürlich und ohne Logik gezogen, schlängeln sich über die Landkarte, um ignoriert zu werden. Das liebliche Dresden ist nur pro forma Sachsens Hauptstadt. In Wahrheit liegt das Sächsische westlicher, mit dem Zentrum Leipzig, bis tief nach Thüringen; und obwohl sich die Leute in Halle oder Gotha einbilden, Preußen zu sein,

sind sie weiter nichts als Mitglieder des Zentralvereins deutscher Staatsbürger sächsischen Glaubens. Das Schönste an Leipzig ist die Tatsache, daß hier Palmen wuchsen. Das ist Jahrtausende her, und statt der Palmen gedeiht wilder, unnützer Knoblauch, eine Folge des Brühls, denn Brühl heißt Sumpf, und die vigilanten Sachsen errichteten hier in ihrer Eigenschaft als Queue der Völkerwanderung eine Burg, die Pleißenburg, schauten mit vergnügten Sinnen von den Zinnen, so oft der beese Feind bis an die Brust im Morast versank, und warfen nach ihm mit glühenden Kartoffeln.

Von der alten Zeit schwindet mehr und mehr dahin. Ein letzter Rest, der Johannis-Friedhof, ward modernisiert. Es ruhen daselbst die Gebeine der Honoratioren, der Lipsius, Nobbe, Troitzsch, Bärwinkel, Dünnebier, Sonnenkalb und Leidenfrost, und alle haben saubere Tafeln. Diese Tafeln zerrt man heraus aus dem Gemäuer und vereint sie in hausbackener Ornamentierung wie Zitronat auf weihnachtlichem Pfefferkuchen. Das neue Grassi-Museum mit seinen Biskuit-Ornamenten lächelt darob.

Das alte Grassi-Museum (für Völkerkunde) wurde der Messe geweiht, und der davor liegende Königsplatz macht seinem Namen aus Leibeskräften Schande. Denn der König ward verbannt in die Textil-Meß-Halle, die man drumherum errichtete, und da prangt denn das stilvolle Barock-Denkmal des nachmaligen Königs Friedrich August I. aus dem Jahre 1780 in einer Meßkoje. Der König mag sich mit Richard Wagner trösten, dessen Denkmal erheblich übler dran ist: es besteht aus einem verwilderten Zementsockel (hinter der Matthäikirche) ohne was mit nichts, und die Straßenjugend feixt mit Recht über das Jammergestell. Ab und zu erbarmt sich ein Hund.

Hinter Volckmar, wo sämtliche Bücher sämtlicher Verleger der Auslieferung harren (sei nicht böse, liebster Doktor Klemm, du ehrlichster Dichter der Stadt und Chef des Konkurrenz-Kommissariats!), ... hinter Volckmar liegt das Johannistal wie eh und je, absolut unverändert, eine Art Bozen mit verkleinerten Weinbergen, darinnen die leipziger Alteingesessenen ihren Blumenkohl und ihre sauren Gurken züchtigen. Ich mag die in meiner Vaterstadt aus Verzweiflung ertüftelten Schrebergärten (die falsch heißen: sie wurden vom Lehrer Hauschild angelegt) nicht leiden, weil sie liederlich und garstig in die flache und unbesonnte Landschaft hineinimprovisiert zu werden pflegen; doch im Johannistal haben sie Stil und Kultur. Und umfassen nebenbei, was wenige Leipziger wissen, einen klassischen Judenfriedhof, auf dem ein großer Rabbi begraben liegt. Der Zugang ist kaum zu finden. Links neben dem Eingang zur Sternwarte, die drei gesonderte Moscheen in den rauchigen und längere Zeitaufnahmen kaum gestattenden Himmel der fleißigen und intelligenten Stadt wölbt: eine für das Heliometer, eine für den Kometensucher und eine für den Refraktor. Die drei friedlichen und nur des Nachts von guten Menschen bedienten Kanonen liegen schön altmodisch und unelektrisch auf der Lauer, und der Doktor Weber rangiert seine Schutzbefohlenen mit eigner Hand.

Nach langem Hin und Her hat sich Leipzig zu einem Berg aufgerafft, dem Scherbelberg, einer humoristischen, am 22. Juni 1896 eingeweihten Bodenerhebung im Rosental; mit einem Aussichtsturm aus Laubsägearbeit obendrauf, von welchem obszöne Inschriften allzu oft behördlicherseits abgekratzt werden. Im milden Januar 1930 entdeckte ich folgende, allerdings streng reell gehaltene Mitteilung in Buntstift-Krikelkrakel: „3 Junggesellen erwarten 3 nette liebe Mädels am Dienstag abend, 14. 1., hier am Turm zum Versteckspiel. Wetter gleichgültig. NB. Draufgänger. Vollblut." Mit dem vollblütigen Draufgängertum ist es freilich so eine Sache. Der Leipziger hat die verschlagene Pfiffigkeit und den Hang zum Einschnappen wie ein Dackel; aber Temperament? Das zeigten früher ausschließlich die Stangen der Straßenbahn, die egal raushuppten. Was da die Schaffner an den rausgehuppten Stangen fummeln mußten, das grenzte schon an weibliche Handarbeit, und so entschloß sich der Magistrat, auf den Dächern der Tram sinnvolle Trapeze anzubringen, die etwa anderthalb Millionen verschluckten, einen Betrag, der nach vorsichtiger Schätzung in zweihundert Jahren amortisiert sein dürfte. Die Stadtväter tun zuweilen, als seien sie die richtigen Tausendsassas. Auf zwei Millionen hatte man den Neubau des Grassi-Museums geschätzt, und siebeneinhalb gingen drauf. Oder: für die Großmarkthalle hatte man 8,7 Millionen ausgeworfen und erhöhte den Betrag während der Arbeiten auf dreizehn. Oder: die Umgestaltung des Schlachthofs war mit anderthalb Millionen veranschlagt worden. Es waren zweieinhalb zu wenig. Rechnet der Laie die Zahlen zusammen, wird er mit Seufzen konstatieren, daß für drei Gebäude das Doppelte des Vorhergesehenen verbraucht wurde. Warum? Weil öffentliche Kritik von vornherein ausgeschaltet war und sämtliche durch einen verspätet eingesetzten Untersuchungsausschuß entdeckten Fehler der Verschleierung anheim fielen. Von wegen der Reputation. Der Flugaschen-Streukegel bösen Geredes schrumpfte infolge scharfer Maßnahmen des ansonsten vorsichtig und auch in puncto Schlachthof korrekt handelnden Oberbürgermeisters auf ein Minimum. Um den Flugaschen-Streukegel des Fernheizwerks beim Hauptbahnhof quasi unschädlich zu machen, setzt man einen 156 Meter hohen Schornstein auf ein mit 90 Zentimeter starken Eisenbetonwänden versteiftes Fundament. Der kölner Dom ist vor Neid erblaßt. Der arme Kerl ragt dann nur noch einen einzigen Zentimeter höher. Leipzig leistet auch auf fortschrittlichem Gebiet allerhand. Ich nenne den Lehrer Paul Georg Münch, der in Connewitz, in der Waisenhausstraße, unterrichtet und sich über Besuch freut. Aufsätze werden erledigt, indem die Schüler gruppenweise auf die Straße sausen und alsdann Geschautes mit tönender Sicherheit berichten; die Bruchrechnung ergibt sich von selbst beim fingierten Einkauf von Obst und Südfrüchten; einem Gemälde entpflücken die Jungens verzwickte Zusammenhänge mit deutscher Sprache; kategorische Imperative fürs Leben werden als Einakterchen dargestellt; zuguterletzt wird dem Gast durch einen besonders versierten Schüler ein Protokoll überreicht, darinnen er aufgezeichnet findet, wie er worauf reagierte. Von Münchs Methode angeregt, schlage ich vor, in den Straßen

Leipzigs sämtliche Firmennamen laut zu lesen. Überall wird anders geheißen, aber in Leipzig wird am andersten geheißen. Wer es fertig bringt, das Gelesene als sächsisch zu empfinden, kommt aus dem Lächeln nicht heraus.

Hans Alexander Müller zeichnet entzückende Karikaturen leipziger Persönlichkeiten für die ‚Leipziger Neuesten Nachrichten'; der kühne und begabte Max Schwimmer wurde vom Intendanten des städtischen Schauspiels, von Detlef Sierck, zur Ausstattung der Bühne herangezogen; der wehmütig-verträumt durch die Straßen pendelnde Walter Niemann, ein Andersen des Klaviers, paßt nach Leipzig wie die Pleiße nach Hamburg; der geschmeidige Sigfrid Karg-Elert, nebenbei Harmoniumspieler von Rang, Schwabe und vulkanische Natur, komponiert, daß die Funken sprühn; Pöschel und Drugulin drucken aufs Erlesenste; Doktor Arthur Köpp fabriziert Babykreme und Körperpuder in seinen Vasenolwerken; Ernst Treusch (Peters-Straße 7) konkurriert erfolgreich mit dem dänischen Silberschmied in der Budapester Straße zu Berlin: sein handgetriebenes Gebrauchssilber, zum Stehlen schön, sollte endlich eine Reform der Ehrenpokale bei Pferderennen, Konfirmationsregatten, Kindtaufen und andern sportlichen Veranstaltungen ablösen; das Auto III 4901 ist nicht aus Silber sondern aus Bronze; in den Toiletten des Hauptbahnhofs kostet es mit Zeitungspapier 10, mit weißem Papier 15 Pfennig; gegenüber von Hofmeisterstraße 8 ist ein Feuermelder mit der Inschrift: „Geöffnet von 8 bis 1 und 3 bis 4!"; die Deutsche Bücherei, geleitet vom Doktor Uhlendahl, vereinigt in einer sekreten Abteilung sämtliche in deutscher Sprache erschienenen Pornographien; der Verlag Wilhelm Goldmann in der Kohlgartenstraße läßt seinen Wallace immer spärlicher tröpfeln; schrägüber von Goldmann steht die geräumige, parkumfriedete Villa Doktor Willmar Schwabes, des homöopathischen Pioniers; der Augustus-Platz wird seltsamerweise immer großartiger: zu Post, Museum, Universität, Opernhaus und Kroch-Haus ist noch das Europa-Haus hingepflanzt worden, des Nachts abgelöst von einem scheinbar frei im Raume schwebenden Chlorodont; Direktor Miehlke vom „Eden" bietet die allerbesten Programme; Rudi Gfaller und Terese Wiet, die von Königsberg bis Köln internationalen Ruf haben könnten, wenn sie nicht an Leipzig festgeschmiedet wären, treten hin und wieder im Panorama auf; Hans Natonek, fleißigster Redakteur, leidenschaftlicher Theaterrezensent und gemütvoller Papa, findet (durch Einteilung des Tages in 36 Stunden) Muße, für Zsolnay gute Romane zu schreiben; Agnes del Sarto ist mit ihrer Laute so verwachsen, daß kein Chirurg imstande wäre, die beiden operativ zu trennen; Franz Jost heißt die sympathischste Musikalienhandlung der Stadt; Johanna Lange, langjährige Artistenagentin und Kabarettdirektorin, verteilte Schecks ohne Deckung, ehelichte ihren 24jährigen Elektrotechniker, verschwand von der Bildfläche und ist trotzdem die patenteste Frau Sachsens, ein Unikum, eine Kanone; Direktor Herbst vom „Palmengarten" hat einen falschen Namen, denn er lenzt unentwegt: fünftausend Dahlienknollen in der rechten Hand, zweihundertjährige Exoten in der linken, so verdiente er schon zu Lebzeiten ein Monument in seinem Garten.

Im „Kaffeebaum" gibt es Spezialgerichte. Montag: Mastkalbshaxe; Dienstag: Schweinsknochen mit Kloß und Meerrettich; Mittwoch: Irish stew; Donnerstag: Sauerbraten mit Thüringer Kloß; Freitag: Kaßler Rippchen mit Sauerkraut; Sonnabend: Prager Schinken. Abends im „Kaffeebaum" eine der Spezialitäten nebst köstlichem Pilsner zu konsumieren, gehört zur allgemeinen Bildung. In Aeckerleins Keller tafelt man ungestört. Während der Messe soll man nach Italien auswandern. Meine Wenigkeit bevorzugt Mutter Krause in der Katharinenstraße 6, dicht am Markt, etwa dem Haus des Mitteldeutschen Rundfunks gegenüber. Parallel zum Brühl läuft ein Gäßchen, da ist der „Taubenschlag", wohl die eigentümlichste Kneipe Mitteldeutschlands. In wüstem Zigarrenqualm hocken Studiker und Gelehrte beieinander, zusammengepreßt wie die Bücklinge, trinken ihr Bier und singen mit sentimentaler Kehle teils patriotische, teils unzüchtige Strophen. Im „Taubenschlag" erfand der Oberlazarettgehilfe Neumann das Klosettpapier mit weichen Glassplittern. Im „Taubenschlag" lernte ich das Lied von der Annemarie kennen. Seppl mit der ewigen Zither geht kassieren und erzieht sächsische Zungen zum „Gsuffa"-Sagen.

Der Brühl ist das Zentrum des Pelzweltmarktes. In folgenden Ortschaften werden die für den Brühl bestimmten Felle zugerichtet: in Lausigk, Böhlen, Bösdorf, Burghausen, Chemnitz, Gröbern, Dahlitzsch, Gaulis, Groitzsch, Mölbis, Muckzau, Papitz, Quasnitz, Rötha, Schkeuditz, Stöhna, Taucha, Witznitz, Zehmen, Zwenkau, und zumal in Markranstädt, wo Tante Ida wohnt. Pelze heißen Rauchwaren, weil man bei der Dichtigkeit des Haares von „rauch" spricht. Leipzig selbst zählt rund tausend Fellhändler. Jedes Fell ist blau, soweit es von dunkelhaarigen Tieren stammt. Deshalb findest du in allen gediegenen Läden blaue Tapeten und blaue Lichter und blaue Vorhänge. Von wegen reflektieren. Man reflektiert eher darauf, wenn was reflektiert. Sogar Skunks ist im Grunde genommen blau. Fällt er braun aus, so ist er weniger wertvoll. Nerz und Zobel sind am höchsten im Kurs. Für einen tadellosen Nerz zahlt man 35 Dollar. Gegen den Breitschwanz (der im Mutterleibe gemordet wird) hat sich eine Liga gebildet. Man wird ihn nächstens aus Kanin fabrizieren. Denn der Krieg, der die Pelzhändler infolge Importsperre brach legte, überschwemmte die Stadt mit Kaninchen, die zwar als Leberwurst und ungarisches Gullasch konservenweise verzehrt wurden, doch ihre Felle auf dem Markt ließen. Da traten helle Chemiker auf den Plan und entfärbten die Felle. Durch Tricks diktiert man der Natur jegliche Farbe. Momentan herrscht Braun in diversen Schattierungen vor. Gut, man nimmt einen Rotfuchs, bleicht ihn, bis er ausschaut wie frischer Schnee und gibt alsdann Platintöne oder Gold, je nachdem. Und dem Kaninchen schneidet man die Oberhaare — schwupp ist es Maulwurf oder Biber.

Die Sachsen, und seien sie noch so sehr eingewandert, schrecken vor nichts zurück. Ihre Fixigkeit und Tüchtigkeit macht ihnen keiner nach.

Mit einem diskreten Hoch auf unsern allzu verflossenen König möchte ich schließen. In seinem Palais befindet sich ein Bonbongeschäft.

# Dostojewskij von Ossip Dymow

Am 28. Januar/9. Februar 1881 starb in seinem neunundfünfzigsten Lebensjahre Fedor Michajlowitsch Dostojewskij.

Ein halbes Jahrhundert ist seither verflossen, ein halbes Jahrhundert, so voll von Ereignissen, daß sie für drei ganze Jahrhunderte ausreichen würden. Und doch ist Dostojewskijs Name noch unverblaßt: seine Werke bergen auch uns heute noch einen Überreichtum lebendiger Ideen und heißen Suchens des Geistes. Ein lebensstarkes Samenkorn ist gleichsam in die russische Schwarzerde gefallen; aus ihm erwuchs der Baum Dostojewskijs, dessen mächtige Äste über die ganze Erde ragen. Vieles von dem, was vor fünfzig Jahren an Dostojewskij noch dunkel und unklar war, manches scheinbar Krankhafte hat das Leben selbst nunmehr aufgeklärt und bestätigt. Wie ein starker, lebenspendender Quell entspringt tief unter der Erde, aus russischer Schwarzerde, dieser mitreißende Strom von Ideen, dieser unerschöpfliche Schatz von Gedanken und Bildern. Unmöglich, sich das Antlitz des heutigen Europas ohne Dostojewskij zu denken.

Dostojewskijs ganzes Leben und Schaffen war nur von dem einen, immer gleichen Thema erfüllt: Rußland. Richtiger gesagt: der russische Christus. Und nach fünfunddreißig Jahren emsigster, unermüdlicher Arbeit vermeinte er sein Thema immer noch nicht bewältigt zu haben. Denn in einem hinterlassenen Verzeichnis geplanter Arbeiten findet sich folgende Eintragung: „Buch über Christus schreiben." So wäre er also dahingegangen, ohne seinen Lebensplan verwirklicht zu haben?

Eine ganz eigenartige, eine gewaltige Welt von Bildern hat dieser Seelenforscher geschaffen. Ähnlich wie die dichterischen Gestalten Shakespeares und Tolstojs hat auch jede Gestalt Dostojewkijs ihr eignes, sicher gestaltetes, umrissenes Leben. Und sie alle zusammen fügen sich zu einer eigenartigen Familie, deren Glieder durch wesensverwandte Züge zusammengehören. An ihrer „Familienähnlichkeit" sind sie sofort erkennbar. Wie die Erdenkinder alle von Adam abstammen, so sind diese Gestalten alle wahre Kinder Dostojewskijs, geschaffen ihm zum Bilde und ihm gleich. Ihre Gedanken sind seine Gedanken, und ihre Gefühle sind seine Gefühle. Eine rätselhafte, eine phantastische Welt. Das Reale grenzt an das Irrationale, und Wirklichkeit geht unmerklich in Traum über, in jenen ahnenden Traum, den lange vor Siegmund Freud allein Dostojewskij zu schildern und auszulegen vermochte. Huren sind Heiligen ähnlich (Sonetschka Marmeladowa), Idioten werden zu großen Weisen (Fürst Myschkin), Wüstlinge zu Asketen, Mörder leiden ärgere Qualen als ihre Opfer (Raskolnikow, Smerdiakow), Kinder tragen die Leiden von Erwachsenen, und Erwachsene sind wie Kinder. Und alle diese Menschen, Männer und Frauen, die der Dämon oder der Gott im Taumel der Leidenschaften wirbeln läßt, die in der Glut der Liebe sengen, sie sind verdammt zu völliger Unfruchtbarkeit. Sie zeugen keine Nachkommenschaft, ihnen sind keine Kinder, Fortsetzer ihres Geschlechtes, beschieden. Keiner von diesen jungen Männern, keine von diesen jungen Frauen, ver-

mag Vater, vermag Mutter zu werden. Sie bleiben sozusagen die letzten ihres Geschlechtes, sie enden die lange Kette vorangegangener Geschlechter. Ein sehr bemerkenswerter Zug bei Dostojewskij: diese Unfähigkeit seiner Gestalten, ihr Leben der neuen Generation zu übertragen. Die Lebensfülle von Dostojewskijs Helden beruht nicht im Irdischen sondern im Geistigen.

Phantastische, im Leben unfruchtbare Menschen, Männer und Frauen, Kinder, die im zarten Alter dahinsterben, Gespenster fast, Astralgeister, bewohnen Rußland, Dostojewskijs Rußland. So sah er sein Land, das Land, durch das „Christus geschritten ist". Diese Symbole, die real-phantastischen Gespenster, sie waren das russische Volk, „der Leib Christi". Das ist Dostojewskijs gewaltiger, tiefer Gedanke: „Das Volk ist der Leib Gottes." Es gibt keinen andern Pfad zum Göttlichen, neben und außer dem Irdischen. Es gibt nichts Irdisches ohne den heiligenden Geist. Leib und Geist fließen in eins zusammen. Grenzen des Irdischen schwinden, Realität schwindet. „Petersburg ist die phantastischste Stadt der Welt", schrieb Dostojewskij und ahnte den Untergang der Stadt voraus. Diese Worte können auch auf ganz Rußland bezogen werden. Tolstoj, der Realist, der Rußland ebenso gut kannte, wie Dostojewskij, äußerte seine Verwunderung: „Warum lesen die Leute Dostojewskijs Romane?" Ein andrer großer Kenner Rußlands, Turgeniew, mochte Dostojewskij nicht, er haßte ihn beinahe. So verschieden sahen die beiden Dichter ihre Heimat.

Auf anderm Wege suchte Dostojewskij das russische Volk zu erkennen, das Volk, das Gott trägt, den russischen Gott. Nicht von außen, von innen rührte der geniale Maulwurf an die Grundlagen der Existenz dieses Volkes.

Wenn man Tolstoj mit Recht den Dichter der russischen Erde genannt hat, so darf man Dostojewskij mit nicht weniger Recht den Dichter der russischen Seele nennen.

Er schilderte die Seele. Er schilderte die russische Seele. Er kannte sie intuitiv, durch die höhere Eingebung des Genies. Aber er kannte sie auch praktisch, aus bitterster Erfahrung. Der Sohn eines unbemittelten Arztes, von einfacher Herkunft, ein unermüdlich fleißiger literarischer Arbeiter, im Leben von Fehlschlägen heimgesucht, an der Fallsucht leidend, in seinen politischen Bestrebungen unterliegend, der Hinrichtung in der letzten Minute noch entgangen und zu langjährigem Zusammenleben mit Dieben und Mördern verurteilt, so ist er mit den tiefsten Wurzeln des großen Volkes, das ein Sechstel des Erdraumes bewohnt, in Berührung gekommen. Und Zuchthäusler und Räuber, den menschlichen Auswurf Rußlands, sah er noch in einem Schimmer des großen Glanzes, in dem der erste Dichter seiner Heimat strahlte: Alexander Puschkin, den Dostojewskij verehrte, und den niemand besser erklärt hat als er.

Doch man las Dostojewskij, und man wird Dostojewskij lesen, weit über die Grenzen Rußlands hinaus, nicht nur, weil man das Geheimnis seiner Heimat, das Geheimnis seines Volkes erkunden will, sondern vor allem deshalb, weil man durch ihn dem Geheimnis der Menschen, dem Geheimnis des Lebens überhaupt näherkommt. Dostojewskij liebte Europa nicht. Er

hielt sich abseits von Europa. „In Westeuropa ist alles faulig", das ist das Leitmotiv aller seiner Schriften.

Als ein fanatischer Verehrer Rußlands hat Dostojewskij gewissermaßen nichts andres gesehen: keine andern Völker, kein andres Leben. Nur das russische Volk, nur das russische Leben hat er gesehen. Sobald er sich von seinem eigentlichen Gebiete entfernte, verfiel er gleich in Irrtümer. Voll solcher Irrtümer sind seine erstaunlichen „Tagebücher eines Schriftstellers". Darin prophezeit er den baldigen Untergang des Papsttums, Frankreichs, ja, ganz Europas. „Der Katholizismus ist kein Christentum", heißt es im „Idioten".

Im Einklang mit seiner Idee, daß „das Volk der Leib Gottes ist", konnte er nicht zwei Göttern dienen. Europa und Rußland waren ihm Antipoden, waren für ihn zwei unversöhnliche Pole. Je glühender er Rußland verehrte, um so grimmiger wandte er seinen Blick ab von Europa, daß doch heute oder morgen untergehen müsse.

Doch das „faulige Europa" wehrte den Hieb mit großherziger Weisheit ab; es erwiderte ihn damit, daß es Dostojewskij in die ersten Reihen seiner geistigen Führer aufnahm.

Es konnte natürlich gar nicht anders sein. Dostojewskij hatte an die geheimsten Wurzeln des in seine heimatliche Schwarzerde eingewachsenen russischen Volkes getastet, er hatte sie bloßgelegt und schilderte sie; damit tastete er an die Wurzeln des Menschen überhaupt. So tief wühlte dieser „Maulwurf", daß in solcher Tiefe alle Unterschiede zwischen Rassen, Volksstämmen und Religionen schwanden. Erinnert ihr euch, daß Hamlet seinen Vater „Maulwurf" nennt? Je tiefer national Dostojewskijs war, um so universeller wurde er. Nur das ganz tief Nationale kann und darf auch tief und wahrhaft international werden. Auf die Weise wurde der große Hasser Europas zu Europas Liebling. Mit Dostojewskij geschah das, was den meisten großen Propheten geschieht: sie wähnen zu fluchen, aber sie segnen. Und heute gedenkt die ganze Kulturwelt dankerfüllt dieses großen Skythen, der eine heiße Flamme in ihr Denken geworfen hat.

Dostojewskij ruft seinen Leser und seinen Schüler, und sein Leser wird stets zu seinem Schüler, in die Tiefen, wo das Leben Gestalt gewinnt, aus denen die besondern Elemente des Geistes stammen. Hier, am Anfang aller Anfänge, wird das Nationale, das Besondere, das Einzelne auf wunderbare Weise international, allgemein. „Es gibt keinen Griechen, es gibt keinen Juden". Es gibt nur ein großes wogendes Meer des Lebens, in dem jeder einzelne Tropfen wertvoll ist und von niemand vergossen werden kann oder vergossen werden darf („Verbrechen und Strafe", „Der Idiot"), wo „jeder vor jedem andern schuldig ist" („Brüder Karamasow"), und in ihm werden sich dereinst alle Völker in Wahrheit und Schönheit brüderlich vereinen („Der Traum eines lächerlichen Menschen").

Das ist Dostojewskijs Vermächtnis, das Vermächtnis, das der Dichter der Welt hinterlassen hat. Und es klingt heute noch genau so religiös-prophetisch, wie vor fünfzig Jahren.

# Französische Komödie von Alfred Polgar

Giraudoux: „Amphitryon 38". Merkwürdiger Fall. Ein Theaterstück, sehr reich an Geist und Witz, die, in graziösen Windungen und Wendungen, oft den Bezirk des Dichterischen streifend, das Spiel umspielen … und gibt doch guten Nährboden ab für Bakterien der Langeweile!

Dem Bühnen-Leben, in das Giraudoux seine Götter und Menschen rief, folgt der Zuschauer weder mit Teilnahme, noch mit Wünschen, noch mit Spannung, noch auch nur mit Neugier. In der abstrakten Kühle der drei Akte, in solcher nur gemalten Luft können, scheint es, selbst Götter nicht atmen, noch weniger Menschen.

Von diesen, den Menschen des irdisch-olympischen Spiels, lebt nichts außer ihr Mund. Und die allwissenden Götter verlieren, wenn der Autor aus dramatischen Zweck-Gründen es braucht, sofort ihre Allwissenheit. Natürlich ist einer derart ganz auf phantastischen Witz gestellten, aus der Vermengung von Sinn und Unsinn so etwas wie Tief-Unsinn gewinnenden, mit ihren Annahmen und Voraussetzungen unbedenklich jonglierenden Komödie, natürlich ist ihr Unzucht wider die Kausalität erlaubt. Aber eine Art von Richtigkeit in der Entwicklung und Verspinnung des Absurden muß doch da sein; fehlt sie, so bekommt der Zuhörer ein leichtes Gefühl, bekommt er leicht ein Gefühl von Schwindel (in des Wortes zwiefacher Bedeutung).

Das Element, das alle Logik überflüssig machen, die Schwerkraft aufheben, kalt in warm verwandeln, das Nichtvereinbare binden, und das Unlösbare zauberisch in sich lösen könnte: die Musik, fehlt Giraudoux' trockner Offenbachiade.

Doch hat in ihr, so weit dies möglich ist, der Geist die Rolle der Musik übernommen. Beweglich nach allen Seiten hin, faßt er seine Objekte in überraschenden Einstellungen, aus zärtlicher Nähe, aus gleichmütiger Ferne, und hüllt das ganze Spiel in einen Lichtschleier feinster Heiterkeit. Der Dialog, funkelnd in vielen Farben der Ironie, ist nicht genügsam, gibt sich nicht zufrieden, flacher sprachlicher Reflex der Vorgänge zu sein. Er hat den horror vacui, eine Scheu, an der deutsche Lustspieldichter leider niemals kranken, die Scheu vor leeren Stellen.

Was oben von der Komödie gesagt wurde, paßt auch auf die Hauptdarstellerin, Fräulein Bergner. Bewundernswert, wie sie kindliche Maske trägt, als sei das ihr natürliches Gesicht, wie fein sie selbst noch Verlegenheit als Gelegenheit zur Überlegenheit wahrnimmt, wie sie schelmisch tut, als sei das Schelmische ihres Wesens Muttersprache, und überhaupt die Kunst, sich vor Gott und Menschen angenehm zu machen, so leichthin übt, als sei es gar keine. Aber unter den vielen Zaubern, mit denen ihr Spiel den Zuhörer behext, ist auch einer, der ihn lähmt. Er wirkt sich aus in dem Bergnerschen ondulierten Tonfall, dessen unabänderlich melodischer Wellengang neben vielem andern, das an ihm entzückt, bisweilen auch etwas entzückend Einschläferndes hat.

*

Max Reinhardt eröffnete sein Kurfürstendamm-Theater (der Name klingt wie ein Programm) mit Bourdets Komödie: „Das schwache Geschlecht". Angeblich eine Satire auf schlechte gute Gesellschaft, in der nicht, wie sichs in guter guter Gesellschaft schickt, die Frauen von den Männern gekauft werden, sondern diese von jenen, die allerdings Geld in unbegrenzter Menge haben. Der Grimm Bourdets gegen verderbte bürgerliche Welt erschöpft sich in den hauchdünnen ironischen Anführungszeichen, zwischen die er sie setzt. Im übrigen gibt er eine zärtlich-humorvolle Schilderung der Gesellschaft, der er etwas antun will und die es ihm angetan hat, und führt alles zum happiesten Ende. Wen der Dichter so züchtigt, den liebt er.

Im Mittelpunkt der Handlung steht ein Oberkellner, der seine Gäste genau kennt, ihre Geschäfte besorgt und ihnen aus jeder Patsche hilft. Nur ein einziges Mal, in dem Sätzchen, das den zweiten Akt beschließt, rümpft er leicht die Nase über seine fragwürdige Kundschaft. Er gehe spazieren, sagt da Herr Antoine, „um reine Luft zu atmen". In der berliner Aufführung wurde aus der reinen Luft eine „frische"; vermutlich, weil man nicht gar zu rauhe satirische Töne anschlagen wollte.

Im Kurfürstendamm-Theater bekam die leichte Luxusyacht Bourdets den Tiefgang eines Dampfers von großer Tonnage. Man genoß, auf ermüdend langer, langsamer Fahrt, gründlichst die Gegend. In Paris war die Komödie ein ganz großer Erfolg, in Berlin geriet das Vergnügen, das sie bereitete, trotz vielen glänzenden schauspielerischen Leistungen, undicht. Durch Überdehnung wurden die elastischen Fasern des Dialogs schlaff. Und das Interesse der Zuhörer wurde es bald auch.

---

## Mahnfix von Alfons Goldschmidt

Ein „Papier-Großvertrieb" in Hannover schickt mir diese Anpreisung:

> Das Mahnwesen belastet in der heutigen Zeit den Geschäftsbetrieb bis zur Unerträglichkeit und hindert den vielfach geforderten Preisabbau. Es lohnt sich, hier den Hebel anzusetzen und dieses Unkostenkonto ganz erheblich herabzudrücken. Den Weg zeigt Ihnen das „Mahnfix"-System. Für nur 3 Pfennig Porto versenden Sie ein verdecktes Mahnschreiben, welches sonst 15 Pfennig Porto kostet — Ersparnis 120,— Reichsmark bei 1000 Mahnschreiben. Es wird Sie gleichfalls interessieren zu hören, daß Sie außer Datum, Anschrift und Unterschrift noch 5 Worte und Ziffern in unbeschränkter Menge lt. postamtl. Bestimmung einfügen können. Die „Mahnfix" gestattet, mit den geringsten Anforderungen an Zeit und Geld den heute an das Mahnwesen gestellten hohen Anforderungen nach modernen Gesichtspunkten, mit der neuen Sachlichkeit, gerecht zu werden.
>
> Hochachtungsvoll ...

Man stelle sich das vor: zehn oder zwanzig Firmen derselben Branche bilden ein Mahnkartell mit einer Mahnzentrale, mit 20 Mahntypistinnen und dann gehts los. Wurfsendungen, Mahnungen am rasenden Band, jede Sekunde fünfzig Mahnungen

und dann dasselbe Tempo der Zahlungsbefehle, „gütlichen" Gerichtstermine, Pfändungen, Offenbarungseide, Selbstmorde. Das ist der schnellste Weg zur „wirtschaftlichen Gesundung". Mahn fix, mahn fixer und immer fixer, in diesen Monaten kannst du ja nichts Besseres tun, denn alles geht runter. Nur die Schulden steigen, die Zahl der Arbeitslosen und der Kosten aller Mahnfix-Stellen, der Finanzämter, Postämter, Ämter, Ämter, Ämter. Schließlich wird nur noch fix gemahnt, denn wenn das so weiter geht, wie es jetzt geht, dann geht es bald nicht mehr weiter. Ich glaube, die Gläubiger sind verrückt geworden und haben ganz vergessen, daß man um so weniger kriegt, je mehr man fordert und daß es eine widersinnige Sache ist, denen, die schon weniger als nichts haben, immer mehr Gebühren aufzupacken. Mahngebühren, Gerichtsgebühren, Vollziehungsgebühren, kein Federstrich, kein Stempeldruck, keine Bewegung zum Aktenkorb, zum Postkasten oder zur Telephonmuschel ohne Gebühren gegen die, die schon Grundbeträge nicht zahlen können.

Ihr könnt ja weiter so mahnen. Mahnt zum Beispiel so fix wie möglich die fünfzehn oder achtzehn Millionen Menschen in Deutschland, die von schäbigen Renten oder Unterstützungen leben müssen, Arbeitslosenunterstützungen, Krisenunterstützungen, Sozialrenten, Kriegsrenten (nicht Generalspensionen). Mahnt sie doch so fix wie möglich und vergeßt auch nicht ihre Familien. Ich rechne nur zwei Familienmitglieder auf den Kopf dieser Gesegneten, das macht dann dreißig Millionen Menschen und morgen vielleicht vierzig Millionen. Da habt ihrs, 60 Prozent der Bevölkerung Deutschlands sind kaum noch oder gar nicht mehr pfändbar. Kaufen können sie auch nichts, außer der Margarine in kleinen Mengen, dem Zipfel Wurst und einem Schuhfleck, wenns Wetter schlecht wird.

Aber die fixen Mahner sitzen lustig da, vermehren sich täglich, die deutsche Bureaukratie führt einen erbitterten Kampf gegen alle Andern in Deutschland. Wehe, wer heute sich den Markt erobern muß mit Arbeitskraft oder gar mit dem Kopf! Und wenn nur noch „Festbesoldete" übrigbleiben sollten, wenn alle Übrigen bis auf zehn zu Tode gemahnt sein würden, sie säßen immer noch da mit wütender Angst gegen den armseligen Freimenschen, der verrecken kann, damit der Sold lebt.

Mir kommt da in den Mitteilungen der Industrie- und Handelskammer zu Berlin eine Kalkulation der deutschen Verwaltungskosten vor Augen, die der Regierungsdirektor Doktor Cassau gemacht hat. Hier haben wir den deutschen Jammer, denn so schlimm ist es in andern Ländern doch nicht. Danach betrugen die Unkosten der öffentlichen Verwaltung im Rechnungsjahr 1927/1928 18,8 Milliarden Reichsmark gegen 7,2 Milliarden Reichsmark in 1913/1914. Im Finanzjahr 1929/1930 dürfte das noch fürchterlicher gewesen sein, ich schätze 21—22 Milliarden Reichsmark oder ein Drittel des sogenannten Volkseinkommens. Mindestens; wahrscheinlich noch mehr. Den Löwenanteil an dieser Kostenraserei haben Heer und Polizei und die Finanzverwaltung selbst. Welch ein Hohn: Die Finanzverwaltung frißt sich sozusagen selbst auf, ganz gegen ihren eigentlichen Zweck.

Auch wenn man die Reparationszahlungen wegläßt, bleibt ein höchst gefährlicher Unkostenanstieg. Es kommt auf eine Milliarde mehr oder weniger schon gar nicht mehr an. Dieses Anschwellen der Unproduktivität, ich sagte das schon einmal an dieser Stelle, ist „zwangsläufig". Es ist das Gesetz des Kapitals und ihr könnt machen, was ihr wollt, zwanzig Staats- und Stadtdiktatoren, Sparkommissare und ähnliche Kostensteigerer anstellen, dieser Prozeß wird nicht aufhören. Immer mehr Menschen in die Verwaltung, mehr Menschen selbst als Stühle, immer weniger auf dem Acker und in der Fabrik, bald ist das deutsche Ideal erreicht, dessen Formulierung ich in der Weltbühne irrtümlich S. J. zugeschrieben habe, während sie von Kurt Tucholsky stammt: „Das deutsche Schicksal: vor einem Schalter zu stehen. Das deutsche Ideal: hinter einem Schalter zu sitzen."

Zählt noch die überflüssigen Soldzivilisten, alle die Milben der Privatwirtschaft, zählt noch die ganze Armee der Unnützen auf engem Produktivgrund und ihr habt nicht 22 Millionen, sondern viel mehr, erschreckend viel mehr, in Summa 50 bis 60 Prozent des sogenannten Volkseinkommens. Ihr müßt sehr fix mahnen, wenn ihr noch so viel hereinbekommen wollt, daß ihr euch einige Zeit halten könnt. Jubiläen, glaube ich, werdet ihr hinterm Schalter nicht mehr feiern.

---

# An ein Scheusal im Abendkleid

von Erich Kästner

Ich muß mich stets vor Ihnen bücken.
Und trotzdem kennen wir uns nicht.
Ich bück' mich auch gar nicht vor Ihrem Gesicht,
sondern vor Ihrem Rücken.

Die Knochen und die Rippen ragen,
ganz nackt und manchmal ohne Haut,
so spitz heraus, daß es mir graut,
die Augen davor aufzuschlagen.

Hört Ihr Gerüst denn niemals auf?
Und ohne Kleid, die ganze Strecke!
Tief unten biegt es endlich um die Ecke.
Und welches Glück, Sie sitzen drauf.

Sie sollten sich ein Jäckchen leisten.
Sie sind ein Scheusal. Auch von vorn.
Gott schlug Sie hart in seinem Zorn.
Doch hinten schlug er Sie am meisten.

Wer Ihre grünen Locken sieht,
ist sich auch ohnedies im Klaren:
Sie stehen in den besten Rückgangsjahren
und haben nachts vergeblich Appetit.

Ich bitte Sie, mir zu verzeihen.
Man wird nicht schöner, wenn man älter wird.
Wer andrer Ansicht ist, der irrt.
Doch Sie warn sicher schon als Kind zum Speien!

Zieh Dir was an, Du alte Gans!
Der ganze Saal sitzt voller Klimakterien.
Und sowas gibts! Und sowas nennt sich: Ferien
eines noch ziemlich jungen Manns . . .

# Bemerkungen

## Eugen Burg

Ich komme viel zu spät — die Geburtstagslichter sind längst ausgelöscht, die Torten zerkrümelt, Wein gibts auch nicht mehr, und das Mädchen, das mir die Sachen abnimmt, sagt: „Aber Herr Burg ist nicht zu Hause..." Da stehe ich nun mit meinem Gratulations-Zylinder... Das sechzigjährige Geburtstagskind ist nicht zu Hause. Was habe ich ihm sagen wollen —?

Ich habe sagen wollen:

Sie können etwas, und Sie sind etwas. Sie können nämlich Ihr Handwerk, weil Sie das gelernt haben, und Sie haben Charme, wofür ich kein deutsches Wort weiß. Es gibt auf der deutschen Bühne viele Männer, aber außer Bassermann nicht viele Herren: Paul Otto und noch ein paar und Eugen Burg. „Eine Verehrerin", erzählte mir eines Tages S. J., „hat dem Burg ihr ganzes Vermögen hinterlassen." „Glaubst du das?" fragte ich. „Ja", sagte er, „wenn ich eins hätte: das tät ich auch." Für so viel Freude muß man danken. Für so viel geschmackvollen Spaß, für soviel heitere Stunden — für diese blitzsaubere Technik, im Gespräch vom Partner das Wort wie einen Ball abfangen, es zurückwerfen... wie selten ist das! Eugen Burg kam herausgeweht, in hundert Lustspielchen, deren Namen vergessen sind — die Leistung ist nicht zu vergessen. Es war eine Lustspielwelt, glaubhaft für drei Stunden, glaubhaft nur hier, auf dieser Szene — er stand da: als Höfling, als Frechling, als Liebling... und alle Herzen sagten: Ja. Manchmal blieben die grossen, hellen Augen still stehn, das dünne Eis des gefrorenen Monokels blitzte wie ein See von Dummheit, dann machte er irgend einen Kammerjunker, der seine Verlegenheit unter feinen Sitten und Gebräuchen verbarg — aber nichts war gemacht: Dümmlichkeit und Verlegenheit und höfische Sitten saßen wie angegossen. Oder er kam schief angestelzt und schnob kleine Frechheiten durch die Nase, außerordentlich siegesgewiß und leicht erstaunt, wenn die Dame seines Lustspielherzens sich die Sache anders überlegt hatte...

Theater, Theater — gewiß. Aber wenn einer schon Theater spielt: dann soll er dran glauben und soll uns anständige Arbeit zeigen. Das hat Eugen Burg getan, und weil ein Schauspieler auf der Bühne seine Leistungen nicht aufbewahren kann, deshalb sollen wir die Erinnerung aufbewahren. Schauspieler mit Leib und Seele — nicht ein Filmknabe, der sich herbeiläßt, auch einmal Theater zu spielen. Kein Fatzke — ein Herr. Kann gehen und stehen, das haben sie verlernt. Kann die Leute lachen machen, und man muß sich hinterher nicht schämen, daß man gelacht hat. Hat eine Eigenschaft, die immer seltener wird, scheints: er ist nett.

Das Mädchen steht und wartet, ob der Besuch nicht endlich gehen wird. Ich greife nach meinem hochfeinen Zylinder; wenn das Geburtstagskind den sieht, wird er nichts sagen, weil er so nett ist — aber er wird sich sein Teil denken. Stumpfer Zylinder... am hellichten Tage! „Bitte empfehlen Sie mich Herrn Burg!" sage ich. Und schiebe ab.

Das Rampenlicht von so viel Jahren fällt auf den Mann. Er ist noch wie neu und man mag ihn gern sehen, immer wieder.

*Peter Panter*

## Achtung, was dreht Ihr da?

Heiterkeit tut wohl, besonders in schwerer Zeit. Und wenn sie uns gar von einem so prallen, mitreißenden Temperament geliefert wird, wie Joe May eines ist, von einem so spielerisch leichten Könner wie Wilhelm Thiele, so müßten wir diesen Regisseuren des Lachens für ihre beiden letzten Filme besonders dankbar sein. Bei einem abendfüllenden Spielfilm jedoch ist Heiterkeit nicht Selbstzweck sondern die gewählte Form, in

der die Fabel sich schwerlos abspielt. Was aber entdeckt an diesen Filmen das schärfere Auge unter dem reizenden Kleide der Heiterkeit?

Da ist die „Privatsekretärin", die sich dem Gefährten eines ersten lustigen Abends versagt, obwohl sie sich sichtlich in ihn verliebt hat. Sagt sie: „Nicht so eilig"? — „Ich weiß noch nicht ...."? — „Auf die Art machen Sie alles kaputt!"? Das wäre annehmbar. So aber läßt sie den Partner, den sie für einen kleinen Angestellten hält, mit etwa folgender Begründung abschwimmen: „Ich kann nicht. Ich will höher hinaus. Ich will nicht mein ganzes Leben an der Schreibmaschine verbringen." Was diese kalte Streberin jedoch nicht hindert, sich bei dem Refüsierten auf die peinlichste Weise anzuschmeißen, sobald sie erfährt, daß er in Wahrheit — ihr Direktor ist. Dem wird vor der eisernen Person keineswegs, wie zu erwarten, endgültig übel, sondern er belohnt ihre schöne Energie mit Heirat und allen damit verbundenen Utensilien des „großen Lebens". Und dies federnd von eleganten Einfällen, übersprüht von Kaskaden der Lustigkeit, beschwingt von Chansons, die ganz weich und nahtlos aus der gesprochenen Szene herauswachsen... Unterschätzen Sie bitte nicht die Wirkung dieses angenehm vorgeführten falschen Exempels, das tausende Tippmädchen verlocken kann, wie jene aufdringlich ihre Beine zu zeigen, zum Diktat in der Wohnung des Chefs im gepumpten Abendkleid zu erscheinen und das einzige, was ihnen nicht abgebaut werden kann: ihr Gefühl — zu verdrängen und zu verrenken, verdorben von einem sowieso verfehlten Karriere-Kalkül.

In dem zweiten Film, der die Liebe „Majestät" nennt, ist wieder der junge Mann so strebsam, für den Generaldirektortitel und ein Monatsgehalt von zehntausend Em das liebe und liebende Mädel preiszugeben, mit dem er sich — der Familie zum Trotz — verlobt hat. Und so feige ist dieser Jüngling aus reichem Haus, daß er nicht fertig bringt, „es" ihr zu sagen, so unfair, daß er fertig bringt, von ihr, die sich immer noch für seine Braut hält, noch einmal Liebe anzunehmen. Kehrt sich die Sache letzten Endes um? Erhält der widerliche Junge den verdienten Fußtritt? Keineswegs! Der nachsichtige Autor läßt ihm großzügig die monatlichen Zehntausend und liefert ihm das Mädel, nach einem kleinen Umweg noch dazu. Denn da sie inzwischen zur Frau Baronin (ohne Konsequenz, versteht sich) avanciert ist, können seine vornehmen Angehörigen gegen die Verbindung nichts mehr einwenden.

Wiederum also wird materielle Gesinnung belohnt, Verrat verzinst sich, Geld und öder Ehrgeiz siegen, der Dreh triumphiert. Darüber aber blitzen blendende Regiewitze auf, schwingt die bezaubernde Kindlichkeit der Nagy, fegt ein großes komisches Furioso.

Habt Ihr, meine Herren Hersteller, nicht bemerkt, was sich da bei Euch unter der Decke des Lachens tut? Daß die Mitglieder Eurer industriellen Patrizierfamilie fast ausnahmslos gefühlsroh, korrumpiert, charakterlos, albern oder unfähig sind? Daß Eure Herren Direktoren beinahe immer zechend in Bars oder Hotels, nur selten in ihrem Bureau sitzen, und dies nur, um Gehaltserhöhung zu fordern oder sich gegenseitig anzupflaumen? Daß diese Untermenschen, die bei Euch die kapitalistische Gesellschaft repräsentieren, schließlich auch noch Recht behalten, so daß Ihre Majestät die Liebe nur noch in stark prostituiertem Zustand inthronisiert werden kann? Es ist in der Regel nicht alles ganz so schlimm. Aber daß Ihr es so schlimm macht und dann heiter bejaht — das ist schon ein gefährliches Dokument. Was Ihr da unversehens gedreht habt, ist ein höchst unbeabsichtigter Kampffilm gegen unsre Gesellschaftsordnung, der, mit entsprechenden Titeln oder Hinweisen versehen, in Moskau zündende Wirkung erzielen müßte.

Vorderhand aber und bei uns muß seine heimliche Wirkung ebenfalls die des schlechten Beispiels sein, das sich belohnt.

Ihr meint, ich sei humorlos? Ich nähme die nebensächlichen Vorwände einer heitern Filmmuse zu schwer und zu wichtig?

Ich meine, man kann nicht wichtig genug nehmen, was im Schmelztiegel des Bewußtseins und Unterbewußtseins zurückbleibt, wenn das große Lachen verflogen ist.

*Ernst Angel*

## Stroheims Hochzeitsmarsch

Dieser Film gehört zu den paar ganz großen Filmen, die bis jetzt gemacht worden sind. Er ist ein Zeitdokument, ein Stück Sittengeschichte aus dem Vorkriegswien. Spätere Generationen werden aus ihm sehen, warum der Krieg und die Revolution kommen mußte. Er zeigt die Gesellschaft, die reif zum Untergang war, voll Verderbtheit, Unnatur und Verlogenheit. Gipfel dieser Unnatur, wenn in einem Bordell zwei betrunkene und aufgeweichte Väter die Ehe ihrer Kinder beschließen, der eine, weil er Geld braucht, der andre, weil er seine hinkende und verblühte Tochter an den Mann bringen will. Ein Gipfel der Verderbtheit, wenn sich die prachtvoll aufgezäumte Mutter ihrem Sohn auf den Schoß setzt und ihm die Heirat mit dem ungeliebten Mädchen abschmeichelt. Ein Gipfel der Verlogenheit, wenn sich diese Farce einer Ehe durch eine pompöse kirchliche Feier segnen läßt.

Zwischen diesen Szenen der Unnatur erscheint ab und zu unvermittelt ein Stückchen Himmel mit zerrissenen Wolken, aus denen der Mond guckt. Das ist eine Erlösung. Man kann wieder Luft holen.

Dieser von den Eltern zur Ehe verführte junge und ausschweifende Reiteroffizier hat sich in ein Mädchen aus dem Volke verliebt. Das wird sichtbar in Bildern, die vor Süßigkeit, Blüten, Frühling und Verliebtheit triefen. Ad absurdum geführter Kitsch, und genau so glitzernd, prunkvoll und subtil angeordnet und photographiert wie die Bilder der Aristokratie und der Kirche, sodaß alles etwas Götzenhaftes bekommt.

Ohne daß dieser Film verzerrt, ist er, nur durch Darstellung und Gegenüberstellung, schärfste Kritik und Anklage.

*Valeska Gert*

## Aus den ‚Münchner Neusten Nachrichten'

DER WELTKRIEG

Immer mörderischer werden die Waffen:
Flüssiges Feuer, Minen, Gift-Gas, Fliegerbomben, Tanks.
Jugendliche über 14 Jahre willkommen!

*Gloria-Palast*
*Schauburg*

## Um Lieschen Neumann

Im Prozeß um die Ermordung des Uhrmachers Ulbrich hat die Lehrerin Pulver der angeklagten Lieschen Neumann ein günstiges Zeugnis ausgestellt. Der Vorsitzende Doktor Schmitz verstand nicht dieses schlichte Eintreten der Lehrerin, und in edler Entrüstung erhob sich Erster Staatsanwalt Rombrecht, hielt der Lehrerin, in steigendem Maße pathetisch, vor:

„Bleiben Sie denn immer noch bei diesem Urteil, wenn Sie hören, daß Luise Neumann einen Mord begangen, daß sie sogar Geschlechtsverkehr gehabt hat, ja, daß sie schließlich sogar heiraten wollte?"

Rombrecht bei der Begründung des Strafmaßes als mildernd hinzufügend:

„Die Angeklagte Neumann hat trotz ihres körperlichen Zustandes (sie ist in anderen Umständen) sich tapfer während der ganzen Verhandlung gehalten. Das muß mildernd belohnt werden."

Rechtsanwalt Sidney Mendel in seiner Replik zu diesem Punkte: „Ich bedaure, daß ich für die männlichen Angeklagten nicht den gleichen Strafmilderungsgrund anführen kann."

Erster Staatsanwalt Rombrecht: „Die Sachverständigen haben mit den Angeklagten eine Intelligenzprüfung vorgenommen, und sie gefragt, welche Sprache in Amerika gesprochen würde. Aus der Antwort der Angeklagten können Sie aber keine Schlüsse für die bei der Tat angewandte Intelligenz ziehen. Denn, meine Herren, ich muß Ihnen offen sagen: Ich habe es bis gestern auch nicht gewußt, welche Sprache in Amerika gesprochen wird, es sollen ja fünfzig Dialekte sein, und wenn man die Indianerstämme noch zuzählt, noch mehr."

*

„Man hat gewußt, was man getan hat, als man uns die alte Armee zerschlug. Man hat uns damit mehr als ein paar Gewehre und Kanonen zerschlagen. Man zerschlug uns eine Lebenswichtigkeit des deutschen Volkes, denn die deutsche Armee ist die große und gute Schule des ganzen Volkes gewesen.

Ja, man hat gewußt, was man damit tat. Zum Schaden von allen. Jungen, wie diese, kamen früher zum Heer, in die Hand der alten Unteroffiziere. Da sind sie erst Menschen geworden. Bis dahin waren sie nichts. Dort erst bekamen sie helle Augen, wurden Menschen und Männer, lernten ihre Knochen zusammenreißen, lernten Haltung in jeder Beziehung.

Steh grad'! Sage das heut zu einem, und er schreit schon von Schinderei.

So sind wir denn weit gekommen. Nochmals: zum Schaden von allen. Denn wir hätten diese Jugendlichen nicht, diese Katastrophe nicht, diese Quälereien nicht, diese Prozesse nicht. Wir hätten das alles nicht, wenn wir heute noch eins hätten...

Dieses eine aber heißt: die alte Armee.

*Alfred Karrasch im ‚Berl. Lokal-Anzeiger'.*

*

Das Liebeswerben um das Mandat von Lieschen Neumann ging ja nun aus den hier veröffentlichten Urkunden hervor, und die Pressestelle der Anwaltschaft hat sich veranlaßt gesehen, die beteiligten beiden Anwälte zu einer Äußerung aufzufordern. (So ein bischen Aufsicht über die Anwälte, manchmal auch von einer andern moabiter Stelle mit besonderm Eifer ausgeübt, ist doch für die Kollegen erhebend!) Und da erfahren wir nun, damit ja nicht der Anschein aufkomme, als ob etwa Justizrat Davidsohn sich persönlich um die Verteidigung von Lieschen Neumann bemüht habe: daß das Jugendamt das schon von selbst gemacht hat, weil ein Verteidiger gewählt werden muß, der besondre Erfahrung im Umgang mit Jugendlichen hat. „Herr Justizrat Davidsohn erklärte auf unsre telephonische Anfrage hin, daß er bereit sei, die Offizialverteidigung zu übernehmen, wenn diese ihm vom Gericht übertragen werde." Wogegen Justizrat Davidsohn selbst sagt: „Ich habe mich zunächst ablehnend verhalten, und erst auf mehrfaches Bitten mich evtl. zur Übernahme bereit erklärt, nachdem ich mit den Eltern gesprochen hätte."

Und Rechtsanwalt Kamecke, nett und freundlich wie immer, sagt, zur Äußerung veranlaßt,

daß er ja wirklich nicht von jemand anderm aus der Sache herausgedrängt worden sei.

Was zu beweisen war: das offizielle Jugendamt empfiehlt einen Anwalt, weil er tüchtig ist, als Verteidiger. Mögen andre Stellen auch endlich diejenigen empfehlen, die bei ihnen als tüchtig akkrediert sind (und nicht mehr untüchtige nach einem Schema), möge die Anwaltskammer dann aber ihre Grundsätze über Mandatswerbung endlich ändern, damit nicht von Glashaus und Steinwerfen die Rede ist.

*Balthasar*

## Vom Adel deutscher Nation

Meine Verlobung mit Reichsgräfin Marie Sophie Kinsky von Wchinitz und Tettau, Tochter des Reichsgrafen Franz Kinsky von Wchinitz und Tettau, K. u. K. Kämmerers und Rittmeisters d. Res. a. D., Herrn auf Kostelec nad Orlici und Borovnitz (Tschechosl.), und seiner Gemahlin Pauline, geb. Gräfin von Bellegarde, K. u. K. Palastdame und Sternkreuzordensdame, beehre ich mich hiermit anzuzeigen.

Z. Zt. Kostelecn, O.,. im Januar 1931 .

*Christof-Bernhard Graf v. Galen, Erbkämmerer d. Fürstentums Münster.*

## Nach den Nekrologen

Vor kurzem starb in Berlin plötzlich ein Mann, der in der Theaterwelt einer der mächtigsten Vertreter kartellierter Machtgruppen war. Nicht nur sein Amtstitel und sein juristischer Neben- oder Hauptberuf gaben ihm diese Macht, sie war noch mehr in feinmaschigen Beziehungen verankert, deren Netz großzügige Geselligkeit und berühmt-repräsentative Empfänge noch dichter knüpften. Er vereinigte den Typus des offiziellen wie des geheimen Diplomaten seines Wirkungskreises in einer Person, die bei ernsten Entscheidungen ein wichtiges Wort zu sprechen hatte, so daß es rätlich war, sich mit diesem Manne, dem seine persönlichen Freunde alle guten Eigenschaften des Freundes nachrühmten, gut zu stellen. Die finanzielle Unbekümmertheit seines Aufwandes machte niemandem Gedanken, wahrscheinlich auch ihm selber nicht, da er aus vielen Quellen über große Einkünfte verfügte.

Der Mann war keine Stunde tot, da war das Charakterbild, das sich Fernstehende nach seinem Rufe gemacht hatten, im Nu von vielen Korrekturen verändert. Zahllose Stimmen, die bisher vor der Machtfülle des Lebendigen geschwiegen hatten, wurden vor der Ohnmacht des Toten rührig und wußten zu berichten, wie er sich da und dort diesem und jenem gegenüber rücksichtslos und skrupellos benommen habe, wie er im Grunde ohne Milde und Begreifen, wenn eben nicht persönliche Bekanntschaft sich versöhnlich einmischte, Recht Recht sein ließ, selbst wenn Existenzen dadurch zugrunde gingen und eine weitsichtigere Deutung der Paragraphen noch kein Abweichen von Vorschriften und Vereinbarungen bedeutet hätte. Plötzlich wußten alle, daß seine Macht das Wohl der ihm Nahestehenden stets zuerst berücksichtigt hatte, soweit dies ohne eklatanten Verstoß gegen seine Stellung möglich war. Die üble Nachrede triumphierte, wie so oft, über duckmäuserische Ergebenheit, die bisher der Zivilkourage offener Mei-

nungsäußerung ein Bein gestellt hatte. Wie so oft — und besonders in Künstlerkreisen — vermischte sich Wahres mit Wahrscheinlichem, garniert durch den leidenschaftlichen Vortrag bisher vorsichtigerweise gedrosselter Temperamente. Skepsis und prüfende Erkundigung, die kaum Sicheres erfahren konnten, waren geboten, zumal, wer an der Straße baut, stets schärfster Kritik ausgesetzt ist. Vor allem aber demaskierte sich der Begriff ziviler Macht schon jetzt als ein recht illusorischer Begriff, dessen aktive Lebendigkeit lediglich mit einer scharfbestückten, nach allen Richtungen gleichzeitig ausblickenden, allezeit drohenden, verteidigungs- und angriffsbereiten Festung zu vergleichen ist, deren Gefährlichkeit und Sicherheit mit der Person ihres Kommandanten steht und fällt.

Wenige Wochen nach dem Tode dieses Mannes wurde ruchbar, daß er nicht nur kein seiner Stellung, Lebensführung und Einkünften gemäßes Vermögen zurückgelassen habe, sondern im Gegenteil eine sechsstellige Schuldenlast seine Familie einfach vor das Nichts stellt.

Man scheint vor einem Rätsel zu stehen. Es ist in Wirklichkeit keines. Neunundneunzig Prozent der Menschen von heute, zumal in den reparationspflichtigen Staaten, leben über ihre Verhältnisse und Einkünfte, weil Erfahrungen der Vergangenheit das bloße augenblickliche Dasein als einzigen positiven Besitz und alle Kalkulationen in eine Zukunft als falsch erwiesen haben. Das begründet eine Hast des Lebensgenusses, wo das Leben scheinbar besonders genießenswert ist, eine krampfhafte Zusammenraffung von Macht, soweit sich Gelegenheit dazu bietet, eine rücksichtslose Betätigung ihrer Waffen, soweit sie herausgefordert werden, ja schon um des Genusses willen die Schärfe dieser Waffen zu erproben, alles Momente, die, mit andern noch zusammen, den Einzelnen überaus hoch schnellen und ungemein tief stürzen können. Es geht hart auf hart; Kampf ist das Gesetz der Epoche.

Der kleine dicke Mann, hinter dessen Tod die Zungen kritischer Beredsamkeit in Bewegung gerieten, bekommt beinahe das Format einer Balzacschen Gestalt, wenn man der strahlenden Illumination seines Lebens das chaotische Dunkel seines Lebens nach dem Tode gegenüberhält. Man grübelt über der Frage, ob ein Leben in Machtfülle, Erfolgen, Saus und Braus, zumal, wenn seine positiven Leistungen in positive Wirkungen von anhaltendem Werte mündeten, ob ein solches Leben nicht doch auch die moralische Verpflichtung auferlegt, es auf realen und idealen Fundamenten zu festigen, daß das Echo seiner irdischen Existenz wie aus einer schönen Marmorhalle und nicht wie aus einer Gerümpelkammer nachhalle.

*Felix Langer*

## Grüne Woche

Studienhalber sollten auch Nicht-Agrarier diese Ausstellung besuchen, die gut aufgezogen und entschieden belehrend ist. Auch der Politiker kommt auf seine Kosten, aber was er dort zu sehen bekommt, ist nur abschreckend und bedauerlich.

„Jedes Volk schützt seine Arbeit", unter dieser Devise ist eine besondere Abteilung eingerichtet worden, für die ein eigner Dezernent, nicht etwa die städtische Ausstellungsleitung, die Verantwortung trägt. Da wird auch gezeigt, wie wir es machen: Ein französischer Schneider schreibt deutschen Privatleuten, daß er mit englischen Stoffen nach Berlin kommen wolle, um Anzüge nach französischem Schnitt vorzuführen. Über die Notwendigkeit einer solchen Expedition mag man verschiedener Ansicht sein, muß aber der Deutsche darauf nun gleich in einem von Ungezogenheiten und verhüllten Drohungen strotzenden Brief antworten und entspricht es wirklich dem deutschen Interesse, wenn ein solcher Brief nicht nur ausgestellt wird, sondern noch das Prädikat erhält, daß er die „allein richtige Antwort" auf die „französische Frechheit" dar-

stelle? Welch ein Gezeter würde die nationalistische Presse erheben, wenn sich ein analoger Fall in Paris ereignete!

In der Geflügelausstellung sieht man auch abgerichtete Dompfaffen. Der Preis schwankt zwischen 15 und 80 Mark, je nachdem die Tierchen ein Lied oder mehrere pfeifen. Aber ein Lied können sie alle, und zwar „Blau blüht das Blümlein". Dieser Text ist allerdings weniger bekannt, wohl aber der andre, der nach dieser Melodie gesungen wird, und der lautet: „Hakenkreuz am Stahlhelm", also das Ehrhardt-Lied.

Davor hängt ein Plakat mit der Aufschrift: „Bitte nicht vorpfeifen!" Das ist verständlich; denn wenn nun gar jemand an die Käfige heranträte und den Vögeln das Reichsbannerlied oder die Internationale vorpfeifen wollte, wenn dadurch nun gar die deutschnationalen Dompfaffen in einen politisch - musikalischen Seelenkonflikt gerieten, es wäre nicht auszudenken. Nein, wir wollen den Tierchen nichts, wohl aber der Öffentlichkeit vorpfeifen, wie jeder nichtige Anlaß zur Verhetzung benutzt wird.

*Werner Arendt*

### Das plumpe Lazarett und das Flötenkonzert

Oder ist es nicht plump, immer wieder die Nerven des Zuschauers, der doch schließlich Entspannung oder Erbauung sucht, mit Lazarettszenen zu quälen? Wie viel feiner ist doch da im „Flötenkonzert von Sanssoucie" angedeutet, daß ein gesunder Wehrwille noch lange keine Kriegshetze bedeutet.

*‚Völkischer Beobachter'*

### Vom deutschen Tonfilm

Werner Richard Heymann komponiert die Musik zu dem neuen Ufa-Film „Ihre Hoheit befiehlt", in der für diesen Film extra im neubabelsberger Tonfilmatelier errichteten künstlichen Winterlandschaft.

*‚Neue Berliner Zeitung'*

### Liebe Weltbühne!

Das war in den Anfangszeiten des Rundfunks, als Bronnen noch nicht Leiter der Literarischen Abteilung und Knöpfke noch nicht Professor war. Damals hatte der Direktor der berliner Funkstunde ein kleines Zimmer im vierten Stock in der Potsdamer Straße, an dessen Tür er eines Tages ein Schild befestigte: „Literatisches Büro". Als man ihn sanft darauf aufmerksam machte, es hieße doch wohl „literarisch", meinte er schlicht und überzeugend: „Aber man sagt doch auch nicht Literarur!"

## Hinweise der Redaktion

### Berlin

Verein Sozialistischer Aerzte. Dienstag, Ratskeller Schöneberg, 20.00. Krankheit und soziale Lage, Kurt Goldstein.

Weltbühnenleser. Mittwoch 20.00, Café Adler, Dönhoffplatz. Literaturgeschichte und materialistische Geschichtsauffassung, Hans Jaeger.

Die Lupe. Donnerstag 20.30, Zahnärztehaus, Bülowstr. 104. Reklame — der Ausdruck der Kultur von morgen, Fritz Kaufmann.

### Rundfunk

Dienstag. Berlin 17.30; Bücherstunde — Technik und Kultur, Werner Hegemann. — Leipzig 18.05: Annette Kolb liest. — 20.30: Tischgespräche und Anekdoten von A. S. Puschkin, Paul Prina. — Frankfurt 20.45: Traum eines lächerlichen Menschen von Dostojewskij, Alfred Beierle. — Mittwoch. Berlin 15.40: Aus dem Pitaval der Weltliteratur, Stefan Fingal. — 17.30: Egon Erwin Kisch liest. — Königsberg 20.35: Kleine Schicksalsrevue von Alice Ekert-Rotholz. — Donnerstag. Königsberg 17.45: Reinhard Goering liest. — Leipzig 20.45: Der eingebildete Kranke von Molière. — Freitag. Breslau 17.40: Günther Birkenfeld, W. Milch und Hermann Gaupp. — Königswusterhausen 20.00: Alfons Paquet, W. C. Gomoll und K. Graef. – Breslau 20.30: Aus meinem Tagebuch von Carl Hauptmann. — 21.10: Dichter deuten ihre Epoche. — Breslau 22.35: Neue Musik in alten Formen. — Sonnabend. 18.10: Frankfurt: Der Nutzen des Bauhausstils, Dolf Sternberger. — 18.35: Die junge Generation, Ernst Schoen und Paul Laven.

# Antworten

**Béla Balázs.** Sie schreiben: „Der heroische Kampf um die Idee ist siegreich ausgefochten. Der Dreigroschen-Konflikt hat sich in Wohlgefallen und in Schecks aufgelöst. Es ging um das künstlerische Niveau und um den revolutionären Geist, nicht etwa um Geld. Sonst hätte sich ja der ‚Börsen-Courier' in diesem Prozeß nicht so scharf für die prinzipiellen und ideellen Rechte der Autoren eingesetzt. Es hat also sehr viel Geld gekostet, das wache Gewissen der beiden Kämpfer so ganz zu beruhigen, daß sie nicht nur keinen Einspruch mehr gegen den Film erheben, sondern auch ihre kostbare Mitarbeit dem Produzenten wieder zusagen. Brecht hat sich bereit erklärt, noch einige Songs zu schreiben, zu dem fertigen, im übrigen umgeänderten Film, der vorhin noch so verkitscht und verbürgerlicht gewesen sein soll, daß er dessen Aufführung verhindern wollte. Das hat 16 000 Mark gekostet. Weils künstlerische Unentwegtheit war angeblich nur für 50 000 Mark zu haben. Hohe Ideen kosten hohe Summen. Das Geld haben sie bekommen, die Protestanten protestieren nicht mehr.. „Erst kommen 50 000 Mark, und dann kommt noch lange nicht ..." Man kann nur anraten, in solch einem Kampf sich mit revolutionären Parolen zu wappnen. Es werden ja bloß die Parolen kompromittiert. Denn wenn einer einem Kapitalisten Geld abknöpft, so kämpft er wohl gegen einen Kapitalisten, aber nicht in jedem Fall gegen das Kapital. Oft für ein Kapital. Es soll dafür Beispiele geben. Jetzt, wo alles so schön in Ordnung ist, wird dem Zeitungleser dieses edle Ringen in angenehmem Andenken bleiben, besonders, wenn er den beiden begabten Künstlern das Geld auf alle Fälle gönnt. Der Zeitungleser wird sich vielleicht nur an ein an sich belangloses Moment mit moralischem Unbehagen, wenn auch unbestimmt, erinnern, daran, daß ein gewisser Balázs sich in dieser Affäre sehr unanständig benommen hat. Es muß etwas daran sein, denn Herbert Ihering, der Fahnenträger des Brecht-Weilschen Kampfes, hatte es in jenen Tagen im ‚Börsen-Courier' geschrieben. Da hieß es: ‚Dieser Prozeß ist grundsätzlich interessant. Man hat in der letzten Zeit so viel von nachträglichen Protesten der Autoren gegen die Verfilmung ihrer Werke gehört, von Protesten nach der Premiere und besonders nach den Kritiken, daß man skeptisch geworden ist. Hier wird zum erstenmal vorher protestiert, unbeeinflußt von Erfolg oder Mißerfolg ... Nicht ohne Humor ist es übrigens, daß einer der eifrigsten nachträglichen Protestler, Herr Béla Balázs, der nach den Kritiken seiner Filme immer seine Hände in Unschuld zu waschen pflegte, daß ein sogenannter linker Literat und Filmrevolutionär, wie dieser, sich jetzt ohne Einverständnis von Brecht und Weil der Filmfirma für den Dreigroschenoperfilm zur Verfügung gestellt hat.' Der Fahnenträger im ‚Börsen-Courier' hat dabei allerdings einiges übersehen und einiges vergessen. Seine Gedanken waren wohl mit dem Vortrag beschäftigt, den er in den nächsten Tagen im Rundfunk über ‚Mißbrauch der Presse' oder ‚Journalistische Anständigkeit' zu halten hatte. Ihering hatte übersehen, daß Balázs inzwischen im ‚Film-Kurier' eine Erklärung über seine Mitarbeit abgegeben hatte. Darin hieß es: daß Balázs sich nur zur dramaturgischen Bearbeitung eines bereits vorhandenen Manuskripts verpflichten ließ und auch dies nur insofern, als von irgend einer Veränderung Brechtscher Ideen im Manuskript nicht die Rede war. Und um so weniger die Rede sein konnte, da Brecht trotz gut bezahlter vertraglicher Verpflichtung, und trotz mehrfacher Aufforderung der Firma, zu dem Filmmanuskipt, über das stofflich Gegebene der Dreigroschenoper hinaus, gar keine Idee beigesteuert hatte. Idee und Linie des Manuskriptes konnten unvergleichlich radikaler zugespitzt werden, als es in der gar nicht re-

volutionären Dreigroschenoper geschehen ist. Darum hatte Balázs zugesagt. Kein einziges Mal ist es vorgekommen, daß die Produktionsfirma von ihm während der Arbeit künstlerische oder politische Konzessionen verlangt hätte. Darum blieb Balázs dabei. Daß sich also Balázs hier gegen den revolutionären Dichter auf die Seite der kapitalistischen Industrie gestellt hätte, davon konnte wohl kaum die Rede sein. Ihering hatte das übersehen. Vergessen hatte der Fahnenträger auch, daß die Sache mit ‚den Protesten des Herrn Balázs' auch nicht stimmt. Er mußte in der nächsten Nummer des ‚Börsen-Couriers' richtigstellen. Balàzs habe niemals nach den Kritiken protestiert, sondern viele Wochen vor der Premiere einmal dagegen Einspruch erhoben, daß er als Autor eines Films genannt wurde, obwohl er seinen Namen schon längst zurückgezogen hatte, weil ihm besagter Film eben nicht gefiel. Der Fahnenträger im ‚Börsen-Courier' hatte vergessen, daß nicht Brecht der erste Protestant gewesen ist, daß vor drei Jahren bereits ein gewisser sogenannter linker Literat die prinzipielle Frage von den ideellen Rechten des Autors am Film publizistisch aufgerollt hatte, als im ‚Börsen-Courier' noch niemand an die Möglichkeit solcher Forderungen dachte. Dieser sogenannte Balàzs hatte damals auch einen Prozeß führen müssen, und er hat sich aber nicht verglichen sondern seinen Namen zurückgezogen. Er hat auch zwei Jahre lang keinen Auftrag mehr von der deutschen Filmindustrie bekommen, obwohl er vordem ein sehr gesuchter Filmautor gewesen ist. Geschieht ihm recht! Aber ist es nicht seltsam, daß gerade dieser Balàzs dem Fahnenträger so in die Quere laufen muß in einem ideellen Kampf? Ihering hat zwar seinen Irrtum im ‚Börsen-Courier' berichtigt, aber so: Balázs hätte zwar nicht öffentlich nach den Kritiken protestiert, aber sein Protest ‚habe in Telephonanrufen bei Kritikern bestanden'. Bedeutet der Satz nicht so viel, daß dieser sogenannte linke Literat die Kritik beeinflussen wollte? Allerdings hieß es vorhin, daß Balázs nach den Kritiken protestiert hätte. Nichtsdestoweniger verwahrt sich Balázs gegen diese stilistisch eingeschmuggelte Verdächtigung. Balázs hat ein einziges Mal einen Filmkritiker nachher angerufen, um sich privat vor ihm zu rechtfertigen, weil es einmal eine Zeit gegeben hat, wo er besondern Wert auf die Meinung dieses Kritikers legte. Er hieß Herbert Ihering. Dieser selbe Herbert Ihering drehte diese Tatsache zu diesem Satz um: Balàzs' Protest bestand in Telephonanrufen bei Kritikern. Und dann ging er zum Rundfunk und hielt eine Rede über journalistische Anständigkeit. Soll man noch den Ausdruck ‚sogenannter linker Literat' analysieren? Offenbar Einer, der für seine angebliche linke Gesinnung nur schreibt, aber noch nie praktisch etwas dafür getan hat. Ob das auch zutrifft auf diesen sogenannten Béla Balàzs?"

**Ernst Friedrich.** Unser Aufruf zur Rettung des Anti-Kriegsmuseums hat weitere schöne Erfolge gezeitigt. Am 13. Januar veröffentlichten wir die erste Sammelliste. Hier die Beträge, die in der Zeit vom 9. bis 31. 1. teils als zinslose Darlehen auf drei Jahre gegen hypothekarische Sicherheit teils als Spenden eingegangen sind: R. Sch. Rheinfelden i. B. 50,—; Fr. A. D. Herford 50,—; A. Sch. Insterburg 50,—; Fr. Th. I. Bochum 10,—; K. K. Wilmersdorf 25,—; O. P. Wernigerode 50,—; A. Sp. Neukölln 100,—; F. L. Leipzig 50,—; W. F. Stuttgart 100,—; E. D. Karlsruhe 20,—; Th. B. Karlsbad 10,—; G. H. Erfurt 80,—; S. M. Essen 50,—; P. H. Paris 10,—; H. R. Zürich 50,—; R. K. Stuttgart 20,—; K. F. Stuttgart 25,—; „Gott strafe — — alle Kriegsschreier" 25,—; Dr. W. L. Königsberg 5,—; Firma F. T. Berlin 100,—; W. B. Kl. Machnow 20,—; E. F. Berlin 100,—; Muschiben, Berlin 25,—; „S.P.D.-Student" Freiburg 5,—; Frl. C. P. Friedenau 5,—; Frau E. S. Königsberg 4,—; Dr. O. P. Königsberg 4,—; L. G. Breslau 3,—; Fr. H. K. Breslau (2. Anteil) 100,—; A. K. Freden, L. 3,—; M. R. Steglitz 10,—; W. M. Braunschweig 2,—;

A. H. Neukirchen 50,—; E. K. Mühlenbeck 1,50; H. H. Ludwigshafen 15,—; O. A. Stuttgart 5,—; A. H. Mahlsdorf 5,—; Fr. S. H. Charlottenburg 5,—; Ortsgruppe Görlitz der Deutschen Friedensgesellschaft 20,—; Ortsgruppe Lüdenscheid der D.F.G. 30,—; Organisierte Freidenker 100,— RM. Bisheriges Gesamtergebnis: 1. Liste: 1289,42 RM.; 2. Liste: 1392,50 RM. Zusammen: 2681,92 RM. Das genügt aber noch nicht. Wir bitten weiter, sich an der Rettung des Anti-Kriegsmuseums zu beteiligen, und werden über die Eingänge fortlaufend berichten.

**Ernst Rowohlt.** Sie schreiben: „Sehr geehrter Herr von Ossietzky, der Artikel von Heinz Pol hat mir als dem zukünftigen Verleger eines neuen Romans von Josef Goebbels eine große Anzahl von Glückwunschtelegrammen und Briefen eingebracht. Ich möchte allen Gratulanten an dieser Stelle danken, muß Sie aber enttäuschen, indem ich Ihnen mitteilen muß, daß das angebliche Gespräch mit Herrn Josef Goebbels von A. bis Z von Herrn Pol frei erfunden ist. Mit bestem Gruß Ernst Rowohlt." Heinz Pol läßt Ihnen dazu sagen, daß er auf Grund von mündlichen Berichten einen tatsächlichen Vorgang frei ausgestaltet hat.

**Pädagoge.** Die Firma P. Johannes Müller in Berlin, Bülowstraße 65, versendet eine Preisliste der von ihr vertriebenen „Deutschen Montessori-Lehrmittel". Diese Liste ist sehr großzügig: ein bewegliches Alphabet kostet zum Beispiel die Kleinigkeit von 45 Mark; Stoffproben stellen sich auf 20 Mark; für ein Gewichtsbrettchen zahlt man 22 Mark, und eine Kommode mit Einsätzen und Rahmen ist schon für 115 Mark zu haben. Wenn Sie die ganze Speisekarte abessen wollen, dann haben Sie 475 Mark zu zahlen, und das auch noch freibleibend. Das Erziehungssystem der Frau Montessori steht hier nicht zur Debatte. Aber Sie fragen mit Recht: wer soll das bezahlen? Wenn Frau Montessori ihre pädagogischen Theorien allen zugänglich machen will, dann sollte sie sich nicht auf einen so kleinen Kreis von Abnehmern ihrer Lehrmittel beschränken. Vielleicht aber weiß Frau Montessori gar nicht, was in Deutschland dafür bezahlt werden muß. So wäre es also die Firma, die mit ihrem Namen Geschäfte zu machen sucht. Frau Montessori sollte sich dann aber nicht wundern, wenn man ihren Grundsätzen schärfstes Mißtrauen entgegenbringt, oder möchte sie es etwa nur mit gewissen Kreisen zu tun haben? Das wird sich aber als eine falsche Spekulation erweisen, genau so falsch wie die der Herren P. Johannes Müller. Es wird nämlich gar kein Geschäft werden. Denn welcher Generaldirektor, welcher Bankfürst, von den Rittergutsbesitzern ganz zu schweigen, wird für einen solchen, seiner Meinung nach, „modernen Schnickschnack" soviel Geld ausgeben? „Ich habe das auch nicht gehabt und bin doch ein anständiger Kerl geworden . . ." P. Johannes Müller werden ihre Ware nicht los, und der Frau Montessori wird keiner mehr ihre Erziehungsgrundsätze abnehmen wollen. Und das wäre wahrscheinlich schade.

**Prügelfreund.** Der Dr. med. et phil. et jur et med. dent. et med. vet. Hammer spricht am 10. Februar um 20 Uhr bei der Arbeitsgemeinschaft für Natur- und Geisteswissenschaft über „Schmerz, Erziehung, Liebe." Wir empfehlen dir den Besuch der Veranstaltung, die in Berlin, Holzmarktstr. 73 I, stattfindet.

---

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

# Winterkönig von Carl v. Ossietzky

Die nationalsozialistische Fraktion hat den Reichstag mit einer wilden Kriegserklärung verlassen. Da sie ohnehin auf antiparlamentarischem Boden steht, bedeutet dieser Schritt mehr als eine Obstruktion, nämlich ein Bekenntnis zu revolutionären Mitteln. Der Augenblick ist dazu nicht günstig. Hitler, dem Spiel der großen Politik nicht gewachsen, hat mit den Seinen die Flucht in die Hysterie vollzogen. Den bürgerlichen Parteien wird die Sache etwas unheimlich. Dingeldey rückt ab, das Landvolk rückt ab, sogar die Deutsche Allgemeine will nicht mehr mitmachen. Niemals hat es Anbiederung, niemals Fühlung wegen Regierungsbeteiligung gegeben. Ein Individuum namens Seeckt hat niemals gelebt. Alle sorgen mit einemmal für Abstand, und in den Brutanstalten des Dritten Reichs hält die preußische Polizei Razzien ab.

Infolgedessen haben auch liberale Blätter, die seit dem 14. September nichts unversucht gelassen haben, um der neuen Mode entsprechend möglichst aufgenordet zu erscheinen, wieder Courage bekommen und blasen hinter dem fliehenden Feind Viktoria. Wir raten zu größerer Vorsicht, denn noch ist der Feind nicht allzusehr geschlagen. Er kann plötzlich kehrt machen und blind draufloshauen, und es wäre doch schade um diese Helden, die sich vor einem Feind, den sie für tot halten, unnötig exponieren. Es darf auch nicht ganz in den Hintergrund geschoben werden, daß nicht nur die Nazis, sondern auch die Rechte des Parlaments selbst eine empfindliche Niederlage erlitten haben. Was man etwas schamhaft Reform der Geschäftsordnung nennt, bedeutet für den Reichstag einen erheblichen Verlust an Befugnissen. Das Interpellationsrecht ist gründlich zerhackt, die Immunität von Abgeordneten in unentschuldbarer Weise preisgegeben worden. Es darf der Regierung nicht mehr das Mißtrauen ausgedrückt sondern nur das Vertrauen entzogen werden — ein nicht unbeträchtlicher Unterschied! Und schließlich müssen Anträge auf Ausgaben künftighin mit einem Deckungsvorschlag verbunden sein, eine Malice, die besonders bei sozialpolitischen Anträgen spürbar werden wird, denn die Heranziehung von einigen besonders fetten und überflüssigen Posten des Reichswehretats dürfte wohl nicht als geeignete Deckung aufgefaßt werden. Der Reichstag sinkt damit in die Bedeutungslosigkeit der alten Zeit zurück, er wird, wie früher, zur reinen Jasagemaschine. Die Regierungsbureaukratie wird in Zukunft ihre Erlasse beginnen: „Wir, Wilhelm von Gottes Gnaden ..."

Der Reichskanzler hat das Parlament mit der Drohung neuer Notverordnungen zu Paaren getrieben. Zwischen der Scylla des Artikels Achtundvierzig und der Charybdis Hitler blieb den armen Deputierten nichts übrig, als den Etat zu genehmigen und eine Kappung ihrer eignen Rechte zu erdulden. Es gehört viel Optimismus dazu, hier von einer Aktivierung des Parlaments zu reden. Nennt man einen aufgescheuchten Geflügelstall aktiv? Die Sozialdemokratie aber,

unfähig zu eigner Initiative, fährt im Winde einer fremden; sie muß dabei froh sein, wenn ihr eben noch gestattet wird, die Ruderdienste auf der schwarzen Galeere des Herrn Brüning zu übernehmen, obgleich sie weiß, daß der Hafen, wohin es geht, der Arbeiterschaft und ihren Gewerkschaften klimatisch nicht grade zuträglich ist. Aber es hilft nichts, die Partei muß rudern.

Herr Brüning, als Retter der Demokratie — ein feines Tableau, by Jove! Viel schärfer als die zu einer Fünfminutencourage erwachten Liberalen, sieht die ‚Deutsche Zeitung' die Sache. Gewiß, sie sieht mit den Augen der Enttäuschung, aber sie sieht ohne Illusionen, wenn sie über Brüning schreibt: „Er übernimmt die Losungen der Rechten, wie es Stalin mit denen Trotzkis getan hat, und möchte die Rechte selbst in die Verbannung schicken." Die Hiebe, die Brüning den Nationalsozialisten gegenwärtig verabfolgt, dienen ihrer Zähmung, nicht ihrer Vernichtung. Er schlägt als Pädagoge, nicht als Feind. Er bemüht sich nach Leibeskräften, dem zähen Fleisch Hitlers etwas Verstand einzubleuen. Gegen den Verbündeten Hitler hat er nichts einzuwenden, alles gegen einen Hitler, der den Chef spielen will. Er hat sich lange genug auf das Bündnis mit der äußersten Rechten eingerichtet und die Republikaner en canaille behandelt, er wird wieder anders können, wenn die erst Umworbenen, dann Geprügelten endlich etwas Vernunft annehmen.

Wäre die Ökonomie im Leben der Völker allein ausschlaggebend und die Persönlichkeit Nebensache, so müßte Hitler heute schon lange deutscher Diktator sein. Er hatte in all den Monaten Millionen Verelendeter für sich und hat sie noch heute. Aber was hat er damit gemacht? Er hat Deutschland in höherm Maße gehabt als Mussolini, ehe er nach Rom zog, und er hat es weder verstanden, die hinter ihm stehenden Kräfte legal noch revolutionär zu verwenden. Wenn von dem stolzen Tempel der deutschen Demokratie noch der eine oder andre Säulenschaft zurückbleibt, also nicht alles in Staub aufgeht, so liegt das an dem trefflichen Walten eines auch hierin deutschen Schicksals, daß nämlich der schreckliche Hammergott der deutschen Fascisterei noch unfähiger ist als seine Gegner. Vor jeder Entscheidung zog sich unser Dutsche flennend in sein seidenes Pyjama zurück und trank Kamillentee. Ein Winterkönig, der sich für ein paar weiße Monate etabliert und mit dem Schnee dahinschmilzt.

Eine Massenbewegung läßt sich vielleicht mit ein paar verlogenen Parolen arrangieren, aber damit allein nicht halten und weitertreiben. Der Nationalsozialismus mit all seinen sozialrevolutionären Phrasen ist und bleibt ein gelbes Unternehmen, eine reich dotierte Improvisation der Schwerindustrie, jäh emporgetragen von der Enttäuschung und instinktiven Rebellion des Volkes. Hätte Hitler bei den Verhandlungen mit Brüning vor ein paar Wochen etwas maßvollere Forderungen gestellt, so wären die beiden bald einig geworden. Aber er überspannte den Bogen so, als wäre ihm der Bruch lieber als der Pakt. Denn einmal in der Regierung hätte die Partei Farbe bekennen müssen, dann wäre ihr Sozialradikalismus

schnell als Schwindel entlarvt gewesen. Zudem drängt die Industrie auch auf einen mildern Ton gegen Frankreich, denn dort ist Geld zu holen; die wilden Rachetöne sind nicht mehr am Platze; Kokettieren mit Moskau ist wieder völlig verfemt. Ein Klügerer als Hitler hätte auch dafür den dialektischen Dreh gefunden. Doch da versagte seine politische Intelligenz, er brach die Brücke ab und zog sich, alles verwünschend, in die Wildnis zurück, aus der er nur putschend oder manierlicher geworden wieder hervorkommen könnte, erkennend, daß er nicht zum Herrscher geboren ist, sondern nur zum Instrument.

Wir glauben allerdings nicht, daß ihm nur diese beiden Extreme übrig bleiben. Wahrscheinlich sind in diesem Augenblick schon die geschäftigen Vermittler am Werke, den grollenden Hitler aus seiner Einsamkeit herauszuflöten. Für solche Fälle ist doch Allvater Hindenburg da, der schon einmal Goebbels die Hand zur Versöhnung gereicht hat. So schneidige nationale Kräfte müssen zwar gelegentlich etwas zurechtgeschliffen werden, aber man darf sie nicht desperat machen, und schließlich kann man sie gegen die Roten auch nicht entbehren. Viel wichtiger als das was Hitler für seine Person oder seine Partei erreicht, ist doch, was er für die gesamte deutsche Reaktion bereits durch seine bloße Existenz erreicht hat. Wirtschaftlich, politisch und geistig — überall Rückschritte und Kapitulationsstimmung. Die Republik ist eine leere Schale geworden, deren auch vorher nicht allzureicher Inhalt von Herrn Brüning konfisziert worden ist, soweit ihn nicht die tapfern S.A.-Männer zertrampelt haben. Mögen die im Zeitungsviertel heute Victoria blasen, morgen wird wieder eine andre Nummer aufgesteckt werden.

---

# Von den Kränzen, der Abtreibung und dem Sakrament der Ehe von Ignaz Wrobel

Der Papst hat eine Encyklika über die Ehe erlassen, die nur den verwundern kann, der mit katholischen Gedankengängen nicht vertraut ist; nichts in diesem gezähmten Ausbruch ist neu oder überraschend — er deckt sich haarscharf mit dem Dogma der Kirche und ist nichts als ein Plakat der Waren, die dort geführt werden.

Die Vulgärkatholiken pflegen zu schimpfen, wenn sich unsereiner mit ihnen befaßt, und sie schimpfen nicht einmal herzerquickend, sondern recht unbegabt. Die bessern unter den Frommen pflegen zu jammern: „Sie verstehen den Katholizismus nicht. Begreifen Sie nicht, daß von unserm Standpunkt aus . . ." Von den leicht in Hysterie übergegangenen Damen, bei denen Religiosität und zarte Gefühle enger zusammenliegen als nötig, sei hier nicht gesprochen, das ist eine schaurige Gesellschaft. Was ist das für eine Encyklika, und was ist das für ein Standpunkt?

Es gibt keinen Standpunkt, von dem aus nicht alles zu begreifen und zu erklären wäre — dieses Spiel ist uninteressant. Es kommt nur auf die praktischen Folgen einer solchen Meinungsäußerung an, wie sie der Papst hat laut werden lassen. Und diese Folgen sind nicht gut.

Die Encyklika über die Ehe wirkt auf einen Not Leidenden, der nicht im Katholizismus aufgewachsen ist, wie frecher Hohn. Das ist sie nicht — sie wirkt aber so. Der groteske Grundsatz: „Lieber elf Kinder auf dem Kissen, als eines auf dem Gewissen" kann gewiß nicht mit dem Scherz: „Und wie halten es Eure Heiligkeit damit?" beantwortet werden; was aber ein Arbeiter in der Großstadt mit diesen Sittengesetzen anfangen soll, ist ganz und gar unbegreiflich. Schließlich gibt es ja einen Tiefstand der Lebenshaltung, wo alle feinen moralischen Leitsätze einfach untergehen — wer arbeitslos ist, von der Tuberkulose bedroht, verbittert, hungrig, in Asylen dahinlebt: der hat wenig Lust, sich mit dem Himmel zu trösten, mit dem ihm hier auch noch gedroht wird. In einem Zimmer, in dem Mann, Frau, sechs Kinder und ein Schlafbursche liegen, wird das Sakrament der Ehe etwas fadenscheinig.

Man rühmt an der Kirche die Folgerichtigkeit ihres Denkens, ihre Logik und die gut gemauerte Basis des großen Gebäudes. Sicherlich, es ist imposant — aber wenn man in den Keller geht und sich einmal die Fundamente ansieht. . .

Man muß die Anfänge des Katholizismus kennen, um ihn ganz zu verstehn. Da wäre zum Beispiel Tertullian. Damals bauten sie noch an den Fundamenten; man kann den Plan eines Gebäudes besser übersehen, wenn der Bau noch nicht vollendet ist und offen liegt.

Da war also bei den römischen Truppen Kaiserbesuch angesagt. Man kennt die ewige Melodie der Weltgeschichte: erst Hofhunde züchten, dann sie fürchten und ihnen dann gut zu fressen geben, damit sie jene beißen, die auch Futter haben wollen. Das ist immer so gewesen — ob das nun S.A.-Trupps sind oder reguläre Heere. Der römische Kaiser also hatte die Truppe antreten lassen: er wollte eine feierliche donatio vornehmen, die Herren Soldaten Mann für Mann beschenken, denn dergleichen ist gut für den Patriotismus. Die Soldaten hatten sich herausgeputzt; sie trugen Lorbeerkränze, was ungefähr den frühern Helmpuscheln entspricht... und da standen sie. Einer aber, erzählt Tertullian, trug keinen Kranz. „Warum trägst du keinen Kranz?" fragte der Centurio. „Ich trage keinen Kranz", sagte der Soldat, „weil ich ein Christ bin." — „Und?" — „Ein Christ darf keinen Kranz tragen." Dann wird es wahrscheinlich das übliche Hin und Her gegeben haben: „Ich gebe Ihnen den dienstlichen Befehl —", und das arme uniformierte Luder, das zwischen zwei fixen Ideen, der des Patriotismus und der des Christentums, hin und her schwankte wie Bileams Esel, verweigerte den Gehorsam. Man mußte ihn fortschaffen, und was dann weiter aus ihm geworden ist, weiß man nicht.

Warum aber hatte er sich geweigert, einen Kranz aufzusetzen?

Die junge Sekte der Christen hatte zwei Wege zur Auswahl: alle religiösen Gebräuche der andern mitzumachen, die nicht

unmittelbar auf Götterverehrung abzielten, oder aber alles zu verpönen, was überhaupt nach heidnischer Religion aussah — liberal zu sein oder orthodox. Sie schwankte. Tertullian, der in seinem Leben in manchen Lagern gestanden hat, lobt den Soldaten, dessen kleine Geschichte er in der Schrift „Vom Kranze des Soldaten" erzählt. Es ist sehr lehrreich, zu sehen, wie er das macht.

Er lobt ihn nicht nur für sein frommes Verhalten, er beweist auch, warum der Soldat recht hatte. Er beweist es, aber so viel Anführungsstriche gibt es gar nicht, wie man um dieses „beweist" herumsetzen müßte. Er macht das so:

„Welches ist nun der Nutzen, den man von den Blumen hat? Entweder der Geruch, lautet die Antwort, oder ihr Anblick oder beides zugleich. Welches sind nun die für das Anblicken und das Riechen bestimmten Sinne? Ich denke doch, das Gesicht und der Geruch? Welchen Gliedern sind diese Sinnestätigkeiten zugewiesen? Den Augen und der Nase, wenn ich nicht irre. Mache also Gebrauch von den Blumen durch Gesicht und Geruch. Die Sache selbst ist dir von Gott übergeben worden, die Art der Verwendung von der Welt. Wiewohl auch die außergewöhnliche Art dem eigentlichen Gebrauch nicht widerstrebt, denn Blumen aneinandergereiht oder eingeflochten, an einem Faden oder an Binsen sollen dir dasselbe sein wie auch frei und ungeflochten, nämlich eine Sache zum Ansehen und um daran zu riechen. Den Kranz soll man höchstens für ein Bündel Blumen ansehen, die darum in einer Reihe aneinander gefaßt sind, um mehrere auf einmal tragen und mehrere zugleich genießen zu können. Stecke sie dir auch gar noch an den Busen, wenn das so sehr nett ist, streue sie dir aufs Brett, wenn es sich darauf so weich liegt, und stecke sie in den Trinkbecher, wenn das unschädlich ist. Bediene dich ihrer auf alle die Arten, wie du sie sinnlich wahrnimmst. Aber auf dem Kopfe? Was hat man da für einen Genuß von der Blume? Was für eine Empfindung vom Kranze? Nichts als die Empfindung einer Fessel, weil man weder die schöne Farbe sieht noch den Duft einatmet, noch die Zartheit sich bemerklich macht. Blumen auf dem Kopfe haben wollen ist ebensosehr gegen die Natur als eine Speise mittels des Ohres, einen Schall mittels der Nase zu ergreifen. Alles aber, was widernatürlich ist, verdient das Brandmal der Ungeheuerlichkeit, bei uns aber auch noch den Titel eines Sacrilegiums gegen Gott, welcher der Herr und Urheber der Natur ist."

Von dieser sophistischen Albernheit bis zur letzten Encyklika ist nur ein Schritt — sie sind beide derselben Technik entsprossen.

Die Kirche beweist alles, was sie anordnet, mit der schärfsten Logik, es stimmt scheinbar alles, Schritt für Schritt, Stufe für Stufe — und wenn sie am Ende der Kette angekommen ist, dann macht sie einen kleinen Hopser, der Denker beginnt, zu fliegen, und entschwindet den erstaunten Augen ins Himmelblau. Er zieht sich nämlich auf den göttlichen Willen zurück, den er ja kennt: der liebe Gott hat ihm den unzweideutig mitgeteilt, und hier hört jede Diskussion auf.

Die Natur will es so! Gott will es so! Der göttliche Wille hat es also verordnet!

Kränze dürfen nicht auf den Kopf gesetzt werden. Kinder muß man austragen. Eine Ehe ist unlöslich.

Natürlich steht nirgendwo in der Kirchendogmatik, daß das sophistische Kunststückchen des Kirchenvaters Tertullian geglaubt werden müsse — das weiß ich wohl. Es ist nur so ein schönes Beispiel, wie es gemacht wird, wie dort gedacht und wie mit einer Scheinlogik die Berechtigung der Kirchengesetze bewiesen wird. Bewiesen —? Man kann alles beweisen.

Diese Apologetik gleicht den Playdoyers geschickter Rechtsanwälte, ja, sie ist nichts als so ein Plaidoyer. Hört man in einem Zivilprozeß nacheinander die wortgewandten Advokaten beider Parteien, so begriffe man den Richter gut, der nach jeder Beweisführung sagen könnte: „Sie haben recht. Und Sie haben auch recht." Sie haben ja alle so recht ... Solche Beweise sind das.

Kinder dürfen nicht abgetrieben werden. Die Ehe ist unlöslich. Wo steht das? Wir alle ziehen uns, wenn wir gar nicht mehr weiter wissen, auf sittliche Gesetze zurück, die nicht mehr auf andre zurückführbar sind. Sie beweisen im Grunde gar nichts: sie zeigen nur unser Gefühl an und die Richtung unsres Willens. Nun, dieser Wille, der hier geäußert wird, ist sozial höchst verderblich und abzulehnen — und nur darauf kommt es an.

Ich habe manche Bedenken gegen die Freidenker geäußert; im Augenblick aber, wo es um den politischen Kampf geht, wird man mich immer an ihrer Seite finden, wenn auch ihre Begründungen, die sie sich und andern geben, manchmal reichlich simpel sind. Aber ihr Ziel ist gut, und das Ziel der Kirche, wie es sich in dieser Encyklika offenbart, ist es mitnichten.

Eine Proletarierfrau zur Brutmaschine zu machen, ist eine Roheit — dazu brauchen wir gar nicht erst den lieben Gott zu bemühen. Diese scheinbar sittliche, in Wahrheit aber tief unsittliche Forderung so zu umkleiden, daß man die Reichen sanft auffordert, sie möchten doch etwas für die Armen tun, ist Bilderbuchethik. Die Reichen werden, wenns gut geht, beten und den Armen etwas husten. Inzwischen wimmelt das in den Slums aller Länder, die Kniee der glücklichen Mütter werden von Geschöpfen umspielt, die später in den Kohlenbergwerken oder in den Ackergräben für den Profit andrer verrecken dürfen ... aber es ist nicht abgetrieben worden. Der Kranz, der Kranz ist gerettet.

Wo steht geschrieben, daß das so sein muß —?

Fassungslos das Erstaunen der Katholiken, daß jemand außerhalb ihrer Welt leben kann und gut dabei gedeiht. Rührend oder dreist — man darf sich das aussuchen — ihre Erwartung, man habe bei ihren Grundsätzen anzufangen, mit ihren Voraussetzungen, mit ihren sittlichen Forderungen. Die mögen gut sein, für sie. Für uns andre sind sie es nicht. Hier gibt es keinen Pakt, wenn es an das Soziale geht — fast alles, was die Kirche hier predigt, ist zu bekämpfen.

Wer hat angefangen, die Geschlechtskrankheiten aus ihrem ungeheuer gefährlichen Dunkel herauszureißen, in dem die Gonokokken gar prächtig gedeihen? Das bißchen Aufklärung, das heute getrieben wird, ist gegen den Widerstand der Kirche durchgesetzt worden. Wer hat angefangen, die Proletarier-

frauen über Konzeptionsverhütung zu unterrichten? Die Kirche? Sie ist für das Karnickelsystem — von ihr aus zwei Junge pro Jahr; wofür hätten die Frauen denn den Uterus! Und das geht nun alles munter durcheinander: Mal will es die Natur so, und mal „ist doch der Mensch kein Tier", sondern zu höhern Zwecken geboren — alles, wie man es gebrauchen kann.

Kampf? Soweit sich die Kirche in die Politik einmischt: schärfster Kampf. Im übrigen: schweigen und vorübergehen. Es ist auch ganz falsch, hier Milde walten zu lassen, weil man sich davon vielleicht taktische Erfolge verspricht. Die Kirche und damit ihre politischen Parteien, sie werden nie etwas andres tun als das, was diesem Verein nützt. Nie. Zwei Einwände sind abzutun: man dürfe doch die Gefühle der andern nicht verletzen, und man treibe so das Zentrum dem Fascismus in die Arme. Da liegt es schon, trotz allem. Und wenn einige Maulhelden der Hitler-Garden nicht so unsäglich ungebildet und töricht wären: sie hätten schon längst davon abgelassen, das Zentrum durch die Ablehnung Roms, durch einen etwas schüchternen Wotankult und durch Jesuitenriecherei zu ärgern. Das wird sich legen, Hitler gibt das auch billiger. Und das Ding möchte ich mal sehen, das die Kirche nicht segnete, wenn sich das für sie lohnt.

Und heilig ist es ihnen, was wir da ablehnen? Es ist ihnen heilig, sieh mal an. Aber was uns heilig ist: wer kümmert sich denn darum? Wer schützt unsre Gefühle? unsern Glauben an den Sozialismus? unsre Ziele, die man nicht gut samt und sonders als unethisch ansprechen kann? Mich verletzt es zum Beispiel, einen Geistlichen Fahnen einsegnen zu sehn, die über Staatsmorden im Winde wehn, aber niemand nimmt auf unsre Gefühle Rücksicht. Wir benehmen uns aus Gründen des Geschmacks in den Kirchen anständig — man kann nicht sagen, daß sich die Katholiken in den Bezirken des Geistes ebenso anständig benehmen.

Wir wollen nichts bewiesen haben: nichts von den Kränzen, nichts vom göttlichen Zorn wider die Abtreibung, nichts über das Sakrament der Ehe. Ich kann nichts für das leichte Unbehagen, das religionslos lebende Juden ergreift, wenn von diesen Dingen die Rede ist. Das Ghetto regt sich, ungezählte Rücken der Vorfahren haben sich gebeugt, nun kitzelt es die Nachfahren, denn sie erwarten einen Fußtritt. Die Katholiken sind heute nicht mehr stramm antisemitisch; sie wissen: von dieser Seite droht ihnen keine Gefahr. Und in Deutschland am allerwenigsten. „Er war nicht nur ein Deutscher", sagte Börne von einem, „er war auch Jude: also ein Hase mit acht Füßen."

Wir wollen nichts bewiesen haben. Die Ehe ist uns kein Sakrament, Kinder im Mutterleibe soll man beseitigen, wenn die soziale Indikation das erfordert, oder sie gar nicht erst entstehen lassen, und ich wünschte, die Töchter der Arbeiter wären frei und könnten sich Blumen ins Haar winden: frei von Kirche und wirtschaftlicher Sklaverei. Frei auch von kommunistischer Theologie, die drauf und dran ist, den Sinn ihrer Anhänger erst so zu erweitern und dann so zu verengen, wie es die katholische mit ihren Leuten schon getan hat.

# Polnische Ängste von Emil Ritter

Der Abschluß der deutsch-polnischen Auseinandersetzungen in Genf über die Wahlterrorakte gegen die Minderheit in Ost-Oberschlesien hat die nationalistischen Heißsporne diesseits und jenseits der Grenze, die schon lustig dabei waren, mit allen Mitteln der Verhetzung und der Vernebelung der Wahrheit einen frisch-fröhlichen Krieg zu entfesseln, nicht befriedigt. In Deutschland haben die Nationalisten die Verdienste des Außenministers Curtius zu schmälern versucht, der zweifellos einen Erfolg errang, obwohl das vom deutschen Volksbund für Polnisch-Oberschlesien an den Völkerbundsrat geleitete Terrormaterial überhaupt nur durch Übertreibung, durch eine absichtliche Außerachtlassung der innern polnischen Situation und durch eine überspitzt scharfe Beurteilung der tatsächlichen Vorgänge verwendbar war. Das Material liegt in Großoktav auf hundert Seiten gedruckt vor und zählt genau zweihundertfünfzig Terrorfälle auf, bei denen es sich meist um zerbrochene Fensterscheiben, Steinwürfe, Schüsse in die Luft, mit Gewalt entfernte deutsche Zeitungen und Flugblätter, Drohungen, aber auch um eine Anzahl von Überfällen und Prügeleien handelt, Vorkommnisse, die in Deutschland außerhalb von Wahlkämpfen alltäglich geworden sind. Mehr noch: In Deutschland sind ohne die erhitzte Atmosphäre eines Wahlkampfes politische Morde alltäglich geworden, an deutschen Verhältnissen gemessen handelt es sich bei den oberschlesischen Terrorfällen beinahe ohne Ausnahme um Bagatellen. Das Wort Zaleskis, diese Dinge gehörten eigentlich vor den Dorfrichter, ist nicht ganz unzutreffend.

Trotzdem errang Curtius in Genf einen Erfolg. Wenn er auch nicht, wenigstens vorläufig, die Abberufung des ost-oberschlesischen Woiwoden Graczinski erreichte. Polen erklärte sich zur Wiedergutmachung bereit.

Unsre Nationalisten sind damit nicht zufrieden. Denn sie wünschten, daß Curtius in Genf mit der deutschen Faust auf den Tisch schlagen und mit heldischer Stimme den Ruf nach Grenzrevisionen ausstoßen sollte. Das ist glücklicherweise nicht geschehen, es hätte den heftig geschürten Brand, der an der oberschlesischen Grenze schon schwelte, zum fressenden Feuer gemacht.

In Polen hat die genfer Entscheidung trotz des übertrieben lauten und eben deshalb unwahr wirkenden Siegesgeschreis der Regierungspresse heftige Erregung und neue Angst ausgelöst, die zu den vielen Ängsten, von denen die polnische Politik beeinflußt wird, noch hinzukommt. In ihrer letzten Konsequenz bedeutet die genfer Entscheidung innenpolitisch für Polen eine außerordentliche Stärkung des Pilsudskikurses und eine Lahmlegung der Opposition auf unbestimmte Zeit. Die internationale Situation Polens, das sich zwischen Deutschland und Sowjetrußland wie zwischen zwei Feuern eingeklemmt sieht, bedingt innenpolitisch fast eine Kirchhofsruhe, denn keine der bürgerlichen Oppositionsrichtungen, zu denen man auch die polnische Sozialdemokratie zählen muß, wagt es, angesichts

der kritischen außenpolitischen Lage innere Kämpfe zu entfesseln und als Landesverräter gebrandmarkt zu werden. Alle polnische Politik, die der Regierungspartei und die der Opposition ist heute eine Angstpolitik: Man sieht auf der einen Seite Deutschland, dem man nur böse Absichten zutraut, als Nachbarn, auf der andern Seite Rußland. Und ist von da oder dort in jedem Augenblick auf einen Angriff gefaßt, über dessen erfolgreiche Abwehr nicht die geringste Sicherheit besteht.

Ein führender Politiker, Angehöriger des in Opposition zu Pilsudski stehenden, außerordentlich geschwächten Teiles der Sozialdemokratie gab mir folgendes Bild der Situation, wie man sie in seiner Partei beurteilt:

„Es ist selbstverständlich", führte er aus, „daß, wenn die deutsche nationale Temperatur steigt, auch die polnische steigt. Die polnischen Zeitungen starren wie hypnotisiert auf Deutschland, sie sehen und beobachten alles, was in Deutschland vorgeht, und jeder Erfolg Hitlers bedeutet für uns nicht nur eine Aufregung, sondern eine Stärkung des Nationalismus. Die Angst erzeugte den Nationalismus, oder, wenn Sie wollen, den polnischen Fascismus, sie stützt ihn und treibt ihn ständig weiter empor. Wir fühlen uns heute zu schwach, einen Krieg zu führen, wir haben deshalb Angst vor diesem Krieg. Die Deutschen werden uns eines Tages totschlagen, sagt das Volk, und Deutschland nährt leider diesen Glauben und diese Angst. Polen ist losgelöst von allen Nachbarn. Es liegt vor Rußland wie auf einem Präsentierteller, auf der andern Seite steht das gefürchtete Deutschland, die Tschechoslowakei hat den Ruthenen eine Autonomie gegeben, was bei uns in Ostgalizien den Zündstoff noch vermehrt. Die deutsche Sozialdemokratie hat keinen Mut und keine Kraft mehr, die deutsche Jugend ist bei den Kommunisten und bei den Nationalsozialisten, und die Jugend bedeutet viel. Und Frankreich? Nun, Frankreich sorgt für sich selbst, was haben wir davon? Deutschland macht man immer Konzessionen, Polen aber muß fressen, was ihm vorgesetzt wird. Und wenn Deutschland sich weiter von den Reparationen entlastet, wird es noch stärker werden. Aus diesen Gründen treibt Polen eine Politik der Angst. Denn eines Tages wird die Endfrage so stehen: Es wird ein Polen geben, das Konzessionen macht, vor allem an Deutschland, oder es wird kein Polen mehr geben. Polen will keine Konzessionen machen, und wenn man Deutschland, sei es in der Politik der Westmächte Europas gegen Rußland oder sonst aus einem Grunde, Zugeständnisse macht, wird man verlangen, daß sie auf Kosten Polens gehen. Polen aber will nicht zahlen.

In solcher Situation sollten die Wahlen nach dem Willen der Regierungspartei auf Jahre hinaus Ruhe im Lande schaffen, wenn es sein mußte, auch eine Kirchhofsruhe. Deshalb griff man zur Gewalt gegen die Opposition. Auch gegen die Deutschen in Polen, aber weniger weil sie Deutsche sind, als weil sie Opposition waren. Nun, die Deutschen werden noch entschädigt werden, was aber bekommen die polnischen Oppositionsparteien, denen es bei den Wahlen weit schlechter erging als etwa der deutschen Minderheit in Ost-Oberschlesien? Wir fordern, daß sich Polen mit Rußland verbündet. Es müßte sofort ein Wirtschaftsbund mit der Sowjetunion ge-

schlossen werden, hinter der Wirtschaft wird auch die Politik von selbst kommen. Das aber wird mit Pilsudski niemals geschehen. Wir haben jetzt das Unglück dieses Pilsudskiregimes, aber die vor ihm an der Macht waren, wollten das Bündnis mit Rußland auch nicht. So steckt Polen in der Klemme, losgelöst von den Nachbarn, in Angst vor ihnen, und die Parole der Regierung heißt deshalb: Ruhe im Innern um jeden Preis. Die Regierung hat daher auch die gesamte Unternehmerschaft gezwungen, auf den allgemein geforderten Lohnabbau zu verzichten und durch Schiedssprüche die bestehenden Tarife in der Industrie um ein Jahr verlängert. Sie hat Lebensmittelpreise tatsächlich gesenkt. Aber die Arbeitslosigkeit wächst. Es gärt in der Arbeiterschaft. Die kommunistische Welle steigt, obwohl die Kommunisten der Führer beraubt sind."

„Die Opposition kann nicht marschieren mit Rücksicht auf die internationale Lage", das ist auch die Ansicht Korfantys, des Führers der christlich-demokratischen Opposition in Ost-Oberschlesien, der sich von seiner Leidenszeit in Brest-Litowsk in seiner kattowitzer Villa erholt und in der Arbeit für seine Zeitung, die ‚Polonia', in der er nach den genfer Verhandlungen erklärte: „Im Falle eines Angriffs auf unsre Grenzen wird mich Polen in einer Linie mit Pilsudski finden, dessen unversöhnlicher Feind ich schließlich bin."

„In der Opposition", erklärt mir Korfanty, „sitzen die besten Patrioten. Ein Vorstoß von deutscher Seite zum Zwecke von Grenzberichtigungen oder in der Frage des Korridors würde Pilsudski retten."

Korfanty kennt allerdings die oberschlesischen Verhältnisse diesseits und jenseits der Grenze zu gut und weiß, daß die deutsche Industrie selbst im Ernstfall der heftigste Gegner einer Grenzkorrektur wäre: „Die deutsche Industrie würde schön protestieren, wenn der polnische Industrieteil wieder zu Deutschland kommen sollte. Mir sagte einer der größten Industrieherren im deutschen Teil Oberschlesiens unmittelbar nach der Teilung: ‚Gottseidank, jetzt werden wir leben können!' An dieser Ansicht wird sich nichts geändert haben. Theoretisch ist der Schrei nach Grenzrevisionen auch bei den deutschen Industrieherren allerdings nicht unbeliebt. Sie machen damit gute Geschäfte. Ist der Markt schlecht: Nun, dann ist die Grenzziehung schuld, und man fordert und erhält Subventionen aus Berlin. Und was würde die Ruhrindustrie zu einer solchen Grenzkorrektur sagen, die den polnischen Industrieteil wieder zu Deutschland schlüge und eine neue Konkurrenz schüfe?"

Auch Korfanty hält es für notwendig, daß Polen mit Rußland in gute wirtschaftliche Beziehungen kommt und vor allem die ukrainische Frage bereinigt.

Es ist nicht verwunderlich, daß die polnische Opposition so stark auf die Angstpolitik hinweist, für die sie ja mitverantwortlich ist. Sie selbst hat in Angst und Schwäche dem fascistischen Regime in Polen in den Sattel geholfen und heute sind ihr die Hände gebunden — vor Angst. Die Diktatur Pilsudskis wird solange bestehen, wie die polnischen Ängste von außen her neue Nahrung bekommen.

# Unheilige Erinnerungen an das Heilige Land

von Oscar Levy

Der Titel dieses Buches gibt den Inhalt gut wieder: es ist kein Zionist reinsten Wassers, der da an die Ufer des Jordans zog, um die heilige Erde zu beackern; auch kein orthodoxer Jude, der in das Land seiner Väter zurückkehrte, um im Tale Josaphat begraben zu werden, und beim ersten Posaunenstoß des Engels aufzuerstehen. Im Gegenteil, ganz im Gegenteil. Im Westen erzogen, Master of Arts der Universität Oxford, Barrister-at-law, das heißt Rechtsanwalt erster Klasse in London, daneben Gelehrter, Dichter, Kritiker, Sprachenkundiger, der Euripides im Urtext zitiert und Nietzsches „Genealogie der Moral" ins Englische übersetzte: mit all diesen Vorzügen und Leistungen schien Horace B. Samuel zu etwas Anderm geschaffen als zum Hauptmann des jüdischen Regiments, das unter der Schild-David-Flagge für die Engländer und das neue Jerusalem kämpfte, zu etwas Anderm selbst als zu jenem Richter, als der er zwei Jahre lang nach Eroberung des Heiligen Landes fungiert hat... „Que diable allait-il faire dans cette galère?

Nun, er hat etwas gemacht: nämlich ein interessantes Buch geschrieben, das uns das ewige Palästina, das neue nationale Heim der Juden, die englische Mandatsverwaltung, das Leben und Treiben, das Hassen und Lieben, die Ansichten, Einsichten und Aussichten dieses merkwürdigen Fleckchens Erde in einer Beleuchtung vorführt, die mehr an Voltaire als an Jesaias erinnert. Und das ist gut so: wir haben über Palästina schon zu viele Jesaiasse vernommen...

Das Buch — „Unholy Memories of the Holy Land" (The Hogarth Press, 52 Tavistock Square, London, W.C. 1) —, das schon vor Jahresfrist erschien, hat in England keine zu günstige Aufnahme gefunden, sowohl wegen der Kritik, die es offen gegen die britische Verwaltung übt, als auch wegen der Distanz, die es selbst den Zionisten gegenüber einzuhalten beliebt. „Zwischen den Tiger und Leun mitten hinein," ist sein Autor gesprungen — und war dabei noch mutig oder unbefangen genug, sogar einem Dritten, der weder Tiger noch Leu, aber auch grade kein Lamm ist, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: nämlich dem Araber. Zunächst als Richter und später als Anwalt ist Samuel in der ganzen Länge und Breite des allerdings kleinen Landes mit allen Klassen der Bevölkerung in Berührung gekommen und überall haben ihn die vor ihm erscheinenden oder von ihm vertretenen Araber angenehmer berührt als seine eignen Rassenbrüder. Ob sie, die Araber, „schluchzten, drohten, schmeichelten oder protestierten: in ihren Manieren lag immer etwas Pittoreskes, Sympathisches, zum Herzen Sprechendes". Samuel versteht, warum die englische Mandatsregierung zunächst zwar nicht antisemitisch, aber antizionistisch war: die Balfour-Erklärung hatte die neuen Einwandrer vollkommen aus dem Häuschen gebracht, und die zionistischen Führer hätten es in jenen Tagen an jeglicher Zurückhaltung fehlen lassen.

In den „Meine Gerichtsfälle" betitelten Kapiteln erzählt uns der Autor über seine Zivil- und Kriminalprozesse, die uns über Sitten, Bräuche, Ideen dieses immerhin exotischen Landes in angenehmer Form aufklären können. Aber ob es sich um Blutrache zwischen Drusen und Arabern, ob es sich um Notzucht, Verleumdung, Diebstahl, Unterschlagung, die besonders von den in Palästina schmarotzenden und die ganze Welt brandschatzenden Wohltätigkeitsvereinen geübt werden, handelt: es ist etwas Andres, das uns an dem Heiligen Lande interessiert und auffällt, etwas, das uns von altersher als bodenständig anmutet und zu ihm zu gehören scheint, wie der Tabak zu Bulgarien und der Pfeffer zu Cayenne.

Ob Juden, Christen oder Moslems, alle Einwohner Palästinas unterliegen dem fatalen „Genius loci" und werden nur zu leicht ein Opfer jener endemischen Pest, die religiöser Fanatismus heißt. Hier trifft Samuel als englischer Jude auf etwas Ungewohntes: er, der aus seinem Heimatlande eine ruhige Diskussion selbst heikler Fragen und das Kompromiß zwischen entgegengesetzten Meinungen gewohnt ist, kann sich nicht genug darüber wundern, daß bei jeder Kirchturms- oder Synagogen-Bagatelle gleich die Augen blitzen und die Zungen spritzen, daß alle politischen Fragen sofort durch religiöse kompliziert und vergiftet werden. Ein deutscher Jude, aufgewachsen unter einem theologisch-philosophisch-dogmatischen, also judenähnlichen Volke, würde sich dort draußen vielleicht schneller zurechtgefunden haben: in Deutschland schnappt ja die Sachlichkeit ebenso leicht in die Weltanschauung über wie in Palästina. Und hier wie dort ist jedermann sein eigner Priester, sein eigner Messias, seine eigne Partei, um nicht zu sagen, sein eigner Narr. Immerhin hat sich Samuel ganz gut akklimatisiert und schildert mit einem gewissen „gusto" die Raufereien und in der Geburtskirche zu Bethlehem: Prügeleien zwischen Katholiken und Orthodoxen, die früher der türkische Soldat schlichtete und heute der britische Gensdarm auseinanderbringen muß. „Nachher, wenn Alles vorüber, verklagt die eine Partei die andre wegen tätlicher Beleidigung beim Kadi, und wenn der Fall vor ihn kommt, werden die beiderseitigen streitbaren Christen vielleicht von jüdischen Anwälten vertreten."

Mitunter aber muß der jüdische Anwalt auch für seine eignen Glaubensgenossen einspringen und sie vor den Paragraphen des Blasphemiegesetzes schützen, die hier, unter den stets beleidigten Frommen, noch häufiger angerufen werden als in Deutschland. Hier zum Beispiel ist eine gute, wenn auch kitzliche „cause célèbre", die im Jahre 1924 ganz Palästina in Aufregung versetzte und in der unser Autor als Anwalt für die semitische Partei fungierte.

Des zionistischen „duce" Theodor Herzls Sohn war zum Christentum übergetreten, und die palästinensische hebräische Zeitschrift ‚Doar Hayom' (auf Englisch ‚Daily Mail') machte ihrer Trauer darüber in einem satirischen Feuilleton Luft. In diesem Aufsatz unter dem Strich trat der verstorbene Herzl selber auf, präsentierte sich am Tore des Himmels und ersuchte den Engel vom Dienst um eine Audienz bei dem All-

mächtigen. Gottvater hörte mit Vergnügen von dem Wunsche des berühmten „Rabbi", er ließ ihn sofort nähertreten und empfing ihn mit einem himmlisch-gütigen „How do you do?". Der Rabbi aber war zum Tode betrübt und wollte zunächst nicht mit der Sprache heraus. „Nun, was ist es denn, was hast Du denn so Schlimmes auf dem Herzen?", also mußte der Herr des Himmels wiederholt fragen, bis schließlich die Zunge des großen Zionisten sich löste und die Worte herauskamen: „Gott meiner Väter, Du hast ohne Zweifel von dem Unglück gehört, das mir widerfahren ist"... „Nun, nun," antwortete der Herr beschwichtigend und mit leichter Handbewegung, „etwas Ähnliches ist hier in dieser Gegend doch schon einmal passiert"... „Dieses Beispiel, o Herr," gab der Rabbi zurück, „kann mich nicht trösten. Denn in Deinem Falle handelte es sich um einen Topf, der schon zerbrochen war; in meinem aber handelte es sich nicht um einen Bastard, sondern um das Kind anständiger Eltern."

Samuel gibt zu, daß solch ein Witz einen schlechten Geschmack verriet und in der heiligen Umgebung doppelt deplaziert gewesen sei; immerhin wären die Leser der Zeitung ausschließlich Juden und keines Andersgläubigen Gefühl beleidigt gewesen. Die Regierung, zu deren Kenntnis die Satire gebracht wurde, wollte auch zunächst die Sache mit Stillschweigen übergehen, machte jedoch ihre Rechnung ohne den lateinischen Patriarchen von Jerusalem, der mit mittelalterlichem Eifer sich des verletzten Glaubens annahm (o prophetischer Gotthold Ephraim Lessing) und die englische, noch zögernde Regierung schließlich zur Erhebung einer Anklage veranlaßte. Diese lautete auf „Verbreitung von Ideen, die Meinungsverschiedenheiten unter den Völkern des Landes verursachen könnten" und nebenbei auf „Blasphemie gegen einen der Propheten des Islams," zu denen bekanntlich sowohl Christus wie Moses gehören. Der Staatsanwalt, der diese Anklage vertrat, war — o Palästina! — ebenfalls ein Jude, und die Verteidigung lag in den Händen Samuels, der aber das gute Glück hatte, einen angesehenen englischen Geistlichen als Sachverständigen für seine Seite zu gewinnen. Dieser, Domherr der St. George's Cathedrale zu Jerusalem, sagte unter seinem Eide aus, daß er das Feuilleton zwar mißbillige, daß aber sein eignes religiöses Gefühl nicht tief dadurch verletzt worden wäre. Auf seine Verteidigung hin ließ Samuel dann den Angriff folgen und zitierte aus einer gegnerischen, ebenfalls lateinisch-christlichen Zeitung Jerusalems einen Satz, in dem „Pech und Schwefel auf die jüdischen Eindringlinge" und „der Zorn des Himmels auf die göttermordende Rasse" („the deicide race") herabgefleht wurde. Das Urteil fiel milde aus: die Blasphemie eines der Propheten des Islams wurde verneint und Autor und Redakteur wegen Erregung von Uneinigkeiten nur zu Geldstrafen verurteilt.

Der Fall ist typisch für das moderne Palästina, aber nicht nur für das moderne. Muß es doch vor zweitausend Jahren hier schon ebenso ausgesehen haben: dort, wo einst die Liebe gepredigt wurde, hat immer der Haß am stärksten geblüht: der Haß gegen Tasche und Herzen und Meinungen der Andern. Nur befehdeten sich damals die Sekten eines einzigen Volkes:

die Sadduzäer, die Pharisäer, die Essener, die Nazarener, während heute zu dem Volke Israel mit seinen Sekten noch Christen und Moslems mit ihren Dissidenten und Noncorformisten hinzugetreten sind. Und wie damals fehlen auch heute im Lande nicht die Enthusiasten, die religiösen „cranks", die Propheten und die Messiasse. Ja selbst ein Landpfleger scheint daselbst noch vorhanden, ein Kollege in Amt und Geist des Mannes, der einst an den großen Messias jene berühmte Frage richtete, die man auch an die modernen Miniatur-Messiasse stellen sollte: „Was ist Wahrheit?" Samuel wenigstens hat einen da draußen entdeckt; eine Perle unter den Frommen, einen Skeptiker unter den Heiligen, einen Tory unter den Gläubigen, der im Innern nach Art vieler englischer Konservativen sicherlich dachte: „High Church — low Church: my Church — no Church." Es gereicht unserm Autor, der sonst die kaustische Feder eines Saint-Simon führt, zur Ehre, daß er einem politischen Gegner wie Sir Ronald Storrs die folgende Skizze in seinem Buche widmen konnte:

„Alles in allem war Jerusalem eine langweilige Stadt und nach zehnjährigem Aufenthalt daselbst fühle ich mich zu der Erklärung berechtigt, daß ich nur eine Persönlichkeit daselbst entdeckte, welche der grauen Langeweile ihres sozialen Lebens ein lebhafteres Kolorit verliehen hat. Ich bin mit Sir Ronald politisch nie einer Meinung gewesen, aber in seinem sozialen Verkehr war er unzweifelhaft derjenige, der den meisten Respekt einzuflößen verstanden hat. Ein Gemisch von Spott und milder Feierlichkeit, ein Meister in der Kunst der Ironie, wie der Schmeichelei, ein Mann von Mutterwitz, Gelehrsamkeit und Lebensart, der Arabisch vollkommen beherrschte und sich selbst, nicht ohne Mühe, einige wertvolle hebräische Worte angeeignet hatte: etwas blasiert sicherlich, aber nicht zu blasiert, um nicht jede Nuance des palästinensischen Lebens zu genießen; dazu selbst im modernen ‚slang' ebenso bewandert wie in den Zitaten aus den alten Klassikern, und zum Schluß noch ein Liebhaber und Förderer der schönen Künste: alles dieses machte Sir Ronald Storrs zur interessantesten Person Palästinas zu meiner Zeit."

Im Jahre 1929, sieben Monate nachdem unser Autor Palästina verlassen hatte, brachen die bekannten Pogrome der Araber gegen die jüdischen Einwanderer aus. Samuel widmet diesen „riots" das letzte Kapitel seines Buches und kommt zu dem Schluß, daß diese Attacke der arabischen Nationalisten einen entschiedenen Erfolg für diese bedeutet hätte. Die Majorität der britischen Beamten wären im Geheimen schon immer auf ihrer Seite gewesen und hätten stets offen bekannt, daß sie nur mit Bedauern und Unwillen die von London empfangenen Befehle in die Praxis übersetzten. An der Spitze der Mandatsregierung stand damals Mr. H. C. Luke, dessen unsicherer Haltung das Unglück hauptsächlich zu verdanken sei.

Sir Ronald Storrs war abwesend, da er inzwischen zum Gouverneur von Zypern ernannt worden war. Als er die Nachricht von dem vergossenen Blute vernahm, soll er die Achseln gezuckt, ein hebräisches Wort gemurmelt und sich die Hände gewaschen haben, wie Pontius Pilatus.

# Heine auf deutschen Universitäten

von Ludwig Marcuse

*Schluss*

Immerhin: Bonn war ein Gewinn.

Heine lernte auch das andre Gesicht der Universität kennen. Bonn: Einfluten des nationalen, idealisch-romantischen Erlebnisses in den Wissenschaftsbetrieb; Durchbruch des Bannkreises, innerhalb dessen die Welt besteht aus „Studenten, Professoren, Philister und Vieh". In Göttingen lernte er die Universität kennen, die inselhaft dahinvegetiert: zeitunabhängig; eine lebende Satire. Auch Göttingen hatte seine Blüte gehabt, als es vor fünfundsiebzig Jahren gegründet worden war, um den senilen, aus Hochschulzünften und studentischen Roheitsprivilegien bestehenden deutschen Universitäten, denen eine scholastische Theologie ihre Gesetze diktierte, ein Bollwerk lebendiger Forschung entgegenzustellen. Um die Vetternwirtschaft zu zerstören, hatte sich die Regierung das Recht der Berufung vorbehalten; denn die Autonomie der Universitäten garantiert seit je allzuoft nur die Freiheit zur Clique. Die göttinger Professoren hatten damals Lehrfreiheit und Druckfreiheit. Die göttinger Studenten konnten damals nach Belieben ihre Wohnungen und ihre Kollegs wählen. Göttingen wurde damals ein Hort der religiösen Aufklärung.

Als Heine im Herbst 1820 nach Göttingen kam, fand er eine große Vergangenheit vor und eine kleine Gegenwart. Er erlebte den Leerlauf der Maschinerie Universität; er erlebte, was immer wieder junge Menschen erleben, die hungrig sind nach Denken und nach Wissen und auf der Universität nicht genährt, nicht gesättigt werden — sondern Überfluß-Ekel bekommen vor dem musealen Warenhaus. Wie fand Heine den göttinger Professor? „Unerschütterlich fest, gleich den Pyramiden Ägyptens — nur daß in diesen Universitäts-Pyramiden keine Weisheit verborgen war". Er fand den „engen, trocknen Notizenstolz". Er fand den Professor, „auf dessen Beeten lauter weiße mit Zitaten beschriebene Papierchen wachsen, die im Sonnenlicht lieblich glänzen, und von denen er hier und da mehrere pflückt und mühsam in ein neues Beet verpflanzt." Er fand den weltabgewandten Professor — aber nicht in der Erhabenheit seiner Zurückgezogenheit, der einsamen Hingabe an starke Probleme, sondern in der Komik seiner Miniaturwelt, vernarrt in das Klappern des Apparats.

Und er fand Studenten, würdig solcher Lehrer: „Patente Pomadenhengste, Prachtausgaben wässrichter Prosaiker, plastisch ennuyante Gesichter." Da hing überall in dicken Trauben der Klüngel hannoverscher Junker. Die scharfe Scheidung zwischen Adligen und Bürgerlichen sorgte dafür, daß in die exklusiven Junkerkreise kein Hauch geistigen Lebens eindrang. „Man schickt sie freilich nach Göttingen, doch da hocken sie beisammen, und sprechen nur von ihren Hunden, Pferden und Ahnen, und hören wenig neuere Geschichte, und wenn sie auch wirklich einmal dergleichen hören, so sind doch unterdessen ihre Sinne befangen durch den Anblick des Gra-

fentisches, der, ein Wahrzeichen Göttingens, nur für hochgeborene Studenten bestimmt ist". Immer wieder klagt Heine über den steifen, schnöden Ton; über die Isolierung, zu der hier verurteilt ist, wer das rohe Hordenleben nicht mitmacht. „Nur gut ochsen kann man hier". Und er erkennt den Geist dieser Universität darin, daß nur ein einziger Professor über altdeutsche Literatur liest; daß unter dreizehnhundert Studenten nur neun Interesse haben für dies Kolleg. Er bewahrte Göttingen auch später stets ein verächtliches Andenken; und schrieb noch nach fünf Jahren: „Die Stadt selbst ist schön, und gefällt einem am besten, wenn man sie mit dem Rücken ansieht. Sie muß schon sehr lange stehen; denn ich erinner mich, als ich vor fünf Jahren dort immatriculiert und bald darauf consiliiert wurde, hatte sie schon dasselbe graue altkluge Ansehen und war schon vollständig eingerichtet mit Schnurren, Pudeln, Dissertationen, Thés dansants, Wäscherinnen, Kompendien, Taubenbraten, Guelfenorden, Promotionskutschen, Pfeifenköpfen, Hofräten, Justizräten, Relegationsräten, Profaxen und andern Faxen".

Dies Göttingen 1820 war der Rahmen für die Farce, die mit der Verbannung Heines endete. An irgendeinem Mittag im „Englischen Hof" kritisierte Heine die Verrufserklärungen der Verbindungen gegeneinander und spielte auf einen heidelberger Fall an. Herr Studiosus Wilhelm Wiebel aus Eutin bestritt Heines Darstellung in beleidigender Form. Worauf Herr Studiosus Harry Heine aus Düsseldorf — vielleicht im Vollgefühl seines bonner Trainings, vielleicht angesteckt von dem genius stupidus loci — den Beleidiger durch den Studiosus Johann Adam Vallender aus Rheinpreußen auf Pistolen fordern ließ. Wiebel nahm durch seinen Kartellträger, den Grafen Ernst Rantzau aus Holstein, die Forderung an und bestimmte Münden als Duellort. Zweiter Akt: der Prorektor Professor Tychsen erfuhr diesen Vorgang, legte beiden Partnern Stubenarrest auf, beorderte sie auf den kommenden Tag zu sich und entschied: Wiebel hat seine Beleidigung zurückzunehmen; mit der Erklärung, sie sei ihm nur in der Hitze des Gefechts entwischt. Wiebel aber bockte, als es soweit war. Am Mittagstisch erklärte er, der Prorektor habe ihn zur Zurücknahme der Beleidigung veranlaßt. Heine bestand auf die verabredete Formel: in der Hitze des Gefechts beleidigt — Wiebel aber verkündete das Gegenteil: er habe die Beleidigung nach kühlster Überlegung geäußert. Erneuter und verstärkter Kriegszustand. Zitierung vor die Kriegsdeputation, Beilegung des Streits... Und nach dem Ende fings dann erst richtig an; denn die harmlose Albernheit der beiden Studenten war nichts gegen die gigantische Albernheit ihrer vorgesetzten Behörde. Es erhoben sich nämlich plötzlich im sterilen Schoße der Georgia Augusta brennende Zweifel: ob das Duell als ein durch Versöhnung der Gegner beseitigtes oder als ein durch den äußern Umstand eines gerichtlichen Einschreitens verhindertes zu betrachten sei. Man ging wegen der außerordentlichen Schwierigkeit und wegen der immensen Wichtigkeit des Falls das königliche Universitätskuratorium Göttingen um eine „authentische Erklärung" an. Das königliche Universitätskuratorium Göttingen erklärte authentisch: das Duell sei aller-

dings nur als ein durch äußere Umstände verhindertes anzusehen. Strafen: Der Haupttattentäter Heine wird für ein halbes Jahr hinausgeworfen; den Vallender und Rantzau wird je acht Tage Karzer aufgebrummt.

So erlöste Göttingen Heine von Göttingen. Und er schrieb in ein Stammbuch:

Selig dämmernd, sonder Harm
Liegt der Mensch in Freundes Arm;
Da kommt plötzlich wie's Verhängnis
Des Konsiliums Bedrängnis,
Und weit fort von seinen Lieben
Muß der Mensch sich weiter schieben.

---

# Das Lied vom Kleinen Mann von Erich Kästner

Hoch klingt das Lied vom Kleinen Mann!
Es klingt, so hoch ein Lied nur kann
hoch über einem Buckel.
Es braust ein Ruf wie Donnerhall:
Den Kleinen Mann gibts überall,
von Köln bis Posemuckel!

Der Kleine Mann, das ist ein Mann,
mit dem man Alles machen kann.
Er schwärmt für milde Gaben
und ruft bei jedem Fehlbetrag:
„Der Reichstag ist der schönste Tag,
den wir auf Erden haben!"

Er stört nicht gern. Er wird regiert
und so vom Andern angeschmiert,
daß der sich selber wundert.
Und wenn wer seine Peitsche zückt,
dann ruft der Kleine Mann gebückt:
„Nicht Fünfzig, sondern Hundert!"

Er steht auf allen Vieren stramm,
beladen mit dem Notprogramm,
und wartet auf den Schinder.
Er schleppt und darbt und nennt es Pflicht,
denkt nicht an sich und denkt auch nicht
einmal an seine Kinder!

Er ist so klein. Sein Herz ist rein.
Und eine Suppe brockt er ein,
die muß die Nachwelt essen.
Hoch klingt das Lied vom Kleinen Mann.
Und wer sein Sohn ist, hör sichs an
und mög es nicht vergessen!

# Ozep und Pudowkin von Ernst Harras

Wenn sich der ekstatische Taumel der Begeisterung gelegt hat, können wir ernsthaft über den Fall reden. Ich meine den Fall des Regisseurs Fedor Ozep. Die Sache ist wichtig. Und hier sind wir ja unter uns. Ich will sagen: es bedarf der „filmpolitischen" Übertreibungen nach oben und nach unten nicht.

Ozeps „Dimitri Karamasoff", ein schöner und wirkungsvoller Film der Terra, ist eine Enttäuschung. (Unter uns. Und nur vom Standpunkt einer sehr ernsten Betrachtung.)

Ozep hat sich mit Geschmack und Vorsicht aus der Affäre „Tonfilm" gezogen. Aber es ging um Größeres.

Es ging um den großen Augenblick, in dem sich ein russischer Regisseur dem tönenden Bilde zu stellen hatte. Ozep wich ihm aus. Sein Werk ist keine Attacke auf das Problem, sondern eine geschickte Übernahme von vorläufigen Resultaten, die Andre gefunden haben. Das ist nicht wenig.

Und es ist zu wenig — für den ersten Zusammenprall der Russen mit dem Tonfilm. Von den Russen aber ist die Auseinandersetzung mit dem Tonfilm zu erwarten. Von ihnen wird die erste tiefgehende Lösung der Aufgabe kommen. Schon ihr ganzes stummes Bilderwerk strebte unbewußt dieser großartigen Aufgabe zu: im System der Gegensätze und der Assoziationen.

Für die Welt der Gedankenverbindungen, der kritischen Idee, die Zusammenhänge schafft, hatten sie sich ein ausgezeichnetes Schema erfunden. Aber sie fanden dieses Schema eines Tages in wenigen Varianten erschöpft. Weil allzu Vieles, das nur in der Andeutung zu fassen war — also auf der höchsten Ebene der Kunst — sich dem handfesten Zugriff der Kamera entzog. Sollte jetzt nicht der Ton, sparsam und knapp, aber haarscharf an den richtigen Punkt der „Montage" gesetzt, ein neuer, ungeheurer Kraftpol im dialektischen Felde sein...? Als Träger der Kritik am Sichtbaren, als Träger des brückenspannenden Gedankens, als gut dosierter Sprengstoff, der Bewegung und Idee über das Bild hinausreißt?

Bei Ozep bleibt der Ton — im Bilde. Er läuft mit dem Sichtbaren parallel, verstärkt es und vertieft den Raum. Den Bildraum, nicht den Horizont der Idee. Ozep hat eine herrliche Chance versäumt.

Wie verblüffend weit kam doch die Welt Dostojewskijs dem russischen Regie-System und seiner Erneuerung entgegen! Hier, hier, hier galt es, riesenhaften Kontrasten gerecht zu werden, phantastischen Gegensätzlichkeiten im Bewußtsein eines Volkes, im Bewußtsein Einzelner, von denen jeder eine Kraft und eine Gegenkraft zugleich ist. Hier war, in Strömungen und Unterströmungen, die Seele einer Nation zu zeigen, die ausgespannt ist zwischen Gott und dem Teufel. Hier war die Erkenntnis „Volk" zu geben, wie Dostojewskij sie hatte, in einer Vision von der Schuld, Läuterung, Stärke und Sendung einer Gemeinschaft.

Den rauschenden, tiefen Hintergrund „Volk" ließen Ozep und sein Autor Leonhard Frank einfach weg. Ein paar Figuren wurden ausgeschnitten und durch die Kulisse bewegt.

Es entstand ein wirkungsvoller Tonfilm der Terra. Etwa ein Werk zwischen Ozeps „Lebendem Leichnam" und der „Ungarischen Rhapsodie" von Hanns Schwarz.

Die Leidenschaftlichkeit des Tolstoj-Films ist feinfühligem Geschick und routinierter Umsicht gewichen. Das russische Regieprinzip, aus kämpferischem Elan geboren, schlägt oft ins Leere, ist nur noch Methode ohne erneuerten Sinn. Ozep schneidet immer wieder Lichterkronen in die Bilderfolge, zeigt immer wieder triefendes Baumgeäst, zweimal auch beziehungsvoll den russischen Reichsadler, aber dies alles ohne aggressiven Griff, nur als kunstfertige Übung. Ein Vorstoß gegen den Indizienbeweis ist ohne wesentliche Triebkraft, obgleich hier der verurteilte Dimitri Karamasoff (für den deutschen Markt) noch weit unschuldiger ist als im Buch. Das Wesen des Gedankenmords, ein Hauptmotiv des Romans, kommt hier kaum zur Erscheinung — so sehr ein neues Tonprinzip dazu die Mittel geboten hätte.

Aber um dieses Tonprinzip kämpft Ozep kaum. Er bringt die reinlichen, knappen, sehr kitschfernen Dialoge Franks. Das ist gut. Er lokalisiert den Ton, bringt durch ihn Entfernungen zum Ausdruck, ebenso konsequent und sicher wie vor ihm schon René Clair. Er bringt, wie es schon selbstverständlich geworden ist, die Gesichter von Lauschenden, während die Tonquelle verborgen bleibt, nur vorher oder nachher gezeigt wird. Das ist ausgezeichnet. Er schaltet lange stumme Passagen ein — aber die Stummheit dieser Bilder hat nicht die starke kontrapunktische Wirkung wie etwa bei René Clair. Sie sind nicht ein Mittel des Tonfilms, sondern ein Ausweg aus dem Tonfilm. Das ist am stärksten in der Begleitmusik erkennbar. Diese Musik, von Karol Rathaus angenehm und melodiös geliefert, ist nicht kritisch. Sie nimmt nicht Stellung, sondern wiederholt nur, was im Bilde ohnehin zu sehen ist. Sie entspricht genau den Orchesterbegleitungen des alten stummen Films, die ebenso Geräusche stilisierten und dramatische Steigerungen angaben.

Immerhin ist das Haupt- und Glanzstück des Films, die Orgie von Mokroje, auch musikalisch von großartiger Gewalt. Und grade hier erkaltet der mitreißende Tumult ganz plötzlich zu maschinellem Wirbel, zu einem Tanz von Überschneidungen, die uns schon von dem Deutschen Hanns Schwarz her „eine bekannte Tour" sind. Die Raserei endet mit einem Lied zwischen gestellten Zuschauergruppen.

Im Ohr aber bleibt das Lachen der Anna Sten. Es gibt kaum ein Werk der dramatischen Szene, in dem sich quälender Druck, so herrlich befreiend löste wie hier durch das Lachen dieser merkwürdigen, jungen, großäugigen Frau. Wenn der gepeinigte Dimitri vor ihr steht, wenn sie nur leise sagt „ich freue mich", und wenn er mit zögernder Seligkeit wiederholt „freust dich..." und wenn dann ihr kleines Lachen aufklirrt und grenzenlosen Jubel in ihm weckt — das ist schön.

In einem Punkte folgt Ozep einer Tradition aus dem „Lebenden Leichnam". Wie der Schauspieler Pudowkin durch diesen Film ging, ruhig und angespannt zugleich, so geht Kortner als Dimitri Karamasoff durch Ozeps neues Werk, ruhig und angespannt, kurz im Ausbruch, niemals komödiantisch retardierend. Er ist nicht Dostojewskijs Dimitri, ein Mensch „wie ein an beiden Enden angebranntes Licht" — aber auch seine Gegenspieler entstammen ja nicht dem Roman. Der alte Karamasoff ist nicht das ungeheure Tier, das bekämpft werden muß, eine elementare Symbolfigur des Teufels in der russischen Seele, sondern ein kleiner böser Geizkragen, ein hilfloser geiler Greis. Und Ivan, der haarspalterische Ivan, den die Vernunft bis zum Wahnsinn treibt, tritt kaum ins Spiel. Smerdjakoff, der wahre Mörder, wird von Fritz Rasp geschickt chargiert.

Der ganze Umkreis fehlt. Es fehlen die hundert Erschütterungen im Nebenbei, wie sie etwa der Regisseur Pudowkin zu geben weiß. Niemals wird im Fluge Schicksal, Willen und Geheimnis eines Gesichts abseits vom Strom der „Handlung" gezeigt.

*

Wird uns Pudowkin den russischen Tonfilm bringen?

Ich sprach mit ihm über die Art seiner Typenregie. Ich hätte es nicht tun sollen; was er sagte, war befremdend bis zum Erschrecken:

Er duldet nur „echte Emotionen" im Film. Deshalb vermeidet er Schauspieler. Er holt sich seine Leute von der Straße — das wußten wir. Was wir nicht wußten: daß er diese Leute mit List und Raffinement zu mimischem Ausdruck zwingt. Die Frau, die einen hysterischen Anfall „wirklich erleiden" soll, darf zwei Tag lang vorher nicht essen und nicht schlafen. Zwei Tage lang ist neben sie ein Posten gestellt, der die Steigerung ihrer „echten" Verzweiflung überwacht. Ein Mann, der erschöpft und vernichtet in einen Sessel sinken soll, wird vorher lange hin und her gejagt, ohne daß er den Zweck der Übung begreift.

Diese „Echtheit" ist nicht einmal — seelische Meiningerei. Sondern einfach Täuschung mit despotischen Mitteln. Es zeigt sich auch hier wieder der tragische Zwiespalt alles russischen Systems. Das große Werk wird nicht kollektiv geboren, sondern in einem einzigen Kopf.

Oft aber entschuldigt das Werk dieses Kopfes die Mittel. Dem Regisseur Pudowkin ist die spielerische Einzelleistung nur Mosaik-Detail. Er, er allein baut daraus das Ganze. Deshalb will er — wie der Theoretiker Brecht —, daß der Darsteller nicht eine Welt in sich erschaffe und nach außen suggeriere, sondern sich willenlos in den großen unbekannten Plan einfüge und lediglich demonstriere, was man ihm zu tun befiehlt.

Ist dieser Stil auf einen Stoff der Leidenschaften anwendbar — etwa auf die „Karamasoffs"? Nicht mit Konsequenz.

Deshalb warten wir nicht allein auf Pudowkins ersten Tonfilm, sondern auch auf Ozeps nächstes Werk — die Fortsetzung der Linie des „Lebenden Leichnams".

Man soll mit Schaffenden niemals über ihre Methoden sprechen. Ihre Taten sind besser als ihre Deutungen dazu.

Warten wir also, auf die Russen. Sie sind besser dran als die Kollegen in Deutschland:

„Wie lange braucht man zur Herstellung eines Films, Herr Pudowkin?"

„Nun, man kann es schaffen, wenn man vier Monate dreht und zwei Monate schneidet."

Dem deutschen Regisseur sind drei Wochen gegönnt; wenn er ein großer Mann ist, vier.

Ozep brauchte mehr. Nämlich ein Drittel dessen, was Pudowkin als Minimum angibt.

Darum, was gegen Ozeps Film zu sagen war: nur unter uns.

---

## Besondere Platten von Hans Reimann

Auch der Krieg hat sein Gutes. Den Aufschwung der mikrophonischen Wiedergabe und die Sucht, sich zu bilden und Sprachen zu lernen. Früher las man die Rubrik „Was viele nicht wissen" auf dem Lokus; heute erweitert man seinen Horizont von früh bis in die Nacht und wird immer dämlicher dabei. Früher überragte man seine Mitmenschen um Hauptеslänge, wenn man Französisch oder Englisch konnte; heute klaubt jeder Schusterbub die Rosinen aus fremdländischen Kuchen, und sprachliche Witze von philologischer Beschaffenheit erregen sogar bei der Galerie eines Operettentheaters schallendes Gelächter. Und der mit dem Zeichner Croissant (in den fliegenden Meggendorfern) an Schizophrenie wetteifernde Schäfer-Ast stattet ein bei Ullstein erschienenes, von Doktor Franz Leppmann ungemein geschickt verfaßtes Sprachbuch mit skurriler Pädagogik aus. Die Deutsche Grammophon-A.-G. (Polydor-Didakt) veröffentlicht drei Serien von Schallplatten: Deutsch für Deutsche, Französisch für Deutsche und Englisch für Deutsche. Nebst dazugehörigen Sprachführern. Sorgfältig und vernünftig gemacht; nicht zu trocken und nicht zu amüsant. Eine sehr erfreuliche Mischung. Der deutsche Sprecher hat einen Gehrock an und kommt etwas pastoral daher. Hans und Grete duettieren aufs wackerste. Ulrich reist nach Welschland und verrät gut beobachtete Intimitäten. Die Illustrationen sind instruktiv, aber schwach. Im Englischen (das vom gedruckten Text allzu oft abweicht) klingen die musikalisch untermalten Lieder recht hübsch. Sogar Großpapa ist anhand dieser Platten imstande, ein perfekter Engländer oder Franzose honoris causa zu werden. Und da wir grade bei Sprechplatten sind: die komischste ist nicht Moissis Monolog aus dem „Faust" (Electrola D.B. 513; sollte bei keiner vergnügten Konferenz fehlen), sondern die von Hans Mühlhofer auf TriErgon TE 1094 gesprochene Legende vom Tannenbaum, auch für heiße Sommertage geeignet. Da hagelt es Knödel, daß einem die blitzblanken Zähren aus dem Busen kullern. Toll ist auch Ultraphon A 421, eine ungewollte Parodie auf Marlene Dietrich durch die ebenfalls von Kopf bis

Fuß auf Nuancen eingestellte Greta Keller, die als gespenstische Nachmacherin den Text Friedl Holländers verbessert und die absichtlich fehlerhaft umschwirrenden Motten einer scharfen Korrektur unterzieht, waidmannsheil. Als Stresemann-Gedächtnis-Platte erschien TriErgon TE 5706, eine anno 1925 gehaltene, als Tonfilm aufgenommene Rede. Über Tonfilm und Schallplatte spricht Doktor Guido Bagier auf Ultraphon 10 879 in sympathisch belehrender Weise; kein Schmus, sondern historisch Verbürgtes. Seine schönsten Gedichte (darunter den königlichen Eichendorff) hat Alfred Kerr auf Electrola E.G. 1380 aufgesagt. Ich halte es für absolut nebensächlich, ob die Aufnahme phänomenal gelungen ist. Sie ist es mitnichten. Aber man hört den leibhaftigen Dichter, dumpfer und nasaler als im Rundfunk oder gar in Natur; aber den Dichter. Wer durch Prag reist, versäume nicht, eine Platte von Vlasta Burian zu erwerben. Eine so juxig wie die andre. Sämtlich bei „His masters voice". AM 804 zeigt den genialen Komiker als Universalredner: er imitiert sechs grundverschiedene Sprachen, für einen Böhmen wahrlich eine Meisterleistung. Burians Kollegen Ferenc Futurista gibt es auf Homocord 12 031, gleichfalls in der Tschechoslowakei. Er quatscht den Schwejk und kehrt auf 12 032 unter schneidigen Klängen aus dem Weltkrieg heim. Von Schaljapin (und somit kehren wir den Sprechplatten den Rücken) existiert etwas Einmaliges und viel zu wenig Bekanntes: eine Platte mit einem russischen Hanswurst-Lied ohne jegliche Begleitung (Electrola D.B. 691). Ich finde die Aufnahme abenteuerlich gut, hundertprozentig. Schmetternde Waldvögel hat man auf Electrola E.G. 532; auf der einen Seite erwachen sie mit Sonnenaufgang in Beatrice Harrisons Garten; auf der andern läßt sich eine Nachtigall vom Cello hinreißen, mit ihm ein Turnier auszufechten. Auf Electrola E.G. 857 trillern die prominentesten Kanarienmätze (fringillae canariae) aus dem berühmten Gestüt Karl Reichs in Bremen. Der pikante Reiz solcher Platten (zumal abends im Zigarrendunst) beruht in der Verwechselung des Natürlichen mit dem Künstlichen: man kann Natur mit achtundsiebzig Umdrehungen ablaufen lassen und lächelt kindisch zu den Bemühungen der gefiederten Tierchen, die im Aufnahmeraum der Electrola beharrlich den Mund hielten und erst durch List und Tücke zum Quinquilieren gezwungen wurden. Jack Smith ist sacht verschollen. Hat er sich auf Schweigen umgestellt? Hingegen bezaubert mich ein flüsterndes Orchester mit Roy Fox, dem diskretesten aller Cornettisten auf Brunswick A 8284. Lieblicher und schelmischer hat noch kein Blasender geblasen. Die närrischsten Whiteman-Platten sind Electrola E.G. 728 und E.G. 865 und Columbia 5071: ohne Orchester, nur mit ein bißchen Klavier und Gartenspritze; die rhythm boys in splendid isolation, mathematische Betrunkenheit, exaktestes Improvisieren, groteske Ergänzung zu den Sprachplatten.

Während des Empfanges von Charles Lindbergh wurden in Washington Aufnahmen gemacht: Electrola E.G. 722 versetzt dich mitten in den Trubel. Während eines Fußball-Matchs wurden in London Aufnahmen gemacht, die sich zur Nationalhymne steigern: Columbia 4256 versetzt dich mitten

in den Trubel. Londoner Straßen-Lärm wurde unter Leitung des Herrn Daniel auf Columbia 9413 (bei Alberti, Berlin, Rankestraße, erhältlich) eingefangen. George Gershwin präsentiert auf Electrola E.H. 318 einen Amerikaner in Paris, leider vermöge eines einfältigen Themas und sozusagen in Polymonotonie; munter quäkt ein Saxophon, und fidel triolieren etliche Hupen; dennoch: der Amerikaner gerät in eine Sackgasse. Auf Electrola E.H. 238 zerrt uns Whiteman an den Mississippi und zwingt zu einem Vergleich mit Smetanas Moldau (die ich in der Formulierung Erich Kleibers auf Grammophon 66 652 und 66 653 empfehle); weinerlich, hilflos und miauzend wie ein Riesenkater wälzt sich die von einem Sousaphon und von Heulbojen überdachte Suite an dir vorüber; Klavier, Banjo, Geigen und Celli verüben das kleine Gestrudel; die Bläser schmieren große Wellenlinien drüberweg. Auf Victor 35 933 und 35 934 (bei Alberti) spielt Whiteman Ferdie Grofés blaue Fantasie „Metropolis", einen grandiosen Rummelplatz mit Klavierschnitzeln, lyrischem Pathos, Metallschienen, einem Quodlibet von Sägen und Hämmern, mit dem Kreischen und Quietschen und Raspeln von abstrakten Maschinen, mit einem kontrastierend eingefügten Gesang fideler Arbeiter, die vom Begräbnis eines Großkapitalisten heimzukehren scheinen, abscheulich schön und von sinnvoller Sinnlosigkeit. Original imitierte Geräusche aus Fabriken, Bahnhöfen, Straßen und sonstigen Radauspendern hat Meisel auf Grammophon 19 848 bis 19 853 fixiert. Anlaß zu diesen Geräuschplatten gab Hascheks „Schwejk" im Theater am Nollendorfplatz, wo das Orchester durch einen Polyfar ersetzt wurde. Schon im Rundfunk hatte man die Erfahrung gemacht, daß ein naturalistischer Eisenbahnzug oder Pistolenschuß sich nicht im entfernten mit einem auf Draht gezogenen messen kann. Das Mikrophon erschrickt vor der Realität, verdaut jedoch die Imitation voller Behagen. Meisel, der seinerzeit mit der Musik zum „Panzerkreuzer Patjomkin" Furore machte, hat Geräusche und Nebengeräusche bei der Wurzel gepackt, ihre Substanz ergründet und phonetischen Ersatz für alles das geschaffen, was im Mikrophon als lautliche Karikatur umherirrte. Denn es ist einfach nicht wahr, daß Radio und Phonograph ohne Geheimnis dem Menschen überantwortet sind. Der Fachmann tappt im Dunkel, ersinnt überzeugende Namen für mystische Dinge und bildet sich behaglich ein, mit der Technik hebe man die Welt aus den Angeln. Die Technik in allen Ehren. Aber hinter der Technik sitzt das große X und grinst und offenbart sich hin und wieder einem Außenseiter, der noch des Staunens und der Naivität fähig ist. Warum weigert sich die Wirklichkeit, so ins Mikrophon zu schlüpfen und ebenso den Wiedergabeapparat zu verlassen, wie sie ist? Warum verändert sich die menschliche Stimme? Warum sinken zierliche Frauenkehlen im Tonfilm in die Baßlage? Muß man Polypen oder wenigstens einen Anflug von Stockschnupfen haben, um vollendete Resonanz zu erzielen? Warum erliegt das Klavier einer traurigen Metamorphose? Warum klingen bestimmte Instrumente unverzerrt? Warum kann man beim Nachsynchronisieren die untre Partie eines röhrenden Sprechwerkzeuges ausjäten? Hat schon jemand

Wellen und Obertöne persönlich gesehen? Auf Odeon O. 4065 bläst Boyd Senter die Klarinette, auf Electrola E.G. 1178 Rudy Wiedoeft das Saxophon, und nichts wird dabei verschoben; Klarinette bleibt Klarinette und Saxophon bleibt Saxophon. Auf Parlophon P. 9015 schlägt Anna Linde das Cembalo, auf Electrola E.J. 161 zupft Andrès Segovia die Guitarre, und wir hören Cembalo und Guitarre. Am unwahrscheinlichsten gerät die Flöte — vorausgesetzt, daß sie am Munde und in den Fingern eines Könners wie John Amadio ruht, dessen Mozart-Platte (Electrola E.H. 229) für mich das Herrlichste ist, was jemals erschien.

---

## Komparsenchor von Herbert Rosenfeld

Gedrängt wie die Hühner im Stall hocken wir
Und hoffen, daß jemand uns holt.
Wir hoffen und harren und starren zur Tür
Und fühlen uns meistens verkohlt.
Wir haben einen Frack noch und ein Abendkleid
Aus einer längst vergangenen besseren Zeit.
Was kann uns schon passieren?
Wir gehn zum Film statieren!
Da sitzt man dann acht Stunden rum
Als elegantes Publikum,
oder steht sich fast die Beine krumm,
Und meckern wir, kommt man uns dumm.
Dafür zahlt man uns fünfzehn Eier,
Natürlich ... abzüglich Steuer!
Das Leben hat uns alle aussortiert
und unsere Preise mächtig stark herabnotiert.
Wir sind im Ramsch zu haben!
Wir treten nie als Star und nur als Mehrzahl auf,
Der Staat, der kann uns, gehn wir einmal drauf
im Massengrab begraben.

Wir hocken zusammen schon etliche Jahr,
Wenns hochkommt, bei Bier und Kaffee.
Die Stirne wird runzlig und grau wird das Haar.
Glaubst Du an den Weg noch zur Höh?
Zum Teufel ist der Frack und auch das Abendkleid!
Zum Teufel ist die Hoffnung auf ne bessere Zeit!
Und mit zerschlissener Pelle
sind wir auch jetzt zur Stelle!
Da sitzen wir acht Stunden rum
als derangiertes Publikum
Die Beine sind vor Alter krumm,
Kommt man uns dumm, — wir bleiben stumm.
Und immer noch gibts fünfzehn Eier!
Höher geworden ist nur die Steuer!
Das Leben hat uns alle aussortiert
und unsere Preise mächtig stark herabnotiert
Wir sind im Ramsch zu haben!
Wir treten nie als Star und nur als Mehrzahl auf.
Der Staat, der kann uns, gehn wir einmal drauf
im Massengrab begraben!

*Aus dem Hörspiel „Die große Sensation"*

# Bemerkungen

## Die Farben von Panama

Niemand regt sich über die anonymen Kräfte der Wirtschaft auf. Man weiß, daß sie da sind, aber sie sind Schemen wie die Götter Epikurs, unsichtbar, ungreifbar. Nur manchmal scheint ein Stückchen davon plötzlich materialisiert, also den Augen wahrnehmbar. Und dann ist die Aufregung groß. Diesmal ist es das Stückchen Fahnentuch, das Fahnentuch der Republik Panama, unter dem eine hamburger Reederei ihre zwei Trampdampfer segeln läßt.

Dieser Trick ermöglicht es, sich um Lohntarife und ähnliche sozialistische Erfindungen zu drücken. Während die Presse sich national entrüstet, äußerte sich der hamburger Reederverein schon viel maßvoller. Warum auch nicht? Im Grunde bewundert man doch die energische Firma, die auf die Farben der Judenrepublik pfeift und außerdem noch dem bolschewistischen Staat ein Schnippchen schlägt. Sind nicht in ein paar Monaten etliche Milliarden deutschen Volksvermögens nach der Schweiz und nach Holland ausgewandert, ohne daß ein Hahn danach krähte oder eine Handelskammer oder ein Unternehmerverband nach Abwehrmaßnahmen gerufen hätte? Und ist nicht die Rüstungsindustrie ganz international aufgezogen? Niemand weiß, ob die verkauften Waffen nicht morgen schon den Volksgenossen töten werden. Der Kapitalismus hat keinen Respekt vor Grenzpfählen, Landesfarben und nationalen Ideologien. Vor letztern am wenigsten, denn er bezahlt ja meistens ihre Erfinder. In Zeiten der Prosperität lassen sich solche Tendenzen leicht umkleiden, in einer Not wie heute gibt man sich nicht die Mühe dazu.

Warum also den beiden tüchtigen Reedern Steine durchs Kajütenfenster werfen? Sie verzichten darauf zu heucheln, sie segeln offen unter den Farben von Panama, die sich übrigens auch auf größern Bastionen des deutschen Kapitalismus, als es ihr Murcksbetrieb ist, gut und sinngerecht ausnehmen würden. Nichts gegen die Republik Panama, die uns nie etwas getan hat. Aber bei dem Wort Panama denken wir kaum an diese kleine Republik.

*Celsus*

## „Unbekannte Täter"

In Budapest erschoß sich am 20. Januar der ehemalige Innenminister Eduard von Beniczky. Auf einer Parkbank im Dunkel und Frost des budapester Winters starb von allen verlassen eine der eigenartigsten Persönlichkeiten der Gegenrevolution.

Beniczky war in der ersten Regierung nach dem Sturz der budapester Kommune Innenminister. In seine Zeit fällt das Treiben der Hejjas- und Pronaybanden, der grauenhafte Mord im Walde von Orgovány bei Kecskéme, dem zweihundert Menschen zum Opfer fielen. Selbstverständlich blieben die Offiziersmörder unbehelligt. Keinem von diesen weißen Helden wurde in Beniczkys Amtszeit ein Haar gekrümmt. Und später natürlich erst recht nicht. Im Gegenteil: Hejjas ist, in Würdigung seiner Verdienste für das Regime, von Bethlen als Kandidat aufgestellt und selbstverständlich auch ins Parlament gewählt worden.

In Beniczkys Zeit fällt jedoch noch eine andre Untat, die in der europäischen Öffentlichkeit weit besser bekannt ist als das Blutbad in Orgovány: die Ermordung der beiden sozialistischen Redakteure Somogyi und Basco. Ihre Leichen wurden eines Tages mit furchtbaren Verstümmelungen aus der Donau gezogen. Wer hatte sie entführt, getötet, ins Wasser geworfen? Die Behörden schwiegen. Sie konnten trotz „angestrengter Bemühungen" die Täter nicht ausforschen. War dies wirklich so schwer?

Im Jahre 1924 saß der ehemalige Innenminister Beniczky auf der Anklagebank. Er hatte

die Kühnheit gehabt, im ‚Ujság' ein wenig den Schleier von dem, was er während seiner Ministerschaft über die Hintergründe dieses feigen Mordes erfahren hatte, zu lüften. Und das Regime hatte tatsächlich allen Grund, seine Enthüllungen zu fürchten. Denn was behauptete Beniczky? Nichts andres, als daß der Mord mit Wissen Horthys und auf dessen Geheiß verübt worden sei. Horthy war damals noch nicht Reichsverweser sondern' Oberkommandierender der Weißen Armee. Somogyi und Basco gehörten der Redaktion des sozialdemokratischen Zentralorgans, der ‚Népszava' an. Sie waren unversöhnliche Gegner des „christlichen Ordnungsregimes", deckten besonders die Untaten der „Offiziersdetachements" mit beispiellosem Mute bloß. Man legt Horthy den Abzug eines solchen Artikels vor. Und da erklärt der Führer der Gegenrevolution — nach Aussage Beniczkys — vor ihm und in Gegenwart Bethlens und einiger Offiziere: „Wer solche Artikel schreibt, wird schwimmen müssen."

Und sie sind geschwommen. Ein paar Tage später zog man die Leichen der Beiden aus dem Wasser.

Aber die Täter waren nicht zu finden. Und Beniczky mußte wegen Beleidigung des Reichsverwesers auf drei Jahre ins Gefängnis.

Seither ging es bergab mit ihm. Eine unsichtbare Hand isolierte ihn. Bis schließlich der müde gewordene Mann das Spiel aufgab und sich in einem budapester Park eine Kugel durch den Kopf jagte.

Das Verfahren gegen die „unbekannten Täter" aber wurde vor kurzem endgültig eingestellt.

*K. L. Reiner*

### Raubmörders Kinderstube

An der grauenhaften Ermordung des Uhrmachers Ulbrich hat außer dem sechzehnjährigen Lieschen Neumann, das unter dem Schein einer Liebesnacht dafür sorgte, daß die Tür unverschlossen blieb, mit ihrem Geliebten Stolpe, der die Erdrosselung vollführte, noch der junge Benzinger mitgewirkt, der den Auftrag hatte, die Beine des Opfers festzuhalten. Nach seiner Aussage ist er nur durch Überredung ohne eignen Willen Teilnehmer des Verbrechens geworden. Er schildert dem Gericht eindringlich seine Furcht, und die Mitangeklagten bestätigen ihm, daß er immer nur gezittert habe.

Indessen, er führte seinen Auftrag getreulich aus. Als in dem stockdunklen Schlafzimmer der Uhrmacher über sein Bett geworfen worden war und Stolpe ihn bei der Kehle gepackt hatte, griff Benzinger nach den Beinen. In diesem Augenblick, so erzählt er dem Gericht, wandelte ihn der unwiderstehliche Drang an, sein Wasser abzuschlagen. Aus Angst, erklärt er.

Einen Mord haben Sie noch nie begangen und werden nie einen begehen. Aber gesetzt den Fall, Sie fänden sich plötzlich und gegen alle Ihre Grundsätze in der Rolle des Mörders, und Sie müßten durchaus Ihre Notdurft verrichten, so machten Sie sich ohne Zweifel kein Gewissen daraus, den Ort der Tat zu besudeln, auch wenn es ein fremdes Schlafzimmer wäre.

Nicht so der Mörder Benzinger, ein blonder junger Mann. Er weiß, was sich schickt, und vergißt seine gute Erziehung auch in dieser Lage nicht. Er tastet nach der Taschenlampe, findet sie nicht, kramt dafür die Streichholzschachtel hervor, entzündet das Flämmchen, langt bei dessen schwachem Licht nach dem Geschirr unter dem Bett, erleichtert sich, stellt das Töpfchen an seinen Platz und greift wieder nach den Beinen, um in dem Geschäft des Mordens, das sein Kumpan inzwischen am Halse des armen Uhrmachers nicht unterbrochen hatte, seinerseits fortzufahren.

So hat es sich abgespielt, nach der Aussage Benzingers und der Mitangeklagten vor dem Schwurgericht des Landgerichts III Berlin. Und dann bilden wir uns ein,

wir verstünden etwas von Psychologie, und geben uns Mühe, das Seelenleben des Verbrechers aufzudecken!

*Moritz Goldstein*

### Der heilige Sonntag

Im entlegensten sächsischen Dorf wird Sonntags Post ausgetragen — in München ist es verboten.

Weil der Feiertag geheiligt werden muß.

Du bezahlst die Deutsche Reichspost für dreißigtägige Lieferung deiner Zeitung, aber in München kommt sie der Verpflichtung an vier oder fünf Sonntagen nicht nach.

Weil der Feiertag geheiligt werden muß.

Sogar auf dem Hauptbahnhof, wo während des Sonntags am Kiosk etwas gekauft werden kann, ist zwischen 8 und 10 Uhr geschlossen.

Wegen der Kirchzeit.

An der unbedingten Heiligung darf nicht gerüttelt werden.

Aber wenn du Sonntags — auch zur Kirchzeit — mit der Deutschen Staatsbahn von München ins Gebirge fährst, kann es dir passieren, daß ein Drittel der Wagenplätze von jungen Burschen besetzt ist, die aus vollem Halse brüllen:

> Schlagt dem Judenpack die Schädel ein,
> Und die Zukunft wird gewonnen sein!

Oder:

> Und die Fahne flattert stolz im Wind,
> Wenn das Judenblut vom Säbel rinnt.

Oder:

> Dann die Handgranate losgemacht
> Und den Juden eins hinaufgekracht.

Das brüllen die zwanzigjährigen, frischen, fröhlichen Jungen, und wenn sie auch nur zu sechst oder acht sind, müssen die übrigen zwanzig oder dreißig, die ihre Ruhe haben möchten, schweigen. Denn mit den frischen fröhlichen Jungen, die so munter und ihrer Sache sicher im Wagen umherschauen, will man doch nicht raufen, nicht wahr? Dazu fährt man ja am Sonntag nicht grade ins Gebirge, sondern von wegen Gottes freier Natur.

Die Handgranaten und die andern militärischen Bijouterien — die den muntern jungen Burschen nur vom Hörensagen (wenn nicht von verschwiegenen Übungen) bekannt sein können —, das vom Säbel rinnende Judenblut, die eingeschlagenen Semitenschädel sind stillschweigend in die bayrische Sonntagsheiligung einbezogen.

Alles spielt sich hierzulande so gemütlich ab. Langherabhängende flachsblonde Mädchenzöpfe wiegen sich rhythmisch zum Gesang der erhebenden Lieder, dicke Papas zulpen behaglich an ihrer Zigarre, und alles ist liab. Nur wenn etwa acht stämmige Sozialisten, denn in Bayern, wo alles anders ist, gibt es auch stämmige Sozialisten, irgendwo dazusteigen und die Augen rollen und unmißverständlich: Maul halten! brüllen, geben die frischen, muntern Sänger sogleich dem Gottesfrieden Bahn frei. Wenn es aber bloß fünf oder sechs Sozis sind und nach flüchtigem Augenmaß annähernde Kräftegleichheit geschätzt wird, gibt es unfehlbar eine Rauferei, in deren Verlauf das sinnige Blondkind einen halben Zopf und der dicke Papa einige Zähne mitsamt der Zigarre einbüßen kann.

Kurzum: Möglichkeiten, die Heiligung des Sonntags durchzuführen, sind in jedem Falle gegeben, und es ist auch dafür gesorgt, daß sich nach Entwirrung des Konflikts die allgemeine Mißbilligung auf etwa mitreisende Juden konzentrieren kann.

Denn die Juden, frech wie immer und überall, maßen sich ebenfalls an, den Sonntag zu heiligen, und erwerben zu diesem Zweck von der duldsamen Staatsbahn Fahrkarten zur Benutzung von Verkehrsmitteln, in denen der Sonntag, wie geschildert, nicht in verächtlich demokratischer Form, sondern auf bodenständig-christkatholisch-bayrische Art heiliggehalten wird.

Das alles geht nicht wie in Preußen droben ruppig hart auf hart, sondern mit jener Gemütlichkeit vor sich, die dem einen Eingeborenen ermöglicht, dem andern in aller Ruhe und unter fröhlicher Kundgabe bayrischen Humors das Messer hineinzurennen und zur Ehre Gottes auch noch dreimal in der Wunde herumzudrehn.

Dem katholischen Herrn Reichskanzler kann gar nichts Besseres angeraten werden, als nach dem Muster seiner Ostfahrt auch einmal eine Informationsreise ins dunkelste Bayern zu unternehmen.

Allerdings dürfte er dann weder einen preußischen noch einen bayrischen Treviranus, auch keinen leichtverhitlerten halbkatholischen Verbindungsoffizier als sachkundigen Beistand mit sich führen. Ich wüßte mehr als einen unparteiischen Berater, der überdies um der Sache willen die Spesen aus der eignen Tasche bezahlen würde.

Kommen Sie nur, Herr Brüning, — die Augen werden Ihnen noch mehr aufgehen, als sie Ihrem Parteifreund Kaas inzwischen schon aufgegangen sind!

*Peter Scher*

## Der liebe Gott

Der liebe Gott sieht aus wie der Schauspieler Diegelmann, aber seine Tagesgage ist bestimmt fast ebenso hoch wie die von Willi Fritsch. Er trägt einen grauen Havelock, und sein Anzug ist schon recht abgeschabt; die Hosen verbeult und ganz ohne Bügelfalten. Die Heilige Magdalena bohrt bereits seit ein paar tausend Jahren, er soll sich einen neuen machen lassen; aber der liebe Gott ist eigensinnig, er will das gar nicht wissen. Er denkt: „Ich kanns mir ja leisten, unmodern zu sein. Ich bin der liebe Gott." Außerdem ist er sparsam und legt das Geld lieber auf die hohe Kante; wer weiß, was noch alles geschieht, und wird er eines Tages mal abgebaut, so hat er sich wenigstens ein hübsches Sümmchen erspart und braucht sich keine Sorgen zu machen. Und vor allem und überhaupt — er hat es nicht gern, wenn man immerzu an ihm herummäkelt; was geht das schon diese Person, die Heilige Magdalena, an, daß er einen eisernen Konfektionsschlips trägt, fertig gekauft, weil er es bis auf den heutigen Tag noch nicht erlernt hat, seine Kravatte selber zu binden; was geht die Magdalena das wirklich an? „Immer wieder diese Weiber — es ist zum Kotzen", denkt der liebe Gott, wenn er im Heiligenschein und Havelock so durch die Wolken laatscht. Eigentlich ist ihm schon der Heiligenschein zu feierlich und zu offiziell; ein Regenschirm macht sich auch ganz schön, so pflegt er zu murren; aber schließlich und endlich — was tut man nicht alles um des Prestiges willen? Der liebe Gott, offen gestanden, eine ganze Menge. Bei all seiner Abneigung gegen das offizielle Getue — geht es mal wirklich um sein Prestige, dann muß eben selbst auf Deubelkommraus repräsentiert werden. Hat er sich doch neulich sogar, und recht eifrig, darum bemüht, auf die Titelseite der ‚Berliner Illustrirten' zu kommen; natürlich nur, um das göttliche Prestige, das bedrohte, vor der atheistisch infizierten „Gruppe junger Engel" wiederherzustellen; nicht aus gemeiner Eitelkeit. Sagt er . . .

Übrigens ist sein Versuch mißglückt: man hat ihn auf der Redaktion der Illustrirten gefragt, ob er ein Sportlehrer, ein Nobel-

preisträger oder eine Weltfliegerin sei; der liebe Gott gehöre nicht zu den Typen der Zeit. Sie haben ihn dann auf den Inseratenteil verwiesen, aber das hat er nun wieder nicht gewollt.

Am wohlsten fühlt sich der liebe Gott, wenn er nach dem Mittagessen ganz inoffiziell bei seinen lieben Heiden sitzt; die glauben zwar nicht an ihn, aber sie sind nett und machen keine Umstände. Er spielt eine Partie Sechsundsechzig mit Plato oder mit Mark Aurel, und jedes Mal versucht er zu mogeln. Neulich hat ihn der Perser Zoroaster, dessen Bart allmählich auch ganz hübsch grau zu werden beginnt, tatsächlich doch beim Schummeln ertappt; der liebe Gott ist ganz rot geworden und hat sich furchtbar geschämt, aber das nächste Mal wird ers bestimmt von neuem versuchen.

Dann wird der Kaffee getrunken, mehr Milch als Kaffee, viel Zucker, viel Butterbemmchen; und in der Zeit zwischen dem Nachmittagskaffee und dem Abendbrot regiert Gott die Welt. Sie ist auch darnach. Nicht sehr viel hält der liebe Gott vom Theater. Er hat schon sooovіel gesehen. Er war bei der Uraufführung des großen Schaustücks „Brand und Zerstörung von Troja" dabei; die Presse schrieb damals zwar, bei Charell sei so etwas viel gekonnter, aber ihm hats genügt. Er hat die historische Tragödie vom dreißigjährigen Krieg erlebt, mit echten Kostümen, echten Waffen, auf hundertfünfundzwanzig Schauplätzen; allererste Besetzung — der prominente Gustav Adolf von Schweden und der noch prominentere Friedländer-Wallenstein traten in Chargenrollen überhaupt nur zwei Akte lang auf; ja, ja, früher hatten die Stars eben noch Ensemblegefühl —, und schon seit jenen Tagen glaubt der liebe Gott nicht mehr so recht an die heilsame Wirkung von Zeit- und von Antikriegsstücken; und seitdem er einmal der Privatvorstellung eines Sittenstücks in Sodom und Gomorrha beigewohnt hat — was schon ein ganzes Weilchen her ist, aber Betty Stern war damals auch schon dabei —, seitdem, sagt er, können ihm selbst Reinhardts Gesellschaftskomödien am Kurfürstendamm nicht mehr imponieren. Nein, mit dem Theater hat der liebe Gott nicht mehr viel im Sinn.

Er ist mehr für etwas vulgäre Vergnügungen, er schwärmt für den Zirkus und fürs Variété. Manchmal, wenn er gut aufgelegt ist, gibt er selber ein paar Zauberkunststückchen zum besten. Es klappt freilich nicht immer und dann schreit er. Das ist echt: er schreit, weil er sich ungeschickt angestellt hat oder weil er schlecht trainiert ist, und dann bekommt der Erzengel Michael oder der Evangelist Lukas oder wer sonst grade da ist, ein fürchterliches Ding hineingewürgt. Aber zuweilen ist er wirklich in großer Form, und dann jongliert er euch mit Sonne, Erde, Mond und Sternen — er macht das fast so begabt wie Rastelli. Robitschek müßte ihn mal fürs Kabarett der Komiker engagieren, das wäre ein Bombengeschäft.

Manchmal denkt der liebe Gott an jene Zeiten zurück, da er noch ein Kind war und auf einer

großen grünen Wiese lag; am liebsten hat er Reifen gespielt oder Diabolo und Indianerbücher gelesen, aber das ist lange her. Er träumt gern von jenen frühen Tagen, und er erzählt auch öfter davon. Aber merkwürdig — er kann sich meist gar nicht mehr recht an alles erinnern und bleibt dann mitten im Satz stecken. Er ist eben schon sehr alt, der liebe Gott.

*Moriz Seeler*

### Mildernder Umstand

Er trage erheblich Schuld an der Abtreibung. Mildernd sei bei ihm zu berücksichtigen, daß er sich seinerzeit freiwillig zum Kriegsdienst gemeldet und wegen Tapferkeit vor dem Feinde das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse erhalten habe. Dadurch habe er sich um das Vaterland verdient gemacht.

*Landgerichtsdirektor*
*Gohlke-Kasten*
*Schöffengericht Wesermünde*

### Angehaucht

I

Der ält. Herr sowie die junge Frau mit dem Kinde, von welchen sich die bei sich habenden Hunde Sonntag, den 11. Januar 1931, gegen 12 Uhr mittags, an der Stadion-Eisbahn mehr. Male bissen und welche nach Hindenburgstraße zu gingen, wollen sich sofort Polizei-Revier, Erfurter Straße, meld. Evtl. auch Passant., die die Hundebesitzer kennen.

*‚Allgemeine Thüringische Landeszeitung Deutschland‘*

II

*H. Horn*
*Kunstmühle*
*Bolzhausen*
*Post Sonderhofen*

*Bolzhausen, den 24. 1. 31.*

*Sta. Rittershausen*

Herrn
Jul. Gans
Frankfurt

Ihr Schreiben gelangte in meinem Besitz u. habe in erfahrung gebracht, daß Sie Jude sind, ich aber Nazional, Sozialistisch angehaucht bin, infolgedessen mit Ihnen kein Geschäft mache, selbst wenn Sie mir die Ware zum halben Preis geben würden.

Hochachtend
*H. Horn*

### Liebe Weltbühne!

Jacob Goldschmidt jammert bei Carl Fürstenberg über die schlechten Zeiten.

„Wenn das so weiter geht," stöhnt er, „müssen wir auch bald schnorren gehn ..."

Darauf der alte Fürstenberg milde: „Bei wem ...?"

## Hinweise der Redaktion

### Mannheim

Bund der Freunde der Sowjetunion. Freitag 20.00. Harmonie, D 3. Ludwig Renn liest aus seinem unveröffentlichten Werk „Menschen und Dinge in Rußland".

### Bücher

A. Fenner Brockway: Indien. Kaden & Comp., Dresden

### Rundfunk

**Dienstag.** Berlin 18.55: Wird die Welt reicher oder ärmer? Alfons Goldschmidt. — **Mittwoch.** Leipzig 20.30: Heinrich Heine, Ludwig Marcuse und Paul Hoffmann. — **Donnerstag.** Mühlacker 13.30: Debussy-Ravel (Schallplatten). — Berlin 15.40 Die Angst vor dem Tode, Hellmuth Falkenfeld. — Hamburg 16.25: Paul Zech. — Königsberg 17.40: Gedichte und Geschichten der Liebe (Andersen, Verlaine Heinrich Mann, Walter Calé, Knut Hamsun). Ania Simon. — Berlin 18.15: Hans Bauer liest. — Leipzig 19.30: Heinrich Mann liest. — 21.10: Paul Zech. — **Freitag.** Breslau 17.15: Der Nachwuchs, Hermann Nöll. Berlin 18.05: Die junge Schriftsteller-Generation, Erich Ebermayer. — Die Erzählung der Woche, Hermann Kesser. — Leipzig 21.50: Dichterärzte (Döblin, Huelsenbeck, Klemm, Rehfisch, Schnitzler, Friedrich Wolf), Margarete Anton und Hans Freiberg. — **Sonnabend.** Berlin 18.25: Für und gegen Abschaffung des Eides, Otto Landsberg und Rudolf Schetter. — Königswusterhausen 19.00: Der Leuna-Arbeiter, Walter Bauer.

# Antworten

**Herbert Ihering.** Sie schreiben: „Herr Béla Balázs hat in der letzten Nummer der ‚Weltbühne' ein bewegtes Kolleg über ‚journalistische Anständigkeit' gelesen. Er will den Beweis durch den Gegensatz führen. Er zeigt mit erstaunlicher Vollständigkeit alle Methoden auf, wie man Gerüchte erfindet, Tatsachen verdreht und entstellt. Béla Balázs will seine Rolle im ‚Dreigroschenkonflikt' verteidigen. Brecht hat sich bereit erklärt, so sagt er, noch einige Songs zu schreiben. Kein Wort ist wahr. Brecht hat nicht nur keine Songs nachträglich geschrieben, er hat sogar verboten, daß ein bereits fertiger Song an den Schluß gesetzt wurde. Brecht hat also auch für eine neue Arbeit keine 16 000 Mark erhalten, sondern nur das längst fällige Resthonorar aus dem alten Vertrage und einen Teil der Prozeßkosten (wörtlich: ‚sein restliches Vertragshonorar von 9000 Mark und für die Kosten von Brecht 7000 Mark'). Die Protestanten protestieren nicht mehr? Der Anwalt der Nero-Film A.-G. hat zwar mehrere Male verlangt, daß Brecht sich verpflichten müsse, nicht mehr öffentlich zu dem Film Stellung zu nehmen. Dies wurde abgelehnt. Aber selbst dieser auf der Grundlage des alten Vertrages geschlossene Vergleich wäre gescheitert, wenn Brecht nicht selbst das Recht bekommen hätte, schon nach zwei Jahren eine eigne deutsche Neufassung der ‚Dreigroschenoper' zu verfilmen. (Wortlaut des Vergleichs: ‚Die Beklagte und die Nebenintervienten gestatten aber Brecht, die ‚Dreigroschenoper' Brecht-Weill zu verfilmen oder tonzuverfilmen...'). Ebenso hat Weill einen Produktionsvertrag für künftige Filme erhalten, um ‚unter Fernhaltung von kunstschädlichen oder persönlichkeitsschädlichen Methoden seine künstlerischen Ziele zu verwirklichen'. Aber selbst, wenn der Prozeß so peinlich ausgegangen wäre, wie er nicht ausgegangen ist — was wäre das für eine Logik, aus dem Vorwurfe, daß sich zwei Künstler schlecht benommen hätten, herzuleiten, daß man sich selbst ebenfalls schlecht benehmen dürfte. Was berechtigte Herrn Balázs schon im Anfang des Konfliktes, seine Arbeit zur Verfügung zu stellen? Herrn Balázs, der genau Bescheid wußte, der früher kein Gespräch vorübergehen ließ, um die verschleierten und offenen Methoden der Filmindustrie zu charakterisieren. Herr Balázs hat eine bestimmte, immer wiederkehrende Dementiertaktik. Er behauptet, man habe etwas geschrieben, was man nicht geschrieben hat. Das dementiert er dann. Er behauptet, ich hätte einen Irrtum berichtigt. In Wirklichkeit schrieb ich wörtlich: ‚Wenn Herr Balázs den Unterschied zwischen veröffentlichtem Protest und dem Protest, der in Telephonanrufen bei Filmkritikern besteht, für so wichtig hält, daß er besonders darauf hinweisen läßt, so soll ihm die Genugtuung werden. Für mich ist dieser Unterschied um so unwesentlicher, als ich das Wort ‚öffentlich' überhaupt nicht gebraucht habe.' Aber viel interessanter als der Fall Balázs ist der Fall Filmindustrie. Die Premiere des ‚Dreigroschenoper-Films' steht bevor. Der Filmgesellschaft muß daran liegen, den Prozeß zu diskreditieren. Eine Generaloffensive beginnt. Herr Balázs meldet sich. Er hat an dem Film mitgearbeitet. Herr Fred Hildenbrandt stellte betrübt fest, daß er ‚hereingefallen' sei, als er für Brecht-Weill in diesem Streite Partei nahm. Herr Hildenbrandt schreibt das Manuskript für einen Tonfilm ‚Luise, das Schicksal einer königlichen Frau'. Für welche Produktion? Für die Nero-Porten-Produktion. Die Nero-Filmgesellschaft stellte die ‚Dreigroschenoper' her." Soweit Ihering. Zum gleichen Thema sendet uns Herr Rechtsanwalt Casper, Berlin, im Auftrage von Bert Brecht das folgende Schreiben: „1. Es ist unrichtig, daß Herr Bert Brecht in irgend einer Form während oder nach Beendigung des Prozesses Mitarbeit an dem Film geleistet hat. Damit wird also auch hinfällig, daß er hierfür eine Abfindung erhalten hat. 2. Es ist unwahr, daß Bert Brecht das Prin-

zip, zu dessen Schutz er den Prozeß gegen die Nero-Film A.-G. angestrengt hat, hat fallen lassen. Der Abschluß eines Vergleichs wurde vielmehr seitens des Herrn Brecht davon abhängig gemacht, daß er nach einer gewissen Zeit, und zwar in Deutschland schon nach zwei Jahren, das Recht zur Verfilmung der Dreigroschenoper nach seinen eignen Ideen wiedererlangte. 3. Es ist unrichtig, daß Brecht auf Grund des abgeschlossenen Vergleichs oder im Zusammenhang damit eine Abfindung oder Zuwendung irgendwelcher Art erhalten hat. Richtig ist vielmehr, daß er lediglich das Resthonorar aus dem Vertrage für die von ihm geleistete Arbeit erhalten hat und von den Prozeßkosten freigestellt wurde." Béla Balázs wird antworten.

**Filzpariser.** Da hat es vor noch nicht langer Zeit in Berlin und in Paris je ein deutsch-französisches Studienkomitee gegeben, eine jener Gründungen wohlmeinender Kaufleute, die sich von entfesselten gesellschaftlichen Eitelkeiten und Kartotheken etwas versprechen. Was da wohl studiert worden sein mag, wissen wir nicht — viel kann es aber nicht gewesen sein. Denn der ehemalige Sekretär des pariser Komitees, Herr Gustav Krukenberg, hat nun in Berlin vor dem Deutschen Staatsbürgerinnenverband (das gibts) einen Vortrag über Frankreich gehalten, und in dem hieß es — nach Hugenbergs ‚Tag' — ungefähr so: Der Vortragende „machte kein Hehl aus seinem Schmerz über unser allzu freundliches Entgegenkommen, unser allzu leichtes Beiseiteschieben der uns angetanen Demütigungen. Er sprach von der selbstbewußten konservativen Verschlossenheit des Franzosen in seinem Haus wie in Volk und Staat... Locarno wie die Paneuropapläne wären nichts andres als taktische Manöver, um Deutschland an den Status quo zu gewöhnen. Um Politik mit Frankreich zu machen, müsse man vor allem Distanz halten." Die Zuhörerinnen protestierten erfreulicherweise. Worauf zu fragen: Hat Herr Krukenberg das schon vorher gesagt, als er noch von diesem Studienkomitee besoldet wurde? Wenn nein: wie kann man einen solchen Posten bekleiden und eine Arbeit, die der Verständigung dienen sollte, verrichten, wenn man gar nicht an sie glaubt? Man kann. Gott segne diese Sorte von rapprochement.

---

*Subskription der Propyläen-Weltgeschichte. Am 11. März schließt die Propyläen-Weltgeschichte ihre Subskriptionslisten. Bis dahin gilt der ermäßigte Preis, der 40 Mark Ersparnis ausmacht. Ein ausführlicher Prospekt liegt unsrer heutigen Nummer bei.*

---

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

# Dialog über Brüning von Hanns-Erich Kaminski

A. Nein, ich glaube nicht, daß Deutschland fascistisch wird. Der bewaffnete Aufstand bietet den Nationalsozialisten keine Chanchen: sie sind dazu nicht stark und die Verteidiger der Republik sind dazu nicht schwach genug. Gewiß, die Reichswehr sympathisiert mit den Nazis, aber die Mehrzahl der Offiziere ist keineswegs mutig genug, um im Fall eines Putsches offen gegen den Staat aufzutreten. Sie ziehen es vor, zu intrigieren und zu konspirieren, anstatt ungetarnt ein Abenteuer mitzumachen, das sie ihr Brot kosten könnte.

B. Ich glaube auch, daß vorläufig mal das Kräfteverhältnis der Parteien einen Rechtsputsch als übergroßes Risiko erscheinen läßt. Aber seit 1919 hat die Gegenrevolution Schritt für Schritt an Boden gewonnen. Warum soll sie nicht ihren Erfolg „legal" vollenden? Ich stimme Ihnen zu: die Nationalsozialisten werden das Tor zur Macht nicht einrennen. Die Frage ist nur, ob man es ihnen nicht freiwillig öffnen wird.

A. Mit andern Worten: die Entwicklung hängt völlig vom Zentrum ab. Darüber, daß die Parteien, die rechts vom Zentrum stehen, lieber heute als morgen eine Regierung mit den Nazis bilden würden, kann kein Zweifel herrschen. Jedoch zur Mehrheit brauchen sie das Zentrum, und das Zentrum will und kann sich nicht mit ihnen verbünden.

B. Es ist eine der interessantesten Erscheinungen unsrer Tage, daß die gesamte bürgerliche und selbst ein Teil der proletarischen Linken jetzt auf das Zentrum schwört und in Brüning den Retter sieht. Karl Marx erwähnt einmal, daß in Zeiten der Revolution sich die Bourgeoisie immer in den Schutz der bürgerlichen Partei begibt, die am weitesten links steht. Genau das gleiche Gesetz gilt offenbar in Zeiten der Gegenrevolution, nur mit umgekehrtem Vorzeichen. Was 1919 die Demokratische Partei war, ist 1931 das Zentrum! Aber die Revolution ist an sich selbst und nicht an den Demokraten gescheitert, und die Gegenrevolution wird ebenso wenig am Zentrum zerschellen!

A. Tatsächlich regiert aber Brüning doch gegen die äußerste Rechte.

B. Er regiert gegen sie wider Willen. Sie werden nicht bestreiten, daß das Zentrum sich in den letzten Jahren immer weiter nach rechts entwickelt hat. Brüning ist der Exponent des rechten Flügels in der Partei, erinnern Sie sich nicht, daß seine Laufbahn mit dem Versuch begann, alle konservativen Kräfte im Staat zu sammeln? Er hat lange Zeit mit Hugenberg verhandelt, und er hat auch jetzt die Verständigung mit den Nationalsozialisten gesucht. Als sie nicht erreicht werden konnte, drohte er mit Enthüllungen. Aber der ‚Völkische Beobachter' brauchte nur zu antworten, er habe auch Einiges zu enthüllen, und sofort wurde Brüning sehr still! Und regiert er denn überhaupt gegen die Rechte? Er regiert ohne sie, aber er macht ihre Politik.

A. Sie meinen also, wir haben bereits den Fascismus, doch ohne daß die Fascisten in der Regierung sitzen. Vielleicht haben Sie in gewissem Sinne recht. Aber vielleicht ist ein teilweises Entgegenkommen grade die richtige Methode, um zunächst die Form und später auch den Inhalt der extremsten Reaktion zu vernichten.

B. Brüning ist kein Opportunist, man würde sich sehr täuschen, wenn man glaubte, er mache nur zum Schein Rechtspolitik. Im Grunde ist er bestimmt noch so konservativ wie vor einem Jahr. Die entscheidende Gefahr ist darum, daß er Deutschland immer weiter in die Reaktion hineinführt, so weit, daß der Eintritt der extremen Reaktionäre in die Regierung schließlich nur noch einen kleinen Schritt auf dem gleichen Wege bedeutet.

A. Selbst wenn Brüning die Absicht hat, das Steuer der deutschen Politik endgültig nach rechts zu werfen, braucht er dazu doch nicht die Nationalsozialisten. Konservativ und fascistisch ist nicht dasselbe!

B. Richtig. Aber um auf die Dauer konservativ regieren zu können, braucht er eine konservative Mehrheit. Um eine Mehrheit ohne und sogar gegen die Sozialdemokratie zu erhalten, muß er sich aber mit der äußersten Rechten verständigen. Selbst wenn wir wieder einmal einen Reichstag bekämen, in dem die Stärke der einzelnen Parteien anders als jetzt wäre, würde sich daran im Wesentlichen nichts ändern.

A. Selbstverständlich neigt das Zentrum mehr zur Rechten als zur Linken. Der Katholizismus ist ja seinem ganzen Charakter nach autoritär und antidemokratisch. Jedoch grade wegen seines konservativen Grundzugs lehnt das Zentrum auch die Gegenrevolution ab, die das nun einmal Bestehende aufs schwerste erschüttern müßte. Hinzu kommt, daß die Nationalsozialisten eine halb heidnische, die Deutschnationalen eine vorwiegend protestantische Partei sind. Das Zentrum hat demnach allen Grund zu befürchten, daß sich ein entschieden reaktionär regiertes Deutschland antikatholisch und womöglich kulturkämpferisch entwickeln würde.

B. Was Sie sagen, traf auch auf Italien zu. Trotzdem hat die katholische Volkspartei dem Fascismus eigentlich in den Sattel geholfen. Die katholische Volkspartei spielte nach dem Weltkrieg in Italien eine noch größere Rolle als in Deutschland das Zentrum, und sein Führer Sturzo stand erheblich weiter links als Brüning. Aber als nach der Konferenz von Genua die Regierung Facta gestürzt wurde, handelte die Volkspartei ähnlich wie bei uns jetzt die Wirtschaftspartei. Damals erklärte sich nämlich der Sozialist Turati bereit, die bisherige Abstinenzpolitik seiner Partei aufzugeben und in die Regierung einzutreten. Da war es die Volkspartei; die sich weigerte, an einer Regierung gemeinsam mit den Sozialisten teilzunehmen! Das Resultat war die zweite Regierung Facta, die zur Katastrophe führte. In dieser Regierung saßen Volksparteiler; sie weigerten sich zuzustimmen, als der demokratische Kolonialminister Amendola das Ministerium zum bewaffneten Widerstand gegen die auf Rom marschierenden Fascisten aufforderte. Und Mitglieder der katholischen Volkspartei traten dann auch in die erste Regierung ein, die Mussolini bildete!

Vergessen Sie schließlich nicht, daß Hitler, Goebbels und andre Führer der Nationalsozialisten katholisch sind, was eine Verständigung mit dem Zentrum mindestens nicht erschweren dürfte.

A. Brüning hat nun vor Augen, was der katholischen Volkspartei Italiens ihre Politik eingebracht hat. Er sieht, daß ihre Organisationen zertrümmert sind, daß ein Mann wie Sturzo außer Landes leben muß. Grade dies Beispiel wird den Reichskanzler wahrscheinlich von ähnlichen Experimenten abhalten. Daß der Katholizismus den Nationalsozialismus ablehnt, geht außerdem aus zahlreichen Kundgebungen der deutschen Bischöfe unzweideutig hervor.

B. Auch in Italien hat sich der Klerus noch vor ein paar Jahren wiederholt gegen den Fascismus ausgesprochen. Selbst der Papst hat sich mehrere Male entschieden distanziert. Unbestreitbar ist ferner, daß die katholische Volkspartei ebenso unterdrückt ist wie die andern nichtfascistischen Parteien. Aber zuguterletzt hat die Kirche mehr gewonnen, als sie durch die Zertrümmerung der Volkspartei verloren hat. Der Lateranpakt und das Konkordat haben dem Klerus einen Einfluß in ganz Italien verschafft, wie er ihn längst in keinem andern Land der Welt mehr besitzt.

A. Ich gebe ohne weiteres zu, daß Pius XI. ein Reaktionär ist, der ausgezeichnet in dies Zeitalter der Diktatoren paßt. Zweifellos würde er das Zentrum lieber im Bunde mit der Rechten als mit der Sozialdemokratie sehen. Aber der Papst ist nur in seinen Neigungen und Methoden Fascist, das Ziel seiner Politik ist selbstverständlich die Stärkung des Katholizismus als Machtfaktor. Er hat eine Zeitlang mit dem Fascismus zusammen oder wenigstens parallel gearbeitet. Aber die Enttäuschungen, die er erlitten hat, haben zu einer gründlichen Umkehr der päpstlichen Politik geführt. In Italien steht der Vatikan jetzt im heftigen Kampf gegen den Fascismus wegen der Frage, ob die Jugenderziehung Sache des Staates oder der Familie und der Kirche sei. Und noch bedeutsamer ist in dieser Hinsicht die Niederlage Seipels, der noch vor kurzem in Rom als der Schöpfer eines katholischen mitteleuropäischen Reichs galt. Bei den österreichischen Wahlen erklärte die Geistlichkeit es gradezu für eine Todsünde, nicht für Seipel zu stimmen. Das Resultat dieser Propaganda ist der Austritt von 400 000 österreichischen Katholiken aus der Kirche, der allein seit den Wahlen erfolgt ist! Seipel ist jetzt zur „Erholung" auf Urlaub geschickt, und die deutschen Bischöfe sind nicht nur von den Nationalsozialisten abgerückt, der Bischof von Berlin hat soeben in einem Fastenbrief ausdrücklich auf die sozialen Enzykliken Leos XIII. hingewiesen und nachdrücklich erklärt, die Kirche sei durchaus nicht kapitalistisch.

B. Den Einfluß des Vatikans auf das Zentrum und auch auf Brüning darf man in der Tat nicht gering anschlagen. Natürlich erhält Brüning keine Direktiven, aber ebenso sicher ist es, daß die Auffassung Roms durch viele Kanäle zu ihm dringt. Die Frage ist nur, wie weit sich der Kanzler danach richtet. Es hat schon mehr fromme Katholiken gegeben, die ohne und selbst gegen den Vatikan Politik gemacht haben. Sie wissen

eben sehr genau, daß auf die Dauer die Kirche sich mit jeder Lage abfindet, die einmal Tatsache geworden ist.

A. Trotz allem, was Sie sagen, glaube ich nicht, daß Brüning sich als Vorkämpfer der schlimmsten Reaktion fühlt und den Nationalsozialisten zur Macht verhelfen will. Und in jedem Fall ist er das kleinere Übel. Wenn er stürzt, kommen die Nationalsozialisten bestimmt zur Herrschaft. Solange er regiert, dürfen wir wenigstens hoffen, daß uns das erspart bleibt.

B. Ich finde es leichtfertig, die Zukunft Deutschlands auf eine so zweifelhafte Karte zu setzen. Das Proletariat hat 1919 seinen Sieg an die Bourgeoisie abgetreten, und das ist ihm teuer zu stehen gekommen; wenn es jetzt sogar seine Verteidigung einem Klassenfeind wie Brüning überläßt, so kann es diese Politik noch viel mehr kosten. Das Risiko ist unter allen Umständen groß, aber um sich zu behaupten, muß man kämpfen, und wer gegen die Fascisten kämpfen will, muß auch gegen die fascistische Politik kämpfen, an die Brüning Deutschland langsam gewöhnt.

## Alfons XIII. von Carl v. Ossietzky

Seit einer Reihe von Wochen verfolgt die Welt den Kampf, den der spanische König um seine Krone führt, wie ein großes Zirkusspiel. Wird Don Alfonso sich auch diesmal wieder behaupten? Er hat in Defensiven dieser Art Routine. Nicht zum erstenmal ist unter diesem König, der sein Amt 1902 als Sechzehnjähriger antrat, die Dynastie bedroht. Vor zwanzig Jahren, nach der Hinrichtung des katalanischen Syndikalisten Ferrer ging ein Orkan von Empörung über die spanische Monarchie nieder. Im Herbst 1918 nahm ein vieltägiger Generalstreik sozialrevolutionäre Formen an, die rote Fahne stieg auf, tagelang wurde in Madrid und Barcelona auf den Straßen gekämpft. Siegte auch der König damals noch, so warfen doch die Krisen der Nachkriegszeit und die wachsende Industrialisierung des Landes Fragen auf, die mit alten Rezepten nicht mehr zu behandeln waren. Der König flüchtete hinter die Militärdiktatur des Generals Primo de Rivera, die sich bis vor Jahresfrist hielt. Dann kam General Berenguer, der ein freiheitliches Regiment und beste konstitutionelle Formen versprach. Die Opposition mißtraute den Versprechungen mit einigem Recht, und seitdem ist es nicht mehr ruhig geworden. Der Putsch einer Pyrenäengarnison, der Aufruhrversuch des Fliegeroffiziers Franco — das alles ist für ein Jahr etwas viel. Und doch hat es die guten Nerven des Königs nicht erschüttert, den dreißig Jahre voller Meutereien und eine Reihe Bombenattentate nicht mürbe machen konnten. Dieser König hat viele Mängel, aber er ist kein Deserteur. Er kann nicht nur schießen lassen, sondern weit besser noch politische und diplomatische Mittel gebrauchen. Er ist seinen demokratischen Gegnern über, er ist ohne Zweifel der stärkere Realpolitiker und Rechner.

Vor einer Woche schien es mit Alfons zu Ende zu sein. Ihm blieb nichts übrig, als sich an seinen geschworenen Feind Sanchez Guerra zu wenden, der ihm grausame Bedingungen vorlegte. Eine Nationalversammlung sollte über die Staatsform entscheiden, der König für diese Zeit seiner Prärogative

enthoben sein, was einem schwach verhüllten Hinauswurf gleichkam. Die amtliche Depeschenagentur bereitete schon auf die Abreise des Königs vor. Guerra verhandelte mit dem liberalen Politiker Santiago Alba, der noch immer in der pariser Emigration lebt, er verhandelte mit den Führern des letzten Putsches, die noch im Gefängnis sitzen, und allen gingen diese Bedingungen nicht weit genug. Doch inzwischen hatte der König, der schon gar nicht mehr vorhanden zu sein schien, wieder Luft geschöpft und ein Ministerium der royalistischen Erhaltung, mit einem Admiral an der Spitze, ins Leben gerufen. Die Entscheidung ist wieder vertagt, die große Auseinandersetzung in eine Kette zahlloser Plänkeleien aufgelöst — statt Guerra wieder, wie fast dreißig Jahre, Guerilla.

Für deutsche Augen hat diese spanische Revolution etwas Rührendes. Sie ist noch ganz und gar Sache des Bürgertums, sie erinnert an jene graue Vergangenheit, als auch bei uns das Bürgertum noch revolutionär bewegt war, noch gegen Feudalismus und Militarismus auf die Barrikade stieg und in der Politik an Ideale glaubte. Die bärtigen Köpfe dieser Politiker erinnern an die Rhetoren der Paulskirche, die einen so guten Willen hatten so glänzende Programme und so wenig Ahnung von der Macht. Der hauptsächliche Faktor in der spanischen Politik ist die Armee. Seit hundert Jahren gibt sie den Ausschlag, sie hat seitdem alle Revolutionen und Reaktionen gemacht. Die Arbeiterschaft, stark in Madrid, in den baskischen Provinzen, in Katalonien und Valencia, ist von moderner Arbeiterpolitik ziemlich unberührt. Sie glaubt noch immer fest an die direkte Aktion, sie schwört auf Bakunin und Georges Sorel, ihr Anarcho-Syndikalismus hat marxistische Ideen nicht populär werden lassen. Das bedeutet praktisch, daß ein paar Millionen Arbeiter sich an keinen Wahlen beteiligen wollen, daß sie also dem Republikanertum verloren sind. Deshalb die Unsicherheit der Linken, die nur eine schwache Intelligenzschicht umfaßt und über Klubbismus und romantisches Verschwörertum nicht hinausgelangt. Es gebricht ihr an organisierten Kräften. Die Regierung wäre also, wie viele Jahrzehnte, in der Lage, die Wahlen zu machen. Der niedere Klerus und die „Kaziken", die Dorfgewaltigen, würden die stumpfe, gleichgültige Landbevölkerung wie eine Schafherde an die Wahlurne schleppen und das gewünschte Resultat erzielen.

Diese Schwäche seiner Feinde kennt der König, und das gibt ihm Gelegenheit zu tausend Winkelzügen. Es fehlt ihm weder an Geist noch Weltkenntnis, er ist nicht einmal Absolutist aus Prinzip, sondern einfach aus Gewohnheit. Der Spanier Salvador de Madariaga hat in seinem hier vor einiger Zeit gewürdigten Buche sehr interessant erzählt, wie der sechzehnjährige König am Abend seiner Krönung nichts Eiligeres zu tun hatte, als einen Ministerrat zusammenzutrommeln, und wie die asthmatischen Exzellenzen der unbarmherzigen Wißbegierde eines Knaben Rede und Antwort stehen mußten. So ist Alfons XIII. bis heute geblieben: unter verbindlichen Formen ein Mann von sehr herrischen Prätentionen, wenn er auch später gelernt hat, der Diplomatie mehr zu vertrauen als dem offenen Befehl. So führt er einen zwar taktisch glänzenden, aber in der Sache recht donquixotehaften Krieg gegen die Zeit,

den er im fünften Akt doch verlieren muß. Und würde er selbst obsiegen, der Thronfolger ist ein armer Krüppel, ein Degenerierter. Für was kämpft Don Alfonso, wenn nicht für den Nächsten der Dynastie —? Also nur für die eigne Freude an der Macht, für das süße Gefühl zu gebieten und über fremde Schicksale entscheiden zu dürfen. Wir können ihn nur politisch verurteilen, denn warum soll ein König leicht auf das verzichten, was jeder Rayonchef für sich beansprucht?

---

# Die Folterkammern Europas von Jakob Links

Über die grauenhaften Zustände in der zu Polen gehörenden West-Ukraine und über die Drangsalierungen und Folterungen in den Gefängnissen von Lemberg und Luzk sind in den letzten Wochen immerhin einige spärliche Nachrichten in der deutschen Presse veröffentlicht worden: im allgemeinen erreicht uns zivilisierte Mitteleuropäer kein Schrei, der von gequälter Menschenseele innerhalb jener Gegend ausgestoßen wird, die etwa zwischen Warschau, Budapest und Athen liegt. Und wäre es nicht vor kurzem einem englischen Journalisten gelungen, in der West-Ukraine ein paar Beobachtungen zu machen und diese dann im ‚Manchester Guardian' zu veröffentlichen, wer weiß, ob wir dann überhaupt etwas von den Grausamkeiten des polnischen Regimes gegenüber der ukrainischen Minderheit wüßten. Zwei Kollegen von ihm waren vorher, als sie in westukrainischen Dörfern photographische Aufnahmen machen wollten, von den Polen verhaftet und ins Gefängnis geworfen worden. Daß sie überhaupt wieder freikamen, freilich erst, nachdem man ihnen alles Bildmaterial und alle Notizen weggenommen hatte, hatten sie nur dem Umstand zu verdanken, daß sie englische Staatsangehörige waren. Vor einem Machtwort aus Downing Street pflegt Pilsudski sich bis auf die Erde zu verbeugen, er weiß, warum.

Die selbst für Balkanbegriffe maßlosen Roheiten der polnischen Behörden gegen die ukrainische Bauernbevölkerung sind nicht etwa neuern Datums. Das geht seit zehn Jahren so: 1922 wurden zunächst einmal die Bauernführer erschossen, im Sommer 1925 begann man mit Massenhinrichtungen von Bauern. Im Jahre 1929 wurde dann die berüchtigte Pazifierungsaktion durchgeführt. Das Resultat war, neben vielen Toten, zahllose zu Krüppeln geschlagene Bauern, verwüstete Dörfer, zerschlagene Kirchen, vergewaltigte Frauen, erpreßte Gelder. Als diese Aktion beendet war, begann die Wahlkampagne.

Warum das alles? Die Verhältnisse liegen klar. Es ist einmal der für das Europa der Nachkriegszeit so typische Kampf der Mehrheit eines Landes gegen die ihm einverleibte nationale Minderheit. Der polnische Chauvinismus ist grenzenlos. Und da er sich in der Bekämpfung der deutschen Minderheiten aus den verschiedensten außenpolitischen Gründen Reserven auferlegen muß, tobt sich der Haß gegen die völlig hilflosen Westukrainer, von denen der Völkerbund nie etwas läuten gehört hat, mit umso stärkerer Brutalität aus. Denn es handelt sich ja meist — und das ist das zweite Moment — um arme Bauern, die gezwungen sind, für die wenigen polnischen Großgrund-

besitzer, denen das ganze Land gehört, Frondienste zu leisten. Also nicht nur nationale, sondern auch soziale Unterdrückung.

Wir haben längst aufgehört, uns zu wundern über schier unglaublich klingende Greuelberichte aus den verschiedensten europäischen Gefängnissen. Fast sind unsre Nerven abgestumpft über der Fülle des Materials, das uns seit Jahren aus allen Gegenden zufliegt. Diese Saat wird eines Tages aufgehn.

Aber vorläufig dürfen sie noch lachen, die Nutznießer des „Systems". Auszug aus einem Brief eines politischen Gefanggenen aus dem Gefängnis von Luzk (West-Ukraine):

„Am meisten schlug und marterte man Bilawla, dem man Zähne ausschlug, die Nieren verletzte, und dem man die an Fersen und Sohlen herabhängende Haut abschneiden mußte. Berta wurde viermal gemartert, man schlug sie über die Fersen und flößte ihr Wasser in die Nase ein. Ebenso Rutka, die der Polizeiwachtmeister Tkatschuk mit einem Holzstab vergewaltigte. Das war auf dem Transport. In Luzk schlug man alle Frauen, wohin es traf, den Männern schlug man über die Geschlechtsorgane, drehte sie aus und so weiter."

Und Rutka Sp. berichtet: „Die Männer wurden mit Gummistöcken über die Hoden geschlagen, so daß diese wie Melonen anschwollen. Dann hetzte man einen Hund auf sie, der die Hoden aussaugte. Mich vergewaltigte man zweimal und goß mir aus einem fünflitergroßen Krug Wasser in die Nase. Man gab mir mit einem Gummiknüppel fünfzig bis hundert Schläge über die Fersen."

Ein dritter Gefangener berichtet aus dem Gefängnis in Lemberg: „Nachdem die siebzehnjährige K. Stifter dreimal vergewaltigt worden war, wurde ihr in die Gebärmutter eine glühende Eisenstange hineingestoßen und dann pumpte man Wasser hinein. Die andern wurden über die Fersen geschlagen und mit heißen Eisen gebrannt, man hing sie an den Haaren auf und steckt Stecknadeln unter die Fingernägel." Infolge der Folterungen wurde das Mädchen wahnsinnig.

Es handelt sich fast durchweg um ganz junge Menschen. Nach dem Bericht eines lemberger Rechtsanwaltes sitzen gegenwärtig allein im Gefängnis von Luzk vierhundert Achtzehnbis Zwanzigjährige.

Es ist ja nicht die einzige Ecke Europas, in der diese furchtbaren Dinge geschehen, ohne daß auch nur einer der vielen Mächtigen, die heute in der Welt etwas zu sagen haben, einen Finger rührt.

Von Lemberg bis Belgrad ist es nicht weit, und allein die Verschiedenheit der Sprache, nicht etwa die der Folterungsmethoden beweist uns, daß wir uns in einem andern Lande befinden. Das jugoslawische Blutregime ist jüngern Datums, es begann erst im Januar 1929, als Alexander, der König mit dem Oberlehrerkneifer, sich als Mussolini etablierte. Aber man hat schnell nachgeholt, was vorher durch die Schuld einer allzu schlappen demokratischen Regierung versäumt wurde.

Auch über die jugoslawischen Folterkammern hätte das golfspielende Europa wohl nie etwas erfahren, hätte sich nicht im Sommer vorigen Jahres peinlicherweise der Fall der deutschen Schriftstellerin Hilde Isolde Reiter ereignet. Dieser

Fall war doch nicht mehr ganz zu vertuschen: man hatte die Schriftstellerin ins Gefängnis geworfen, gefesselt und mit dem Gummiknüppel auf die nackten Fußsohlen geschlagen, bis sie nicht mehr gehen und stehen konnte. Empörung im deutschen Blätterwald, eine Demarche des deutschen Gesandten in Belgrad, Beschwichtigungserklärung der jugoslawischen Regierung, Versetzung des schuldigen Beamten. Und spiegelglatt war wieder die See.

Man wird sich so leicht nicht mehr in Jugoslawien an einem Ausländer vergreifen. Aber man hat ja genug Landsleute an der Hand. Zum Beispiel die verfluchten Kroaten. Man hat allein im Jahre 1929 rund sechzig von ihnen teils auf der Flucht, teils zufällig erschossen. Soweit man sie nicht ermordet, wirft man sie ins Gefängnis und richtet sie dort zugrunde. Ganz genau auf dieselbe Weise wie in Luzk oder in Lemberg. Der Bund „Freier Balkan" hat einige Berichte und Briefe aus jugoslawischen Gefängnissen gesammelt und vor kurzem in einer knappen Broschüre herausgegeben. Was diese Broschüre an Tatsachen enthält, sucht seinesgleichen sogar im Europa der Nachkriegszeit. Brief eines Bauern über das Polizeigefängnis von Zagreb:

„Hier sah ich zum ersten Male, wie man Arbeiter und Bauern foltert. Sie rollen die Menschen in einen Klumpen zusammen, binden sie an eine Holzstange, und dann drehen sie sie auf dieser Stange wie ein Lamm am Spieß, bis die Gefesselten das Bewußtsein verlieren. Sie schlagen mit Ochsenziemern und brechen ihnen die Knochen, Arme und Beine, Genick und Rippen. Viele sind ganz gebrochen."

Bericht eines Gefangenen, ebenfalls aus Zagreb: „Es gibt die verschiedensten Foltermethoden. Oft werden die Gefangenen mit der Kette, mit der die Hände gefesselt sind, an den Türpfosten gehängt, dann wird ihr Kopf nach unten gezerrt, bis die Knochen brechen. Die durch Schläge angeschwollenen Fußsohlen werden mit Kerzen gebrannt. Der kroatische Nationalist Javor wurde im Polizeigefängnis kastriert, indem man an seine Hoden schwere Eisengewichte und Ziegelsteine aufhing, bis die Adern rissen. Der kroatische Nationalist Zbik wurde gefesselt in eine Zelle eingesperrt, in die dann ein Bienenschwarm gelassen wurde. Dem Gefesselten, der sich überhaupt nicht bewegen konnte, zerstachen die Bienen den ganzen Kopf."

Es sind nicht die schlimmsten Fälle, die hier herausgegriffen wurden, das Material enthält noch weit furchtbarere, nicht wiederzugebende Schilderungen.

Es hat hier wohl wenig Sinn zu protestieren. Aber der Reiselustige, der, von schönen Plakaten verlockt, den Plan faßt, die dalmatinische Küste kennenzulernen, kaufe sich nicht nur den Grieben, sondern erwerbe für ein paar Groschen auch den Blut-Baedecker, den der Bund „Freier Balkan" herausgegeben hat. Der genaue Titel lautet: „Diktatur in Jugoslawien". Vielleicht beschließt er dann, ein Land zu meiden, dessen Anblick das Auge erfreut, aber dessen Erde gedüngt ist von Blutströmen gefolterter und gemordeter Menschen.

Reisende, meidet den Balkan!

# Grüner Tisch und grünes Feld

von Jan Bargenhusen

## IV

### Po morn

Neulich habe ich einen holsteiner Landsmann getroffen, der war bis anno 1914 über die Grenze seines Kirchspiels nicht hinausgekommen; dann aber hat er vier Jahre lang mit den Preußen großen Reisen gemacht: nach Polen, Rußland und Serbien. Jetzt sitzt er in Hinterpommern und findet sich da ganz gut zurecht, denn er hat ja im Kriege mancherlei gelernt. Nowgorod, oder, wie die Pommern sagen, Naugard — das heißt natürlich Neustadt, genau so wie Stargard Altstadt heißt, und Belgard, man kann auch Belgrad sagen, Weißenstadt. Kolm, Golm, Kalm, Kulm und Chlum — das ist alles dasselbe, wenn es auch noch hinter das Slavische zurückreicht bis auf ein indogermanisches Urwort: es heißt ganz einfach Berg. Und woher das langgestreckte Küstenland seinen Namen hat, das sich von der pommersch-mecklenburgischen Grenzscheide, namens Darßer Ort, in weit geschwungenem Bogen über das Oder-Delta hinzieht, bis zu jenem Kap Rixhöft, am Eingang der Danziger Bucht — auch diese Frage ist mit einiger Kenntnis slavischer Sprachen unschwer zu beantworten. Ob es nun Kassuben, Wenden, Obotriten oder Polen waren, die zuerst den Namen prägten — auf jeden Fall heißt das schöne Land nach den Worten po morn, Das ist: längs des Meeres.

Es ist wirklich ein schönes Land. Man darf es nur nicht mit der Bahn durchfahren, auf der Strecke von Stettin nach Danzig, sonst stirbt man möglicherweise vor Langeweile. Zu einer wirklichen Entdeckerfahrt gehört das Auto, gehören Fahrten kreuz und quer, und die beste Jahreszeit dazu ist der späte Frühling, oder der frühe Herbst. Man darf auch nicht die Oberstadt von Stettin ansehen, das gräulichste Produkt des Städtebaus aus der wilhelminischen Periode, sondern die Altstadt mit den mächtigen Kirchen und dem klotzigen Schloß, die sich am steilen Uferrand in engen und steilen Gassen aufbaut, so, daß man glauben könnte, am Main oder am Neckar zu sein, und nicht etwa an der Oder. Oder noch besser ists, nach Stralsund zu fahren, das vom Westfälischen Frieden bis zum Wiener Kongreß eine stille schwedische Kleinstadt gewesen ist, — diese Stadt hält jedem Vergleich mit Lübeck oder Danzig stand.

Die Leute, die „längs des Meeres" wohnen, sind aber keine seefahrende Nation, trotz ihrer Hansestädte, trotz Nettelbeck, trotz der Fischerdörfer auf den Inseln und entlang der ganzen weiten Küste, die von der Odermündung einhundertundfünfzig Kilometer nach Nordwesten, zweihundertundfünfzig Kilometer nach Nordosten reicht. Es ist ein Volk von Ackerbauern und Waldläufern, und auch von der Viehzucht verstehen sie eine Menge.

Vom Walde muß zuerst die Rede sein. Denn schließlich ist Acker und Weide, hier wie überall in Ostelbien, ursprünglich Waldland gewesen, und sozusagen aus dem Walde herausgehauen worden. Wie der pommersche Urwald ausgesehen hat, das kann man heute noch am Darß, in dem vielleicht

besten, sicherlich wildesten Rotwildrevier Preußens studieren, zwischen dem Dünenrand und dem Brackwasser des Boddens. In Mittelpommern, westlich ans Haff anstoßend, liegt eins der größten Waldgebiete Deutschlands: der Kreis Ückermünde, schwerer Boden mit hohem Grundwasserstand, besteht eigentlich nur aus dreizehn Oberförstereien, ein paar Dörfern voll von Holzarbeitern und Wilddieben, und schließlich dem Flecken Torgelow, der für ganz Deutschland Pumpen baut. In Hinterpommern, an der Korridorgrenze, gibt es bei dem Städtchen Lauenburg den schönsten Buchenwald, richtige Waldberge, wie ein Stück Thüringen. Links und rechts der Oderaue mit ihren Gemüsefeldern und ihren Obstbaumhügeln, in einer Landschaft mit den lieblichen Zügen Unterfrankens, wachsen Eichen und Buchen, nicht anders als dort. Freilich gibt es auch endlose Kiefern-Einöden, in Mittelpommern besonders, und im Osten, etwa im Kreise Bublitz, findet man arme Heideböden und sterile Kieshalden, auf denen sich selbst Kiefern, Birken und Wachholderbüsche nur eben jämmerlich erhalten. Aber eine halbe Stunde weiter ist das Bild schon wieder bunt und abwechslungsreich, und auch dort, wo Spanner und Forleule ein Stück Kiefernwald ausgefressen haben, findet man niemals große Flächen mit jenen trostlosen Waldbildern, die für viele Quadratmeilen der Oberlausitz oder des mittlern Fläming typisch sind.

Mannigfaltig genug ist auch das Kulturland. Im pyritzer Weizacker gedeihen die Zuckerrüben so gut wie in der Provinz Sachsen, aber Neustettin, Bütow und Rummelsburg haben stellenweise die ärmsten Roggenböden. Vorpommern hat prächtige Weideländereien; es ist zwar keine Marsch, aber viel fehlt dazu nicht. An der hinterpommerschen Seeküste, im Lebatal, in das wildgewordene Kulturbautechniker Millionen für Meliorationsarbeiten hineingesteckt haben, friert es oft noch im Juni, und im August schon wieder; die Moorwiesen bleiben sauer und mager, und liefern kaum einen Ertrag. Aber eine halbe Stunde weiter nach Osten, dort, wo die Dynastie Fließbach ansässig ist, wächst auf dem milden Sandboden schönes Getreide und gutes Futter; die rotbunten Holsteiner auf den Fließbach-Gütern können sich getrost neben ihren Stammherden aus der Wilstermarsch sehen lassen. Die Viehwirtschaft ist überhaupt eine große Sache bei den pommerschen Landwirten — wobei man freilich nicht vergessen darf, daß neben den alteingesessenen Familien, den Urpommern also, viele fremdstämmige Elemente seit zwei oder drei Generationen ihren Sitz im Lande haben, die aus ihrer Heimat mancherlei Gutes mitbrachten. Das gilt besonders für Neu-Vorpommern, das Land der Großgüter und Großpachtungen, das tüchtige Landwirte von überall her angezogen hat, von Hannover, aus Provinzsachsen, selbst aus Süddeutschland. Auch die musterhafte Molkerei in Stolp, die einen vorzüglichen „deutschen Camenbert" als „Stolper Jungchen" herausgebracht hat, ist erst von Ausländern in Schwung gebracht worden: der Chef stammt aus Hessen und sein Käser sogar aus der Rhön. Aber die Milch, die dort verarbeitet wird, ist eben doch ein pommersches Produkt, und man soll nicht denken, daß es nur in Ostfriesland oder in Schleswig prima Milchkühe gäbe. Bei Deicke

in Peest steht die beste Rindviehherde weit und breit; jede Kuh hat natürlich ihren Namen — das ist auch anderwärts so — aber oh Wunder, hier kennt sie ihn auch: wenn also der Schweizer auf der Weide „Beatrice" ruft, dann kommt die Kuh Beatrice, holt sich ihren Kraftfutterbeutel ab, und läßt sich melken. Wer aber etwas von Schweinen sehen will, muß zum Ökonomierat Schlote nach Charlottenhof gehen, und wer einen Widder kaufen will, dem sei der Besuch der Jährlingsauktionen in Dabitz, beim Vater Berg, besonders empfohlen.

Die Pommern glauben sogar an die Segnungen der Landbautechnik, und das will gewiß viel heißen: fortschrittliche Ostelbier! In Varzin sitzt ein Graf Bismarck, ein Enkel des Kanzlers, der, gleich seinem Freunde v. Bethmann-Hollweg aus Hohenfinow, dem Kanzlersohn, mehr von Schleppern versteht, als die meisten Traktorenfabrikanten in Deutschland. Herr v. Kleist auf Kamissow dagegen baut Getreidespeicher, besser und billiger, als die Amerikaner es können, und er hat, wie vor ihm schon (damals in der Caprivi-Zeit!) der alte Amtsrat Grimm im Mecklenburgischen, das Rätsel gelöst, wie man die Kartoffeln am besten verwertet: daß man sie nämlich, zwölf Monate im Jahr, an die Pferde verfüttert, und dafür lieber den Hafer verkauft. Für Kartoffelflocken wieder ist Herr Hasso von Knebel auf Doeberitz zuständig, und sein Freund, Herr v. Zitzewitz auf Kottow, will sogar, mit dem heidelberger Professor Bergius zusammen, aus schlechtem Kiefernholz gutes Schweinefutter machen, Zuckerfutter nämlich, und nicht etwa Spiritus, wie das andre Leute bereits angefangen haben. Ein anschlägiger Kopf ist auch sein Vetter Zitzewitz auf Püstow, der aus seinen Sandhügeln ein kohlensäurehaltiges Wasser zapft, um es auf Flaschen zu ziehen und gut zu verkaufen; offiziell heißt es „Greifensprudel", weil der Greif das Wappentier des Landes ist, inoffiziell aber „Château Püstow", und es ist in diesen schlechten Zeiten, statt Château Lafitte und Château d'Yquem, zum pommerschen Nationalgetränk geworden. Die Bauern freilich, die es ja auch noch gibt, neben den Großagrariern und den Landarbeitern, trinken nach wie vor Buttermilch.

Als Spezialität des Landes neben Buttermilch, Spickgänsen und den bekannten Knochen der pommerschen Grenadiere, verdienen jene Herren v. Zitzewitz überhaupt eine besondere Erwähnung. Sie sind ihrer Heimat treu geblieben, und wohnen heute noch, wohl zwölf aus einer Sippe, zwischen Stolp und Rummelsburg rund um den alten Stammsitz, dicht an dicht, soweit eben Güter von jeweils ein paar tausend Morgen überhaupt dicht aneinander liegen können. Der Wanderer, der das Zitzewitz-Land von Westen her passiert, kommt dann nach Puttkamerun, ins Gebiet der Herren von Puttkammer, die ihren Namen aus grauen polnischen Zeiten tragen, als sie noch der „camera regis" ihres angestammten Königshauses vorstanden. An jene Zeit erinnern auch noch manche Vornamen, wie Bogislav, Kasimir und Stanislaus, die in bessern Familien üblich sind, wie etwa in andern die Namen: Dietloff, Henning, Hans Bone, Hasso, Hans Wend, Elard oder Hans Abraham. Auch in andern Teilen der Provinz sitzen noch Großfamilien zusammen: die Grafen Behr, die Herren v. Flemming, v. Schwerin, v. Kleist, v. Wedel, v. Maltzan,

aber so zahlreich oder so ausschließlich pommersch, wie die der Zitzewitze, ist keine von ihnen.

Ein Zitzewitz ist es auch, der Kottower nämlich, der jetzt Pommern, oder überhaupt ganz Ostelbien die neue agrarpolitische Linie bringen will. Pommern ist, nächst Ostpreußen, das am stärksten verschuldete Agrargebiet Deutschlands. In mancher Beziehung sind die ostpommerschen Verhältnisse noch sehr viel schlimmer, weil die „Insel" jenseits des polnischen Korridors bereits reich mit Subventionen aller Art, Frachtbeihilfen und dergleichen, bedacht worden ist, während Pommern, besonders in seinen ärmern und obendrein noch verkehrsungünstig gelegenen Grenzgebieten, bisher nur spärliche Subsidien abbekommen hat. Nun gibt es in dem Lande „längs des Meeres" eine Gruppe, man kann auch sagen: eine Clique, sogenannter „führender Landwirte", die sich schon seit Jahren, mit viel Geschick und wenig Erfolg, für eine stärkere Berücksichtigung der spezifisch pommerschen Interessen einsetzen. Diese Gruppe konzentriert sich um die stettiner Landwirtschaftskammer, deren Präsident, Herr v. Flemming auf Paatzig, wie alle Flemmings im Kreis Kammin, gegenüber der Insel Wollin, ansässig, schon äußerlich sein Volk um gut eines Hauptes Länge überragt. Neben Herrn v. Flemming, der, als wahrer Grandseigneur, mit einer unendlichen Liebenswürdigkeit für seine Sache wirbt, neben den dii minores der v. Flügge-Speck, v. Knebel-Doeberitz, Doktor Ramm, Doktor Spiller, und wie sie alle heißen mögen, ist der Kottower die Seele, oder das Hirn des Ganzen. Eine nicht ganz gewöhnliche Erscheinung gewiß: ein breiter und schwerer Mann, im Kriege schrecklich zusammengeschossen, mit klugen und fast ein wenig scheuen Augen. Ihm verdanken wir die Idee, daß die Umschuldung, das Kernstück der nunmehr bis zur Elbe ausgedehnten „Ost"-Hilfe, durch sogenannte Haftungsverbände der Landwirtschaft durchgeführt werden soll. Und wenn diese seine Idee nun sogar zur Tatsache wird, so verdanken wir dies nicht zuletzt dem Umstand, daß unser Herr v. Zitzewitz-Kottow der Schwipp-Schwager des Grafen v. Schwerin zu Krosigk ist, der im Reichsfinanzministerium als Leiter der Etats-Abteilung sozusagen an der Quelle alles Guten sitzt.

Honette Leute, tüchtige Leute sind die Pommern, und was sie in ihren landwirtschaftlichen Betrieben geleistet haben, im großen Durchschnitt versteht sich, das muß immer wieder anerkannt werden, und grade dann, wenn man mit aller Skepsis an die Betrachtung der großagrarischen Betriebsform herangeht, die eben doch nur, wie es die Erfahrung der sieben Jahre seit der Inflationszeit zeigt, mit einer ganz außergewöhnlichen Tüchtigkeit auf agrartechnischem und betriebswirtschaftlichem Gebiete zu halten ist. Schlange-Schöningen, der Politiker — das ist einer von den wenigen Leuten, die es fertig bringen, sich in der Krise zu halten. Auf dem grünen Feld also, um das noch einmal zu sagen, haben die Pommern gewiß ihren Mann gestanden. Am grünen Tisch der bureaukratischen Überlegungen aber haben sie sich sozusagen als Überbureaukraten erwiesen. Die Haftungsverbände, in denen sich die Empfänger der verbilligten Umschuldungskredite nach dem Plan des Herrn v. Zitzewitz zusammenschließen sollen, sind wahre Monstra or-

ganisatorischer Art. Man nennt sie Selbsthilfe-Organisationen, weil in ihnen jeder Besitzer dem andern helfen soll, möglichst viel Geld aus dem großen Topf der öffentlichen Kredite herauszuholen. Mit der solidarischen Haftung in diesen neuen Verbänden wird das alte Prinzip der „Landschaften", der berufsständischen Hypothekarkredit-Organisationen, wieder aufgenommen. Freilich mit einer entscheidenden Veränderung: der Landschaftskredit ist der Kredit der besten Sicherheiten, erststellig eingetragen — die Umschuldungsverbände aber sammeln jene Betriebe, die bereits überschuldet sind, und die normalerweise keinen Kredit mehr erhalten können. Der Haftungsverband ist sozusagen die Landschaft noch einmal — aber von hinten. Es ist der Versuch, die wirtschaftlich Blinden und die wirtschaftlich Lahmen zu gegenseitiger Hilfeleistung zusammenzufassen, um, wenn möglich, mit dieser Garde die wirtschaftlich Toten, die „nicht mehr sanierungsfähigen" unter den Großagrariern, ins Leben zurückzuholen.

„Schlagartig" soll die Umschuldung einsetzen, und möglichst generell, ohne die individuelle Nachprüfung der Kreditfähigkeit und -würdigkeit des Einzelnen, will man die Umschuldungskredite verteilen. Diese Kredite stammen teils aus Geldern, die vom Reich und von Preußen aufgebracht worden sind, oder, wenn die Garantien erst einmal effektiv werden, noch aufgebracht werden müssen; teils stammen sie aus der Industrie — nämlich aus den Mitteln der „Bank für Industrie-Obligationen", diesem Dawesplan-Requisit, das in Zukunft die innern Reparationen aufzubringen und an die Ostelbier abzuführen haben wird. Und schnell soll es natürlich gehen, sehr schnell! Nun ja, die neue Umschuldungsbank, die aus der Bank für Industrie-Obligationen entstehen soll, wird es ja bald merken — wenn sie erst überhaupt einmal das Geld erhält, für dessen Verteilung hier der große und komplizierte neue Apparat geschaffen werden soll — was eine schnelle Kreditgewährung bedeutet. Das läßt sich nämlich sehr einfach auf die kurze Formel bringen: „Wer schnell gibt, verliert doppelt."

Hundert Millionen hat die Sanierung der Genossenschaften in den letzten zwei Jahren gekostet. Eine Milliarde wird jetzt in die Osthilfe hineingesteckt und dabei sanieren sich, auf indirektem Wege, die Landschaften. Frage: Was mag die Sanierung der dritten Agrarkredit-Organisation, der nun zur schaffenden Haftungsgemeinschaften, in ein paar Jahren kosten?

---

## Der Mann mit der Kanone von Bernhard Diebold

Das Folgende ist wahr und wahrhaftig am 19. Februar abends um halbsechs geschehen; denn es steht in sämtlichen berliner Blättern und unterliegt keiner politischen Deutung. Also ist es wahr. Auf dem Balkon im zweiten Stock des Hauses Pfalzburger Straße 5, Berlin W, steht Herr Johannes Lautkin und feuert aus seiner selbstgemachten Schnellfeuerkanone in die Lietzenburger Straße. Warum schießt er?

Herr Lautkin gibt etwa dreißig Schüsse ab auf Mauern und Ziegel. Auch vom Turm der Ludwigskirche splitterte er ein paar Steine ab. Das genügte Herrn Lautkin. Menschen traf

er nicht und wollte er nicht treffen. Wozu also? Ja wozu? Als das Überfallkommando zur Bekämpfung Herrn Lautkins eintraf, fiel es Herrn Lautkin gar nicht ein, seine Kanone gegen die Feinde zu richten. Herr Lautkin hat keinen Feind. Er hat nur eine Kanone. Willig ließ er sich abführen.

Johannes Lautkin, ein stiller Mann von achtunddreißig Jahren, galt bisher als ein „harmloser Geisteskranker", der bei seinen Eltern lebt. Zwar soll er einmal jemandem mit einem Revolver bedroht haben. Aber das kommt doch alle Tage vor bei den vielen Leuten, die den Besitz einer Pistole im Nachttisch heute für unumgänglich halten und trotzdem für geistig normal befunden werden. Jede Filmdiva und jeder besser gestellte Dichter besitzt einen Browning, um für die nächste Eifersuchtsszene gewappnet zu sein. Also sollte da Lautkin nicht auch einmal mit dem Revolver etwas drohen dürfen? Er darf.

Er darf es mit doppelter Berechtigung; denn er war im Kriege verschüttet und hatte das Tankerlebnis. Statt künftig jeder Waffe auszuweichen, sann er auf Mittel der Abwehr. Auch diese Psychologie ist nicht schlankweg abzuweisen. Wir leben im Zeitalter der Technik. Der Triumph reißt den Einzelnen in den Rausch der maschinellen Steigerung von Menschenkraft zur Götterkraft. Kinder richten sich Radiostationen ein und hantieren mit drahtlosen Wellen wie spielende Zauberer. Der vom Kriege verschüttete Johannes Lautkin aber will nicht spielen, sondern wirken für die Menschheit. Er sieht die Tanks wie riesige Saurier unwiderstehlich gegen die dünnen Infanterielinien losbrechen. Barbarei der übermächtigen toten Maschine gegen den von vornherein verlorenen Helden. Da muß etwas geschehen. Er erfindet die Tankabwehrkanone.

Es ist ein 19,5 Millimetergeschütz. Er konstruiert es ganz allein. Er stellt auch die Munition selber her. Nur einzelne Teile bezieht er aus der Waffenhandlung. Die Kanone ist fertig. Nieder mit den Tanks! (Er war verschüttet.)

Jetzt auf in den Kampf! Nein zuerst die Feuerprobe. Man baut mit zwei Rädern eines Kinderwagens eine Lafette und montiert darauf die Tankabwehrkanone. Lautkin deckt sein gefährliches Gefährt mit einem großen Tuche zu, und da sieht es harmlos aus wie ein Handwagen. Aber es ist der Mann mit der Kanone. Marschrichtung Potsdam. Dort herrscht heroische Atmosphäre.

An der Havel protzt er ab. Da kommt das Segelschiff. Er schießt und trifft. Hurrah. Jetzt kommt der Passagierdampfer (oder war es der Panzerkreuzer B?). Er schießt und trifft. Der Dampfer steht. Beweis: die Kanone kann etwas. Auf Menschen war es nicht abgesehen — nur gegen Tanks! Daß in den Tanks auch Menschen wohnen, schießende Menschen, bedenkt Johannes kaum im Kampfe gegen die Maschine. Auch beim Dampfer hat er es kaum bedacht. Bevor ihn die Havelmarine mit ihren Truppen verfolgen konnte, flüchtet Lautkin eilig mit seinem Kinderwagen. Strategischer Rückzug. Und dennoch ein Sieg: die Kanone funktioniert.

Auf ins Reichswehrministerium! Hier bietet er seine im Kampf erprobte Kanone an. Kampf gegen die Tanks! (Er war verschüttet.) Das Reichswehrministerium hält nichts davon.

Es will nichts tun gegen die furchtbaren Tanks. Ha, das Reichswehrministerium war offenbar nicht verschüttet. Weitere Briefe und Eingaben fruchten nichts bei einer Behörde, die nicht verschüttet war. Sie zweifeln auch so nebenbei an der Verwendbarkeit der Lautkinschen Abwehrkanone. Diese 19,5 Millimetermunition ist ihnen zu leichte Ware. Ja, wenn der Haveldampfer wirklich in Stücke geschossen worden wäre. Ja, wenn sie Blut gesehen hätten — dann würden sies glauben. Aber der stille Lautkin will doch kein Blut sehen. Er haßt nur die Tanks. Er hat keinen Feind unter den Menschen. Er hat nur eine Kanone. Gegen die Tanks.

Er will es ihnen zeigen im Reichswehrministerium! Furcht und Schrecken wird er verbreiten. Nicht an der stillen Havel, sondern in der Pfalzburger Straße; in der Lietzenburger Straße. Hier Kanonendonner! Lautkin montiert seine Kanone auf dem Balkon. Johannes Lautkin setzt sich einen Stahlhelm aufs Haupt. Wie in der Schlacht. Schreit schrille Kommandos auf die Straße. Schießt! Schießt für die Menschheit... Menschen rennen, rufen, suchen Deckung. Lautkin kommandiert die Schlacht. Überfallkommando beendet den Großkampftag.

Das Reichswehrministerium weiß nun Bescheid. Wer Ziegel und Kirchtürme trifft, wird auch die Tanks treffen. Das ist sonnenklar! Und wer Menschen derart schont wie der Artillerist Lautkin, will wirklich keinen Krieg und nichts Neues im Westen. Er meint ja nur die Tanks. Ja, er war verschüttet. Ja, er erlebte die Übermacht der Tanks. Mächtiger noch ist Lautkins Kanone. Lautkin zerschießt mit seiner Kanone die ganze Logik vom bewaffneten Frieden. Gegen Lautkins doppelte Logik gibt es als Widerspruch nur — nur Tatsachen!

> Eng ist die Welt, und das Gehirn ist weit.
> Leicht beieinander wohnen die Gedanken,
> Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.

Das sagte Wallenstein, Kant und Schiller. Sie haben sich nach dieser Erkenntnis prächtig eingerichtet. Kein Überfallkommando kam. Lautkin aber stellte in die alles umfassende, Militarismus und Pazifismus wahnsinnig überwölbende Weite seines Gehirns, die „hart im Raume stoßende" Kanone. („Eng ist die Welt.") Und wenn ihn die Polizei nach Beschlagnahme seiner Kanone auch wieder frei ließ, weil er so namenlos still und mild und harmlos war — so wird doch bald eine andre Instanz aus Psychiatern und Menschenfreunden den heiligen Kämpfer gegen die toten Tankmaschinen an einem sichern Ort verwahren vor einer Welt, die die Tanks immer noch von Menschen bedienen läßt. Denn es könnte einer getroffen werden. Da sei Gott vor.

N.B. Aber... wenn die Seele des Mannes Lautkin von der Psychiatrie registriert, gemessen und in ihre einzelnen Teile zerlegt worden ist, dann wird es sich erst zeigen, ob dieser milde, wilde Krieger von seinem eignen Symbolgehalt eine Ahnung hatte, oder ob er nichts war als ein verschütteter Stahlhelmer, der das Schießen nun mal nicht lassen konnte.

## Americans von Lina Goldschmidt

Anfang und Ende einer Epoche ergeben sich erst aus der Retrospektive. Wenn die für heute gültige Neuzeit, wie man schulgemäß lernte, durch die Entdeckung Amerikas eingeläutet wurde, so scheint sie möglicherweise ihren logischen Abschluß zu finden in der Entdeckung des Amerikaners.

Dreihundert Jahre sind verflossen, seit die erlauchten Ahnen von der vielbesungenen „Mayflower" ihren Fuß auf „Gottes eignes Land" stellten. Die dann einsetzende Pionierzeit der Urbarmachung, Erschließung, Bebauung, Kultivierung fand ihren Höhepunkt in einer unerhörten Technisierung. Dreihundert Jahre! Das kann, je nach der Relation, viel oder wenig sein. Inzwischen ist im „großen Schmelztiegel Amerika" jenes Gemisch entstanden, das auf den Namen „Americans" hört und von weiß über elfenbein, braun, bronze alle Schattierungen aufweist bis zu den dunklen Tönungen von Mahagoni oder ebenholzschwarz.

Vor den Augen des von Europa aus interessiert Zuschauenden entrollt sich folgendes Bild: große, glattrasierte, gutgenährte und muskelstarke Jungen, die famos base-ball spielen und auch sonst auf allen Gebieten des Sports und der Technik gut zuhause sind, unter anderm einen Weltkrieg spielend gewinnen, und sich ihrer Jugend mit zweiunddreißig wohlgepflegten, lächelnden Zähnen brüsten. Ihnen gegenüber eine Gruppe der nachdenklich Erkennenden, selbstkritisch Verweisenden, die wegen ihrer in strenge Falten gelegten Stirn zwar mit dem Schlagwort „high-browed" bezeichnet werden, deren warnender Einfluß aber immer mehr an Umfang gewinnt. Denn trotz aller innern Gegensätze ist diesen Gruppen eins gemeinsam, die Parole „los von Europa". In sozialer, ökonomischer und literarischer Form ist sie uns Europäern etwas gröber oder liebenswürdiger schon des öftern unter die Nase gerieben worden. Jetzt meldet sich ein Kritiker zu Wort, der unter dieser Devise seinen bildenden Zeitgenossen unmißverständliche Wahrheiten sagt. Sein Name ist Edgar Alden Jewell. Das Buch heißt „Americans" und ist mit vielen Bildreproduktionen bei Alfred Knopf in New York erschienen.

Es sei erlaubt, mit einem kleinen Seitenhieb zu beginnen. Eingeleitet wird fast jedes der kleinen Kapitel trotz aller „Los von Europa"-Politik mit der Sentenz eines geistigen Europäers, sei es Shakespeare, Nietzsche oder Ibsen. Was aber hier nur eine sanfte Feststellung, beileibe keine Kritik der Kritik bedeuten soll. Denn der Autor schlägt eine scharfe Klinge. Gleich eingangs bringt er eine ätzend satirische Reminiszenz an jenen blamablen Besuch, den die Rumänenkönigin Maria vor zwei Jahren den Vereinigten Staaten abstattete. Da war den ehrfurchtsersterbenden amerikanischen Republikanern nichts Amerikanisches gut genug, die hohe Majestät zu empfangen. Flandrische Gobelins bedeckten die kolonialen Wände, brüsseler Teppiche die banalen Fußböden. I. M. saß und schlief in Möbeln aus den geheiligten Perioden beider Ludwige, absolvierte französische Menüs von chinesischem Porzellan, trank romanische Weine aus böhmischem

Kristall. Nur einmal waren amerikanische Initialen anzutreffen, auf — drei leeren Bierfässern, welche die Planken trugen, über die die königliche Majestät auf amerikanischen Boden gelangte.

Das ist der Schmerz dieses guten Amerikaners: daß Europa, vor allem Paris, die große Zauberin, seine kunstbeflissenen Landsleute noch immer in ihren Bann zwingt. So gingen Henry James, Whistler, Sargent ihrem Lande verloren. Denn wem käme es in den Sinn, diese wurzellosen, fragilen Blüten als amerikanische Maler anzusprechen?

Dabei ist Jewell kein Doktrinär, der versucht, die Gegenwart von der Vergangenheit loszulösen. Er bekämpft nur die geistlose Art der Nachahmung, die kopierende „Schulen" schafft, weil es nicht genug Originale auf der Welt gibt. Wobei er zwischen natürlicher Beeinflussung und leerer Imitation wohl zu unterscheiden weiß. Jeder wahre Künstler ist ein Exponent seiner Epoche. Die alten Meister waren keine Akademiker, sondern Dynamos, die auch ohne Paris selig wurden. Heute schluckt die sogenannte „Pariser Schule" alles, was gut und teuer ist, und auf der großen internationalen Kunstbörse wird nur via Paris gehandelt. Die intellektuellen amerikanischen Hornbrillen (ei, ei — sieh da!) sprechen nur von „diffus" und „valeurs" und adorieren einen Max Weber, weil bei ihm alle Stadien der modernen Malerei anzutreffen sind. Warum — fragt Jewell — dann nicht lieber gleich die Originale betrachten?

Eine kunstkritische Dame aus Chicago, Züchterin beliebter Bonmots, erklärte, falls sie einmal eine eigne Galerie zu Ausstellungszwecken besäße, sie niemals ein Bild zulassen würde, das in irgendeiner Beziehung mit französischer Kunst stände. „Es ist möglich", seufzte sie, „daß ich auf diese Weise kein Bild bekommen werde, aber auch so würde es eine gute Ausstellung sein." Ein solche Ansicht ist jedoch noch nicht häufig in Amerika, und die sie zu äußern wagen, gelten als Provinzler. Überall in der Welt sind die Kommisseelen in Front, und ein „made in France" ruft in New York dieselbe Verklärung hervor wie in Berlin.

Das ist in einem Satz zusammengefaßt, was Jewell seinen Landsleuten zuruft: Amerikaner, warum schämt ihr euch eures Amerika, was auch Sinclair Lewis in seinem „Dodsworth" tat? Lest Walt Whitman, der auf die mannigfachen Schönheiten des Landes verweist, seine Felsen, Klüfte, die baumbestandenen Hügel, reißenden Ströme und gischtenden Wasserfälle. Nehmt den Gegensatz der Zyklopenbauten seiner Städte zu der tropischen Fruchtbarkeit der weiten Ebenen in euch auf. Verzehrt die Früchte dieser Felder, damit ihr Saft durch eure Adern schießt. Denn es ist nicht abzuleugnen — meint Jewell — daß in fremde Länder verpflanzte Menschen durch Auge und Ohr, speziell aber durch die dem Lande eigentümliche Nahrung in ihrem Aussehen und Äußerungen sich dem fremden Lande anähneln. Vielfach bleiben Menschen, durch künstliche Beibehaltung ihres Milieus, sowie ihrer Nahrung, Ausländer auch in Amerika. Wie die im New Yorker Chinatown ihren täglichen Reis und die chop suey verzehrenden Chinesen, oder die Italiener, die ihren Makkaroni und

Spaghetti treu bleiben. Was, auf die Malerei angewendet, besagt, daß der in New York lebende Josef Stella Madonnen malt, Blumen, Vögel, Früchte, also reines Italien. Nur wenn er einmal eingeladen war, in einem der Palace Lunch Waggons zu frühstücken, mag danach vielleicht eine Skizze von Brooklyn Bridge und der Subway entstehen.

Soll nun der amerikanische Kunstjünger in Paris studieren? Er soll es nicht. Die erst willkürliche, später mehr und mehr organisierte Sammeltätigkeit der amerikanischen Dollarmillionäre hat ein respektables Mosaik europäischer Meisterwerke drüben zusamengetragen. Amerika ist homogener geworden, und wenn man ihm heute den Kunstspiegel der alten Welt vorhält und es sich darin nicht sieht, braucht es deshalb nicht zu glauben, daß es überhaupt nicht vorhanden sei.

Soweit Jewell. Vielleicht ist ihm, dem Ironiker mit dem schmerzlichen Lächeln, nicht einmal bewußt, wie recht er hat. Denn wäre dieser kluge Kritiker nicht nur östlich, über den Atlantik, sondern über die südlichen Grenzen ins indianischlateinische Amerika gereist, hätte er auch die positive Bestätigung seiner Behauptungen gefunden. Denn wenn es bisher nichts als eine Hypothese ist, daß die Wolkenkratzer eine ins Moderne transponierte Fortsetzung der indianischen Pyramiden und Hochbauten seien, wie sie sich, zum Beispiel, in den „casas grandes" erhalten haben, so steht es außer Frage, daß eine Renaissance der Malerei von dort zu erwarten ist. Nicht aus den Ländern englisch sprechender Zunge, wie auch die in den U.S.A. beheimateten sechzehn Millionen Neger kein originelles, bildendes Talent bisher hervorgebracht haben. Aber in den indianisch-spanisch oder -portugiesisch gemischten Ländern wachsen Künstler überragenden Formats, die aus den landschaftlichen und sozialen Gegebenheiten ihrer Umgebung schaffen. In Mexiko Diego Rivera, Orozco, Jean Charlot, Carlos Mérida in Guatemala, Sagoval in Peru. Erst wenn man sich daran gewöhnt haben wird, über die sprachliche Zweiteilung hinweg den amerikanischen Kontinent als Ganzes anzusehen, werden die „Americans" das zersplitterte Europa auch künstlerisch besiegen.

---

# Pilnjaks Ingenieurroman von Walther Karsch

Nicht leicht, sich an der Gestaltung der heutigen russischen Zustände zu versuchen. Nicht leicht deshalb, weil diese Zustände in Wahrheit noch nicht „Zustand" sind; alles ist dort noch im Werden, alles behaftet mit den Schlacken einer jahrtausendealten Kultur, vielmehr Unkultur. Die Revolution hat neben ihren echten Anhängern eine Unzahl von Elementen emporgeschleudert, die an ihr schmarotzen. Weil in Rußland ein Werk geschaffen wird, dessen Ausstrahlungen dereinst die ganze Welt umschmelzen sollen, ist hier positive, also fördernde Kritik mehr am Platze als anderswo. Boris Pilnjak, das enfant terrible der Sowjetliteratur, hat diese Kritik mit seiner vor ein paar Jahren im Ausland erschienenen Novelle „Mahagonny" geübt. Er ist deshalb arg gezaust worden.

In seinem neuen Roman „Die Wolga fällt ins Kaspische Meer" (übersetzt von Erwin Honig, Neuer Deutscher Verlag) geht er nun vom Ausschnitt zum Gesamtbild über und ergänzt die ursprüngliche Darstellung in mehr als einer Hinsicht. Man stelle sich vor: Jemand nimmt aus einer großen Maschine einen bestimmten Komplex heraus und demonstriert ihn, so wird zwar vieles fehlen, trotzdem aber vermittelt der Teil durch jene Kolben und Stangen, die nunmehr scheinbar nutzlos in die Luft ragen, zumindest eine Ahnung von der Maschine.

Für Pilnjak wird der herausgeschnittene Komplex, wird die Novelle der Punkt, an den sich mancherlei ankristallisiert, bis aus den vielen Teilen und Teilchen das Ganze sich zusammenfügt. Darin besteht die eigentümliche Technik seines Romans. Das erste Kapitel spielt am Tage vor der Fertigstellung eines gigantischen Bauwerks, während die übrigen Stücke die Geschichte der an jenem Tag und jenem Ort zusammentreffenden Menschen erzählt. Deren Geschicke laufen nicht etwa ohne Beziehungen nebeneinander her, vielmehr ist das Ganze ein Netz von Querverbindungen, von Überschneidungen, ein scheinbar gefahrvolles Gewirr, das Pilnjak aber mit sicherm Schritt durchwandelt.

Russische Ingenieure, an ihrer Spitze der Professor Poletika, bauen bei Kolomna einen Staudamm, den Monolith, welcher verschiedene Flüsse zu einem einzigen, zu einem neuen Strom vereinigen soll. Ein großartiges technisches Werk — aber geschieht dergleichen nur in Rußland? Staudämme werden in der ganzen Welt gebaut. Wäre Pilnjaks Roman bloß eine Schilderung des Baus, so könnte man sich mit der Feststellung begnügen, wie bewundernswert die Energie ist, mit der die Sowjets ihr Land umformen. Aber Maschinisierung ist noch nicht Sozialisierung. Zu oft ist aus russischen Filmen eine gradezu kindliche Freude an der Technik zu spüren gewesen, ohne daß der große Zusammenhang hergestellt war. Aber: diesen Monolith kann einzig ein auf dem Wege zum Sozialismus befindliches Land bauen. An diesem Staudamm brechen sich nicht nur die Wasser, an ihm brechen sich auch die Lebenslinien der Menschen — um in einer neuen Richtung zu verlaufen oder zu zerbrechen.

An diesem Staudamm geht zugrunde, wer gegen die Entwicklung anrennt; von den in ein andres Bett abgeleiteten Wogen des Flusses wird überspült, wer sich der stahlharten Notwendigkeit, die unbequeme Kleinarbeit des Aufbaus zu leisten, nicht beugen kann, — wer zu schwach ist, sich im Strom des neuen Lebens zu behaupten; den Monolith beherrscht, wer sich bewußt dem neuen Leben erschlossen hat.

Da ist: der Schachty-Ingenieur Poltorak, der Kulak Skudrin, die Brüder Besdjetow — sie gehen am Monolith zugrunde. Poltorak hat sich zwar äußerlich der Revolution angeschlossen, sein „Kommunismus" aber beschränkt sich auf Nutznießung der neuen Sexualfreiheit. Als er an der Tochter Poletikas Widerstand findet und ihm die Erkenntnis neuer Ethik dämmert, ihm auf der andern Seite klar wird, daß die Arbeiter die Herren geworden sind, gibt er seinen konterrevolutionären Plan, den Damm und damit die neue Ordnung zu sprengen, auf, resigniert und tritt aus dem Leben ab. Skudrin, der Kulak,

ragt in die neue Zeit wie ein Fabelwesen aus vergessenen Tagen. Haß gegen das neue Rußland würgt ihn. Aber ebenso wie die andern schleudert privates Erleben auch diesen Gegenrevolutionär aus der Bahn. Nur den beiden Brüdern Besdjetow, den Antiquaren, den Schmarotzern an der Armut einst reicher Leute, gelingt es, der physischen Vernichtung zu entgehen, wenn sie auch in jedem Sinne dem Leben verloren sind. Schemenwesen. Nadeshda Antonowna steckte sie mit der Syphilis an.

Diese Nadeshda ist trotz aller Vorurteilslosigkeit doch nicht bereit, sich der Revolution mit ihren sämtlichen Konsequenzen zu ergeben. Sie ist Kommunistin, in ihren Anschauungen von den Beziehungen zum Manne: „Wir sind die neuen Menschen; Völker sterben, aber mein Sohn wird leben, das Kind einer neuen Epoche. Es ist gut, daß ich nicht weiß, wer sein Vater ist. Das ist die neue Moral — so war es seit Urzeiten". Sie genießt zwar die Rechte der neuen Moral, von ihren Pflichten weiß sie nichts. „... Während der Arzt sich die Hände wusch, sagte er zu Nadeshda Antonowna, daß sie zwar tatsächlich in der Hoffnung sei, aber durch die Syphilis angesteckt." „Die Sonne geht über Rußland, über dem Bund Sozialistischer Sowjetrepubliken volle acht Stunden des Tages auf. Wenn es in Wladiwostock Mitternacht ist, hat Moskau noch um vier Uhr Tageslicht, wenn über Wladiwostock der Mittag steht, dämmert in Moskau der Morgen." Mit dieser wuchtigen Antithese wird uns eingehämmert, wie wenig in einer totalen Umwälzung das Einzelschicksal bedeuten will, wenn es sich nicht an sie gebunden fühlt.

Überschwemmt von dem Fluß, von dem Fluß der Revolution werden ebenso Maria und der Ingenieur Laszlo. Maria, Frau aus der Vorrevolutionszeit, vermag sich keinen eignen Lebensinhalt zu erarbeiten. Daran zerbricht sie; Laszlo zerbricht an dem Schicksal dieser Frau. Über ihn stürzen die Fluten des neuen Stromes. Sie stürzen auch über den „Lumpenproletarier" Oshogow, den Romantiker des Kommunismus, eines „Erdhöhlenkommunismus", den Rhetor der Revolution, der zum Kampf aber nicht zum Aufbau geboren ist. Der russischen Revolution gleich schreitet das Buch über Leichen.

Die leben bleiben, sind die Beherrscher des Stromes, sind die Beherrscher der Revolution; neben den Einzelnen ist es die graue namenlose Masse der Arbeiter, der Arbeiterinnen. Aber auch die Menschen dieser Masse wachsen aus ihrer Anonymität langsam ins Individuelle. Die Einzelnen in diesem Buch sind ja nur ein Ausschnitt aus der Masse, ja nur ein Beispiel des anonymen Menschen. Wie das Einzelleben sich der großen Aufgabe einordnet, so ist die große Aufgabe auch nur Teil des Einzellebens — eine Ergänzung, wohltuend, weil sie beweist, daß Pilnjak nicht jenem Kollektivisten-Puritanismus verfallen ist, der allen Eigengehalt individuellen Lebens verdammt.

Das Monumentale dieses Romans ist seine Symbolik. Sie hindert nicht, daß er voll intellektueller Direktheiten ist, durchzogen von Diskussionen. (Nicht nur politischen.) Sie legen Zeugnis ab für Pilnjaks Geistigkeit, der das Erlebnishafte und das Gedankliche gleich stark zu gestalten weiß. Dieses Buch ist bewußt sozialistisch, ohne in einen sturen Kollektivismus zu

verfallen. Es gesteht dem Individuum sein Recht zu, ohne zu verkennen, daß die überindividuelle Aufgabe ihm erst Halt und Gehalt gibt. Die Geschicke der Menschen laufen nicht neben dem sozialistischen Aufbau her, sie sind mit ihm verflochten.

Womit ich bei Radek bin. Dem Magister artium, der dem Buch das Vorwort geschrieben hat und darin genau das Gegenteil behauptet. Nämlich: „... die menschlichen Geschicke laufen bei ihm neben dem sozialistischen Aufbau, sind mit ihm nicht verflochten". Das Geheimnis dieses Widerstreits der Auffassungen: dem Materialismus Radeks paßt das Weltbild Pilnjaks nicht. Er wagt gegen ihn zu sagen: „... ohne ein festes Weltbild gibt es zwar Aestheten, aber keine großen Künstler. Pilnjak steht auf dem Scheidewege, möge er wählen". Genosse Radek, es gibt der Weltbilder viele. Eingeräumt, daß unser Unvermögen, die Richtigkeit oder Falschheit des einen oder des andern mathematikhaft nachzuweisen, nicht zu relativistischer Gleichsetzung führen darf; zugestanden, daß Pilnjaks Weltbild von Ihnen aus gesehen falsch sein mag —: zu leugnen, daß er überhaupt ein Weltbild habe, und zwar ein festes, zeigt, zu welcher Verblendung der Materialismus selbst bei seinen klügsten Vertretern führt. Dogmatiker Radek klopft dem Dichter Pilnjak auf die Schulter: „Sonderbare Käuze sind diese Dichter. Würde Pilnjak vor eine Komsomolzenkommission gestellt werden und sollte er ein Examen des politischen ABC bestehen, der berühmten ‚Politgramota', die die Dichter so schreckt, er würde durchfallen".

Ich fürchte, Karl Radek: vor dem Examensgericht der Geistesgeschichte würden wiederum Sie nicht bestehn.

---

## Joebbels von Theobald Tiger

Wat wärst du ohne deine Möbelpacker!
  Die stehn, bezahlt un treu, so um dir rum.
Dahinter du: een arma Lauseknacker,
een Baritong fort Jachtenpublikum.
  Die Weiber — hach — die bibbern dir entjejen
  un möchten sich am liebsten uffn Boden lejen!
  Du machst un tust und jippst da an . . .
    Josef, du bist n kleener Mann.

Mit dein Klumpfuß — seh mal, bein andern
da sacht ick nischt; det kann ja jeda ham.
Du wißt als Recke durch de Jejend wandern
un paßt in keen Schützenjrahm?
  In Sportpalast sowie in deine Presse,
  da haste eine mächtich jroße Fresse.
  Riskierst du wat? — De Schnauze vornean.
    Josef, du bist n kleener Mann.

Du bist mit irgendwat zu kurz gekomm.
Nu rächste dir, nu lechste los.
Dir hamm se woll zu früh aus Nest jenomm!
Du bist keen Heros, det markierste bloß.
  Du hast n Buckel, Mensch — du bist nich richtich!
  Du bist bloß laut — sonst biste jahnich wichtig!
  Keen Schütze — een Porzellanzerschmeißer,
  keen Führer biste — bloß n Reißer,
    Josef,
      du bist een jroßer Mann —!

# Ueberschätzung der Politik von Walter Mehring

„Aber überaus bezeichnend — das, was ihm wirklich als Künstler zur Ehre gereicht hätte, weil es gleichzeitig eine politische Propaganda von außergewöhnlicher Schlagkraft war ..." Ja, was mag das wohl sein, was einem als Künstler zur Ehre reicht und gleichzeitig von politischer Schlagkraft ist? Eine Grosz-Zeichnung? Ein Werk Franz Mehrings? Nein! ... „... das Braunhemd der SA. — das stammt nicht von ihm." Ihm: Poiret? Nein! Hitler! Und wer wirft ihm das vor? Ein Brummel unsrer Zeit oder das Fachorgan für aufgenordete Hemden? Nein! Sondern — es ist überaus bezeichnend — Herr Weigand von Miltenberg, ein Kämpe aus der linken Straßerabweichung des Nationalsozialismus, wie der Fremdausdruck für die deutscheste Bewegung lautet. Und das ganze Buch — Adolf Hitler „Wilhelm III." — ist wie ein Turnierritt auf der Tauentzienstraße; es ist, als breche jemand eine Lanze im Cutaway. Wüßte man nicht, daß es sich hier um das Schicksal eines Volkes handelt, man könnte meinen, die dilettantische Nachahmung eines Cervantes zu lesen. „Man wird an dem uns Deutschen so wesensfremden romanischen Fascismus eins bewundern können: die restlose, geschliffene Übereinstimmung zwischen Form und Idee. Wer Historie mit den Augen des Künstlers sieht, wird begeistert sein von den Bildern, die vor einigen Jahren die italienische Botschaft der deutschen Öffentlichkeit übergab und die, stets die Person Mussolinis umrankend, eine glänzende Photomontage vom Siegeslauf des Fascismus boten." Die restlose, geschliffene Anmaßung dieses Nazi, der mit den Augen eines Künstlers sieht, aber noch nicht einmal die deutsche Sprache beherrscht, ist überaus bezeichnend nicht nur für die Anhänger der germanischen Rettungsaktion, sondern für die Geistesverfassung weiter Kreise. Die italienische Botschaft, die der deutschen Öffentlichkeit zwar nicht Tirol, auch nicht einen Groschen für hungernde Kinder, sondern die stets von Bildern umrankte Persönlichkeit übergab, wer ist denn das? Ein paar Beamte, die nicht für den Schalterdienst, sondern in Salons und Antichambres abkommandiert sind. Abkommandiert von einem Manne, der für die Tyrannis über Italien noch nicht ein Bruchteil der Gedankenarbeit aufgebracht hat, die sich in einem Kapitel Schopenhauers oder Nietzsches findet. Hier wird man stürmisch protestieren; hier wird man sprechen von dem Helden der Praxis und von der Unfähigkeit eines Nietzsche, ein Volk zu regieren. Der byzantinischen Zeremonienkult wurde durch den Phrasenpomp der Berichterstattung ersetzt. Lest doch die Memoiren eines Großen, der sich mit der Weltgeschichte geduzt hat, des Herrn von Bülow einmal so! Übertragt die Handlung und die Sprache ihrer Akteure, der Fürsten, Minister und Botschafter vom politischen Schauplatz in die Kulissen eines Kegelklubs! Vergleicht ihre Anmaßung mit der tatsächlichen Ohnmacht den großen Ereignissen gegenüber! Diese Plattheiten, dieses Protzen mit der Schwere der Verantwortung, die für jeden arbeitslosen Familienvater größer ist, diese Bonmots und geflügelten Worte, deren sich jeder verachtete Caféhausliterat schämen müßte. Und dann nach solchem Aufwand das

erbärmliche Resultat. Wie? Die Weisheit Goethes hat uns nicht vor dem Weltkrieg bewahrt? Haben es vielleicht diese Herren vermocht? Das steht am Steuer des Staatsschiffes und kriegt Schnupfen, wenn die Kabinettstür offen ist, das rettet Vaterländer, Nationen und Rassen, aber kann auf eine geistige Polemik nur mit Terror, Einkerkerung und Unterdrückung antworten; das operiert mit Millionen Menschenleben und ist noch nicht einmal einem Goldmacher-Schwindler gewachsen! Diese ganze Politiquaillerie, wie Zola sie nennt, muß jeden Gedanken, obs eine Wirtschafts- oder Seelentheorie ist, in die göttliche Potenz zum alleinseligmachenden Dogma erheben. Jeder Handgriff, jede Verordnung ist der Ausdruck einer allerhöchsten Mission; unter dem tun sies nicht. Und so wird eine Idiosynkrasie gegen Schwarzhaarige zum Dritten Reich, eine Überwachungsbehörde zur G.P.U., und durch hundert Organisationskniffe schafft man eine mystische Instanz, deren Wirken über das Fassungsvermögen gewöhnlicher Sterblicher hinausgeht. Aber zu genau demselben Hokuspokus könnte auch ein Verein von Briefmarkenzüchtern gelangen! Wenn ich einen Schriftsteller nicht verstehe, so kann das an ihm oder an mir liegen! Und dann versuche ich es noch einmal; und wenn es gar nicht geht, lege ich ihn bei Seite! Das hat gar keine Konsequenzen! Wenn ich aber eine Staats- oder Parteimaßnahme nicht verstehe, so muß ich ihr folgen, so muß ich unter die Soldaten gehen, weil irgendwelche Erdbewohner sich einbilden, Vorsehung zu spielen. Es ist ein Verwaltungsapparat nötig, um den Verkehr, um die Verteilung des Getreides zu regeln. Von Zeit zu Zeit müssen diese Verwaltungsapparate von Grund auf reorganisiert werden. Man nennt das Revolution. Aber das Entsetzliche ist, daß die neuen Angestellten des reformierten Apparates ihre Praxis als Selbstzweck des Daseins konstituieren, daß sie mit der Propaganda für ihre Tätigkeit alles Denken damit zu durchsetzen und zu vergiften trachten. Die von der Überschätzung des Geistes schwätzen, wie das Mode ist, vergessen ganz, daß kein Schriftsteller je versucht hat, sich so der Menschheit aufzudrängen, wie das die Politiker mit einer jämmerlichen Formel tun, die sie tausendmal, bis zur Verblödung, wiederholen. Kein Schriftsteller hat je behauptet, daß die Welt nur aus Literatur bestehe, daß Literatur das Wichtigste von der Welt sei, aber die Politiker handeln so, als ob das ganze Leben nur aus Politik bestehe. Und was für Ideen können solche Politik erzeugen! Mit welchen Einfällen kann man sich die Gefolgschaft von sechseinhalb Millionen sichern! Wenn Hitler in seinem letzten Interview erklärt, er rechne zu den Juden einen jeden, der nicht reindeutsch sei; die Juden hätten die deutsche Kultur mit ihren Ideen infiziert und Deutsche in Juden verwandelt — womit er nicht einen operativen, sondern einen geistigen Eingriff meint, so zeigt er, was man längst schon wußte, daß sein Haß sich gar nicht gegen die Juden richtet, sondern gegen ein kritisches Vermögen, eine unabhängige Urteilskraft, wie sie Fischart, Lichtenberg, Lessing in höchster Vollendung besaßen. Lessings Toleranz, Lessings Ironie und Dialektik: die muß jeder Hitlerianer, ist er ehrlich und versteht er sie, ablehnen. Es ist jene Ironie, von der einige jüdische Spießer glauben, ihre

Rasse habe sie gepachtet, und jede schnoddrige Bemerkung sei von ihrem Geist getragen. In Wirklichkeit ist sich diese Gruppe mit Herrn Hitler völlig einig; und er würde solche Verächter des kritischen, des zersetzenden Denkens in allen Lagern, Parteien, bei allen Rassen und Nationen finden können; nur der Feind, dem sie es generalisierend andichten, wechselt. Zersetzend heißen sie es! Als Negierer gilt ihnen, wer sich mit den Begriffen Vaterland, Sozialismus auseinanderzusetzen versucht, um sich, sich selbst, Klarheit zu verschaffen. Aber einem dieser Begriffe Millionen Menschenleben zu opfern: das ist positiv! Natürlich ist das Dasein kein Honiglecken! Natürlich werden Menschen sich immer totschlagen, wird es immer Opfer geben. Und wer Hunger hat, wird sich mit Gewalt Brot schaffen. Und man muß ihm dabei helfen, daß er es so oder so bekommt! Doch es gibt eine Gruppe Menschen, die machen aus der Hilfe einen Beruf und ein Mittel zu ihrer Machtstellung: und das sind die Politiker. Das sind die Leute, die uns, unter dem Vorwand, ein unfehlbares Rezept zur Befreiung von Hühneraugen sowie der Menschheit gefunden zu haben, ihre Überlegenheit über alles: Kunst, Liebe, Naturgenuß einreden wollen. Wenn mir ein Buch von Flaubert Freude macht — Herr Gott, laßt mich doch! Die Geschmäcker sind verschieden! —, so verstoße ich damit a) gegen die kommunistische Parteidoktrin, weil nichts darin von ihr vorkommt, und b) gegen das Deutschtum, weil der Verfasser in Rouen geboren ist; und c) außerdem noch gegen den Ausschuß für moderne Literatur, weil ich noch nicht den letzten Roman des Herrn Klaeber abgesessen habe.

„Dieser Kraftstoff aber wird mit Nationalsozialismus getränkt sein. Jener Mann aber, der diese Kraft geweckt, wird über seiner Leiche ein Denkmal zu stehen haben (Ich habe eine Tante in Britz zu wohnen!): der Trommler. Aber in Parenthese wird die Geschichte daruntersetzen jenen Namen, der schon einmal eine Flut ausgelöst hat (Auf dem Leihamt!), jenen Namen, den der Nichtwissende mit Fluch, der in Klio Vertraute aber (aber! aber! Herr von Miltenberg, der in Klio Vertraute!) — trotz allem — mit Dankbarkeit nennt: Wilhelm der Dritte."

Jawoll! Juden austreiben, das können sie! Jeden, der nicht wie sie denkt, im Namen des Deutschtums terrorisieren: das können sie! Aber deutsch können sie nicht! Und dieses „leere Geranke", wie Herr von Miltenberg so förmlich dichterisch sagt, wird man morgen Politik nennen.

---

## Kritik von Joachim Ringelnatz

Vor der Kritik erwäge zwei Gehirn!
Das stärkere darf den Vortrag halten.
Es kann ein Strick hier Tau sein und dort Zwirn.
Auch ist das Herz nicht auszuschalten.

# Bemerkungen

## Bergmann gegen Young

Wenn der frühere Staatssekretär Carl Bergmann zum Youngplan Stellung nimmt, erwartet der Kundige mit Recht einen Blick hinter die Kulissen des deutsch-angelsächsischen Zusammenspiels. Das umfangreiche Vorwort, mit dem Bergmann eine Taschenausgabe der Protokolle und Verträge zum Neuen Plan für den Verlag Wilhelm Christians, Berlin, einleitet, rechtfertigt diese Erwartungen vollauf, trotzdem Bergmann seiner offiziösen Stellung als Mitglied des Verwaltungsrats der Deutschen Reichsbahngesellschaft, durch die Reserve des Ausdrucks Rechnung trägt. Bergmann hat in seiner offiziellen und offiziösen Wirksamkeit die Hörigkeit Deutschlands England gegenüber so deutlich erlebt, daß er auch am Youngplan, selbst wenn er nicht manches wüßte, ohne weiteres angeben könnte, was englischer Herkunft ist.

Mit Recht stellt Bergmann fest, daß Deutschland nichts besseres tun konnte, als den Dawesplan durch Erfüllung zur Revision zu bringen, also das, was Hjalmar Schacht erst jetzt für den Youngplan begriffen hat. Daß sich Deutschland verleiten ließ, von dieser heilsamen Methode abzugehen, ergab sich nicht nur durch den wirtschaftlichen und hetzerischen Druck, unter dem jede Erfüllungspolitik steht, sondern vor allem durch fremde Kräfte, die stärker waren und den Widerstand gegen ein Übel ausnutzten, um ein schlimmeres zu schaffen. Es war, stellt Bergmann, was man sich merken sollte, fest, Parker Gilbert, der seit dem 10. Dezember 1927 rastlos daran gearbeitet hat, das Provisorium des Dawesplans durch das Definitivum zu ersetzen, das heute Youngplan heißt. Ohne diesen Antreiber im Rücken hätte die Regierung Hermann Müllers niemals gewagt, in Genf die Rheinlandräumung zur Debatte zu stellen und Deutschland damit eine Verschlechterung des Dawesplans aufzuladen.

Konnte aber denn, so müßte der naive Leser fragen, England der Zustimmung Deutschlands zum Definitivum von vornherein gewiß sein? Und konnte Deutschland die Gefahren des Definitivums voraussehen? Beide Fragen beantwortet Bergmann eindeutig und ganz im Sinn der hier in mehrern Artikeln vertretenen Politik gegen den Youngplan. Er erklärt, „für jeden der sehen wollte, war zu erkennen, daß die Reparationsregelung sich um eine Jahresleistung von zwei Milliarden Reichsmark herum bewegen würde." Die Verhandlungstaktik von Schacht bezeichnet Bergmann als „schwere Selbsttäuschung". Die zweite Frage aber, woher Englands Gewißheit stammte, beantwortet Bergmann mit einem Satz, der jene trifft, die heute am lautesten die Youngrevision fordern: „Die Sicherheit und die Tatkraft, mit der Parker Gilbert alle diese verantwortungsvollen Schritte übernahm, lassen darauf schließen, daß er ... auch in seinem Verkehr mit deutschen Kreisen einen Rückhalt dafür gefunden haben muß, daß der Zusammenkunft der Sachverständigen ein Erfolg beschieden sein werde." Diesen Satz muß man sich nun wirklich merken. Läßt er uns doch erkennen, warum die haager Partner Deutschlands seiner Kampagne gegen den Youngplan mit großer Erbitterung gegenüberstehen werden. Die maßgebenden Persönlichkeiten des Auslands wissen genau, welche Kreise es sind, die durch ihr heutiges Geschrei gegen den Youngplan vergessen zu machen suchen, daß sie ihn den Engländern und Amerikanern von vornherein zugesichert haben. Es sind dieselben Mächte, die in Politik und Wirtschaft das wirklich herrschende Deutschland repräsentieren und wieder einmal einen Teil der deutschen Zukunft in einem schon schwachsinnigen Glauben an angelsächsische Versprechungen verpfuscht haben.

Parteipolitisch sind diese Kräfte nicht faßbar. Sie durchziehen alle Parteien, sie sind die eigentlich allgemeine Meinung.

Gewiß bedurfte es nicht dieser Beschuldigung Bergmanns, um die Verantwortlichen kennbar zu machen. Aber da wir oft genug gefragt werden, „woher" wir etwas wissen, können wir dieses Mal doch sagen, daß wir es zwar genau so wissen wie, daß die Sonne scheint, aber die Bestätigung durch den frühern Vertreter Deutschlands vor der Reparationskommission behält daneben eine besonders erfrischende dokumentarische Bedeutung.

*Felix Stössinger*

## Verlagskataloge

Verlagskataloge —? Was ist das —? Das gibts wohl gar nicht mehr? Früher...

Da liegen nun auf meinem Nachttisch die alten sorgfältigen und vollständigen Kataloge von Georg Müller, von Piper, von S. Fischer, vom Insel-Verlag... viel Arbeit und Mühe, viel Kosten und Papier sind auf diese Kataloge verwandt worden... und es hat sich auch gelohnt. Denn der Käufer trat in eine enge Beziehung zum Verlag, er kam ihm näher; er las diese Verzeichnisse wie eine Liste guter alter Bekannter... aha! das ist jene Ausgabe und: schau an! die ist nun auch vergriffen, aber ich habe sie noch... und das da, das sollten sie mal wieder neu auflegen... und so fort. Und er sah noch etwas.

Er sah das Gesicht des Verlages.

Denn es hat einmal im deutschen Verlagsbuchhandel eine Zeit gegeben, wo man bei einer Neuerscheinung ziemlich genau hätte angeben können: Das kann nur bei X. erschienen sein. Dann gab es eine Zeit, in der man sagen konnte: Bei Y. kann das nicht herausgekommen sein... und heute weiß man gar nichts mehr. Jedes kann so ziemlich bei jedem erschienen sein, und man kann sie fast allesamt untereinander austauschen. Sie sollten sich fusionieren. Und die richtigen Verlagskataloge haben sie auch nicht mehr.

Ausnahmen zugegeben. Die Insel... Fischer... aber das ist alles nicht vollständig genug, und man hätte doch alle paar Jahre gern eine ganz genaue Liste dessen, was die großen Verlage während ihres Bestehens gemacht haben. Es ist auch bibliographisch nicht in Ordnung; statt einer guten Liste alter vergriffner Bände drucken sie da diese dummen Zeitungsurteile über ihre Bücher ab („Rein kulturhistoriographisch ist hier eine glänzende Arbeit fabelhaft gemacht. Auch vom menschlichen Standpunkt..."). Schade.

Freilich, bei manchen Verlagen würde sich, machten sie solche Kataloge, etwas Erschreckendes zeigen. Es zeigte sich dann nämlich, daß der Herr Verleger von Neuigkeit zu Neuigkeit getaumelt ist, von Konjunktur zu Konjunktur, von Tierbüchern zu Kriegsbüchern, von o Mensch zur neuen Sachlichkeit, von Turksib zur neuen Romantik... solch ein Verlagskatalog kann eine Aufdeckung sein und eine Blamage.

Sie hegen und pflegen nicht, was sie machen. Die Folgen sind betrüblicher Natur.

Keine Kontinuität mehr, nur Literaturbörse; wenig Verlagsgesichter, aber viel Fratzen; keine Treue des Käufers, keine des Verlegers — nichts. Woher sollte das alles auch kommen? Wenn die Kaufleute doch endlich lernen wollten, daß das, was alle zugleich machen, keinem mehr zugute kommt; sie könnten sich die Ausgaben sparen. Wenn alle Umschläge bunt brüllen, hört man zum Schluß gar nichts mehr. Wenn alle ihre Bücher in den drei Monaten vor Weihnachten herausbringen, verstopfen sie den eignen Markt, machen den Käufer kopfscheu und haben also falsch spekuliert. Es ist, im wahrsten Sinne des Wortes, ein Affentheater.

Und warum ist das? Weil in die Breslauer der falsche Amerikanismus gefahren ist, zu dem in diesem Lande, bei dieser geschwächten Kaufkraft, auch nicht der leiseste Grund vorliegt. Es ist

alles nicht wahr, euer Getue nicht und eure Eile nicht und nichts. Ihr seid in Wahrheit faul.

Es ist nämlich viel mühseliger, Steinchen auf Steinchen einer Tradition aufzubauen, als auf einen „Schlager" zu spekulieren, der dann die ganze Saison herausreißen soll. Und nach zwei Jahren kennt ihr euer eignes Genie nicht mehr. Es ist schwerer, sich einen Stamm von Autoren und von Lesern bestimmter Geistesart und einheitlicher Denkfärbung heranzuziehen als im Literatur-Bac zu setzen, und doch: es lohnt. Natürlich gäbe es dabei Rückschläge, Enttäuschungen ... zum Schluß aber stände ein Gebäude da und nicht einer von diesen Zeitungskiosken, an denen die Schlagzeilen kreischen.

In der Fachliteratur ist das ja wohl anders.

In der sogenannten schönen Literatur aber, die diesen Beinamen heute weniger verdient denn je, ist es mit der Kontinuität traurig bestellt. Es gibt kaum noch große und echte Verlagskataloge. Und so kaufen die Leute keine Verlagswerke mehr, sondern nur noch Novitäten, und so hält sich jedes dieser sinnlos herausgeschleuderten Bücher allerhöchstens ein Jahr... und den Schaden tragen die Autoren und die amerikanischen Verleger aus Beuthen. Sie haben so wenig Verlagskataloge. Weil sie so wenig Verlage haben.

*Peter Panter*

## Etc. etc.

Es gibt A propos-Romanciers. Ihre Technik ist die folgende: der Held des Romans betritt beispielsweise ein Friseurgeschäft — schon schaltet der Dichter ein ausgezeichnetes Feuilleton über Friseurgeschäfte im allgemeinen ein, wie es da so riecht, wie man sich im Spiegel sieht... nun spricht der Friseur von Politik, sein Bruder sei auch arbeitslos — schon hält der Kunde, ohne sich vom Seifenschaum stören zu lassen, eine zierliche Rede über Arbeitslosigkeit... frisch rasiert begibt er sich zu einem liebenswerten Mädchen, und bei dieser Gelegenheit sagt das Mädchen, ebenso gescheit wie der Dichter selbst, alles Wissenswerte über die Liebe, Aphorismen nicht ausgeschlossen. Der Dichter liefert in seinem Roman eine vollständige Enzyklopädie. Nur daß die Stichworte nicht alphabetisch sondern in einer Handlung geordnet sind. Der Romanheld hält eine Führung durch die gesammelten Feuilletons des Autors ab.

Der wirkliche Romanschriftsteller arbeitet genau entgegengesetzt. Die Örtlichkeiten und Vorgänge, die er schildert, sind ihm nur Anlässe für seine Figuren, sich an ihnen zu erweisen. Auch er schildert vielleicht das Friseurgeschäft, aber ganz aus der subjektiven und augenblicklichen Perspektive des Helden, nur diesem zuliebe, und nur soweit, als die Schilderung dazu dient, ihn zu spiegeln. Auch er läßt seine Figuren zuweilen über

Dinge plaudern, die ganz abseits von der Handlung liegen. Aber nicht um kluge Gedanken loszuwerden, die er schon lange einmal an den Mann bringen wollte, sondern um seine Menschen durch ihr Verhalten zu charakterisieren. Denn am anschaulichsten und am deutlichsten demonstriert man einen Charakter durch seine Reaktionen.

Und noch eine andre Eigenschaft bezeichnet den unbefugten Romanschriftsteller. Er verschafft sich durch seine Arbeit Gerechtigkeit, Rache, Genugtuung. Seine Figuren sind ihm, was den Eltern ihre Kinder, den Gläubigen ihr Himmelreich: jede Zurücksetzung, die man selbst erfahren, soll nun ausgeglichen werden; das Glück, das sich nicht rechtzeitig eingestellt hat, wird nun kostenfrei nachgeliefert. Der Erzähler schafft seinen Menschen die Welt, in der er selbst gern gelebt hätte. Darum ist er Partei; ist höchst interessiert an dem, was seine Geschöpfe sagen und tun — er tritt in eigenster Sache als Dichter auf. Er läßt sie reden, solange und worüber sie wollen, denn sonst schnitte er ja sich selbst das Wort ab, und wer bringt das übers Herz!

Stendhal hatte die Spezialität, seine Menschen ungern ausreden zu lassen, und daran sieht man, wie richtig er den Sinn seiner Arbeit erfaßte. Immer wieder kann man es finden: da spricht einer über eine höchst wichtige Sache, über die Rettung Frankreichs, über die Vorzüge eines großen Vermögens, über die Töchter seines Nachbarn — ein paar Sätze werden in indirekter Rede skizziert, dann plötzlich bricht es ab: etc. etc. Diese unglaublich lustige Technik, einen Redeschwall nur anzudeuten und dann abzublenden, ist sehr lehrreich. Der Dichter verrät damit, wie gleichgültig ihm die Ansichten seiner Figuren, ja diese Figuren selbst sind. Er deutet an, worüber sie sprechen und auch wie heftig sie es tun; und wie sich die Wucht eines Stromes anschaulich erst am Staudamm erweist, so wird die Energie menschlicher Redeflut recht fühlbar am Anprall gegen diese „etc. etc.". Um die Wucht geht es ihm und um die Richtung, nicht um das, was da zufällig im Wasser schwimmt. Die eine, immer gleiche Menschenseele, eingekleidet in ein paar Phantasiegestalten — sie dürfen von ihr zeugen, das ist ihre Pflicht, aber sie haben darüber hinaus das elementarste Menschenrecht nicht: sie dürfen nicht ausreden. Etc. etc. — mit diesem ungeduldigen Eingriff desillusioniert der Dichter seine Welt, die doch lebendig ist wie kaum eine zweite. Gewiß, er liebt sie, sie trägt auch seine Züge, sie ist ihm sogar Wunschtraum — (man erinnere sich, wie im zweiten Bande des Lucien Leuwen die Bonmots eines witzigen Bankiers ganze Ministerien stürzen: Esprit als Sieger über höchste weltliche Macht!) — aber immer wahrt er den Abstand, läßt er sie Schatten bleiben und Gleichnis. Unser aller Seele atmet leibhaftig in ihr, und nur dazu hat ihr der Dichter Körper, Kostüme und Dekorationen verliehen. Er weint um Hekuba, aber er weint! So soll man dichten.

*Rudolf Arnheim*

## Heinefeier in Paris

Faschingsdienstag, es regnet. Gegen elf Uhr vormittags entsteigt eine kleine Gruppe zerfahrener Herren vor dem Eingang zum Montmartre-Friedhof

einem triefenden Taxi, dreht sich hin und her, tuschelt, winkt, bis der Friedhofswächter zu Hilfe kommt. Explikation. Ah, Henri Heine, oui — oui...

Jemand schultert einen grünen Kranz mit einer Schleife, ein alter, zitternder Herr übernimmt die Spitze der Deputation. Verwirrtes Herumschauen, Stehenbleiben, Weitermarschieren, kurze leise Fragen, man ist am Grab angekommen. Leere ringsum. Der Friedhofswärter, der geführt hat, kriegt zehn Franken, dafür bleibt er stehn — einer mehr.

Die Feier beginnt. Der feine alte Herr an der Spitze der Deputation ist Professor Doktor Herold aus Düsseldorf, er ist von dort mit dem Kranz gekommen. In der Tasche trägt er das Manuskript einer Rede, die zur Kranzniederlegung gehalten werden soll. Der alte Herr zieht sein Manuskript zweimal hervor, dreht es unschlüssig in den tatternden Händen und steckt es wieder ein.

Denn seit wann sollte es üblich sein, Reden in die vier Winde zu halten? Hat man je, außer Weisen und Narren, Leute mit ihren fünf Sinnen zu einem einsamen Grab sprechen sehen? Das wäre hier der seltene Fall gewesen. Zum fünfundsiebzigsten Todestag Heinrich Heines haben sich in Paris drei ganze Deutsche zum Gruße des Dichters eingefunden. Es ist wahr, auch vier Franzosen waren gekommen, dazu drei Journalisten und ein Photograph. Die französische Presse berichtet von einem ganzen Dutzend, sie muß den Friedhofswärter dazu gezählt haben.

Der Kranz liegt auf dem Stein. Der Photograph, enttäuscht von der Besetzung, hat das Weite gesucht. Einige der anwesenden Herren treten hinter das Grabmal Heines, um seine Rückseite auf eingravierte Herzen und Inschriften zu untersuchen. Andre betrachten drei verregnete Visitenkarten, die neben dem Kranz vermodern. Der Rest hat sich einige Schritte entfernt, um die Nachbargräber zu besichtigen. Herr Professor Herold war geistesgegenwärtig genug, unter diesen Umständen seine Rede nicht zu halten. Unangenehm, höchst peinlich, die ganze Expedition, der Wind pfeift durch die Bäume.

Das war die Feier, Heinrich Heine zugedacht zu seinem fünfundsiebzigsten Todestag. Die Deutsche Republik, ihre Botschaft in Paris, kennen diesen Namen nicht. Ein Provinzjournalist macht die Honneurs am Grabe eines Königs des Geistes, arrangiert das Klischee für die Nachmittagszeitungen.

Als Dank des toten Dichters für diese Feier möge hier sein „Vermächtnis" zitiert sein:

Ich vermach' euch die Koliken
Die den Bauch wie Zangen zwicken,
Harnbeschwerden, die perfiden
Preußischen Hämorrhoiden.

Meine Krämpfe sollt ihr haben,
Speichelfluß und Gliederzucken,
Knochendarre in dem Rucken
Lauter schöne Gottesgaben.

Kodizill zu dem Vermächtnis:
In Vergessenheit versenken
Soll der Herr eur' Angedenken,
Er vertilge eur' Gedächtnis.

Er hat sich schon vor seinem Tode gerächt.

*Jonathan Wild*

## Liebe Weltbühne!

Chesterton wird ob seiner Dicke der Falstaff von Fleetstreet genannt. Als hochgeschätzter Mitarbeiter eines puritanischen Quäkerblattes machte er durch seine Erscheinung nicht grade Reklame für die Intentionen sei-

nes Chefs, und dieser konnte es nicht unterlassen, ihn bei Gelegenheit zu frozzeln. „Es muß Ihnen schwer fallen, Mister Chesterton", bemitleidete er ihn scheinheilig, „die Straße zu überqueren." „Keineswegs, Sir", lächelte Chessy in sein Doppelkinn, „ich nehme gewöhnlich ein Auto dazu."

### Anjebot ohne Nachfrache

Komm mal bisken rüber,
Kleener!
Halt mal bisken Schritt.
Und jenügt dir nich an Eener,
nehm wa Paula mit.
Kinder ham hier halbe Preise.
Wir vastehns off jede Weise
und sojar zu dritt.

Ick bin Prostitätowierte,
fest off Hieb und Stich.
Du bist heute schon der Vierte.
Willste oder nich?
Keene Angst, ick bin jewaschen.
Mensch, ick möchte dir vernaschen.
Hopp, jeh mit zu mich!

Bei mir singste vor Vajniejen.
Wen ick hab, den hats.
Wat der Mensch braucht, muß er
kriejen.
Greif mir ma an' Latz!
Häuser kannste off mir bauen.
Oder soll ick dir verhauen?
Mir is wurscht, mein Schatz.

Paula hat janz rote Haare
und is scharf wie Jift.
Und ein Hintern, prima Ware!
Wer da droffhaut, trifft.
Paula sacht, mit Fraun is
scheener.
Na, ick bin ja mit, mein kleener
süßer Lippenstift!

Macht dirs Spaß, könn wir ooch
baden.
Zwanzich Emm zu drein.
Wa? Du hast keen Jeld im
Laden?
Mensch, wat fällt dir ein!
Erst da kommste, wenn ick
winke,
und denn haste keine Pinke?
Scher dir fort, du Schwein!

*Erich Kästner*

# Hinweise der Redaktion

## Berlin

Gesellschaft der Freunde der Sozialistischen Monatshefte. Mittwoch 20.00. Porza-Haus, Budapester Str. 3. Deutsch-französische Zusammenarbeit, Valtin Hartig. Diskussion.
Liga für Menschenrechte. Freitag 20.15. Langenbeck-Virchowhaus, Luisenstr. 58. Disputation über das Schwurgericht, Max Alsberg, Rudolf Olden, Landgerichtsdirektor Siegert.
Buchhandlung Karl Buchholz. Vortragssaal Königstr. 45. Donnerstag 20.15: Die Grenzen der Verständigung mit Frankreich, Friedrich Sieburg.
Lessingmuseum, Brüderstr. 13. Sonnabend 20.00: Inflation der Worte, David Luschnat.

## Hamburg

Propaganda-Ausschuß gegen Arbeitsdienstpflicht. Freitag 20.00 Volksheim, Marschnerstr. Jugend und Arbeitsdienstpflicht, Fritz Sternberg.

## Köln

Gruppe Friedenskämpfer. Sonntag 20.30. Gildenhaus, Unter Goldschmied 21. Aus: Barbusse, Plivier, Leonhard Frank, Ludendorff, Lamartine u. a.

## Bücher

Alfred Döblin: Wissen und Verändern. S. Fischer, Berlin.
Israel Kassvan: „. . . . es gibt ein anderes Amerika" (Vorwort von Alfons Goldschmidt). Kleist-Verlag, Berlin.
Friedrich Nietzsche: Volksausgabe (4 Bände, Theodor Kappstein). Sieben-Stäbe-Verlag. Berlin.
Walther Victor: Mathilde. Ein Leben um Heinrich Heine. E. P. Tal & Co., Berlin.

## Rundfunk

**Dienstag.** Breslau 18.30: Psychoanalytische Weltanschauung? Prof. M. Koch und M. Loewy. — Berlin 20 30: Literarische Jugendeindrücke, Gottfried Benn und Oskar Loerke. — Königsberg 20.40: Felix Timmermanns liest. - **Mittwoch.** Berlin 17.00: Hans Gathmann liest eigne Arbeiten. — 19.00: Moritaten und hochtragische Balladen, Kate Kühl. — **Donnerstag.** Berlin 18.25: Heinrich Eduard Jacob liest. — **Freitag.** Breslau 21.10: Johann Christian Günther. — **Sonnabend.** Berlin 18.00: Reaktion oder geistige Erneuerung? Alfred Mühr und Ernst Toller. — Frankfurt 18.45: Der Fünfjahresplan und die wirtschaftliche Lage Rußlands. — Berlin 19.10: Die Erzählung der Woche, Georg W. Pijet.

# Antworten

**Béla Balázs.** Ich bestätige Ihnen zunächst, daß Ihr Brief in der ‚Weltbühne' vom 10. Februar einen sinnentstellenden Irrtum enthielt. Dort hieß es: „Brecht hat sich bereit erklärt, noch einige Songs zu schreiben zu dem fertigen, im übrigen umgeänderten Film." Es soll natürlich heißen: ungeänderten. Ihre Berichtigung erreichte uns vorige Woche erst nach Redaktionsschluß, deshalb konnte sie nicht mehr ins vorige Heft hineinkommen. Heute antworten Sie auf Herbert Iherings Ausführungen: „Herbert Ihering hat sich verleiten lassen, in der letzten Nummer der ‚Weltbühne' auf meine Vorwürfe zu antworten. Er schreibt ironischerweise: ich habe ein ‚Kolleg über journalistische Anständigkeit gelesen'. Die Ironie ist berechtigt. Denn es gibt ja Journalisten, die sich in diesem Punkt nicht belehren lassen. Aber wir wollen diese Sache nun doch genau, gründlich und endgültig erledigen. Erstens: Der Fahnenträger des ‚Börsen-Couriers' steht in seiner Antwort wieder für die rein ideellen Absichten Bert Brechts im Dreigroschenopern-Prozeß ein und schreibt, es wäre an meinen Behauptungen ‚kein Wort wahr'. Ich habe zwei Behauptungen aufgestellt. Erstens, daß Brecht sich bereiterklärt hat, neue Songs zu dem Dreigroschenoperfilm zu schreiben, zweitens, daß er seinen, mit ideellen Motiven begründeten Einspruch fallen ließ, nachdem er 16 000 Mark erhielt. Meine erste Behauptung war tatsächlich unrichtig. Ich wurde falsch informiert. Ich bin gerne bereit, festzustellen, daß Brecht keine neuen Songs geschrieben hat. Meine Berichtigung für die vergangene Nummer kam leider einen Tag nach Redaktionsschluß. Das Datum des Poststempels kann bei der ‚Weltbühne' kontrolliert werden. Auf meine zweite Behauptung erwidert der Fahnenträger, Brecht hätte die 16 000 Mark nicht bekommen, um seinen Einspruch fallen zu lassen, sondern nur (wörtlich) 9000 Mark ‚für das längst fällige Resthonorar aus dem alten Vertrage und 7000 Mark als einen Teil seiner Prozeßkosten'. Brecht hat bekanntlich seinen Prozeß verloren. Im Urteil, das jeder nachlesen kann, ist ausdrücklich gesagt, daß Brecht keinen Anspruch auf besagtes Resthonorar habe und die Prozeßkosten selber zu tragen hat. Die Firma war also nicht verpflichtet, ihm dieses Geld zu zahlen. Wofür hat sie ihm also die 16 000 Mark geschenkt? Bert Brecht hat daraufhin seine Berufung im Prozeß zurückgezogen. Warum? Im Vergleich ist diese Summe nicht als Kaufpreis für ein Ideal angeführt. Der kultivierte Stil solcher Vergleiche findet andre Namen. ‚Ebenso,' schreibt der Fahnenträger, ‚ebenso hat Weill einen Produktionsvertrag für künftige Filme (mit derselben Firma!) erhalten, ‚um unter Fernhaltung von kunstschädlichen oder persönlichkeitsschädlichen Methoden seine künstlerischen Ziele zu verwirklichen." Ebenso, sagt Ihering selbst. Wir sagen auch: ebenso! Was jene Bedingung betrifft, daß Brecht die Dreigroschenoper wieder verfilmen lassen darf, so weiß jeder, auch Brecht und Ihering wissen es genau, daß das ein Witz ist. Denn es ist undenkbar, daß eine Produktionsfirma dieses selbe Stück in zwei Jahren verfilmen wollte. Ist damit die Sache Brecht und die Frage der journalistischen Anständigkeit erledigt? Gut. Dann wollen wir weitergehen. Also zweitens: Der Fall Brecht spielte in dieser Diskussion eine nebensächliche Rolle, um so mehr, da ich schon in meinem ersten Artikel betonte, daß ich es einem so begabten Lyriker gern gönne, viel Geld zu verdienen. Nur gegen das Wie hatte ich einige Bedenken. Aber Fahnenträger Ihering hatte in seiner moralischen Entrüstung auch mich angegriffen. Nun schreibt er diesmal wieder: ‚Was wäre das für eine Logik, aus dem Vorwurfe, daß zwei Künstler sich schlecht benommen hätten, herzuleiten, daß man sich ebenfalls schlecht benehmen dürfte? Was berechtigte Herrn Balázs schon im Anfang des Konflikts, seine Arbeit zur Verfügung zu stellen?' ... Mit dem Schreiben, meine Herren, ist das so eine Sache. Man kann schwer gut schreiben, wenn man nicht Recht hat. Aber Fahnenträger Ihering

kann auch nicht lesen. Hat er tatsächlich nicht begriffen, daß ich diese vorwurfsvolle Frage schon einmal erledigt hatte, bevor sie noch gestellt wurde, schon zu Beginn des Prozesses, in einer Erklärung im ‚Film-Kurier', und ein zweites Mal in meinem Artikel in der ‚Weltbühne'? Es ist hoffnungslos und langweilig, mit einem Papagei zu diskutieren, der statt zu widerlegen, immer wiederholt. Aber ich bin ordnungshalber gezwungen, ein drittes Mal darüber zu sprechen. Also: ‚Hergeleitet?'... Wann und wo habe ich etwas hergeleitet? Wann und wo habe ich mein ‚Benehmen' damit begründet, daß auch Brecht irgend etwas Ähnliches getan hätte? Wann, wo? Glaubt der Fahnenträger für Schwachsinnige zu schreiben? Und was mich berechtigt, meine Arbeit zur Verfügung zu stellen? Mein Beruf, Herbert Ihering! Wenn einer der allerbesten, progressivsten Regisseure G. W. Pabst mich bittet, mitzuarbeiten an einem Film, der ein künstlerisches Niveau verspricht... was mich da berechtigt mitzutun? Mein Beruf, Herbert Ihering, und der berechtigte Glaube, daß in diesem Film vielleicht eine interessante und anständige Sache zu machen sei. ‚Schon zu Beginn des Konflikts habe ich mich zur Verfügung gestellt,' schreibt Ihering. Also zu einer Zeit, als der ‚Börsen-Courier' den prinzipiellen Gegensatz: ‚hie künstlerisches Ideal, hie schnödes Kapital' noch nicht aufgerollt hatte, als der heilige Streit um die ideellen Interessen noch nicht demonstrativ in der Öffentlichkeit ausgebrochen war, als meine Mitarbeit also auch noch keine Stellungnahme bedeuten konnte. Später wäre ich vielleicht auch ‚hereingefallen.' Dies aber ist ganz gleichgültig, denn ich habe den Auftrag nur darum angenommen, weil mir nachgewiesen wurde, daß ich da nicht eine Arbeit Brechts ändern sollte, da Brecht überhaupt nicht mitarbeiten wollte, was auch der Prozeß festgestellt hat. Außerdem habe ich den Auftrag angenommen, weil ich die Versicherung bekam, daß ich keine Konzessionen zu machen brauche und weil ich mich überzeugt hatte, daß der Film viel radikaler werden könnte, als es die Dreigroschenoper gewesen ist. Das hat mich ‚berechtigt', meine Arbeit zur Verfügung zu stellen. Nicht gegen einen Dichter, sondern für einen Film. Ist dieser Punkt erledigt? Denn ein viertes Mal werde ich dieselben Tatsachen nicht niederschreiben. Gehen wir weiter. Drittens: Ihering schreibt: ‚Herr Balázs behauptet, man habe etwas geschrieben, was man nicht geschrieben hat. Das dementiert er dann.' Er behauptet, ich hätte einen Irrtum berichtigt. In Wirklichkeit schrieb ich wörtlich: ‚Wenn Herr Balázs den Unterschied zwischen veröffentlichtem Protest und dem Protest, der in Telephonanrufen bei Filmkritikern besteht, für so wichtig hält, daß er besonders darauf hinweisen läßt, so soll ihm die Genugtuung werden.' ... Ihering hat also nicht berichtigt, er hat mir bloß eine ‚Genugtuung' gegeben. Merkt ihr den feinen Unterschied? Ihering hatte behauptet, daß ich nach den Kritiken zu protestieren pflege. Er mußte mir die ‚Genugtuung' geben, daß ich nur einmal und auch dann drei Wochen vor der Premiere protestiert habe. Das war keine Berichtigung. Gott bewahre. Das war bloß eine Genugtuung. Mir hat sie genügt. Aber auf meine Verwahrung in meinem ersten Weltbühnenartikel dagegen, daß er in seine ‚Genugtuung' wieder eine, kaum versteckte Verleumdung hineinstilisierte, die er diesmal als Zitat wiederholt, nämlich: daß ich die Kritiker anläßlich meiner Premieren anzutelephonieren pflege, auf meine Verwahrung dagegen hat er diesmal wohlweislich nicht reagiert. Obwohl ich doch grade bei diesem Punkt die ‚journalistische Anständigkeit' apostrophierte. Lassen Sie also das an sich kleben, Sie Fahnenträger? Viertens: Und jetzt kommt ein klassisches Beispiel journalistischer Anständigkeit. Ihering schreibt: ‚Viel interessanter als der Fall Balázs ist der Fall Filmindustrie. Die Premiere des Dreigroschenoperfilms steht bevor. Der Filmgesellschaft muß daran liegen, den Prozeß zu diskreditieren. Eine Generaloffensive beginnt. Herr Balázs meldet sich. Er hat an dem Film mitgearbeitet.' Sie, Ihering, da hört der Spaß auf! Auf Ihre stilistischen

Feinheiten genen wir hier nicht ein. Was wollten Sie da wieder einmal nicht sagen, sondern nur zu verstehen geben? Haben Sie damit gemeint, daß ich den Artikel darum geschrieben habe, weil ich dafür von der Industrie indirekt — in Form meines Honorars — bezahlt worden bin? Haben Sie gemeint, daß mich die Industrie als Publizist gekauft hat, indem sie mir als Filmautor Arbeit gegeben hatte? Ich fordere Sie in aller Form auf, darauf binnen achtundvierzig Stunden offen und diesmal eindeutig zu antworten, denn das ist eine Sache, die sonst vor das Gericht gehört." Herr Ihering wird sich nochmals äußern.

**Fred Hildenbrandt.** Sie schreiben zu Herbert Iherings Bemerkung im letzten Heft: „Ihering deutet unverblümt an, daß ich (weil ich ein altes stummes Filmmanuskript, das ich vor Jahren mit Molo für die Porten schrieb, nun tongerecht mache, diesmal für die Nero), daß ich also sozusagen gekauft worden bin. Ich möchte gern eine Antwort geben: schämt sich Herbert Ihering nicht in Grund und Boden, jemandem in einem sachlichen Streit niederträchtige Motive unterzuschieben? Ich habe so im Laufe der Zeit viele Vorwürfe aushalten müssen, aber niemals einen dieser niedrigen Art. Ich habe, sozusagen mitten im feindlichen Lager, für den immerwährenden Kontrahenten Ihering, einigen Respekt gehabt. Herr Ihering hat nunmehr diesen Respekt besudelt. Leben Sie wohl, mein Herr."

**Joseph Wirth.** Wir haben alle gewartet, wie Sie das Verbot des Remarque-Films wohl rechtfertigen würden. Sie haben alle Erwartungen übertroffen. Anstatt nämlich zur Sache zu reden, haben Sie ein Kolleg gehalten über die Wahrung der heiligsten Kulturgüter Europas, die durch den Bolschewismus bedroht seien. Nun, der Bolschewismus stand nicht zur Debatte sondern ein von Amerikanern gedrehter Film nach einem deutschen pazifistischen Roman. Was diese europäischen Kulturgüter angeht, so ist das auch eine eigne Sache. Der Katholizismus hat sich damit auch nicht immer am besten gestanden, doch lassen wir das. Wie Sie selbst dazu stehen, haben Sie verraten, als sie bemerkten, daß in Adolf Hitlers komischem Buch manche Stellen Sie an Nietzsche erinnert hätten. Das ist so Ihre Beziehung zur europäischen Kultur. Vielleicht wird Sie das Dritte Reich zum literarischen Beirat ernennen, aber bis dahin möchten wir Sie gern entbehren.

**Dresdner.** Sie benutzten neulich den Nachtschnellzug von Berlin nach Dresden und hatten sich vor Abgang des Zuges einen Eckplatz gesichert. Als Sie ihn dann einnehmen wollten, war er inzwischen besetzt worden, und zwar von einem Offizier der dresdner Garnison, dessen Kameraden sich auf die andern Plätze verteilt hatten. Die Herren befanden sich anscheinend auf der Rückreise von einer Weekendfahrt. Sie forderten jenen Offizier höflich auf, Ihren Platz zu räumen, was er auch tat. Er verschwand im Nebenabteil, kehrte aber gleich wieder und bemerkte in der Absicht, es Sie hören zu lassen: „Drüben ist ja noch ein Platz frei. Aber lauter Zivilisten. Da bleibe ich hier lieber stehen." Als Sie das aber überhörten, fühlten sich die Herren veranlaßt, noch mehr ähnliche Bemerkungen zu machen, bis Sie schließlich reagierten und fragten, ob die Armee für die Zivilisten da sei oder umgekehrt. Kurz, knapp und arrogant, wie das so üblich ist, ertönts auf der andern Seite: „Das ist Ansichtssache". Sie ziehen es vor, sich lieber mit der Lektüre der ‚Weltbühne' zu befassen, statt mit den Uniformierten zu diskutieren. Das war verkehrt. Denn hatten Sie zuerst das Standesgefühl der Herren beleidigt, war jetzt Ihre Rassenehre an der Reihe, verletzt zu sein. Was für eine mimosenhafte Empfindlichkeit doch die Vertreter des unsentimentalsten Berufs zuweilen entwickeln können! Einer zog den ‚Völkischen Beobachter' aus der Tasche, ging nach der Tür und ließ sich entrüstet vernehmen: „Ich ziehe es vor, meine Zeitung auf dem Gang zu lesen, um keine Hetzblätter unters Volk zu bringen. Andre Leute scheinen

dies nicht für nötig zu halten." Jetzt war es an Ihnen, zu sagen: „Das ist Ansichtssache." Da geistige Waffen nicht grade die Stärke unsrer Militärs sein sollen, und andre Ihnen gegenüber schlecht in Anwendung gebracht werden konnten, denn soweit haben wir es doch noch nicht gebracht, retirierten die Krieger und überließen Ihnen das Feld. Wenn Sie bisher etwa geglaubt hatten, wir hätten ein Volksheer, der völkische Offizier wird Sie eines bessern belehrt haben. Die gleiche Melodie wie vor 1914: „Das Volk" — „Die Zivilisten", die für das Heer da sind. Das eben nennt man Militarismus: daß die Militärs sich als Herren aufspielen. Sie sind nicht etwa zur Verteidigung des Landes allein da, nein, sie machen so eine Art Nebenregierung auf. Deutschland ist auf dem besten Wege, sich wie vor dem Kriege das Regime des Militärs gefallen zu lassen. Die Armee — um ihrer selbst willen. Man kennt das — und wir bezahlens ja. Die leben von unsern Steuern und plustern sich auf, als wären sie die Stellvertreter Gottes auf Erden. Jährlich stopfen wir Millionen über Millionen in diese gefrässige Organisation, und sie dankens uns, indem sie auf uns rumtreten. Wo in aller Welt läßt man sich das noch gefallen?

**Ufa.** In euerm Ufa-Palast Groß-Frankfurt am Main lief am 7. Februar in einer Kindervorstellung „Der lustige Zeichentrickfilm Im Westen was Neues". Ihr seid ebenso geschmackvoll, wie ihr geschäftstüchtig sei. Erst hat in den Blättern eures Herrn die Empörung über die angeblich verhetzende Tendenz von „Im Westen nichts Neues" haushohe Wellen geschlagen, ihr mobilisiertet die Straße dagegen, und das „Machwerk" wurde abgesetzt. Der eigentliche Zweck eurer gut gespielten Entrüstung, die böse Konkurrenz aufs Haupt zu schlagen, war erreicht, — und nun kann man ja den Titel des „Schandwereks" benutzen, um damit Reklame für den eignen Käseladen zu machen. Aber ihr habt es mit sicherm Instinkt vermieden, den Film hier in Berlin laufen zu lassen. Die Arbeiterschaft, die jetzt endlich zur Selbsthilfe gegen den Fridericusrummel gegriffen hat, hätte euch vielleicht gute Sitten beigebracht. Mit ideellen Argumenten aus Konkurrenzneid einen Film bis aufs Messer zu bekämpfen, um ihm dann, wenn das Verbot durchgedrückt ist, den Titel zu klauen, und ihn durch dessen Verdrehung zu verhöhnen — wißt ihr, wie man das nennt? Der einzige juristisch zulässige Ausdruck dafür ist: nationale Gesinnung.

**Berliner Sezession.** Sie beabsichtigen, Ende April eine Ausstellung mit dem Titel „Künstler unter sich" zu veranstalten. Die freie Einsendung von Selbstporträts der einzelnen Künstler sowie von Porträts besonderer Persönlichkeiten aus allen Gebieten der Kunst sind zulässig. Ihre Adresse ist Berlin W 10, Tiergartenstr. 21 a.

**Nazi.** Dein ‚Illustrierter Beobachter' schreibt unter das Titelblatt seiner neuen Nummer „Französischer Faustschlag ins Gesicht der weißen Rasse". Wenn du genau hinsiehst, wirst du zugeben müssen, daß der dort abgebildete Senegalneger Bambo Diagne, dessen Ernennung zum französischen Minister das Blut deiner Häuptlinge in Wallung gebracht hat, eine unverkennbare Ähnlichkeit mit deinem Joseph Goebbels aufweist.

---



---

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

# Zum Falle Friedrich Wolf von Carl v. Ossietzky

Die Staatsanwaltschaft greift ins volle Menschenleben, holt Gut und Schlecht heraus und bringt sie vor das große Clearing-House, Justiz genannt. Dabei muß sie aber immer recht rationell vorgehen, denn allzu viele Sünder auf einmal kann die Maschine nicht verarbeiten, darauf ist auch der Strafvollzug nicht eingerichtet. Von alters ruht das Gesetz auf der stillen Voraussetzung, daß seine Verächter auf einer sonst von Gerechten bewohnten Welt die betrübliche Ausnahme bilden. Wenn die Verbrecher allzu schnell zunehmen, steht das Gesetz selbst in Frage, und es ändert sich auch die Anschauung der Menschen darüber, was verboten und erlaubt sein soll. Die Gesetzeswächter werden dann zu Konservatoren, die aufpassen, daß sich nicht Unberufene an dem von ihnen behüteten Buchstabengut vergreifen. Sie wenden es also sparsamer an, um es nicht zum öffentlichen Kampfobjekt werden zu lassen. Nicht anders ging es mit den Hexenprozessen oder mit der Rechtsprechung in religiösen Dingen. Alle diese Gesetze waren hundert Jahre vor ihrer definitiven Abschaffung tot. Und trotzdem kostete die formale Beseitigung Mühe, und die Obrigkeit widersetzte sich mit Klauen und Zähnen. In England hat sich kürzlich jemand selbst bezichtigt, am Sonntag die Kirche geschwänzt zu haben. Der Staatsanwalt war in peinlicher Verlegenheit. Denn nach einem Gesetz aus dem siebzehnten Jahrhundert, das noch kein Parlament kassiert hat, ist Vernachlässigung des Kirchenbesuchs strafbar.

Der § 218 ruht schon lange so in Watte verpackt. Er wird nur gelegentlich herausgeholt, um ein paar sehr arme Schächer zu treffen. Das Empörendste an diesem Paragraphen ist ja nicht seine Existenz und die Versuche, auch in neuen, reformierten Strafgesetzbüchern seine Existenz künstlich zu erhalten, als vielmehr die Tatsache, daß seine Art, ihn zu gebrauchen, die Justiz zum Glücksspiel degradiert. Die Staatsanwälte denken gar nicht daran, ihn automatisch anzuwenden. Sie wissen, daß sich in Deutschland Geburten und Aborte ziemlich die Wage halten. Sie begnügen sich damit, gelegentlich ein paar Exemplare herauszuholen, um die Lebenskraft des Paragraphen neu zu belegen. Deshalb beschränken sich die Staatsanwälte darauf, den Gerichten hin und wieder einen Einzelfall zu apportieren, gewöhnlich einen, in dem einem Arzt ein Kunstfehler unterlaufen ist. Dabei wird die Ausdehnung einer solchen Praxis kaum geprüft, denn das würde eine größere Frage aufwerfen und vor allem auch die bessersituierten Schichten treffen. Das gibt dem § 218 seinen infamen Klassencharakter. Er ist nicht nur juristisch unhaltbar, sondern auch krasseste soziale Ungerechtigkeit.

Wenn der Staatsanwalt aber schon ein Exempel statuieren möchte, dann sollte er wenigstens in der Wahl seines Objekts vorsichtig sein. Der § 218 konnte nur dadurch konserviert werden, daß die Staatsanwaltschaft ihre Unternehmungslust auf die Unterwelt der Heilkunst beschränkte und nur gelegentlich

einen approbierten Arzt mitgehen ließ. Sich aber für ein solches Exempel grade den praktischen Arzt Doktor Friedrich Wolf in Stuttgart auszusuchen, das ist ein an Fahrlässigkeit grenzender Leichtsinn, die dem Paragraphen gefährlicher werden dürfte als dem Angeschuldigten. Denn es handelt sich hier um einen aufrechten Mann, von wachsamen Freunden umgeben, den man nicht einfach im Dunkeln justifizieren kann. Friedrich Wolf ist eine hochqualifizierte Persönlichkeit, ein Theaterschriftsteller von Ansehen, Verfasser volkstümlicher Schriften über Heilkunde, ökonomisch nicht auf die Erträgnisse einer unerlaubten Hintertreppenpraxis angewiesen. Ein Menschenfreund, ein Sozialist von Geblüt, nicht von Gnaden des Parteibuchs. Das alles hat natürlich einen lieben Kollegen nicht abgehalten, ihn zu denunzieren. Aber dieser törichte Judas hat ein besseres Werk getan, als er ahnt. Er hat diesen armen, halbtoten, kümmerlich in Watte verpackten § 218 mitten in die Arena geworfen. In frischer Luft kann das Unglücksding nicht mehr lange leben.

Zunächst versuchte die Anklagebehörde noch, Friedrich Wolf als Kapitalverbrecher zu behandeln, weil der Sturm, den die Verhaftung erregt hat, ihr unerwartet gekommen ist. So sollte wenigstens etwas schikaniert werden. Es war eine herzlich überflüssige Prozedur, von dem Verdächtigten eine übertrieben hohe Kaution zu verlangen; erst 40 000 dann 25 000 Mark. Bildet der Staatsanwalt sich wirklich ein, daß Friedrich Wolf erst einmal über die schweizer Grenze flieht? Wäre der Ankläger ein besserer Psychologe, so würde er wissen, daß es diesem Mann nicht auf ein paar Wochen oder Monate Gefängnis ankommt, daß er nichts für sich will, sondern sich nur als Soldat der Menschheit fühlt, der den Platz verteidigt, auf den sein Gewissen ihn gestellt hat. Die Schroffheit, mit der gegen ihn vorgegangen wird, mit der dieser ganze Fall überhaupt aufgerollt wurde, erweist sich immer mehr als grausamer Rechenfehler. Die Bewegung gegen den § 218 ist nicht neu, aber es fehlte ihr die zentrale Kraft, sie hat in den letzten Jahren, seit sich das Theater ihrer bemächtigt hat, einen stark literarischen Charakter gehabt, ohne ganz ins Breite zu gehen. Jetzt schenkt ihr ein übereifriger Staatsanwalt, was ihr bisher gefehlt hat: den Vorkämpfer, den makellosen Vertreter der Idee unter Anklage und im Gefängnis; die Mittelpunktsfigur, das Symbol. Bisher war dieser Paragraph ein weit entrücktes, gefährliches Etwas; jetzt haben wir ihn in greifbarer Nähe, jetzt können wir endlich Tuchfühlung nehmen.

Es ist sogleich die Frage eines Volksbegehrens aufgeworfen worden. Ein Gedanke, der mit Begeisterung ergriffen werden müßte, wenn die Bedingungen, an die ein Volksbegehren geknüpft ist, ein Gelingen nicht von vornherein unmöglich machten. Aber unabhängig davon wird doch eine stürmische Volksbewegung einsetzen, die nicht mehr geringschätzig behandelt werden kann. Hier ist eine Sache, die jeden Einzelnen hart anfaßt, hier gibt es keine Exklusivität mehr. Das ist etwas andres als die albernen demagogischen Plebiszite der Rechten, die sich um „Youngsklaverei", Preußenwahl und ähnliches drehen. Die deutsche Reaktion schien in die Wol-

ken zu wachsen. Nun findet sie sich plötzlich einer Hemmung gegenüber, vor der ihr gespielter Sozialradikalismus nicht weiterhilft, vor der sie ihr wahres Gesicht zeigen muß. Es wird ein Kampf entbrennen, in dem sich mehr entscheiden kann als das Weiterleben des § 218. Zum erstenmal seit langer Zeit liegt die Initiative nicht mehr auf der Rechten. Diese Folgen hat der stuttgarter Ankläger nicht geahnt.

---

## „Undurchführbar"! von Kurt Hiller

Verehrter, lieber Willi Münzenberg!

Sie gehören zu den einflußreichsten Führern einer großen Partei und sind doch kein Bonze. Sie sind sogar das Gegenteil eines Bonzen: Sie sind ein Diskutier-Typ. Statt erhaben immer nur Ihre bewährte Gebetmühle zu drehn und den Andersgläubigen mit Nichtachtung zu strafen, ihn zu behandeln als sei er nicht da, stellen Sie sich hin mit ihm und erörtern das Strittige. Sie erörtern leidenschaftlich und unnachgibig, durchaus als Dogmatiker Ihres Dogmas — aber Sie erörtern. Sie lassen den Andern sozusagen als Geschöpf gelten, gestatten ihm geboren zu sein, hören hin auf ihn, geben sich mit seinen Gründen ab, gehen auf ihn ein (nicht: auf ihn zu, mit aufgekrempelten Ärmeln) — kurz, Sie diskutieren. Das ist unbonzig; das ist kameradenhaft; das ist, wag' ich zu glauben, gut sozialistisch. Breitscheid, Wels und Hilferding zeigen da ein andres Gesicht; und diverse Ihrer Parteigenossen desgleichen. Ich kann mir in keiner Sozialdemokratenzeitung, aber auch in der ‚Roten Fahne' nicht, eine Diskussion vorstellen, wie Ihre ‚Welt am Abend' sie jetzt einige Wochen lang veranstaltet hat: über die Frage, was zu tun sei, um „eine einheitliche Kampffront gegen den Fascismus zu schmieden". Sie luden zur Teilnahme nicht bloß Schmiedegesellen mit dem Parteibuch, sondern auch manchen Andern ein; so kam Ihr Blatt in die Lage, neben einigem illustren Belletristenschwatz Kerrs kristallklare Antwort und die prachtvolle Äußerung des Malers Carl Hofer zu bringen; geistige Ereignisse; (von denen, folglich, niemand spricht).

Auch mich ehrten Sie durch Befragung. Da der Aufforderungsbrief der Redaktion die sehr berechtigte Bitte „um eine konkrete Antwort und um konkrete Vorschläge" enthielt, an allgemeinen Bemerkungen fehle es ja nicht, so erlaubte ich mir, ein praktisches Projekt zu unterbreiten. Ausgehend von der Einsicht in die Notwendigkeit, nicht etwa negativ die Gegner des „Dritten Reichs", sondern positiv die Bekenner des sozialistischen Gedankens zusammenzuschließen, schlug ich fürs erste „Rote Ausschüsse" vor: in allen wichtigeren Städten (und Stadtbezirken) Neuner- oder Fünfzehnerausschüsse, die zu einem Drittel aus Sozialdemokraten, zu einem Drittel aus Kommunisten, zu einem Drittel aus freien, das heißt keiner der beiden großen Parteien angeschlossenen Sozialisten beständen. Ich legte die doppelte Aufgabe der Ausschüsse dar: eine Atmosphäre der Verständigungsbereitschaft, des Bewußtseins der Zielgemeinsamkeit herzustellen; und: gemeinsame Ak-

tionen zu beraten und vorzubereiten gegen den gemeinsamen Feind. Untereinander würden diese örtlichen Ausschüsse nach dem Schema des Rätesystems zusammengefaßt sein müssen; und es käme ihrem freisozialistischen Drittel eine besondere Bedeutung anfangs insofern zu, als es den Mörtel zu bilden hätte zwischen den beiden großen Blöcken. Damit die Beratungen nicht überall mit einem Rivalitätsstreit zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten begönnen, würde es zweckmäßig sein, überall freien Sozialisten den Vorsitz zu übertragen; etwa Genossen vom JSK, vom Jungproletarischen Bund, von der Kommunistischen Opposition, von der Ledebourgruppe, von der Gruppe Revolutionärer Pazifisten; und noch andre Kreise zielgleich Gesinnter stünden wohl zur Verfügung. Natürlich hätten nur ehrliche Anhänger der roten Einigung in diesen Komitees etwas zu suchen. „Wem," schrieb ich, „die Einheitsfront weiter nichts bedeutet als ein von Utopisten entzündetes Feuer, an dem er seine Parteisuppe kochen kann, der gehört dorthin, wo der Pfeffer wächst, aber nicht in die Roten Ausschüsse." Sie zu bilden tue dringend not; Gefahr sei im Verzuge; man solle nicht kapitulieren vor ihr, aber ihren Ernst erkennen.

Auf diese Ausführungen, Genosse Münzenberg, haben Sie erwidert, und zwar polemisch. Ihre Polemik, nobel in der Form, bedeutet ihrem Inhalt nach eine einzige Enttäuschung. Sie erklären meinen Vorschlag für „undurchführbar", und warum? weil „das Wichtigste und Dringlichste, was heute im Kampfe gegen den Fascismus geschaffen werden muß," „nicht die Einheit in organisatorischen Dingen und Formen, sondern die Einheit in der grundsätzlichen ideologischen und politischen Bewertung des Fascismus" sei; „erst Klarheit, dann Einheit!" „Die Einheit, die heute im Kampfe gegen den Fascismus notwendig ist, ist vor allem eine Einheit in der richtigen Erkenntnis über den Begriff Fascismus, eine Einheit im revolutionären Wollen und eine Einheit in der revolutionären Tat." Diese Erkenntnis, dies Wollen, diese Tat vermissen Sie bei der Sozialdemokratie.

Ich habe die Sozialdemokratie nicht zu verteidigen. Wohl: klischeehafte Ungerechtigkeiten auf das Maß berechtigter Kritik zurückzuführen. Daß die SPD sich hier einer falschen „ideologischen und politischen Bewertung" schuldig mache, bleibt unbewiesen. Die ökonomischen Zusammenhänge, die Ihr seht, sieht sie auch. Den Begriff „Fascismus" auf die klerikale und die liberale Demokratie auszudehnen, diese Spitzfindigkeit mitzumachen, kann man ihr freilich nicht zumuten. So wahr Herr Wirth aus Angst vor dem Fascismus fascistische Politik treibt, nämlich Film und Rundfunk der geistigen Aktion sperrt, so wahr sind er und auch der würdige Phrasenmeister Brüning keine Fascisten. Selbst wenn sie ein Bündnis schließen sollten, das sie einstweilen nicht geschlossen haben, werden sie mit ihren Verbündeten nicht identisch sein. Genosse Münzenberg! Mit Begriffsmünzen, die man kippt und wippt, kann man politisch nicht zahlen. Weiß der Teufel, ich liebe die bürgerliche Mitte nicht; aber sie mit den Nazis gleichzusetzen, ist, wie wenn der Königin-Luise-Bund die Partei Hermann Müller zu den „Bolschewisten" rechnet. Übrigens sind alle Bezeichnungen ja nur konventionell; ich traue Ihnen nicht den Scholastizis-

mus zu, eine sachlich gebotene Einigung an terminologischen Zwistigkeiten scheitern zu lassen.

Ja, aber der revolutionäre Wille, die revolutionäre Tat — werden Sie einwenden. „Niemand kämpft ernsthaft gegen den Fascismus in Deutschland, der nicht gleichzeitig mit dem Kampf gegen die Nazis einen revolutionären Kampf gegen die Brüningregierung führt." Es trifft zu, daß die Sozialdemokratie diese Regierung stützt. Was wäre, wenn sie sie stürzte? Ich erlaube mir den Luxus, undemagogisch über diesen Punkt zu denken; (wirklich ein Luxus! denn ich verscherze mir dadurch jede Chance bei Euch, ohne mir bei Andern eine zu gewinnen). Eine Regierung zu stürzen ist gut, falls man die Macht übernehmen kann — nicht, falls man die Macht damit nur noch Übleren zuschanzt. Wenn die SPD die Brüningregierung stürzte, so würde ihr das nicht in Gemeinschaft lediglich mit ihrem kommunistischen Nachbarn, sondern durch Zusammenwirken mit diesem und mit Goebbels gelungen sein; eine linke Mehrheit, die die Regierung übernehmen könnte, wäre nicht da; etwa eine revolutionäre Situation? Sie sind viel zu klug, Genosse Münzenberg, um das zu glauben. Oder um an ein Kabinett Thälmann-Hilferding-Goebbels zu glauben. Eine konterrevolutionäre Situation wäre da; die Geburtsstunde der weißen Diktatur; ich brauche Ihnen deren Greuel und den Rückschlag für die Arbeiterbewegung, den sie bedeuten würde, nicht zu schildern. Die rote Aktion, leider, ist noch nicht so weit, daß sie mit Aussicht auf Erfolg gegen diese Diktatur anrennen könnte. Wir von der Roten Einigung tun, was wir tun, ja nur, um die rote Aktion vorwärtszubringen; um sie dahin zu bringen, daß sie eines Tages stark genug ist, den Schlag zu führen, zu dem ihre Kraft einstweilen nicht ausreicht. Die von Ihnen abgelehnten „organisatorischen Formen", die ich vorschlug, würden nicht die Folge einer bereits vorhandenen Einheit sein, die auch ich keineswegs sichte, sondern sie würden den Grund legen zu der Einheit der Zukunft, zu der Einheit, die wir brauchen. „Erst Klarheit, dann Einheit!" — ich akzeptiere diese Devise. Aber die Klarheit im Ziel ist da; und herrscht über den Weg noch allzuviel Unklarheit unter den Zielgleichen, dann würde eben die Diskussion in den Roten Ausschüssen, falls sie aus dem Geiste wirklichen Dienstes am Ziel erfolgte, jene Klarheit allmählich schaffen, die Sie vermissen. Die SPD soll in diesen Ausschüssen ja nicht durch Noske oder den Typus Tante Bohm-Schuch vertreten sein, sondern durch wirklich und wahrhaftig um den Sozialismus ringende, sozialdemokratisch eingeordnete Werktätige, die einsehn, daß nicht im Reichsbanner Schwarzrotgold, nicht im Zusammenschluß mit Formalrepublikanern, mit Kapitalismusbejahern, mit Kulturkonservativen das Heil ruht, sondern im Bündnis mit Bekennern der Roten Republik. Es gibt, außerhalb Ihrer Partei, Millionen, die das einsehen. Wenn ich, dem Wunsch Ihres Blattes folgend, einen „konkreten Vorschlag" gemacht habe, wie die defensive und für den Sozialismus offensive Kraft dieser Millionen systematisch aktiviert werden könne, einen die Realitäten beachtenden, gewiß nicht im üblen Sinne utopistischen Vorschlag, und Sie darauf „Undurchführbar!" dekretieren, so

beweist das einen Methodenstarrsinn, den ich als Revolutionär, als verwirklichungspolitisch gesinnter Mensch nur aufs tiefste beklagen kann. Verstehen Sie unter „Schmieden der einheitlichen Kampffront" etwa den Eintritt aller Antifascisten in die KPD? Dann war die Rundfrage Ihres Blattes ein Parteimanöver, und Ihr gehört (siehe oben) nach Cayenne. Eure Partei überschätzt sich, wenn sie glaubt, sie werde die Sache alleine schmeißen. Deutschland ist nicht Rußland; und 1917, das kehrt so rasch nicht wieder. Studiert endlich die Bedingungen einer deutschen Revolution! Daß sie unter Eurer Führung geschehe — ja! Daß Ihr allein sie durchsetzt — das zu mutmaßen wird mindestens solange Verblendung sein, als Ihr bleibt, wie Ihr seid. Was ich damit meine, Genosse Münzenberg, das wissen Sie, auch ohne daß ichs feierlich auseinandersetze; ich bin aber gern bereit dazu. Daß Ihr Jeden hinauswerft, der notorisch will, was Ihr wollt, aber es auf eine hie und da klügere Weise will, lasse ich hingehn; daß ihr Sympathisierende, auf deren Mittun Ihr in x Fällen Wert legt, im ypsilonten öffentlich als „Scharlatane" beschimpft, ebenfalls; aber daß Ihr irgendeinem Journalisten fünften Ranges gestattet, diese Zielgenossen in Eurem Zentralorgan aufs infamste zu verleumden, nicht hinsichtlich ihrer Theorien, sondern hinsichtlich ihres Charakters, und die Berichtigung zu verweigern, auch wenn das Verleumderische der Behauptung durch Dokumente, die man vorlegt, haarscharf bewiesen wird — das zeigt ein moralisches Niveau, auf dem wohl Klamauk und Revoluzz möglich ist, aber nicht die Zerstörung einer Gesellschaftsordnung und der Aufbau einer neuen. Ich weiß, Genosse Münzenberg, eine Idee von ihren Trägern zu unterscheiden; auch ist mir bekannt, daß die Sünden Einzelner in einer Gemeinschaft selbst dann nicht ohne weiteres der Gemeinschaft anzurechnen sind, wenn sie sie deckt; und am wenigsten fehlt mir die Ehrfurcht vor der Leistung in Rußland. Aber an dieser Leistung seid Ihr unschuldig, und sie berechtigt Euch nicht zu dem Hochmut, mit dem Ihr in Deutschland spazierengeht. Mit dem folgsame Parolennachbeter, unproduktive Kleingeister, Revolutionsbeamte ohne Fingerspitzengefühl zielgenössische Menschen abkanzeln, die, unter Verzicht auf persönliche Geborgenheit und äußere Ehren, um des Ziels willen selbständig zu denken sich erkühnen. Ihnen persönlich ist dieser Hochmut fremd; grade deshalb darf ich Ihnen das sagen. Ehe Ihr ihn nicht ablegt, ehe Ihr Euch nicht bereitfindet, mit Nachbarn zu diskutieren, gegebenenfalls sogar von ihnen zu lernen, könnt Ihr nicht anziehungsmächtig werden für Die, die heut in der andern Arbeiterpartei untergebracht sind oder die frei herumschwirren. Bleibt Ihr, wie Ihr seid, dann schafft Ihrs nicht allein; lehnt Ihr das Zusammengehn mit den Nachbarn hartnäckig ab, dann fördert Ihr das (manchmal unumgängliche) Fortwursteln der Reformisten und am Ende den Staatsstreich der Konterrevolution. Wann werdet Ihr elastischer, wann werdet ihr geistiger werden? Wann werdet Ihr Eure Methoden revolutionär revidieren?

Ich grüße Sie — nicht als Gegner, wie ein Esel hiernach meinen könnte, sondern als Freund Ihrer feurigen, kräftereichen Persönlichkeit; und vor allem als Freund Ihrer Sache.

# Scheuer-Konzern von Franz Ziegelmüller

In Düsseldorf saß der Konsul Hugo Meyer als Leiter der Getreidekommission-Aktiengesellschaft, die für viele Mühlen im rheinisch-westfälischen Bezirk Getreide importierte. Das geschah zunächst fast nur kommissionsweise, später aber mehr und mehr auf eigne Rechnung, und unter Gewährung von Betriebskrediten an die Kundschaft. Als in der Krisenzeit 1924 und 1925 die Geschäfte der Mühlen herzlich schlecht gingen, und sie mit der Rückzahlung der Kredite in Schwierigkeiten kamen, wurde der Getreidelieferant und Bankier nach und nach zum Beherrscher eines Teils seiner Abnehmer. Die Getreide-Kommissions-Gesellschaft verwandelte sich so in einen Mühlenkonzern. Aber die Schwierigkeiten der Konzernfirmen dauerten fort, und schlugen bis zur Finanzierungsgesellschaft durch. Man versuchte die Situation durch Vornahme einer kapitalmäßigen Sanierung und durch den Abverkauf der besten Konzernmühlen zu retten. Vergebens — im Dezember 1926 war die Gesellschaft am Ende ihrer Kraft. Nach einer denkwürdigen Aufsichtsratssitzung, in der er die verzweifelte Lage des Konzerns geschildert hatte, verschwand Hugo Meyer aus Düsseldorf. Ein paar Wochen später zog man seine Leiche aus dem vereisten Rhein.

Die mit hohen Krediten bei der Gesellschaft festsitzenden Großbanken versuchten vergeblich, die noch vorhandenen Mühlen zu einem erträglichen Preis loszuschlagen. Schließlich fand man die Lösung der Schwierigkeiten darin, daß man den Kaufmann Karl Scheuer aus Mainz als Reorganisator des Konzerns gewann. Scheuer hatte grade damals die Aktenmajorität der von ihm in der Inflationszeit gegründeten Getreide-Industrie- und Handels-Aktiengesellschaft an eine andre Bankengruppe, die unter Führung des Bankhauses Hardy stand, verkauft, war aber Generaldirektor der Firma geblieben. Beide Bankengruppen taten sich zusammen und verschmolzen die Getreide-Commission mit der Getreide-Industrie zur Firma „Getreide-Industrie und Commission" (G.I.C.). Das war die eigentliche Geburtsstunde des sogenannten Scheuer-Konzerns, im Februar 1927.

Karl Scheuer hatte Zeit seines Lebens, wenn man von einer kleinen Exkursion in die Filmbranche absieht, nur Gerste gehandelt und Malz fabriziert. Vom Brotgetreidegeschäft und von der Müllerei verstand er so gut wie nichts. Aber es ging ihm der Ruf voraus, ein außerordentlich geschickter Geschäftsmann zu sein. Seine Bankenfreunde hatten mit Vergnügen gesehen, wie er eines schönen Tages ganz große Roggengeschäfte in die Hand bekam. Das war 1925 als die Reichsgetreidestelle, ein Überbleibsel aus der Kriegswirtschaft, ihre Bestände liquidieren wollte. Im Reichsernährungsministerium saß damals als Staatssekretär ein gewisser Fred Hagedorn, der Scheuer in der Kriegsgerstenstelle, wo beide seit 1915 gemeinsam tätig gewesen waren, kennen und schätzen gelernt hatte. Er ließ seinem Freunde Scheuer den Auftrag zum Verkauf jener Roggenvorräte zukommen. Scheuer war nicht undankbar. Er beteiligte Hagedorn am Ertrag seiner

Aktiengeschäfte: fifty — fifty, sehr generös. Die beiden Freunde machten also in Zukunft Kippe.

Mit der G.I.C. wollten die Dinge nicht recht vorangehen, denn die Mühlen aus der Erbschaft Hugo Meyers konnten weder leben noch sterben und blieben rechte Sorgenkinder. Scheuer brauchte für die Mühlen einen Fachmann. Deshalb überredete er das Bankenkonsortium, die Hefft-Mühle in Mannheim zu kaufen, deren Direktor, wohl mit Recht, als tüchtige Kraft galt. Das Geschäft wurde auch Mitte 1927 perfekt, aber es kostete eine Menge Geld. Und die Banken wollten allmählich einen Fortschritt sehen; sie wollten wissen, was bei der ganzen Geschichte für sie herausschaute.

Nun trat Hagedorn, der mittlerweile sein Amt als Staatssekretär niedergelegt hatte, groß in Aktion. Er ließ seine Verbindungen zu landwirtschaftlichen Kreisen spielen und redete den Agrariern ein, daß sie all ihrer Sorgen beim Getreideverkauf ledig sein würden, wenn erst ein Mühlentrust geschaffen wäre, der, unter landwirtschaftlichem Einflusse stehend, die Mehlpreise diktieren und deshalb auch den Agrariern hohe Preise zahlen könnte. Scheuer erzählte jedem, der es hören wollte, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, er sei jetzt dabei, die „I. G. Mühlen" — als Gegenstück zur I. G. Farben, nur noch größer, zu gründen. Ein Handelsjournalist, den er zu einem Besuch in seinem Bureau eingeladen hatte, wurde „zufällig" Zeuge eines Telephongesprächs zwischen Scheuer und dem Leiter des großen elsässisch-oberrheinischen Mühlenkonzerns Illkirch, mit dem das Geschäft damals schon perfekt gemacht wurde... Der Leiter des Bankenkonsortiums, Herr Andreä von der Firma Hardy & Co., verhandelt mit der Schroeder-Bank in London und mit amerikanischen Finanzfreunden über die Beteiligung an dem großen deutschen Mühlentrust. Hagedorn begibt sich daraufhin erneut auf Tour und beschwört seine agrarischen Freunde, schnell zu handeln, weil sonst das böse Auslandskapital die Sache in die Hand bekommt und die deutsche Müllerei überfremdet. Finanzleute aus London und New York kommen und werden bei Teeabenden und Herrenessen herumgereicht. Das allmächtige Stickstoff-Syndikat, ein Anhängsel der I. G. Farben, wird interessiert und zieht die Möglichkeit einer finanziellen Beteiligung wohlwollend in Erwägung. Als Abgesandter des Syndikats erscheint Professor Warmbold, der stille Gast bei jeder großen Aktion in der deutschen Agrarwirtschaft, und lauscht den Reden von Scheuer, Hagedorn und Andreä.

Zunächst soll eine große Mühlenbank gegründet werden. Aber die übrigen Mühlenkonzerne, die in konsolidierten Verhältnissen leben, haben keine Neigung zu Experimenten, und die Landwirtschaft, die brennend gerne mittun würde, hat kein Geld. So bleibt die Gründung der „Deutschen Mühlenvereinigung Aktiengesellschaft" eine Hausangelegenheit des Scheuer-Konzerns und seiner Banken. Die Mühlenvereinigung, als Tochtergesellschaft der G.I.C., übernimmt von dieser die fünf alten, schlechten Mühlen aus Hugo Meyers Zeiten, übernimmt auch die Aktienmajorität der Hefft-Mühle. Niemand weiß, daß im Moment der Gründung die Hefft-Mühle gar nicht

der G.I.C. gehört, sondern noch dem Bankenkonsortium direkt; niemand weiß, daß die G.I.C. von den Aktien ihrer Tochtergesellschaft, die sie als Gegenwert für die eingebrachten Mühlen ins Portefeuille nimmt, einen stattlichen Betrag, rund drei Millionen Mark, als Kaufpreis für Hefft an das Bankenkonsortium weitergeben muß.

Das ist im Dezember 1927. Nun geht es Schlag auf Schlag. Das Bankenkonsortium kauft die Rosiny-Mühle in Duisburg und die Salomon-Mühle in Berlin; in der Presse heißt es, daß die Mühlenvereinigung der Käufer sei. Gleichzeitig setzt die Legendenbildung ein. Der Scheuer-Konzern, so wird souffliert, kontrolliert bereits 25 Prozent aller Großmühlen, obgleich es nach den letzten Erwerbungen noch nicht einmal 10 Prozent sind, und dank seiner ausgezeichneten Beziehungen zum kanadischen Weizen-Pool, 50 oder 60 Prozent der Getreideeinfuhr. Niemand weiß, daß diese Zahl um das Vierfache übertrieben ist, niemand gibt sich die Mühe einer Nachprüfung. Das Bild eines kommenden Privatmonopols in der deutschen Getreidewirtschaft steigt auf; ängstliche Gemüter sind beunruhigt, und anschlägige Köpfe sehen Geschäftsmöglichkeiten. Im Club erzählt Herr Andreä seinem Freunde Bachem, dem Direktor der Arbeiterbank, wie sein Konzern sich herausmacht, und Bachem berichtete es seinem Freunde Klepper weiter, der soeben Präsident der Preußenkasse geworden ist. Um Ostern 1928 wird das Kapital der Preußenkasse erhöht, und gleichzeitig wird das Statut geändert, in dem Sinne, daß in Zukunft die Beteiligung dieser Bank an Aktiengesellschaften möglich ist. Eine entsprechende Änderung erfährt das Gesetz über die Rechtsverhältnisse der Rentenbank-Kreditanstalt. Nun ist die Bahn frei: wenn auch die Landwirtschaft kein Geld hat, so sind doch jetzt zwei Landwirtschaftsbanken vorhanden, die nicht nur Geld übrig haben, sondern auch die Möglichkeit, es in Aktien anzulegen. Scheuer geht zum Endspurt über. Und der Kurs der G.I.C.-Aktie steigt langsam an: 105 — 110 — 120 Prozent. In der Rentenbank hat Scheuer es leicht. Dort sitzt sein Freund Hagedorn (fifty — fifty!) im Aufsichtsrat. Bei der Preußenkasse ist die Sache schwieriger. Aber da ist Andreä, da ist Bachem. Auch Baade kommt und spricht davon, daß das Getreidemonopol nahe herangekommen sei. Die Sozialdemokratie ist entschlossen, rechtzeitig zu handeln, ehe das Privatmonopol zur Tatsache wird. Einen Augenblick lang erscheint auch der Charakterkopf des Abgeordneten Heilmann im Blickfeld... Und nun sieht Klepper die große Chance: ein Geschäft, das seinen Agrargenossenschaften die notwendige Hilfestellung bei ihrem bisher schlecht genug funktionierenden Getreideabsatz leistet, ein Geschäft, das planwirtschaftlich genug aussieht, um den Beifall der Sozialdemokratie zu finden, und das ebenso die Brücke zu den privaten Großbanken schlägt und deren Kreditquellen für Preußenkasse und Genossenschaften erschließt. Gleichzeitig sieht er die große Gefahr: Daß die Rentenbank ihm zuvorkommt, ihm den Bissen vor der Nase wegschnappt. Nun heißt es schnell handeln. Er greift zu, macht den Kauf perfekt und erlaubt der Rentenbank, sich nachträglich mit der Hälfte der Kaufsumme zu beteiligen. Er nimmt dem Ban-

kenkonsortium die Aktienmajorität des Konzerns ab, zu einem Kurs von 190 Prozent. Als er sich dann den Schaden besieht, muß er nicht nur die Aktien der G.I.C. übernehmen, die noch vor ein paar Wochen einen Börsenkurs von 105 Prozent hatten, nicht nur die Aktienpakete der Salomon- und der Rosiny-Mühle, sondern auch jene drei Millionen Aktien, die das Bankenkonsortium aus dem G.I.C.-Portefeuille als Kaufpreis für die Hefft-Mühle erhalten hatte. Vor einem halben Jahr erhalten hatte, zum Kurs von 100 Prozent, und die es jetzt für 190 Prozent verkauft... Zähneknirschend zahlt Klepper. Fluchend zahlt die Rentenbank. Siebenundzwanzig Millionen Mark erhält das Bankenkonsortium von beiden Käufern für den gut zurechtfrisierten, zum Verkaufe „fit" gemachten Konzern. Für das volkswirtschaftliche „Instrument", dessen einzelne Teile, zusammengerechnet, vor Jahresfrist knapp fünfzehn Millionen Mark wert waren. Reingewinn der Banken: mindestens sieben Millionen.

*

Was nun kommt, ist schnell erzählt. Das „Instrument" versagt. Die Idee des Mühlentrusts muß unter dem Druck der öffentlichen Meinung aufgegeben werden. Das Getreidemonopol läßt sich nicht durchsetzen. Der Konzern sollte das Mittel sein, um die Getreide-Planwirtschaft zu ermöglichen; die wirtschaftspolitische Chance war im Kaufpreis eskomptiert. Aber die Realisierung mißglückt, weil die Erregung über die Scheuer-Transaktionen und die Vorgänge beim Erwerb des Konzerns alle politischen und ökonomischen Kräfte gegen die Sozialisierungspläne mobilisiert haben. Man hat zu viel gewollt, und zu vielerlei. Wirtschaftspolitische Aufgaben, die Sache der Staatspolitik sind, lassen sich nicht durch einen coup de main autonomer oder pseudo-autonomer Kreditinstitute durchsetzen. Mit Aktiengesellschaften, noch dazu mit Geschäften solch kurioser Art, läßt sich der Sozialismus nicht in die kapitalistische Umwelt hineinkonstruieren.

*

Nachspiel: Herbst 1930. Baade macht Roggenstützung; Kostenpreis siebzig Millionen Mark. Der G.I.C.-Konzern hat die praktische Durchführung der Stützungskäufe, dort sitzt im Aufsichtsrat immer noch ein gewisser Hagedorn, während Scheuer erst aus dem Direktorium, dann aus dem Aufsichtsrat verschwunden ist, und nun wieder auf eigne Rechnung Getreide handelt. Das Bankhaus Hardy, mit Herrn Andreä an der Spitze, ist im Finanzierungskonsortium vertreten. Ein gewisser privater Getreidehändler — seinen Namen werdet ihr nie erfahren — hat die Firma Hardy als Bankverbindung. Von ihm ist jetzt wieder die Rede: er soll der größte Roggenspekulant gewesen sein, einer von den Leuten, die, wie Baade meint, die Stützungsaktion zu Fall gebracht haben.

Frage: Ob wohl der Untersuchungsausschuß, der im Reichstag zur Aufklärung der Geschichte der Roggenstützung tagt, wirklich so schlecht beraten ist, wie es die Sozialdemokraten meinen, wenn er sich, zum Zorne dieser gar nicht aufklärungsbegierigen Partei, zunächst der Frage der Scheuer-Transaktion zugewandt hat?

# Der gelästerte Christus

## Zweites Siegert-Urteil im Prozeß George Grosz

Wir veröffentlichen einen Auszug aus der schriftlichen Begründung des freisprechenden Urteils vom 4. Dezember 1930 im Gotteslästerungsprozeß George Grosz und Wieland Herzfelde. Wir bedauern lebhaft, uns aus Raumgründen auf den Abdruck derjenigen Urteilsstellen beschränken zu müssen, die sich mit dem nunmehr fast klassisch gewordenen Christusbild beschäftigen. Die Namen der Richter und Schöffen sollen nicht verschwiegen werden: Landgerichtsdirektor Siegert, Landgerichtsrat Doktor Graske, Gerichtsassesor Doktor Arndt, Arbeiter Alfred Thomas, Dachdecker Reinhold Herholz.

Die Zeichnung Nummer 10 stellt Christus am Kreuze dar. Inmitten einer riesigen Leere, die vertieft wird durch eine einzige wellenförmige Horizontlinie, ragt das Kreuz empor, schräg nach rechts übergeneigt. Grade diese Neigung des Kreuzes und seine völlige Einsamkeit steigern die Bildwirkung in außerordentlichem Grade. An dieses Kreuz ist Christus geschlagen. Seine Darstellung entspricht der Tradition bis auf einige, sofort auffallende Abweichungen. Die rechte Hand zeigt nicht nur den Nagel und das Wundmal, sondern der Arm ist an seinem Gelenk auch noch mit einem Strick an den Querbalken gebunden. Der linke Arm ist — oberhalb des Ellenbogens — nur mit einem Strick ans Kreuz geheftet; seine Hand ist erhoben und hält ein steil aufrechtes, schwarzes Kreuz, das um der Stärke seiner Linienführung willen gleichsam den Schwerpunkt der ganzen Zeichnung bildet. Christi Antlitz ist mit einer Gasmaske verhüllt. Ihre Sehlöcher richten sich wie große schwarze Augen auf das kleine Kreuz in der linken Hand. Die Füße des Heilands sind in viel zu weite Soldatenstiefel gesteckt, durch welche die Nägel hindurchgeschlagen sind.

Das Bild ist seiner Form nach keine Karikatur. Zwar ist der Körper des Gekreuzigten überaus abgemagert, aber keine der Linien ist verzerrt, entstellt oder vergröbert. Die einzigen Besonderheiten ruhen in der Gasmaske, den Soldatenstiefeln, dem kleinen Kreuz in der erhobenen Linken. Durch die Art der Darstellung wird keinerlei Bedeutungswandel des Dargestellten bewirkt.

Die Zeichnung trägt die Unterschrift: „Maul halten und weiterdienen."

Der Gedanke des Bildes richtet sich unmittelbar auf Christus selbst, auf sein Wesen. Der Heiligenschein über seinem Haupte, die Lettern JNRJ oben am Kreuz sagen es ausdrücklich. Jeder sieht: dies soll Christus sein.

Aber, daß diese Zeichnung Christus angreift, daß sie ihn gar beschimpft, das muß der religiös gesinnte, einfache Mensch, grade wenn er statt zu grübeln mehr das Äußere auf sich wirken läßt, rückhaltlos verneinen. Aus dem Zusammenhang der Bilderfolge, wie er jedem vor Augen liegt, beantwortet sich die Frage von selbst, warum Christus Gasmaske und Soldatenstiefel trägt. Ausnahmslos auf allen Zeichnungen werden sich — wenn auch nicht immer gleichzeitig sichtbar — zwei Gruppen gegenübergestellt: die Kriegseiferer als die Starken, Rohen, Mächtigen, Bewaffneten, oft auch Wohlgenährten auf der einen Seite, — die Schwachen, Elenden, Gemarterten, die leidende Kreatur, wie sie von den überlegenen Kriegshetzern verfolgt und überwältigt wird, auf der andern Seite. Immer und immer wieder ist der Sinn der Bilder, der wie ein siebzehnstimmiger Schrei aus allen Zeichnungen gellt: Seht die Gepeinigten, sie wollen es nicht, sie können es nicht, und dennoch werden sie in Qual und Tod des Krieges hineingestoßen! So ist auch Christus hier ein Dulder. Ein leidender, kein streitender Christus ist ans Kreuz geschlagen. Man hat sich seiner bemächtigt, seines Leibes, der doch der schwächste ist unter allen,

seiner Seele, die vor allen die gottgleiche ist, und erbarmungslos hat man auch ihn in den Dienst des Krieges hineingezwungen.

Dieser Sinn des Bildes tritt so stark hervor, daß grade der einfache Mensch, der sich über seine Wahrnehmung nicht gedanklich Rechenschaft gibt, ihn in sein Gefühl aufnimmt. Und dieser ursprüngliche Eindruck wird durch die Unterschrift gleichsam besiegelt. Das Schöffengericht irrt, wenn es ihre Worte als von Christus gesprochen auffaßt und daher zu der Meinung kommt, hier solle Christus selbst einen Kriegshetzer darstellen, der für die Menschheit im Kriege nur noch den Trost habe: „Maul halten und weiterdienen." Grade der Mensch, der mit schlichtem Sinn das Bild wörtlich nimmt, kommt gar nicht auf den Gedanken, daß Christus hier trotz der Gasmaske sprechen könne und solle. Auch das Schöffengericht geht übrigens nicht so weit, anzunehmen, daß nach dem Sinne der Zeichnung Christus selbst zur Waffe gegriffen habe. Ausdrücklich sagt es: man habe Christus, wie es das Bild berichte, mit den Symbolen des Krieges bekleidet. Ist aber hier Christus selbst ein Überwältigter, so kann er nicht, soll nicht ein unlösbarer Widerspruch aufklaffen, selbst sich jäh zu dieser Gewalt bekennen. Dann verlöre die Kreuzigung jeden Sinn. Wer mit den Mächtigen geht, wer an der Seite der Gewalthaber streitet, wird nicht ans Kreuz geschlagen. Deshalb sieht grade der Unbefangene, für den das Kreuz mehr ist als eine inhaltlose erstarrte Form und der darum in der Kreuzigung den Kreuzestod erkennt, daß Christus hier gerichtet ist und unmöglich sich zum Prediger der Gewalt aufwerfen kann.

Diesen Eindruck werden auch die, welche ihre Empfindungen zergliedern und nach dem Sinne des Bildes formen, bestätigt finden. Wer die einzelnen Unterschriften aufmerksam liest und vergleicht, der entdeckt, daß überall zwischen Bild und Wort ein gewollter Widerspruch herrscht. „Volkes Stimme" ist gar nicht die Stimme des Volkes; der „Lebensbaum" ist kein Baum des Lebens; die „Simulantenbande" simuliert nicht; der in drei Tagen Felddienstfähige wird nicht felddienstfähig sein; das „gut zureden" ist alles andre eher denn ein gutes Zureden; der „heilige Geist" hat mit dem Heiligen Geist nichts zu tun; der Gehenkte, der „bitte recht freundlich" sein soll, kann nichts weniger als dies; dem Gefallenen ist der Krieg durchaus nicht „wie eine Badekur bekommen"; die „Rechtsordnung" ist ein System des Unrechts. Auch soweit nicht unmittelbar von einem Widerspruch zwischen Zeichnung und Unterschrift gesprochen werden kann, wie bei den Blättern Nummer 1, 2, 5, 13, 14, 16, 17 ist mit den zugefügten Worten eindeutig das Gegenteil ihres buchstäblichen Sinnes gemeint. Ausgerechnet das Bild Nummer 10 aus diesem Zusammenhang herauszulösen, geht nicht an. Christus ist, wie ihn das Bild darstellt, nicht gesonnen zu schweigen und weiterzudienen; er ist nicht die Verkörperung dieses Befehls, sondern eine übermenschliche Anklage gegen ihn. Er erscheint, wie der Sachverständige Doktor Albrecht es treffend genannt hat, als „göttliche Mahnung"; über seinem Körper, den man nicht geschont hat, erhebt sich das Kreuz in seiner Hand „wie eine ferne Hoffnung". Allein schon jener kleine Zug, daß die Soldatenstiefel nicht passen, deutet darauf hin, wie hier dem Gekreuzigten etwas Fremdes, das seinem innersten Wesen für alle Zeiten widerstreitet, aufgenötigt ist.

Die Worte der Unterschrift sind nicht im unmittelbaren Sinne an Christus gerichtet, geschweige denn von ihm gesprochen. Sie sind eine Formel für den Geist der Macht, die nach der im Bilde zum Ausdruck gebrachten Anschauung des Künstlers den Kreuzestod Christi auf dem Gewissen hat. Das Bild sagt: Selbst Christus wäre von den Kriegshetzern ergriffen, in das Heer eingereiht und um seiner Friedenslehre willen als Kriegsdienstverweigerer erneut ans Kreuz geschlagen worden; und hätte er die Nächstenliebe gepredigt, so wäre ihm die Antwort zuteil geworden „Maul halten und weiterdienen";

aber seht, selbst am Kreuze noch hebt er die Hand, die in Fesseln geschlagen wurde, als er zur Liebe mahnte.

Dies ist der Sinn, in dem das Bild verstanden werden muß und auch verstanden wird. Daß es, so aufgefaßt, Christus nicht angreift, geschweige denn Christus beschimpft, ist für jeden Unbefangenen offenbar. Keiner der Sachverständigen hat sich zu der Auffassung bekannt, daß die Zeichnung, so gedeutet, eine Gotteslästerung sei. Sogar der Sachverständige Pfarrer lic. Doktor Schreiner, der am schärfsten gegen den Angeklagten George Grosz Stellung genommen hat, hat sich auf diesen Standpunkt gestellt.

Gleichwohl blieb zu prüfen, ob das Bild auch in seinem richtigen Sinne nicht deshalb eine Gotteslästerung bedeute, weil es dadurch, daß es die Gottesgestalt in kriegerischer Ausrüstung zeigt, eine schimpfliche Tatsache von Gott behaupte. Auch diese Frage mußte verneint werden. Wiewohl der Soldatenrock nach deutscher Auffassung ein Ehrenkleid ist, so kann es doch eine Beschimpfung sein, Gott zum Soldaten zu erniedrigen. Wäre Christus als Teilnehmer an irdischen Kämpfen dargestellt, so wäre er in einer für ihn schimpflichen Lage und bei einer für ihn schimpflichen Tätigkeit abgebildet. Das ist jedoch nicht geschehen. Denn auf der Zeichnung ist Christus seinem Wesen, wie es die christlichen Kirchen übereinstimmend lehren, treugeblieben. Er hat es abgelehnt, zur Waffe zu greifen, und andre, die das Bild grade brandmarken will, haben ihm darum Schimpf antun wollen, dessen Erleiden ihm doch nur zur höheren Ehre gereicht. So wenig es Christus verächtlich macht, wenn die Kunst ihn als den Gegeißelten zeigt — denn grade im Martyrium offenbart sich seine göttliche Sendung, da er an der Sünde der Welt gestorben ist, — so wenig vermag es ihn herabzuziehen, wenn er als der Dulder und Überwinder eines neuen, zeitgenössischen Leidens erscheint.

Daher hat die Christusgestalt hier auch nicht durch Abänderungen einer in der religiösen Kunst üblichen Darstellung einen das religiöse Gefühl abstoßenden Inhalt erhalten. Allerdings wäre dies der Fall, wenn der Gekreuzigte als das Gottessymbol der gesamten Christenheit zu einem Mittel der Antikriegspropaganda herabgewürdigt worden wäre. Der Mißbrauch des Gottesbildes zu irdischen Zwecken ist eine Lästerung. Aber auch das ist hier nicht geschehen. Der Gedanke des Bildes ist kein nur politisch-pazifistischer, sondern vor allem ein religiöser. Richtet sich zwar die Mappe „Hintergrund" gegen die Auswüchse des Krieges oder vielleicht gegen den Krieg überhaupt, so greift doch der Gedankenkreis vielfach über diesen Rahmen hinaus. Die Zeichnungen Nummer 2, 4, 15 und 17 suchen das Recht, das mit uns geboren ist, und weisen auf den Widerspruch hin, der nach der Meinung des Künstlers zwischen Gesetz und Gerechtigkeit klafft. In den Zeichnungen Nummer 6 und 7 wird die Wissenschaft der Heilkunde vor die Entscheidungen gestellt, ob sie zur Förderung des Krieges beitragen wolle. Die Zeichnung Nummer 10 ist eine Frage an Gott. Gott wird angerufen zum Zeugen der Wahrheit, die der Künstler zu erkennen und der er zu dienen glaubt. Die Menschen werden gepackt bei ihrem Heiligsten: im Namen Gottes werden sie beschworen, Einhalt zu tun. Nie und nimmer vermag hierin ein Mißbrauch des Gottessymbols zu liegen, da die Frage, um die der Künstler ringt, eine letzte Entscheidung des ganzen Menschen erheischt, die in seiner Stellung zu Gott wurzeln muß. Die Sachverständigen Doktor Albrecht und Pfarrer Bleier bekennen sich daher sogar zu der Überzeugung, daß diese Zeichnung Nummer 10 um des nach ihrer Auffassung wahrhaft christlichen Inhalts willen an jeder Kanzel angeschlagen werden solle...

Steht mithin fest, daß die Zeichnung Nummer 10, richtig verstanden, weder einen Angriff auf das Wesen Christi noch gar eine Beschimpfung Gottes enthält, so kann sie auch das religiöse Gefühl der Mitglieder der christlichen Kirchen nicht durch eine Beschimpfung Christi verletzen. Damit wird allerdings keineswegs ausgeschlossen,

daß die Zeichnung das religiöse Gefühl vieler Christen kränkt, — aber diese Verletzung ist keine strafbare. Das Reichsgericht stellt den Grundsatz auf, daß selbst eine geißelnde Kritik, mag sie auch dem religiösen Gefühl zuwiderlaufen, von § 166 StGB. nicht betroffen wird, wenn sie sich von Beschimpfungen fernhält. Jedes Leugnen der Gottheit Christi verletzt das religiöse Gefühl eines Christen, ohne doch im mindesten nach geltendem Rechte eine Gotteslästerung zu sein. Hier aber ist Christus an sich oder die christliche Lehre überhaupt nicht einmal kritisiert; vielmehr wird von einem Standpunkt aus, den der Künstler für christlich hält und den er sich ja grade zu eigen macht, eine Forderung erhoben. Wenn dessen ungeachtet die Zeichnung Nummer 10 auf den ersten Blick befremdet und wenn viele Christen, die das Bild richtig verstehen, es dennoch verwerfen, so beruht dies darauf, daß die Darstellung Christi nicht den Abstand vor Gott wahrt, den viele Gläubige innehalten. Wie der evangelische Pfarrer Doktor Schreiner als Sachverständiger ausgeführt hat, ist das Grunderlebnis des Christen vor dem Angesicht Jesu: ehrfürchtige Abstandnahme und doch zugleich Wunsch nach rückhaltloser Annäherung. Daher werden es viele Christen als einen Mangel an Ehrfurcht empfinden, daß der Künstler diese Zurückhaltung durchbrach und Christus mitten in unsre Zeit hineinstellte. Aber der Sachverständige Schreiner selbst hat sich dahin ausgesprochen, daß diese nach seiner Überzeugung unchristliche Haltung des Angeklagten George Grosz noch keine Beschimpfung Christi bedeute. Ein Mangel an Ehrfurcht ist mit Mißachtung nicht notwendig gleichbedeutend, geschweige denn stellt er eine Beschimpfung dar. Das Strafgesetz gebietet nicht, das Heilige der Religionsgemeinschaften, die es schützt, zu verehren, sondern es verbietet, das Heilige durch rohe Äußerungen zu mißachten. Auch die Christen also, die sich in ihrem religiösen Empfinden verletzt fühlen, sind nicht durch eine Beschimpfung Christi gekränkt, sondern sie lehnen das Bild ab, weil es nicht die Haltung wahrt, die sie selbst vor Christi Antlitz einnehmen. Die Auffassung Christi, zu der das Bild sich bekennt, ist insoweit nicht die ihre, ohne daß sich doch auch in ihren Augen diese Auffassung als eine solche darstellt, durch welche Christus in roher Weise mißachtet wird. Dies gilt erst recht für solche Betrachter des Bildes, die den gegen den Krieg gerichteten Sinn der Zeichnung als ungerecht oder gar verwerflich empfinden. Sehr richtig hat der Sachverständige Geheimrat Professor Doktor Kahl hervorgehoben, daß diejenigen, welche wie er die seitens des Angeklagten George Grosz zum Ausdruck gebrachte Bekämpfung des Kriegs als „ungeheure Einseitigkeit und Ungerechtigkeit" ansehen, nicht in ihren religiösen, sondern in ihren politischen Anschauungen sich gekränkt fühlen. Der Streit der Sachverständigen, ob Krieg eine Gotteslästerung bedeute oder ein christliches Werk sein könne, hat mit dem Gegenstand der Urteilsfindung nichts zu tun. Der Richter hat nicht die Aufgabe, zwischen Weltanschauungen zu entscheiden. Seines Amtes ist es nicht, den Wert oder Unwert eines Gedankens zu beurteilen. Der Richter ist berufen, dem Gesetz zu dienen. Das Gesetz gebot hier allein die Prüfung, ob die Angeklagten durch ihre öffentlichen Äußerungen es gegenüber einer bestimmten religiösen Anschauung an der gesetzlich geforderten Achtung haben fehlen lassen. Diese Frage war, von der richtigen Deutung des Bildes aus gesehen, zu verneinen.

Zusammenfassend mußte daher festgestellt werden: Die Zeichnung Nummer 10 erfüllt, richtig verstanden, den äußern Tatbestand der Gotteslästerung nicht, auch nicht den der Kirchenbeschimpfung. Weder greift sie Christus in seinem Wesen an, noch beschimpft sie ihn. Gegenüber den christlichen Kirchen, ihren Einrichtungen und Gebräuchen, nimmt sie überhaupt nicht Stellung. Daß die Zeichnung in diesem Sinne zu verstehen sei, ist auch die Auffassung der Sachverständigen Reichskunstwart Doktor Redslob, Pfarrer Bleier, Dirks, Doktor Albrecht und Graf Keßler.

Weiterhin blieb jedoch zu erwägen, ob die künstlerischen Mittel geeignet waren, nur die beabsichtigten und nicht auch noch andre Eindrücke hervorzurufen. Die Prüfung dieser Frage führte zu dem Ergebnis, daß — auch wenn der Eindruck des bloß flüchtigen Beschauers und die Meinungen der so großen Zahl, die von vornherein das Bild so ansieht, wie sie es um ihrer Vorurteile willen sehen will, ausgeschaltet werden — das Bild in zweifacher Weise Mißverständnissen Raum läßt.

Es ist möglich, daß auch ein Unbefangener die Zeichnung dahin deutet, daß Christus selbst die Worte der Unterschrift spreche, also daß der Befehl „Maul halten und weiterdienen" der Trost sei, den Christus für die Menschheit im Kriege übrig habe. Daß ein solcher Irrtum möglich ist, beweist nicht nur die Auslegung des Schöffengerichts, sondern vor allem auch, daß ein Mann wie der Sachverständige Geheimrat Kahl die Zeichnung in diesem Sinne verstanden hat. Auch die Sachverständigen Professor Wagner und Pfarrer Schreiner halten diesen Irrtum für naheliegend. Die Möglichkeit eines solchen Mißverständnisses beruht namentlich auf zwei Ursachen. Die Unterschrift enthält eine Aufforderung, ohne daß, wenn man sie für sich allein liest, ersichtlich ist, wer jenen Befehl erteilt. Da nun auf dem Bilde nur Christus dargestellt ist, scheint er der Sprecher zu sein. Dazu kommt, daß die erhobene linke Hand mit dem kleinen Kreuz deutlich zeigt, wie Christus etwas verkünden will. So kann daher zwar weniger durch die Zeichnung als durch die Unterschrift das Blatt in seiner Gesamtwirkung einen Eindruck hervorrufen, der seinem richtigen Sinn gerade entgegengesetzt ist.

So verstanden greift das Bild Christus in seinem Wesen an und bedeutet eine unerhörte Beschimpfung seiner Person. Daß hierdurch die religiösen Empfindungen der Christen, die in Jesus einen Teil der Dreieinigkeit Gottes verehren, auf das schmerzlichste gekränkt werden, ist offenbar. Die Gestalt, die sie als die heiligste verehren, erscheint ihnen als in denkbar abstoßender Weise entstellt. Denn wenn auch die Worte „Maul halten und weiterdienen" für einen Feldwebel nichts Beleidigendes sein mögen, so wirken sie doch im Munde der Gottheit, zu der die Gläubigen aus der furchtbaren Seelennot des Krieges heraus sich im Gebete wenden, als eine Verhöhnung übelster Art.

Wegen der Möglichkeit dieses Mißverständnisses ist daher durch die Herstellung und Verbreitung der Zeichnung Nummer 10 der äußere Tatbestand der Gotteslästerung erfüllt worden, zumal auch das Merkmal der Ärgerniserregung gegeben ist.

Aber auch noch auf eine zweite Art kann dieses Bild mißdeutet werden. Es ist nämlich möglich, daß auch ein Unbefangener, grade wenn er sich in den Sinn des Bildes zu vertiefen sucht, zu der Auffassung kommt, das, was hier gezeigt wird, haben nach Meinung des Künstlers die Kirchen im Kriege aus Christus gemacht. Auf den Bildern Nummer 2 und 9 wird ja grade dargestellt, wie Geistliche zur Kriegsführung anfeuern und, nach der Auffassung des Künstlers, hierdurch ihre Priesterpflicht verletzen und die christliche Lehre in ihr Gegenteil verkehren. Deshalb ist auch die Strafkammer in ihrem Urteil vom 10. April 1929 zu dem Ergebnis gekommen, durch die Zeichnung Nummer 10 sollten die kriegshetzenden Vertreter der Kirche angegriffen werden. Da nun aber die Zeichnung, von diesem Standpunkt aus gesehen, nicht erkennen läßt, daß nur einzelnen Kirchenvertretern ein solcher Mißbrauch der Person Christi vorgeworfen werde, so ist die Auslegung möglich, daß die ganze Kirche durch dieses Bild getroffen werden soll. Das ist die Überzeugung des Sachverständigen Pfarrer Schreiner. Seiner Meinung nach ist das Ziel aller Bilder Bekämpfung der Autorität, und besonders die Zeichnung Nummer 10 solle darum sagen: dort, wo die Kirche ist, da ist die Lüge, sie heuchelt nur Christentum, während sie in Wirklichkeit selbst Christus kreuzigt.

So verstanden greift das Bild die christlichen Kirchen als solche und die Christusverehrung an. Es sagt den Kirchen eine schimpfliche Tatsache nach durch den Vorwurf, Gott verleugnet zu haben. Durch diese Äußerung roher Mißachtung der Kirchen sind ihre Mitglieder, die das Bild auf diese Weise irrig auslegen, in ihrem religiösen Gefühl verletzt.

Wenn also auch der wahre Sinn der Zeichnung Nummer 10 nicht geeignet ist, das Tun der Angeklagten als strafbar erscheinen zu lassen, so genügt doch der Umstand, daß dieser wahre Sinn einem Unbefangenen nicht notwendig erkennbar wird, um den äußern Tatbestand sowohl der Gotteslästerung als auch der Kirchenbeschimpfung zu erfüllen.

Der innere Tatbestand war dagegen nicht verwirklicht. Er erfordert das Bewußtsein, daß die gläubigen Angehörigen der christlichen Kirchen die Zeichnung auf Christus oder die Christusverehrung oder die Kirchen beziehen und durch die rohe Form oder den rohen Inhalt der Darstellung in ihren religiösen Empfindungen gekränkt werden. Dieses Bewußtsein hat beiden Angeklagten gefehlt...

Der Angeklagte George Grosz hat aber auch nicht damit gerechnet, daß sein Bild mißdeutet werden könne. Wenn das Bild einer falschen Deutung Raum gibt, so beruht diese Wirkung nicht auf künstlerischen Mängeln, zumal die Bildsprache selten oder nie die Eindeutigkeit eines Wortes erreichen wird, sondern sie ergibt sich aus der Verschiedenheit der Menschen, die das Bild anschauen. Der eine erlebt den Sinn des Bildes unmittelbar in seinem Herzen, der andre versucht, auf gedanklichem Wege einen Zugang zu gewinnen. Ein jeder kann sich irren... Es ist ausgeschlossen, daß ein Schaffender in der Geburtsstunde seines Werkes, da er sich doch ganz seinem innersten Erleben hingibt, nun die unzähligen Möglichkeiten menschlichen Irrens in Betracht zieht. Der Künstler glaubt an sich, und seine Zuversicht ist es, daß sein Werk für ihn zeugen werde. Darum hat der Sachverständige Reichskunstwart Doktor Redslob mit Recht ausgesprochen, es sei nach seiner Überzeugung unnatürlich zu vermuten, ein Künstler wie der Angeklagte George Grosz werde sich vor sein Bild stellen und es verleugnen oder ihm Deutungen unterschieben, die es selbst Lügen straft. Der Künstler sieht sein Werk nicht mit den Augen eines Fremden, er lebt und leidet mit ihm und versteht nicht, wie es Menschen gibt, für die das gleiche Zeichen einen so andersartigen Sinn annimmt. Hier haftet überdies allen Bildern unverkennbar der Eifer an, mit dem der Angeklagte George Grosz seiner Idee, der Kriegsbekämpfung, in der Kunst diente. Er wollte in reiner Weise einen lautern Gedanken verfechten. Die Leidenschaft, mit der ihn seine Sendung erfüllte, raubte ihm die Möglichkeit einer kritischen Stellungnahme. Der Ernst seines Ringens als Künstler bewahrte ihn vor einem Abgleiten in Roheit, durch die er seinen Gedanken selbst verraten und erniedrigt hätte.

Überdies hat das Gericht aus dem persönlichen Eindruck des Angeklagten George Grosz die Überzeugung gewonnen, daß er nicht ein Mensch ist, der lügt. Er hat dem Gericht auf Befragen Rede und Antwort gestanden, aber sonst sich nicht verteidigt... Es war offenbar, daß er unter der Verhandlung litt...

Alle diese Gründe haben das Gericht zu der Überzeugung geführt: weder wußte noch wollte der Angeklagte George Grosz, daß seine Zeichnung Nummer 10 als eine Äußerung roher Mißachtung der Person Christi oder der christlichen Kirchen oder der Christusverehrung aufgefaßt werden könne. Er hat weder bei der Herstellung noch während der Verbreitung des Bildes mit der Möglichkeit gerechnet, daß ein Unbefangener das Bild in einem solchen Sinne verstehen und sich darum als Mitglied einer christlichen Kirche in seinem religiösen Gefühl verletzt fühlen könne.

* * *

# Nachwort des Verteidigers von Alfred Apfel

Es dürfte von Interesse sein, den Wortlaut der Revisionsbegründung der Staatsanwaltschaft zu erfahren. Sie lautet wörtlich wie folgt:

In der Strafsache gegen Grosz und Herzfelde wegen Vergehens gegen § 166 StGB., begangen durch die Presse (II) E. 1. J. 152/28 (15. 29), rechtfertige ich die von mir gegen das Urteil der 2. gr. Strafkammer des Landgerichts III Berlin vom 4. Dezember 1930 eingelegte Revision wie folgt:

Gerügt wird die Verletzung materieller Rechtsnormen, insbesondere der §§ 166, 47, 41 StGB. durch Nichtanwendung.

Es wird beantragt:

a) das angefochtene Urteil im vollen Umfange aufzuheben,

b) die Sache zur anderweitigen Verhandlung und Entscheidung an ein dem Landgericht III Berlin benachbartes Landgericht zurückzuverweisen.

Der Antrag zu b erscheint gerechtfertigt, weil bei einer abermaligen Zurückverweisung an das Landgericht III Berlin die Gefahr besteht, daß die bisherige Einstellung der Strafkammer bei einer erneuten Hauptverhandlung dieses Gericht an der unbefangenen Würdigung des Verhandlungsergebnisses hindert.

gez. Unterschrift.

Das heißt auf hochdeutsch: Wir sind am Ende unsres Lateins. Nicht ein einziger rechtlicher Gesichtspunkt wird in der Revisionsschrift angeführt, aus dem das Urteil der Siegertkammer anfechtbar ist. Das Urteil ist nämlich, wie wir Juristen sagen, revisionssicher, das heißt hieb- und stichfest gemacht, unter peinlich genauer Anwendung der Rechtsgrundsätze, die das Reichsgericht aufgestellt hat, als es das erste freisprechende Urteil aufhob. Welche Erwägungen die Staatsanwaltschaft beim Landgericht III bewogen haben, solch eine dürftige Revisionsbegründung in einem derart wichtigen Fall einzureichen, entzieht sich meiner Kenntnis. Hoffentlich war es nicht das primitive Gefühl: Das Reichsgericht wird sich einen zweiten Freispruch ohnehin nicht gefallen lassen; wozu da erst eine längere Begründung anfertigen?

Während sich die Staatsanwälte sonst mit Vorliebe darauf berufen, daß sie nicht selbständig entscheiden, sondern in allen wichtigen Fällen ihre Vorgesetzten, respective den Justizminister, befragen müssen, gab der amtierende Staatsanwalt bereits einige Sekunden nach der Urteilsfällung die Parole aus: Die Revision wird durchgeführt werden. Durch solche überschnelle Verlautbarungen rennt man sich fest. In den ersten Stadien des Prozesses bewahrte die Staatsanwaltschaft eine gewisse Distanz zur Anklage, während sie jetzt die Sache zu einer Prestigefrage stempelt. Was aus dem Fall Grosz-Herzfelde werden wird, wissen die Götter. Wenn es nach reinen Rechtsgrundsätzen geht, muß, falls die Staatsanwaltschaft es nicht vorzieht, ihre Revision zurückzuziehen, das Reichsgericht die Revision durch einfachen Beschluß, also ohne mündliche Verhandlung, verwerfen. Aber wundern wollen wir uns nicht, wenn wir in Jahresfrist an einem „benachbarten Landgericht", etwa Potsdam oder Prenzlau, kämpfen müssen.

# Die „Große Kraft“ von Alfons Goldschmidt

Die „Große Kraft", das ist die Liebe. Was dachten Sie denn? Eine Liebesorganisation wird daher am' besten „Große Kraft" betitelt.

Der Freudentrust „Große Kraft", auf hebräisch „Zwi Migdal", hat vierundzwanzig Jahre ungestört in Buenos Aires existiert, und wenn nicht alles trügt, wird er weiter leben. Vielleicht in geänderter Form, wie etwa die amerikanischen Trusts nach der Antitrust-Kampagne. Und wenn er sich auflösen wird, so gibt es ein Dutzend andre. Die Große Kraft kann nicht zugrunde gehen. Sie ist unbesieglich.

Die Konstruktion des Trusts „Zwi Migdal" ist sehr einfach und sehr modern. Die Trustees, das sind zehn Männer, die sechzehn Bordelle mit etwa zweihundert Mädchen leiten. Um diesen festen Kern herum hat sich ein Verein der Freunde der Großen Kraft gebildet. Sympathisierende also, Beitragspflichtige, eine Wohltätigkeitsorganisation. Mit einem eignen Tempel und einem eignen Friedhof. Wenn die jüdische Gemeinde von Buenos Aires, die mit ihrer Zeitung ‚El Diario Israelita' seit langem den heftigsten Kampf gegen die „Große Kraft" führt, einen Trustherrn oder einen Sympathisierenden vom Tempelbesuch ausschloß oder seinem Kadaver den jüdischen Friedhof verweigerte, dann war die „Große Kraft" stark genug, dem Trostsuchenden und dem definitiv Ruhebedürftigen Ersatz zu gewähren. Denn die Liebe schafft alles, besonders Geld, und mit Geld kann man wohltun, auch wenn alle andern einem übel wollen.

Der Verein „Große Kraft", 450 Mitglieder stark, hatte oder hat noch selbstverständlich sein Statut, denn ein Verein ohne Statut ist kein Verein. Und ein Verein ohne Ehrbarkeit ist ebenfalls kein Verein. So wird denn in § 3 dieses Statuts allen der Ausschluß angedroht, die durch schlechten Ruf die Gesellschaft entehren. Eine Gesellschaft also von Edelmännern. Die Ehre aber stand in der Erfüllung des Vereinszwecks, Prostituierte über die Grenze zu schmuggeln, sie den Freudenbehausungen zuzutreiben und zugleich Stammkundschaft zu sein, das heißt, die Rente zu garantieren. Wozu wäre denn sonst ein Verein da und noch dazu einer, der die Große Kraft repräsentieren soll?

Kein Wunder, daß diese modern-straffe Organisation, dieser Konzern, wie wir wohl sagen dürfen, sich auch als Große Kraft gegenüber den Behörden, besonders gegenüber der Polizei, erwies. Denn vierundzwanzig Jahre lang blieb der Trust ungestört. Nicht nur dieser Trust, auch die andern in der Stadt, mit denen er eine Interessengemeinschaft geschlossen hatte. Es war ein veritables Monopol, so daß die „Große Kraft' eine noch größere Kraft besaß, wenn sie die Hilfe der andern Kräfte in Anspruch nahm. Außenseiter wurden nicht geduldet. Versuchte ein Einzelgänger auf dem Liebesmarkt, sich mit einem schäbigen Bordell selbständig zu machen, so hatte er den Ring gegen sich, und er brauchte sich nicht zu wundern, wenn sein Bordell wegen Gefährdung der Sittlichkeit geschlossen wurde.

Ein richtiges Monopol hat auch eine schwarze Liste. Wer den Konzernvorschriften zuwiderhandelt, ist Feind aller Gesellschaften innerhalb des Konzerns. Auf diese Weise wird die Freizügigkeit unterbunden. Das war auch hier der Fall, so daß man obstinate Mädchen, denen die „Große Kraft" zu groß wurde, immer wieder in ihr Stammbordell zurücktrieb. Ordnung muß sein, denn sonst wird die Kalkulationsbasis eines solchen Unternehmens schwach. Die Kalkulationsbasis jedoch ist das A und O des Kapitals. Beginnt sie zu wanken, so wankt auch das Kapital und das darf nicht sein.

Nun gab es aber noch eine Gefahr für den Trust, das war die Akkumulation von Überschüssen in Händen der Prostituierten. Da hatte ein Mädchen sich eine hübsche Summe erspart und wollte sich selbständig machen. Wozu aber sind die Mitglieder des Vereins da, wenn sie nicht in einem solchen Falle alles dransetzen, damit das Geld im Trust bleibt? Das Mädchen wurde also einfach von einem solchen Mitglied geheiratet, und was war natürlicher, als daß der junge Gatte ihr gleich nach der Trauung jenen Überschuß abnahm und ihn an den Trust zurückführte? Denn eine solche Organisation bringt den Begriff der Gütergemeinschaft mit letzter Konsequenz zur Geltung. Was den Mädchen gehört, gehört auch dem Trust, und was dem Trust gehört, darüber haben die Mädchen nicht zu verfügen.

Immerhin waren damit nicht alle Entschlüpfungsmöglichkeiten erschöpft. Die „Große Kraft" konnte nämlich so stark auf ein Mädchen wirken, daß es starb. Dann bestand die Gefahr, daß der etwaige Überschuß an die gesetzmäßigen Erben fiel. Aber auch dagegen wußte man Rat. Es wurde einfach ein Mitglied des Wohltätigkeitsvereins zum gesetzlichen Erben eines Mädchens gemacht, dem die Große Kraft kein langes Leben mehr garantieren konnte. Hat man je eine geschlossenere kapitalistische Organisation in irgendeiner Industrie oder auf irgendeinem Handelsgebiet gesehen? Ein Muster der straffen Zusammenfassung, der Undurchlässigkeit und der wahrhaftigen Stärke gegen jede Konkurrenz!

Als der tapfere Untersuchungsrichter Doktor Rodriguez Ocampo mit der Behandlung dieser neuen Sachlichkeit betraut wurde, war ihm sicher nicht ganz wohl zumute. Er ging mit aller Energie an die Arbeit, aber siehe da: Die Trustherren waren verschwunden, und die Mitglieder des Wohltätigkeitsvereins waren eben nur Vereinsmitglieder, die sich streng nach dem Statut benommen hatten. Woher die Beweise nehmen? Denn stehlen, das verstanden diese Vereinsmitglieder wesentlich besser als das Gericht. Man mußte sie freilassen, über hundert an der Zahl. Der größere Rest, darunter die Hauptvögel, war rechtzeitig verduftet. Das Verfahren mußte eingestellt werden.

Die „Große Kraft" blüht also weiter, während eine betreffende Sektion des Völkerbundes sich moralisch, statistisch, völkerrechtlich und vergeblich mit der Bekämpfung des Mädchenhandels quält. Unter Mädchenhandel verstehen diese Herren nämlich nur den Handel mit Frauenfleisch von einem

Land zum andern, besonders von Europa nach Übersee. Der Mädchenhandel ist jedoch keineswegs an die Distanz gebunden. Die Herren könnten ihn ganz nah vor ihren Nasen entdecken. Er ist überall, wo ein Markt ist, er gehört zur Spekulation, er ist Trieb und Auswirkung des Kapitals, dessen Formen, wie wir gesehen haben, er annimmt und dessen Einfluß auf Verwaltung und Recht er genau so hat, wie etwa ein internationaler Petroleumtrust. Man müßte also schon das Kapital und damit die Trusts überhaupt beseitigen, den Markt und seine spekulativen Funktionen. Erst dann wird auch der Mädchenhandel verschwinden. Bis jetzt ist dieser Kampf nur in einem Lande aufgenommen und systematisch geführt worden: in der Sowjet-Union.

---

# Auf den Schlachtfeldern von Verdun

von **Erich Kästner**

Auf den Schlachtfeldern von Verdun
finden die Toten keine Ruhe.
Täglich dringen dort aus der Erde
Helme und Schädel, Schenkel und Schuhe.

Über die Schlachtfelder von Verdun
laufen mit Schaufeln bewaffnete Christen,
kehren Rippen und Köpfe zusammen
und verfrachten die Helden in Kisten.

Oben am Denkmal von Douaumont
liegen zwölftausend Tote im Berge.
Und in den Kisten warten achttausend
Männer vergeblich auf passende Särge.

Und die Bauern packt das Grauen.
Gegen die Toten ist nichts zu erreichen.
Auf den gestern gesäuberten Feldern
liegen morgen zehn neue Leichen.

Diese Gegend ist kein Garten,
und erst recht kein Garten Eden.
Auf den Schlachtfeldern von Verdun
stehn die Toten auf und reden.

Zwischen Ähren und gelben Blumen,
zwischen Unterholz und Farnen
wachsen Arme aus dem Boden,
um die Lebenden zu warnen.

Auf den Schlachtfeldern von Verdun
hinterließ der Krieg ein Vermächtnis.
Täglich sagt der Chor der Toten:
Habt ein besseres Gedächtnis!

# Auf dem Nachttisch von Peter Panter

Obenauf ein schmales Bändchen: Das Reklambändchen Nr. 7003 — „Eine Bibliothek der Weltliteratur" von Hermann Hesse. Das ist eine vorbildliche kleine Literaturgeschichte.

Ich halte Hesse für einen Schriftsteller, dessen Qualitäten als Essayist weitaus größer sind als seine dichterischen Eigenschaften. In seinen Dichtungen ist er entweder weitschweifig, zokkersüß, wenn es auch wirklicher, guter Kristallzucker ist und keine Melasse, manchmal wäich und dann wieder säuerlich. Seine Buchkritiken dagegen haben zur Zeit in Deutschland kein Gegenstück; seit Josef Hofmiller unter die Nationalisten gefallen ist, erst recht nicht. Aus jeder Buchkritik Hesses kann man etwas lernen, sehr viel sogar. Und wie diese kleine Anweisung, sich eine Bibliothek zusammenzustellen, gemacht ist, das ist nun zum Entzücken gar. Sie ist ganz subjektiv, und nur so ist auf diesem ungeheuern Gebiet so etwas wie Sachlichkeit zu erzielen. Wer sich nach diesem Bändchen richtet —: der tut wohl daran. Es steht wolkenkratzerhoch über den gangbaren Literaturgeschichten.

Was die Leute nur mit diesen dicken Wälzern haben . . .! Es gibt doch keinen Menschen, der über alles gleichmäßig Bescheid weiß; es kann also, wer eine Literaturgeschichte verfaßt, bestenfalls eine saubere Bibliographie geben, und grade solch eine Literaturgeschichte, die mich vor allem einmal klar und sorgfältig und ohne Schmus über Tatsachen unterrichtet, von denen ich etwas wissen möchte —: die kenne ich nicht. Ich kenne anständige, wie die von Wiegler, ich kenne Scheul und Greul wie die von Bartels, der außerdem noch ein Schludrian ist; den hausbacknen und dumm-dreisten Eduard Engel, den lächerlichen Soergel . . . Es gibt da eine sehr einfache Art, Stichproben zu machen.

Man suche sich in solchen Literaturgeschichten jene Dichter, die man liebt und wirklich kennt. Da wird man sein hellblaues Wunder erleben. Meist auch nicht der Schimmer einer Idee — sie lieben sie nicht, sie hassen sie nicht, und sie geben nicht einmal eine ganz und gar vollständige Bibliographie. Was soll das also alles —?
Das soll den Bildungsfimmel des deutschen Durchschnitts-Lesers befriedigen. Diese Brillenkerle lesen viel lieber etwas über einen Dichter, als etwas von einem Dichter; der Konsum in Literaturgeschichten ist ungeheuer. Es muß wohl so sein, daß sogar den Lebenden dieser Ausblick auf eine imaginäre Unsterblichkeit imponiert; wie wäre es sonst zu erklären, daß eine Reihe Schriftsteller, darunter achtbare Männer, diesem leeren und kindischen Albert Soergel, der nie gewußt hat, wo der Gott der Dichtung wohnt, eine Festschrift zum Geburtstag überreicht haben? Wahrscheinlich zu seinem 150. Geburtstag, nach seiner Literaturgeschichte zu schließen, in der die Dichter nach völlig wahnwitzigen Kategorien antreten müssen: „Seele als Ausdruck — Wiener Halbexpressionismus — Angstträumer und Gottsucher — Einzelgänger . . ." Kurz und gut: Kauft euch für die paar Pfennig das Bändchen Hesses, und ihr werdet gut bedient sein. Wer das wirklich gelesen hat, was er dort fordert —: der hat etwas hinter sich gebracht.

Zu den standard-works solch einer gut angelegten und planmäßig gesammelten Bibliothek gehört natürlich Stendhal. Ich habe neulich nach langer Jagd eine gute Ausgabe des nachgelassenen „Lucien Leuwen" erlegt (Paris, Ausgabe: Le Divan Paris 37 rue Bonaparte — nicht sehr teuer). Es sind drei kleine Bände, wunderhübsch gedruckt, mit winzigen roten Vignetten.

Bei uns steht bei jedem Fliegenhusten von Buch vorn auf dem Titel: „Roman". Hier steht das Wort nicht — aber das ist ein Roman. Das ist einer.

Ich lasse bei dieser Betrachtung alles Dichterische beiseite, soweit das möglich ist, und die lange Liebesgeschichte in Nancy schenke ich euch. Aber das, was die Kritiker heute mit vollem Maul das „Soziologische" nennen . . .! Wie das bei Stendhal quillt und blüht; wie sich die Einzelheiten nicht jagen, sondern unaufdringlich eine nach der andern hervorkommen; wie der Dichter über dieses ungeheure Material der Louis-Philippe-Gesellschaft gebietet, wie scheinbar mühelos das ist — das hat ein Herr geschrieben. Manchmal stehen da noch Randnoten, denn der Roman ist nie vollendet worden, manche Partien sind gar nicht zu Ende gearbeitet, und in diesen Randnoten finden sich die hübschesten Dinge. Wann Herr Beyle grade Kopfschmerzen gehabt hat, und daß es an diesem Arbeitstage heiß gewesen sei, und daß jenes Kapitel nochmal geschrieben werden müsse — und dies Uniformdetail stimme nicht, man wird sich erkundigen müssen, und diese Entgegnung Leuwens sei ja sehr hart, aber . . . Was sieht man daraus?

Daß „Roman" ein Ehrentitel ist, der nur einem wirklichen Weltausschnitt zukommt — und daß diese Weltausschnitte nicht hingeschrieben werden können, wie sich das so viele Schriftsteller denken, von den schreibenden Frauen schon gar nicht zu sprechen, sondern daß man sich dergleichen erarbeiten muß, neben allem andern. Dies hier ist gearbeitet. Wer lernen kann und lernen will, der lerne.

Begeben wir uns die kurze Form.

Kurze Form: O Henry „Bluff" (bei Gustav Kiepenheuer in Berlin erschienen). Manchmal kommen wirklich, wenn ich ein Buch hier besprochen habe, Anfragen an den Verlag, wo man das wohl bekommen könnte. Im Schlächterladen, meine Lieben. Wohnt ihr auf dem Lande, dann schreibt an die nächste große Buchhandlung — und wohnt ihr in der Stadt, dann dürft ihr euch doch wirklich nicht davon abschrecken lassen, daß der Sortimenter das Buch nicht vorrätig hat. Das kann man von keinem verlangen — ein so großes Lager gibt es nicht. Man muß den Sortimentern, gegen die ich mancherlei auf dem Herzen habe, das Leben nicht noch schwerer machen, als sie sichs schon gemacht haben. Dies nebenbei.

Die Geschichten Henrys, neben dem Australier Bret Harte einer der besten Leute für amerikanische Kurz-Geschichten, sind eine wahre Freude. Wie das gebaut ist —! Wie das sitzt —! Fast jede Geschichte hat einen kleinen Dreh, einen Trick, eine Überraschung . . . eine kann man sogar öfter lesen; sie heißt „Die Straße, die wir wählen". Das rührt nun schon an ernste Literatur. Ganz wundervoll. Henry hat viel Witz, viel Ironie. „Und Mama und Papa waren in die Metropolitain gegangen, um de Reszke zu hören. Wenn der Verfasser klug gewesen wäre, hätte ers auf den Fahnen in Caruso umgeändert. Aber das ist nicht meine Schuld. Es zeigt bloß, wie lange sich diese Geschichte in den Redaktionen herumgetrieben hat." Oder: „Zwei Monate lang lungerte Colloway in Yokohama und Tokio herum und würfelte mit den andern Korrespondenten um Gläschen Rikshas — nein, das ist etwas, worin man fährt . . ." Und so. Es muß eine Rasseeigentümlichkeit sein: bei uns gedeiht das nicht. In den Zeitungen und Magazinen wimmelt eine Sorte herum, die ahmt den Ton der englischen Kurzgeschichte nach, ganz genau, wie jene sich räuspern und wie sie spucken, besonders dies — aber in den Geschichten steht nichts drin. Die allerarmseligsten Einfälle, über fünf Spalten weg . . . diese Knaben sollten bei Hebel anfangen.

Wie Henry übersetzt ist, weiß ich nicht, denn ich kenne das amerikanische Original nicht. Klingen tuts nicht schön. Der Übersetzer, Paul Baudisch, hat sich da etwas zurechtgemacht, wenn er Slang übersetzt . . . das ist recht scheußlich. Es wimmelt von Apostrophs, und wenn doch diese Gilde endlich einmal lernen wollte, daß die kleinen Hauptsätze, mit denen der Angelsachse die Hauptsache einleitet, mit

Adverbien zu übersetzen sind! „I gess" heißt mitnichten „Schätze..." — das ist Quatsch. So sprachen die alten Trapper aus unsern Indianergeschichten: „Schätze, der Mustang ist weggelaufen" ... laßt doch das sein —! „I gess" heißt manchmal: „wahrscheinlich", und manchmal „Wissen Sie" und manchmal „wohl" und meistens heißt es gar nichts. Merkwürdig, aus welchen Händen unsre Übersetzungen kommen!

Kleine Form: „Quer durch" von Ernst Toller. Reisebilder und Reden (erschienen bei Gustav Kiepenheuer in Berlin). Das ist ein sympathisches Buch. Amerika — Rußland — einige politische Reden ... sehr lesenswert. Zu dem Schlachthaus-Kapitel kann ich nicht recht Ja sagen; ich habe einmal etwas Ähnliches gemacht und weiß, wie sehr man da, vom Blutgeruch umfangen, in der Gefahr ist, die Toller übrigens selbst charakterisiert: „Werden Sie nicht sentimental, Herr Toller!" Gewiß schlägt die Quantität des Blutes hier in die Qualität um, aber schließlich ist ja das Endresultat in jeder Dorf-Abdeckerei dasselbe. Im übrigen ist Toller so schön unbeeinflußt in den Ländern umhergegangen; wieweit man Vorurteile mit auf Reisen nimmt und sie sich dann bestätigen läßt, steht dahin. Ich kenne beide, Rußland und Amerika, nicht und darf daher nur sehr vorsichtig mitsprechen. Immerhin machen alle Aufzeichnungen den Eindruck unbedingter Wahrhaftigkeit. Sie sind besonders für Rußland ohne die leiseste Prätention; Toller sagt nur: „Ich kam, ich sah, ich schrieb — hier habt ihrs." Man liest es mit großem Interesse, zum Beispiel, wie ganz Moskau von ihm den Kopf abdreht, weil in der ‚Prawda' ein Aufsatz gegen ihn gestanden hatte: ein böses Symptom von moskauer Byzantinismus und geistiger Unselbständigkeit. Reizend eine kleine Stelle aus der amerikanischen Reise, steht auf einer Seite mit recht ominöser Nummer. „Die roten Lampen, die früher die Straßen der Prostituierten zierten, sind verschwunden; sie hängen jetzt hinten am Auto, sagt man in Amerika." So ist das! Jetzt weiß ich Bescheid. Die meisten Amerikaner werden also in Autos gezeugt; daher das Tempo. Ich bin gegen den Fordschritt.

Ich habe eine stille Liebe zu Tollern. Der Mann hat das, was wir heute alle sagen, in jenen Jahren 1916 und 1917 gesagt, als das noch Kopf und Kragen kostete; er hat seine Gesinnung auch im Kriege entsprechend betätigt; er hat diese Gesinnung durchgehalten, mit der Tat und mit dem Wort, und er hat für diese seine Gesinnung bezahlt. Und das darf man nie vergessen.

Nicht zu lesen, nur zu besprechen ist: „Das deutsche Offizierkorps" von Karl Demeter, Archivrat am Reichsarchiv. Aus der Vorrede: „Ungeachtet der amtlichen Stellung des Bearbeiters hat das Reichsarchiv keinerlei irgendwie gearteten Einfluß auf dessen wissenschaftliche Freiheit ausgeübt." Freiheit ist gut.

Die Tür zur Geschichte ist nicht von uns besetzt; da liegen die andern und fälschen uns um. Dieser hier lügt wenig — aber er verschweigt alles. Aber auch alles.

Sehn wir von der wildgewordenen Terminologie eines dilettantischen Soziologen ab: zu gebrauchen sind eigentlich nur die paar Kabinettserlasse. Das Buch ist in einem Stil geschrieben... ach, was hat diese Soziologie angerichtet, die ja keine ist! „In jedem Falle entsteht dieses Solidaritätsgefühl teils durch objektive Gegebenheiten, teils durch bewußte subjektive Einwirkungen. Natürlich sind die beiden Momente, das statische und das dynamische, eng miteinander verflochten, ununterbrochen wird wechselseitig das eine aus dem andern erzeugt, und doch besteht jedes für sich als bestimmendes Agens für jenes soziologische Phänomen..." davon leben nun heute Hunderte von Menschen. Und es ist ein völlig inhaltloses Geschwätz; da steht immer einer vor seiner eignen Bildung stramm.

Nun, was also Demeter zu sagen weiß, ist nicht viel; was er aber alles nicht sagt: die grenzenlose Erbitterung der Vernünftigen gegen diese Offiziere; der Schaden, den sie im Ausland angerichtet haben; die tiefe Kulturlosigkeit... kein Wort davon. Die schnöseligen Erben eines echten Preußentums kommen gut weg. Manches, wie die Mißhandlungen wehrloser Untergebner, die wilhelminischen Kinkerlitzchen auf dem Gebiet der Uniform: das wird sanft zugegeben, aber nur sehr zaghaft. Wichtig sind allein die Kabinetts-Erlasse, aus denen klar hervorgeht, was man ja gewußt hat: die deutsche Armee ist ein politisches, ein parteipolitisches Instrument gewesen. Selbstverständlich. Zum Glück waren die Herren für eine geschickte Propaganda zu dumm und zu ungebildet. Das hat sich gewandelt.

So, und nun möchte ich weniger den einzelnen Leser, als vor allem jenen aufmerksam machen, der für Bibliotheken und Schulen Bücher kaufen kann, und zwar möchte ich ihn auf die schönste Publikation dieser Art hinweisen, die ich jemals in deutscher Sprache zu sehen bekommen habe.

„Gesellschaft und Wirtschaft", ein bildstatistisches Elementarwerk, herausgegeben vom Bibliographischen Institut AG. in Leipzig. Wer Kinder zu unterrichten hat; wer Volkshochschulkurse leitet; wer eine Arbeiterbibliothek betreut —: der sollte sich dieses Werk nicht entgehen lassen. Das Gesellschafts- und Wirtschafts-Museum in Wien hat Folgendes gemacht:

Jeder von uns kennt die Zeichnungen, die eine Statistik verbildlichen sollen: kleiner Mann links, das ist die deutsche Reichswehr, und großer Mann rechts, das sind die bösen Feinde — und dergleichen. Nur, leider: die Verhältnisse stimmen fast niemals, die Zeichner haben nach den ihnen übergebenen Zahlen abgeschätzt, um wieviel größer jener Export ist als dieser, und dann haben sie das so ungefähr dargestellt, praeter propter, wie der Berliner sagt. Diese Zeichnungen sind denn auch meistens nur ganz grobe Schemata, und das Auge sieht fast immer nur drei Größengrade: klein, größer, groß. Das wiener Museum nun stellt in diesem Atlas die Zahlenverhältnisse ganz anders dar. Es arbeitet mit kleinen Figuren, mit Männerchen und Körben und Zuckerhüten und Kartoffelsäcken, und es vergrößert nun die Figuren nicht, sondern setzt sie so oft nebeneinander, wie sie in den verschiedenen Gesamtsummen enthalten sind; zwanzig kleine schwarze Männerchen bedeuten also zum Beispiel zehn Millionen und zehn kleine Männerchen fünf Millionen. Das nimmt das Auge viel besser auf als die großen und kleinen Figuren, und so ergibt sich ein höchst lehrreiches Bilderbuch, dessen Tafeln uns auf einen einzigen Blick zeigen, was los ist.

Es sind 98 Tafeln, und man kann aus ihnen ablesen:

Bevölkerungsdichte zu vielen Zeiten und in vielen Ländern; Erdölwirtschaft der Erde; Statistik der Arbeitslosigkeit; Streiks; Vermögensverteilung im Deutschen Reich und so fort und so fort. Es ist das allerlehrreichste Konversationslexikon, das sich denken läßt — dazu sehr geschmackvoll gedruckt, in wunderhübschen Farben, und alles ist amüsant und tut dem Auge wohl. Wer da weiß, worüber Leute so diskutieren, ohne auch nur im Besitz der allereinfachsten Zahlenangaben zu sein, der wird diesen Atlas gern zur Hand nehmen. Volksbibliotheken und Bildungsanstalten sollten ihn unbedingt besitzen. Statistik verflacht ja vieles, und ein bißchen mißtrauisch darf man bleiben, nicht gegen die Verfertiger des Atlas, die ihre Quellen sauber angeben, sondern gegen die Statistik selbst, diese süße Form der Lüge. Manche Blätter darf man auch kritisch lesen: so ist zum Beispiel die Wohndichte in den Großstädten so berechnet, daß die Straßen in die Fläche miteingerechnet sind, wodurch das Bild nicht ganz klar wird, und bei der Darstellung der Rüstungen kommt

Deutschland unverhältnismäßig gut fort. Aber das sind kleine Schönheitsfehler — der Atlas ist ein Meisterwerk pädagogischer Statistik.

Beschließen wir unsre heutige Bücherpredigt mit „Un mois chez les filles" von Maryse Choisy (Editions Montaigne, Paris, 13 Quai de Conti, Fernand Aubier). Es muß eine deutsche Ausgabe vorhanden sein — ich kenne sie aber nicht.

Tatbestand: Die Chiromantin des „Intransigeant" ist in die Puffs gegangen. Erschrecken Sie nicht: nur der Wissenschaft halber. Und das hat sie so gemacht, daß sie sich dort als „sous-maîtresse" verdungen hat... das ist also so ein Zwischending zwischen Aufseherin und Dienstmädchen. Das könnte doch nun sehr gut sein; schade, daß E. E. Kisch nicht... aber man soll nichts verschwören. Leider ist das Buch ein großer Schmarrn.

An Ehrlichkeit des Vokabulariums läßt es nichts zu wünschen übrig. Die Verfasserin — o Diotima! — sagt Rechtens so: „Nichts ist mir so widerwärtig als: kleine Ferkeleien im Stil von Anatole France zu formulieren. Ich schreibe, ohne Zögern: merde, cul, sexe. Das sind klare Wörter, denen man den Vorzug geben soll, frei, mutig, — Wörter, die ein Bild wiedergeben, eben weil sie wenig gebräuchlich sind" (sie meint: im Schrift-Französisch). „Aber drucken zu lassen: ‚Er vergnügte sich mit diesen winzigen, durchaus nicht unschuldigen Kleinigkeiten, mit denen ein Mann seine Frau zu befriedigen sucht', scheint mir feige Pornographie zu sein." In Ordnung.

Was dann kommt, ist weniger in Ordnung.

So schön kann Frau Choisy gar nicht sein, als daß sie sich nun immerzu mit dem dreifach gedoppelten Ausruf: „Ich aber bin eine anständige Frau" zwischen uns und die Huren drängt. Was sind das für Mätzchen? Was das für welche sind? Kleinbürgerliche, wie sich aus ihren gradezu monströsen Anschauungen über die Prostitution ergibt. Eine Närrin, die nicht über ihr Arrondissement denken kann. Ich weiß schon: das sei der unbeirrbare Rationalismus der Franzosen. An den glaube ich — aber die Sache hat ihre Grenzen. Wirtschaftslagen sind nicht ewig, wie diese Bürger und Bürgerinnen glauben. Das ist nichtsnutzig, und es ist wertlos, so zu denken.

Dagegen sind Einzelheiten sehr gut, weil sie offenbar wahr sind.

Der Kerl, der sich ins Bordell einen Koffer mitbringt und sich dort in ein altes Brautkleid hüllt, ist ein schönes Exemplar aus einer Psychopathia sexualis, ein melancholisch-irrsinniges — das lohnt zu lesen. Und jene, die herunterkommt und Krach macht, weil ein englischer Kunde immer seine Zigarre raucht, wenn er sie liebt, und dann jene — das muß ich im Original hersetzen: Man kann es sehr gut übersetzen; aber man kann es nicht gut übersetzen.

Also: Es ist Sonnabend abend, das ganze Haus ist voll, Julie kommt von oben heruntergedonnert. „Was ist?" — „Ach, ach...!" „Na? Was ist los? Krank?" — „Ach, wenn es das wäre!" — Also? Hat er nicht gezahlt?" — „Ach, wenn es bloß das wäre —" Noch viel schlimmer — noch viel schlimmer!" — Erzähl! Erzähl schnell! Los!"

— „Un michet (ein Kavalier)... Je ne sais comment il s'y est pris. J'ai eu beau résister. Mais ce sacré cochon est parvenu à me faire jouir. C'est la première fois que ça m'arrive. Jamais je n'oserai regarder mon ami en face ce soir."

Das ist nicht zu überbieten. An keiner andern Stelle dieser amüsanten und unzulänglichen Berichte kommt so klar heraus, was im tiefsten Grunde der französischen Prostitution steckt: die Bäuerin. Die Kleinbürgerin. Die rationale Frau.

# Attentat in Wien von Alfred Polgar

In Wien wurde auf einen Herrn, eben als er, nach Schluß der Vorstellung, die Oper verließ, ein Attentat versucht. Aus den Berichten der Blätter andern Tags erfuhr man (was, gleich mir, viele nicht gewußt haben dürften), daß Albanien ein Königreich ist. Der Herr nämlich, dem das Attentat gegolten hatte, übt den Beruf eines Königs von Albanien aus. Sein Name: Achmed Zogu. Er ist daheim absoluter Herrscher, vermutlich von Gottes Gnaden, und scheint der Liebe seiner Untertanen, zumindest der frei im Ausland lebenden, nicht ganz sicher.

Leider hatten die Schüsse, die das gekrönte Haupt nicht trafen, doch den Tod eines Menschen zur Folge. Der Flügeladjutant des albanischen Monarchen fiel ihnen zum Opfer. Auch ein zweiter Herr aus des Königs Suite, der das heute ganz selten gewordene Amt eines Hofmarschalls bekleidet, erlitt Schußverletzungen.

Der König begab sich nach dem Attentat in sein Hotel. Die Loge in der Westminsterbar, die an jenem Abend für ihn reserviert war, wurde abbestellt.

Es gelang, die Attentäter, albanische Emigranten, zu verhaften. An ihrer Festnahme haben, nebst der Polizei, ein Zeitungskolporteur und zwei Taxichauffeure freiwillig mitgewirkt und über diese Mitwirkung den Berichterstattern Bericht erstattet. So erfuhr man, unter anderm, daß der eine der beiden Taxichauffeure zur Oper gekommen war, um seinen Schwiegervater abzuholen, und daß dieser Schwiegervater Generalsekretär ist.

In den sehr farbigen und lebendigen Schilderungen des Vorfalls, die von den Journalen gegeben wurden, fanden sich ein paar beachtenswerte Feststellungen:

Die Attentäter waren mit Revolvern bewaffnet.

Der Chauffeur des Königs zog, als der Überfall geschah, sofort seinen Revolver aus der Tasche, fand aber keine Gelegenheit, von ihm Gebrauch zu machen.

Der Flügeladjutant wurde von den Projektilen getroffen, ehe er noch seinen Revolver schußfertig machen konnte.

Der Hofmarschall des Königs gab aus seinem Revolver vier Schüsse auf die Angreifer ab.

Der Legationsrat der albanischen Gesandtschaft, der sich in Begleitung Achmed Zogus befand, zog rasch entschlossen seinen Revolver und drückte zweimal ab.

Achmed Zogu griff, als die ersten Schüsse fielen, geistesgegenwärtig nach seinem Revolver, kam aber nicht zum Schuß.

Demnach ist anzunehmen, daß der elegante, gut angezogene albanische Herr von 1931 zur Gesellschaftsdreß Revolver trägt. Auch wenn er in die Oper geht, nimmt er ihn, versteht sich, mit. Er hat ihn stets bei der Hand, etwa wie das Taschentuch, und würde lieber dieses zuhause vergessen als jenen. Die Kammerdiener Achmed Zogus und seiner Suite legen gewiß, wenn sie die Toilette ihrer Herren zum Abend-

ausgang vorbereiten, so gewohnheitsmäßig wie die Brieftasche und das Zigarettenetui den Revolver neben den Smoking.

Was Kultur und modische Sitte anlangt, wird Albanien die Wiener nichts lehren. Der Taxichauffeur, der seinen Schwiegervater, den Generalsekretär, vom Theater abholte, erzählt: „Ich zog meinen Revolver und gab auf den Flüchtenden zwei Schüsse ab.“ Auch er also, obwohl nur ein schlichter Arbeiter in schlichtem Kleide, hatte einen Revolver bei sich, ohne den der Gentleman von heute eben nicht auf die Straße geht. Kann man doch jeden Augenblick einer Situation gegenüberstehen, welche um Feuer bittet.

König Achmed Zogu, melden die Zeitungen, hat nach dem Attentat seinen wiener Séjour nicht abgebrochen, aber die vorgesehenen Besuche mehrerer Vergnügungsetablissements aus seinem Tag- und Nachtprogramm gestrichen.

Und die Polizei, obwohl sie damit, nach solchem Entschluß des Königs, dem Fremdenverkehr die verlorene Chance nicht mehr retten konnte, hat für alle Fälle, nützt es nichts, so schadet es nichts, sämtliche in Wien lebenden Albaner verhaftet. Es sind ihrer zwanzig, also eine Bagatelle. Absolute Herrscher und Diktatoren, die sich ins Ausland begeben, werden am sichersten durch Festnahme ihrer dort ansässigen Landsleute geschützt.

Bei der Verhaftung der zwanzig Albanier dürften der Polizei zwanzig Revolver in die Hände gefallen sein. Schätzungsweise.

## Wo bleiben unsre Steuern — ?

**56. Liste der Schund- und Schmutzschriften (55 s. Nr. 20, 1931)**
**(Gesetz vom 18. Dezember 1926)**

| Lfde. Nr. | Aktenzeichen | Entscheidung | Bezeichnung der Schrift | Verleger | Bemerkung. |
|---|---|---|---|---|---|
| 104 | Psch. 44/46 | P.St. München vom 2. 12. 1930 | „Parisien“. Modernes Magazin (periodische Druckschrift) Nr. 27, 28 u. 29, Jahrg. 1930, außerdem die Druckschrift „Parisien“ als solche auf die Dauer von 12 Monaten | Verlag Alexander Papp in Wien | Ablauf der Frist 31. 1. 1932 |
| 105 | Psch. 330 | P.St. Berlin v. 13. 1. 1931 | „Verbotene Umarmungen“ von Michel de Lordac | Verl. Intima Editions, Paris | |
| 106 | Psch. 331 | P.St. Berlin v. 13. 1. 1931 | „Sonderbare Leidenschaften“ von Pierre de Préfond | Verl. Intima Editions, Paris | |

Leipzig C 1, den 3. Februar 1931.

*Der Leiter der Oberprüfstelle*
*gez. Dr. Arndt, Amtsgerichtsdirektor.*

## Bemerkungen

### Bülow III

Fürst Bernhard Bülow, lebelang ein glücklicher Mann, wird jetzt, nach seinem Tode, ernstlich von Mißgeschick verfolgt. Er, der allezeit Versöhnliche, hat plötzlich Feinde gefunden, die seinen Nachruhm mit dem Staupbesen behandeln. Abgeordnete der Rechten haben in diesen Tagen verlangt, das Bild Bülows möge aus dem Reichstag entfernt werden, weil der Mann sich in seinen Memoiren nicht nur als peinlicher Charakter enthüllt, sondern auch durch Stützung der Versailler Schuldthese dem Deutschen Reich Schaden zugefügt habe.

Als Bernhard Bülow sich auf der Höhe seiner Kanzlerschaft befand und nicht einmal im Traum an rachsüchtige Aufzeichnungen dachte, wurden die preußischen Granden durch die Publikation der Memoiren von Bülows Amtsvorgänger, dem Fürsten Hohenlohe, schwer verstimmt. Onkel Chlodwig, den man als einen schlafmützigen Greis zu betrachten gewohnt war, zeigte in seinen Erinnerungen eine bemerkenswerte Geistesfrische. Seinem Unglauben an die den Thron stützenden Mächte gab er einen nicht einmal mehr formal höflichen Ausdruck. Dem süddeutschen Grandseigneur rochen die Herren Junkers allzu stark nach Juchten, ihre politische Sturheit war ihm unleidlich, ihre deutschpatriotische Gesinnung mehr als verdächtig. „Sie pfeifen auf das Reich", schrieb Onkel Chlodwig, und deshalb hat er bis heute kein Denkmal bekommen, obgleich er gewiß nicht dümmer war als die Leute, die gemeinhin auf Granitsockeln herumstehen.

Von Bülows Erinnerungen liegt jetzt Band III vor. Hier zeigt der Memoirenschreiber endlich, daß er mehr war als ein geschmeidiger Blagueur. Wenn dieser Band auch seinem Charakter ebensowenig Ehre macht wie die beiden vorangegangenen, so zeigt er doch seinen Verstand in besserm Lichte. Am meisten interessieren uns Bülows Glossen zum Weltkrieg, die nicht umsonst den Grafen Westarp so sehr in Harnisch gebracht haben, denn sie sind in der Tat ein harter Schlag für die Unschuldspropaganda. Viele kleine schnell hingewischte Bildchen vervollständigen diesen Eindruck. Da schildert Bülow eine Begegnung mit dem österreichischen Botschafter, Grafen Szögyényi, nach dem Attentat von Serajewo. Der Bevollmächtigte der Habsburger äußert sich also: als Christ wie als ungarischer Edelmann bedaure und beweine er das Schicksal des Erzherzogs und seiner edlen Gemahlin, politisch sehe er in dem Ausscheiden des Thronerben „eine gnädige Fügung der göttlichen Vorsehung." Und nun bedenke man, wie grade in diesen Tagen Deutschland und Oesterreich chauvinistisch zerwühlt wurden, man vergleiche damit die kühle Gelassenheit, die skeptische Distanz derjenigen, für die das Theater aufgeführt wurde. Europa wird in den Tod gehetzt zur Sühnung einer Mordtat, die den Habsburgern selbst als eine besondere Liebenswürdigkeit der Vorsehung erscheint.

Vernichtend ist das Zeugnis Bülows für die deutsche Außenpolitik von 1914. Er sieht überall Dilettantismus und Neurasthenie, er verwirft das Ultimatum an Belgrad und tadelt die deutschen Staatsmänner hart, die sich vom Ballhausplatz mißbrauchen ließen:

„Bethmann und Jagow täuschten sich im Sommer 1914 in allem und jedem. Sie täuschten sich in der von ihnen vorausgesetzten Zugkraft der Mordtat von Sarajewo, die, wie sie fälschlich annahmen, alle Mächte an die Seite Österreichs führen würden. Gegenüber der russichen Mentalität war, wie ich dies Bethmann vorausgesagt hatte, diese Zugkraft von vornherein sehr gering. Und auch im Westen versagte sie, als dort die Übertreibungen, die Schroffheit und Plumpheit der österreichischen Pläne zutage traten. Die Leiter unsrer auswärtigen Politik täuschten sich in

Italien und Rumänien, die sie zu übertölpeln und zu überrennen dachten, die sich aber, mit Rußland und Frankreich hinter sich und gestützt auf den Wortlaut der Dreibundverträge weder überlisten noch einschüchtern ließen. Bethmann und Jagow täuschten sich vor allem in England."

Den ärgsten Fehler sieht Bülow in den Kriegserklärungen Deutschlands an die andern Mächte, denn es machte sich damit vor allen zum Angreifer:

„Fürst Bismarck hatte es verstanden, sowohl 1870 wie selbst 1866 dem Gegner die formale Kriegserklärung zuzuschieben ... Bethmann Hollweg war plump und unpolitisch genug, das Odium des Angriffs auf uns zu laden. Wenn es bis zu einem gewissen Grade verständlich ist, daß wir, nachdem wir uns mit Rußland im Krieg befanden, den Stoß gegen Frankreich so rasch wie möglich führen wollten, so ist es doch unverständlich und völlig unbegreiflich, warum wir Rußland von uns aus den Krieg erklärt haben. Das hat uns, mit Unrecht, aber in schwer zu widerlegender Weise, in den Augen der Welt als die Brandstifter erscheinen lassen."

Endlich gibt Bülow noch eine Schilderung Albert Ballins wieder, der am 1. August im Reichskanzlerpalais die Abfassung der Kriegserklärung an Rußland miterlebte. Eine Komödienszene. Bethmann Hollweg läuft mit langen, erregten Schritten im Zimmer umher, vor ihm, an einem mit Folianten bedeckten Tisch, sitzt Geheimrat Kriege:

„Kriege war ein fleißiger, ein gewissenhafter, ein eifriger Beamter. Er war, um einen Bismarckschen Ausdruck zu gebrauchen, ein sattelfester Jurist. Aber seine politische Begabung stand nicht auf der Höhe seines juristischen Wissens. Bethmann, so erzählte mir Ballin, richtete von Zeit zu Zeit an Kriege die ungeduldige Frage: „Ist die Kriegserklärung an Rußland noch nicht fertig? Ich muß meine Kriegserklärung an Rußland sofort haben!" Der ganz verstört aussehende Kriege suchte inzwischen nach einem Simile in den bewährtesten Lehrbüchern des Völker- und Staatsrechts von Hugo Grotius: „De jure belli ac pacis" bis zu Bluntschli, Heffter und Martens."

So eine Darstellung ist auch heute, so viele Jahre später, noch recht lehrreich, denn es gibt noch immer genug Leute, die ihre Kriegserklärung nicht schnell genug bekommen können. Was Fürst Bülow über die Entstehung des Weltkrieges und warum wir ihn verlieren mußten, sagt, ist im Grunde nicht sehr neu. Deutsche Oppositionelle haben das schon mitten im Kriege behauptet und sind dafür verfolgt und eingesperrt worden. Selbst Karl Liebknecht hat im Anfang nichts Schwereres gegen die deutsche Kriegspolitik gesagt. Fürst Lichnowsky allerdings hat das Schweigen gebrochen, und dafür

ist es ihm auch schlecht gegangen. Übrigens hält auch Bülow ihm gegenüber sorgfältig Distanz, er stellt ihn als ahnungslosen Amateur hin. Wie anders wäre alles vielleicht verlaufen, wenn die Wissenden nicht aus ihrem Herzen eine Mördergrube gemacht hätten. Die Wahrheit ist nicht nur sittlich wertvoller, sie hat in der Politik auch ihren besondern Nützlichkeitsgehalt. Wäre die öffentliche Meinung in Deutschland rechtzeitig aufgeklärt worden, so hätte die Katastrophe nicht diesen Umfang angenommen. Für einen Frieden der Verständigung wären die stimmungsmäßigen Voraussetzungen dagewesen. So aber ist das deutsche Volk zwiefach belogen worden: es glaubte an die Unschuld seiner Regierung, und es glaubte an den Sieg, weil man ihm die Kriegskarte falsch deutete. Männer wie Bülow und Ballin hätten damals den Ausschlag geben können. Sie zogen es vor, zu schweigen oder ihre wirkliche Meinung für Privatgespräche und Memoiren zu reservieren. Damit hat Fürst Bülow, mögen seine Erinnerungen auch noch so aufschlußreich sein, einen Platz im Pantheon verwirkt. Wenn sich heute ein paar nationalistische Krakehler gegen ihn ereifern und den Sarg am liebsten aufreißen möchten, so kann man nur gegen die Leichenschänder einiges vorbringen, für den Toten aber wenig.

*Celsus*

## Walther Victor als Angeklagter

Von Walther Victor ist dieser Tage ein Buch erschienen: „Mathilde. Ein Leben um Heinrich Heine". Es wird hier noch gewürdigt werden.

In seinem Nebenberuf oder in seinem Hauptberuf, so genau läßt sich das nicht feststellen, ist der im guten Sinne vielseitige Victor Redakteur am zwikkauer sozialdemokratischen ‚Sächsischen Volksblatt'. Dort hat er, September 1929, in der Rubrik ‚Till Eulenspiegel' eine Satire des damaligen Festungsgefangenen Paul Körner veröffentlicht. Körner erzählt dort, wie der Zuchthäusler Zemsch, ein Lebenslänglicher, nach 21 Jahren Haft zum Sterben kommt. Man reicht ihm das Abendmahl und erfüllt ihm seinen letzten Wunsch: der Anstaltdirektor und der Anstaltsgeistliche mögen während seiner letzten Minuten neben ihm Platz nehmen, und er stirbt mit den Worten: „Nun kann ich ruhig abreisen. Unser Jesus starb ja auch zwischen zwei Halunken." Alles in allem: eine bitterböse Satire auf unsern Strafvollzug und dessen ausführende Organe, die sich erst dann um die Seele eines Verbrechers bemühen, wenn er verreckt. Daß ein Zuchthäusler nach 21 Jahren Haft sich so von der Welt und seinen Kerkermeistern verabschiedet, sollte den verantwortlichen Organen des Staates und der Kirche zu denken geben. Statt dessen bekommt der verantwortliche Redakteur, Walther Victor, eine Anklage wegen Gotteslästerung. Das zwickauer Gericht spricht ihn mit einer ebenso richtigen wie anständigen Begründung frei: der Verfasser des Artikels habe nicht die Kirche treffen wollen, sondern den Strafvollzug; der Redakteur habe in keiner andern Absicht das Manuskript veröffentlicht. Revision beim Reichsgericht. Zurückweisung an die

erste Instanz mit einer Begründung, die durch die Art der „Widerlegung" des ersten Urteils den Vorderrichter herunterputzt und dem Gericht gewissermaßen Verhaltungsmaßregeln vorschreibt. Das verfährt danach, und am 24. Februar dieses Jahres wird, unter einem andern Vorsitzenden, Victor zu vier Monaten Gefängnis verurteilt. Wieder ein Fall, daß ein Gericht prompt auf die Wünsche der Kirche reagiert. Das in dieser Nummer abgedruckte Siegert-Urteil scheint ein Ausnahmefall bleiben zu wollen.

Für jeden, der lesen kann, ist offensichtlich, daß in der Körnerschen Satire, die übrigens an andern Stellen unbeanstandet erschienen ist, weder der äußere noch der innere Tatbestand des § 166 erfüllt ist. Die Begründung des Urteils ist von A bis Z hinfällig. Nicht die Kirche, sondern der Strafvollzug wurde gegeißelt und sollte gegeißelt werden. Um zu kennzeichnen, aus welcher Gesinnung das Urteil gefällt wurde, seien nur die Worte zitiert, mit denen die enorm hohe Strafzumessung, die noch über den Antrag des Staatsanwalts hinausging, begründet wurde: „Der Artikel hat eine zersetzende Wirkung auf die Bevölkerung, namentlich auf die Jugend, ausüben müssen. Durch den Artikel wird in der Bevölkerung die Ehrfurcht vor der christlichen Religion untergraben, was eine Verrohung der Sitten, eine Gefährdung des gesunden Volkstums und eines gefestigten Staatswesens zur Folge haben muß. Es ist äußerlich eine Form gewählt, die den Artikel als Kritik des Strafvollzugs erscheinen läßt, aber hinter diesem Gewand der Erzählung verbirgt sich der geheime Zweck, unmerklich und dem Leser unbewußt Ehrfurchtslosigkeit vor der christlichen Religion und vor der hergebrachten, durch das Christentum vertretenen Weltanschauung unter dem Volk zu verbreiten, die in kluger Berechnung erfolgt und in abgefeimter Weise verschleiert worden ist und als verwerflich bezeichnet werden muß." Wagt jemand nach diesen Worten noch zu zweifeln, daß hier ein tendenziöses Urteil gefällt wurde? Niemand hat unsre Richter beauftragt, zu verhindern, daß „in der Bevölkerung die Ehrfurcht vor der christlichen Religion untergraben" werde. Was ist das für eine lächerliche Anmaßung! Und muß sich ein schriftstellerisch wie redaktionell ebenso begabter, ein geistig bemühter und sauberer Mensch wie Victor gefallen lassen, daß ein Gericht ihm derart schäbige Motive unterschiebt? Er muß es, er kann sich nicht gegen diese richterlichen Beschimpfungen wehren. Wir sind sicher, daß sie an Victor abprallen werden, — wir wollen aber nicht, daß er auf vier Monate ins Gefängnis wandert. Wir verlangen, daß das Reichsgericht sich den kirchlichen Einflüsterungen verschließt und allein beurteilt, ob der Tatbestand, der äußere und der innere, des § 166 erfüllt ist. Ist das Reichsgericht bemüht, die Objektivität zu wahren, dann muß es zu einem Freispruch kommen. Die Begründung allerdings, mit der es die Sache an die Vorinstanz zurückverwies, läßt das Gegenteil befürchten.

Der Fall Victor ist ein Argument mehr in unserm Kampf um die Aufhebung des § 166, dessen Sinnlosigkeit hier immer wieder

aufgedeckt wurde. In diesem Fall wird sie noch besonders grell beleuchtet durch die Tatsache, daß das inkriminierte Stück Literatur, das angeblich eine so gotteslästerliche Tendenz hat, durch die Prozeßberichterstattung der gesamten Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird. Die es im September 1929 lasen, haben es längst vergessen. Wäre die Kirche klug, dann hätte sie geschwiegen. Sie will aber gar nicht klug sein, — sie will nur ihre Macht unter Beweis stellen. Das zwickauer Gericht zeigte sich als gehorsamer Diener, indem es den Tatbestand verzerrte und den Angeklagten obendrein noch beschimpfte.

Die Zuhörer aber reagierten mit dem Ruf: „Auf solche Urteile gibt es nur eine Antwort — Heraus aus der Kirche!"

*Walther Karsch*

## Prominente Filme

Fast stets erweisen sich in Deutschland Filme, um die vorher ein großer Klimbim gemacht wurde, bei der Aufführung als Nieten. Der Klimbim, der um die Verfilmung der Dreigroschenoper gemacht worden war, hatte nicht nur eine auch für die Filmindustrie respektable Reklamesumme verschlungen, sondern darüber hinaus sogar die Gemüter über dem Strich in Wallung versetzt. Aus Männern wurden Geschäftsmänner, aus Idealisten künstlerische Leiter künftiger Produktionen, und die Zahl der geistigen Väter dieses Filmopus ist ebenso groß wie die Zahl der Beleidigungsprozesse, die sie sich gegenseitig an den Hals zu hängen drohen.

Lohnt dieser Aufwand? Mit nichten! Zwar ist die verfilmte Dreigroschenoper durchaus keine Niete, sondern ein sehr anständig gemachter Film, in dem mit Pietät und Sorgfalt versucht wurde, die musikalischen Vorzüge des Theaterstücks auf der Leinwand zu popularisieren und aus Mackie Messer einen etwas unheimlichen Liebling des Provinzpublikums zu machen. Aber das ist auch alles. Man ging von einer falschen künstlerischen Voraussetzung aus: es gibt nämlich nur zwei Möglichkeiten, ein Theaterstück auf den Tonfilm zu transponieren. Entweder indem man es so macht wie etwa Richard Tauber, das heißt: photographiertes Theater. In diesem Falle sieht man sich keinen Film an, aber dem Publikum von Fehrbellin oder Stolp wird für achtzig Pfennige etwas geboten, was bisher lediglich die Berliner im Metropol-Theater oder bei Charell für einen erheblich höhern Preis und durchaus nicht so deutlich sehen und hören konnten.

Das ist die eine Möglichkeit, mit der die Filmindustrie vorläufig noch viel Geld machen kann. Ein geschäftlicher Vorgang, kein Wort darüber zu verlieren: die Nerven der Stolper und Fehrbelliner sind glücklicherweise solider als die unsern, die wir ja Tauber nicht einmal mehr im Theater für eine künstlerische Vollkommenheit zu halten vermögen.

Die zweite Möglichkeit, aus einem Theaterstück einen Tonfilm zu machen, ist etwas schwieriger. Sie besteht nämlich darin, daß man alles Bühnenmäßige ins Filmgemäße übersetzt, daß nur das Handlungsgerippe bleibt, daß sich der Regisseur weder um die Szenenführung noch um die Akt-Einteilung zu kümmern hat, sondern den Stoff lediglich nach den Gesetzen verarbeitet, die ihm Kamera plus Mikrophon vorschreiben. Der Regisseur Pabst, vielmehr die geistigen Väter der verfilmten Dreigroschenoper haben zwar glücklicherweise die erste Methode verworfen, aber leider nicht den Mut gehabt, die zweite Methode durchzuführen: sie haben ein Kompromiß geschlossen. Ein sehr anständiges Kompromiß, aber der Esprit ging zum Teufel und der Elan auch. Mehrere Szenen hindurch scheint es, als hätte man vorgehabt, ein Sittenbild aus der londoner Verbrecherwelt zu geben. Dann aber bricht das Sittenbild plötzlich ab, und nun

wird alles stilisierte Persiflage. Kein Übergang, sondern ein Sprung; und deshalb auch kein Schwung. Das Theaterstück war frech, aber leicht. Der Film ist mitunter mutiger als das Theaterstück, aber er schreitet aufgebläht und schwerfällig daher.

Auch über Elisabeth Bergners ersten Tonfilm wurde etliches gewispert. Doch zu Prozessen zwischen den Beteiligten wird es hier nicht kommen. Erstens hat Claude Anet das Zeitliche gesegnet, aber auch wenn er noch lebte, würde er sicherlich dem Film seinen ungeteilten Beifall zollen. Denn Claude Anet kommt wieder in Mode: in diesen schweren politischen Zeiten hat Gottseidank die Frivolität, die sich den Decknamen „Sachlichkeit" gab, ausgespielt, wir werden wieder keusch in Deutschland. Schultze-Naumburg hats verkündet, aber bevor man überhaupt wußte, was für ein Ding das Dritte Reich sei, hat Claude Anets russische Studentin Ariane ihrem Geliebten nur vorgespiegelt, daß sie auch So eine sei, von denen Herr Goebbels erklärt, man werden ihnen später das Mal der Schande auf die Haut tätowieren. Ariane aber war unberührt, und als der Geliebte am Schluß erfährt, daß er der Erste und Einzige gewesen, reißt er sie in den schon fahrenden Zug. Schon vor acht Jahren wußte Claude Anet, wie ein Film-happy end auszusehen hat.

Jetzt aber, nachdem man die Etappe Van de Velde überwunden hat, ist man wieder bei der Reinheit des Herzens und der Unversehrtheit des Körpers angelangt. Freilich, nur soweit es sich um die bevorzugten Kreise der deutschen Nation handelt. Proletariermädchen und Tippfräuleins dürfen sich so etwas nicht leisten, weil sie sonst vor die Hunde gehen würden. Dagegen ist Arianes Geliebter mindestens ein Milliardär, sie selbst pflegt mit ihm nicht zu essen, sondern zu dinieren, und der heilige Akt der Entjungferung geht in einer Zimmerflucht des Adlon oder Bristol vor sich.

Nicht ganz leicht, aus den Claude Anetschen Marionetten Menschen zu machen. Elisabeth Bergner war immer eine große Menschendarstellerin, nicht mehr und nicht weniger. Sie blieb es in den Jahren, wo sie Mode war, wo hunderttausend Mädchen à la Bergner mit den Schultern zuckten — und sie ist es heute erst recht, wo die Gourmets die Nase rümpfen und zu bemerken pflegen: „Finden Sie nicht, daß die Bergner eigentlich passé ist?" Nein, das finde ich ganz und gar nicht. Die flackernde und flatternde Stimme dieser Schauspielerin wird immer unser Ohr und mehr als unser Ohr gefangen nehmen. Sie gibt sich ihrer Rolle völlig hin: und so wird aus Ariane, der Studentin von vorvorgestern, ein bezauberndes junges Mädchen von gestern, heute und vielleicht (als Ausnahme) auch noch morgen. Eine Darstellung, die stets Einsatz der Persönlichkeit bleibt, kann nie aus der Mode kommen.

*Julien Revoir*

## Figaros Hochzeit

Den Staub von dem staatlich berliner „Figaro" gründlich hinweggefegt zu haben, ist ein Verdienst, für das man Otto Klemperer nicht genug danken kann. In der Lindenoper waren in den letzten Jahren öfters ein paar Staubkörner fortgepustet, wichtige Arien wieder eingesetzt, belanglose Stellen gestrichen, einzelne hervorragende Künstler am Pult und auf der Bühne verwendet worden. Auf das Ganze senkte sich aber immer wieder eine hoftheaterliche Staubschicht, die von andern Aufführungen dieses Instituts längst mit prima vergoldetem Staubsauger entfernt worden war. Der Grund hierfür: man konnte sich zu einer wirklichen Neueinstudierung nicht entschließen. Klemperer und Gründgens habens getan.

Bei Klemperer findet man die Einheit von Wollen und Können, die das Vollkommene schafft. Sein junges Orchester entzückt durch Klangfülle, Rhythmus und Präzision. Des Dirigenten Wollen zwingt im Chor und Ensemble die Sänger zu einem Können, das im Einzelgesang — wo nicht viel ist, hat selbst ein Kl'empereur sein Recht verloren — oft versagen muß. Aber dies Versagen wurmt nicht, da es durch den Willen zum Belcanto versüßt wird.

Gründgens Neueinstudierung geht in dem Bestreben, den Klassengegensatz hervorzuheben, auf Mahlers wiener Figaro zurück. Auch in Wien maß Figaro den Platz für sein Hochzeitsbett nicht in einer „guten Stube", sondern in einer verwahrlosten Domestikenkammer aus, in der zusammengestoppelte Möbel lieblos herumstanden. Hier von dem Klatschmaul Basilio angetroffen zu werden, war für einen Grafen und präsumptiven Gesandten des Königs wirklich recht genierlich. Auch in Wien führte Basilio den Mädchenchor in der zweiten Hälfte des dritten Aktes an. Den Fandango, eine der wahrhaft göttlichen Musiken, die Mozart geschrieben hat, durch läppische Tapsereien pommerscher Mastgänse zu ironisieren und damit zu ruinieren, bleibt Gründgens vorbehalten. Er kassiert dafür ein amüsiertes Glucksen eines mindern Teils des Publikums ein; es sollte ihm in der Seele brennen! Braucht der Regisseur sich auch nicht zu eng an das nahe Sevilla zu halten, so muß der Wind immerhin doch aus Wien, Prag, Salzburg wehen, nicht aber aus Kyritz an der Knatter.

Gründgens gelingt die an und für sich gewiß begrüßenswerte Herausarbeitung des Klassengegensatzes zwischen Herrschaft und Diener nicht gänzlich ungetrübt. Es fehlt ihm an innerm Musikantentum, an Harmonie. Die Kostümierung mancher Figuren ist peinlich; über die Dekorationen wollen wir mit schonendem Schweigen hinweggehen, — die Gartenszene, zum Beispiel, spielt in dem Albdruck hervorrufenden Erzeugnis einer wild gewordenen Tapeziererseele. Worüber man aber nicht schweigen darf, ist der Unfug, der mit der Drehbühne

getrieben wird. Durch ihre Verbauungen, ihre Türrahmen, ihre Pfeiler wird der Schauplatz zu Schauplätzen, die unübersichtlich sind und von der Handlung ablenken. Einem Duett zu lauschen, das sich über Terzett, Quartett, Quintett zum schönsten aller Septette entwickelt, und gleichzeitig den vielfach in sich versponnenen Klangkörper des Orchesters in sich aufzunehmen, genügt dem bescheidenen Zuhörer. Er verzichtet gern darauf, sich mit Halsverrenkungen die Sänger hinter den einzelnen Bauten hervorzusuchen. Die Drehung der Bühne bei offener Szene verwirrt die vielfältige, durch ihre Folgerichtigkeit aber sonst leicht verständliche Handlung nur. Alles, was von der einzigartigen Geschlossenheit und Harmonie dieses Werkes ablenkt, ist zu vermeiden. Was Mozart zusammengefügt hat, soll der Regisseur nicht durch technische Errungenschaften stören. Gründgens ist es geglückt, den einzelnen Schauspieler aus der Konvention opernhafter Gesten zu erlösen, ohne Zweifel ein Verdienst. Glanz, Beschwingtheit gab er nicht. Er bleibe dem Theater erhalten.

*Axel Heyst*

## SPD-Kultur

Ein junger mannheimer Metzger, Richard Orth, hat im väterlichen Geschäft, M. 5, 12, wundervolle Kunstwerke ausgestellt. Wir sehen das Schillerdenkmal und die Büsten von Richard Wagner und Beethoven. Diese Arbeiten sind aus Rindertalg freihändig modelliert und lenken die Aufmerksamkeit aller Passanten auf sich. Weiter sehen wir ein ebenfalls aus Talg angefertigtes Buch mit eingespritztem bekannten Spruch aus Meistersinger von Wagner, den Anfangstakten aus Fidelio von Beethoven und den Worten Schillers „Wir wollen sein ein einig Volk".

Außer feinen Wurstwaren sehen wir noch eine Trüffelzeichnung, den jungen Mozart darstellend, und eine Torte aus Wurst gefertigt, alles Werke des jungen Künstlers, die bezeugen, daß auch im Metzgergewerbe Hervorragendes und Künstlerisches geschafft werden kann.

*‚Neue Badische Landeszeitung'*
*Mannheim*

# Hinweise der Redaktion

## Berlin

Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit. Montag (2.3.) 20.00, Pharussäle, Müllerstr. 142. Fort mit dem § 218! Es sprechen u. a.: Alfred Apfel, Max Hodann, Lothar Wolf.

Internationales Antikriegsmuseum, Parochialstr. 29. Freitag 20.00. Erna Feld liest. Poesie gefangener Menschen, Prosa des Strafvollzugs.

Buchhandlung Karl Buchholz. Vortragsraum Königstr. 45. Mittwoch 20.15: Der Sinn des Heilens; aus dem Grenzgebiet zwischen Wissenschaft und Individualismus, Gottfried Benn.

## Bücher

Erich Ebermayer: Die große Kluft. Paul Zsolnay, Wien.

Hans Henny Jahnn: Straßenecke. Gustav Kiepenheuer, Berlin.

## Rundfunk

**Dienstag.** Berlin 18.35: Pressereferent und Journalist, Th. Haubach und M. M. Gehrke. — Frankfurt 19.15: Erich Kästner liest aus eignen Werken. — Leipzig 20.30: Als erster Westeuropäer Turksibpassagier, Otto Heller. — **Mittwoch.** Frankfurt 18.15: Ludwig Börne, Ludwig Marcuse. — Berlin 19.10. Die Katakombe. — Frankfurt 21.00: Ludwig Hardt liest Börne. — Berlin 21.10: Das Kabinett des Edgar Allan Poe. — **Donnerstag.** Breslau 17.25: Nachwuchs, Fritz Diettrich. — Frankfurt 18.50.: Deutschland und Osteuropa, Bernard von Brentano. - Berlin 21.10: Der Thespiskarren. — Königsberg 21.15: Brigadevermittlung von Ernst Johanssen. — **Freitag.** Leipzig 20.30: Essays von Kolbenhayer, Döblin und Romier, Margarete Anton. — **Sonnabend.** Berlin 18.20: Monstreprozesse, Oberstaatsanwalt Köhler und Rechtsanwalt G. Loewenthal. — Breslau 19.30: Die Revellers singen (Schallplatten).

# Antworten

**Herbert Ihering.** Sie schreiben: „Ich kann mich knapp fassen. Eine Polemik, die in hysterisches und deshalb unfruchtbares Literatengezänk ausartet, interessiert mich nicht. Was ist vorgefallen? Herr Fred Hildenbrandt hat als erster Bert Brecht des Verkaufs seiner Ideale verdächtigt (obwohl Brecht nach einem verlorenen Prozeß sich das Verfilmungsrecht schon nach zwei Jahren zurückeroberte und nur sein Honorar und die Gerichtkosten erhielt). Herr Fred Hildenbrandt aber schreibt für dieselbe Filmgesellschaft das Tonfilmmanuskript ‚Luise, das Schicksal einer königlichen Frau'. Statt nun die Komik zu empfinden, daß ein liberaler Journalist ein solches Manuskript schreibt, und über die Lage nachzudenken, in die er geraten könnte, wenn diese ‚Filmkönigin Luise' ähnliche politische Demonstrationen hervorrufen sollte wie das ‚Flötenkonzert von Sanssouci', schäumt Herr Hildenbrandt über mich, weil ich diese Feststellung gemacht habe. Er sagt mir Lebewohl. Ich habe ihm noch nicht Guten Tag gesagt. Herr Balázs wiederum bestätigt die Charakteristik, die ich von ihm gab: er wendet sich gegen etwas, was ich überhaupt nicht geschrieben habe. Ich habe nicht geschrieben, daß er sich darum gegen Brecht gewandt hätte, weil er bezahlt worden sei, sondern ich habe sehr deutlich gesagt, daß er an dem ‚Dreigroschenfilm' mitgearbeitet hat und daß er grade deshalb in diesem Streit hätte schweigen müssen. Seine neuen Informationen sind ebenso falsch wie seine alten. In dem Urteil, das ich auf seinen Rat nachgelesen habe, steht nirgends, daß Brecht keinen Anspruch auf das Resthonorar habe. Es ist nicht wahr, daß der Prozeß festgestellt hat, Brecht wolle nicht mitarbeiten. In Wirklichkeit kam der Konflikt daher, daß Brecht mehr mitarbeiten wollte, als der Filmgesellschaft lieb war. Aber dieses ganze Gezänk ist ja lächerlich. Ich habe es nicht aufgerührt. Ich habe Herrn Balázs einmal einen ‚sogenannten linken Literaten' genannt. Das tut mir leid. Ich erkläre ausdrücklich, daß ich damit nicht die Vergangenheit des Herrn Balázs gemeint habe. Ich weiß sehr wohl, daß er im politischen Kampf sich eindeutig benommen hat. Ich bedaure, wenn Herr Balázs das mißverstanden haben sollte. Um so mehr aber erstaunt mich seine neue Haltung: Herr Balázs hat an der ‚Dreigroschenoper' mitgearbeitet, weil der Film radikaler werden sollte als das Bühnenstück oder der Entwurf von Brecht? Darauf kann nur der bekannte Hugenberg- und Ufa-Spezialist Aros Antwort geben. Herr Aros kritisiert die verfilmte ‚Dreigroschenoper' also: ‚.... die Geschichte selbst... bekommt zum Schluß einen allerliebsten, originellen Dreh, der die Verbrecher von Soho in die Bürgerlichkeit zurückführt... Aber das alles wirkt so märchenhaft, so weltfremd und wird mit so viel Charme und Humor vorgetragen, daß man schließlich doch über den tiefern Sinn wegsieht und das Spiel an sich auf sich wirken läßt...' Weiter wollte ich nichts sagen. Es ist mein endgültiges Schlußwort." Béla Balázs erwidert darauf: „Man liest in der neuen Antwort Herbert Iherings wieder einmal: ‚Ich habe nicht geschrieben' ... ‚ich habe sehr deutlich gesagt' .... Nein, Ihering! Es ist eben eine nicht eindeutig ausgesprochene Beschuldigung gewesen, die Sie jetzt wieder nicht eindeutig genug zurückziehen. Ich hätte schweigen müssen in diesem Streit? Ich wurde doch persönlich angegriffen in diesem Streit, von Ihnen, Herbert Ihering, und mit Vorwürfen, die ganz und gar nichts mit der ‚Dreigroschenoper' zu tun hatten. Ich habe mich nur gewehrt. Aber genug davon. Deutlichkeit ist eine Sache des Charakters und des Stils. Der Fall Brecht ist seitdem geklärt. Antworten möchte ich also nur noch darauf, daß ich meine Vergangenheit verraten haben soll, weil der ‚Lokalanzeiger' nicht gemerkt haben will, daß die Bankszene des Dreigroschenfilms eine radikalere Gesellschaftssatire darstellt als die Opernparodie im Finale der Oper.

Aber die Nazis haben in Nürnberg die Aufführung des Films gestört. Was sagt Ihering nun? Es ist bei den Bürgerlichen ein übliches Argument gegen den Bolschewismus, daß es Nazifraktionen gibt, die ihn loben. Ist das auch die kritische Methode Iherings?"

**Rundfunkhörer.** Am 21. Februar 1916 begann die große Offensive vor Verdun, die ohne Rücksicht auf Menschenopfer den Sieg erzwingen sollte. Dieses Schicksalstages gedachte die Berliner Funkstunde, als einziger aller deutschen Sender, mit einer Veranstaltung: „Wir standen vor Verdun", einem Querschnitt durch die Kriegsliteratur. Drei „nationale" Schriftsteller, die Herren Ernst Jünger, Hans-Henning Freiherr Grote und Franz Schauwecker wandten sich in einem offenen Bief, der gleichzeitig auch die Runde durch die Rechtspresse machte, an den Intendanten der Funkstunde und bezeichneten es als geistige Verfälschung, daß Stellen ihrer Bücher, aus dem Zusammenhang gerissen, vorgelesen und die Verfasser in den Verdacht pazifistischer Tendenzen gebracht worden seien. Vor einem Gasangriff kämpfen zwei Leute, deren Masken undicht geworden sind, um die gute Maske eines eben Gefallenen. Dem Schnellern nützt sein Sieg nicht viel — kurz darauf finden ihn die Kameraden mit einem Granatsplitter im Halse, tot. Der andre ist vorher den Gastod gestorben. Unter dem Gestein eines zerschossenen Stollens verendet ein Verschütteter. Oder es klingt irgend einmal ein Satz auf: „... am zweiten Tage des Trommelfeuers", — eines Trommelfeuers nämlich, daß auf 15 Kilometer Strecke von 1500 Geschützen aller Kaliber unterhalten wurde. Die Herren, die das und sonst noch einiges sehr überzeugend geschildert haben, weisen mit gekränkter Würde den Vorwurf von sich, sie hätten etwas gegen den Krieg sagen wollen. Auf den Willen der Herren kommt es gar nicht an. Entscheidend ist hier, daß Stücke aus dem Werk der Kriegsbejaher eine pazifistische Wirkung hervorrufen. Die Diskrepanz zwischen ihrem Wollen und den von ihnen geschilderten Tatsachen wurde hier so grell beleuchtet, daß man verstehen kann, wenn sie kopfscheu werden. Von einer geistigen Verfälschung durch den Rundfunk kann keine Rede sein. Dem Kriegsgeschehen einen Sinn unterzulegen, den es nicht hat, das kann man vielleicht eher eine geistige Verfälschung nennen. Jede Zeile der Tatsachenschilderungen spricht der Tendenz ihrer kriegsverherrlichenden Verfasser Hohn. Daß die Funkstunde, sicher ungewollt, diese Diskrepanz aufgedeckt hat, sei ihr hoch angerechnet.

**Schriftsteller.** Auf eine Manuskriptsendung an das ‚Saganer Tageblatt' erhielten Sie das folgende Kulturdokument: „Falls Sie uns das Feuilletonmaterial zum kostenlosen Abdruck überlassen, sind wir bereit, dasselbe evtl. zu bringen. Hochachtungsvoll Heinz." Warum regen Sie sich so darüber auf? Die Saganer werden sich sagen, wenn wir die Sache abdrucken, werden Sie berühmt, und das sollte Ihnen als Honorar eigentlich genügen. Sie könnten doch in Anbetracht einer solchen Chance zufrieden sein, daß Sie nicht noch was zuzahlen müssen. Da es Ihnen aber auf die Dauer doch nicht zuträglich sein dürfte, sich nur von den eventuellen Belegexemplaren ernähren zu müssen, kümmert sich vielleicht mal Ihr Schutzverband um die parasitischen Zustände am ‚Saganer Tageblatt'.

**Dr. Curt L. Heymann.** Sie schreiben: „In Nr. 4 der ‚Weltbühne' erklärt eine Dame unter Bezugnahme auf das Interview, das Sinclair Lewis am Berliner Rundfunk gab, dem Nobelpreisträger rundweg ihre Enttäuschung wegen seiner ‚kriegerischen' Einstellung. Zu der betreffenden Äußerung des amerikanischen Schriftstellers gab meine Frage Veranlassung, wie sich Sinclair Lewis im Falle eines Krieges verhalten würde, in den Amerika verwickelt ist. Hierzu schreiben Sie, daß diese Frage taktlos ist, und daß ein ‚xbeliebiger Journalist, der in diesen Dingen ganz und gar nicht festgelegt ist', nicht befugt sei,

eine so ‚heikle Frage' zu stellen. Darf ich Ihnen darauf persönlich erwidern: Es gibt so wenig indiskrete wie taktlose Fragen. Nur Antworfen und Steinwürfe als Antworten sind taktlos. Diese Frage, die siebente meines Interviews, wurde wie die übrigen sechs vorher mit Sinclair Lewis formuliert. Wenn sie nach Lewis' Auffassung taktlos gewesen wäre, hätte er sie abgelehnt. Doch grade diese Gewissensfrage machte dem Nobelpreisträger das Interview schmackhaft. Als die Zeit am Mikrophon vorrückte, bat er mich, Frage 5 und 6 auszulassen, um noch Zeit zur Beantwortung dieser ‚taktlosen' siebenten Frage zu haben. Und darf ich sachlich sagen: Obgleich Sie sicherlich ein ausgezeichneter Sinclair-Lewis-Kenner sind, und das Interview und die interessante Diskussion der siebenten Frage mit anhörten — der amerikanischen Mentalität stehen Sie vielleicht doch etwas zu fern, wenn Sie glauben, den notablen Ausländer vor einem impertinenten Ausfrager in Schutz nehmen zu müssen. Sie wissen genau so gut wie ich, wie wir alle, die wir Babbitt-Verächter sind, daß Sinclair Lewis Manns genug ist, um vor seiner eignen Äußerung grade zu stehen. Sie glauben ihn, den armen Ausgefragten, verteidigen zu müssen, weil er nach Ihrer Meinung durch konkrete Beantwortung einer konkreten Frage zuhause angeblich in ein schiefes Licht gerückt ist. Grade das Gegenteil ist der Fall. ‚Lewis proclaims Love for America' heißt die Schlagzeile der amerikanischen Presse ob dieses Interviews, und die ‚New York Evening Post' schreibt am 30. Dezember 1930: Ein ausländischer Interviewer und eine fremde Zuhörerschaft mußten Sinclair Lewis das Geständnis seiner Einstellung zu Amerika entlocken, die viele seiner besten Freunde und gründlichsten Leser erwartet hatten, doch nie beweisen konnten."

**Zeitungsleser.** Jawohl, wir haben auch gelesen, daß eine neue Zeitschrift mit dem verlockenden Titel „Der Staat seid Ihr" herauskommen soll. Der Kreis der Mitarbeiter geht von Sozialdemokraten bis zu Schlange-Schöningen. Auch der Präsident Otto Klepper fehlt nicht. Warum nennt man nicht das ganze Blatt gleich „Die Preußenkasse"? Im ersten Heft soll ein Aufsatz von Thomas Mann erscheinen: „Die Wiedergeburt der Anständigkeit". Merkwürdige Dinge sehen diese Dichter. Und übrigens wäre das ein ideales Thema für Heilmann.

**Republikanische Frau.** Nein, die berliner Firma Gustav Cords legt keinen Wert auf Ihre Kundschaft. Sie stiftet Preise für solche Leser nationalsozialistischer Zeitungen, die dem Blatt die meisten Abonnenten zuführen. Kaufen Sie Ihre Stoffe anderswo.

---

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 77 57 — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

---

# Groener oder Hitler? von Heinz Pol

Wegen des diesjährigen Wehretats wird es zu keiner Revolution kommen in Deutschland, kaum zu einer parlamentarischen Verschiebung. „Hier scheiden sich die Geister" — so überschreiben die Blätter der linken und rechten Oppositionellen ihre düstern Betrachtungen über das Schicksal der 700 Millionen Reichsmark. Aber die Erfahrung lehrt, daß es in Deutschland immer da zu einem Kompromiß kommt, wo sich die Geister wirklich scheiden müßten. Und wenn sie sich bei der zweiten Lesung geschieden haben, fünf Minuten vor der dritten hocken sie bestimmt wieder zusammen.

Es ist auch nicht anzunehmen, daß sich diesmal das Schicksal der Sozialdemokratie entscheiden werde. Das Schicksal der Sozialdemokratie ist entschieden seit dem August 1914, spätestens seit dem November 1918. Es ist gewiß in erster Linie der Sozialdemokratie zu verdanken, daß wir in einer Republik leben. Aber ebenso gewiß verdanken wir es der Sozialdemokratie, daß diese Republik so aussieht, daß nämlich der Inhalt zur Form ganz und gar nicht paßt. Zu diesem Inhalt, der die Form zu sprengen droht, gehört in erster Linie die Reichswehr.

Es gibt nichts Dümmeres als die immer wiederkehrende Behauptung, die „Linken" in Deutschland griffen nur deshalb die Reichswehr an, weil sie überzeugte Pazifisten, Kriegsdienstverweigerer und Söldlinge des Feindbundes seien. Pazifist kann man nicht sein, sondern nur werden: dann nämlich, wenn auf der Welt die wirtschaftlichen und sozialen Vorbedingungen für ein allgemeines friedliches Arbeiten gegeben sind. Um dieses höchsten Zieles willen wird noch viel Blut fließen.

Dieses Blut wird nicht nur fließen um der höhern Interessen der Konzerne willen im Kampf mit dem äußern Gegner, sondern es wird auch noch um derselben Interessen willen zahllose Tote geben bei der Bekämpfung des innern Feindes. Wer ist der innere Feind in Deutschland? Nun, sehr einfach: derjenige, gegen den die Reichswehr dereinst mit Maschinengewehren und Flammenwerfern marschieren wird. Leider liegen die Dinge so, daß die Reichswehr kein Instrument in der Hand der unveränderlichen zivilen Gewalten der Republik ist. Sie treibt nicht nur eine eigne Außenpolitik, was im Augenblick noch hingehen mag, sondern sie nimmt auch höchst aktiv an den innenpolitischen Vorgängen teil, mit allerdeutlichster Sympathie- und Antipathiebekundung gegenüber den Parteien und Gruppierungen. Das und nichts andres ist es, was die „Linken" in Deutschland mit Sorge erfüllt und weswegen sie das politische Walten der Reichswehr und die Kosten, die sie verschlingt, mit einem Mißtrauen betrachten, das jene immer wieder von neuem nährt.

Die Verhältnisse liegen diesmal besonders kurios. Vor allem ist die Reichswehr selbst in sich gespalten. Wenn wir

von der Reichswehr sprechen, so meinen wir immer nur das Offizierskorps. Der einzelne Soldat ist, trotz aller Gegenpropagandaversuche, auch heute noch nichts weiter als das blind ausführende Organ. Das Offizierskorps ist in den letzten zwei Jahren stark verjüngt worden, und es ist das Gegenteil eines Geheimnisses, daß viele jüngere Herren dieses Offizierskorps mehr oder minder offen mit dem Nationalsozialismus liebäugeln. Es bedurfte gar nicht des leipziger Prozesses, es bedurfte auch nicht der Veröffentlichung geheimer Groener-Befehle im ‚Völkischen Beobachter'. Wie weit die Dinge gediehen sind, beweist der letzte Erlaß des Reichswehrministers. Herr Groener ist Republikaner, gewiß, wer ist das heute nicht? Aber das Republikanertum des volksparteilichen Herrn Schmied-Düsseldorf, der ausgerechnet jetzt die „glühende nationale Leidenschaft" der Nazis im Reichstag pries, steht ihm zweifellos innerlich näher als etwa die Weltanschauung Brauns oder Severings. Und so wird es ihm sicherlich nicht leicht gefallen sein, sich offen gegen die Nationalsozialisten im eignen Lager wenden zu müssen. Wenn er es doch tat, so muß die Uhr fünf Minuten vor zwölf geschlagen haben. Die Personalpolitik des Reichswehrministeriums bleibt nach wie vor undurchsichtig. Die Frage, ob das gesamte Offizierskorps heute etwa eine Reichsexekution in Thüringen oder Braunschweig durchführen oder auch nur ohne Meuterei billigen würde, wird nicht einmal Herr von Hammerstein exakt beantworten können. Um ihn nicht in Verlegenheit zu bringen, fragt ihn ja auch keiner.

Was man ihn und Herrn Groener jedoch fragen könnte, ja fragen müßte, wäre dies: wird wirklich die Bekämpfung des Nationalsozialismus in den eignen Reihen mit jener Umsicht und Energie durchgeführt, wie es im letzten Erlaß verkündet steht. Da scheint es uns doch ausnahmsweise am rechten Elan zu fehlen. Wir leiden in Deutschland nicht nur an einem besonders schlecht funktionierenden politischen Gedächtnis, sondern wir verfügen auch über die Begabung, gewisse unangenehmen Dinge, wenn sie schon einmal ans Licht gezerrt worden sind, möglichst schnell wieder dorthin zu legen, wo sie herkamen. Entsinnt ihr euch noch des Falles Beelitz? Das ist jener Korvettenkapitän a. D., der als langjähriger Leiter der schiffstechnischen Abteilung im Reichswehrministerium Herrn Hitler seine Dienste anbot. Die Pressestelle des Reichswehrministeriums war in diesem Falle anerkennenswert gesprächig: nachdem einmal die Polizei das Bewerbungsschreiben gefunden hatte, ließ es sich die Pressestelle des Reichswehrministeriums nicht nehmen, dieses Schreiben im Wortlaut öffentlich bekanntzugeben. Gott, wie harmlos! Im übrigen, so hieß es, sei der Herr Beelitz zum 1. April gekündigt. Ein Tag herrschte Aufregung im Blätterwald, dann wurde es mucksmäuschenstill: die negativen Eigenschaften des Deutschen funktionieren mit seltener Exaktheit.

Nehmen wir an, ein leitender Angestellter der Firma Siemens schreibt der stärksten Konkurrenz, nämlich der AEG., einen Brief, in dem er ihr seine Dienste und seine Erfahrungen anbietet. Diesen Brief entdeckt Siemens. Herr Siemens wird

diesem leitenden Angestellten sofort und sehr energisch die Tür weisen, schon damit dieser auch nicht einen einzigen Tag länger mehr Gelegenheit hat, neue Erfahrungen zu sammeln, die er ja später doch nur der Konkurrenz mitteilt. Genau so liegt der Fall Beelitz, aber Herr Groener ist ein milder Chef. Herr Beelitz sitzt auch heute noch in seinem Bureau in der Bendler-Straße, und er wird bis zum 1. April dort sitzen bleiben. Ich will nicht behaupten, daß er es tut, aber es wäre doch immerhin möglich, daß ihm jetzt Tag für Tag junge nationalsozialistische Reichswehroffiziere Material zukommen lassen, das Herr Beelitz dann — nach seinem Ausscheiden natürlich, man ist ja so korrekt! — der Propaganda-Abteilung der NSDAP zur Weiterverarbeitung überreicht. Eins ist sicher, hätte Herr Beelitz sein Bewerbungsschreiben an Hermann Müller oder, verzeihen Sie das harte Wort: an Thälmann gerichtet, so säße er heute nicht nur auf der Straße, sondern wahrscheinlich schon in Untersuchungshaft.

Das ist nur einer von vielen Fällen, bei deren Betrachtung uns der Glaube an eine durchaus republiktreue, parteipolitisch in keiner Weise gebundene Reichswehr zu schwinden beginnt. Wir würden so gern ja sagen zu einer Truppe, die im gegebenen Augenblick nichts weiter täte, als die Aufgabe, die ihr die Zivilgewalt stellt, zu erfüllen und dann wieder Gewehr bei Fuß zu stehen. Leider können wir nicht ja sagen. Die Voraussetzungen sind nicht gegeben. Man lese beispielsweise nach, wie Clemenceau als Ministerpräsident während des Krieges mit der politisierenden Generalität umgesprungen ist! Noch ein kleines Beispiel dafür, daß unser Mißtrauen größer ist denn je:

Das Liebeswerben der Fascisten um die Gunst der Armee hat derartig aggressive Formen angenommen, daß heute selbst die winzigsten nationalsozialistischen Provinzzeitungen eine besondere Wehrbeilage besitzen, in der nicht nur ehemalige Reichswehroffiziere ihre durchaus eindeutigen Ansichten zu vertreten pflegen, sondern in der auch Leute zu Worte kommen, die ihren Namen vorläufig hinter drei Sternchen verstecken. Am ungeniertesten tobt sich natürlich die Wehrbeilage des ‚Angriffs' aus. Hat Herr Groener vielleicht dort den Aufsatz des Grafen von der Goltz gelesen? Der Titel lautete „Minister Groeners falsche Front". Dieser Artikel enthält eine Reihe ebenso entzückender wie merkwürdiger Offenherzigkeiten, und wenn ich der Herausgeber des ‚Figaro' wäre, so würde ich diesen Artikel im Wortlaut auf der ersten Seite nachdrucken. So schreibt Goltz an einer Stelle: „Man wird einwenden, daß gar nichts andres übrigbliebe, weil ja die Reichswehr auf die Verfassung vereidigt sei. Gewiß, aber nicht auf die jetzige Regierung." Und ein paar Zeilen weiter heißt es: „Doktor Groener begründet seinen Erlaß mit der unerwiesenen Behauptung, die NSDAP treibe zum Bürgerkrieg, also müsse die Reichswehr den jetzigen Staat retten. Ich glaube, daß der zum Bürgerkrieg treibt, der ein von allen Seiten als unhaltbar anerkanntes Staatssystem bedingungslos erhalten will, anstatt es grundlegend zu erneuern." Hätte Herr von der Goltz das Pech, diese seine Ansicht nicht im ‚Angriff', sondern in der ‚Roten Fahne' vertreten zu haben, so wäre er wohl

heute schon vom Vierten Strafsenat des Reichsgerichts wegen Vorbereitung zum Hochverrat für zwei Jahre auf Festung geschickt worden. Aber die interessanteste Stelle des Artikels lautet folgendermaßen: „Die NSDAP ist die einzige Partei, die auf ihrem Parteitage einen großzügigen Wehrvortrag halten ließ, dessen Grundgedanke aus dem Reichswehrministerium stammt. Die ‚Grundlagen einer deutschen Wehrpolitik' von Oberst a. D. Hierl, ehemaligem geschätzten Referenten im Reichswehrministerium, sollten dem Reichswehrministerium willkommen sein."

Es ist ziemlich klar, nicht wahr, was Herr von der Goltz hier behauptet? Und man sollte annehmen, daß eine solche Behauptung den Reichswehrminister schleunigst zu einer Erklärung veranlaßt. Nun, man sollte gar nichts annehmen, vielmehr feststellen, daß auch in diesem Falle wieder einmal nichts geschehen ist. Wo soll dann das Vertrauen dafür herkommen, daß die verantwortlichen Stellen des Reichswehrministeriums mit aller Energie den Zersetzungsbestrebungen der Fascisten entgegenarbeiten?

Das sind so einige kleine Nebengedanken zum Wehretat. Er wird auch diesmal durchkommen. Mit Ach und Krach freilich und vielen geballten Fäusten. Sie werden sich aber nur in der Hosentasche ballen. Und auch diese Geste ist genau so zwangsläufig wie das immer intimer werdende Kokettieren der jüngern Offiziersgruppen mit dem Herrn des „braunen Hauses" in der Brienner Straße von München.

---

## Der Richter unterm Hakenkreuz von Hans Hyan

Der Fall des braunschweigischen Ministerpräsidenten Frantzen, der, ehemals preußischer Landrichter in Kiel, bei den Krawallen der Hakenkreuzler in der Leipziger Straße mit seiner Autorität als Abgeordneter einen Ruhestörer deckte und durch falsche Angaben vor der Verhaftung schützen wollte, gibt den unmittelbaren Anlaß zu dieser Betrachtung. Ich will zeigen, daß der Nationalist Frantzen keine Einzelerscheinung unter den deutschen Richtern ist, sondern daß er einen heute bereits in erheblicher Stärke vorhandenen Typ darstellt. Ich will aber weiter beweisen, daß an der Verbreitung derartiger das Ansehen der Justiz schwer schädigender Gerichtspersonen die Justizverwaltung selber und ihre höchsten Organe einen Teil Schuld tragen.

Am 26. August 1921 wurde bei Griesbach im Renschtal der Reichstagsabgeordnete Matthias Erzberger durch eine große Anzahl Pistolenschüsse getötet und sein Begleiter schwer verwundet. Die Mörder waren der Kaufmann Heinrich Schulz aus Saalfeld und der Oberleutnant zur See außer Dienst Heinrich Tillessen aus Köln-Lindenthal. Beide waren flüchtig und sind nie ergriffen worden, da sowohl Privatleute wie Behörden ihnen zweifellos davongeholfen haben. Verhandelt werden konnte am 11. Mai 1922 von dem Landgericht Offenburg nur gegen den Kapitänleutnant Manfred von Killinger, der der Bei-

hilfe zum Mord und der Begünstigung der Mörder angeklagt war. Die Untersuchung wurde von badischen Kriminalbeamten geführt. Diese fanden in Oppenau in dem bei dem Gasthaus „Zum Hirschen" vorbeifließenden Bach Papierschnitzel, die die Täterschaft der Schulz und Tillessen einwandfrei nachwiesen. Und zwar zu einer Zeit, in der sich die beiden Mörder noch in ziemlicher Nähe befunden haben müssen. Infolge irgendwelcher Einwirkungen sind die badischen Beamten zurückgepfiffen worden, und die Mörder konnten entfliehen. Der damalige Regierungsrat Doktor Hagemann, von der berliner Kriminalpolizei, hat selbst bekundet, daß, trotz seines strengen Befehls, die Papierschnitzelfunde geheim zu halten, diese dennoch sofort der breitesten Öffentlichkeit bekanntgegeben worden sind. Im Prozeß selbst sagte der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor Doktor Großelfinger: „Wir alle, die wir im öffentlichen Leben stehen, haben uns bei Erzbergers Tod Gedanken darüber gemacht, ob dieser dem öffentlichen Wohl günstig oder ungünstig ist. Solche Gedanken müssen jetzt unbedingt weit hinter uns bleiben." Kann bei einer solchen Einleitung seitens des verhandlungsführenden Richters ein Zweifel darüber entstehen, wie der Prozeß enden wird?

Elf Tage nach dem Freispruch von Killingers fuhren sechs Mordbuben quer vor das Auto des Ministers Rathenau und durchlöcherten ihn mit Kugeln aus einer Maschinenpistole.

Dem Mordprozeß Rathenau habe ich von Anfang bis Ende beigewohnt. Ich kann da aus eigner Anschauung sprechen. Schon in Berlin im Gefängnis war dadurch, daß man die Gefangenen nebeneinanderlegte der breiteste Spielraum zu einer gegenseitigen Verständigung gegeben. Ihre Verwandten und Anhänger durften ihnen, was immer sie wollten, in die Zelle bringen. Aber das war noch gar nichts gegen die „Loyalität", die der Staatsgerichtshof in Leipzig bei der Prozeßführung gegen die Hochverräter bekundete. Dreizehn O.C.-Leute standen vor den Schranken. Man hatte sie rechts und links vom Richtertisch auf zwei lange Bänke verteilt. Aber vor der Verhandlung, in den Pausen und auch nachher noch waren sämtliche Angeklagten in einem andern Saal vereinigt und konnten sich frei und unbehindert bewegen und weiter gegen das Gericht verschwören. Ja, einer von den Geschworenen, ein Hysteriker mit weißer, flatternder Mähne, war dauernd als Verbindungsmann zwischen der Geschworenenbank und den Angeklagten tätig. Vornan im Zuschauerraum saßen sämtliche O.C.-Führer und hielten die zum Teil recht labilen Angeklagten unter dem Bann ihrer Blicke. Wie locker und wenig gewissenhaft die Beaufsichtigung dieser wegen Meuchelmordes angeklagten Gefangenen war, das illustriert am besten jener Versuch, den Angeklagten Günther während der Verhandlung durch vergiftete Pralinés zu beseitigen. Mir gelang es nun durch einen der nicht in Haft befindlichen Angeklagten, der neben Günther Platz nahm, so auf diesen einzuwirken, daß er sich gegen Schluß der Verhandlung erhob und seine Bereitwilligkeit kundgab, das große Rätsel zu lösen, nämlich die Namen der Geldgeber und Hintermänner der O.C. öffentlich zu nennen. Aber der Verhandlungsleiter, Herr Hagens, lehnte

diese Namensnennung ab mit der Begründung, er könne sich mit der Bloßstellung von Personen, die sich hier nicht verteidigen könnten, nicht einverstanden erklären...

Derselbe Herr war es auch, der dem Hauptangeklagten Ernst Werner Techow, dem Lenker des Mordwagens, immer und immer wieder die Frage vorlegte, ob er vielleicht unter plötzlichem Ausschluß der freien Willensbestimmung gehandelt habe. Ernst Werner Techow wehrte sich eine Zeit lang gegen die Zumutung, bei der Tat nicht voll zurechnungsfähig gewesen zu sein. Schließlich aber gab er nach. Er, der zweifellos nach dem geltenden Gesetz der Todesstrafe verfallen wäre, wurde nur wegen Beihilfe mit fünfzehn Jahren, sein Bruder Hans Gerd Techow, ein offenbarer Psychopath, zu vier Jahren, Günther zu acht Jahren, Niedrig und von Salomon zu je fünf Jahren Zuchthaus und die übrigen zu Gefängnisstrafen verurteilt... Ich bin der Letzte, der dem Gericht einen Vorwurf macht, wenn es junge, irregeleitete Menschen nicht zu den höchsten Strafen verurteilt. Aber die Haltung der Polizei- und Gerichtsbehörden während des ganzen Verfahrens zeigt deutlich, welch starke Sympathien im Richtertum für die nationalistischen Verschwörer vorhanden waren.

Am 3. Juni 1922 lauerten zwei gedungene Mörder, Ankermann und Weichhardt, Maximilian Harden in der Nacht vor seiner im Grunewald gelegenen Wohnung auf. Weichhardt, ein minderwertiger Mensch und halber Albino, der eben erst wegen angeblich fahrlässiger Tötung bestraft und bedingt begnadigt worden war, stand bei der Tat Schmiere. Ankermann, ehemaliger Oberleutnant, Führer der „Oldenburger Jungmannen", war der eigentliche Täter. Er schlug mit einem aus Eisen und Blei hergestellten Totschläger auf Harden ein, der, aus zehn Wunden blutend, scheinbar tot zusammenbrach. Dieser Ankermann hatte seit dem Kriege von Zechprellerei, Schiebung und Ludengeld gelebt. Das hinderte ihn nicht, als Jugendbildner in Oldenburg aufzutreten. Der Buchhändler Grenz, schon äußerlich als Hysteriker kennbar, war der Mittelsmann der auch in diesem Fall tätigen O.C. Es sind mehrere tausend Goldmark von den Hintermännern über Grenz an die beiden Mörder gezahlt worden. Die am 12. Dezember 1922 von dem Landgerichtsdirektor Doktor Rippner geführte Verhandlung hatte zum Resultat, daß von den Geschworenen die Frage nach Mord, Mordversuch oder Anstiftung zum Mord verneint und nur die Frage nach Beihilfe zu schwerer Körperverletzung bejaht wurde. Grenz wurde zu vier Jahren, neun Monaten, Weichhardt zu drei Jahren, neun Monaten Gefängnis verurteilt. Eine mildere Beurteilung dieser gemeinen, gegen bares Geld geleisteten Bravotat war nicht möglich. Grenz durfte ungerügt den Geschworenen zurufen: „Sie wissen, was Sie dem deutschen Volke schulden!"

Der münchner Student Bauer, der den Plan gefaßt hatte, Scheidemann zu ermorden, wurde zwar von der Polizei festgenommen, aber man ließ ihn frei, da die Mordabsicht ja nur einen von den sogenannten Novemberverbrechern betraf. Auch niemand von seinen Freunden, die ihm bei dem Morde helfen

wollten, wurde behelligt. Aber diese Bundesgenossen, hauptsächlich Mitglieder des Bunds „Treu-Oberland" in Bayern, haben Bauer, der ein mauvais sujet ersten Ranges war, nachher selbst ermordet. Es folgte 1923 das Blausäure-Attentat auf Scheidemann, über das Justizrat Werthauer eine aktenmäßige Darstellung veröffentlichte... Der Täter, ein gewisser Hustert, ist nach eingehenden Ermittlungen auch wieder ein Emissär der berüchtigten Organisation Consul gewesen. Mit ihm zugleich ein Mann namens Oehlschläger. Beide waren schon in das Geheimbündelei-Verfahren in Sachen Erzberger verwickelt. Der Name Karl Tillessen spielt in diese Affäre hinein, auch der eines gewissen Günther, der flüchtig wurde. Vor Gericht erklärte Oehlschläger: „Gott selbst hat mir die Waffe in die Hand gedrückt." In diesem Falle gab es einmal keinen Richter, der zurückgewichen wäre. Der Senatspräsident Doktor Schmidt, Vorsitzender des Staatsgerichtshofs zum Schutze der Republik, verkündete das Urteil, nach dem jeder der beiden Angeklagten zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Wären die frühern sowie die noch folgenden nationalistischen Übeltäter zu ähnlichen Strafen verurteilt worden, so brauchten wir uns heute nicht von den Rittern vom Hakenkreuz vor der ganzen Welt blamieren zu lassen.

Ein Mittelsmann der Bünde war Doktor Gottlieb Grandel, der in völkischen Kreisen als wissenschaftliche Leuchte galt. Damals konkurrierte die Hitler-Bewegung mit dem schon vor dem Kriege für Deutschland so verderblichen „Alldeutschen Verband". Der Führer der Alldeutschen war Justizrat Claß, der in seinen Kreisen den Spitznamen „die lange Leiche" führte. Es scheint, daß dieser außerordentlich gefährliche Mann damals sogar die Rolle eines Diktators anstrebte, daß er den General von Seeckt bewegen wollte, im Falle eines Putsches die Reichswehr Gewehr bei Fuß stehen zu lassen. Die Antwort Seeckts: „Ich schieße (im Putschfalle) bis zur letzten Patrone!", wäre um ein Haar sein Todesurteil geworden. Der Generaloberst hatte die Gepflogenheit, vormittags im Tattersall eine Stunde zu reiten. Bei einen Ritt sollte er beseitigt werden, indem der Meuchelmörder, dicht hinter ihm reitend, ihm eine Kugel zwischen die Rippen jagen sollte. Doktor Grandel, offenbar der Mittelsmann, hat vor dem Untersuchungsrichter gestanden: Justizrat Claß habe ihn zur Ermordung Seeckts aufgefordert; diese sei zur Erneuerung Deutschlands nötig. Dieses Geständnis hat Doktor Grandel später widerrufen. Tatsache ist, daß er sich mit einem gewissen Thormann, einem ausgesprochenen Gewalttäter, in Verbindung setzte, und daß dieser Thormann Herrn von Seeckt im Tattersall am Morgen des 15. Januar 1924 abschießen sollte. Nun spielen noch andre, ebenso düstere Ehrenmänner in diese Sache hinein. Da ist einmal ein Herr von Tettenborn, der in einer Art Spitzelrolle auftritt, dann ein gewisser Gilbert, ferner der Student Köppke. Genug, an dem Tage, wo Thormann schießen sollte, wurde er auf Anordnung des Reichskommissars für die öffentliche Ordnung im Café Josty am Potsdamer Platz verhaftet. In der Verhandlung drapiert sich der alldeutsche Justizrat mit der Toga des wahren Vaterlandsfreundes, der für solch greuliche Tat

nie und nimmer zu haben sei. Aber es sind da Briefe von Herrn Claß gefunden worden, die auch zu einem Verfahren geführt haben. Doch hat man dieses Verfahren fallen lassen. Warum? ... Das Gericht brachte auch nicht die Energie auf, diese jedenfalls schwer kompromittierenden Briefe verlesen zu lassen. Nur ein Brief an den Kapp-Finanzminister Bang wird gezeigt, und in dem heißt es: „Die friedliche Überleitung muß unter allen Umständen verhindert werden! Wir wollen den Schweinehunden energisch zu Leibe gehen ..." Soweit Herr Claß. Auch hat an ihn kurz nach der Verhaftung Grandels ein Rechtsanwalt aus Augsburg geschrieben, und Herr Claß hat geantwortet: „Stehe Dienstag zur Verfügung, Finanzrat unterwegs ..." Aber Herr Claß hat die Tasche voller Erklärungen, und das Gericht gibt sich mit diesen Erklärungen zufrieden. Zwar sagt Generalstaatsanwalt Lindow: „Ganz gereinigt von allem Verdacht ist Herr Claß nicht, und ich bitte, ihn nicht zu vereidigen." Das Gericht ist andrer Meinung, es vereidigt Herrn Claß. Der Strafantrag lautet gegen Thormann und Grandel auf je drei Jahre Zuchthaus. Das Gericht spricht diese beiden merkwürdigen Gentlemen frei, gibt in der Begründung Herrn Claß eine Ehrenerklärung, nimmt keine Verabredung zum Mord an, es handle sich hier vielmehr um eine Spitzelei und nur um „einen Versuch zum Versuch eines Verbrechens". Für das Urteil verantwortlich zeichnet der Landgerichtsdirektor Doktor Tolck.

Mit dieser Tat schließen die sogenannten großen Attentate. Nun beginnt die Tätigkeit der Schwarzen Reichswehr. Herr Oberleutnant Schulz gibt seine Kommandos, und ein armer Landsknecht nach dem andern wird zu Tode befördert. Solche Schändlichkeiten geschahen in Menge und sind wohl, vom Racheschwur der Feme erstickt, zum großen Teil nicht aufgedeckt worden. Aber nun ist eine neue Zeit angebrochen. Jetzt sehen wir jeden Tag Richter im Amte, die durch ihre nationalistische Haltung das Ansehen der deutschen Justiz nicht allein schädigen sondern mit der Zeit vernichten müssen. Der völkische Stadtverordnete Dietz erschießt seinen Schwager im Streit. Vor Gericht stellt er die Tat als Notwehr hin. Der Staatsanwalt beantragt nach einer umfangreichen, für Dietz total ungünstigen Beweisaufnahme eine Zuchthausstrafe von acht Jahren wegen Totschlags und Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte: das Gericht erkennt auf zwei Jahre Gefängnis wegen Notwehr. Der von mir im Vorigen genügend gekennzeichnete Scheidemann-Attentäter Hustert verbüßte seine zehnjährige Zuchthausstrafe in Lichtenburg. Dort amtiert der Strafanstaltsdirektor Nikolai, und dieser sagt zu dem Gefängnisgeistlichen: das Hauptverbrechen des Hustert sei in seinen Augen, daß er Scheidemann nicht wirklich umgebracht habe. Hustert wird nach dem Zeugnis des Pfarrers von dem Direktor in jeder Weise verwöhnt und als politischer Gesinnungsgenosse begünstigt. Pfarrer Zumt wird disziplinarisch angeklagt und freigesprochen. Der Direktor war also wirklich der Freund eines Meuchelmörders ... Der Amtsrichter Springer verhandelt gegen den „nationalen" Landwirt Schwarzlose, der eine sozialdemokratische Verhandlung durch unablässiges

Klavierspiel und Gebrüll seiner Gesinnungsgenossen störte. Der Richter Springer spricht Schwarzlose von der Anklage des Hausfriedensbruchs frei, denn man könne in einer Kneipe niemandem das Klavierspiel verbieten... Der Stahlhelmmann Christian Vobis schießt ohne jeden Grund einen Arbeiter durch den Kopf. Er ist schon einmal zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt worden, weil er bei einer Schlägerei beteiligt war, wo — vielleicht von ihm — der Reichsbannermann Erdmann erstochen wurde. Schon der Staatsanwalt fand mildernde Umstände für den Angeklagten. Er sei durch seine Organisation maßlos verhetzt worden und man müsse ihm auch seine politische Überzeugung zugute halten. Das Gericht verurteilte ihn mit derselben Begründung zu drei Jahren Gefängnis. Die magdeburger Haas-Kölling-Angelegenheit hat das Land lange Zeit in Erregung gehalten. Herr Kölling ist heute wieder amtierender Richter, trotzdem er durch eine Gottlob seltene Verbohrtheit um ein Haar einen gänzlich Unschuldigen ans Messer gebracht und den in Haft sitzenden Mörder losgelassen hätte ... Herr Fahrenhorst, deutsch-völkischer Landtagsabgeordneter, findet den schönen Reim: Deutschland kann nur gesunden, wenn Braun und Severing den Weg zum Galgen gefunden; in einer Versammlung (1927) nennt er die beiden Minister Obergenossen und Verbrecher von 1918, und in einer andern Versammlung schreit er in die Menge: Der Verbrecher Severing und der Verbrecher-Präsident Braun, und fügt hinzu: „Notiert nur, ihr Spitzel, ich sage: Der Verbrecher Severing und der Verbrecher-Präsident Braun." Herr Fahrenhorst war schon zweimal wegen ähnlicher Bübereien angeklagt, aber beide Male amnestiert worden. Nun wurde er zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Aber er legte Berufung ein, und unter Vorsitz des Landgerichtsrats Passauer kam das Gericht zu einer völlig andern Bewertung: drei Monate mit Bewährungsfrist bis 1930 und eine Buße von dreitausend Mark. Man müsse doch der Ausdrucksweise dieser völkischen Leute Verständnis entgegenbringen.

Solche für die Republik einfach entwürdigenden Prozeßausgänge sind mit der Zeit derartig häufig geworden, daß man sich beinahe schon nicht mehr über sie wundert. Hin und wieder kommen aber so eklatante Fälle vor, daß man sie einfach nicht ungerügt hingehen lassen darf. Da haben in Zeitz vier Nationalsozialisten, drei Gebrüder Scharr und deren Vater, einen Kaufmann namens Preußler überfallen, haben ihn als Lude und seine Braut als Judenhure beschimpft, sind dann über den jungen Menschen hergefallen und haben ihm mit Eichenknüppeln den Schädel eingeschlagen, so daß er nur durch einen glücklichen Zufall am Leben geblieben ist. Dafür bekamen die Scharrs Strafbefehle über je zwanzig Mark! Das wollen sie nicht zahlen und müssen nun vor den Einzelrichter. Der redet ihnen gut zu; da sie aber hartnäckig bleiben, verurteilt er sie zu der Mindeststrafe für Raufhandel, zu einem Monat Gefängnis. Den Vater spricht er frei. Die Scharrs legen wieder Berufung ein, die Sache kommt vor das große Schöffengericht. Dort wird Walter Scharr zu acht, Willi zu fünf und Kurt zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Jetzt

legt die Staatsanwaltschaft Berufung ein, ebenso die Scharrs. Vor der großen Strafkammer in Naumburg beantragt der Staatsanwalt Hoffmeister wegen dieser mit voller Überlegung und ohne jede Not ausgeführten fürchterlichen Mißhandlung für Walter und Willi Scharr je ein Jahr drei Monate und für Karl Scharr sechs Monate Gefängnis. Das Gericht, unter Vorsitz des Landgerichtsdirektors Hoepfner, erkennt: Man könne dem Walter Scharr mildernde Umstände nicht versagen, für ihn scheine eine Strafe von acht Monaten angemessen. Bei den beiden andern Brüdern habe das Gericht anerkannt, daß sie aus Familiensinn gehandelt hätten und deswegen sei Kurt Scharr zu der gesetzlichen Mindeststrafe von einem Monat, Willi Scharr zu drei Monaten verurteilt worden, ein Jahr weniger als der Staatsanwalt beantragt hatte. Außerdem findet sich im Urteil der Satz, daß auch Preußler, das Opfer, wegen Raufhandels bestraft werden müsse, weil er nicht ohne eigne Schuld in diese Schlägerei verwickelt worden sei.

Wen wundert es da noch, daß der nationalsozialistische Studienrat Löpelmann, der den Minister Grzesinski öffentlich einen „Judenbastard" und „lächerlichen Bonzen" genannt hatte, in zweiter Instanz freigesprochen wird, und zwar von der vierten großen Strafkammer des Landgerichts II. Berlin, deren Vorsitzender, Landgerichtsdirektor Walter, sich aber entschieden gegen die Verantwortung für das Urteil gewehrt hat — ein Urteil, das nur noch als Rechtsverweigerung eines parteiisch denkenden Gerichts bezeichnet werden kann. Aber selbst solche Ungeheuerlichkeit verschwindet neben dieser Tatsache: in Frankfurt am Main nahm der Landgerichtsrat Krebs als Beisitzer und Berichterstatter an der Prozeßverhandlung gegen vier nationalsozialistische Rowdies teil, die einen kommunistischen Arbeiter niedergeschossen hatten. Vorher trat Krebs als Redner in einer Nazi-Versammlung auf, und zwar unter dem „Saalschutz" eines dieser „Helden", der am Morgen des Versammlungstages wegen des Überfalls auf den Arbeiter Langdorf zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden war. Der Justizminister fragte nun höflich bei Herrn Krebs an. Der erklärte: er gehöre seit längerer Zeit der N.S.D.A.-Partei nicht mehr an. Diese Erklärung wurde publik am 30. Januar. Am 23. Januar führte Herr Krebs noch den Vorsitz bei der ebenerwähnten Nazi-Kundgebung. Von allen Säulen Frankfurts lachte der Name des preußischen Richters Krebs herab.

Was sagen Sie dazu, Herr Kammergerichtspräsident Tigges, als höchster Richter in Preußen?

---

# Menschewiken von Carl v. Ossietzky

Die moskauer Götter dürsten wieder. Diesmal sind es nicht Ingenieure und gelehrte Techniker, die Staatsanwalt Krylenko zusammengetrieben und unter Anklage gestellt hat, sondern Intellektuelle, die der alten Menschewikenpartei angehören, seit Jahren aber ihren Frieden mit den neuen Herren gemacht haben und bei ihnen in Lohn und Brot stehen. Das erste Opfer des Verfahrens ist Rjasanow vom Marx-Engels-Institut, ein sozialistischer Forscher von internationalem An-

sehen. Er ist abgesägt worden, weil unter ihm Rubin arbeitete, der jetzt auf der Anklagebank sitzt, gleichfalls ein berühmter Theoretiker. Parteigänger und Freunde des russischen Kommunismus sind es, die über Krylenko den Kopf schütteln. Sie kennen die Angeklagten und wissen, daß sie nicht zum konspirativen Typus gehören und daß sie für Sabotage oder gar für interventionistische Pläne nicht zu haben sind, auch wenn sie den gegenwärtigen Kurs Stalins ablehnen. Kenner halten also die Schuld der Angeklagten mindestens für psychologisch unmöglich. Hinzukommt noch, daß Abramowitsch triftig nachgewiesen hat, er könne zu dem von Krylenko behaupteten Zeitpunkt gar nicht in Rußland gewesen sein. Die Grundlagen dieses Prozesses sind schwach, seine Motive ganz nebelhaft. Klar ist nur der Ausgang. (Wer sich über die Anklage genau informieren will: die ‚Moskauer Rundschau' Nr. 10 enthält das ziemlich vollständige Dokument Krylenkos.)

Dennoch bringen die deutschen Blätter nicht die gleiche schön flammende Entrüstung wie beim Ramsinprozeß auf. Denn augenblicklich will grade eine deutsche Industriedelegation in Moskau Geschäfte machen, und da kommt es eben auf ein bißchen Terror nicht an. Man kann sich noch immer entrüsten, wenn aus der finanziellen Ausbeute des freundnachbarlichen Besuchs nichts werden sollte. Das Ressort Entrüstung bleibt also der Sozialdemokratie überlassen, und sie tut, was sie kann. So wenig anheimelnd die Art der Herren im Kreml, mit wirklichen und eingebildeten Gegnern umzuspringen, auch sein mag, so muß doch gesagt werden, daß die Zweite Internationale, und die deutsche Sozialdemokratie besonders, an den tiefern Ursachen dieses Prozesses nicht unbeteiligt ist, wenn auch in andrer Weise als Krylenko annimmt. Sie hat allzuviel getan, Moskaus Nervosität zu nähren. Es ist ein grundsätzlicher Fehler der Sozialdemokratie, in russischen Fragen ausschließlich Männer der Emigration herauszustellen und sich deren Anschauungen unbesehen zu eigen zu machen. Die Sozialdemokratie braucht und soll ihre alten Freunde nicht aufgeben, aber sie dürfte deren Bild von Rußland, das naturgemäß von schweren Ressentiments getrübt ist, nicht ungeprüft akzeptieren. Es ist doch ein ganz unmöglicher Zustand, daß über wichtige russische Dinge ein Mann wie Alexander Kerenski in sozialistischen Blättern leitartikeln darf. Denn mögen diese russischen sozialistischen Politiker auch sehr achtenswerte Personen sein und ihr Bestes getan haben, ihre Namen sind jedenfalls mit einer welthistorischen Niederlage verknüpft, die nicht dadurch wettgemacht werden kann, daß sie immer wieder erklären, sie wären bessere Menschen als die Bolschewiken und Lenin hätte sich überall geirrt. Selbst die deutschen Monarchisten vermeiden es heute sorgfältig, Wilhelm II. an ihren Flaggenmast zu nageln, nur die Sozialdemokratie schreckt nicht zurück, sich mit dem Kadaver der Emigration zu verbünden. Diese Allianz hat ihr jeden eignen Blick für Rußland genommen, sie sieht nur mit den Gläsern Kerenskis, Tschernows oder Dans. Damit humpelt sie weit hinter der bürgerlichen Welt her, die es gut versteht, ihre antibolschewistischen Komitees zum Schweigen zu bringen, wenn ernste Interessen auf dem Spiel stehen. Sowjetruß-

land ist eine lebendige Tatsache, deren Einzelheiten man sehr verschieden, sehr kritisch, sehr skeptisch beurteilen kann, aber die Tatsache als solche läßt sich nicht bestreiten. Gegen diese Tatsache aber stemmt sich die Sozialdemokratie mit Leibeskräften. Seit vielen Jahren war in ihrer Presse keine objektive Darstellung russischer Verhältnisse zu finden, dagegen jede und auch die dümmste Falschmeldung groß aufgemacht, und ihre menschewikischen Sachverständigen haben dazu die Kommentare geschrieben. Es wird Zeit, deren Einfluß abzubauen, denn von allem politischen Schaden abgesehen haben sie sich immer als herzlich schlechte Propheten erwiesen. Eine große Partei kann sich nicht dauernd von Politikern beraten lassen, die so gründlich durchgefallen sind, als sie selbst dran waren zu handeln. Und eine große Partei kann erst recht nicht für die wichtigste Frage der Gegenwart die gewollte Blindheit zum alleinigen Prinzip erheben. Die kapitalistische Presse aller Länder rechnet bereits mit dem Gelingen des Fünfjahresplans. Nur die Leser sozialistischer Blätter bekommen noch ein Bild Rußlands vorgesetzt, das etwa dem Zustand von 1920 entspricht. Einmal wird die Wahrheit doch gesagt werden müssen, und dann wirds schwerer sein als jetzt.

---

## Rußland von Theobald Tiger

*1919*

Es brodelt, es brabbelt, es raunt in der Welt:
Rußland! Rußland!
Sie morden! Sie plündern! sie rauben das Geld!
Rußland! Rußland!
Wie sie die Fürsten durch Gossen schleifen —
das wird auf den Nachbarn übergreifen!
Sie arbeiten nicht! Alles bleibt stehn!
Das Chaos! So kann das nicht weitergehn...!
Sperrt die Grenzen ab! Der Prolet wird begehrlich!
Rußland —
Rußland ist gefährlich.

*1931*

Es brodelt, es brabbelt, es raunt in der Welt:
Rußland? Rußland?
Der Fünfjahresplan glückt! Das System, es hält!
Rußland? Rußland?
Wie sie arbeiten! Wie ihre Pläne reifen!
Das kann auf den Nachbarn übergreifen!
Es geht ihnen besser... Was wird da geschehn?
Wenn sie exportieren? Das kann nicht gehn.
Nieder mit Rußland! Die Kerls sind nicht ehrlich!
Rußland —
Rußland ist gefährlich.

*

Sie toben, vom wilden Affen gebissen.
Rußland ist ihr schlechtes Gewissen.
Propaganda glüht.
Und sogar den Papst haben sie bemüht.
Ist etwas auf Erden schief und krumm,
dann riecht es bestimmt nach Petroleum.

# Der Krieg im Aether von Wolf Zucker

Wer vor sechs oder sieben Jahren die enthusiastischen Zukunftsverheißungen las, mit denen die Presse und eine riesige Flut populärtechnischer Schriften die Einführung des Rundfunkbetriebs in Europa feierten, der mußte glauben, daß das Himmelreich auf Erden nicht mehr fern sein könne. Was wurde nicht alles versprochen: ganz Europa, nein, die ganze Erde ins Wohnzimmer geliefert, und Belehrung oder Unterhaltung in jeder beliebigen Sprache zu allen Tagesstunden. Gar nicht zu reden von den Nebenwirkungen: Völkerverständigung durch den Rundfunk, Kulturaustausch hin- und herüber, die Wellenskala war gradezu die bequeme Treppe im Paradies. Nun, es ist etwas anders geworden; unter Hintansetzung aller inhaltlichen Interessen und Rücksichten hat die Technik einen dicken Strich durch alle jene schönen Träume gezogen, und dem Ziel eines internationalen Rundfunks, einer drahtlosen Verständigung auf unserm zerrissenen Kontinent sind wir heute ferner als zu Beginn. Und zwar nicht etwa, weil die Technik zurückgeblieben wäre, weil sie ihr Programm nicht erfüllt hätte — im Gegenteil, sie hat es zu gut erfüllt und damit einen Zustand geschaffen, der den ganzen Rundfunkbetrieb in Europa heute durchaus in Frage stellt.

Die Grundschwierigkeit ist eine maßlose Überfüllung des Wellenreichs, das den europäischen Rundfunksendern insgesamt zur Verfügung steht. Die zirka 130 Sendestationen verteilen sich auf die Wellen von 200 bis 2000 Meter, wobei aus technischen Gründen der Wellenabstand zwischen je zwei Sendern im Bereich bis 300 Metern etwa 2 Meter, im besonders günstigen Bereich zwischen 300 und 450 Meter etwa 4 Meter und darüber hinaus bis zu 50 Meter betragen muß. Durch ein besonderes internationales Abkommen ist die Zuteilung der zur Verfügung stehenden Wellen an die einzelnen Länder geregelt. Man wußte ja vom Kriege her, wie zwei auf gleicher Welle arbeitende Sendestationen sich bis zur Unhörbarkeit überlagern konnten. Aber diese Erfahrung ist heute schließlich wenigstens um 12 Jahre veraltet, und eine Konvention, die nur ihr Rechnung trug, war von vornherein zur Wirkungslosigkeit verurteilt. Denn unberücksichtigt blieben die Sendeenergien. Und so hat sich im letzten Jahre der Zustand ergeben, daß fast alle Rundfunkländer ihre Sendestärken unendlich vervielfacht haben.

Es hatten sich beim Ausbau der Rundfunktechnik nämlich einige Schwierigkeiten ergeben, die man bis heute noch nicht restlos ergründet, geschweige denn beseitigt hat. Da ist vor allem das sogenannte „Fading", ein plötzliches Schwinden, eine Abschwächung der auffangbaren Energie, wofür es noch keine zureichende Erklärung gibt. Der Ton im Empfänger wird plötzlich leiser, verschwindet fast völlig, um dann nach einiger Zeit erst wiederzukehren und die alte Stärke zu erreichen. Es ist verständlich, daß man am vorteilhaftesten mit einem Energieüberschuß sendet, um selbst bei einer starken Herabminderung der aufnehmbaren Energie die Hörbarkeit noch zu gewährleisten. Wurde im Anfang des Rundfunks mit

Energien von selten mehr als 2 bis 3 Kilowatt gearbeitet, während es heute Sender mit bis zu 150 Kilowatt gibt, so läßt sich erkennen, mit welchen Überschüssen man heute rechnet.

Aber die Empfangsverhältnisse sind durch den Übergang zu höhern Energien nicht besser sondern hundertmal schlechter geworden. Die stärkern Sender sind zwar auf sehr viel weitere Entfernungen zu hören, aber da jeder Sender oberhalb und unterhalb seiner eigentlichen Welle mit manchmal ganz erheblich breiten Seitenbändern arbeitet, haben die gegenseitigen Überlagerungen so zugenommen, daß in dem mittlern bevorzugten Wellenbereich kaum eine Sendestation mit Sicherheit rein zu empfangen ist. So ist es im berliner Stadtbezirk etwa höchst schwierig, fremde Stationen über 800 Meter zu empfangen, weil der noch nicht einmal übermäßig starke königswusterhausener Deutschlandsender alles überschreit. Man hat neuerdings Zusatzapparate in den Handel gebracht, die den Ortssender weitgehend ausschalten sollen, aber da nach den Plänen der Reichspost noch in diesem Jahr alle deutschen Sender zu Großsendern mit 50 bis 70 Kilowatt Antennenleistung ausgebaut werden sollen, so wird man in Zukunft gleich mehrere Sperrkreise vor seinen Empfangsapparat montieren müssen, um einigermaßen etwas zu hören.

Mit dem Bau von Großsendern haben nicht etwa die kapitalkräftigen Groß-Staaten begonnen, sondern im Gegenteil die kleinen Länder. In der Tschechoslowakei, in Ungarn und in Polen, etwas später auch in Rumänien ist die Umstellung auf die riesigen Antennenleistungen begonnen worden, und zwar regelrecht und eindeutig als Maßnahme im Kampf um die Minderheiten. Der preßburger Sender (14 Kilowatt) war als Gegensender gegen Budapest errichtet worden. Allerdings beeilten sich die Ungarn und erhöhten die budapester Energie auf 23 Kilowatt. Jetzt brüllen in den Grenzgebieten die beiden Sender gegeneinander im Kampf um das Ohr, besser die Seele der Minderheiten. Man nennt das Kulturpropaganda. Polens stärkster Sender ist bisher Kattowitz mit 16 Kilowatt, aber die Pläne liegen schon vor, den bisher noch bescheidenen warschauer Sender auf 120 Kilowatt zu erhöhen. Lemberg sendet nach meinen Beobachtungen heute schon mit mindestens 20 Kilowatt, obwohl in den offiziellen Listen nur die Leistung von 2,2 verzeichnet ist. Grade die Grenzlage der genannten Sender beweist, daß weniger ein technischer als ein politischer Grund für die dauernde Erhöhung der Antennenleistung vorliegt. Hier herrscht schon offner Krieg, den Schaden hat die unbeteiligte Zivilbevölkerung, die sich durch den Wellenwirrwarr kaum durchfindet.

Andre Länder sind noch bei der Aufrüstung. Was die andern können, will man auch. In den meisten Fällen ist diese Aufrüstung sogar in Ermangelung eines Gegners sinnlos. Gewisse Länder haben ohne Zweifel berechtigtes Interesse an möglichst starken Sendern. So versorgt etwa Rußland seine Riesenhörerschaft mit Darbietungen, die von einigen wenigen starken Sendern ausgesandt werden. Auch England, Schweden, Norwegen haben sich auf das System eingestellt, mit wenigen starken Sendern ein oder zwei einheitliche Pro-

gramme über das ganze Land zu senden. In diesen Ländern hatte die Erhöhung sicherlich einen Sinn, wenn zwar ihre Sender auch unabsichtlich das Chaos der Empfangsverhältnisse in Mitteleuropa noch erhöhten.

Vor allem aber zeigte sich in den letzten Jahren ein neues Phänomen: Nämlich, daß die Erhöhung der Sendeenergie durchaus nicht immer eine absolut bessere Hörbarkeit garantieren konnte. Im vergangenen Herbst wurde der neue Sender Straßburg mit der an gegenwärtigen Verhältnissen gemessen bescheidenen Energie von 12 Kilowatt errichtet. Und dieser Sender ist fast überall viel besser, klarer und sicherer zu empfangen als die meisten Rundfunkriesen von 75 und mehr Kilowatt Energie. Ebenso geht es mit dem 5-Kilowatt-Sender Prag. hier zeigte sich zum ersten Mal deutlich der Unsinn der Wettrüstungen im Aether. Straßburg hat den sechsmal stärkern Sender Mühlacker glatt geschlagen. Das Ergebnis des ersten deutschen Großsenderbaus ist, daß er seinen eigentlichen Zweck, die Überwindung eines kräftigen ausländischen Nachbarsenders nicht erfüllt hat, während er in Gebieten stört, die an diesem Zweikampf gar nicht interessiert sind. Aber noch von einer andern Seite her ist Mühlacker ein gutes Beispiel für die Verfehltheit unsrer Senderpolitik: Straßburg ist alles andre als ein französischer Propagandasender. Als einzige Station in Europa hat Straßburg die sprachliche Parität völlig gewahrt. Alle Sendungen werden deutsch und französisch angesagt, absolut gerecht wechseln sich deutsche und französische Vorträge ab, und regelmäßig erfolgen Darbietungen in der alemannischen Mundart des Elsaß, die in Südwestdeutschland verstanden und natürlich gern abgehört werden.

Aber es scheint nicht, daß man bei der Reichsrundfunkgesellschaft die nötigen Lehren ziehen will. Auf Biegen und Brechen hat man sich dem Funkimperialismus in die Arme geworfen. Noch in diesem Jahr sollen alle deutschen Hauptsender auf die Energiestärke des Senders Mühlacker ausgebaut werden. Königsberg-Heilsberg ist bereits mit 75 Kilowatt in Betrieb — wie man mir sagt, mit dem Erfolg, daß in Ostpreußen die Hörer unzufriedener sind als früher. Hamburg, Gleiwitz (Breslau), München, Frankfurt und Berlin sollen bis zum Herbst folgen. Und damit ist die Abriegelung gegen die ausländischen Sender vollkommen. Die beliebtesten Auslandsstationen werden unhörbar sein, daran können alle gegenteiligen Versicherungen der Behörden, die sich auf die künftige bessere Steuerung der Großsender berufen, nichts ändern. Möglich, daß man auf dem Lande, mindestens hundert Kilometer von jedem Sender entfernt, die Sender wird trennen können, aber in den Städten, wo jeder metallene Gegenstand in der Frequenz der Bodenwelle des Ortssenders schwingt, wo oft das Mikrophon des gewöhnlichen Post-Telephonapparates schon als Empfänger wirkt, wird vom Fernempfang nicht viel übrig bleiben. Um nach außen groß auftreten zu können, verschlechtert man die Empfangsverhältnisse im Inland, — eine Parallele zum handelsimperialistischen Warendumping. Berlin ist am schlimmsten betroffen. Eingekeilt zwischen die Groß-

sender Königswusterhausen und Berlin, während der neue Großsender in Tegel errichtet wird, tausendfach durch den elektrischen Großverkehr und die vielbeschäftigten Telegraphiesender gestört, werden die berliner Empfänger froh sein, außer dem Gebrüll der Ortssender noch einen oder den andern deutschen Großsender zu empfangen. Der Sinn des Rundfunks, die Überbrückung der Entfernungen, die freie Wahl zwischen mehrern Dutzend von Programmen ist grundsätzlich sabotiert.

Es kommt nicht darauf an festzustellen, daß das Ausland mit dem Unsinn angefangen habe. Man sollte meinen, daß Deutschland gar kein Interesse daran haben könne, den Wirrwarr zu vermehren, wenn nur im Inland einigermaßen erträgliche Empfangsverhältnisse gesichert werden könnten. Wenn man schon eine Erhöhung der Energien für nötig hält, um auch noch in das am ungünstigsten gelegene kleine Dorf Deutschlands die Sendungen der deutschen Stationen zu bringen, warum beschränkte man sich dann nicht auf die Stärke des Köln-Langenberger Senders, der mit 17 Kilowatt in ganz Deutschland gut zu hören ist? Wenn man für die Grenzbevölkerung so viel Sorge hatte, warum schuf man nicht mit sehr viel weniger Kosten kleine Zwischensender, so wie man es vor Ausbruch des Rundfunkkrieges tat? Den inländischen Hörern wäre damit besser gedient gewesen als mit den geplanten Großsendern. Aber das scheint eben der Kern zu sein: Um der großartigen Wirkung nach außen hin werden die Interessen der durchaus nicht kriegslustigen Hörerschaft geopfert.

Für 1932 ist nach Madrid eine Tagung des Weltrundfunkverbandes einberufen worden, bei der man das überholte Washingtoner Abkommen über die Wellenverteilung revidieren und ergänzen wird. Als Aufgabe wird schon heute bezeichnet, „Raum zu schaffen" im Aether. Und das wird nichts andres bedeuten, als daß man die Abstände zwischen den besetzbaren Sendern vergrößern, ja daß man eine Anzahl von Sendern glatt streichen müssen wird. Deutschland, das dann mit sieben bis acht Riesensendern zum Chaos im Aether beiträgt, wird unter den ersten Ländern sein, die sich Abstriche gefallen lassen müssen. Für die andern Länder, die bisher auch nie mehr als drei Sender mit Energiestärken über 30 Kilowatt betrieben, wird außerdem die Einziehung eines Senders kaum so bedauerlich sein wie für uns. Denn für uns würde der Fortfall eines Senders zugleich den Fortfall eines Programms bedeuten. Der deutsche Rundfunk ist ja wie kein andrer auf eine Mehrzahl von gleichzeitigen Programmen eingerichtet, und wenn auch der Programmausgleich zwischen den einzelnen Sendern noch erheblich zu wünschen übrig läßt, so gibt doch der deutsche Funk als einziger in Europa den Hörern die Möglichkeit, sich das Genre der gewünschten Veranstaltungen selbst auszusuchen. Wenn uns schließlich als Folge unsrer verfehlten Großsenderpolitik ein oder zwei Sender durch internationales Abkommen gestrichen werden, so ist damit die Grundlage unsres Funksystems erschüttert. Aber endet früher oder später nicht jeder Imperialismus mit einer Erschütterung des ganzen Systems?

# Georg Büchner in Aachen

Unter der Überschrift „Eine moralische Anstalt?" schreibt der aachener ‚Volksfreund' vom 29. Februar über die Aufführung von Büchners „Danton" im dortigen Stadttheater:

Das Stadttheater servierte uns gestern abend in der Bearbeitung von Th. Csokor u. K. H. Martin Büchners skizzenhaft hingeworfenes Drama „Dantons Tod". Büchner, zweifellos eine außerordentliche, freilich mehr politische als künstlerische Begabung, der ein Nervenfieber (1837) zu früh ein jähes Ende setzte, wird in manchen literarischen und vor allem Theaterkreisen stark überschätzt. Das mag an dem revolutionären Temperament liegen, das sein Schaffen charakterisiert und sich natürlich theatralisch effektvoll verwerten läßt.

„Dantons Tod", von dem Eduard Engel sagt, daß es zwar nicht unwirksam sei, aber wenig Eigenes enthalte und halbe Seiten lang aus überlieferten Reden Dantons und der Anderen zusammengeleimt sei, ist ein typisches Beispiel für die oberflächliche Art, mit der heute von den Theaterleitungen manchmal die Stückauswahl vorgenommen wird. Denn: dieser sich an sich selbst berauschende Gemeinplatzphrasenschwall, dem keine Substanz entspricht, hat uns, wie Gustav Luhde sehr zutreffend nach der vor einigen Jahren erfolgten düsseldorfer Aufführung schrieb, ebenso wenig zu sagen wie die philosophasternde Wortkraftmeierei über den Sinn des Lebens, die nur sehr bedürfnislose Gemüter zu befriedigen vermag. Hinzukommt als weitere Schwäche mangelnde Charakteristik, die auch durch freche Zynismen nicht ersetzt werden kann.

Trotzdem erscheint das Stück auf der Bühne eines städtischen Theaters, dessen Publikum nicht „bedürfnislos" genug sein soll, um weitere Subventionen zu bewilligen.

So viel über das Künstlerische. Für weit wichtiger noch halten wir allerdings die Frage nach der moralischen Verantwortung einer Theaterleitung, die ausgerechnet in einem Augenblick, wo ohnedies mehr als genug Bürgerkriegsgefasel durch die Menge geht, mit großem Aufwand ein (nicht einmal gutes) Theaterstück herausbringt, in dem alle revolutionären Instinkte bis zur Siedehitze aufgepeitscht werden...

Der Dichter sei kein Lehrer der Moral, so meint Büchner, und er halte sehr wenig auf Schiller. Das merkt man, leider. Wir aber fordern vom Theater, daß es sich zum wenigsten Schillers Wort von der Bühne als moralischer Anstalt zu eigen macht, das heißt, daß es eine aufbauende und nicht eine zersetzende Kraft darstelle...

Zum Schluß gabs ein Kuriosum: das Publikum wollte nicht glauben, daß nach den teils bombastischen, teils (à la Ophelia) von leichtem Wahnsinn umwitterten Worten der Bürgerin Lucille das Theater aus sei; es blieb sitzen, und selbst als dann der Eiserne hochging, meinten einige, „es müsse doch eigentlich noch was kommen..."

*

Das sind Kämpfe, von denen Berlin nichts weiß. Was sich Berlin an den Schuhsohlen abgelaufen hat, wird in Aachen zu einem höchst fragwürdigen Experiment, das einem Theaterleiter den Hals kosten kann. Dabei ist der ‚Volksfreund' nur ein dümmlicher Generalanzeiger, das Naziorgan findet noch ganz andre Naturlaute. Armer Intendant, arme Künstler, die so viel selbstgefällig brüllender Ignoranz ausgesetzt sind. Büchners Unsterblichkeit kann allerdings ein schlechtes Zeugnis Eduard Engels ertragen — aber sagt mir, wer ist die andre Autorität, wer ist Gustav Luhde?

# Narziß von Felix Stössinger

Der Barbarei des berliner Kunstbetriebs fehlt es wahrhaftig nicht an Mitteln, sich bemerkbar zu machen, aber in keinem verrät sie sich so abscheulich und gefährlich wie in dem Raubbau, den sie mit lebendigen Menschen treibt. Etwas schlimmeres kann wohl keinem Künstler, besonders keiner Schauspielerin auf der Welt passieren, als zur berliner Königin gekrönt zu werden. Das Los dieser Künstler ist so sicher wie das der Frauen Blaubarts oder der Männer Katharinens. Nach einem, bestens nach zwei Wintern, wird der Kritik vor ihren eignen Exzessen übel und sie beseitigt ihre Winterkönige durch einen Dolchstoß, oft aber auch stillschweigend. Die Künstler büßen die Überschätzung einer Spielzeit mit jahrelanger Unterschätzung. Das Kunstverständnis dieser Stadt ist so gering entwickelt, daß sie weder ihre Überschätzungen noch ihre Unterschätzungen spürt, und ihr Besitzstolz meist ebenso charakterlos ist wie ihr Vergessen wirklicher Leistungen.

Die Musikkritik hat zwar noch nicht das gleiche Tempo der Königsmacherei erreicht, aber bei ihr ist es um so schwerer, sich einen Schlag nach vorne zu rücken, oder nach hinten gestellt zu werden. Wer im Ansehen steht, darf sich leisten, was er will, er wird gelobt. Gegen wen sich der Pogrombedarf richtet, kann leisten was er will, es zählt nicht.

Nach langer Pause habe ich das vierte Kleiber-Symphonie-Konzert der Lindenoper besucht. Der Saal war zu drei Vierteln leer, also in diesen Zeiten bei Parkettplätzen von acht Mark sogar voll. Wie viele Paare können für ein zweistündiges Orchesterkonzert zwanzig Mark ausgeben? Ich habe Erich Kleiber trotz seines imponierenden Wozzeck und seines sehr starken Columbus niemals den innern Rang gegeben, den seine äußere Stellung beansprucht. Dieses Konzert wirkte aber doch bekehrend. Kleiber dirigierte die Vierte Beethoven-Symphonie, dieses nur der Achten vergleichbare Wunder, berauschend. In der Ekstase des Schlußsatzes, in der Selbstbeherrschung des schmerzlichen zweiten, hatte Kleiber Größe. Auch seine äußere Haltung war von imponierender Überlegenheit. Soweit die Kritik die Aufführung nicht geschwänzt hatte, beschimpfte sie sie. Selbst der Jubel der hingerissenen Hörer wurde verschwiegen oder geleugnet. Warum? Winterkönig!

Zu den berliner Winterkönigen gehört Bronislaw Hubermann wahrhaftig nicht, schon deswegen, weil dieser Geiger Berlin nur selten, allzu selten, betritt und sich um die Unzuverlässigkeit und Taubheit der berliner Musikwelt nicht zu scheren braucht. Sein erstes Konzert in diesem Winter in der Scala war übervoll, weil es zur Bußtagstradition gehört. Aber sein zweites Konzert in diesem Februar hatte nichts von dem, was man in Berlin große Abende nennt und was etwa für Casals, mit vollem Recht, oder Kreisler reserviert bleibt. Es war ein Konzert ganz andern Stils, kein voller Saal, vorwiegend zweite Garnitur der Hörer und der Kritik. Für die neue

Generation bringt Hubermann offenbar nicht den Ruhm mit, der bei einigen andern Künstlern noch immer die Konzertsäle füllt. Sinnloser und barbarischer kann das Urteil dieser angeblich führenden Musikstadt nicht zum Ausdruck kommen. Hubermann steht in der Reihe der Magier, die von Paganini und Liszt über Busoni zu keinem andern Lebenden führt als zu ihm. Welches Rätsel ist schon sein Ton, der nicht nur entmaterialisiert ist, sondern aus einem ganz andern Stoff gebildet ist, als Stoff ist. Er kommt aus der Luft, er klingt bisweilen wie geblasen, wie gezischt, wie ein Vogelton, wie eine heidnische Flöte. Welche Vielseitigkeit, die nicht etwa jedem Werk seinen besondern Stil gibt, was schon fast ästhetisch wäre, sondern die Seele jeder Kunst selbst mit der eignen vermischt und gestaltet. In Hubermann steckt nicht nur ein großer Geiger, sondern deren ein Dutzend. Er hat den ganz kleinen lautlosen Ton einer erschütternden Einsamkeit, einen breiten, stürmischen Strich, die sinnliche Eleganz eines Mephisto von Delacroix und die Anmut für einen geistigen Salon romanisch-slawischen Charakters. Welche Welt von Tragik ist auf die Geige einer Solosonate von Bach gewälzt, und wie vergrößert er noch diesen Widerspruch, indem er den Geigenton künstlich verkleinert, beherrscht, erfrieren macht.

Hubermann ist allerdings am faszinierendsten in der Darstellung sinnlich melodischer Musik. Er erfüllt sie mit einer Schwermut, in der ebenso viel Sturm wie Geistigkeit ist. Diesmal hob er Goldmarks Violinkonzert zu einer fast tschaikowskyhaften Höhe. Denn wie Hubermann Tschaikowsky spielt, das weiß ich zur Genüge, den seit Monaten die vier Parlophon-Platten, auf die Hubermann das Tschaikowsky-Konzert gespielt hat, wie mit einem Rausch verfolgen. Übrigens gibt die Schallplatte die sublime und die sinnliche Individualität Hubermanns besonders genau wieder. Deshalb besitzt man auch seinen ganzen Beethoven, selbst wenn man ihn nicht im Konzert gehört sondern ihn nur von den vier Columbia-Platten kennt, auf die er die Kreutzersonate gespielt hat. Was sind das für herrliche Sforzandi, welche wilde Ungebundenheit mäßigt sich hier, damit nicht Kunst in Ekstase zerbricht, was sind das für Triller, die wie Vogelkehlen schmettern, — und doch ist das alles technisch noch nichts im Vergleich zu dem, was Hubermann aus zwei Mythen von Karol Szymanowski gemacht hat. Wie er hier ein faunisches Lächeln des Narziß spielt oder das Geraschel des Herbstlaubs der Fontaine d'Arethuse in einem Parkbilde darstellt, das ist unheimlich und geht über Kunst hinaus, wie alles, was Magie ist. Mit einem etwas verächtlichen, unwilligen Lächeln stellt sich Hubermann den Hörern, nur mit dem beschäftigt, was ihn im Augenblick ergreift. Die großen wie die kleinen Künstler habe alle ein Recht, das Echo des Publikums zu lieben und zu hassen, wie auch der Narziß der Mythe die Echo, die ihn liebte, nicht erhörte, die von Pan wütend zerrissen wurde.

# Unsre Bücher von Rudolf Arnheim

Es ist eine schöne internationale Buchhandlung, sie führt Bücher in allen Sprachen. Der Verkäufer rückt einem auch nicht gleich wie ein Kellner auf den Leib, sondern bleibt ruhig an seinem Tischchen sitzen. Da kann man, den Kopf schief auf der Schulter, die langen Reihen abschreiten und sich etwas zu lesen suchen.

Bei den französischen Büchern ist das eine leichte, angenehme Arbeit. Sie sind uniformiert, alle gleich groß und tragen auf dem Rücken die Titel alle an derselben Stelle. So eine Bücherreihe liest man bequem herunter wie eine Liste. An der zweiten Wand der Buchhandlung stehen die englischen Bücher. Auch hier herrscht der Normtypus vor; hier findet sich auch in schönen weißen Reihen die deutsche Tauchnitz-Ausgabe, deren Wert viel zu selten betont wird. Die dritte Bücherwand — aber ist das noch Buchhandlung, ist das nicht die Filiale eines Spielwarengeschäfts? Ein Chaos von Farben schreit dem Käufer entgegen, dicke Bücher und dünne, zwergenhafte und riesige, die nicht ins Fach passen und darum quer über den andern liegen müssen. Wer sich herantraut, wird für seinen Mut nicht belohnt — kaum möglich, sich hier etwas herauszusuchen. Denn auf den Rücken stehen die Titel teils längs, teils quer, teils diagonal, so daß, um sie zu lesen, ein Training der Halswirbel erforderlich ist, über das grade Bücherkäufer selten verfügen. Sie sind in Typen von ganz verschiedener Größe gedruckt, sie sind von rührigen Kunstgewerblern teils in assyrischer Keilschrift, teils in germanischen Runen gemalt, sie prangen in Gold auf Lila, damit man sie nicht sieht, oder sind in schönen Ornamenten versteckt. Oder es steht, der Vornehmheit halber, überhaupt nichts auf dem Rücken. Und hat man trotz allem endlich ein Buch nach seinem Geschmack entdeckt, so stellt man es wieder zurück und kauft ein englisches oder französisches, weil das die Hälfte oder den dritten Teil kostet. Dafür ist allerdings das deutsche in stahlharte Pappe gebunden — ein solider Sarg; dank seiner wird das Buch noch in Jahrzehnten, wenn es längst tot ist, den Staubtüchern der Dienstmädchen standhalten. In unsrer Literatur arbeiten vor allem die Buchbinder für die Ewigkeit.

Wir sind an den Spektakel, den unsre Verleger da aufführen, so gewöhnt, daß wir uns kaum noch seiner schämen. Und doch entspricht er so wenig unsern sonstigen Gewohnheiten. Kommt ein Dichter zu einer Vorlesung auch nur mit einer Blume im Knopfloch seines schwarzen Rocks, so werden wir das schon leicht als peinlich empfinden. Sein Buch aber darf in einem Narrenkleid daherlärmen. Warum bitten wir nicht um Ruhe, wenn der Geist das Wort hat?

Und wie unsportlich ist dies Hausierergeschrei der äußern Aufmachung, noch bevor der Wettkampf beginnt. Das französische Buch bietet jedem Kämpfer die gleichen Waffen: das gleiche Format, das gleiche Material. Nur durch seine Arbeit, durch seinen Namen kann der Schriftsteller erreichen, daß sein

Buch über andre siegt. Bei uns kommt der eine mit zwanzig Unzen, der andre mit sechs. Wir haben Grund, uns vor den Boxern zu schämen.

Und endlich: wir verwenden allen unsern Geschmack auf die Einrichtung unsrer Wohnungen; wir wählen ruhige, einfache Farbenzusammenstellungen, klare Formen, vermeiden das Kakelbunte und das Ungeordnete. Wir geben Dingen von gleicher Funktion die gleiche Gestalt: es darf nicht ein riesiger gelber Polsterstuhl an demselben Tisch stehen wie ein schwarzes, eckiges Hockerchen. Wir lassen uns schlichte, sachgemäße Bücherschränke bauen. Aber diese Schränke beschämen ihren Inhalt. Wir dulden in ihnen ordinäre Haufen wildbunter Bücher, die nach Farbe, Form und Material nicht die mindeste Beziehung zueinander zeigen, obwohl sie doch alle die gleiche Funktion haben. Unsre Bücher kompromittieren unsre Wohnungen.

Aber die Bücherfreunde sollten mit diesem Protest nicht auf den Innenarchitekten warten. Was Tischen und Stühlen, dem Mobiliar unsres Körpers recht ist, sollte den Büchern, dem Mobiliar unsres Geistes, nicht weiter vorenthalten bleiben.

---

## Ball im Osten: Täglich Strandfest von Erich Kästner

Lauter Engel in Trikots.
Lauter Brüste und Popos.
Ohne Halt und Barriere,
folgend dem Gesetz der Schwere,
hängt die Schönheit bis zum Knie.
Und beim Tanzen zittert sie.

Jeder Tisch hat Telephon.
Und da läutet es auch schon.
Was sie sagt, klingt recht gewöhnlich.
Später kommt sie ganz persönlich.
Und sie drückt dich zielbewußt
an die kuhstallwarme Brust.

Nach der Tour schleppt sie dich gar
auf ein Sofa in die Bar.
Ach, die Frau ist schlecht vergittert,
und du siehst, womit sie zittert.
Ungewollt blickst du ihr tief
bis in ihr Geheimarchiv.

Sinnlich beißt sie dich ins Ohr,
säuft Likör und knöpft dich vor.
Nichts am Manne ist ihr heilig.
Was sie hat, das hat sie eilig.
Als du, zu diskretem Zweck,
rauswillst, läßt sie dich nicht weg.

Oben auf der Galerie
sei es dunkel, flüstert sie.
Und sie schürzt die Hemiglobe.
nickt dir zu und klimmt nach oben.
Deutscher Jüngling, scher dich fort!
Geh nach Haus, und treibe Sport!

# Sein spannendster Roman von Peter Panter

Fremde Literaturen von innen zu sehn: das ist uns nicht oft vergönnt. In Paris habe ich die Nasenspitze in diesen Laden gesteckt — schön wars nicht, es roch auch nicht gut. Die bessern Leute verhalten sich dort still oder sitzen in der französischen Provinz, und in die Augen springt das Gelle, das Grelle, das Laute. Ein sonderbarer Betrieb, den mitzumachen schon eine erhebliche Charakterlosigkeit erfordert. Es gibt erfreuliche Ausnahmen, und es gibt Grasset, der mit wildem Gefuchtel alle halbe Jahr an etwas andres glaubt und dadurch auch die andern veranlaßt, es zu glauben. Für sechs Monate. (Paul Cassirer war so ähnlich; nur kälter und böser.) Solche Leute richten mitunter manches Gute und manchmal viel Unheil an. Ja, das sind die Franzosen, und über die wissen wir ja einiges — aber wie sieht die amerikanische Literatur von innen aus?

Das zeigt uns einer, dem ich das nie zugetraut hätte: Upton Sinclair. „Das Geld schreibt"; eine Studie über amerikanische Literatur (erschienen im Malik-Verlag zu Berlin).

Sinclair steht bei mir unter den Aussortierten; ich mag ihn nicht. Seine Romane sind, je neuer sie sind, um so altbackner; seine Dialoge aus Pappe, seine Gesinnung untadlig und recht langweilig ausgedrückt. Er hat oft recht, aber ich schlafe dabei ein. Dieser Band kleiner Essays jedoch ist quicklebendig von der ersten bis zur letzten Zeile, amüsant, bunt, bewegt und bewegend; etwas außerordentlich Interessantes.

Sinclair nimmt seine Kollegen durch. Was uns das angeht? Sehr viel. Er tut es nämlich mit so grundsätzlichen Erwägungen, so lehrreich und so kritisch, auch da, wo er irrt, grade da, wo er irrt, daß man den deutschen Schriftstellern nur wünschen kann, dergleichen mit eben so wenig Pose, mit so wenig Brille und mit so wenig Aspekt auf Olympisches zu tun, das bei uns die Leute über vierzig so leicht befällt. Dieser Band ist in kurzen Hosen geschrieben.

Sinclair macht also nicht den fatalen Fehler, subjektive Abneigungen in scheinbar objektive Historie zu kleiden — das ist ein alter Trick. Er sagt vielmehr: diesen mag ich nicht, und jenen liebe ich, und dieser ist mir ein Greul und ein Scheul, und jener ist korrumptiert. Wodurch?

Dies ist die These des Buches:

„Die Künstler, die heute unsern Luxusklassen dienen, erscheinen mir wie Affen in einem Käfig, die nichts andres zu tun haben, als sich gegenseitig nach Läusen abzusuchen und das Publikum mit unzüchtigen Vorführungen zu beglücken." Gar nicht übel formuliert, und ganz nebenbei: wahr.

Fast ganz ohne Beispiel ist zunächst, was Upton Sinclair über Upton Sinclair sagt. „Als der Weltkrieg ausbrach, ergoß sich der Idealismus Amerikas in einen neuen Kanal. Die amerikanischen Schriftsteller wurden — wie die übrige Bevölkerung auch — organisiert und militärisch gedrillt. Wir nannten uns die ‚Erwachenden'. Vielen von uns wäre es heute peinlich, an die Possen jener Zeit erinnert zu werden. Zehn Jahre sind indessen verflossen; einer dieser amerikanischen Schriftsteller nimmt sich hier vor, in kurzen Worten

von seiner Schande zu berichten und die Tausende von jungen Menschen um Vergebung zu bitten, die er ins Schlachthaus hinüberlocken half." Wir haben in Deutschland und Oesterreich eine literarische Gesinnungspolizei; ich möchte mal sehen, ob einer von diesen Jungens jemals so über sich selbst zu schreiben imstande wäre.

Er nimmt also amerikanische Schriftsteller durch, und da wir viele davon kennen, so ist das auch für uns wichtig. Er steht ihnen ja näher als wir.

Er macht das mit sehr viel Witz; mit so viel Witz und Humor, wie sie in keinem seiner Romane zu finden sind. Dieses kapitalistische System, sagt er, „verlangt, daß jeder Mensch so aussieht wie eine Schneiderreklame und so denkt wie der Mann, der den Text dazu gemacht hat." Nach dieser Melodie kritisiert er sie.

Hergesheimer zum Beispiel: sehr böse und fast ganz negativ. Ein Snob! und: Elfenbeinturm! und so über viele Seiten. Alles zugegeben: aber „Tampico"? Dieses Buch Hergesheimers ist von einem Mann für Männer geschrieben und für kluge Frauen, ist das auch snob? Das ist nicht snob.

Dreisers „Amerikanische Tragödie" sei eine komplette Sonntagsschulpredigt; dreimal Ja! Obgleich und weil Galsworthy uns das Gegenteil einreden will. Einmal führt Sinclair anläßlich eines Romans von Reverend Wright die „Just-Technik" vor, wie Kerr das genannt hat („Just in diesem Augenblick trat der langersehnte Sohn ins Zimmer"), und Sinclair, der ein Amerikaner ist, macht das mit Zahlen. Er rechnet nämlich die Wahrscheinlichkeit aus, mit der sich die Handlung des kritisierten Buches begeben könnte. Also etwa so: „Der Held, ein Verbrecher, gelangt auf seiner Flucht vor der Chikagoer Justiz in ein Dorf der Ozarker Gegend, wo ‚Tante Sue, das goldene Mutterherz mit dem Silberhaar' wohnt. Da es schätzungsweise dreitausend Dörfer gibt, in die er hätte fliehen können, so haben wir hier eine Anfangswahrscheinlichkeit von 1 : 3000." Schlußergebnis: die Handlung des Romans kann im Leben vorkommen, und zwar mit einer Wahrscheinlichkeit von 1 : 345 600 Quatrillionen.

Dies aber ist der Grundgedanke des Buches: Die herrschende Klasse hält sich ihre Künstler, wie man sich einen Kanarienvogel hält. Singt er, ists gut; singt er nicht oder, was noch schlimmer ist, nicht die gewünschte Melodie: dann wird er abgeschafft. Das ist so selbstverständlich, sollte man meinen, daß das jeder Künstler erkennen müßte. Dem ist aber nicht so. Viele von uns bilden sich noch immer ein, vom Mond heruntergefallen zu sein und dortselbst, wenn auch möbliert, zu wohnen; sie sehen die Zusammenhänge nicht. Die Abhängigkeit des erfolgreichen, rege produzierenden, durch seine Arbeit lebenden Schriftstellers von der herrschenden Klasse ist überall gleich groß. Das Geld schreibt? Man sollte viel mehr sagen: „Das Geld verhindert, zu schreiben." Denn der Angelpunkt, um den sich ganze Literaturen drehen, ist das, was nicht in ihnen steht. Hier ist Sinclair ganz und gar im Recht, ganz und gar.

Wenn Sinclair nun ein wenig naiv fordert, man müsse „die Geschäftsleute aus der Literatur ausschalten", so entspricht

das seinem etwas vormärzlichen sozialen Standpunkt: er ist ein sauberer Individualist, sein Herz schreit auf über „das, was unrecht ist in der Welt", — aber seine Gegenvorschläge sind oft leer und manchmal ganz und gar unwirksam. Das werfen ihm die Kommunisten mit Recht vor.

Die Rolle des Künstlers in dieser Gesellschaft aber hat er klar erkannt. Er sollte nur nicht das Geld allein dafür verantwortlich machen; er sollte die Geltung hinzufügen, den Drang nach Geltung. Ein bißchen verschweigen, um das Entscheidende herumschweigen, ist so leicht und so verführerisch, wenn man dafür die Geltung eintauschen kann, den Erfolg, den Ruhm und die Beachtung der Welt, in der man lebt. Sicherlich hat keiner der kapitalistischen Staaten auch nur das leiseste Recht, sich über die geistige Unfreiheit in Rußland aufzuhalten; in keinem dieser Staaten, wenn man vom Balkan absieht, hat der Schriftsteller mehr Recht als dies: nicht körperlich verbrannt zu werden. In keinem dieser Staaten läßt die Industrie der periodischen Literatur jene zu Worte kommen, die den Interessen der Kapitalisten schädlich werden können, das ist ein natürlicher Vorgang: es ist Krieg. Die Russen tun genau dasselbe, nur mit dem Unterschied, daß sie ihren legalisierten Terror für die Proletarier ausüben wollen. Welches Resultat das haben wird, bleibt abzuwarten. Der Schriftsteller aber, der sein Wirken für unabhängig hält, nur, weil er geschickt laviert, ist genau so eine lächerliche Figur wie jener, der seinen Unterhaltungskram für Dichtung hält, und welcher Macher täte das heute nicht! Seit der Oktoberrevolution des Jahres 1917 besteht der Kapitalismus aus Angst und bösem Gewissen, also ist er noch grausamer als er vorher schon gewesen ist. Daher auch die maßlose Überschätzung der Musik, weil die keinem etwas tut. Und nichts wirkt komischer als die Wichtigtuerei, mit der der geduldete Künstler sein Werk betrachtet. Was ist er denn? Er hat, wie die Hühner, einen Auslauf aus seinem Käfig und mehr nicht. Sinclair hat tausendmal recht.

Nicht so unbedingt kann ich ihm in einer ästhetischen Frage zustimmen, die sich politisch gibt, es aber nicht ist. Der Mann ist unmusikalisch; man braucht nur zu hören, wie er über einen Dichter schreibt, von dem ein Gedicht zitiert wird: George Sterling. Das Gedicht wirkt noch in der Übersetzung erschütternd.

> Der Mann, der ich nicht bin:
> Und in der Nacht, da sah ich klar,
> Ich fing zu zählen an:
> Er hat so vieles gut gemacht,
> Ich habe nichts getan.
> Soll ich, sein schlechtes Ebenbild,
> Beweinen, was schon hin?
> Er weiß, wie billig Tränen sind,
> Der Mann, der ich nicht bin.

Sinclair beklagt von diesem verstorbenen Sterling, er sei ein Trinker gewesen. Das ist gewiß sehr bedauerlich, aber Sinclair ist nüchtern und nichts als das. Ich verteidige nicht den Mißbrauch des Alkohols — ich mißbillige nur eine brave, eine wohlgesittete, eine undämonische, eine Limonaden-Kunst.

Und es gibt, wahrlich, ich sage euch, es gibt auch rote Limonaden.

Dieser völlige Mangel an Verständnis für das, was lyrische Kunst ist, fällt immer wieder auf. „Lyriker sind Geschöpfe, die sich mit ihren eigenen Säften in einen Kokon verspinnen." Und dann, ganz tantenhaft: „Jede wahrhaft große Kunst ist optimistisch." — „Ich halte den Pessimismus, wo er und unter welchen Umständen immer er erscheint, in Kunst, Philosophie, oder Alltag für eine Art Geisteskrankheit." Auch du Babbit? Zweimal zwei ist vier; das ist wahr. Aber es ist nicht die ganze Wahrheit. „Wozu nähme man sonst die Erschütterungen des künstlerischen Schaffens auf sich?" Wozu —? Weil man muß, Sinclair.

Hier, im Grundgedanken, hat er recht und unrecht. Unrecht hat er, wo er den griechischen Göttinen Strickstrümpfe überzieht, und es gibt diese Göttinnen, es wird sie ewig geben. „Die Antike", steht bei Kierkegaard, „ist ein Präsens; die Romantik ist ein Aorist." Und die herkömmliche Poesie des Klassenkampfes ist ein Futurum, allwelches Tempus bekanntlich in den meisten Sprachen keine eigne Form hat, sondern aus bereits vorhandnen Formen zusammengesetzt wird. Sinclair macht sich das Leben einfach, im Grunde so einfach wie das Weltbild des Schrecklichsten aller Schrecken: einer amerikanischen Dame der bessern Gesellschaft. „Wir hätten" (im Anschluß an das Andersensche Märchen von des Kaisers neuen Kleidern gesagt) „einen kleinen Kritikerjungen dringend nötig, der in ganz gewöhnlichem Alltagsenglisch sagt: ‚Das ist ja alles Beischlaf!' " Der Ruf könnte oft nicht schaden, aber: ist nicht sehr vieles wirklich nur dies und sonst gar nichts? Man hebt mit Recht als Plus hervor, daß es in Rußland wenig Lüsternheit gebe — die Leute haben sie nicht nötig, im Leben nicht und in der Literatur auch nicht. Gut. Doch sind damit die irrationalen Kräfte beseitigt, die Imponderabilien, eben das, was sich marxistisch nicht auflösen läßt? Und nun werde ich ja wohl exkommunisiert werden.

Man sagt zweihundertundzwölf Mal Nein zu Sinclairs Buch, auf jeder Seite ein Mal. Und man sagt zweihundertundzwölf Mal Ja —, und das ist viel, beinah alles, was man von einem Buch verlangen kann. In der Übersetzung ist übrigens ein kleiner Fehler stehen geblieben: „Pétrone Ingénu" heißt nicht: „aufrichtiger Petronius", sondern: naiver Petronius, harmloser, unschuldiger Petronius.

Und fast gar nichts habe ich von einer Eigenschaft des Buches gezeigt, die man in der angelsächsischen Literatur so häufig trifft und in der deutschen so wenig: die Leute haben Humor, noch im Ernst haben sie Humor. Die Polemiken etwa mit Mencken..., das ist bezaubernd. Noch wo sie zupacken, haben sie Zeit, im Kampf einmal „Oh dear!" zur Galerie hinaufzurufen, alles freut sich, und der Kampf geht weiter. Ein Tier lacht nicht. Der Angelsachse kann lachen, weil er lachen kann.

Zeige mir von fern einen dicken Roman Sinclairs, und ich will laufen, daß der Trainer sagt: „Beinah so gut wie das letzte Mal bei Unruh." Dieses Buch aber — „Das Geld schreibt" — ist sein spannendster Roman.

## Bemerkungen

### Die Bethelbrüder

Die gesamte liberale und Rechtspresse trieft über von sentimentalen und scheinheiligen Artikeln zum hundertsten Geburtstag des Pfarrers Friedrich von Bodelschwingh. Sie reden alle von „selbstloser Fürsorge in partei- und klassenzerrissener Gegenwart", von seiner „nahen Verbindung zum kaiserlichen Throne", und sie erzählen alle mit Stolz, daß er als Feldprediger an den Kriegen 1866 und 1870/71 teilgenommen hat.

Wir haben bestimmt nichts gegen Nächstenliebe und Sorge für den Mitmenschen, aber wir wissen, woher der Wind weht und wohin er treiben soll, wenn von partei- und klassenloser Arbeit die Rede ist und vom „Protektorat Ihrer Majestät der Kaiserin". Die partei- und klassenlose Fürsorge lenkt bewußt von den klaren Fragestellungen der Gegenwart ab. Rechtsansprüche werden durch Wohltätigkeit ersetzt, für Armut im Diesseits wird Entschädigung im Jenseits in Aussicht gestellt. Unbequeme seelische Konflikte werden nicht psychoanalytisch gelöst, sondern durch Gebet erstickt. Seelisch und körperlich Zerbrochene werden nicht wieder zum Kampf ums Dasein und zum praktischen Leben gestärkt, sondern der Rest von persönlichem Willen wird ihnen gebrochen.

Was für die Epileptiker in den Anstalten von Bethel vielleicht noch richtig ist, obgleich auch da Zweifel erlaubt sind, das ist auf keinen Fall für die Bethelunternehmungen im Moor der Provinz Hannover zu billigen. Dort sind drei „Pensionärheime" für Erwachsene, die alle über einundzwanzig Jahre alt sind. Von dort Entlassene oder Entflohene sind sich darüber einig, daß dies Leben nur für solche erträglich ist, die mit ihm abgeschlossen haben. Der Zwang zur Genügsamkeit ist ähnlich wie im katholischen Kloster. Nur, wer auf diesen Zwang freiwillig eingeht, hat es etwas besser. Auch Andersgläubige und Dissidenten müssen am evangelischen Gottesdienst teilnehmen. Am liebsten ist es den Anstalten im Moor, wenn die Leute, die zu ihnen kommen, schon entmündigt sind, damit sie noch leichter mit ihnen machen können, was sie wollen. Aber de facto werden alle wie entmündigt behandelt. Sie stehen unter Briefzensur und bekommen weder Geld noch Wertgegenstände in die Hand. Die Verheirateten dürfen nicht einmal ihre Trauringe behalten, damit sie sie nicht in Geld umsetzen und entfliehen. Die Pensionäre zahlen von fünfzig Pfennig bis zu fünf Mark täglich. Sie sind in Baracken untergebracht, in denen jeder eine abgetrennte Kabine hat. Die Schränke werden genauestens visitiert. Früh um sechs Uhr heißt es aufstehn. Das Essen ist ungleichmäßig, manchmal gibt es dreimal am Tag Suppe. Kaum einer wird satt. Durch Unterschrift des Angehörigen verpflichtet sich der Pensionär mindestens zwölf Monate im Moor zu bleiben, die Unterschrift verpflichtet den Angehörigen und den Fürsorgezögling zur Zahlung. Neuneinhalb Stunden wird täglich im Moor gearbeitet, auch im Winter im Freien. Die durch die Viehzucht gewonnene Butter wird verkauft, dafür Margarine eingeführt. Die Ländereien sind noch aus den frühern guten Beziehungen zur seligen Kaiserin sehr billig ge-

kauft worden. Deshalb ist auch heute noch „die Kaiserin unsre größte deutsche Frau." Wenigstens wurde das noch 1928 in der Kirche gepredigt. Kaisers Geburtstag wird nach wie vor gefeiert und an Feststagen ist schwarz-weiß-rot geflaggt. Den Wandschmuck in den Zellen bilden neben einem frommen Spruch Kaiserbilder und Bilder ehemals regierender Fürsten. Dem Anstaltsgeistlichen mutet man es nicht zu, bei der Verfassungsfeier zu reden, da läßt man einen Außenstehenden kommen.

So etwas wie Kameradschaft gibt es nicht, es entwickelt sich auch kaum je eine Freundschaft, denn zwei Freunde können nicht zusammen sprechen, ohne daß ihre Unterhaltung sofort gemeldet wird. Die Angeber sind natürlich die Lieblinge und prädestiniert, in die „Bethelkarriere" einzugehn. Das bedeutet, daß sie ins Mutterhaus nach Bethel bei Bielefeld kommen und dort zu Diakonen ausgebildet werden.

Wiedergefaßte Ausreißer werden mit Einverständnis der Angehörigen entmündigt. Da ein eigner Arzt nicht da ist und der Kreisarzt die Betreffenden nicht durch lange Beobachtung kennt, sondern sich auf Mitteilungen der Aufsichtsbehörde verläßt, das zuständige Amtsgericht in Sulingen sich wiederum auf das Attest des Kreisarztes verlassen muß, so sind diese Entmündigungen sehr leicht durchzuführen.

Offiziell gibt es keine Geisteskranken, aber Tobsuchtsanfälle infolge Rauschgiftentziehung kommen vor. Diese Armen sind dann besonders beliebte Objekte für stramme Vorgesetzte.

In der Bibliothek befinden sich außer der Bibel in der Hauptsache andre fromme Bücher, und selbstverständlich viel nationalistische Kriegsbücher. Daß die Gefangenen, pardon, die Pflegebefohlenen nicht mit weiblichen Wesen zusammenkommen, ist selbstverständlich; nur das Küchenpersonal ist weiblich, aber zu ihm darf, wie sich ein Entkommener ausdrückt, „nicht herüber geschielt werden". Sie sind sozusagen zur moralischen Bewährung da.

Die Lobhymne auf den Gründer von Bethel in einer großen demokratischen Zeitung schließt mit einem Zitat des Pastors Bodelschwingh: „Wo es Barmherzigkeit gegen arme Menschen gilt, da müssen alle Parteiunterschiede und alle konfessionellen Scheidewände fallen." Und der nächste Satz ist die Nummer des Postscheckkontos der Berliner Winterhilfe. Wir wissen nicht, wie die Berliner Winterhilfe mit Bodelschwingh zusammenhängt, wahrscheinlich soll der Hinweis nur bedeuten, daß sie genau so parteilos und ohne Unterschied der Konfession arbeitet. Hierzu teilen wir gern mit, daß einer sechzigjährigen Witwe die Unterstützung bei der Winterhilfe mit der Begründung abgelehnt worden ist, sie sei nicht kirchlich getraut gewesen. Einem Manne wurde die Unterstützung von dem zuständigen Pfarrer verweigert, weil er nicht verheiratet ist, und nachdem der Pfarrer gehört hatte, daß der Bittsteller nur 9,20 Mark Unterstützung erhält und seit eineinhalb Jahren arbeitslos ist, fügte er noch hinzu: „Daran hat eben diese elende Revolution schuld ... Wären unsre Truppen draußen geblieben, Gewehr in der Hand, dann wäre dieses ganze Elend heute nicht ..."

Bodelschwingh ist besser als gar nichts, aber diese Art Wohltätigkeit ist eine der Hauptstützen der Reaktion.

*Hiob Trotter*

### Walther Victors „Mathilde"

In unserm Zeitalter, wo zum Begriff der Vollkommenheit mindestens die abgeschlossene Schulbildung gehört, ist die Wohltat solcher „Mathilden" gar nicht auszudenken. Mathilde ist der Gegensatz zu einem Frauentyp, der durch das Wort Blaustrumpf eindeutig gekennzeichnet wird. Vor hundert Jahren glänzten diese Blaustrümpfe in den Salons und literarischen Zirkeln, heute analysieren sie einander ihre Träume und flicken an ihren frigiden Seelen. Mathilde dagegen ist die durch den Leib lebende, nur als Leib lebende Frau. Mathilde spottet jeder Abhandlung. Wie sie leibt, so lebt sie, und es ist die große Leistung des Buches von Walther Victor (E. P. Tal, Leipzig), daß der Buchstabe ein Wesen, das von papieren das Gegenteil war, nicht tötet. Mathilde Heine, Gattin des wortmächtigsten Lyrikers deutscher Sprache, verstand kein Wort deutsch. Die Frau des Schriftstellers Heinrich Heine hatte nicht lesen gelernt, und die Bücher ihres Mannes waren ihr unzugänglich. Bevor sie seine Frau war, war sie seine Geliebte; noch während sie seine Frau war, war sie schon seine Witwe, denn er starb jahrelang. Niemand verstand sie, und niemand verstand Heines Beziehung zu ihr. Das Christianen-Erlebnis des geistigsten Deutschen, Goethe, wird hier in der sinnlichern Sphäre Heines, Mathildens, Paris' — dieser Dreifaltigkeit des Eros — noch deutlicher: der Geist sehnt sich nach dem Leib. Mathilde ist der Leib jenes Geistes, der Heinrich Heine hieß. Sie lebte mit einem Mann, sechzig Papageien und drei Hunden. Der Mann schrieb Lieder, die ihr so bunt schienen wie die sechzig gefiederten Regenbogen. Sie liebte die unverständlichen Kritzeleien, die er ihr ins Album schrieb, die Spitzen, den Schmuck, den Tanz, den Lärm, den Glanz. Indem sie mit dreiundsechzig Tieren lebte, lebte sie dreiundsechzigfach, nicht nur wie ein Mensch sondern wie ein Kind. Ein Schwall von Leb- und Leibhaftigkeit war um „das süße dicke Kind", das den Literarhistorikern mißfiel oder ihnen einen Absatz Pathos lieferte über die moralische Haltlosigkeit des Literaten überhaupt. Der so prüde und liebesfeige Grillparzer schreibt über seinen Besuch bei Heine: „Hatte endlich die Wohnung Heines erfragt, ging heute zwölf Uhr zu ihm. Als ich schellte, öffnete mir ein hübscher junger Mann, der mir wie einem alten Bekannten die Hand reichte. Es war Heine selbst. Er zeigte große Freude, als ich mich nannte, und führte mich in seine tolle Wirtschaft hinein. Tolle Wirtschaft! Denn er wohnt da in ein paar der kleinstmöglichen Stuben mit einer oder zwei Grisetten, denn zwei waren eben da, die in den Betten herumstöberten, und von denen er mir eine als seine ‚Kleine' bezeichnete. Er selbst sieht aber auch wie die Lebenslust und wie die Lebenskraft aus. Machte mir einen sehr angenehmen Eindruck, denn mir ist der Leichtsinn nur da zuwider, wo er die Ausübung dessen, was man soll, hindert ..."

Walther Victor rehabilitiert mit diesem Buch alle Mathilden der Welt. Ein verlorenes, vergessenes Frauenideal wird hier sichtbar, und ohne daß ein polemisches Wort fällt, empfindet man die Anerkennung dieser Frau als längst fällige Umwertung der

intellekutellen Dame. Sein zweifaches Verdienst ist, Mathilde „gerettet" und für die Darstellung dieses feminalen Irrlichts die lockere, leichte, liebenswürdige Sprache gefunden zu haben. Das Buch ist mit fröhlichen Eingeweiden geschrieben, es ist seiner Heldin würdig. Daß es den Schmuck der Bildchen und Vignetten liebt, ist nach dem unausgesprochenen Willen der Frau, die dieses Buch lebte.

*Arno Schirokauer*

### Gotteslästerung in Zwickau

Ich will nicht etwa von meiner eignen Affäre sprechen. Da gäbe es ja auch allerlei zu erzählen, aber dies hier, eine kleine historische Anekdote nur, ist, glaube ich, erquicklicher.

In Zwickau gibt es ein Bauwerk, um deswillen ein Besuch der häßlichen Stadt, wenn man grade in der Nähe ist, schon lohnt. Es ist die Marienkirche, mehr als achthundert Jahre alt, ein imposanter Bau mit namhaftem Kunstinhalt aus der Welt Peter Breuers und Lucas Cranachs, und von historischer Bedeutung aus den Tagen her, da Luther hier mit Thomas Münzer stritt.

Wem der siebenundachtzig Meter hohe Barockturm dieser Kirche gehört, der Stadt oder der Kirchengemeinde, das ist eine jener Rechtsfragen, mit denen man hin und wieder in der Verwaltung einige Akten füllen muß. Aus ihnen geht hervor, daß der Turm früher schon deswegen dem städtischen Interesse unterlag, weil er unter anderm der Sicherheit der Bürgerschaft diente. Anno 1430 rückten nämlich die Hussiten gegen Zwickau, und also brachte man unter vielen Schwierigkeiten eine Steinbüchse auf dem Turm in Stellung, der somit nicht nur, Gott die Gebete der Gläubigen näher zu bringen, sondern auch als Geschützturm diente.

Womit ich eigentlich schon zu Ende bin. Die Hussiten zogen ja nicht zu ihrem Privatvergnügen ins Feld, sondern für ihren Gott. Die Zwickauer schossen vom Hause des Herrn, den sie verehrten, Tod und Verderben auf sie herab. Aber weder die einen noch die andern waren Gotteslästerer. Gott behüte! Die gefängniswürdigen Gotteslästerer sind wir, die wir nicht für den Mord eintreten, sondern für das Leben des Menschen.

*Walther Victor*

### Breslauer Akademie

In Breslau gibt es eine Preussische Kunstakademie, die beinahe ein Weltwunder ist. Sie lebte lange Zeit in einem engen grauen Hause brav und bieder, und niemand im Reiche wußte von ihr, als daß Gerhart Hauptmann einst dort Bildhauer studierte, und daß der „Kollege Crampton" und der „Michael Kramer" seine Lehrer waren. Aber 1903 wurde ein Architekt von nur vierunddreißig Jahren Akademie-Direktor. Er hieß Pölzig, und die Akademie hatte mit einem Schlage Ruf und Ansehen. 1916 wurde August Endell Pöl-

zigs Nachfolger. Endell war damals schon schwerkrank und die wenig freundliche Aufnahme in Breslau trug zum frühen Tode dieses feinen Menschen bei. Seit 1925 ist der Maler Oskar Moll Direktor. In sechs Jahren hat Moll einen Stab von Lehrern zusammengebracht, wie man ihn kaum an andrer Stelle findet... so aktiv, so frisch und künstlerisch so stark.

Den Stärksten von allen hat jetzt der Tod weggeholt: Otto Müller. Die Ausstellung, die zu seinem Gedächtnis das breslauer Museum zeigt, kommt hoffentlich auch nach Berlin, das noch immer nicht so recht weiß, von wie seltenem Range das Werk Otto Müllers ist. Daß Otto Müller nie zu einer monumentalen Aufgabe kam, ist eine der vielen verpaßten Gelegenheiten der deutschen Kunst. Sonst finden wir in diesem Museum neben trefflichen Ansätzen noch viele, viele Bilder von einer sonst in deutschen Museen, auch der Provinz, längst schon ausgestorbenen Sorte.

Oskar Moll, der Maler, hat den entscheidenden künstlerischen Eindruck von Matisse erfahren. Die frische, unbeschwerte Freiheit der Farbe und des Baues macht Molls Bilder in der deutschen Produktion so sympathisch. Moll ist als Künstler nie einem Rezept verfallen, und wie er selbst noch längst nicht den Mut zum Experiment verlor, soll bei ihm auch jeder Lehrer offen und entwicklungsfähig sein. So leitete ihn bei diesen Berufungen ein ungewöhnlich glücklicher Instinkt. Von dem mehr konservativen Mense bis zu Oskar Schlemmer eint diese Professorenschaft, daß sie Mut und Niveau hat. Die beiden Architekten der Akademie, Adolf Rading, der schon unter Endell hier arbeitete, und Hans Scharoun, haben vor zwei Jahren der breslauer Ausstellung „Wohn- und Werkraum" die interessantesten und meist umstrittenen Bauten gestellt. Man muß durchaus nicht mit allen ihren Lösungen einverstanden sein und darf doch an ihrer einfallsreichen Beweglichkeit Freude haben. Für die Bühnenwerkstatt hat sich Moll Oskar Schlemmer geholt, also den allerbesten Mann. Schade, daß das breslauer Theater die seltene Chance noch nicht begreift, und daß man wohl auch hier wieder von einer verpaßten Gelegenheit wird sprechen müssen. Für die graphischen Werkstätten gewann Moll Johannes Molzahn. Seine letzten Gemälde — wer zeigt sie uns in Berlin? — Vorstoß in neues Land, technisch und künstlerisch, stellen Molzahn in die vorderste Reihe. Und für die Erziehung der angehenden Zeichenlehrer, die für Schlesien der Akademie anvertraut ist, fand Moll wieder einen unsrer Besten: Paul Holz, einen Zeichner hohen Ranges, der noch viel zu wenig bekannt ist.

Was die breslauer Akademie unter Moll leistet, ist eine künstlerische und kulturelle Tat. Das sind keine akademischen Knasterbärte mehr, die hier wirken. Es sind, Genannte und Ungenannte, mit Mut, Verantwortungsgefühl und glücklichem Instinkt für pädagogische Leistung gewählte Künstler, die tätig, erfindungsreich und kühn auf der Höhe ihres Schaffens stehen.

*Adolf Behne*

## Altes Deutschland

„Einhundert Mark Belohnung für denjenigen, der mir den Urheber des unsinnigen Gesprächs (Rehklau hätte sich gehenkt, Rehklau sei schon begraben, es wollen sogar viele bei der Beerdigung gewesen sein) nachweist, so daß derselbe bestraft werden kann. Ebenso möchte ich denjenigen in Dußlingen, welche das Gespräch dort verzapft haben, raten, für sie wäre es besser, sie blieben zu Hause, statt andre Familien im Dreck herumzuziehen oder ist das vielleicht aus Nächstenliebe. Sollte ich von heute ab noch etwas hören von dem unsinnigen Gespräch, so werde ich jedes Nachgespräch zur Anzeige und Bestrafung bringen. A. Rehklau."

Inserat in der ‚Tübinger Chronik'. Oder der alte Gott lebt noch. Das alte Deutschland, der alte Rehklau. Viele Jahrhunderte leben noch gleichzeitig unter uns. Rehklaus Erscheinung ist aus dem dreißigjährigen Krieg, trägt Zopf, trägt Vatermörder, gleichviel. Dennoch hört man, dort unten im alten Süden, noch derlei Gespräch. Aber Rehklau hat auch keinen Anlaß, sich in unsrer Zeit zu henken. Er lebe hoch, und Hebel, wenn nicht alles täuscht, läßt ihn grüßen.

*Karl Knerz*

## Soldat Rammler

Mancher ist dazu bestimmt, Unruhe zu stiften und Verwirrung, und es nützt nichts, daß man ihn mit ein paar Kugeln durchlöchert und unter die Erde gräbt, er wird, ein lebender Leichnam, wieder hervorkommen und weiter sein Wesen treiben. So geschah es im Falle des deutschen Soldaten Rammler.

Der Soldat Rammler wurde am 3. Oktober 1915 auf dem Schießplatz zu Schaerbeek bei Brüssel füsiliert. Gott und die Akten des Militärgerichts werden wissen, welche Schuld er auf sich geladen hatte. Am 12. Oktober des gleichen Jahres, so will es die Legende, stand der Soldat Rammler mit fünf Kameraden — Stillgestanden! — am gleichen Orte, eine scharfe Patrone im Gewehrlauf, nun nicht mehr Ziel, sondern Schütze, in fünf Schritten Abstand von einer zum Tode verurteilten Frau, der Krankenschwester Edith Cavell. Aber Rammler, ein schlechter Soldat, verweigerte den Gehorsam, er senkte das Gewehr, worauf ihm der die Exekution befehligende Offizier eine Kugel durch den Kopf schoß. Wiederum mußte man für Rammler ein Grab schaufeln. Fünf Jahre später grub man ihn wieder aus und überführte seine Überreste, nachdem man sie sorgfältig photographiert hatte, auf den Friedhof von Brüssel.

Nun tritt Monsieur Mahy in Funktion, Beerdigungsunternehmer und Postkartenverschleißer zu Schaerbeek. Er ließ die Photographie zu einer Ansichtskarte verarbeiten, auf die er in drei Sprachen den Bericht von der Gehorsamsverweigerung des Soldaten Rammler bei der Erschießung der Miß Cavell setzte. (Man kann diese Karte noch heute auf dem Schießplatz von Schaerbeek käuflich erwerben!) Es ist zu vermuten, daß der smarte Herr Mahy, der zehn Jahre lang aus einer exhumierten Soldatenleiche Gewinn zu ziehen

verstand, der eigentliche Erfinder der Legende vom Soldaten Rammler ist, einer Legende, die, hartnäckig wie alle Legenden, immer wieder in Wort und Schrift und sogar, in einer etwas gemilderten Version, auf der Filmleinwand — in dem sattsam bekannten Film „Dawn" — auftauchte. Endlich ist ihr auch von nichtdeutscher Seite aus im ‚Mercure de France', hoffentlich für immer, der Garaus gemacht worden. Charles S. Heymans, der wenige Wochen zuvor noch mit großem Pathos als ihr Verbreiter aufgetreten war, mußte nun öffentlich feststellen, daß der Soldat Rammler am 12. Oktober 1915 nicht mehr in der Lage war, als ausführendes Organ der Militärgerichtsbarkeit aufzutreten, die ihn neun Tage vorher vom Leben zum Tode befördert hatte.

Wir wollen dieser unwiderruflichen Klärung des Tatbestandes hinzufügen, daß wir dem unbekannten Soldaten Rammler, mit dem das Schicksal so seltsam verfuhr, gerne die Tat gegönnt hätten, die ihm der Historiker absprechen muß.

*Jacob Dodel*

### Ruhm

Stuttgart bot Rezitationen aus Stefan George, dessen gedankenbeladene Dichtungen sich freilich für Wiedergabe im Rundfunk nicht ganz eignen. Dazu paßten schon besser die heiteren Verse von Wilhelm Busch, die der gleiche Sender lesen ließ...

Ein Dichter, der nicht fernab von jedem Publikum nur seinem Genius dient, sondern den Eintagsruhm einheimsen muß, weil die Unsterblichkeit sich ihm versagt, ein solcher Harlekin des Heute muß unaufhörlich Reklame machen und der Trommler seiner selbst sein. Carl Sternheim, zum Beispiel, Theaterbesuchern durch „Bürger Schippel", „Familie Schimek" und dergleichen bekannt.

*Das Neue Reich*
*(katholisch)*

## Hinweise der Redaktion

### Berlin

Gesellschaft der Freunde des neuen Rußlands. Donnerstag 20.00. Singakademie. Warum sind Papst und Kirche gegen die Sowjetunion? Es sprechen: Hans Hartmann, Kurt Hiller, Herbert Ihering, Karl Vogel.

Antikriegsmuseum, Parochialstr. 29. Freitag 20.00: Wie verhindern wir den nächsten Krieg? Walter Rüdiger.

Deutsche Liga für Menschenrechte. Sonntag (15.), vormittags 11.30. Deutsches Künstlertheater, Nürnberger Str. „Die Affäre Bullerjahn" von Felix Ziege.

Deutsche Liga für unabhängigen Film. Sonntag (15.) 11.30, vormittags. Rote Mühle Kurfürstendamm 122. Gegenüberstellungen von Joris Ivens' Film von der Zuschüttung des Zuydersees, Teilen aus Turksib, aus Westfront 1918, und Kriegsreportagen. Joris Ivens spricht.

### Hamburg

Radikaldemokratische Partei. Donnerstag 20.00. Patzenhofer, Glockengießerwall am Hauptbahnhof. Erich Lüth: Skandal- oder Gesinnungspresse?

### Bücher

Hermann Kesten: Glückliche Menschen. Gustav Kiepenheuer, Berlin.
E. E. Kisch: Prager Pitaval. Erich Reiß, Berlin.
Arthur Ponsonby: Lügen in Kriegszeiten. Georg Stilke, Berlin.
Friedrich Wolf: Kreatur. Der Bücherkreis, Berlin.

### Rundfunk

**Dienstag.** Langenberg 18.00: Kunst und Gesellschaft, P. Honigsheim. — Leipzig 21.10: Das Meer der Entscheidungen von Arno Schirokauer. — Mittwoch. Königsberg 17.30: Erich Fortner liest Werfel und Wassermann. — Berlin 21.30: Querschnitt durch Gustave Flaubert, Ernst W. Freißler und Edlef Köppen. — Donnerstag. München 19.25: Die Geschichte vom Kapitän Koejkin von Nikolaus Gogol, R. Hoch. — Langenberg 20.45. Kaspar Hauser von Erich Ebermayer. — Leipzig 21.10: Weltgeschichte in Manifesten. — Freitag. Breslau 17.15: Nachwuchs. — Sonnabend. Berlin 18.30: Antisemitismus, Friedrich Hielscher und Herbert Ihering. — Leipzig 18.40: Adam Scharrer liest. — Berlin 19.40: Die Erzählung der Woche, Leo Lania.

# Antworten

**Sozialdemokrat.** Die diesjährige Ausrede Ihrer Partei für die Bewilligung des Reichswehretats liegt darin, daß sich die Nazis aber ordentlich ärgern sollen, wenn die Sozialdemokratie auch ohne sie alles bewilligt. Und Hugenberg wird sich giften! So national wie die abmarschierenden Parteien sind wir, die Sozis, doch alle Tage! Die Ausrede für 1932 werden wir Ihnen seinerzeit mitteilen.

**Dr. Wilhelm Berkelhammer, Krakau.** Sie schreiben zu dem Artikel von Julie Blasius in der ‚Weltbühne', Nr. 49: „Gibt es einen Mädchenhandel oder nicht? Es ist klar: einen Mädchenhandel im Sinne des alten und auch heutigen Negerhandels, mit Anwendung von physischer Gewalt, gibt es nicht. Niemand wird nach Buenos Aires gezwungen. Niemand wird verschleppt, im Sinne einer physischen Überrumpelung. Wenn Frau Blasius unter Mädchenhandel ‚die zwangsweise Verschleppung und unfreiwillige Einschließung von jungen Frauen zu Zwecken der Prostitution' versteht, so hat sie recht: einen solchen Mädchenhandel gibt es nicht. ‚Mädchenhandel' im üblichen, sozusagen osteuropäisch-argentinischen Sinn, bedeutet aber etwas ganz andres. Seine Mittel sind nicht Zwang und physische Gewalt, sie sind viel feiner und delikater. Dieser Mädchenhandel beruht auf Täuschung, Betrug, Vorspiegelung falscher Tatsachen. Dies ist Mädchenhandel. Wenn eine schon mehr oder weniger der Prostitution ergebene Frau von Lodz oder Bialystok nach Buenos Aires reist, um dort höhere Einkünfte zu erzielen, so schert sich darum kein Mensch und kein Komitee. Dies ist kein Mädchenhandel. Mädchenhandel beginnt erst dort, wo verbrecherische Individuen — eben Mädchenhändler — ein Mädchen, die keine Prostituierte ist, in ihre Maschen locken, indem sie ihm einreden, daß sie ihm in Amerika eine glänzende Anstellung verschaffen werden (in einer Filmgesellschaft, Variété etcetera) oder indem sie das Mädchen ganz einfach ‚heiraten'. Das auf diese Weise irregeführte Mädchen respektive die bereits ‚verheiratete' Frau geht dann nach Argentinien, wo sie, aller Familienbande sowie jeder andern Hilfe bar, in neunzig von hundert Fällen dem Bordell verfallen muß. Das verhandelte Objekt ist hier das Mädchen, die Barauslagen bestehen in Schmuck und Geschenken, eventuell auch in Geldzuwendungen und Geschenken an die ‚Schwiegereltern', den Schandlohn streicht der Mädchenhändler ein, der entweder ein selbständiger Lieferant ist oder im Dienst einer großen Bande steht. Das sind alles Sachen, die in Polen jeder Mensch weiß. Frau Blasius kann sich aber nicht vorstellen, daß Eltern eine Tochter übers Meer schicken, Geld empfangen und dabei nicht wissen sollten, worum es sich eigentlich handelt. In Berlin gibt es solche Eltern wohl kaum. Hat aber Frau Blasius überhaupt eine Ahnung, wie abgrundtief die Finsternis in kleinen, abgelegenen, gottvergessenen Nestern in den östlichen Randgebieten Polens ist? Alle paar Tage bringen polnische Tagesblätter folgendes typische Bildchen: In einem winzigen Städtchen, in dem dreiviertel aller Einwohner bettelarm sind, erscheint ein vornehm aufgemachter jüdischer junger Mann aus Amerika, der eine Braut sucht. Er ist ein ‚ganzer Amerikaner', aber noch ‚treuer Jude', dem die amerikanischen Mädels nicht passen, der eine reine und züchtige jüdische Haustochter zur Frau haben möchte. Um den jungen Mann beginnt ein förmlicher Wettbewerb, die Heiratsvermittler geraten in Schwung. Schließlich trifft der junge Mann die Wahl. Er beschenkt die glückliche Braut und ihre nicht minder glücklichen Eltern. Dann reist er gewöhnlich geschäftlich weiter. In andern Städten oder Städtchen beginnt er genau dasselbe. Nach ein paar Wochen kehrt er ins Städtchen zurück, die Trauung findet statt. Dabei lernt er andre Mädchen kennen und verspricht der und jener gnädigst eine Anstellung in Amerika. So wird das Netz auch auf weitere Opfer ausgeworfen. Der Rabbiner, der die Trauung vornimmt,

muß kein Gauner sein, wie Frau Blasius meint, obwohl es auch unter Rabbinern Gauner geben kann. Nur ist die Naivität, die Leichtgläubigkeit, die Dummheit der Leute in der tiefen Provinz gradezu grenzenlos. In ihrem aussichtslosen Elend und ihrer furchtbaren Finsternis fassen sie gar keinen Argwohn gegen den amerikanischen Krösus. Jüdische Zeitungen und Organisationen warnen ohne Unterlaß vor ‚amerikanischem Glück', es hilft aber wenig. Die Mädchenhändler sind eben mit allen Salben geriebene Gesellen, die ihre Leute ausgezeichnet kennen und gut wissen, wo und wie der Hebel anzulegen ist."

**Kenner.** Mathematiklehrer Wirth hat den Schüler Nietzsche mit dem Schüler Hitler verglichen: manche Sätze des Schülers Hitler könnten ganz gut vom Schüler Nietzsche stammen. So spricht der typische Vulgärkatholik. Und eingeteilt ist das nun so: Wirth ist ein Nietzsche-Kenner. Hitler ist ein Wirth-Kenner. Und Nietzsche ist ein Hitler-Kenner.

**Neuer Deutscher Verlag.** Ihr veranstaltet ein Preisausschreiben, in dem ihr alle revolutionären und fortschrittlich gesinnten Schriftsteller auffordert, „den aktuellen Roman, der das wahre Gesicht des Fascismus zeigt", zu schreiben. Alle nähern Bedingungen sind bei euch zu erfahren. Eure Adresse ist: Berlin W 8, Wilhelmstr. 48.

**Reisende.** Das Sowjet-Reisebureau „Intourist" veranstaltet Ende April/Mai sechs Gesellschaftsfahrten nach der Sowjetunion. Vier Touren führen nach Moskau und Leningrad, zwei weitere berühren den Süden der Sowjetunion. „Intourist", Berlin NW 7, Unter den Linden 62/63, ist jederzeit zur nähern Auskunft bereit.

**Aufmerksamer Leser.** In Peter Panters Nachttisch aus der letzten Nummer war teilweise versehentlich die Form „ I gess" stehen geblieben, es muß natürlich „I guess" heißen.

**Dresdner.** Geben Sie Ihre Adresse an Fräulein Käthe Gerster, Dresden-Naußlitz, Grenzstr. 84 b. Mittag, die regelmäßige Zusammenkünfte der dresdner Weltbühnenleser in die Wege leiten will.

**Verein sozialistischer Ärzte.** Eine Protestresolution für Friedrich Wolff schließt Ihr mit diesen Forderungen: „1. Sofortige Freilassung der noch verhafteten Ärztin Frau Doktor Kienle. 2. Amnestie der proletarischen Opfer des § 218. 3. Aufhebung der §§ 218 und 184,3." Zu Punkt 1 und 3 ja, ja, ja. Aber Punkt 2...? Warum sollen denn nur die „proletarischen Opfer" amnestiert werden? Praktisch wird es wohl so aussehen, daß dieser Paragraph nur proletarische Opfer gefunden hat. Aber wir möchten doch gern wissen, ob es sich hier nicht etwa um ein Zukunftsprogramm handelt. Das Menschenrecht, über seinen Körper zu verfügen, ist an keine soziale Schicht gebunden, und es soll nicht durch die Hintertür angeblichen Klassenbewußtseins eine neue Muckerei wieder eingeschmuggelt werden, wo wir einstweilen die alte noch nicht durch die Vordertür hinausgesetzt haben.

---

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

**den Abonnementsbetrag für das II. Vierteljahr 1931**

einzuzahlen, da am 10. April die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

---

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten: es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

# Am Katzentisch von Carl v. Ossietzky

Rodomontaden haben in der bürgerlichen Politik nichts verloren. Daher ihre Beliebtheit. „Nachdem ich mich aus militärischen und politischen Gründen zum Wiederaufbau unsrer Seestreitkräfte im Rahmen, den uns der Versailler Vertrag noch ließ, entschlossen habe, stehe und falle ich mit dieser einmal in Angriff genommenen Flottenpolitik. Ein Zurück gibt es für mich nicht." Also Herr Groener.

Wenn wir uns nicht irren, hat sich der Herr Wehrminister schon einmal in einer gewissen historischen Situation ähnlich kraftvoll ausgedrückt. Das war im Januar 1918, als sich gegen das Hindenburgprogramm der Streik der Munitionsarbeiter erhoben hatte. Damals sah Herr Groener darin, nicht ohne Unrecht, das Flackern der Revolution und sandte die Kartätschen seiner Beredsamkeit dazwischen. Als dann die Revolution wirklich kam, da dachte Herr Groener nicht mehr daran, zu stehen und zu fallen, er ging vielmehr mit. Daraus soll ihm kein Vorwurf gemacht werden, es war das wohl die vernünftigste Handlung seines Lebens. Herr Groener, der sich wie ein eiserner Ritter vor seinen Panzerkreuzer stellt, ist in Wahrheit aus viel weicherm Teig gebacken.

Warum also alljährlich dieser Krach um ein maritimes Bauprogramm, für das sich außerhalb des Wehrministeriums niemand interessiert und an dessen militärische Bedeutung niemand mehr glaubt? Die große Anteilnahme, mindestens in diesem Jahre, geht auf soziale, nicht auf militärische Dinge. Eine Vertagung des Bauprogramms hätte vielleicht in der Redaktion des ‚Angriffs' einen kleinen Gesäßkrampf hervorgerufen, aber sonst niemanden ernstlich tangiert. Warum also so viel Hartnäckigkeit in einer so überflüssigen Sache?

Wenn dieses Wunderschiff B auch militärisch nicht mehr bedeutet als ein leicht angetrunkener Sterndampfer, so hat es doch eine politische Funktion, die weit wichtiger ist als seine sonstigen glorreichen Perspektiven: es erinnert nämlich die Sozialdemokratie an ihre von Gott und Brüning gewollten Abhängigkeiten. Dieser Panzerkreuzer, von einer sozialdemokratischen Regierung in einer allzu blauen Stunde empfangen, ist für immer deren Kind. Nun meldet sich dieses Kind Jahr für Jahr und schreit nach seiner Rabenmutter. Jedesmal, wenn die Sozialdemokratie grade eine höchst entschiedene Opposition beziehen will, dann geht das fatale Geschrei wieder los und erinnert an Familienpflichten. Und selbst wenn die Partei schon dumpf entschlossen ist, von jetzt an sich taub zu stellen, dann darf sie sich nicht zurückziehen, ohne dafür gesorgt zu haben, daß sich wenigstens Andre ihres Sprößlings annehmen. So mußte sie sich zornigen und verwirrten Gemüts ihren Kopf zerbrechen, woher Herr Brüning das Geld nimmt, das sie nicht zugestehen will. Denn wenn der Generalvormund Brüning geht, dann wird alles noch viel schlimmer. Diesmal hat die Partei die erlösende Formel gefunden, daß die „Reichen" ihren Kreuzer selbst bezahlen sollen, das heißt, die Einkommensteuer auf Einkommen über

20 000 Mark soll erhöht werden, ebenso die Tantiemesteuer. Das hört sich zunächst recht verwegen an, aber, weiß Gott, was Herr Brüning jetzt schon für Kompensationen für die hart getroffenen Reichen in petto hat, Kompensationen, die wieder auf Kosten der Sozialdemokratie und der von ihr vertretenen Schichten gehen. Und im nächsten Jahre hat die arme Partei ihren Balg doch wieder auf dem Pelz. Es hilft nichts, die Sozialdemokratie sitzt hoffnungslos am Katzentisch. Sie präsidiert der Gesellschaft der Schlechtweggekommenen. Sie trägt die Opfer jener Politik, die angeblich die Hitlerregierung verhindern soll. Zum Dank dafür gibt man ihr eine Kröte nach der andern zu schlucken.

Aber keine Bange, auch der Katzentisch hat seinen Stolz. Auch der Katzentisch hat seine Festredner, die nicht weniger dröhnen können als die Honoratioren an der besser bestellten Tafel. Am Katzentisch steht man, was nationale Hochstimmung angeht, nicht zurück. Wir verkennen nicht den ungeheuren Zwang über dem Handeln der sozialdemokratischen Partei. Aber warum sie einer Politik, die ihrem Bestand ohnehin schon gefährlich ist, jetzt durch taktische Äußerlichkeiten den Charakter des Selbstmordes gibt, das ist schlechthin unbegreiflich. Sie haben richtig verstanden, verehrter Genosse Funktionär, wir sprechen von den Reden der Abgeordneten Stücklen und Schöpflin. Beide Herren waren schon vor 1914 an der alljährlichen Militärkritik im Reichstag beteiligt, aber beide haben auch in den Stürmen des Lebens seitdem diese gute Schule vergessen. Beide freuen sich sehr, daß wir heute ein republikanisches Heer haben. Diese Freude trübt ihnen die Augen, so daß sie nicht mehr prüfen können, was an diesem Heer eigentlich republikanisch ist. Die Selbstgefälligkeit, mit der Herr Stücklen die republikanischen Errungenschaften unsrer Wehrmacht preist, wird noch durch das gut geölte vaterländische Pathos Herrn Schöpflins um einiges überboten. Es ist eine Tollheit, in einer der wichtigsten Fragen einen Mann herauszustellen, der noch nicht über die sozialpatriotische Phraseologie der Kriegsjahre hinausgekommen ist. „Auf Grund ihrer positiven Stellungnahme," so führte Herr Schöpflin im Haushaltsausschuß aus, „habe die Sozialdemokratie die Vaterlandsverteidigung immer bejaht, auch schon in der Kaiserzeit. Er sei nicht nur Sozialdemokrat, sondern auch Deutscher. Wenn es sich um das deutsche Volk und das deutsche Vaterland handle, dann gehe er zehnmal lieber mit Herrn Groener, als nur einmal mit Herrn Stöcker." Das soll die grundsätzliche Erklärung der Sozialdemokratie zum Wehretat sein? Das in einer Zeit, wo die Sozialdemokratie ständig von der Zusammenfassung aller antifascistischen Kräfte spricht. Diese Rede allein wird ein paar hunderttausend Stimmen kosten.

Niemals hat die Sozialdemokratie eine bindende Bejahung der Landesverteidigung ausgesprochen, allerdings auch niemals das Gegenteil. Es ist ihre Tragik, daß sie zu keiner vollen Eindeutigkeit gelangt ist. Aber das berühmte Wort August Bebels, daß er selbst die Flinte auf den Buckel nehmen würde, wenn der Zarismus über Deutschland herfiele, kann nicht als Dogma geltend gemacht werden, denn es ergab sich

aus einer bestimmten Situation. Dennoch waren seine Folgen schlimm genug: die Geschichte vom russischen Angriff ermöglichte es Bethmann Hollweg, die Partei vor des Kaisers Kriegskarosse zu spannen. Aber wir brauchen grade diese Frage nicht historisch zu betrachten, die Gegenwart genügt. Welche Politiker, welche Parteien in Deutschland bejahen denn heute die absolute Landesverteidigung? Glaubt denn jemand, daß Hugenberg, Hitler und Stahlhelm Deutschland gegen einen Angriff verteidigen würden, an dem Italien und Ungarn beteiligt sind? Und ist es nicht allmählich bekannt geworden, daß in der Reichswehr Strömungen vorhanden sind, die sie bald an eine westliche, bald an eine östliche Koalition heften wollen? Die Reichswehr will sich lieber ihre Gegner selbst aussuchen, anstatt sich an eine abstrakte Formel zu heften. Grade in der augenblicklichen Phase ist „Landesverteidigung" eine Fiktion. Jeder Krieg würde Deutschland heute in mehrere Teile zerreißen, und mindestens einer davon würde den Angreifer als Verbündeten begrüßen. Den sozialdemokratischen Wehrpolitikern, die am Katzentisch so selbstbewußt pokulieren, als wäre ihr Gänsewein Krambambuli, aber sei es verraten, daß ihre Genossen im Lande keinen ranzig duftenden patriotischen Snobismus wünschen, sondern eine Politik, die das Land möglichst niemals in die Lage bringt, seine Unabhängigkeit verteidigen zu müssen. Denn Vorbeugung ist alles.

---

## Das italienische Beispiel von K. L. Gerstorff

Wenn hier von Italien gesprochen wird, dann wird von Deutschland gesprochen. Man kann meine Absichten nicht mehr mißverstehen, als wenn man annimmt, daß hier beabsichtigt wird, einiges zur Historie Italiens im letzten Jahrzehnt zu sagen. Sicher ist, daß der Weg des Fascismus in Italien ein andrer war und ist, als der Weg des Fascismus in Deutschland; und wir werden auf sehr große Differenzen ausführlich einzugehen haben. Auf der andern Seite aber ist die Übereinstimmung vielfach so frappierend, daß man für die italienischen Namen die deutschen einsetzen kann. Eine marxistische Gesamtdarstellung vom Werdegang des Fascismus ist bisher nicht erschienen, obwohl wir sie bitter nötig hätten. Unsre Analyse stützt sich daher auf das Buch des kölner Professor Erwin von Beckerath. Dies Buch ist ausgezeichnet. Es ist von einem Mann geschrieben, der es ablehnen würde, wenn man ihn als Marxisten bezeichnete, der in seinem Buche direkt protestiert gegen marxistische Versuche zur Analyse des Fascismus in Italien. Dies Buch bringt kein systematisches Material über den gesamten ökonomischen Unterbau in Italien, es geht vielleicht zu ausführlich auf die Staatstheorie, auf die Ideologie ein, die der Fascismus zur Begründung seiner Politik selbst fabriziert hat. Trotz aller dieser Einwände ist es doch ein ganz ausgezeichnetes Buch. Es decouvriert den Fascismus sogar noch deutlicher als Bücher von marxistischen Autoren, weil man von einem marxistischen Autor antifascistische Stellung als selbstverständlich annimmt

und damit den Willen, zu decouvrieren; während das Buch Beckeraths durch die einfache Darstellung den fascistischen Kooperativ-Staat bloßlegt, als das, was er ist, als die schlimmste Form kapitalistischer Ausbeutung, die heute in kapitalistischen Großstaaten herrscht.

Nun zum Werdegang des Fascismus in Italien. Wer waren die Massen, die in Italien die Avantgarde bildeten? Es waren wie in Deutschland die proletarisierten Mittelschichten:

Aber das Hauptstück in der breiten Angriffsfront, die Italien zu den Waffen rief, stellten Elemente aus der Mittelschicht. Sie steht, nach einem Ausspruch Rodolfo Mondolfos, „ökonomisch und geistig ... zwischen Proletariat und eigentlich-kapitalistischer (Agrar-, Industrie- und Finanz-) Bourgeoisie" ... Innerhalb der Mittelklasse lassen sich zahlreiche Gruppen und Schichten unterscheiden. Auf dem Lande gehören Bauern und Pächter dazu; in der Stadt: Handwerker, Kleinhändler, technische und kaufmännische Angestellte der großen Privatunternehmungen, Beamte in Staat, Provinz und Gemeinde; weiter die freien Berufe, also Advokaten, Lehrer und Ärzte.

Diese Mittelschichten waren durch den Kriegsausgang enttäuscht, die Entente hatte Italien um einen Teil der Siegesbeute betrogen, die Wirtschaft lag darnieder, den Mittelschichten ging es schlecht, das Kapital war erschrocken, nachdem die Arbeiter 1920 die Fabriken besetzt hatten. Die italienische Plutokratie hatte dieselben Interessen, die das deutsche Monopolkapital hat; es mußte verhindern, daß diese Mittelschichten mit den Arbeitern einen gemeinsamen Block bildeten. Es mußte an die Besitzinteressen der Mittelschichten anknüpfen, die durch die Fabrikbesetzung der Arbeiter aufgeschreckt waren. Man suchte die ökonomischen Zusammenhänge zu verdunkeln:

Es bildete sich so innerhalb des städtischen Mittel- und Kleinbürgertums eine typische Ressentiment-Stimmung, welche ebenfalls zur Entladung drängte. Eigentümlicherweise erkannte man nicht die Beziehung, welche zwischen der eignen Notlage und der Industrialisierung des Landes bestand, sondern konzentrierte den Haß ausschließlich auf das industrielle Proletariat.

Die Mittelschichten erkannten die Zusammenhänge nicht, und die Plutokratie hatte das entscheidende Interesse daran, daß sie diese Zusammenhänge erst erkannten, als es zu spät war und als die fascistische Regierung schon fest im Sattel saß.

Wir wissen, daß die deutschen Nationalsozialisten kein festes Programm haben, daß die bisher von ihnen publizierten Schriften, soweit sie ökonomische Fragen behandeln, sich in allen entscheidenden Punkten widersprechen. Und es ist kein Zufall, daß Herr Hitler Herrn Feder verboten hat, noch einmal Programmdiskussionen zu führen. Diese Programmlosigkeit ist keine Erfindung der deutschen Nationalsozialisten. Der Fascismus ist ihnen auch hier vorausgegangen.

Mit großem taktischen Raffinement hatte Mussolini dem Fascismus durch mehr als zwei Jahre den Charakter einer bloßen Bewegung (movimento) gewahrt, ohne eine festgefügte Partei daraus zu machen. Eine spontane Bewegung gegen die Gefahren des Kommunismus, militärisch organisiert, doch unbelastet durch unverdauliche Programme, das entsprach der Psyche des aktivsten Teils seiner Anhänger. Es hatte zudem den unschätzbaren Vorteil, daß alle Personen, die an dem Vorgehen gegen Sozialisten und Kommunisten

Gefallen fanden, mitmachen konnten, einerlei bei welcher Partei sie eingeschrieben waren. Die Mitläufer waren für die Erfolge nicht weniger wichtig als die bei den Verbänden Eingeschriebenen.

Von hier aus begreift man erst, daß die Bemühung Mussolinis, das Programm im undeutlichen Zwielicht zu lassen und von seinen Anhängern eine „aktiv-dynamische" Haltung zu fordern, eine taktische Pointe hatte. Der Fascismus verdankte seine schnelle regionale Ausbreitung zwischen Mailand und Perugia der Tatsache, daß er die Eigenschaft des Chamäleons besaß, sich der jeweiligen Unterlage anzupassen. Der gemeinsame Gegner wurde klar erkannt, die positiven Inhalte verschoben sich jeweils nach den Bedürfnissen der Gefolgschaft. Die Hauptklasse, aus welcher sich die Anhänger rekrutierten, waren die ceti medi, deren reale Interessen und ideologische Bindungen verschieden waren. Das genügte schon, dem Fascismus einen regional verschiedenen Charakter aufzuprägen, der sich verschärfen mußte, als die Bewegung energisch in die obern und untern Klassen übergriff. Der Fascismus war agrarisch in den landwirtschaftlichen Provinzen, aber differenzierte sehr fein, je nachdem er in der Hauptsache Groß- oder Kleinbesitz vorfand. In der Emilia war die Bewegung eine Reaktion des Kleinbesitzes und der Pächter gegen die Tagelöhnerorganisationen, während sie sich in Sizilien mit dem Großgrundbesitz, in Oberitalien mit der großen Industrie verband. Romantisch in Mailand und literarisch-studentisch in Florenz, färbte sie sich republikanisch in der Romagna, reaktionär in Modena. Der Katalog solcher einander widersprechender Züge ließe sich leicht vermehren.

Die letzten Sätze lesen sich so, als ob sie direkt auf die deutschen Verhältnisse gemünzt wären. In Ostpreußen treten die Nazis für die Junker ein, in Holstein für die Kleinbauern, in den Städten einmal für das Handwerk, ein andermal für das „produktive" Kapital. Die Programmlosigkeit ist das Prinzip des Fascismus. Der italienische Fascismus hatte nicht das mindeste Bedenken gehabt, nach der Machtergreifung das Gegenteil zu tun, was er vor der Machtergreifung versprach. Mussolini hatte nach Beendigung des Krieges seine Kampfverbände nach Mailand gerufen. Wie sah damals sein Programm aus?

Mussolini ergoß ein Füllhorn demokratisch-syndikalistischer Forderungen über die Anwesenden aus: Einberufung einer konstituierenden Versammlung, die als Zweig einer internationalen Versammlung gleicher Art gedacht war; Proklamation der Republik, weitgehende Dezentralisation und Autonomie der Provinzen und Gemeinden, sowie Abschaffung der Bureaukratie; Abschaffung des Senats, des Adels, der Wehrpflicht; Versammlungs- und Preßfreiheit; Auflösung der Aktiengesellschaften, Unterdrückung jeder Art von Spekulation, von Banken und Börsen; Konfiskation unproduktiver Einkünfte; das Land den Arbeitern, Syndikalisierung des Verkehrs und der öffentlichen Dienste.

Beckerath begnügt sich bei seiner Kritik mit dem Satz: „Es war grade das Gegenteil von dem, was der Fascismus später verwirklichen sollte." Mit welcher Selbstverständlichkeit der Duce nach der Machtergreifung seine „Überzeugung" umkrempelte, dafür noch ein schlagendes Beispiel: Als Mussolini das erste Mal mit dreißig Anhängern in die Kammer einzog, gebärdete er sich als überzeugter Republikaner und verließ bei der Verlesung der Thronrede den Sitzungssaal. Kommentar überflüssig. Interessant ist nur, daß er seine spätere Schwenkung bereits vorbereitet hatte.

Der Fascismus ist nur „der Idee nach republikanisch"; er ist bereit, dieses Ziel zurückzustellen, vielleicht ganz zu vergessen, wenn die Rücksicht auf das Land es erfordert. „Keiner kann darauf schwören, daß die Sache Italiens notwendig an das Schicksal der Monarchie oder die Errichtung der Republik gebunden ist. Dieser Satz ist entscheidend. Er rückt die delikate Frage der Staatsform an die zweite Stelle."

Die Avantgarde des Fascismus bildet in Italien wie in Deutschland die proletarisierte Mittelschicht; das Monopolkapital hatte in Italien nicht die gleiche ökonomische Macht wie in Deutschland. Vor der Machtergreifung waren die Beziehungen des Fascismus zur Plutokratie noch nicht so stark wie bei uns. Beckerath schreibt: „Der Einfluß der Großbourgeoisie sollte sich in der fascistischen Politik erst auswirken, nachdem die Bewegung zur Macht gelangt war." Aber die Großindustrie hatte doch bald erkannt, wer am besten ihre Klasseninteressen vertrat und sie handelte danach. „In entscheidender Stunde, kurz vor dem Marsch auf Rom, hatte die Confederazione generale dell'Industrie, die großgewerbliche Vertretung Italiens, den König wissen lassen, daß die ‚Welt der Industrie' für Mussolini sei."

Und die Großindustrie wußte genau, warum sie den Fascismus finanzierte, ebenso wie sie es in Deutschland weiß. Denn der Fascismus führt wirtschaftlich die Politik des Monopolkapitals durch.

Die Maxime, welche De' Stefani seiner Steuerpolitik zugrunde legte, lautete, man dürfe den Baum nicht fällen, um die Früchte zu genießen. Die Lasten sollten über alle Schichten des Volkes verteilt werden. Nach der demokratisch-sozialistischen Finanzpolitik der letzten Jahre hieß das nichts andres, als die — durch Geldentwertung in ihrer Wirkung abgeschwächte — Kapitalbelastung zurückgängig machen und die mittlern und untern Klassen schärfer heranzuziehen, obwohl diese trotz der in Kriegs- und Nachkriegszeit geschaffenen Gewinn- und Vermögensabgaben relativ zu schwer belastet waren. Die plutokratischen Züge in der fascistischen Steuerpolitik sind leicht zu erkennen. Die Einschränkung der — in den Sätzen maßlos überspannten Erbschaftsbesteuerung geschah im Interesse des Kapital- und Grundbesitzes; sie war eine schöne Morgengabe an die Latifundien, die von einer solchen Abgabe besonders hart betroffen wurden, weil sie sich ihr nicht entziehen konnten. Die gleiche plutokratische Tendenz hatten die Aufhebung der Gewinn- und Aufsichtsratssteuern und verwandte Maßnahmen... Kaum eine andre Frage zeigte den konservativ-plutokratischen Geist des fascistischen Regimes klarer als die Haltung gegenüber dem Großgrundbesitz. Die Zerschlagung der Latifundien war ein Lieblingsgedanke der Popolari; schon das fascistische Programm von 1921 hatte an Stelle der sozialen Ausgeglichenheit die wirtschaftliche Ergiebigkeit zum Maßstabe der innern Kolonisation gemacht. Indem dieser Gedanke sich nach der Machtergreifung gesetzlich fixierte, wurde die Aufteilung des Großgrundbesitzes praktisch ad calendas graecas vertagt... De' Stefanis Steuerpolitik war gegen den Mittelstand gerichtet und es ist eine Erfahrungstatsache, daß auf keinem Feld staatlicher Tätigkeit das politische Verhalten des Bürgers so stark reagiert wie auf Maßnahmen in der Besteuerung. Daß die fascistische Steuerpolitik Mittelstand und Arbeiter ungünstig beeinflussen mußte, liegt schon in dem von ihr erkannten Grundsatz; nach der übermäßigen Heranziehung des Kapitals durch vorfascistische Regierungen müßten die

Lasten auf breitere Schultern verteilt werden. Die Erfassung von Löhnen und Gehältern traf Beamte und Arbeiter in öffentlichen Diensten. Die Belastung des landwirtschaftlichen Einkommens, womit man bisher in dem Agrarlande Italien lax gewesen war, unterwarf mittlere Eigentümer und Pächter einer Steuerart, von der sie bisher nichts gewußt hatten. Kleine Landleute, die nach ihrer Gesinnung unzweifelhaft dem Mittelstand angehörten, gerieten dadurch in peinlich engen Kontakt mit der Steuerbehörde. Dazu kamen andre Bestandteile der neuen Wirtschaftspolitik, wie die Entlassungen in den großen Staatsbetrieben, die Abschaffung des Mieterschutzes und der Rest der Zwangswirtschaft, welche gleichfalls die Interessen des Mittelstandes empfindlich treffen mußte.

Die Fascisten haben also nach der Machtergreifung eine Wirtschaftspolitik gegen die Interessen der breiten Massen für das Großkapital und den Großgrundbesitz getrieben. Frick tut in Thüringen dasselbe. Er ist bei Mussolini in die Schule gegangen.

Wie waren die einzelnen Etappen auf dem Weg zur fascistischen Machtergreifung? Als die Fascisten in die Kammer einzogen, waren sie noch nicht so stark wie es heute die Nationalsozialisten sind, sie hatten jedoch die Sympathien großer Teile der bürgerlichen Parteien:

Die Haltung der bürgerlichen Führer in der Kammer war größtenteils dadurch bestimmt, daß die Wähler schon optiert hatten. Der rechte Flügel der Popolari, die Nationalisten, demokratische Soziale, der größte Teil der Liberalen folgten Mussolini unbedingt. Eine gewisse Zurückhaltung legten die linksgerichteten Giolittianer an den Tag; gleichwohl hatte im ersten Ministerium Mussolinis ein Anhänger Giolittis, Teofilo Rossi, das Handelsministerium übernommen.

Voraussetzung für den weitern Anstieg war die Entwicklung des Parlamentarismus, der sich immer mehr selbst entmündigte. Beckerath schreibt: „Es ist eine historische Erfahrung, daß bei jedem geglückten Umsturz die angreifende Partei nicht nur durch ihre Bereitschaft, Gewalt anzuwenden, ans Ziel gelangt, sondern ebenso dadurch, daß die in der Herrschaft befindliche Klasse sich selber aufgibt. Eine Bestätigung dieses Satzes war die Haltung des italienischen Parlaments, das selber aus Verhältniswahlen hervorgegangen war, gegenüber der Reform Mussolinis ein Jahr früher, im Sommer 1923" — Sätze, die wortwörtlich für unsre heutige parlamentarische Situation zutreffen. Die Regierung Brüning regiert parlamentarisch, sie erledigt den Etat durch Majoritätsbeschluß, nicht durch den Artikel 48; aber sie macht gleichzeitig das Parlament funktionslos, sie bekommt die parlamentarische Majorität, indem sie droht, falls sie beim Etat in der Minorität bleibt, mit dem Artikel 48 zu herrschen. Das deutsche Parlament führt so nur ein Scheindasein, wie es die italienische Kammer führte, als die Fascisten noch in der Minorität waren. Nachdem die Fascisten jedoch auf der Basis eines Wahlrechts, das die Kammer zu ihrer eignen Vernichtung beschloß, die Majorität bekamen, wurden sie nicht parlamentarisch-demokratisch, wie manche bürgerlichen Illusionspolitiker gehofft hatten, die ihnen den Weg bereiteten, im Gegenteil: die fascistische Diktatur steigerte sich von Jahr zu Jahr, um nach der Ermordung Matteottis, die das ganze System gefährdete, die heutige Form anzunehmen.

Die fascistische Gewaltherrschaft, die die gesamten nicht fascistischen Parteien und die Arbeiterorganisationen unterdrückt, ist auch in Italien nicht vom Himmel gefallen, sondern ist auf einem etappenreichen Wege durchgeführt worden:

Die Phase der Herrschaft, welche 1925 einsetzte, ist dadurch ausgezeichnet, daß der Fascismus das Gesetz und die Vollzugsorgane des Staates mit Energie und Methode zum Schutze seiner Macht aufbietet. In steigendem Maße wird das politische Eigenleben erstickt; das gedruckte Wort, die politische und gewerkschaftliche Organisation, die Propaganda in jeder Form, das alles verfällt der Strafe, sofern die verlangte Übereinstimmung mit dem herrschenden Regime nicht vorliegt... Da nach 1925 die Machtmittel des Staats voll eingesetzt wurden, so ist es nicht wunderbar, wenn die spontane fascistische Gewalttätigkeit von oben gebremst wurde und nachließ. Je mehr der Staat selber zum Werkzeug der Partei wurde, desto leichter fiel es ihr, auf Sonderaktionen zu verzichten.

Über die Methode, die Presse zu unterdrücken, während man sie scheinbar noch legal bleiben läßt, schreibt Beckerath:

Es gibt drei Mittel, mit welchen man der Presse wirksam zu Leibe gehen kann. Der Fascismus hat mit der gelegentlichen Zerstörung von Redaktionen und Druckereien begonnen..., das zweite Mittel, welches sich nur die Partei, die zur Herrschaft gelangt ist, leisten kann, ist die Knebelung der Presse durch Gesetz, das dritte besteht darin, daß man Konkurrenzorgane bildet, feindliche Blätter ankauft oder einen Wechsel in der Leitung auf mannigfache Weise — persönliche Bedrohung, Preßkampagne — erzwingt. ... Erst einen Monat nach der Ermordung Matteottis ging die Regierung dazu über, die Presse ihre Schärfe fühlen zu lassen. Eine später vom Parlament genehmigte Vorlage, welche gleichsam den Auftakt zur Radikalisierung der Bewegung darstellt, legte den Zeitungen weitere Daumschrauben an: Herausgeber und Eigentümer wurden für Schäden, die durch ihr Organ angerichtet waren, geldlich haftbar gemacht, die Druckerei nebst ihren Einrichtungen diente als Sicherheit. Vor allem aber wurden Journalistengilden geschaffen, und das Gewerbe selber konnte nur von Eingeschriebenen ausgeübt werden.

Auf einem langen Weg ist der italienische Fascismus zu seiner heutigen Form gekommen. Wir zeigten die Etappen nach dem Beckerathschen Buch, Etappen, deren Darstellung Beckerath selbst oft dadurch unterbricht, daß er die Ideologien bringt, die die fascistischen Kreise selber über die Entwicklung zu haben behaupteten. Beckerath nimmt diese Ideologien selber nicht sehr ernst, meint er doch bei der Darstellung der fascistischen Theorie über den Staat: „Es wäre unbillig, die fascistische Staatstheorie wissenschaftlicher Kritik zu unterwerfen. Sie ist Ausfluß eines bestimmten politischen Wollens, Staatsmetaphysik, keine Theorie, die das Wesen des Staates erklärt, sondern eine Lehre, die ihm seine Gestalt eigenwillig vorschreibt." Das ist bei aller Höflichkeit deutlich genug. Das Beckerathsche Buch kann nicht warm genug allen empfohlen werden, die mit wachen Augen die kommende deutsche Entwicklung verfolgen. Schon heute, also in der Zeit, in der die Nationalsozialisten noch in der Opposition stehen, in der die halbfascistische Regierung Brüning sich parlamentarisch gegen sie wendet, treten die Parallelen auf allen Gebieten mit außerordentlicher Klarheit hervor. Wenn die ‚Germania' das Wort Mussolinis von der „autoritären" Demokratie aufnimmt, so weiß sie warum.

# Klerikalismus und Militarismus

von Jean Souvenance

Souvenance ist Gründer und Vorsitzender der französischen Gruppe „Jeunesses pacifistes".

Ich habe lange Zeit nicht zugeben wollen, daß die Religionen, besonders die katholische, einige Züge wirklicher Wesensverwandtschaft mit dem Militär zeigen. Als ich dann später die Taten der Priester, ihre Defensiv- und ihre Offensivhandlungen studierte, ihre scharfen Attacken gegen Jeden, der es ablehnt, blind ihren Weisungen zu folgen, mußte ich anerkennen, daß zwischen Klerikalismus und Militarismus eine tiefreichende Affinität besteht.

Dieser wie jener zieht seine Hauptkraft aus den beiden Begriffen: gehorchen, dienen. Jenseits ihrer gibts kein Heil. Unten durch ist der Uniformierte, der von individueller Freiheit redet. Der Offizier wie der Priester beansprucht Sklaven; für Denker haben sie beide nur den Stoß vor die Brust. Bibel und Instruktion sind über alle Kritik erhaben; man hat sich da einfach restlos zu unterwerfen.

Aber wenn gewisse Leute sich dieser Bevormundung recht leicht anbequemen, so gibt es doch glücklicherweise auch andre, die keineswegs dazu bereit sind. Wie soll man diese zwingen? Durch ein Mittel: die Furcht. Auf solche Art wird die Lehre vom unendlich Guten, unendlich Gerechten zum Werkzeug der Gehässigsten. Vor den Marterstrafen des Jenseits zittern die geistig Armen; und die Priester, weiß der Teufel, kennen sich in Höllenqualen aus — ein Blick auf die Geschichte lehrts. Während der mystische Wahn der Einen sich Leutnants herstellt, verlegen sich aus Angst vor der Vergeltung die Andern darauf, Gebete zu brummeln, von denen sie schon das erste Wort nicht verstehen — und im Lauf der Jahrhunderte wächst auf dem Boden von Leichtgläubigkeit und Schwäche eine Religion, die Gewohnheit und Überlieferung nahezu unzerstörbar machen. Stoßen die Offiziere des Kults auf Gegner, dann gehen sie, genau wie die Offiziere des Vaterlands, mit Methoden gegen sie vor, die despotisch und unmenschlich sind (vielleicht von wegen ihrer Gottähnlichkeit); und wir wohnen dem peinlichen Schauspiel bei, daß ein Galilei vor seinen Henkern die Drehung der Erde um die Sonne leugnet, um nicht Verrat am Wesensinhalt der Heiligen Schrift zu begehn! Nicht jede Wahrheit taugt zum Verkünden; aber jede Wahrheit ist Denen ein Greuel, die ihr Spiel treiben mit den Einfältigen, mit den Seelen im Düster (das sie dabei zu erhellen vorgeben), um sie zum eignen Frommen zu kneten. Nebenbei bemerkt, sind die hierzu ausgesuchten Teig-Seelen ganz besonders nachgibig (Kinder, Weiber mit der Urteilskraft eines Embryos, Kranke, Greise, Sterbende; alle, die nicht begreifen... oder die ihr Elend zu einem äußersten Mittel peitscht, so sinnlos es sein mag)

Gewiß, die kirchliche Bevormundung erscheint auf den ersten Blick sanfter und erträglicher als die militärische. Sie braucht keine Gestellungsbefehle, keine Gewaltmärsche, kei-

nen Arrest, sie breitet ihre Fehler nicht im Tageslicht aus; sie ist subtiler, feiner, gehirnlicher, aber eben dadurch noch gefährlicher ... Man erinnere sich jenes Mäuschens, das sich einem Hahn und einer Katze gegenübersah und plötzlich eine fürchterliche Angst vor dem Hahn bekam und Freundschaftsgefühle für die Katze. Wenn der Hahn nur sehr ungefähr den Militarismus verkörpert, dann stellt die Katze ziemlich genau den Klerikalismus dar. Er ist verschlagen und falsch wie sie. Man traue seinem Schnurren nicht; man liefre ihm kein neues Opfer! Man wird heil bleiben, wenn man den Fall studiert und dabei entdeckt, daß besagter Hahn und besagte Katze sich gegenseitig fabelhaft verstehn. Nun behauptet das Sprichwort: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist ...", was umso wahrer bleibt, je vortrefflicher sich der Klerikalismus auf den Zauber der Uniform und der prunkvollen Zeremonien versteht. Er begreift sehr gut, daß der Glockenklang den der Trompeten ergänzt und daß ein golden geschirrter Bischof denselben Einfluß auf die Menge ausübt wie ein General mit Klempnerladen. Der Klerikalismus beherrscht mit Vollendung die Kunst der Tragikomödie (übrigens ging aus der katholischen Religion das Theater hervor), und er weiß seine glänzendsten Ausstattungsstücke einer nützlichen Propaganda dienstbar zu machen. Ein geriebener Kaufmann, kämpft er unerbittlich gegen jede Konkurrenz, und wenn die Anständigkeit ihn manchmal im Stich läßt, dann verbucht er das in seiner Gewinn- und Verlustrechnung und hält sich schadlos. Man gehe niemals gegen seine phantastischen Behauptungen mit unwiderleglichen Beweisen vor; man glaube und gehorche! Handelt man anders, dann wird man nur die Feldwebel-Antwort zu hören bekommen: „Das will ich nicht wissen. Maulhalten!"

Der Pfaffe braucht die Armee. Es wäre töricht von ihm, diese Macht links liegen zu lassen. Er paßt sich ihren rauhen Manieren an, er beherrscht sie und ... verteidigt sie; denn ist der Katholizismus seiner Idee nach der Anwalt der Schwachen, so ist er de facto der Anwalt der Mächtigen. Um bestehen zu können, stützt er sich auf das Schwert — während er gleichzeitig das Kreuz schwingt. Ein erschütternder Widerspruch! Aber auf diese Art sichert er sich nach zwei Seiten hin. Er kann ebensogut die Nationalhymne singen wie die Choräle der Liebe. Vor allem hüte Dich, zu verkünden, daß die Kriege der Lehre Christi völlig zuwiderlaufen. Der Pfaffe wird dir beweisen, daß sie eine notwendige Strafe sind, die über dich verhängt wird zur Sühnung deiner vergangenen und künftigen Sünden. Die Kriege beleben den Glauben; was schaden die Mittel — auf den Zweck kommt es an. Und da steckt das Geheimnis dieser verhängnisvollen Allianz Klerikalismus-Militarismus. Der Klerikalismus bereitet die Menschen für den Tod vor; der Militarismus zieht daraus neue Kraft, kompletteres Blühen.

Wie soll man Leute bezeichnen, die Nutznießer der Katastrophen und der Gemetzel sind?

Ich überlasse die Antwort dem Leser.

*Aus dem Französischen übertragen von Kurt Hiller*

# Bei Tschitscherin von Michael Ansky

Zum zehnten Male jährt sich der Tag, an dem in Riga der Friede zwischen Sowjetrußland und Polen geschlossen wurde, jener Rigaer Friede, der die Sowjetunion in ihren heutigen Grenzen stabilisierte und den Grundstein zu einer neuen Entwicklungsperiode des europäischen Ostens legte. Mit dem Frieden von Riga fanden die ersten Jahre des bolschewistischen Regimes, die Zeit des sogenannten Kriegskommunismus, ihren Abschluß. Diese Zeit war mit ununterbrochenen Kämpfen, an den vielen Fronten des Bürgerkrieges wie auch nach außen hin, ausgefüllt.

Die Stellung, die die Sowjetregierung angesichts der von allen Seiten drohenden Kriegsgefahren einnahm, war ausgesprochen defensiv. Die taktisch-politische Überlegenheit Lenins seinen Kriegsgegnern gegenüber fand ihren Ausdruck in dem von ihm damals geprägten Wort: „Der Kriegsoffensive der Feinde stellen wir unsre Friedensoffensive entgegen." Lenin sprach vom Frieden nicht, weil er Pazifist war und das kriegerische Gewerbe haßte. Nein, wenn er glaubte, daß mit blutigen Kriegsmitteln der Sache der Weltrevolution gedient werden könnte, zögerte er keinen Augenblick, den Gegner, wie er es selbst einmal sagte, „mit den Bajonettspitzen abzutasten". Dieser fanatische Revolutionär besaß ein kaltes Hirn und war gleichzeitig mit der härtesten dogmatischen Unnachgiebigkeit der größte Opportunist in der Praxis. Seine Bereitwilligkeit, mit den Gegnern, die das ganze Sibirien, die Ukraine, große Teile des westlichen und nördlichen Rußlands an sich gerissen hatten, einen Waffenstillstand auf der Basis dieser ungünstigen Kriegslage abzuschließen, wurde von seinen Gegenspielern als Beweis für die verzweifelte Situation der Sowjetregierung aufgefaßt, während Lenin nur darauf ausging, eine Atempause zu gewinnen und später die feindliche Front von innen aus zu sprengen. Diese Unterschätzung mußten die Gegner Lenins im Bürgerkriege später mit der eignen Vernichtung büßen.

Auch Pilsudski betrachtete die Verkündung der Leninschen Friedensoffensive als Zeichen der Schwäche. Er hätte ohne Krieg beinahe die selben territorialen Zugeständnisse bekommen können, die ihm ein Jahr später der Rigaer Friede einbrachte. Der Marschall glaubte aber, mühelos und im Parademarsch die ganze Ukraine besetzen und seine Traumidee — das Große Polen von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere — leicht verwirklichen zu können. Der von Pilsudski entfachte Krieg hat den neuentstandenen polnischen Staat dicht an den Rand des Unterganges gebracht. Nicht umsonst nennen die polnischen Geschichtsschreiber die für Polen glückliche Wendung des Krieges das „Wunder an der Weichsel". In Wirklichkeit wurde Polen nicht durch ein Wunder, sondern durch einen Rechenfehler Lenins gerettet.

* * *

Im Volkskommissariat des Äußern, im „Narkomindel" fand die von Lenin proklamierte Politik einen begeisterten Anhänger in der Person Tschitscherins. Unter allen bolsche-

wistischen Führern jener Zeit war vielleicht Tschitscherin kriegerischen Lösungen am meisten abgeneigt. Als die Wellen der Revolution ihn auf den hohen Posten des Volkskommissars für auswärtige Angelegenheiten hinauftrugen, sah er sich der großen, feindlichen europäischen Welt gegenüber gestellt. Er glaubte aber, daß sich für absehbare Zeit ein kriegerischer Zusammenstoß vermeiden ließe, und betrachtete sich als Wortführer und Verfechter der Idee der gleichzeitigen friedlichen Existenz zweier grundverschiedener politischer und gesellschaftlicher Ordnungen — der sowjetrussischen und der westeuropäischen.

Es war kurze Zeit nach dem Beginn der Versailler Friedenskonferenz, als Tschitscherin merkbar bewegt in die Presseabteilung des Außenamtes kam, die ich damals leitete, und zu mir sagte: „Sie werden mich in den nächsten Tagen vermissen. Ich fahre nach Petrograd mit Lenin, um eine Vorfriedenskonferenz mit einem Vertrauensmann des Präsidenten Wilson abzuhalten."

Die Reise Tschitscherins dauerte zwei Tage. Am dritten Tage erschien er in guter Laune im Außenamte. Seine Augen zwinkerten vergnügt durch die runde Brille, sein dünnes Haar und sein kleiner rötlicher Spitzbart waren sorgfältig gekämmt — ein Zeichen seiner innern Ruhe. Ich erfuhr, daß der Abgesandte Wilsons Mr. Bullit war, den der Präsident der U.S.A. vertraulich, ohne Wissen der übrigen Konferenzteilnehmer, nach Petrograd zu Lenin sandte, um die Möglichkeit eines Waffenstillstandes zwischen den kämpfenden Parteien des russischen Bürgerkrieges zu sondieren. Die Verhandlungen Lenins und Tschitscherins mit Bullit dauerten nicht lange. Zum Erstaunen des Amerikaners, der auf größten Widerstand seitens der Bolschewistenführer gefaßt war, erklärte sich Lenin zum Abschluß eines Waffenstillstandes mit den Weißen Armeen bereit.

Diese Episode, nur den wenigsten bekannt, hatte zur Folge, daß Präsident Wilson, nach dem Bericht des zurückgekehrten Mr. Bullit, bei den Versailler Mächten den Plan einer besondern Konferenz zur Befriedung Rußlands durchsetzte. Der aus Versailles an die Sowjetregierung und an alle weißen Regierungen — Koltschaks, Denikins etcetera — ergangene Vorschlag, sich auf den Prinzeninseln im Marmarameere zu einer Aussprache unter dem Vorsitz Wilsons zu versammeln, war direkt auf diese Vorverhandlungen Lenins und Tschitscherins mit Bullit zurückzuführen. Der Plan scheiterte später an der Weigerung der Weißen Regierungen, sich an einen Tisch mit den Bolschewisten zu setzen.

Nach dem Scheitern des Waffenstillstandes entbrannte der Bürgerkrieg mit noch größerer Erbitterung. Im Spätsommer 1919 näherten sich die weißen Armeen im siegreichen Vormarsch Moskau. Ein schwerer Druck lastete auf der roten Hauptstadt. Die Gefahr war groß. Bucharin sprach laut von der nahenden letzten Stunde der Sowjetregierung, Litwinow sagte nervös: „Wir werden am Leben bleiben, wenn wir diesen Monat überdauern." Er hatte Recht.

* * *

Der Krieg mit Polen, der im Frühjahr 1920 ausbrach, war für Tschitscherin ein peinlicher Schlag. Mit allen Kräften hatte er sich gegen diesen Krieg gewehrt. In heftigster Art fuhr er den damaligen Chefredakteur der offiziellen ‚Iswestija' Steklow an, als dieser einen Hetzartikel gegen Polen veröffentlichte. „Ein Krieg mit Polen", schrie Tschitscherin in großer Erregung, „wäre für uns jetzt ein Unglück, und vielleicht eine Katastrophe. Sie müssen sich hüten, die Polen zu reizen."

Nach den ersten Erfolgen nahm der Krieg eine für Polen ungünstige Wendung an. In stürmischer Verfolgung der flüchtenden Armee Pilsudskis nahmen die roten Truppen Bialystok und Brest-Litowsk ein und näherten sich der ostpreußischen Grenze.

Diese Wendung war für die Sowjetregierung eine große Überraschung. Die unverhofften Erfolge der Roten Armee versetzten die Sowjetführer in einen Siegestaumel. In den Couloiren des zu dieser Zeit in Moskau tagenden zweiten Kongresses der kommunistischen Internationale wurde laut die Siegesfanfare geblasen. Ins Herz Europas sollte die rote Fahne der Revolution im Sturm getragen werden.

Eine große Aufregung bemächtigte sich der Ententeregierungen. Das Gespenst des Konvents stand vor ihren Augen. Sie beschlossen zu retten, was noch zu retten war. Der britische Außenminister Lord Curzon schlug der Sowjetregierung telegraphisch einen Waffenstillstand mit Polen vor, der ihr die Demarkationslinie Grajewo-Bialystok und also eine direkte Verbindung mit Deutschland sicherte.

Tschitscherin war in diesen Tagen einer der wenigen, die einen kalten Kopf bewahrten. Er äußerte sich ganz entschieden für die Annahme dieses Vorschlags. Sein Gedankengang war der alte: „Die Zeit arbeitet für uns." Er verteidigte energisch seinen Standpunkt. Diesmal ließ aber Lenin in der entscheidenden Sitzung des Politbureaus den Außenkommissar im Stich.

Zu dieser Stunde saß ich im Arbeitszimmer Ssabanins, des Leiters der Rechtsabteilung im Außenamt, der noch im alten Außenministerium als Ministerialdirektor tätig war. Es war bereits elf Uhr abends. „Wissen Sie", sagte Ssabanin, „ähnlich wie am 30. Juli 1914 habe ich auch jetzt das drückende Gefühl, daß in diesen Stunden das Schicksal Europas für lange Jahre besiegelt wird."

Durch die offenen Fenster dröhnten Schläge zahlreicher Pferdehufe. Eine Kavallerieabteilung ritt zum Bahnhof. Die roten Kosaken riefen: „Auf nach Warschau!" Ssabanin sagte leise: „Möge das Erwachen diesmal nicht bitter sein."

Um Mitternacht kam Tschitscherin mit Schirm und riesiger Aktentasche von der Sitzung zurück. Er war blaß und sichtbar nervös. Sein Standpunkt wurde abgelehnt. Der Vorschlag Lenins, „Polen mit revolutionären Bajonetten abzutasten," wurde gutgeheißen. Der Marsch auf Warschau wurde fortgesetzt.

Kurz darauf erlitt die Rote Armee vor den Toren Warschaus eine schwere Niederlage und flutete weit nach Osten

zurück. Das war die Marne der russischen Revolution, das Ergebnis des größten Fehlers, den Lenin seit Bestehen der Sowjetregierung machte.

* * *

Kurz darauf begann die Friedenskonferenz. Nicht in der Sowjetstadt Minsk. Die eben noch kleinlaute Regierung Pilsudskis wollte von einem Canossagang, natürlich, nichts mehr hören. Die Friedensverhandlungen wurden auf neutralem Boden, in der lettländischen Hauptstadt Riga geführt und standen unter dem Druck der vorwärtsdringenden polnischen Armeen. Nicht nur von der Curzonschen Linie war keine Rede mehr. Die Sowjetunterhändler, die die strikte Weisung aus Moskau hatten coûte que coûte abzuschließen, mußten nicht nur auf die gemeinsame Grenze mit Deutschland, sondern sogar auf die mit Litauen verzichten. Die neuen Konturen Osteuropas wurden am 18. März 1921 in Riga festgelegt.

* * *

Einige Tage später verließ ich Moskau. Beim Abschiedsgespräch mit Tschitscherin sagte ich zu ihm: „Ich möchte einmal meine Erinnerungen über Sie veröffentlichen." Er überlegte einen Augenblick und antwortete: „Gut. Aber nur dann, wenn ich nicht mehr Außenkommissar bin. Und, vor allen Dingen, nicht vor zehn Jahren."

Diese beiden Voraussetzungen haben sich jetzt erfüllt.

---

## Schepplin von Theobald Tiger

Du latschst uff deine jroßen Botten
in Kino durch de janze Welt.
Bei Weiße un bei Hottentotten...
wat hast du alles anjestellt!
Du kommst so an... Der jreeste Recke
valiert trotz seine Niedertracht.
Du kiekst bloß eenmal um de Ecke,
un alles lacht.

Du schmierst se Flammri in Cylinder,
loofst durch de Beene von Pochtier;
du bist so nett zu kleene Kinder,
schmeißt Damens Eis ins Dekollteh.
Denn jehste hin und feifst ein Liedchen,
als hättste weita nischt jemacht.
Und wer dir sieht mit dein Hietchen —:
der lacht.

Vor dir hat jeda schon jesessen.
Trotz Koppweh, Ärja, Not un Schmerz...
Vor dir hat jeda det vajessn.
Ick wer da sahrn: du hast Herz!
Du machst, det die vanimftjen Knaben,
bloß, weil du da bist, Unrecht haben.
Und tragen se dir mit Jebimmel
(noch lange nich!) in dunkle Nacht —:
denn sieht dir Jott in sein Himmel
steht uff
un lacht.

# Steckbrief oder Biographie?

von Cläre Meyer-Lugau

Herr Max Hochdorf, Theaterkritiker des ‚Vorwärts' und Redakteur am ‚8 Uhr Abendblatt', beschert uns die Biographie Rosa Luxemburgs. Mit dieser Frau, die Theodor Wolff „den einzigen Mann der deutschen Revolution" nannte, hat die Lebensbeschreibung so wenig Ähnlichkeit wie Herr Hochdorf mit einem Revolutionär. Er sitzt nach Redaktionsschluß an seinem Tische und schnitzelt in geistigen Überstunden Götter nach seinem Ebenbilde; kein Wunder, daß aus der Riesin, die er nicht meistert, ein mißgestalteter Zwerg wird, ein „Hexengesicht", Karikatur böser Spukgeister. Diese Biographie ist schon in der Struktur eine richtige Springprozession. Einen Schritt vorwärts, zwei zurück. Noch ist Rosa ein Kind, und schon sind wir in der russischen Revolution. Zurück nach Zürich und schon beim deutschen Kriegsrummel. Schon knarren die Noskekarren von 1918, zurück nach Brüssel ins Jahr 1914. Vom Leben Rosa Luxemburgs erfahren wir wenig. Ihre Kindheit, ihr Werden, wird mit dürrsten Worten geschildert. Wir sehen sie durch einige dumpfe Revolutionskomitees geistern, und schon ist sie arriviert. Wir bekommen auch etwas von ihrem Wirken zu spüren, aber so schön objektiv, daß Herr Stampfer seine Freude daran haben kann. „Das alles hat sie gedacht und geschrieben", sagt uns Herr Hochdorf, aber er läßt durchfühlen, daß sie im Grunde doch nicht groß genug war, um die ganz große Koalition in ihrer Vollkommenheit und gottgewollten Naturnotwendigkeit zu begreifen.

Als erste Tat dieser Frau wird ihr Kampf um den Weltenmai geschildert. Sie will diesen Tag mit revolutionärer „Mystik" zum Weltfeiertag des Proletariats machen, und Hochdorf meint erstaunt: „Man wundert sich heute beinahe ein wenig, daß die Arbeiter der Welt es so schwer hatten, diesen kurzen Feiertag zu ihrer körperlichen Erholung und moralischen Erbauung durchzusetzen."

Wie sanft muß an dieser Redaktionsstube der Lärm der Welt verebben, wenn Herr Hochdorf, von den Memoiren der Allerhöchsten Herrschaften, die dort ihr Wesen treiben, erst aufblicken muß, um sich an Bildern zu überzeugen, welch Massengewimmel in Treptow herrscht, und wie es ist, wenn rote Fahnen lustig im Winde flattern. Daß heute wieder die meisten Betriebe arbeiten, daß das Tragen einer roten Nelke während der Arbeit am 1. Mai selbst beim Arbeitsgericht als fristloser Entlassungsgrund gilt, und daß bei schlechtem Zörgiebelwetter die Demonstration im Saale stattfindet, weiß man auf jenen Höhen nicht, wo die Koalitionsmitternachtssonne nie erlischt. Aber die „blutige Rosa" „stürmte mit solchen Idealen", „wahrer Sozialismus war für sie gleichbedeutend mit dem Vorbereiten proletarischer Revolution".

„Erst nach Jahrzehnten, erst während des Weltkrieges erfuhr man, daß diese politische Rebellin auch ein Herz besaß!" Wenn man die Männer der deutschen Revolution ansieht, weiß man, daß zu solchen Revolutionären kein Herz ge-

hört. Gewöhnlich wird man nur Rebell, wenn das Herz glüht, wenn Mit-Leiden an dem Menschheitselend rüttelt. Wenn Rosa Luxemburg Beispiele aus dem namenlosen Elend des Proletariats der Welt ins Gesicht schreit, übt sie, nach Hochdorf, nicht nur ihren „Sarkasmus" sondern auch „ihre glühende Sentimentalität".

Eine Schilderung aus dem Gefängnis. Rosa Luxemburg, wegen Majestätsbeleidigung eingesperrt, verschmäht, den Staat um Gnade anzuwinseln. „Es war der Eigensinn, der sie trieb, auf Freiheit und gute Tage zu verzichten. Sie wollte nicht verwöhnt werden, sondern nur beweisen, daß die Aufopferung der ganzen Persönlichkeit notwendig ist, wenn um die Sache des Sozialismus gekämpft wird." Und wieder ist Hochdorf ein wenig verwundert, da er doch weiß, wie man mit wenig Eigensinn, aber praktischer Vernunft und Objektivität es zu höchsten Stellungen bringen kann.

Und seine Verwunderung hält an. Über die Frau, die Menschenblut vergießen konnte um der revolutionären Idee willen, und doch so zart war, daß sie keine Kreatur leiden sehen konnte, und fühlte mit allem, was litt in dieser Welt. Deshalb wollte sie auch die Kriegskredite nicht bewilligen sondern lieber die Revolution weiter treiben, und Hochdorf meint, daß diese marxistischen Erkenntnisse „der Weisheit letzter Schluß seien, den Rosa Luxemburg zu entdecken gemeint habe".

Farblos vergeht Hochdorf ein langweiliger Weltkrieg, und die Schilderung der Zusammenbruchtage liest sich wie ein mäßiger Indianerroman. Die „Männer der Revolution", vor denen Rosa Luxemburg stets gewarnt hatte, werden nicht einmal mit Namen genannt, weder Ebert, noch Scheidemann oder Noske, nicht einmal andeutungsweise. Dagegen folgt eine ausgiebige Psychoanalyse des Mörders Runge, von dem es heißt: „Der Lügenhusar, Münchhausens und Eulenspiegels Bastard, glaubte beinahe selbst, daß ihm die eisernen Heldenkreuze und Verdienstschnallen durch ein Wunder an den Rock gewachsen wären. Und sein Hirn siedet."

Das ist aber auch kein Wunder in einer Stadt wie Berlin, wo in der sittsamen Zeit der Revolution, da eigentlich nur Ruhe und Ordnung herrschen sollte, grauenhafte Dinge geschehen. „Frauen werden in vernebelten Seitenstraßen überfallen, nicht wegen ihrer Schönheit, sondern wegen ihrer Mäntel, Geldtaschen, Schuhe und Strümpfe." „Durch den kohligen Nebel, auch verdeckt und verwaschen die Ehrlichkeit und Uniform der Soldaten, die sich in Hausierer und Schacherer verwandelten." Die Häuser Berlins „schwammen zudem durch die Luft", während sich in der Königstraße „Sargfabrikanten und die zu ihnen gehörenden Kneipen, Tingeltangel und Kaschemmen" breitmachen. Kurz, an solchem Tage wird die arme Rosa zu rechter Zeit, diese Greuel nicht erleben zu müssen, von der Gegenrevolution bestialisch ermordet.

Diese Biographie ist ein Steckbrief. Eine Enthüllung für Zeitungsleser, die ein angenehmes Gruseln vor dem Zubettgehen lieben. Sie sind eigentlich tollere Dinge gewöhnt, aber mehr hat der Stoff nicht hergegeben.

Warum so ungemäße Stoffe wählen, Herr Hochdorf? Haben wir nicht Männer genug, die es vertragen, von Ihnen biographiert zu werden? Die können Sie schnitzeln wie sie wollen. Es bleibt immer noch genug Holz übrig zu Fetischen, wie sie die modernen Südseeinsulaner in Berlin brauchen. Sie gleichen dem Geiste, den Sie begreifen, nicht aber dieser Frau, die in die Ewigkeit ragt.

# Zur soziologischen Psychologie der Löcher

**von Kaspar Hauser**

> Daß die wichtigsten Dinge durch Röhren gethan werden. Beweise: erstlich die Zeugungsglieder, die Schreibfeder und unser Schießgewehr.
>
> *Lichtenberg*

Ein Loch ist da, wo etwas nicht ist.

Das Loch ist ein ewiger Kompagnon des Nicht-Lochs: Loch allein kommt nicht vor, so leid es mir tut. Wäre überall etwas, dann gäbe es kein Loch, aber auch keine Philosophie und erst recht keine Religion, als welche aus dem Loch kommt. Die Maus könnte nicht leben ohne es, der Mensch auch nicht: es ist beider letzte Rettung, wenn sie von der Materie bedrängt werden. Loch ist immer gut.

Wenn der Mensch „Loch" hört, bekommt er Associationen: manche denken an Zündloch, manche an Knopfloch und manche an Goebbels.

Das Loch ist der Grundpfeiler dieser Gesellschaftsordnung, und so ist sie auch. Die Arbeiter wohnen in einem finstern, stecken immer eins zurück, und wenn sie aufmucken, zeigt man ihnen, wo der Zimmermann es gelassen hat, sie werden hineingesteckt, und zum Schluß überblicken sie die Reihe dieser Löcher und pfeifen auf dem letzten. In der Ackerstraße ist Geburt Fluch; warum sind diese Kinder auch grade aus diesem gekommen? Ein paar Löcher weiter, und das Assessorexamen wäre ihnen sicher gewesen.

Wenn der Mensch ein Loch sieht, hat er das Bestreben, es auszufüllen, dabei fällt er meist hinein. Man tut also gut, um die Löcher einen großen Bogen zu machen, wobei man sich nicht wundern darf, wenn man in andre fällt. Man falle also lieber in das erste. Loch ist Schicksal.

Das merkwürdigste an einem Loch ist der Rand. Er gehört noch zum Etwas, sieht aber beständig in das Nichts, eine Grenzwache der Materie. Das Nichts hat keine Grenzwache: während den Molekülen am Rande eines Lochs schwindlig wird, weil sie in das Loch sehen, wird den Molekülen des Loches... festlig? Dafür gibt es kein Wort. Denn unsre Sprache ist von den Etwas-Leuten gemacht; die Loch-Leute sprechen ihre eigne.

Das Loch ist statisch; Löcher auf Reisen gibt es nicht. Fast nicht.

Löcher, die sich vermählen, werden ein Eines, einer der sonderbarsten Vorgänge unter denen, die sich nicht denken lassen. Trenne die Scheidewand zwischen zwei Löchern: gehört dann der rechte Rand zum linken Loch? oder der linke zum rechten? oder jeder zu sich? oder beide zu beiden? Meine Sorgen möcht ich haben.

Wenn ein Loch zugestopft wird: wo bleibt es dann? Drückt es sich seitwärts in die Materie? oder läuft es zu einem andern Loch, um ihm sein Leid zu klagen — wo bleibt das zugestopfte Loch? Niemand weiß das; unser Wissen hat hier eines.

Wo ein Ding ist, kann kein andres sein. Wo schon ein Loch ist: kann da noch ein andres sein? Und warum gibt es keine halben Löcher —?

Manche Gegenstände werden durch ein einziges Löchlein entwertet; weil an einer Stelle von ihnen etwas nicht ist, gilt nun das ganze übrige nichts mehr. Beispiele: ein Fahrschein, ein Luftballon und eine Jungfrau.

Das Ding an sich muß noch gesucht werden; das Loch ist schon an sich. Wer mit einem Bein im Loch stäke und mit dem andern bei uns: der allein wäre wahrhaft weise. Doch soll dies noch keinem gelungen sein. Größenwahnsinnige behaupten, das Loch sei etwas Negatives. Das ist nicht wahr: der Mensch ist ein Nicht-Loch, und das Loch ist das Primäre. Lochen Sie nicht; das Loch ist die einzige Vorahnung des Paradieses, die es hienieden gibt. Wenn Sie tot sind, werden Sie erst merken, was leben ist. Verzeihen Sie diesen Artikel; ich hatte nur zwischen dem vorigen und dem nächsten ein Loch ausfüllen wollen.

---

# Das Sittlichkeitskartell von Rose Schwarz

> „Es muß durchaus die Vorstellung gewahrt bleiben, daß eine Dame immer, ausschließlich und unter allen Umständen allein schlafen geht.
>
> Tut sie es nicht, so ist das ihre Sache. Jedenfalls brauchen wir es nicht zu erwähnen."
>
> *Redakteur Schulze.*

Wir Frauen haben es nicht leicht.

Wir haben das Wahlrecht bekommen, wir dürfen uns und unsre Kinder ernähren und manchmal auch, denn die Zeiten sind schlecht, den Erzeuger unsrer Kinder. Wir dürfen auch an Zeitungen mitarbeiten und Artikel schreiben, wir dürfen von Frauen erzählen und von ihren Kümmernissen, aber dürfen wir von ihren Freuden erzählen oder von ihrer Art, den Mann zu betrachten?

Zeitungen und Zeitschriften, ausgenommen einige Frauenblätter, werden meist von ältern Herren redigiert, und ältere Herren wollen von der neuen Ordnung der Dinge nicht viel wissen. Wenigstens nicht schwarz auf weiß: quod non est in news-papers, non est in mundo — es könnte sonst womöglich allgemein bekannt werden, daß es bereits Frauen gibt, die nicht nur einige Male verheiratet gewesen sind, sondern die auch sonst mehrere Männer kennen, ohne deshalb den Boden unter den Füßen verloren zu haben.

Womöglich erfährt so etwas die eigne Frau des Redakteurs und zöge ihre Konsequenzen daraus. „Bei mir zu Hause," denkt der Redakteur, „kommt so etwas ja gar nicht vor. Ich würde mir das auch schön verbitten. Wenn hier einer ironisch ist, dann bin ich es. Es geht doch nicht an, daß wir eine Frau schreiben lassen, wie ihr der Mann manchmal mißfällt: in kurzen Socken, mit Strumpfhaltern um die nicht vor-

handenen Waden. Und daß die Liebe ja eine reizende Sache sei; aber morgens unrasiert, mit schlechter Laune möchte sie uns lieber nicht sehen. Und wenn wir in ausgeschlafenem Zustand am Kaffeetisch erscheinen, kann sie das nicht mehr als den Inbegriff des Wünschenswerten betrachten... Ich kann das in meinem Blatt jedenfalls nicht bringen!"

Und das sagen sie alle. Sie glauben, Rücksichten nehmen zu müssen.

Vielleicht aber überschätzen wir den Redakteur? Vielleicht ist es gar nicht er, der das Blatt macht, sondern sein Verleger? Und bringt der Redakteur solch einen Frauenartikel, dann sagt der Verleger in der Konferenz zu der versammelten Angestelltenschar, die ihm meist nicht so wertvoll erscheint wie seine Druckmaschinen: „Da habe ich bei uns gestern dieses Feuilleton gelesen, aus dem hervorgeht, daß eine sogenannte anständige Frau auch noch andre Männer näher kennt und daß sie sich darüber lustig macht, wie wir im unrasierten Zustand aussehn. Meine Herren, Sie werden mir zugeben, daß unsre Leserschaft das bisher noch nicht gewußt hat und daß es unsre vornehmste Aufgabe ist, sie vor diesen Erkenntnissen zu bewahren. Außerdem war der Gerichtsbericht über Lieschen Neumann zu kurz!"

Der Verleger und seine Redakteure kennen uns Frauen nicht gut. Die Leserinnen aber haben alle schon einmal davon telephonieren hören, was es mit den Männern auf sich hat, und es geschieht immer seltener, daß die legitimen Hausherren sagen: „Die Person? Die kommt mir nicht ins Haus!" Sie verkehren von gleich zu gleich mit der Person und lassen sich von ihr mit zustimmendem Kopfnicken erzählen, daß man jeden Flirt nicht gleich tragisch nehmen dürfe, daß die Erfüllung eines Wunschtraumes noch nicht das große Glück bedeute, daß eine arbeitende Frau auch einmal schlechte Laune haben dürfe und keineswegs gewillt sei, auf Zehenspitzen zu gehen oder nur im Flüsterton zu sprechen, weil der Ehemann grade kurz vor, grade in oder grade nach einer großen Arbeit sei und geschont werden wolle.

Redakteur und Verleger wollen das aber nicht wissen, dies nicht und möglichst nichts vom § 218, und daher drucken sie dergleichen nur ungern und meistens gar nicht. Denn Männer dürfen zwar Frauen, die Liebe und die Beziehungen der Geschlechter ironisieren, aber umgekehrt ist das verboten.

Manchmal darf es auch eine Frau, aber dann nur unter einem männlichen Pseudonym, und wenn sie dann einen literarischen Erfolg hat und es kommt nach einigen Jahren heraus, daß es nur eine Frau ist, dann ist am Erfolg nichts mehr zu ändern.

Frauen dürfen die Lagerlöf sein oder Undset — schlimmstenfalls Agnes Günther oder Hedwig Courths-Mahler, sie dürfen groß und tragisch, kitschig oder romantisch schreiben, aber nur ja nicht leicht, spritzig, unbekümmert, heiter. Dann können sie bestenfalls verhungern wie die Reventlow.

Denn wohin kämen wir, wenn nun auch noch die Frauen die Liebe nicht mehr glorifizieren, sondern ironisieren wollten?

Genau dahin, wohin wir sowieso steuern: zum Abbau. Nicht der Männer, aber der Männchenherrlichkeit.

# Zum neuen Drama von Hermann Kesten

Die Erfahrung lehrt uns, daß jede Zeit ihren geistigen und künstlerischen Ausdruck erhält. Ebenso wie das Lebensgefühl und das, was unsre Väter fälschlich den Lebensinhalt nannten, denn sie meinten ja den Sinn des Lebens, rascher wechseln als die äußern Formen des Lebens und die Einrichtungen und die Gesetze der Gesellschaft, ebenso wechseln die Kunststile rascher als die Kunstinstitutionen, die Kunstgesetze, die äußern Kunstformen. Das Theater, das seine Krisen und seine Blütezeiten dem Kampf und dem Sieg der Generationen und der Epochen verdankt, das Theater, das der stilistischen Harmonie zweier Gruppen bedarf, nämlich der Harmonie der Schauspieler und der Dramatiker, das Theater zeigt heute fast überall das Wirrsal aller Bühnenstile der letzten fünfzig Jahre und fast nirgends den Stil des neuen und jungen Dramas, das es ebenso gut und ebenso entschieden gibt, wie eine neue und originelle junge deutsche Epik existiert. Freilich ist heute das neue Drama des Theaters um so bedürftiger, als nur Agenten und Bühnenvertriebe, aber keine Verleger des neuen Dramas heute sich annehmen und es drucken, wie es für das expressionistische Drama noch Kurt Wolf tat. Und nur dort gelingt es dem jungen deutschen Drama zu einem Erfolg zu kommen, wo es wie etwa bei der Dreigroschenoper Schauspielern und Regisseuren möglich ist, sich an theaterfremde Institutionen wie das Kabarett und seinen Stil anzulehnen. Um es kurz heraus zu sagen, es fehlen dem neuen deutschen Drama die Regisseure und die Schauspieler, um zu beweisen, daß es ein neues deutsches Drama von einem Umfang und einem Talent gibt, das die letzten drei Theatermoden insgesamt übertrifft. Die deutschen Schauspieler können heute den Naturalismus von Hauptmanns Zeiten und den Neonaturalismus von Wolf, Lampel, Duschinsky spielen, sie treffen noch den Expressionismus und den Ton und die Gebärden der Meininger, die Neu-Romantik (oder Neuro-Mantik wie Diebolds Wortspiel sie nennt) der Jahrhundertwende und die neuere Neuro-Mantik Ferdinand Bruckners, einige können sogar noch Verse von Shakespeare und Goethe sprechen, ja vielleicht sogar die schwierigen Satzkonstruktionen eines Kleist und Hebbel, ohne sie stilwidrig aufzulösen, es mag Schauspieler geben, die noch Wedekind, dem Brecht in seinen Versen und Stücken und schauspielerischen Intentionen viel verdankt, spielen können und Ibsen und Strindberg, aber man findet kaum in Deutschland Schauspieler, die etwa die späten Dramen von Georg Kaiser zu sprechen und spielen verstehen, und Georg Kaiser ist in seinen nachexpressionistischen Stücken, die seine besten sind, der größte Vorfahr und Vater des jungen Dramas. Es gibt keine Schauspieler jenes Stiles, den die plumpe Mitläuferschaft der falschen „Neuen Sachlichkeit" zu überschreien drohte. Es gibt fast keine Schauspieler jenes neurealistischen Stiles, der den Geist der Wirklichkeit ausdrücken und die Wirklichkeit des Geistes wahr machen will. Es gibt Dutzende von Stücken junger Autoren, die nicht gespielt werden, weil kein Theatermann weiß, wie man sie spielen soll.

Welche Verwirrung augenblicklich im Theater herrscht, bewies mir die im Vergleich unsrer Verhältnisse anständige und gute Aufführung eines so neuen und experimentellen Stückes wie das der „Ehe" von Alfred Döblin im „Alten Theater" in Leipzig.

Die „Ehe", die ein Experiment eines neuen Dramenstils ist, weist Einflüsse verschiedener Art auf, denen ich hier nicht nachgehen will, da das Stück anläßlich seiner berliner Aufführung in der Volksbühne ja sicherlich an dieser Stelle ein ausführliches Referat erhalten wird. Eins jedoch steht fest: Wenn dies Stück einen einheitlichen Darstellungsstil finden kann, so nicht im Anschluß an Piscator oder an Brecht, deren Wirkung auf Döblin sichtbar ist und deren Vorbild Döblin zu Recht abgelehnt hat, sondern im Anschluß an den neurealistischen Stil des Romans „Berlin, Alexanderplatz", im Anschluß dieses Stiles, der die äußere Wirklichkeit mit der Wirklichkeit der Seele zu einer „überwirklichen" Einheit zusammenfaßt, zusammenschaut, wobei zu bemerken ist, daß dies „Überwirkliche" als das einzig Wirkliche gedacht ist neben der Unvollkommenheit der äußern Realität etwa.

Wie aber spielten die leipziger Schauspieler, deren Skala von sehr gut bis sehr schlecht ging, wie spielten sie Döblin? Mit einer einzigen Ausnahme spielten sie überhaupt nicht Döblin. Der eine begabte sympathische Schauspieler erinnerte sich an Wedekind, der andre trieb Konversation, einer glaubte Pirandello, ein andrer Brecht zu sprechen, eine Dame sprach wie in einem Kinderstück, die ausgezeichnete Karstens, die viel begabter ist als sie zuletzt auf der Volksbühne in Polgars poetischen und anmutigen „Defraudanten" erschien, spielte etwa in der letzten Szene in einer an sich sehr rührenden Maske eine talentierte Auffassung einer Gerhart-Hauptmann-Figur.

Nur die sehr eigenartige, sehr reizvolle und begabte Darstellerin der ältesten Tochter jener bejammernswerten und vor allem Elend und aller Ungerechtigkeit unsrer sozialen Welt an ihrem ausgeprägten Familiensinn zugrundegehenden Familie H. spielte Döblin, schien mir eine jener Schauspieler zu sein, deren Berlin nur sechs oder acht bedarf, damit wir morgen das neue Theater, das neue Drama sehen. Diese Schauspielerin, Ruth Hellberg, stellte zugleich dar das vierzehnjährige Töchterchen der Großstadtgärtnerfamilie H., ein zärtliches, verbittertes, armseliges, schnödes berliner Proletarierkind, und die geistige Funktion eines solchen Proletariermädchen, das Proletarierkind an sich, sie spielte zugleich den Jammer der Existenz eines Fürsorgezöglings und die Komik dieser Lebenssituation und zugleich die Poesie, deren das Theater bedarf, um den Zuschauer anläßlich der trockenen Situation eines sozialen Notstands zur Rührung zu bringen, denn der Fabeldichter Brecht hat Unrecht, wenn er die Rührung aus dem Theater verbannen will. Man muß rühren! Und das Herz, das Herz muß man rühren! Der Verstand soll nicht gerührt sein, er soll einsehn und überzeugt werden. Denn die Rührungen des Verstandes führten sechs Millionen zur Partei Adolf Hitlers und führen morgen in einen Weltkrieg.

Aber die Schauspielerin Ruth Hellberg rührte das Herz durch die Poesie ihrer Erscheinung, durch die unzeitige und verrückte Poesie ihres scheinbar unaufhaltsam daherplärrenden Singsangs vom Dringlichkeitsschein der Familie H., die ihren Namen nicht nennen mag, denn aus einem bürgerlichen Atavismus heraus schämt sich die Familie H., und will nicht, daß man sie kennen mag, dieser Moment der Schauspielerin Ruth Hellberg, da die Mutter sie schweigen heißt oder sie das Lied von der Gottesgunst des Reisens singen heißt, sie aber weiterplärren muß das Lied vom Dringlichkeitsschein, dieser Moment einer fortrasenden innern Mechanik eines gemarterten Menschen, das schien mir den Stil Döblins zu treffen, und ebenso jene tragikomische, das Bewußte mit dem Unbewußten spielerisch vermengende Szene, da das kleine Mädchen Kinderlieder singt und dazwischen diese schon ein Kind jammervoll desillusionierende Welt kommentiert.

Ich könnte sagen, wenn ich nicht die Abgebrauchtheit und Unbeliebtheit dieses Wortes fürchten soll, eines Wortes und Begriffes, der im deutschen Geist und in der deutschen Literatur Triumphe feierte von Lessing und Goethe bis zu Thomas und Heinrich Mann und Döblin, ich könnte sagen, wir brauchen für das neue ironische Drama den neuen Darstellungsstil der Ironie. Einer Ironie, die von der Tragödie zur Burleske, von der Realität bis zum Geist, von der Poesie bis zur Nüchternheit, vom Menschen bis zur Welt, von Gott bis zum Teufel reicht.

---

## Ein Stoß Hartmusik von Willi Wolfradt

Also „Schallplatten". Aber das ist Eingedeutschtes, nicht Deutsch. Kuchenbleche, aus denen Theaterdonner geschüttelt wird, Gongs, auch die Pultdeckel parlamentarischer Radaukonzerte: das sind meinetwegen Schallplatten. Die tröstlichen schwarzen Scheiben hingegen, die wir lieb haben, weil sie beschwichtigende und aufpulvernde Musik, zarte und gewaltige Stimmen jederzeit und ad libitum uns zur Verfügung halten, zu so betretenen oder ungeheuchelt-oberflächlichem Gebrauch, wie es der Appetit grade will, — sie verbreiten nicht unbestimmten Schall, sondern tönen artikuliert, gottseidank. Man verschone uns mit diesem gehörlosen Mißgebilde der Sprache.

Systematik ist eine schöne Sache. Im Rundfunk etwa werden die Phonos gern thematisch gebündelt zu einer Anthologie von Hochzeitsmärschen oder zu einer Stunde Gewittermusik und dergleichen. Das ist dann immer so wundervoll gründlich. Aber selbst der Deutsche möchte wenigstens zuhause dann und wann schulfrei haben. Und da die neuen Platten ja im lieblichsten Durcheinander und ohne jegliches Programm vom Baume der Produktion fallen, besteht kein zwingender Anlaß, diese paar Tips hier im Sinne eines musikhistorischen Repetierkurses aneinanderzureihen. Es soll demnach keinerlei Provokation des Bildungsrappels bedeuten, wenn zuvörderst laut und vernehmlich eine Serie der Parlophon (B 37 022—37 033) angepriesen wird, die in Stichproben zwei Jahrtausende vom antiken Chanson bis zum Cembalo-Nippes eines Rameau durchnimmt. Diese Beispielsammlung bezweckt wohl freilich Pädagogisches. Aber das hindert nicht, daß auch die schiere Musikfreude allerlei Gewinn davon hat, den unmittelbarsten vielleicht von dem konturenstrengen Messesatz des altniederländischen Meisters Dufay, von dem frischen und geistreichen Madrigal Haßlers, das sich im Wechselspiel zweier getrennter vierstimmiger Chöre überaus anmutig entspinnt, von der lebhaften Gravität deut-

scher Tänze um 1600. Oder auch von dem in Dankbarkeit muntern Schütz-Psalm, der aus lockigem Gewirr ein ganz klares und stilles Gesicht auftauchen läßt von breitem, mächtigem Maß der Züge. Aufnahmen der alten Musik vor Bach, die ja durchaus nicht nur das Philologenherz höher schlagen macht und heutigem Tonschaffen in so vielen Dingen kommuniziert, sind immer noch Raritäten, ganz vereinzelte und darum doppelt bemerkenswerte Extratouren einer schon um Programm-Vielfalt bemühten, aber gewisse Bezirke desto hartnäckiger meidenden Fabrikation. Von dem besondern Bedarf jüngerer Schichten an gefühlsneutraler, kühl geformter Musik ist jedenfalls noch kaum Notiz genommen worden, und weniger noch seitens der deutschen als etwa der englischen Phono-Industrie.

Bach selbst allerdings ist grade in den letzten Monaten durch zwei Firmen so reich bedacht worden, daß es in dem einen Punkte wenigstens nichts mehr zu räsonnieren gibt. Bei Ultraphon Schoenbergs Orchesterfassung von Präludium und Fuge in Es-dur (E 463 bis 464), die das schlichtere Orgelwerk in Brokatglanz hüllt und satt aufbauscht, zudem von Kleiber mit Abruptheiten durchsetzt wird. Aber besonders die Fuge tritt ungeheuren Wuchses heraus. Und auf E 216 Toccata und Fuge in D-moll, grandios an Gestalt und eine der tonmächtigsten, dabei formklarsten Orgelaufnahmen, die überhaupt vorliegen. Bei Electrola wiederum eine Orchesterübersetzung: EJ 578 bis 579 mit der atmend bewegten, unaufhaltsam hinpulsenden Passacaglia in C-moll, deren sanfte und tiefe Stetigkeit Stokowski wunderbar gehalten dem aufleuchtenden Abschlusse zuführt. Seine Philadelphia-Symphoniker haben ferner auf EJ 504—506 das Brandenburgische Konzert Nr. 2 niedergesetzt mit dem dunklen, von Flöten feierlich umschlossenen Andante, und die aus Chicago unter Stock auf EJ 479—480 die H-moll-Suite mit ihrer schrittfest gespannten Ouvertüre und dem entzückenden Kicher-Ausklang der Badinerie. Außerdem noch Bach für Violine allein: Adolf Busch gibt die ganze Eindringlichkeit und inständige Kraft seines Spiels auf DB 1422—1424 an die D-moll-Partita, deren Hauptstück die in Variationen entfaltete Chaconne ist, und sein Schüler Yehudi Menuhin setzt sich auf DB 1368—1370 mit der linienstrengen Verschlossenheit der Sonate Nr. 5 inbrünstig und bestimmt auseinander.

Soweit Bach. Und nun so dies und das, heruntergegriffen vom Stoß ausgesiebter Platten: Electrola EG 1910 mit Edmund Fritzs singing babies, einem Haufen allerliebst durcheinander trällernder, feixender, tuschelnder Schnatterlieschen. Brunswick A 3955 mit der trockenen, kontrapunktisch erhitzten Foxtrott-Scholastik und elektrisierten Ungeschmeidigkeit der Negerband Red Nicholls. Homocord 9086 mit der flammenden, vom Scalaorchester noch extra angefachten Ouvertüre zu Mozarts „Don Giovanni". Auf vielen Ultraphonplatten der Bakule-Chor, Waisenkinder und kleine Krüppel, die im Prager Bakule-Institut erzogen werden; sie singen in zarter Zusammenstimmung vergnügte und wehmütige Volksliedchen, Tanzstücke und Reigen aus Böhmen oder Mähren, meist auf tschechisch und nicht ohne den Reiz und das Rührende schlichter und unausgeschliffener Ursprünglichkeit. Besonders eigen B 580, eine Sammlung alter tschechischer Weihnachtslieder, die eher munter als salbungsvoll klingen, und B 581 mit melodischem Hirtenruf und Zwiebelmarkt-Gejodel. Noch was Böhmisches: aus der „Verkauften Braut" die Beschwatz-Szene „Weiß ich doch eine . . .", von Bohnen und dem Tenor Joseph Schmidt auf Ultraphon F 626 tadellos in der teuersten Kehlkunst ausgeführt, also leider ohne Komödienlustigkeit und ohne den Tonfall geschäftiger Allerweltsphilosophie, auf den es hier mehr ankommt als auf sonoren Schmelz. Homocord 3748 greift auf die „Dreigroschenoper" zurück, um endlich zwei jener ingrimmig moralisierenden Songs zu fixieren, denen sich das Phono in Bevorzugung des gefälligen Genres bisher arglistig versagt hat, nämlich die „Ballade

vom angenehmen Leben" und das essigsaure „Der Mensch lebt nur von Missetat allein". Paulsen macht das, — Gerron auf Ultraphon A 627 seinen impertinent grinsenden Nelson-Schlager „Herr Doktor, ich paß auf Ihren Wagen auf!". Electrola ist plötzlich noch mit zwei Carusoplatten herausgekommen, die man geschickt genug war, zehn Jahre lang auf Eis zu legen. Auf DA 1097 ist Caruso zu hören, etwas von Lully und ein süßes Schmeichelständchen, auf DB 1386 vor allem eine große Arie aus der „Afrikanerin"; und das hat nun überhaupt alle Qualitäten, die Kunst und Natur für Tenorstimmen vorsehen konnten. Das Trichterton-Gequetsche der alten Aufnahme stört dabei kaum. Grammophon 95 309—95 312 hat Mozarts Klarinetten-Quintett in A-dur geladen, das voller Innigkeiten ist und mit lauter langen Zierschnüren und melodiösen Girlanden behängt. Auf Grammophon 95 356—95 361 türmt sich das felsige Ungestüm der IV. Symphonie von Brahms entgegen mit dem poltrigen Allegro giocoso, mit seinen Ausbrüchen und elegischen Rückschlägen, von Max Fiedler ohne Überaufwand und höchst gesammelt dargestellt. Schließlich vier herrliche Platten Schumann, das D-moll-Trio, Chaos einander verdrängender Empfindungen, ein leuchtender Strom der Wünsche und Fragen. Die drei heiligen Kammerspieler der Electrola Cortot-Thibaud-Casals lassen ihn auf DB 1209—1212 durch ihre Instrumente schäumen.

---

# Der Hauptmann von Köpenick von Alfred Polgar

Dem Schuster Voigt gelang die Überrumpelung des Rathauses von Köpenick, weil er dort mit militärischer Begleitung auftrat. Der Erzähler schlägt eine kleine Volte, wenn er sagt, es sei die Hauptmannsuniform gewesen, vor der Köpenicks Bürgermeister und Magistrat die Waffen, beziehungsweise das Geld gestreckt hätten. Nicht der falsche Hauptmann, sondern die echten Bajonette bewirkten das. Seinen eigentlichen Geniestreich also verübte der Schuster, als er dem auf der Straße vorbeiziehenden Soldaten-Trupp ihm zu folgen befahl. Daß er unwahrscheinlich schäbig im Offiziersmantel aussah? Es gab in Oesterreich einen sehr populären General, Vater vieler Anekdoten, den Grafen Galgotzy, der in seiner zu weiten, abgetragenen, zerschlissenen Uniform noch viel schusterhafter aussah als der Schuster Voigt. Auf dessen Verkleidung also fielen nur die braven Soldaten hinein, ihr gehorsamstes Mittun beglaubigte den falschen Hauptmann als richtig, und der Bürgermeister von Köpenick mußte gar nicht der lächerliche Hanswurst sein, als den ihn die Chronik überliefert und der dramatische Dichter gestaltet, um vor der, doch effektiven, militärischen Gewalt, mit welcher Voigt ihm auf die Bude rückte, zu kapitulieren.

Zuckmayers ergötzliche, über drei Theaterstunden leicht hinwegtäuschende Komödie widerspiegelt, im planen und im Hohl-Spiegel den Fetisch-Zauber, der vom militärischen Kleide ausging. „Ein deutsches Märchen" nennt deshalb der Autor sein Stück. Es will zeigen, daß die Uniform den Mann trug, von dem sie getragen wurde, daß sie nicht, wie das Zivilkleid, eine Fortsetzung des Menschen nach außen, sondern dieser vielmehr ihre Fortsetzung nach innen war, und daß die Macht-Symbolwerte, die in der Uniform steckten, groß genug waren, ihr eine Art von Eigenleben zu verleihen. Sehr geschickt und witzig geführt, kreuzt sich in Zuckmayers

buntem, spaßigem Theaterstück der Schicksalsweg solcher Uniform mit dem eines armen Teufels, der, in den Apparat der bürgerlichen Ordnung geraten, von dieser hartnäckig gezwungen wird, sich wider sie zu vergehen. Zum Schluß, wie sich das für so heiteres Spiel geziemt, kriegen Held und Heldin, der arme Mann und die Uniform, einander. Es gibt fröhliche Hochzeit. Hinterher dann allerdings wieder ein Endchen Bitterkeit. Aber das folgt, über kurz oder lang, jeder Hochzeit, weshalb auch meistens bei ihr die Lustspiele, um das zu bleiben, schlauerweise aufhören.

Zuckmayer behandelt sein Thema mit einer Art gemütlicher, gemütvoller Schärfe. Seine Satire ist durch Humor gemildert, man könnte auch sagen: verdünnt, die Freude, die er an den Geschöpfen seiner Laune hat, kommt auch jenen zugute, die ihm Mißlaune erregen, keinen Milderungsgrund, der ihnen zugebilligt werden könnte, übersieht er, insbesondere nicht den entwaffnenden der Lächerlichkeit. Er läßt gewissermaßen die Menschen das System nicht entgelten, dessen Träger sie sind, und noch auf dieses selbst blickt er nur mit einem Auge streng, mit dem andern milde. Sogar der Zuchthausdirektor, der den Militärfimmel hat und mit den Sträflingen Krieg spielt, ist wie immunisiert durch Narrheit, hinübergerettet in das Gebiet einer Komik, in das Zorn- oder Haß-Gefühlen der Eintritt verboten ist.

Sehr eng verbunden scheinen im „Hauptmann von Köpenick" Lustspiel und Leidspiel. Dieses hat die geschmackliche Funktion des Salzigen und Bitteren, von dem jenes seine Würze erhält.

Die vielen Figuren und Situationen der Komödie werden, im „Deutschen Theater", überzeugend lebendig. Das ist vor allem Verdienst des Dichters, auf dessen saftiger Theaterwiese auch die kleinen Rollen blühen und jeder Darsteller etwas zu pflücken findet. Zudem hatte die Komödie das Glück, an einen Regisseur zu kommen, Hilpert, der den Lauf des Spiels weder verschnörkelte, noch durch künstliche Stauungen aufhielt, und überall mit so leichter Hand half, daß man diese nirgends spürte.

Werner Krauß, in der Titelrolle, ist bewunderns- und liebenswert, mit keinem Schrittchen die Wesens-Grenzen der Gestalt überschreitend, niemals neben oder über ihr, mit sicherstem Kunstgefühl vermeidend, sie tiefern Schatten werfen zu lassen, als der Figur, die im Dunkel steht, zukommt. Rührendes, Komisches wächst ihr aus der flachen Hand. In seiner Einfachheit und absichtslosen Bescheidenheit (es gibt in der Schauspielerei auch eine aufreizend unbescheidene Art, bescheiden zu sein), in seiner konsequenten, nur um das überzeugende Etwas erhöhten, Natürlichkeit: ein vollendetes Bild des armen Mannes, der im Leben sitzt wie in der Falle. Ob man den Schuster Voigt sich so vorzustellen hat, wie Krauß ihn vorstellt, ob er bei seinem legendar gewordenen Streich auch so überwältigend schlechte gute Figur machte, weiß ich nicht. Aber wie ihn die Phantasie des großen Schauspielers erfaßt und gestaltet, so hat er seine autonome innere Wahrheit. Geschichten werden ja selten richtig erlebt, nur manchmal richtig erzählt.

# Das Lied vom Leben der Zensur

*Den Herren Regierungsräten Dr. Hesse und Kloith, die das Verbot des Granowsky-Films erwirkt haben, in Verehrung*

von **Walter Mehring**

Denn ein höheres Wesen behütet
Dein göttlich Konterfei!
Das hat eine Jungfrau gebrütet
Aus Basiliskenei!
Eia! Eia!
Wider die Natur
Steh mir bei Du hehre, höh're unerforschliche Zensur!

* * *

Es ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß jeder, ob er Mensch — ob Priester sei,
Schon durch sein Dasein aller Welt berichtet
Von einer hierzu vorgenommenen Schweinerei!
Daß also, wenn der Staat ihm's schon verstattet,
Er solcher Schande Ursprung nicht mißbraucht
Und, ob er nun lebt, stirbt, gebiert, sich gattet,
Sich mit Verlaub! in's tiefste Loch verkraucht!

*

Denn ein Wesen, mit sittlicher Stärke
Von einer Retorte gesäugt,
Das hat die göttlichen Werke
Für den Schulgebrauch umgezeugt!
Eia! Eia!
Wider die Natur
Inter faeces et urinam nasci-nasci-nascimur!

* * *

Es ist im Leben häßlich anzusehen,
Daß uns der Notstand um die Ruhe bringt,
Daß durch Verhungern uns die Bettler schmähen,
Und selbst ihr Leichnam noch zum Himmel stinkt!
Statt daß, wer durch sein Elend uns beleidigt,
Sobald er seinen Mehrwert abgelebt
Und die Nation durch seinen Tod verteidigt,
Sich, mit Verlaub! sein eignes Grabloch gräbt!

*

Denn ein höheres Wesen errettet
Die Seeln, wenn die Leiber verfauln!
Damit die in Seide gebettet
Sich nicht im Beischlaf grauln!
Eia! Eia!
Wider die Natur
Inter faeces et urinam gaudeamus igitur!

# Bemerkungen

## Die Stiftung

„Aus den Zinsen des Stiftungskapitals der Peter-Urban-Stiftung werden Buchhändlerlehrlingen zur gründlichen Erlernung ihres Berufes Beihilfen von je 600 RM. jährlich in monatlichen Teilbeträgen gewährt. Als Nutznießer der Stiftung kommen nur Angehörige des gebildeten Mittelstandes in Betracht, die bei nachgewiesener Bedürftigkeit gute Schulbildung, möglichst Abiturium von Gymnasium oder Oberrealschule, besitzen.

Es wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß das Stipendium nur zur Ausbildung im Buchhandel gewährt wird. Bei Ausscheiden aus dem Buchhandel entfällt nicht nur die Weiterzahlung, sondern es kann auch die bis dahin gewährte Unterstützung zurückverlangt werden.

Bewerbungsschreiben sind unter Beifügung von Lebenslauf, Schulabgangszeugnis, Bedürftigkeitsnachweis und Zeugnis des Lehrherrn einzusenden an den Vorstand der Peter-Urban-Stiftung, Leipzig C 1, Gerichtsweg 26.

Leipzig, den 7. November 1930.

Der Vorstand der Peter-Urban-Stiftung

Dr. Eduard Urban.
Dr. Albert Heß."

So zu lesen vor einiger Zeit im Buchhändler-Börsenblatt. Daß der gebildete Mittelstand, der nächstens noch für Anatomieleichen das Abitur fordern wird, unter sich bleiben will, sei ihm gern gegönnt. Aber welch Theater für fünfzig Mark im Monat —!

Mir erscheint ein solches Brimborium recht typisch für die leer laufende Geschäftigkeit deutscher Organisatoren.

Fünfzig Mark im Monat für ein paar junge Leute... und welcher Betrieb!

Zeugnisse und Papiere, Papiere und Zeugnisse; Akten und Prüfungen, und niemand fragt: Ja, lohnt denn das überhaupt? Nein, das fragt niemand, weil fast niemand von den Herren Organisatoren so viel gesunden Menschenverstand hat, daß er sich diese Kardinalfrage stellt:

Stehen Aufwand und Ertrag im rechten Verhältnis —?

Organisation ist so oft Selbstzweck geworden, daß wir dergleichen eine Karikatur nennen dürfen. Sie haben „ze tun" — was dabei herauskommt, ist ihnen völlig gleichgültig. Die Aktentasche schleift ihren Besitzer hinter sich her, wer wen trägt, weiß man nicht genau, und wenn es köstlich gewesen ist, dann ist es Betrieb und Organisation gewesen.

Es gibt aber ein ehernes Gesetz der Wirtschaftsmechanik:

Wenn der Aufwand größer ist als der Ertrag, dann wird die Wirtschaft krank. Sie glauben, Geschäftigkeit sei Arbeit, Betrieb sei Arbeit — Alfons Goldschmidt, der es besser weiß als ich, hat so oft darauf hingewiesen. Die Fachleute lächeln, das ist ihr Beruf, zu lächeln. Die Laien wundern sich: warum es wohl rückwärts geht, rückwärts ... Viele Gründe hat das. Einer davon ist, daß eine Monatsbeihilfe von fünfzig Mark mit einem Aufwand von Mühe, Zeit, Kosten und Geld gewährt wird, der dem Resultat nicht gleichkommt. So die Stiftungen und so erst recht der Staat. Er ernährt seine Funktionäre und kostet so viel Geld. Und was liefert er dafür —?

Neue Lasten, Zwangsvorschriften, die uns belästigen, und von Zeit zu Zeit — statt aller verbotenen Filme — einen rechtschaffenen Krieg. Leider nicht nur für Angehörige des gebildeten Mittelstandes.

*Ignaz Wrobel*

## Bülow und Italien

Die schwerste Anklage der öffentlichen Meinung gegen den Fürsten Bülow anläßlich des dritten Bandes seiner „Denkwürdigkeiten" gipfelt darin, daß er, der Italiens Verpflichtungen gegenüber der Entente für den Fall eines deutscherseits verur-

sachten Kriegsausbruches genau kannte, seine Politik bis zum allerletzten Augenblick auf den Dreibund basierte. Eine der schwersten Anklagen gegen einen Staatsmann vom Range Bülows, die, wenn auch nicht unberechtigt, so doch bei genauerer Kenntnis der Vorgänge zu weit getrieben erscheint.

Meine erste Begegnung mit Bülow geschah Anfang Dezember 1914 auf seiner Besitzung in Klein-Flottbeck, in einem für den weitern Verlauf des Krieges besonders verhängnisschweren Augenblick. Italien hatte mit seiner Neutralitätserklärung — was niemand in Abrede stellen kann — bereits die große Aufgabe erfüllt, einen leichten und raschen Sieg des deutschen Imperialismus zu verhindern. Es galt, die schroffen traditionellen Gegensätze zwischen Oesterreich und Italien zu überbrücken und durch Italien, zusammen mit den übrigen noch neutralen Staaten, eine Versöhnungsaktion anbahnen zu lassen.

Für diese große und schwierige Aufgabe bedurfte man einer starken und einflußreichen Persönlichkeit wie Bülow.

Als einer von denjenigen, die schon 1912, zur Zeit des zweiten Balkankrieges, Italien auf die Gefahr der Einkreisung aufmerksam machten und gegen die auf seine Loslösung vom Dreibund gerichtete französische Propaganda Stellung nahmen, war ich von hohen politischen Gesinnungsfreunden beauftragt, im Sinne einer wohlwollenden Würdigung italienischer Interessen von seiten Deutschlands hinzuwirken.

In diesem engen Rahmen ist es freilich unmöglich, Einzelheiten jener Unterredung wiederzugeben. Jedenfalls hat Bülow sofort die Notwendigkeit eingesehen, den Italien gegenüber begangenen Fehler, es nicht von dem serbischen Ultimatum in Kenntnis zu setzen, wiedergutzumachen, er versprach außerdem alles in seinen Kräften Stehende zu tun, um zu Gunsten Italiens die Frage der territorialen Zugeständnisse nach Artikel 7 des Dreibundvertrages zu lösen. Es wäre dies also ein vielversprechendes Entgegenkommen in bezug auf Giolittis Friedensbedingungen gewesen und bedeutete begreiflicherweise für uns Neutralisten einen Lichtstrahl.

Wir rechneten allerdings mit einem Friedenskongreß in Rom, der nicht nur unsre irredentistischen Aspirationen, sondern vor allem das Prestige Italiens als Großmacht sicherstellen sollte. Dies war keineswegs eine Utopie, wie die damaligen Kriegshetzer so gerne glauben machen wollen, da sich die Kämpfe bis zum Eintritt Amerikas in den Weltkrieg auf dem Festlande und nicht zur See vollzogen. Italien, das allein schon durch seine Neutralitätserklärung den französischen Marnesieg ermöglichte, indem Frankreich im richtigen Moment von der italienischen Grenze Truppen zurückziehen und entsprechend erfolgreich operieren konnte, hätte erst recht durch seine unverbrauchten Kräfte im Interesse des europäischen Gleichgewichts nach beiden Seiten eine starke Pression ausüben können. Was für eine Bedeutung hätte eigentlich im damaligen Augenblick die Drohung einer englischen Blockade Italien gegenüber haben können?

Die verhängnisvollen Monate während Bülows Mission in Rom sind allgemein bekannt; was weniger bekannt ist, sind die Ursachen für sein Versagen. Ich sollte sie sehr bald, kurz nach der italienischen Kriegserklärung an Oesterreich, durch Franz von Stockhammern, Bülows treuem Mitarbeiter, in Luzern erfahren.

Stockhammern erklärte mir damals: „Bülows Bemühungen sind hauptsächlich durch die Mißgunst Bethmann Hollwegs und Jagows, sowie des Grafen Hertling, damaligem Chef der bayerischen Regierung, gescheitert, die sich eifrig bestrebten, Bülows eventuelle Rückkehr zur Kanzlerschaft zu vereiteln und es vorzogen, Deutschland einem verzweifelten Kampfe preiszugeben, um nicht bei einem politischen Siege Bülows die ihrerseits begangenen diplomatischen Fehler öffentlich

aufzudecken. Besonders war es Graf Hertling, ein serviler Anhänger der Hofburg und voller Vorurteile Italien gegenüber, der seinen ganzen Einfluß aufbot, um einen Druck seitens der Wilhelmstraße im Sinne der Bülowschen Bestrebungen auf Wien zu verhindern. Für ihn, wie für Jagow war Oesterreich eigentlich das Land der Aristokratie und des Konservativismus, dessen Macht unter allen Umständen ungeschwächt bleiben müsse."

Unter diesen Umständen war die neutralistische Bewegung in Italien von vornherein zu einem Mißerfolg verurteilt.

Will man aber von einer Schuld Bülows sprechen, so dürfte sie hauptsächlich darin bestehen, daß er, ein solch hervorragender Kenner Italiens, es auf dem Höhepunkt seiner Macht unterlassen hat, ein grundlegendes Einvernehmen zwischen Oesterreich und Italien anzustreben. Vielleicht wäre dann seine letzte Mission in Rom nicht mehr erforderlich geworden, die er treffend, im Kreise seiner nächsten Freunde, mit der eines Arztes am Sterbebette seines Patienten zu vergleichen pflegte...

*Mario Pomarici*

### Nicht käuflich!

Dem Einem das Geld, dem Andern die Ehre. Diese uralte Devise ward auch zum Eigentum der Nationalsozialisten. Der Arbeitslose, der gehofft hatte, daß ihm die Diäten zufallen würden, auf die die Nazis bei ihrem Auszug aus dem Reichstag so großmütig verzichtet hatten, soll sich trösten. Das Geld ist nämlich wirklich gemäß den Wünschen der Nazis an Arbeitslose verteilt worden. Es war nur ein kleiner Schönheitsfehler, daß es arbeitslose Parlamentarier waren; die Nazi-Abgeordneten hatten die Diäten bereits vorher einkassiert.

Wer wird so materialistisch denken und den 107 Braunhemden das verübeln? Laß ihnen das Geld, dir winkt die Ehre. Du kannst dir nämlich eine „Große goldene Hitlernadel" erwerben, wenn du besonders fleißig Abonnenten für „eine der Hauptwaffen unsrer herrlichen Bewegung, die Zentralorgane der Partei" herangeschleppt hast. Für bescheidenere Gemüter gibt es das in kupferner und in silberner Ausführung. Doch begnügt man sich nicht damit; denn es ist ein Unterschied, ob du eine kleine oder eine große Nadel erhälst. Der ganze Klimbim aus der wilhelminischen Epoche mit ihren Orden und Ehrenzeichen wird lebendig, wenn man sich die „Ehrenliste der besten Werber" für den ‚Völkischen Beobachter' besieht. Da stehen sie alle, die namenlosen Parteimitglieder, hübsch dekoriert. Aber unten in der Ecke, da geht es großzügiger zu. Denn was dem Goebbels recht ist, muß dem Münchmeyer billig sein, und Adolf schenkt ihm ein Auto für seine tüchtige Werbetätigkeit, eine Belohnung für einen Satrapen, dürftig als Geschenk kaschiert.

Fünf Millionen Arbeitslose! Und eine „Arbeiterpartei" bringt den Mut auf, 21 000 Mark in bar, Motorräder, Photoapparate, Bücher, goldene, silberne und kupferne Nadeln zu verschenken, und als Krönung ein Auto. Arbeitsloser, lies dir das genau durch und dein Magen wird nicht mehr knurren. Kapitalkräftige Antikapitalisten! Woher das Geld stammt? Das gleiche Zeitungsblatt verrät es. Da bekamen nämlich einige Hitlers Buch „Mein

Kampf", „in eigner künstlerischer Ausstattung". Was das ist? Eine eigne Ausstattung? Das ist deutsch. Und diese Ausgabe ist „nicht käuflich". Somit das einzige, was bei den Nazis nicht käuflich ist.

*Quietus*

## Zum Tag des Buches

Der Tag des Buches ist alljährlich der 22. März, der Goethe-Tag. Aber der Tag des Buches ist nicht etwa dem toten Goethe, sondern den lebenden Göttern gewidmet. Soweit Tage überhaupt gewidmet werden können. So steht der Tag des Buches in diesem Jahr unter der Devise „Frau und Buch" und unter dem Protektorat des Ministers Doktor Wirth, der seine literarischen Ambitionen kürzlich durch den Vergleich Hitlers mit Nietzsche zu erkennen gab. Daher „Frau und Buch".

Dem Tag des Buches sind einige hundert Veranstaltungen gewidmet. Soweit Veranstaltungen überhaupt Tagen gewidmet werden können. Die Veranstaltungen werden von den Buchindustrien gemeinsam mit den Frauenorganisationen arrangiert, vom „Allgemeinen Deutschen Hebammenverband" bis zum „Zusammenschluß der katholischen Beamtinnen". Es wird also eine Art literarischer Muttertag werden, da politische Rücksichten keine Rolle spielen dürfen und die linken Leute auf dem natürlichsten Wege ausgeschlossen sind: mehrere Gertrud Bäumers fungieren an ihrer Stelle.

Die Veranstaltungen werden bestehen in Vorträgen und Vorlesungen von und über Frauen. In den Schulen werden Rezitatorinnen Balladen von Agnes Miegel bis Frieda Schanz rezitieren. In den Buchläden werden für einen Tag die Frauen die Hosen anhaben. In den Schaufenstern werden Bücher von Marie Diers, Vicky Baum, Gertrud Aretz und Paula Grogger stehen, auch Ariane, auch siebzehn Königin-Luise-Romane. Madame Bovary wird vergessen bleiben. Anna Karenina wird vergessen bleiben. Vera Figner wird nicht mehr gelesen.

Aber welche Frau kann denn lesen? In Deutschland gibt es an dreiunddreißig Millionen Frauen. Acht Millionen sind minderjährig, vierzehn Millionen sind berufstätig, das heißt sie müssen mindestens acht Stunden täglich arbeiten, die meisten müssen dann noch Hausarbeit tun. Etwa neun Millionen sind Ehefrauen. Wieviele von ihnen allen können lesen, können noch Zeit und Sinn zu lesen haben? Natürlich „lesen" sie, Zeitungen, besonders illustrierte. Aber Bücher? Das, was wir so lesen zu nennen lieben? Wieviele denn?

Der Tag des Buches soll also die große Rettung bringen. Tatsächlich bringt er für alle Parteien nichts als eine gute Ausrede: man kümmert sich einen Tag im Jahre um „das" Buch und ist für alle übrigen Tage somit jeder moralischen Verpflichtung enthoben.

*Leo Hirsch*

### Leyhausens Agamemnon

Der Leiter des berliner Universitätssprechchors glaube nicht, er habe mit der Aufführung des „Agamemnon" am berliner Staatstheater seinen Bemühungen um die Wiedererweckung der Antike vorwärtsgeholfen. Geglückt ist ihm nur, die Unfähigkeit seines Chors unter Beweis zu stellen. Von Wirkung keine Spur; umso erstaunlicher, weil Leyhausen als Übersetzer ein selten feines Gefühl für die Schönheiten der griechischen Sprache zeigt. Wir bekamen einen Dilettantismus zu hören, der nicht allein auf der Unzulänglichkeit des Stimmaterials beruhte. Aufgeteilt in Sopran, Alt, Tenor und Baß, gab der Chor einen bunten Wechsel von Stimmlagen; Leyhausen allein mag wissen, warum grade so und nicht anders zergliedert wurde, warum grade hier und nicht dort der Gesamtchor sprach. Aus einer gewiß löblichen Deutlichkeitsabsicht wurden die Verse unendlich zerdehnt, wurde Nebensilben unbegreifbares Gewicht verliehen. Monotonie entstand, und, in Szenen der Erregung, ein peinlicher Mangel an Artikulation. Die Gesten, einexerziert und unbegriffen, erinnerten an Kasernenhof. Die tödliche Langeweile wurde nur durch Müthel, Loos und vor allem Frau Koppenhöfer gesprengt. Sie vermittelten die Wortgewalt der Aischyleischen Verse.

Ein mißglückter Versuch, die Antike wiederzubeleben. Wie steht es denn mit der Wiederbelebung überhaupt? Leyhausen schreibt im Programmheft: „Ist . . nichts Gleichwertiges oder gar Größeres geschaffen worden (als in der Antike, meint er), so richtet die neue Jugend den neuen Blick wieder zu den Genies der griechischen Welt. Dann hat man wieder das Welterlebnis einer Renaissance." Wogegen dreierlei zu sagen wäre. Erstens: wo steht geschrieben, daß die unmittelbar letzten Generationen nichts geschaffen hätten, was sich an Wert mit den Schöpfungen der Antike vergleichen ließe? Daß die Jugend der Zeit, genau wie die Jugend aller Zeiten, Stil und Schöpfungen der ihr vorangegangenen Epoche rebellisch verwirft, versteht sich am Rande. Zweitens: zu fragen, ob die größten Werke der Gegenwart gemessen an der Gegenwart, dieselbe Größe wie die größten Werke der Antike gemessen an der Antike besitzen — diese Frage interessiert den Kunsthistoriker, nicht den Kunstgenießer. Drittens: wo steht geschrieben, daß die Jugend aus dem Erlebnis der Unzulänglichkeit dessen, was die unmittelbar letzte Epoche geschaffen hat, sich just der Antike zuwendet? Die Wahrheit ist, daß sie Neues zu schaffen sucht. Und „Renaissance"? Nur wo neuer Gehalt mit antiker Form zusammentrifft, entsteht eine Renaissance. Sich um ihrer Formschönheiten willen mit den Gehalten der Antike zu begnügen, das heißt Epigonentum.

Im „Agamemnon" steht Recht gegen Recht. Aus dem Aufeinanderprall entspringen die Konflikte. Sie werden, und das trennt uns von den Griechen, durch äußeres Schicksal gelöst. Wir Menschen von Heute suchen das Schicksal in uns selber. Wir sehen uns einem Komplex von seelischen Kräften gegenüber. Ihr Zwang ist nicht darum weniger

unheimlich und weniger tragisch, weil er schicksalhaft in unserm Innern wirkt, statt von Göttern, von fremden Mächten gegen uns ausgeübt zu werden. Die Schuldanschauung der griechischen Tragödie ist uns fremd, unsre Problematik eine andre. Bleibt die Formenschönheit; aber diese, grade diese ging im Staatstheater fast ganz in die Brüche.

Der Intendanz, Leyhausen und jedem seiner Chormitglieder sollte zu denken geben, daß allein die Rechtspresse in dieser Wiederbelebung eine „Tat" sah. Es ist nicht die Begeisterung für eine sogenannte reine Kunst, die da Lobeshymnen spendet. Man weiß genau, was man tut, wenn man der Abkehr von der Zeit Beifall zollt.

*Walther Karsch*

### Die neue Tour der Nazis

Ich werde dir mal ganz legal was sagen: du bist ein großer Schweinehund.

Ich weiß, daß deine Frau — legal — mit Herrn Hinterhuber ein Verhältnis hat; daß du legal Geld aus der Geschäftskasse geklaut hast und daß deine Tochter legal abgetrieben hat. Das habe ich dir alles schon geschrieben.

Wenn du mir aber jetzt nicht legal bald die fünftausend Mark schickst, um die ich dich so legal gebeten habe, dann werde ich dir erst legal eins hinter die Ohren hauen, daß dir legal Hören und Sehen vergeht, und dann werde ich dich ganz legal anzeigen.

Wir machen einen Hochverratsversuch nach dem andern; aber im übrigen bleiben wir egal legal.

### Nicht zu erfinden!

Frauengruppe ehemal. Leib-Kürassiere. Monatsversammlung am 5. März bei Paschke, Taschenstraße.

### Ein Idealist

Helmann, Alexander, Werbezentrale zur Verbreitung der Reichsverfassung, Mühlenstr. 29.

*Cottbuser Adreßbuch*

### Schoepsen-Deutsch

Die freideutsche Kameradschaft umfaßt Menschen, denen Streben nach Echtheit, eine verantwortliche Lebensführung und innere Aufgeschlossenheit gegen alle Menschen und Dinge sinnvoller und wesensgemäßer erscheint als irgendwelche ideelichen Zwecksetzungen und programmatischen Festlegungen. Im akademischen Raum geht es uns um die Herausstellung eines andern Typus „Student", der im Studium nach Antwort auf die sein existenzielles Sein bedrängenden Fragen sucht und damit den Geist der alten Universität hochhält gegen die zunehmende Amerikanisierung und Degradierung der Hochschule zum Warenhaus.

*Schoeps*

### Sehr geeignet

„Flammende Fronten" — erstes und einziges Kriegsnovellenbuch mit 382 Seiten und 58 Skizzen (sehr geeignet als Geschenk für Jugendliche).

### Magisches Radio

Der römische Papst Pius XI. hat mit der Radiowelle 50,62, deren Quersumme 5+6+2 die den Jesuiten heilige Zahl 13 birgt, genau 14 Minuten gesprochen. Diese Zahl nun wiederum ist uns aus der Weltgeschichte genügend bekannt, z. B. aus den

14 Punkten Wilsons u. a. mehr. Sie enthält die Quersumme 1+4 = 5, d. h. die Zahl Jehowahs im magischen Quadrat kabbalistischer Bedeutung. Verzeihe, lieber Leser, wenn wir dir mit der Kabbala kommen. Wir sind nicht abergläubisch, aber es macht uns Spaß, dem kabbalistischen römischen Papst und seiner gläubigen Herde zu zeigen, daß wir den kabbalistischen Aberglauben dieses römischen Medizinmannes, siehe Mythos des 20. Jahrhunderts von Alfred Rosenberg, voll durchschauen.

*Ludendorffs Volkswarte*

### Liebe Weltbühne!

Im Zuge zwischen Neapel und Rom fahren drei Antifascisten, von den zwei sich in lebhaften witzigen Bemerkungen gegen die Regierung ergehen. Der dritte schweigt. Nach einer Weile fragt ihn einer seiner Freunde, wann man denn von ihm, der doch bekannt sei für seinen scharfen Witz, endlich wieder einmal etwas zu hören bekomme. Der bedeutet ihm, daß er unmöglich seinen Gedanken freien Lauf lassen könne. da er doch unter Polizeikontrolle stehe. Die Beiden unterhalten sich weiter, als der Schweigsame plötzlich in helles Gelächter ausbricht. Auf die Frage, was ihm denn sei, antwortet er den Verdutzten: „Ich habe mir jetzt selbst einen fabelhaften Witz erzählt"

*

Der italienische Konsul in Paris geht mit drei Damen in ein italienisches Restaurant. Um seinen Begleiterinnen die Begeisterung seiner Landsleute für den Fascismus zu demonstrieren, ruft er den Kellner zu sich heran, schenkt ihm zehn Francs und fragt ihn: „Wissen Sie, wer der große Mann ist, der für Italien enorme Opfer gebracht hat und dessen Name weit über die Grenzen seines Landes berühmt ist?" Der Kellner zögert mit der Antwort. Der Konsul: „Der Name beginnt mit M und endet mit i". Prompt repliziert der Kellner: „Matteotti".

## Hinweise der Redaktion

### Berlin

Deutsche Liga für Menschenrechte. Donnerstag 20.15; Reichswirtschaftsrat, Bellevuestraße 15 (Plenarsaal): Youngplan und Wirtschaftskrise, Staatsbankpräsident a. D. Walter Loeb, Georg Bernhard, Toni Sender, Felix Stössinger und Heinrich Ströbel.
Internationales Antikriegsmuseum, Parochialstr. 29. Freitag 20.00: Christentum und Krieg. Pfarrer August Bleier.

### Düsseldorf

Die Tribüne. Donnerstag 20.15, Städtische Tonhalle, Saal I: Kampf gegen § 218, Anne Eckmann-Solingen und Dr. Maase.

### Bücher

Sozialismus und National-Fascismus. Alfred Protte, Potsdam.
Paul Zech: Neue Balladen von wilden Tieren. Wolfgang Jess, Dresden.
Carl Zuckmayer: Der Hauptmann von Köpenick. Propyläen-Verlag, Berlin.

### Rundfunk

Dienstag. Langenberg 18.20: Kunst und Gesellschaft, P. Honigsheim. — Königswusterhausen 19.20: Kapitalismus oder Sozialismus? F. Naphtali und Ludwig Bernhard. — Breslau 20.30: Karl Kraus spricht. — Berlin 20.30: Der Idiot, Hörspiel nach Dostojewskij. — Mittwoch. Mühlacker 18.15: Der Schauspieler als Zeit-, nicht als Berufstypus, Ernst Leonhard. — Berlin 19.45: Der Kampf um das englische Gewerkschaftsgesetz, Actualis. — Königswusterhausen 18.30: Literatur und Zensur, H. H. Houben. — Hamburg 20.00: Napoleon von Grabbe. — Leipzig 21.10: Deutsche sehen die Welt (Däubler, Gläser, Hesse, Paquet und Sieburg). — Donnerstag. Berlin 17.50: Podium. Stunde der Unbekannten, Edlef Köppen. — Mühlacker 18.30: Stalin, Prof. v. Eckardt. — 19.00 (für alle Sender): Sven Hedin spricht. — Langenberg 20.20: Ein Negergottesdienst in New York, Manfred Hausmann. — Leipzig 21.10: Zensur, Ob.-Reg.-Rat Schubart und Arno Schirokauer. — Freitag. Breslau 17.40: Börne-Heine von Ludwig Marcuse, Herbert Brunar. — Hamburg 17.50: Der Arbeitslose erobert die Dichtung, Prof. Schreyer und Niels Hansen. — Berlin 18.00: Wird eigentlich zuviel gedruckt? Walter Nissen und Werner Schendell. — Hamburg 19.00: Berühmte Dilettanten, Otto Brattskoven. — Sonnabend. Berlin 17.55: Die Erzählung der Woche, Peter Flamm.

# Antworten

**12-Uhr-Patrioten.** Seit etwa einem Jahr bringt Ihr in Eurem Mittagsblatt sicher drei, wahrscheinlich vier Mal hintereinander immer denselben falschen Artikel mit demselben falschen Titel: Berlin, die drittgrößte Stadt der Welt. Zwei Mal habt Ihr deswegen Berichtigungen erhalten und nach längerm Widerstande zugegeben, daß nach dem neuen von Poincaré geschaffenen Gesetz Groß-Paris mit sechs Millionen Einwohnern die drittgrößte Stadt der Welt ist und Berlin um anderthalb Millionen übertrifft. Um was Paris Berlin sonst noch übertrifft, wißt Ihr wohl auch. Was habt Ihı eigentlich davon, jeder Berichtigung drei Monate später die alte Unwahrheit folgen zu lassen. Am 24. Februar bringt Ihr nun wieder Euern Leibartikel. Warum? Berlin wird dadurch doch nicht größer und Paris nicht kleiner. Begreift Ihr nicht, daß gewisse Tatsachen erst dadurch wichtig werden, daß man sie leugnet?

**Begeisterter.** Sie haben recht, Chaplin ist für Deutschland von Hans Siemsen in der ‚Weltbühne' entdeckt worden. In vielen Artikeln und Glossen hat Siemsen immer wieder auf das amerikanische Phänomen verwiesen, bis schließlich auch die großen Herren der Kritik und der Industrie aufmerksam wurden. Am 11. März 1920 war hier der erste Artikel Siemsens über Chaplin erschienen: „Zwei Postkarten und ein Buch." Darin heißt es: „Auf der andern Photographie sieht man ihn, den Charlie Chaplin, ganz. Er trägt denselben Hut und denselben Anzug. Derbe, etwas zu große Schuhe und eine ganz unmögliche Hose. Er sitzt auf einer Treppe, und neben ihm sitzt ein kleiner Hund. Der Film ist sehr komisch und heißt: ‚Ein Hundeleben'. Aber Charlie sitzt dort so armselig und so rührend, daß man nicht weiß, ob man lachen soll oder weinen, und ihn gleich ‚Charlie' bei Namen nennt. Er sitzt mit hochgezogenen Knieen, die Arme über der Brust gekreuzt und die Hände, mit denen er nicht recht weiß, was anfangen, zu kleinen wehmütigen Fäusten geballt. Das bleiche Gesicht mit dem kleinen Schnurrbart und dem großen steifen Hut darüber ist ihm ein wenig herabgesunken, halb auf die Schulter, halb auf die Brust. Aus dem mondscheinweißen Puder sehen unter hochgezogenen Brauen zwei große, vorwurfsvolle Augen, schüchtern, bekümmert und völlig ratlos. Und neben ihm sitzt sein kleiner Hund. Der sieht genau so aus wie er. Er ist ganz weiß, nur die Augen sind schwarz und die Schnauze ist schwarz, und um das eine schwarze Auge ist ein großer schwarzer Fleck. Er hat sich hingesetzt und lehnt sich an seinen Herrn. Die kleinen Pfoten, die noch ganz weich und jung sind, rutschen ihm etwas zur Seite: er lehnt sich an. Er sieht ganz aus wie sein Herr. Aber sein Herr ist noch sanfter und hilfloser und sieht mit seinen großen Augen noch vorwurfsvoller in die Welt. Möge Gott ihnen Beiden helfen!" Das ist Charlies liebenswürdiger Einzug in Deutschland. Heute macht man mehr mit ihm her. Aber, mein Gott, was für Leute sind das, die ihn jetzt in Berlin in Verwaltung genommen haben. Sie werden mit ihm photographiert und ahnen nicht, wie gefährlich es ist, mit einem großen Humoristen auf einem Bild zu stehen.

**Baron Robert Fabre-Luce.** Sie schreiben: „Ich erhielt einen Abzug Ihres Artikels ‚D'Ormessons Vorschlag', der in der ‚Weltbühne' erschienen ist. Man tut mir die Ehre an, mich zu erwähnen; allerdings in einem Zusammenhange, der mir verfehlt erscheint. Man stellt mich in Parallele zu Graf d'Ormesson und behauptet, ich sei im Gegensatz zu diesem ein ‚germanophiler Eingänger'. Die Bezeichnung ‚germanophil' trifft auf mich nur sehr bedingt zu. Ich bin es jedenfalls nicht in dem Sinne, daß ich auf eine Annäherung zwischen den deutschen und französischen Nationalisten bedacht sei. Ich habe weder mit bürgerlichen Nationalisten in Deutschland noch mit denen in Frankreich irgend etwas gemein. Den Bestrebungen des Grafen

d'Ormesson stehe ich fern; ich nehme sie nicht einmal sehr ernst, denn sie werden das bürgerlich-demokratische Deutschland nicht retten. Sie denken vielleicht an eine Zeit, in der ich für die ‚Neue Rechte' gekämpft habe. Aber selbst in diesem Abschnitt meiner politischen Entwicklung galten alle Zugeständnisse, die ich den bürgerlichen Nationalisten machen zu müssen glaubte, lediglich dem Zweck, die freimaurerisch-liberale Vormacht zu brechen und einer christlich-konservativen Erneuerung Europas vorzuarbeiten. Jetzt, wo ich für ein völkisches Europa kämpfe, ist der Revisionsplan, den ich radikal wünsche, nur so gemeint, daß er sich gegen den liberal-bürgerlichen Klassenstaat auswirkt. Es ist daher irrtümlich, mich für einen Vorkämpfer ausschließlich deutscher, nationaler Interessen zu halten. Ich interessiere mich nur im Rahmen des völkisch-europäischen Gesamtprogramms für deutsche Forderungen." Hier liegt ein kleiner Irrtum vor. Bei dem „germanophilen Eingänger" dachte ich an Ihren Cousin Herrn Alfrede Fabre-Luce. Von Ihnen spricht man in Berlin ebensowenig wie in Paris.

**Neugieriger.** Die Chansons Walter Mehrings für den verbotenen Granowsky-Film „Das Lied vom Leben" sind in seinem soeben bei S. Fischer herausgekommenen Versband „Arche Noah S.O.S." enthalten.

**Paul Baudisch.** Sie schreiben: „In Nummer 9 der ‚Weltbühne' tadelt Herr Peter Panter meine Übersetzung der Kurzgeschichten O. Henrys. Daß ihm mein Versuch, die eigentlich unübertragbaren Slangwitze O. Henrys, die vielfältigen Slangnuancen vom Hinterwäldler-Kauderwelsch bis zum halb saloppen, halb hochtrabenden Bowery-Slang wiederzugeben, als mißglückt erscheint, kann mich nicht zu einer Polemik berechtigen. (Ich bin freilich der Meinung, ein gewissenhafter Kritiker, der ein Versagen feststellt, müsse den Leser auch über die Bedingungen unterrichten, unter denen dieses Versagen erfolgt ist.) Mich aber geht vor allem ein konkreter Vorwurf an, den Herr Panter gegen mich erhebt. Er meint, ich hätte aus Unkenntnis des englischen Sprachgebrauchs die Floskel ‚I guess' zu Unrecht mit ‚Schätze' übersetzt, das gemahne an die alten Trappergeschichten. Dazu muß ich bemerken: ‚I guess' übersetze ich fast nie und ‚I reckon' (diese Phrase, die hier in Betracht kommt und die Herr Panter leider zu erwähnen vergessen hat) nur dann mit ‚Schätze', wenn der Anklang an alte Trappergeschichten vom Autor oder von mir beabsichtigt ist. Die Absicht mag Herr Panter tadeln, mit Belehrungen sollte er vorsichtiger sein." Peter Panter erwidert darauf: „Vorsichtiger geht es nicht gut. Die mäßigen Übersetzungen Baudischs, die ich nicht jedesmal, wenn ich ihnen begegnet bin, angemerkt habe, sind nie eine Freude gewesen. Schätze, daß Paul Baudisch meine Kritik nicht ordentlich gelesen hat. ‚Wie Henry übersetzt ist,' steht da, ‚weiß ich nicht, denn ich kenne das amerikanische Original nicht.' Also wußte ich auch nichts von ‚I reckon'. Der Übersetzer versteht gar nicht, daß es sich hier um sein schlechtes Deutsch handelt. ‚Wir da können nich' miteinander auskommen, so und so nich'. 's is' einschichtig genug in die Berge, wenn'n Mann und 'n Weib was auf sich geben. Aber wenn's sie spucken tut wie 'ne Wildkatz' oder finster dreinglotzt wie 'n Schuhu im Käfig, hat 'n Mann keine Verpflüchtung nich', mit sie zu leben.' Was ist das? Das ist amerikanischer Ganghofer. Wer spricht so? Niemand spricht so. Das machen sich nur die Übersetzer zurecht, die kein Deutsch können. Und weil sie kein Deutsch können, so begreifen sie nicht, daß die Angelsachsen ihre kleinen Hauptsätze ‚Ich fürchte', ‚Ich glaube', ‚I guess', ‚I reckon' nur als Vorschlag setzen, und dann steht das, was sie wirklich sagen wollen, im Nebensatz. Bei uns steht es im Hauptsatz. Baudisch aber übersetzt die Vorschlagsätze immer munter mit. ‚So glaube ich, das macht unsrer Bekanntschaft ein Ende.' Ist das gutes Deutsch? Ich tue nicht glauben so. ‚Well, ich vermute, ich muß mich jetzt fortscheren.' Schätze, das ist mise-

rabel übersetzt. Die Verleger sollten sich einen bessern Übersetzer suchen — in welchen Händen ist diese Arbeit!"

**A. I. Z.** Daß Erich Kästners Gedicht in der Nummer 9 „Auf den Schlachtfeldern von Verdun" auf wahren Vorgängen beruht, erweist eure neue Nummer vom 18. 3., in der ihr einen ausführlichen Bericht über die Leichenfunde vor Verdun bringt.

**Auswärtiges Amt.** Otway Robinson, ein englischer Offizier, hat den deutschen Kriegsverletzten 140 000 Mark hinterlassen; ihr habt dieses Legat sicherlich mit höflichem Schreiben quittiert. Aber wo bleibt nun die pazifistische Auswertung einer so großherzigen Handlung, die doch zeigt, daß auch jenseits des Kanals anständige und europäisch empfindende Menschen wohnen? Gewiß darf man so eine Sache nicht überschätzen — aber wäre es nicht hübsch, wenn ihr euch auch einmal entschließen könntet, aus eurer Vornehmtuerei herauszutreten und für den Frieden auch nur ein Tausendstel so viel Propaganda zu machen, wie ihr es für den Krieg tut —?

**Kritiker.** Sie haben Brecht gelästert? Das wird Ihnen nicht gut bekommen. Denn wahrlich, er wird Sie heimsuchen und sich rächen an Ihnen sowie an Ihren Herren Kindeskindern, und er wird Ihnen eins auswischen lassen bis, mit Verlaub zu sagen, ins dritte und vierte Glied. Früher schimpfte der kritisierte Künstler, wenn ihm einer Ihrer Berufsgenossen eine schlechte Nummer aufmalte, heute aber haben wir eine ganz andre Methode. Verklemmte Wut wird auf das Weltanschauliche gedreht, und Brecht, der von einem lächerlichen Machttrieb besessen ist, setzt seine Trabanten in Bewegung, die ihre Clique gern zu einer literarischen Gruppe umlügen wollen. Es ist immer ein schlechtes Zeichen, wenn jemand für sich und seine Arbeit eine Ausnahmestellung beansprucht mit Sockel, Lorbeer im Vorschuß und dräuendem Blitz, falls einer wagt, den großen Mann als mittlern Mann zu sehen. Riskiert ein Kritiker, die Elaborate der Herren Brecht & Co. so zu nehmen wie jedes andre Kunstwerk auch, also keinen Sonderfall für einen begabten, doch höcht verlogenen und verschminkten Dichter zu statuieren, dann rächt sich dieser falsche Hinterwäldler indirekt, nie selber: er läßt das durch seine Freunde besorgen. Die stehen ihm zur freundlichen Verfügung, darunter solche, die den ganzen Tag über radikal sind und nur noch nicht genau wissen, ob rechts oder links... und bald darauf erfährt der erstaunte Kritiker, daß es mit seiner Weltanschauung nicht zum besten sei. Er werde wohl, wird ihm dann mitgeteilt, das Ziel der Klasse nicht erreichen, und er sei überhaupt ein krummer Hund. Der alte Zwiespalt zwischen Kritiker und Künstler wird nun auf der politischen Ebene ausgefochten; die Ressentiments werden farbig bekleidet, in diesem Fall sind sie leuchtend rot, es darf nur nicht regnen, denn dann kommt zwar nicht der Union Jack, wohl aber ein gutes altes bayrisches Weiß-Blau durch. Der Machttrieb dieses indianischen Hiesels wäre lächerlich, wenn er nicht manchmal durch seine Coterie, die man mit einem K schreiben sollte, Literaten zu treffen versucht, die sich nicht wehren können. Ein Opernbettler und ein Cliquenfürst. Es wäre hübsch, wenn uns dieser Verein mit seinen Tiraden fürder nicht langweilte. Ressentiment als Kulturprogramm: das ist kein schöner Anblick. Sie haben Brecht gelästert? Wahrlich, seine Trabanten werden Sie heimsuchen.

---

*Dieser Nummer liegt ein Aufruf der „Deutschen Liga für Menschenrechte" bei, den wir der besonderen Aufmerksamkeit unsrer Leser empfehlen!*

---

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

# Egal legal von Carl v. Ossietzky

## Hamburger Brand

Die von hamburger Hitlerleuten begangenen Bluttaten haben den Verdacht erweckt, daß die dortige Obrigkeit die Nazis ganz besonders fest angepackt habe. In Wirklichkeit stand man in Hamburg den Nazis ebenso hilflos gegenüber wie anderswo auch. Die Mittelparteien erwogen lange ein Wahlbündnis mit dem Rechtsradikalismus, und ob die paar Morde der Deutschen Volkspartei den Appetit dazu geraubt haben, ist noch gar nicht sicher. Was aber die staatliche Exekutive angeht, die in den Händen eines sozialistischen Senators liegt, so suchte sie den Feind vornehmlich links. Vor mir liegt ein Brief aus Hamburg, in dem die seltsamen Vorfälle geschildert werden, die das Auftreten Herrn Franzens aus Braunschweig in einer kürzlich abgehaltenen Versammlung begleiteten. Als die Manager sahen, daß im Saal proletarisch Gekleidete überwogen, wurde ihnen die Geschichte unheimlich, dieses Publikum schien ihnen für ihren Franzen nicht geeignet zu sein, und sie beschlossen, wenigstens einen Teil davon loszuwerden. Der Briefschreiber fährt jetzt fort:

> Aber endlich, endlich war der rettende Gedanke geboren: diese Untermenschen sind durch einen Schwindel in den Saal gekommen. Und gefälschte Karten haben sie vorgezeigt! Kartenkontrolle aller im Saal Anwesenden war das erlösende Wort. Gemeinsam mit der Polizei wurde nun diese Aktion durchgeführt. Keine leichte Arbeit; aber um vieles erleichtert, wenn man erfährt, daß eine Auswahl weniger nach der vorgezeigten Karte als nach der Nase des Inhabers vorgenommen wurde. Sah diese bewußte Nase nun etwa zu proletarisch aus oder war die Kleidung des Karteninhabers verdächtig, einen leibhaftigen Antifascisten oder gar waschechten Kommunisten zu bedecken, so mußte er den Weg nach einem kleinern Saal in der ersten Etage oder in den Keller antreten. Nicht etwa, um hier Parallelkundgebungen durchzuführen sondern einfach zu dem Zweck, den Herrn Minister Franzen vor dem Anblick dieser elenden Proleten zu bewahren.
>
> Während die Kunde von dieser schändlichen Provokation durch die Arbeiterquartiere Hamburgs eilte, bemühte sich Herr Polizeisenator Schönfelder, eine gründliche und saubere Arbeit für seinen Minister-Kollegen Franzen zu liefern. Sämtliche verfügbaren Polizei-Last-Kraftwagen wurden nach Sagebiel beordert und bald begann der schubweise Abtransport der massenhaft Sistierten. In rasendem Tempo ging die Fahrt nach dem Stadthaus; als dieses überfüllt war, nach verschiedenen Schupowachen und zum Schluß gar noch nach der Kaserne Am Schlump. Wenn die Polizei nun glaubte, zirka tausend Menschen ohne Aufsehen und Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung verhaften zu können, so irrte sie gewaltig und zeigte wieder einmal, wie wenig der Name „Volkspolizei" mit den Tatsachen zu tun hat. Erregte die Arretierung und Einsperrung der Tausend nach Bekanntwerden schon ungeheure Erregung, so wurde diese durch den Abtransport der Verhafteten auf achtzehn Lastwagen mit Anhängern durch die an diesem Abend außerordentlich belebten Straßen Hamburgs noch mehr gesteigert. Selten noch hat Hamburg eine so mächtige und eindrucksvolle Demonstration der revolutionären Arbeiter-

schaft gesehen als an diesem Tage, da die Polizei eine solche unterdrücken und verhindern wollte...

Endlich gegen acht Uhr war der Abtransport der „Öffentlichkeit" bewerkstelligt. Herr Minister Franzen konnte seine Rede halten, allerdings das Volk, das in erster Linie diese elenden Zustände beseitigt sehen will, war nicht anwesend. Es sielte sich irgendwo auf den Pritschen und Strohlagern der republikanischen Polizeiverließe herum, bekam dort aber die gründlichste Aufklärung über die Nazis und ihr kommendes Reich. Denn das, was am 12. März von der unter sozialdemokratischer Führung stehenden hamburger Polizei unternommen wurde, war eine der fascistischen Methoden Italiens, die zu bekämpfen heute Sozialdemokratie und Polizei sich brüsten.

So wird also die Polizei zugunsten einer wiederholt als staatsfeindlich verfemten Partei eingesetzt. Welch seltsame Verwirrung mag das in den schlichten Köpfen der hamburger Wachtmeister anrichten, von denen viele schon die Naziagitation außerdienstlich auf sich haben einwirken lassen. Der Staat hat sie nur dabei selten gestört, seine Autorität haben sie nicht gespürt, sie selbst verkörpern sie ja gegen die Roten. Sie sind sich nicht recht klar darüber, ob sie noch in der Republik von Weimar oder schon im Dritten Reich leben. Sie wissen auch, was bei andern Behörden gefällig ist. Daß zum Beispiel Steuerbeamte ihrem Dienst mit absichtlicher Säumigkeit nachkommen, damit die verdammte Judenrepublik kein Geld in die Kassen kriegt, daß Untergebene, wo es nur geht, ihre Vorgesetzten in Verruf bringen und deren Arbeit nach Kräften erschweren. Und plötzlich kommt über Vater Staat eine Art hektischer Energie. Der Wachtmeister Pohl soll über unerlaubte politische Tätigkeit vernommen werden. Der Wachtmeister Pohl findet es ein starkes Stück, sich von einem jüdischen Regierungsrat ausfragen zu lassen. So steigt er, mit einer Pistole bewehrt, ins Verhör und legt den Inquisitor ruhig um. Vierundzwanzig Stunden später erschießt ein ehemaliger Schutzpolizist mit der gleichen kühlen Sachlichkeit einen kommunistischen Agitator. Was bedeuten sie schon in der republikanischen Welt, der jüdische höhere Beamte und der kommunistische Funktionär? Morgen wird doch mit ihnen abgerechnet werden — ist es da ein Verbrechen, die Vollstreckung des schon lange ergangenen Urteils vorwegzunehmen? Diese Mörder fühlen sich als Richter, als Justizpersonen einer Legalität, die zwar noch keine endgültige Anerkennung gefunden hat, aber doch heute schon in ungezählten Köpfen mit dem höhern, mit dem ungesatzten, mit dem natürlichen Recht identifiziert wird, das mit jeder Generation neu wächst.

Die hamburger Bluttaten haben gezeigt, daß es mit der oft aufdringlich genug gefeierten Beamtendisziplin nicht gut steht. Sie haben Gefahren deutlich gemacht, die bisher von den obern Stellen immer geleugnet wurden. Skeptikern wurden einstimmig angenommene Resolutionen von Beamtenkongressen unter die Nase gehalten, Papiere voll schematisch beteuerter Staatstreue. In Pommern ist man jetzt einem Gendarmeriekommandanten auf die Schliche gekommen, bei dem die rechtsradikale Propaganda für die ganze Provinz zentralisiert war. Im Ressort des Herrn Postministers sieht es noch viel bunter aus. Überall brechen jetzt die Geschwüre auf. Jahrelang hat

man die gesamte Beamtenschaft gegen Rot dressiert. Man war zufrieden, wenn sie gegen die Kommunisten funktionierte, wobei es auf die legale Form nicht immer ankam. Was der etwas unsanft aus dem Schlafe geschreckte Herr Reichsminister Wirth jetzt machen wird, ist ziemlich gleichgültig. Wahrscheinlich wird nicht mehr herauskommen als ein vielziffriges Merkblatt für die Länderregierungen „staatsfeindliche Bestrebungen betreffend", das ebenso gut gegen links gebraucht werden kann und gewiß auch so gebraucht werden wird. Daß dies nur schwache Abwehr ist und keine wirksame Gegenoffensive, das dürfte auch Herr Wirth wissen, der nach dem Rathenaumord, in dem einen heroischen Moment seines Lebens, die richtige Sprache gefunden hat. Eine Gegenbewegung müßte über die größere geistige Stoßkraft verfügen, sie müßte die Massen in Bewegung bringen, die die Republik auch heute noch immer haben kann, wenn sie nur will. Aber der Horror dagegen ist beinahe noch größer als die Angst vor den Nazis. In Hamburg hat man zum Beispiel nichts Besseres zu tun gewußt, als einen Ausnahmezustand zu verhängen, der die K.P.D. ebenso trifft wie die N.S.D.A.P., das heißt, man stellt Mörder und Gemordeten auf eine Stufe. Daran erkennt man die Hand der Sozialdemokratie. Selbst dieser Augenblick ist ihr grade recht, der verhaßten kommunistischen Konkurrenz eins auszuwischen. Vor dem blutigen Bahrtuch eines gemeuchelten Arbeiterführers könnte wohl eine kleine Waffenpause eintreten, eine Stunde der Erinnerung an lange vergangene gemeinsame Kämpfe.

Doch da knallt eine neue Verfügung herein. Es geht nicht etwa gegen die rechtsradikalen Mordbuben, sondern gegen die „Radikalen rechts und links", wird also in der Praxis darauf hinauslaufen, daß die Kameraden des Wachtmeisters Pohl günstige Gelegenheit haben werden, den zur Zeit noch eingebuchteten Märtyrer der großen Sache mit Gummiknüppel und Revolver an den Roten zu rächen, während die Nationalsozialisten auch im ärgsten Randal mit einem freundschaftlichen Klaps davonkommen. Und da wundert die würdige republikanische Presse sich und rümpft die feingeschwungene Nase, weil die Kommunisten in der hamburger Bürgerschaft über die Nazivertreter herfielen und sie windelweich droschen. Ganz davon abgesehen, daß diese Burschen keine andre Beweisführung anerkennen und ein solches abgekürztes Verfahren durchaus ihrer Anschauung vom Leben der Menschen untereinander entspricht — die Faust ist zwar kein gutes Argument, aber sie ist auch kein schlechteres als das Schwert, mit dem nach einem simultanen deutschen Glauben der echte Mann Schande rächt, Verrat züchtigt und seine verfahrenen Angelegenheiten zum Bessern wendet. Diese paar marmorierten Nazihintern sollten in keinem Republikaner hofmeisterliche Instinkte lebendig machen.

**Joseph Légalité**

Während die nationalsozialistische Bewegung immer mehr anschwillt und immer breitere Volksmassen erfaßt, schreitet der psychische Verfall der Führer in rapidem Tempo fort. Ein paar Millionen Deutsche werden von einer Handvoll Narren

gegängelt. So war es früher auch, jawohl, aber diesmal ist der klinische Befund greifbarer. Im münchner Parteipalais betätigt sich der Generalissimus als Innendekorateur, ein Gott, der hoch im Braun und Blauen über Ovationen und Mißbilligungen thront. Nur Herr Doktor Joseph Goebbels steht noch munter im Gefecht, aber in was für einem. Tag für Tag schreibt er im ‚Angriff', „was für ein brav Kerl" er ist, um mit Schelmuffsky zu reden. Selten wohl hat ein junger Geschäftsmann, der aus Sparsamkeitsgründen sein eigner Propagandachef sein muß, über sich selbst mit größerer Zufriedenheit Prospekte geschrieben. Goebbels kennt jetzt nur noch ein einziges wichtig zu nehmendes Politikum: die eigne werte Person. Er benutzt jede Gelegenheit, um seinen männlichen Bewunderern und den Scharen germanischer Tempeljungfrauen, die sich um ihn drängen, von der Tüchtigkeit der Firma zu erzählen. Eine kleine Anpflaumung in einem Zeitungsartikel, die sich mit seinem nicht grade hundertprozentig proletarischen Lebensstil befaßt, erwidert Goebbels mit einer umfangreichen Darlegung, wie, wo und wann er wohnt, was der Chauffeur kriegt etcetera. Kein Detail bleibt uns erspart. Nächstens wird Taillenweite und Hutnummer mitgeteilt werden, und was dann noch übrig bleibt, will ich lieber nicht erwähnen. Sonst schreitet die Zensur ein.

Es ist begreiflich, daß Goebbels auch sein Attentat haben mußte. Ob die Zusendung von ein paar Knallbonbons an seine Adresse auf ihn selbst zurückgeht, ob es sich dabei um einen Ulk handelt, den sich jemand in Weinlaune mit dem steglitzer Dutsche gemacht hat, jedenfalls hat sich der Retter Alldeutschlands aus eigner Berufung dabei nicht sehr heroisch aufgeführt. Wer Europa mit Giftgasgeschwadern überziehen, mindestens das deutsche Vaterland in ein kleines Bürgerkriegsgemetzel tauchen will, muß einen mit Kinderfeuerwerk ausgeführten Angriff auf das eigne körperliche Wohlbefinden mit besserer Laune ertragen. Doch dieser hysterische Zappelwisch von einem Tribunen bricht in ein unartikuliertes Gekreisch aus. Nun wäre dieses Zwischenspiel nur komisch zu nehmen, wenn es nicht vierundzwanzig Stunden später in Hamburg wirklich geknallt hätte, und das war kein Spielzeug. Damit stoßen wir auf ein ernsteres Thema. Denn tagtäglich werden im ‚Angriff' und den andern völkischen Blättern die wildesten Abrechnungen mit den Gegnern in Aussicht gestellt. Täglich wird ein Andrer zu den Leuten geworfen, „die wir uns aufsparen wollen für eine legale Abrechnung, die einmal kommt, wenn wir die Macht in der Hand haben". Dieses Spiel begann, als Adolphus Rex vor dem Reichsgericht „rollende Köpfe" ankündigte. Und so geht es seitdem weiter, „natürlich gesetzlich, natürlich erst, wenn wir die Macht in der Hand haben." Joseph Légalité, der unerbittliche Revolutionär, teilt in seinem Blättchen die tägliche Komplettierung der Achtungslisten mit. Damals beim leipziger Offiziersprozeß hätte der Reichsanwalt sofort gegen Hitler vorgehen müssen. Was würde wohl der Anwalt eines monarchischen Staates gegen eine Oppositionspartei unternehmen, die für den Fall der Machtergreifung die Hinrichtung des Königs und seiner Minister in Aussicht stellt? Er würde von der Legalität rechtens Gebrauch machen, und das Revolutionstribunal

des kommenden Reichs säße zunächst einmal auf der Anklagebank des noch in Kraft befindlichen.

Schon sind aus Fememördern Femerichter geworden und die hamburger Meuchelmörder fühlen sich gewiß als Vollstrecker eines Rechts, das morgen schon herrschen kann. Eine schamlose Umwertung einfachster Begriffe von Anstand und Recht frißt sich mehr und mehr in die deutschen Gehirne ein. Der schlichte S.A.-Mann, der den Mitbürger mit den andern Farben am Rock wie ein böses Tier abschießt, betrachtet die Gegner einfach als politische Verbrecher, die zu bestrafen die schlappe Republik versäumt. So wird es ihm von den Führern eingehämmert. Die zynische und verlogene Parole: „Wir bleiben legal", heißt schon lange nicht mehr: „Wir treten nicht über die Grenzen bestehender Gesetze", sondern: „Wir lassen uns nicht ertappen und streiten alles ab." Der Staat hat gemütlich zugesehen, bis sich aus Straßenraufereien und -schießereien allmählich bürgerkriegähnliche Zustände entwickelten, und er reibt sich noch jetzt erstaunt die Augen, wo wieder eine neue Phase begonnen hat: die der offenen Attentate gegen bestimmte Personen. Zwei Morde in achtundvierzig Stunden, das ist ein verheißungsvoller Beginn. Man wird nicht mit einem Schlage das nationalistische Komitatschigesindel, das überall schußbereit im Gebüsch lauert, entwaffnen können. Aber diese elende, feige Phrase von der Legalität, die sollte man den Führern endlich aus der wohlgepflegten Hand schlagen, damit die Herrschaften nicht im sichern Bureau die Verantwortung für eine neue Mordwelle ohne große Beschwernis ableugnen können. Wie mannhaft wirkt nicht neben dieser Drückebergerei die Erklärung des inzwischen verstorbenen Pöhner im münchner Hitler-Ludendorff-Prozeß von 1924: „Aus meiner ganzen Einstellung mache ich kein Hehl. Ich habe dem Staatsanwalt erklärt: Was Sie mir jetzt als Hochverrat vorwerfen, dies Geschäft treibe ich seit fünf Jahren." Auch Bürger Joseph Légalité, der vorsichtige Umstürzler, treibt dies Geschäft, aber mit Rückversicherung.

---

# Die Machtprobe von Friedrich Wolf

Unser stuttgarter Prozeß ist nur zu einem Teil eine Rechtsfrage. Im Grunde ist er eine der Machtproben der neuen geistigen und politischen Reaktion in Deutschland. Von den weißen Mäusen des Doktor Goebbels über die Filmverbote am laufenden Band und die wesentliche Encyklika des Papstes vom 31. Dezember 1930 verläuft bis zu unserm stuttgarter Prozeß eine schnurgrade Linie. Kein Zufall, man hat grade mich aus der Zahl der stuttgarter Ärzte, die ebenfalls Zeugnisse ausstellten, herausgegriffen und verhaftet; man hat mich, der ich selbst nie einen Eingriff vornahm, der „Mittäterschaft" (nicht der Beihilfe) beschuldigt; man hat mich laut Haftbefehl der „gewerbsmäßigen Abtreibung" bezichtigt, jener diffamierendsten und schwersten Form, auf der Zuchthaus steht. Man will offenbar ganze Arbeit machen mit einem Mann, der seit Jahren in Wort und Schrift gegen diesen Paragraphen kämpft. Man hält den

Zeitpunkt für geeignet: die erfolgreichen weißen Mäuse, die ungehemmt schaltende Filmzensur, die päpstliche Kulturoffensive; also griff man zu. Aber man geriet mit einem brennenden Streichholz in eine Pulverkammer.

Noch nie hat Stuttgart solche Erregung erlebt, wie in den letzten Wochen, überfüllte Massenversammlungen gleichzeitig in fünf der größten Säle; nicht Eintagssensation, sondern Empörung bis weit ins Bürgertum und Kleinbeamtentum. Das beweisen mir die Stöße von Zustimmungen grade aus diesen Kreisen, die auch heute noch täglich aus ganz Deutschland bei mir eintreffen. Lehrer, Ärzte, Juristen, Postbeamte, sogar Pfarrer schreiben und bekennen sich zu unsrer Sache. Auf der Straße sprechen mich unbekannte Menschen an, ein Ingenieur, eine ältere Frau, ein Straßenbahner und sagen: „Herr Doktor, Ihr Prozeß hat mir den Anstoß gegeben; ich habe mich bei der Kommunistischen Partei einschreiben lassen." Die Bezirksleitung der Kommunistischen Partei gewann in den ersten zehn Tagen des Prozesses allein für Stuttgart 352 neu eingeschriebene Mitglieder. Tausende Sympathisierender sind aufgerüttelt und stehen auf dem Sprung. Indessen höhern Ortes bewahrt man seine Ruhe. Man sagt: „Was ist denn los? Der Mann hat sich gegen das Gesetz vergangen und wird verknackt. Das ist bei silbernen Löffeln so und bei dem § 218. Wir haben nach geltendem Recht zu verfahren."

*

Am 15. Februar war ich zur Hauptprobe meiner „Matrosen von Cattaro" in Frankfurt. Man rief mich von Stuttgart an, mir drohe ein Haftbefehl. Ich teilte dies Herrn Direktor Hellmer und einigen Darstellern am Neuen Theater mit. Am nächsten Tage fuhr ich nach Stuttgart und arztete dort weiter. Am 19. Februar abends erfolgte meine Verhaftung, weil ich „fluchtverdächtig" sei. In diesen fünf Tagen wußte meine mitangeschuldigte Kollegin, Frau Doktor Kienle, ebenso wie ich, daß man wegen Verbrechens wider den § 218 gegen uns vorgehen wolle. Mit Absicht haben wir uns in diesen Tagen weder getroffen, noch unsre Zeugnisse und Kartotheken abgeändert oder vernichtet; soviel zur „Kollusions- oder Verdunklungsgefahr". Ich wurde dann noch in der Nacht, nach eingehender Leibesvisitation, in eine reich mit Mäusen bevölkerte Einzelzelle des Polizeipräsidiums gebracht; am nächsten Morgen nahm man, trotz meines Einspruchs, Fingerabdrücke von mir. Dann kam ich in eine hygienisch tadellose Einzelhaftzelle des Untersuchungsgefängnisses. Auch die Behandlung war dort human. Dennoch muß ich grade im Interesse meiner noch inhaftierten Kollegin betonen, daß jede längere Einzelhaft — und wäre sie in einem goldenen Käfig bei Kaviar und Sekt — einen lebendigen Menschen langsam vernichten kann. Dauernd gehen nachts die Wasserleitungen im Zellenbau, halten die Häftlinge den Kopf unter den Hähnen und schlurfen über und neben einem die Schritte der Schlaflosen.

Ich protestierte vor dem Untersuchungsrichter vor allem gegen die Beschuldigung der „gewerbsmäßigen Abtreibung". Man hielt mir vor, ich habe im Gegensatz zu den andern Kol-

legen weitaus die meisten Zeugnisse ausgestellt, etwa fünfzig bis sechzig in anderthalb Jahren. Ich entgegnete, ich sei der einzige Arzt in Stuttgart gewesen, der Dutzende von öffentlichen Vorträgen in den größten Sälen, in Kursen der Volkshochschule und Arbeiterhochschule über Geburtenregelung und Sexualhygiene gehalten habe, der durch seine Schriften und durch sein Stück gegen den § 218 das besondere Vertrauen grade der Arbeiterschaft genieße; ich betonte, daß ich in allen Vorträgen vor der Abtreibung gewarnt und für die Geburtenregelung plädiert habe (vergleiche mein Vorwort zu Margaret Sanger „Zwangsmutterschaft", Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin, 1929), daß für mich die Unterbrechung der Schwangerschaft nur die ultima ratio sei, wenn die Geburtenregelung versage oder die Gesundheit der Mutter bedroht sei... auch durch soziale Not; ich betonte weiter, daß ich mindestens ebensoviel gesunde Frauen in guter sozialer Lebenslage abgewiesen habe, daß mein Honorar für eine körperliche Untersuchung plus begründetem Zeugnis fünf bis zehn Mark betrug, daß ich an Bedürftige das Zeugnis auch kostenlos ausstellte. Man hielt auch im Haftprüfungstermin „Mittäterschaft" und die „Gewerbsmäßigkeit" aufrecht. Inzwischen sind eine ganze Anzahl spontaner Briefe von Frauen bei mir eingetroffen, die bezeugen, daß ich ihnen riet, das Kind auszutragen. Kann man mir verdenken, wenn ich annehme, man will mit diesem Prozeß einen politisch Mißliebigen, nachdem man ihn wirtschaftlich ruiniert hat, mit dem Anwurf der „gewinnsüchtigen, gewerbsmäßigen Abtreibung" nun auch moralisch vernichten! Dieser Versuch ist — wie das Gericht auch entscheiden wird — bereits mißlungen... vor dem Forum des Volkes, das für mich die letzte Instanz bedeutet! Es ist auch kein Zufall, daß man grade meine Kollegin, Frau Doktor Kienle, herausgriff... mag sie einmal einen Kunstfehler begangen haben oder nicht. An den andern Kliniken geschieht wohl nie ein Kunstfehler? Aber Frau Doktor Kienle war die stuttgarter Ärztin, die kostenlos die Beratungsstelle des „Reichsverbands für Geburtenregelung und Sexualhygiene" verwaltete. Kommt wirklich ein Urteil „Im Namen des Volkes" und nicht im Namen des Paragraphen zustande, so ist das Urteil schon heute gesprochen.

*

In meinem besondern Fall konzentriert sich Anklage und Interesse um das Problem der „gemischten" medizinischen plus sozialen Indikation. Denn eine Anzahl meiner Zeugnisse lauten: Ich halte die Unterbrechung der Schwangerschaft wegen eines Herz-, Lungenleidens für erforderlich, zumal Frau X genötigt ist, berufstätig zu sein; oder: zumal Fräulein Y auf ihre Erwerbstätigkeit angewiesen ist. Jeder Mensch, der im Leben steht, weiß, daß eine Arbeiterin, eine Stenotypistin, eine Lehrerin, ein Dienstmädchen a tempo Stelle und Arbeit verliert, wenn sie ein Kind austragen muß, daß sie mit dem Säugling dann in Elend und Hunger gerät, daß ihr vielleicht noch heilbares körperliches Leiden durch die soziale Komponente von Mehrarbeit, seelischer Qual, Herumgestoßenwerden, Nahrungs-

mangel, Kräfte- und Blutverlust durch die Geburt des Kindes verschlimmert wird. Nicht zu reden von der kränklichen Frau eines Arbeitslosen mit vier Kindern, die ihr fünftes erwartet. Es ist eine Schande, daß man über diese selbstverständlichen Dinge im Deutschland der fünf Millionen Arbeitslosen heute überhaupt noch diskutieren muß. Die Württemberger Ärztekammer, Stuttgart, allerdings hielt es am 8. März 1931 in ihrer Kundgebung zu unserm Prozeß für richtig, sich hinter die Richtlinien des leipziger Ärztetages von 1925 zu verschanzen und nur die „medizinische" Indikation gelten zu lassen. Sollte es in Stuttgart wirklich unbekannt sein, daß 1924/25 die Zahl der Erwerbslosen in Deutschland 805 000 betrug, im Jahre 1931 dagegen fünf Millionen? Daß somit die sachlichen Voraussetzungen 1925 völlig andre sind als 1931? Ist der stuttgarter Ärztekammer nicht bekannt, daß die berliner Ärztekammer bereits in ihrer Sitzung vom 3. Dezember 1928 den Antrag angenommen hatte, daß „zugleich mit der gesundheitlichen auch die sozial-wirtschaftliche Indikation in Betracht gezogen werden darf"? In gleichem Sinne spricht sich die bekannte Eingabe der 375 deutschen Ärztinnen und die geheime Abstimmung der hamburger Ärzteschaft von 1930 aus. Professor O. Pankow, der Direktor der freiburger Frauenklinik, schreibt in einem Aufsatz „Strafbare und straflose Schwangerschaftsunterbrechung" in der ‚Deutschen Medizinischen Wochenschrift' vom 12. Oktober 1928:

> Die Berücksichtigung der sozialen Verhältnisse beeinflußt bei der Behandlung vor allem sich länger hinziehender chronischer Erkrankungen in erheblichem Maße das ärztliche Handeln. In dem Sinne ist es richtig, wenn Hirsch sagt, daß die soziale Indikation so alt ist wie der ärztliche Beruf selber und sich nicht gewaltsam ausschalten lasse. Auch bei der Indikation zur Schwangerschaftsunterbrechung können unter Umständen die sozialen Verhältnisse den Ausschlag dafür geben, sich für die Unterbrechung zu entscheiden.

In einer Umfrage, die der Sanitätsrat Doktor Vollmann auf Grund dieses Aufsatzes unter den prominenten deutschen Gynäkologen veranstaltete, sprach sich die Mehrzahl für die „gemischte" medizinisch-soziale Indikation aus. Wie ich sie in den angefochtenen Zeugnissen meines Prozesses vertrat und vertrete. Hierzu und zu dem Beschluß der berliner Ärztekammer schrieb der leipziger Gynäkologe, Geheimrat Professor Sellheim, an Sanitätsrat Vollmann: „... durchaus Ihrer Meinung, daß die berliner Kammer etwas beschlossen hat, was längst ist!" Das trifft den Nagel auf den Kopf. Die am meisten anerkannte ärztliche Autorität auf dem Gebiet des künstlichen Abortes, der frühere königsberger Gynäkologe, Professor Winter, spricht sich schon seit Jahren für die medizinisch-soziale Indikation aus. (Winter: „Der künstliche Abort", Abschnitt 7 „Die soziale Indikation", Ferdinand Enke, Verlag, Stuttgart.) Und Professor Lennhoff, der medizinische Mitarbeiter der ‚Vossischen Zeitung', bemerkt in einem Aufsatz vom 17. März 1931 zu der reaktionären und irreführenden Kundgebung der württembergischen Ärztekammer:

Im Vordersatz heißt es: „Die Unterbrechung darf nur aus ärztlichen Gründen, also zum Zweck der Heilung oder der Gefahrenverhütung vorgenommen werden." Es ist schwer zu verstehen, wie angenommen werden kann, daß ein Arzt nach diesem Satze handeln soll, ohne die besondern sozialen oder wirtschaftlichen Verhältnisse mit seinen übrigen ärztlichen Überzeugungen zu kombinieren.

Die württembergische Ärztekammer aber akklamiert dem Staatsanwalt in einem Augenblick, wo zwei ihrer Kollegen die schwerste Anklage droht; sie begnügt sich, die Richtlinien aus dem Jahre 1925 zu zitieren, obschon sie wissen muß, daß die soziale Not in Deutschland seither gewaltig zunahm, daß die größte Ärztekammer, Berlin, schon 1928 die soziale Komponente anerkannte, daß die Mehrzahl der führenden Gynäkologen die medizinisch-soziale Indikation für berechtigt, ja für notwendig hält. In dieser Situation spricht sie von „sowjetrussischem Vorgang". Man kennt diese Melodie.

Man wird ihr oft wiederbegegnen im Verlauf unsres Prozesses ... dieser edlen Melodie und dieser Mentalität. Wichtig ist auch zu wissen, daß unsre Verhaftung auf eine kollegiale Denunziation hin erfolgte, obschon es sonst Brauch ist, gefährdete Kollegen vor der Ärztekammer und den ärztlichen Ehrengerichten zuerst kollegialiter zur Rechenschaft zu ziehen, zu verwarnen und zu ermahnen, bevor man ihre Existenz vernichtet. Ich habe daher jetzt gegen mich selbst ein ehrengerichtliches Verfahren beantragt, um meinen Fall und das Verhalten meiner Kollegen zu klären.

*

Man sieht, der stuttgarter Prozeß hat viele Hintergründe. Es ist ein ganzes System, das gegen uns steht. Es ist eine ganz bestimmte lokale und doch typische Atmosphäre, die den Prozeß in dieser Form und in diesem Umfang so üppig gedeihen ließ. Stuttgart ist wirklich eine besondere Stadt; landschaftlich mit seinem terassenförmigen Aufbau an den bewaldeten Höhen vielleicht die schönste Stadt Deutschlands. Auch auf seine Geschichte kann es stolz sein: auf die kühnen, der Zeit vorauseilenden Bauernrevolten des „Armen Konrad" im Remstal und der Rauhen Alb; hier flammte um 1514 zum ersten Mal der deutsche Bauernkrieg auf, der Kampf des „gemeinen Mannes" gegen die „großen Hansen", hier steckten die schwäbischen Bauern zum ersten Mal die Sensen auf und kämpften um ihre „zwölf Artikel": gegen „die römischen Räte" und das römische Recht für das altgermanische Recht der „Allmende" und des kollektiven Gemeindeeigentums, ein wirklich großer sozialer Volkskampf, dessen Ziel es war, zu einem geeinten Volk „den Brüdern überm Main die Hand zu reichen". Heute schneidet die Mainlinie schärfer denn je durch Deutschland. Größer denn je ist die Kluft zwischen dem römischen Paragraphenrecht und dem Rechtsbewußtsein des Volkes. Mitten durch unser Volk läuft der Schützengraben.

Grade unser Prozeß verschärft und beleuchtet grell die Fronten. Ich weiß, man will hier die Sache bagatellisieren: Ein Straffall wie hundert andre. Die Herren täuschen sich. Die

Massenversammlungen von Hamburg bis Breslau, von Königsberg bis Mannheim sprechen eine andre Sprache. Die Zeit geht nicht rückwärts. Dieser Prozeß ist in den Tagen der fünf Millionen Erwerbslosen eine Provokation. Höhern Ortes nimmt man das hier nicht allzu tragisch; man hält die Erregung für „berliner Mache", für ein Kunstprodukt der „berliner Asphaltpresse"; man wird hier mit gebundener Marschroute den Weg zu Ende gehen. Es ist gut. Dieser Prozeß, der uns aufgezwungen wurde, wird Hunderttausenden die Augen öffnen. Auf der einen Seite des Grabens steht das römische Paragraphenrecht mit seinem Beharrungsvermögen; auf der andern Seite aber steht das Rechtsbewußtsein des Volkes, steht das Heer der fünf Millionen Arbeitslosen, die weiter Kinder zeugen oder „sich enthalten" sollen, steht die Million deutscher Frauen, die jedes Jahr zur Selbsthilfe der Abtreibung greift und somit zu „Verbrechern" wird.

*

So stehen die Fronten! Eine Machtprobe der Reaktion! Ein Signal für die Massen!

---

# Fünfjahresplan

## I

## contra: Das Jahr der Entscheidung

von Michael Smilg-Benario

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß 1931 für die Verwirklichung der gewaltigen Pläne in Sowjetrußland ein Jahr der Entscheidung sein wird. Dieses Jahr wird zeigen, ob es allen Hindernissen zum Trotz gelingen wird, die Industrialisierung der Sowjetunion, „die Verwirklichung des Sozialismus in einem Lande" zu bewerkstelligen, oder ob der Leidensweg des russischen Volkes immer noch nicht sein Ende finden wird und es von neuem Katastrophen entgegengeht.

Stalin und Molotow stehen heute an der Spitze des großen Landes, und diese Namen sollen den rücksichtslosen Kurs des Bolschewismus symbolisieren. Stahl und Hammer bedeuten diese beiden noms de guerre der Führer Rußlands, des georgischen Schuhmachersohnes Djugashwili und des Großrussen Skrjabin. Unter Führung dieser beiden Männer soll die Sowjetunion in einem noch nie dagewesenen Tempo der Industrialisierung zugeführt werden; es soll die Basis für ein von der kapitalistischen Welt völlig unabhängiges Land geschaffen werden, damit in der Stunde der Gefahr, in weltpolitischen Entscheidungen, das Gespenst der Blockade nicht mehr über den Völkern der Sowjetunion kreist. Das Rußland Stalins soll aus eigner Kraft hervorbringen, was es nötig hat. Die Basis der Roten Armee soll nicht nur das gewaltige Hinterland, die unerschöpfliche russische Menschenmasse, sondern eine nach modernen Prinzipien arbeitende Industrie bilden, die sich auf eine gewaltige eigne Kohlen-, Stahl- und Eisenerzeugung stützt.

1931 ist das dritte Jahr des Fünfjahresplanes, und es soll das entscheidende sein. Es soll eine Erhöhung der industriellen Produktion um nicht weniger als 45 Prozent mit sich bringen; das bedeutet, daß am Ende des Jahres 1931 die industrielle Produktion der Sowjetunion das dreifache der Vorkriegsproduktion erreichen wird, nachdem sie jetzt bereits, den offiziellen Angaben zufolge, gegenüber der Friedenszeit um fast 100 Prozent gestiegen ist. Zwei Millionen Arbeiter sollen 1931 dem Produktionsprozeß neu zugeführt werden, darunter auch 800 000 Frauen. Nicht weniger als 600 neue Fabriken sollen im Laufe des Jahres zu Ende fertiggestellt sein. Kolossale Mittel müssen zur Realisierung dieser phantastisch anmutenden Pläne investiert werden. Das Budget sieht eine Investierung in die Volkswirtschaft in Höhe von 17 Milliarden Rubel gegen 10 Milliarden Rubel im Jahre 1930 vor. Es sollen also jetzt 70 Prozent mehr Geldmittel in die Volkswirtschaft gesteckt werden, um die Industrialisierung und die Elektrifizierungspläne durchzuführen, den Eisenbahnverkehr zu steigern, ihn dem erhöhten Gesamtbedarf anzupassen, die Kollektivwirtschaften auf dem flachen Lande zu fördern, das Bildungsniveau der Bevölkerung zu heben. Von den zusammen 17 Milliarden sollen allein der Industrie 5½ Milliarden Rubel zwecks Neubauten oder Umbauten bereits bestehender Fabriken zugeführt werden. Es braucht kein Wort darüber verloren zu werden, daß die Investierung dieser gewaltigen Summen in einem so kapitalarmen Lande wie Rußland nur unter größter Anspannung aller volkswirtschaftlichen Kräfte erfolgen kann, nur auf Kosten weiterer Einschränkung des Bedarfs der gesamten Bevölkerung geschehen muß. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die weitere gewaltsame Kollektivisierung auf dem flachen Lande, die Förderung in erster Linie der Schwerindustrie, wodurch der Mangel an Gegenständen des täglichen Bedarfs sich weiter verschärft und seinen Höhepunkt erreicht, neue Entsagung für das russische Volk bedeuten und wahrscheinlich innere Erschütterungen mit sich bringen wird. Die große Frage, die keiner beantworten kann, ist nur, wann die Grenze des Leidens erreicht sein wird, wo die gewaltsame Durchpeitschung des Fünfjahresplanes zu einem Zusammenbruch führen kann. Mit stählerner Energie und gewaltigen Hammerschlägen, mit Stalin und Molotow, soll die Unzufriedenheit niedergehalten werden, bis endlich die Verwirklichung des Planes die Überwindung der Lebensmittelnot und des ganzen furchtbaren Elends bringen soll, unter dem Rußland schon seit über zwölf Jahren stöhnt.

Die Industrialisierung bedeutet vor allem den Ausbau der Schwerindustrie. Kohle und Eisen sollen die Basis der Industrialisierung werden. 1913 erzeugte Rußland rund 29 Millionen Tonnen Kohle. Im zweiten Jahr des Fünfjahresplanes, nämlich 1929/30, ist die Kohlenproduktion auf rund 46 Millionen Tonnen gestiegen, die Produktion in dem sogenannten besondern Quartal, also in den letzten drei Monaten 1930, ist hier nicht eingerechnet. 1931 soll nun die Kohlenproduktion auf nicht weniger als 83,5 Millionen Tonnen erhöht werden, wovon allein auf das Donezrevier 56 Millionen Tonnen entfallen sollen. Zur Verwirklichung dieses Planes sind viele

neue Schachtanlagen geplant, ebenso wird eine weitere Mechanisierung der Produktion durchgeführt werden. Wichtig ist dabei, daß in immer stärkerm Umfange neue Kohlen- und Eisenbetriebe in Westsibirien erbaut werden sollen. In neue Kohlen- und Eisenwerke im Ural-Kusnetzkigebiet werden in diesem Jahr 1,5 Milliarden Rubel investiert, denn in Westsibirien, wo unerschöpfliche Kohlen- und Eisenerzquellen unerschlossen warten, soll die künftige Basis der Industrialisierung der Sowjetunion aufgebaut werden. Rußland wendet, auch aus militärpolitischen Gründen, sein Gesicht dem Osten zu.

1913 stellte Rußland 4,2 Millionen Tonnen Roheisen her. In dem abgelaufenen Wirtschaftsjahre ist die Roheisenproduktion auf 5,2 Millionen Tonnen erhöht worden, was man unbedingt als Erfolg bezeichnen muß, weil die Roheisenproduktion seit dem Bürgerkrieg stets die Achillesferse der Sowjetwirtschaft war. 1931 wird geplant, die Roheisenproduktion auf nicht weniger als auf 8 Millionen Tonnen zu erhöhen. Zu diesem Zweck werden bestehende Betriebe weiter ausgestaltet und neue gewaltige Betriebe, besonders im Ural, wie beispielsweise der Magnitostroi, begonnen.

Nach dem Fünfjahresplan wird die russische Landwirtschaft ein völlig neues Gesicht bekommen. Auf der Basis der Kollektivwirtschaften soll der größte Teil der Landwirtschaft mit Traktoren und landwirtschaftlichen Maschinen arbeiten. Auch hier wurde ohne Zweifel bereits viel geleistet. Im Jahre 1913 produzierte Rußland landwirtschaftliche Maschinen im Betrage von 67 Millionen Rubel. In dem Wirtschaftsjahr 1929/30 hat die Produktion an landwirtschaftlichen Maschinen einen Wert von 312 Millionen Rubel erreicht und im neuen Jahr soll durch die Errichtung neuer und die weitere Vervollkommnung kürzlich in Betrieb gesetzter Fabriken die Produktion an landwirtschaftlichen Maschinen auf 767 Millionen Rubel erhöht werden. Die Zahl der sogenannten Traktorstationen, mit deren Hilfe bei den Kollektivwirtschaften der Boden maschinell bearbeitet wird, soll auf 1400 erhöht und dementsprechend auch die landwirtschaftliche Produktion gesteigert werden. Die Anbaufläche betrug in Rußland vor dem Kriege 114 Millionen Hektar, 1930 bereits 128 Millionen Hektar und soll 1931 auf 143 Millionen Hektar erhöht werden.

Mit Triumph erklärte Kuibyschew, der neue Vorsitzende der Staatsplankommission, im Zentral-Exekutivkomitee: „Die Parole ‚einholen und überholen' wird jetzt schon in einer Reihe der Zweige unsrer Volkswirtschaft, in einer ganzen Reihe der Zweige unsrer Industrie zur realen Wirklichkeit. So werden wir in der Roheisenproduktion das England von 1929 und in der Stahlproduktion das Frankreich von 1928 überholen."

Angesichts der Schwierigkeiten, die Rußland noch bevorstehen, scheint uns dieser Triumph verfrüht zu sein. Die Voraussetzung zur Verwirklichung bilden noch eine 10prozentige Herabsetzung der Selbstkosten und eine 28prozentige Steigerung der Arbeitsleistung. Ob es wirklich gelingt, diese Voraussetzung zu schaffen, erscheint zweifelhaft. Nicht zu über-

sehen sind die Schwierigkeiten, die durch den Mangel an Ingenieuren, Technikern und an einem Stamm qualifizierter Arbeiter bestehen, ein Mangel, der zur Verwirklichung der ungeheuren Pläne unbedingt beseitigt werden muß. Ein wunder Punkt, ja vielleicht der wundeste dieses Planes, ist die Disproportion in der Entwicklung der einzelnen Zweige der Volkswirtschaft. Der Fünfjahresplan soll ein Ganzes darstellen, aus dem sich organisch die einzelnen Teile entwickeln, die voneinander abhängen. Indessen geht die Entwicklung ungleichmäßig vor sich und Kuibyschew mußte in seiner bereits zitierten Rede zugeben, daß auch dann, wenn der Plan der Kohlen- und Eisenproduktion verwirklicht wird, der Bedarf der verarbeitenden Industrie und der Eisenbahnen an Brennmaterial und Eisen nicht voll befriedigt werden kann. Hier, in dieser Disproportion der Entwicklung liegt, von allen andern politischen Momenten abgesehen, die Gefahr für die Verwirklichung des Fünfjahresplans.

II

## pro: Der rote Handel droht von Johannes Bückler

„Die wichtigste Beobachtung im kommunistischen Rußland von heute ist die, daß es nicht kommunistisch ist." Damit beginnt der amerikanische Journalist H. R. Knickerbocker seine interessante Reportage über den Fünfjahresplan, die er vor einigen Wochen in seinem Blatt, der ‚New York Eevening Post' als Artikelserie erscheinen ließ. Die gesammelten Berichte sind als Buch in New York bei Dodd, Mead & Co. (The Red Trade Menace) erschienen und kommen jetzt deutsch bei Ernst Rowohlt heraus.

Die ‚New York Evening Post' ist eins der konservativen Blätter Amerikas, und wenn dies seinen Lesern solch ausführliche und objektive Berichte über den Stand und das Gelingen des Fünfjahresplans der Sowjets vorsetzt, so weniger aus politischen Gründen als um festzustellen, welchen Einfluß auf den Welthandel und die Weltwirtschaft, und auf die amerikanische Wirtschaft nicht zuletzt, dieser Plan haben kann und welche Rolle er voraussichtlich spielen wird.

Um es gleich vorweg zu nehmen, Knickerbocker, ein guter Kenner des bolschewistischen Rußlands, der zu verschiedenen Perioden Gelegenheit hatte, den jeweiligen Stand der Entwicklung durch längern Aufenthalt an den verschiedensten Ecken der Sowjetunion zu beobachten, ist davon überzeugt, daß, wenn nicht ganz unvorhergesehene Dinge eintreten, wie etwa ein Krieg gegen die Sowjets, der Plan gelingen wird.

Von den fünf Jahren waren, als der Amerikaner seine letzten sorgfältigen Erhebungen machte, genau zwei verflossen. Er hat Industriezentren besucht, die bis damals noch von keinem andern ausländischen, manche nicht einmal von russischen Pressevertretern besucht worden sind und von denen bis jetzt wenig Kunde nach Europa und Amerika gedrungen ist. Knickerbocker hat die Industriefront vom Erz-Ural bis nach Kaukasien im vollen Betrieb besichtigt. Moskau, Nishni Nowgorod, Tscheljabinsk, Samara, Stalingrad, Rostow,

Baku, Batum, Sebastopol, das Donbecken und alles, was dazwischen liegt.

Knickerbocker war 1927 zum letzten Male in Moskau, das war zur Zeit des N.E.P. Es hat sich seitdem sehr verändert. Lebensmittel und Kleidungsstücke sind viel knapper geworden. Aber die Straßen sind meilenweit mit dem besten Asphalt gepflastert, in der nächsten Nähe des Hotels sind heute mehr gepflasterte Straßen als 1927 in ganz Moskau waren. Moderne Bureauhäuser mit Glas- und Stahlfassaden, zahlreiche rauchende Fabrikschornsteine, haben das Bild der Stadt, deren Wahrzeichen bis vor kurzem noch blaue und goldene Kirchenkuppeln waren, stark verändert. Der Großhandel ist zu 9 Prozent, der Einzelhandel zu 89 Prozent in den Händen des Staates, aber die Läden sind leer, es ist keine Ware zu haben, am schlimmsten ist das Fehlen von Schuhwerk. Dieser Zustand bessert sich lebhaft in den Industriezentren fern von Moskau.

Das alte Nishni Nowgorod zählt nicht mehr. Nach hundertdreizehnjähriger internationaler Berühmtheit hat die Messe von Nishni Nowgorod ihre Pforten geschlossen. Aber das neue Nishni Nowgorod, das von Amerikanern in amerikanischem Tempo gebaut worden ist und fünfzehn Meilen entfernt an den Ufern der Oka liegt, das zählt. In dieser neuen Stadt arbeiten heute zehntausend Arbeiter an einem Werk, das Ende 1932 schon 140 000 Autos jährlich herstellen wird. Eine Musterstadt für 50 000 Einwohner wird gebaut. Am 1. Mai 1930 wurde der Vertrag zur Errichtung dieser Fabrik mit Ford unterzeichnet und kurze Zeit danach waren Ingenieure aus Ohio und New York am Werk. Zur Zeit der Unterzeichnung beabsichtigte man, den Betrieb in zwei Jahren fertigzustellen, bald darauf konnte die Bauzeit schon auf fünfzehn Monate herabgesetzt werden, bezeichnend für die Methoden des Industrieplans und der amerikanischen Baugesellschaft. Die Mehrzahl der zehntausend Bauarbeiter wohnt vorläufig in Baracken. In ihren Restaurants ist das Essen viel besser und reichlicher als in Moskau, sie haben Kino und Theater, Klubs und Lesesäle. Die einundzwanzig amerikanischen Ingenieure haben zum Teil ihre Familie bei sich. Sie wohnen in Landhäusern mit ausgesprochenem „Bourgeoiskomfort".

Asbest, eine so obskure Stadt, daß das Außenkommissariat noch nie von ihr gehört, so unbekannt, daß noch kein russischer Zeitungsmann sie besucht hatte, hat augenblicklich eine Bevölkerungszahl von fünfundfünfzigtausend, gegen zehntausend vor zwei Jahren. Die Einwohner verfügen über mehr Lebensmittel als alle Dörfer zwischen Moskau und Swerdlowsk, über mehr Waren als das wichtige Handelszentrum von Wjatka. Etwa tausend amerikanische Ingenieure und weitere tausend deutsche, italienische, tschechische, schwedische, norwegische und englische zusammen arbeiten zurzeit in Sowjetrußland. Der Ural-Asbesttrust hat sich den größten amerikanischen Spezialisten kommen lassen. 1933 soll die Produktion im ganzen Gebiet, das von diesem Trust kontrolliert wird, 250 000 Tonnen jährlich mit einem Wert von 25 Millionen Dollar betragen, das heißt, eineinhalb mal so viel an

Menge und zweimal mehr an Wert als die sieben größten Bergwerke in Kanada. Wenn der Plan für Ural-Asbest gelingt, so wird 1933 fast die doppelte Menge der gesamten Weltproduktion von 1928 erreicht sein.

Ein finsteres Kapitel sind dagegen die Eisenbahnen. Hier sind die geplanten Ziele zweifellos bis jetzt in keiner Weise erreicht. Es ist keine Seltenheit, daß gewöhnliche Sterbliche, falls sie nicht unter dem Schutz der G.P.U. stehen, buchstäblich acht bis vierzehn Tage nach einer Fahrkarte anstehen, so überfüllt sind die wenigen Züge. Jedoch hat sich seitdem hier schon wieder etwas geändert: Erst vor wenigen Wochen ist einer der größten amerikanischen Sachverständigen durch Berlin gekommen und hat in einem bedeutungsvollen Interview erklärt, daß er mit seinem Stab ein Eisenbahnnetz von achtzigtausend Kilometern in Sowjetrußland reorganisieren oder vielmehr organisieren werde.

Das neue Rußland liebt Superlative, und so ist es nicht erstaunlich, daß „die schlechteste Eisenbahn der Welt" auch in das größte Eisengebiet der Welt führt, wo amerikanische Ingenieure den größten Kontrakt erfüllen, der in der Geschichte der Technik je geschlossen wurde. Schon tief in Asien liegt das Stahlherz Rußlands, von dem die industrielle Zukunft der Sowjetunion abhängt. Die Sowjetregierung hat achthundert Millionen Rubel in den Bau des Werks gesteckt, das heißt viermal so viel als in den bisher größten Betrieb, das Elektrizitätswerk Dnjeprestroy. Magnetogorsk soll die Stahlhauptstadt der roten Welt werden. Die amerikanische Gesellschaft, die die Betriebe baut und einrichtet, ist verpflichtet, in drei Jahren eine Jahresleistung von drei Millionen Tonnen zu erreichen mit der Möglichkeit, die Produktion auf vier Millionen zu steigern. Gary in Indiana, das größte Stahlwerk der Welt, produziert 3,4 Millionen Tonnen und wurde in zwölf Jahren erbaut. Übrigens wird in Magnetogorsk, wie überall in den Betrieben des Fünfjahresplans, im Akkordlohn gearbeitet, ein System, das die orthodoxen Marxisten meist in den tiefsten Höllenpfuhl verdammen.

Die Traktorenfabrik von Stalingrad ist die größte amerikanische Kolonie in Rußland, dreihundertachtzig Amerikaner arbeiten dort. In diesem Werk ist es zu dem einzigen größern Zusammenstoß zwischen Amerikanern und Russen gekommen. Ein schwarzer Amerikaner war von zwei weißen Kollegen mißhandelt worden. Die Weißen wurden zu Gefängnis verurteilt und ausgewiesen. Dieser Zwischenfall hat die Amerikaner sehr verschnupft und die Beziehungen zeitweise sehr gespannt werden lassen. Diese Fabrik erzeugt in acht Stunden achtundachtzig Traktoren, während das International Harvester Work in Milwaukee hundertachtundzwanzig in der gleichen Zeit herstellt. Der Bau des stalingrader Werks hat den Weltrekord geschlagen.

Die größte Weizenfarm der Welt, Gigant, hat von den siebenundzwanzig Millionen Rubel, die die Regierung hineingesteckt hat, aus dem Gewinn des vergangenen Jahres zwanzig Millionen zurückgezahlt. Diese Auskunft erhält der amerika-

nische Berichterstatter von dem russischen Manager der Farm. „Dieses war die erste amtliche Auskunft auf meiner Reise, die nicht stimmte," sagt Knickerbocker. Und er rechnet nach, daß zwar die Größenangaben stimmen, denn man braucht sechs Stunden Eisenbahnfahrt mit 18 Kilometer Geschwindigkeit, um die Farm zu durchfahren, nicht aber die Gewinnrechnungen. Was an der schlechten Verwaltung liegt. Verblud, eine nicht so kolossale, ganz nahe bei Gigant gelegene Farm, arbeitet dagegen musterhaft.

Außerordentlich reizvoll ist das Kapitel, das Knickerbocker der Entwicklung Stalins widmet und das in einem Besuch bei Stalins Mutter Jekaterina Djugashwili gipfelt. Den Namen Stalin — hart wie Stahl — gab ihm Lenin. Für Frau Djugashwili, die den Amerikaner im georgischen Bauernkostüm empfängt, ist russisch noch immer eine fremde Sprache. Die Djugashwilis sind Georgier. „Soso," das ist der georgische Kindername für Josef, wird acht Tage nach Weihnachten alten Stils einundfünfzig Jahre. „Ich weiß nicht, was das heute für ein Datum ist, ich kann die neue Zeitrechnung nicht behalten," sagt sie. Und natürlich war „Soso" immer ein guter Junge. Aber, daß er so berühmt werden würde, das hätte sie nie geträumt, nein. Ihr Traum war, er solle Priester werden. „Sind Sie noch religiös?" fragt der Interviewer. „Ich fürchte — ich fürchte," zögert sie, „ich bin nicht so fromm, wie ich sein sollte. Mein Sohn hat mich so viel gelehrt." An der Wand hängt noch ein Bild, das Stalin darstellt, als er im theologischen Seminar war. Eins aus der allerletzten Zeit hängt daneben. „Meiner Mutter" steht darunter. Ein größeres von Lenin hängt gegenüber, es trägt die Widmung des Künstlers: „Der Genossin Jekaterina Djugashwili". Stalins Mutter wohnt in einem wunderschönen Haus in Tiflis, dem Palais des ehemaligen Vizekönigs von Georgien.

Wenn Knickerbocker seine Berichte damit beginnt, zu sagen, daß das kommunistische Rußland nicht kommunistisch ist, so meint er damit und sagt es auch, daß dies Wirtschaftssystem kein sozialistisches ist, sondern auch eine Form von Kapitalismus. Staatskapitalismus. Aber zwischen dem Privatkapitalismus und dem Staatskapitalismus sind große Unterschiede. Beim Staatskapitalismus ist nicht der Profit das ausschlaggebende. Beim Staatskapitalismus fließen Überschüsse in das Werk zurück und nicht in die Taschen der Kapitalisten. Der Arbeiter selbst hat in der jetzigen Form der Sowjetwirtschaft keinen Vorteil von dem Mehrgewinn. Der berühmte Fünfjahresplan ist der größte Versuch, der je gemacht wurde, Planwirtschaft in die Tat umzusetzen.

Wenn man bedenkt, wie wenig das alte zaristische Regiment mit den Bodenschätzen Rußlands anzufangen wußte, wenn man diese Untätigkeit mit der ungeheuern Aktivität von Heute vergleicht, so ist das Unternehmen der Sowjets von einer Größe und von einem Wagemut, wie ihn die Geschichte der Wirtschaft bisher nicht kennt.

„Ich finde es in Europa so uninteressant, seit ich aus Rußland zurück bin," sagt Knickerbocker.

# Für Heinrich Mann von Walter Mehring

*Zu seinem sechzigsten Geburtstag*

Wenn ihn die Langeweile tödlich peinigt,
Dann greift der Untertan nach dem Roman.
Er liebt die Welt veredelt und gereinigt —
So fröhnt er heimlich seinem Größenwahn!

Er läßt sich rühren — bis in's Mark zerknirschen,
Solang er fühlt: dies ist nur ein Roman!
Es freut ihn sehr, nach fremdem Leid zu pirschen —
Denn so befriedigt er den Größenwahn!

Er weiß, es muß auch was wie Dichter geben,
Die ihn umdichten — denn so wird er Held!
Er liest und sieht sich hinter Gitterstäben
Der ganzen Menschheit wie zur Schau gestellt!
Er sieht sich selbst und sieht die Ordnung beben
Und die Gesellschaft, der er untertan.
Was seinen Gott betrifft, das trifft sein Leben —
Denn seine Demut ist sein Größenwahn!

Den Dichter, der sein Dasein zu verschönen,
Von der Gesellschaftsordnung ihm gestellt,
Den sieht er sich und was ihm heilig höhnen
Durch die Erdichtung einer Nebenwelt!
Er wollte sich mit seinem Los versöhnen —
Nun schmerzt die Hohlheit wie ein hohler Zahn!
Er fühlt sich schwach, weil Worte ihn umdröhnen —
Und das beleidigt seinen Größenwahn!

Wenn ihn die Langeweile tödlich peinigt,
Dann liest der Untertan den Untertan —
Dann schreit er auf, daß man den Dichter steinigt!
Er haßt den Mann dafür, daß ein Roman
Bis in das Herz traf seinen Größenwahn!

*

Den Untertan empört, daß ein Roman
Ihm seine Untertänigkeit bescheinigt —
Weil ihn die Freiheit eines Mannes peinigt,
Der einzig seinem Worte untertan!

# Memoiren aus der Kaiserzeit von Kaspar Hauser

Wie sich der kleine Moritz die Weltgeschichte vorstellt — genau so ist sie.

*Anton Kuh*

## Falkenhayn

Es war ein strahlender Sommertag, als ich endlich am 13. Juli ins Hauptquartier Seiner Majestät fuhr. Die Beratung fand in den Parterre-Räumen statt.

Der Kaiser sah ausgezeichnet aus, gesund und frisch, wie wir ihn lange nicht gesehn hatten. Anwesend waren:

Ludendorff, Tirpitz, Mackensen und Bülow, der direkt aus Rom gekommen war.

Seine Majestät hatte uns zusammenberufen, um unsre Meinung über eine Annektierung von Panama zu hören. Ludendorff stimmte selbstverständlich zu, betonte aber, daß man Mexiko dazunehmen müsse, da dies die Stimmung in der Heimat heben würde. Tirpitz riet beinah ab, was auf den Kaiser, wie wir alle bemerken konnten, höchst peinlich wirkte. Bülow in seiner schmeichlerischen Art verbeugte sich leicht, brachte ein französisches Zitat vor und fand den Einfall „prachtvoll". Mackensen küßte als Antwort dem Herrscher stumm die Hand.

Nur ich behielt den Überblick und versprach dem Kaiser, einen genauen Plan zur Besetzung Panamas, das wegen des Suez-Kanals für uns militärisch wichtig war, auszuarbeiten. Auf mich wirkte das Ganze bereits damals wie eine drohende Ankündigung von Deutschlands Zusammenbruch. Infolgedessen schlug ich eine neue Offensive bei Verdun vor, für die ich die volle Verantwortung übernahm. Auch die andern Herren hatten ihre Sachen in der Garderobe abgegeben.

Als wir aus dem Portal traten, regnete es; es war wie eine trübe Vorbedeutung.

## Tirpitz

Meine Liebe!

Ich komme grade aus dem Kriegsrat bei Seiner Majestät; draußen ist prachtvoller Sonnenschein; als ich hinfuhr, goß es in Strömen. Die Beratung fand im ersten Stock statt.

Ludendorff war da, Mackensen, Falkenhayn und Bülow, der direkt aus Berlin gekommen war.

Der Kaiser wollte die Annexion Panamas durchsetzen und keinen Frieden abschließen, ohne den Herzogshut von Panama errungen zu haben. Selbstverständlich stimmten alle zu — aber so matt, ängstlich und schlapp, daß ich den allerschlechtesten Eindruck von der politischen und militärischen Führung mit nach Hause nahm. Diese Leute wagen ja nichts zu sagen. Ich berichtete Seiner Majestät, daß nach mir gewordenen Informationen Panama darauf warte, endlich preußisch, also ein Groß-Panama zu werden. Dafür übernähme ich die Verantwortung. Falkenhayn warf ein, daß Plessen ihm gesagt habe, Lyskow habe bestritten, daß Bülow der Meinung sei, Radowitz sei der geeignete Mann für die ersten Unterhandlungen — wahr ist natürlich das Gegenteil. Ludendorff gab als alter Soldat die Erklärung ab, nicht eher zu ruhen, bis er die Feinde, bzw. die Feinde uns siegreich auf die Knie gedrückt hätten. Bülow

machte auf alle einen sehr schlechten Eindruck, weil er dem Kaiser zu diesem Plan, der auf die Flotte sicherlich deprimierend wirken wird, noch zuriet. Keiner hatte den Mut, den Kaiser darauf aufmerksam zu machen, daß Panama zu einem bösen Zankapfel zwischen Bayern, Baden und Preußen werden könnte. Mackensen küßte erst dem Kaiser und dann Bülow die Hand.

Nur ich behielt den Überblick und strich mir den Bart. Der Kaiser sah mich an und verstand mich sofort. Beim Frühstück saß ich zwei Plätze unter (!) Plessen und nur drei Plätze über Falkenhayn. Es steht schlimm um Deutschland.

Draußen im Vestibul sahen wir einen kleinen dicken Zivilisten, der seinen Schirm suchte, aufgeregt hin- und herlaufen. Wir haben alle sehr gelacht; das war aber auch der einzige Lichtblick in dieser trostlosen Beratung. Es steht schlecht um Deutschland. Wer ist daran schuld?

Dein Dich grüßender Alfred.

**Mackensen**

Unser herrlicher Herrscher hatte mich für den 13. Juli ins Hauptquartier befohlen. Es war ein kalter, wolkiger Tag, ohne Sonne und ohne Regen; ein grauer Himmel blickte durch die Fenster des zweiten Stockes, in dem die Beratungen stattfanden.

Da der Monarch bei meiner Meldung grade saß, konnte ich mich ihm nicht in gewohnter Weise nahen. Bülow, als einziger Zivilist, fiel uns allen durch seine Unehrbietigkeit auf — er küßte dem Kaiser nicht ein einziges Mal die Hand. Es steht schlimm um Deutschland. Tirpitz meldete gehorsamst, daß die Meldung, Radowitz habe Nostiz gemeldet, er werde Falkenhayn nicht melden, daß Bülow ihm eine Meldung gemeldet habe, unzutreffend sei. Der Kaiser bemerkte in seiner überlegenen Art: „Das habe Ich Mir gleich gedacht!" Der Kaiser trug die kleine Uniform und ich die Verantwortung. Alle waren ratlos.

Nur ich behielt den vollen Überblick und gab mir im Innern das Versprechen, zu Hause nachsehen zu lassen, wo dieses Panama, von dem immerzu die Rede war, eigentlich liegt. Draußen im Park rauschten die mächtigen... (*mit Rücksicht auf die Familie und die Staatssicherheit gestrichen. Der Herausgeber.*)

Im Vorzimmer interviewte mich ein Vertreter der ‚Neuen Freien Presse', ein Herr Goldmann, der direkt aus dem noch im österreichischen Besitz befindlichen Wien hierher gefahren war, um mich zu sehen, und der nun seinen Regenschirm verloren hatte. Bülow versprach ihm einen neuen, und ich antwortete auf die Frage, wie ich zum Kriege stehe: „Wo haben Sie ihn denn stehen lassen?" Goldmann war tief erschüttert und ging ohne Regenschirm, aber siegesgewiß vondannen.

**Ludendorff**

Die freimaurerischen Mächte der Jesuiten wollen auch über den 13. Juli ihr dunkles Netz werfen. Wie bekannt, hat der Papst im Grand-Orient geschworen, diesen Tag zum Ausgangspunkt seiner Propaganda für den nächsten Weltkrieg

(siehe meine Broschüre „Die Reu ist kurz, der Wahn ist lang", Preis 0,90 RM.) zu machen. Ich gebe hier für die Volksgenossen eine verantwortliche Aufklärung:

Am 13. Juli hat überhaupt kein Kriegsrat stattgefunden.

Mir ist auch niemals ein Protokoll über diesen Kriegsrat vorgelegt worden; ich habe zu diesem Protokoll selbstverständlich keine Stellung genommen und übernehme namens des Hauses Ludendorff die volle Verantwortung.

**Paul Goldmann**

***Bülow stellt neue Siege in Aussicht!***
***Mackensen optimistisch!***

*(Spezialtelegramm unsres Sonder-Berichterstatters)*

*Gr. Hauptquartier, 13. Juli*

Es ist Hohenzollernwetter, die Truppen sind aber trotzdem prachtvoller Stimmung, denn der Kaiser hat mich zum Frühstück eingeladen, das ich in der schlichten, aber einfachen Feldküche einnehmen darf.

Die hohen Gestalten der Heerführer und die der politischen Spitzen nahen sich — ich stehe dicht bei ihnen und lasse mich von ihnen ins Gespräch ziehen. Ich drücke die Hoffnung aus, daß wir nun bald wieder unter Dach und Fach kämen, und wies auf den Schutz und Schirm hin, den die Feinde gestern verloren hätten. Bülow sagte mir, wörtlich:

*„Wir werden ihnen bald einen neuen besorgen!"*

Seine Exzellenz der Generalfeldmarschall von Mackensen fügte hinzu:

*„Der Sieg ist unser. Wir werden ihn stehen lassen!"*

Ein Schwarm von Lakaien war inzwischen hineingekommen und putzte den historischen Gestalten die Stiefel, und auch ich ging nachdenklich an meine schwere journalistische Arbeit.

Unsre Sache steht gut! Das kann ich im vollen Gefühl meiner Verantwortung sagen.

*Paul Goldmann*

**Bülow**

Bei schwerem Erdbeben und leichten südöstlichen Winden fuhr ich am 13. Juli ins Hauptquartier. Ich kam direkt von Hamburg, als ich nach guter und bequemer Fahrt vor dem Hauptquartier, einem häßlichen Bau aus dem siebzehnten Jahrhundert, ausstieg. Ich sah Plessen, besichtigte einen grade dort haltenden Verwundetenzug, und nachdem ich auch die jüdischen Verwundeten begrüßt hatte, trat ich ins Schloß.

Die Beratungen fanden wegen der Fliegergefahr, die der Kaiser sehr fürchtete, im Keller statt. Der Kaiser sah gealtert aus, streckte, als er mich sah, seinen verkürzten Arm aus, und ich begrüßte meinen kaiserlichen Herrn mit allem schuldigen Respekt. Dann begann der Kriegsrat.

Der Kaiser wollte, wozu ich ihm schon oft, je nach der Witterung, zu- und abgeraten hatte, Panama annektieren, ein Plan, wie ihn die glorreiche Republik des sehr verständigen Landesverräters Ebert leider niemals gefaßt hätte. Ich wies meinen kaiserlichen Herrn, dessen notorischer Schwachsinn

keinem meiner Nachfolger aufgefallen ist, fest, aber fein darauf hin, daß der Endsieg ja für jeden Kenner feststehe, wenn man auch noch nicht wisse, wem er zufallen würde, daß aber die Annexion eines so kleinen Staates den Siegeswillen der Entente stärken könnte. Ich fügte hinzu:

„Quando conveniunt, ancilla, Sybilla, Camilla",

das Zitat paßte zwar nicht ganz her, machte aber auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck. Nur der gute Tirpitz meinte, Nostiz habe Radowitz nichts davon gesagt, daß Lyskow Plessen davon Mitteilung gemacht habe, dieser habe jenem keine Mitteilung zugehn lassen. Tirpitz hat es mit der Wahrheit nie sehr genau genommen, sowie auch mit großem Geschick den Marine-Etat im Reichstag vertreten. Es stand nicht gut um Deutschland, das fühlte in dem mit verblichenen samtgrünen Portieren ausgestatteten Raum jeder einzelne. Der gute Mackensen, dessen Großtante den Schwippschwager einer dem König von Macedonien morganatisch angetrauten Lindequist, (einer Gouvernante) geheiratet hat, sagte zu allem Ja und Amen; Ludendorff, dessen historische Größe ja für ewige Zeiten feststeht, irrte auch hier, und während sie nach dem Kriege alle in ihren Memoiren schrieben, wie sie das Unglück Deutschlands vorausgesehen hätten, wagte dennoch an jenem geschichtlichen Tage niemand etwas zu sagen.

Nur ich behielt den vollen Überblick und dachte mir:

„Bei Männern, welche Liebe fühlen,
fehlt auch ein gutes Herze nicht."

Laut aber sagte ich:

„Long, long ago!"

Der Kaiser erwiderte auf diesen diplomatischen Hieb nichts, und wir wurden um ein Uhr zum Frühstück befohlen.

Draußen im Vestibul empfing ich den Berichterstatter der ‚Neuen Freien Presse', Paul Goldmann, der direkt aus Wien gekommen war, um mich zu sprechen. Goldmann war stets ein verständnisvoller und kluger Journalist, der nie mehr telegraphierte, als wir erfinden konnten, und er hat auch nie versucht, selbständig zu denken — das überließ er im Kriege den Generalen und im Frieden seinem Verleger. Wir sprachen viel über die berliner Theateraufführungen eines Herrn Steinhardt oder Reinhardt, und der gute Mackensen machte ersichtliche Anstrengungen, diesem Gespräch, das so ganz andre Kulturbegriffe als die militärischen zur Basis hatte, zu folgen.

Beim Frühstück wurde viel über die nicht ganz wünschenswerten Verpflegungsverhältnisse in der Heimat gesprochen. Es gab klare Bouillon, wie sie schon Heinrich XXIX. von Burgund so geliebt hatte, Seezunge nach Müllerin Art, Rumpfstück mit Geldmannstunke (Sauce à la financière) und süßen Auflauf. Die Weine waren recht gut, bis auf einen Malaga, den der gute Tirpitz für Portwein trank, was uns alle recht amüsierte. Der Kaiser war sehr aufgeräumt und klopfte mir, als ich mich verschluckt hatte, mehrere Male huldvoll auf den Rücken. Wir sprachen dann noch über die Munitionslieferungen, sonst aber war von Panama nicht die Rede. Übrigens begann um die gleiche Stunde, als wir das Frühstück einnahmen, ein gewaltiger Sturmangriff bei Verdun.

In meine Privatakten aber habe ich zum Andenken an diesen Tag die Verse notiert, die alle deutschen Staatsmänner zum Wahrspruch ihres verantwortungsvollen Berufs machen sollten:

Deutschland, Gott seis geklagt,
war auf schiefer Bahn.
Ich habs ja gleich gesagt —
aber nichts getan!

## Gerichtliches Nachspiel von Walther Rode

Von Walther Rode, dem frühern wiener Verteidiger, der jetzt als Publizist in der Schweiz lebt, erscheint demnächst eine neue justizkritische Streitschrift „Knöpfe und Vögel", ein „Lesebuch für Angeklagte" (Transmare Verlag, Berlin), dem wir das folgende Stück entnehmen. Eine sehr originelle Abrechnung mit dem lebenden und totem Inventar der Rechtspflege, zornig und voll voltairischem Witz, manchmal weise. Wenn auch österreichische Verhältnisse den Hintergrund bilden, so erreicht der Verfasser doch durchweg Allgemeingültigkeit.

Bist du nicht auf allen Gebieten menschlichen Treibens von untadelhafter Rechtschaffenheit, so mußt du, um ohne gerichtliche Nachspiele durchzukommen, siegen. Der Sieg bedeutet Unsträflichkeit. Der Sieger bekommt das Recht auf seine Seite, weil das Recht dem Siege entstammt.

Der Straffall ist an Ort und Stelle abzutreiben. Bist du ein Bösewicht, so mußt du es ganz sein. „The middle compound character is vulnerable: the man, who, without firmness enough to avoid a dishonourable action, has feeling enough to be ashamed of it." Überrascht dich der Schutzmann, wenn du in einer erleuchteten Straße vor dem Hause eines Großen urinierst, so schau ihn ruhig an, voll guten Gewissens, als habest du in Ausübung deines Rechtes gehandelt. Der Schutzmann wird dich gewähren lassen, und brummend seinen Marsch fortsetzen. Deine Sicherheit läßt ihn an der Strafbarkeit der Handlung in deinem Falle zweifeln. Der Konflikt mit dem Gesetz ist zu deinen Gunsten ausgetragen.

Verdächtigt dich ein Vater, du seiest seinem Töchterlein zu nahe gekommen, so mußt du so energisch, so entrüstet abwehren, daß der Beschuldiger irre wird, zurückweicht, und wäre er Augenzeuge der verfänglichen Szene gewesen.

Der äußere Tatbestand ist nichts, wenn er nicht durchdrungen wird von verbrecherischen Absichten. Deine Entrüstung ist die Abwehr der Verdächtigung im Bestande der Verbrechensverübung. Sie nimmt die harmlose Deutung des Bildes in Anspruch und wehrt die schlimmdeutende Tendenz an deren Wurzel ab. Ja sie kehrt sich gegen den Verdächtiger. Die Entrüstung verdächtigt den Verdächtiger grundloser und vorzeitiger Verdächtigung. Unendlich viele Leute scheuen sich davor, jemand grundlos verdächtigt zu haben, scheuen den Streit um das subtile Thema der Schuld. Sie ziehen lieber die Verdächtigung zurück als sich der schwierigen Beweislast für diese zu unterwinden. „Droht dem, der droht, und übertrotzt die Stirn des aufgeblähten Schreckens."

Lâcher la proie, ou la dévorer! Die vollendete Tatsache entfernt den Strafanspruch. Unternimmst du es, den König von Afghanistan zu stürzen, so mußt du ihn stürzen und hinrichten. Aus Konsequenz, und damit er dich nicht hinrichte. Hast du ihn gestürzt, so ist seine Hinrichtung ein höchst rechtmäßiger Akt. Hast du ihn nicht gestürzt, so ist gegen deine Hinrichtung vom Standpunkt des Rechtes nichts einzuwenden.

Wenn du mit einem Mädchen ringst, und sie entkommt dir, so bekommst du, wenn sie dich ernstlich nicht wollte, wenn sie eine Skandalmacherin ist, wenn sie sich an der Ausmalung des Ringkampfes vor der Polizei und vor Gericht erletzen will, oder wenn sie so häßlich ist, daß sie es an die große Glocke hängen möchte, sie habe einen Mann, und noch dazu einen Mann wie dich außer Rand und Band gebracht, einen Prozeß wegen Freiheitsberaubung. Ringst du mit einem Mädchen, und sie entkommt dir nicht, so blüht dir vielleicht eine Paternitätsklage. Der erfolgreich gebeugte Wille des Mädchens jedoch erhebt sich nicht zur Klage wegen dieser Beugung.

Der Sieger in den kleinen und großen Konflikten des Lebens ist selbst eine Instanz. Nur ihresgleichen verklagen die Leute bei Gericht. Was mit Hoheit und Selbstverständlichkeit ausgeführt wird, offen und nicht versteckt, bekommt den Anstrich der Rechtmäßigkeit. Zu einem Manne, der am Sabbat im Feld arbeitet, spricht der Herr: „Mensch, wenn du weißt, was du tust, bist du selig. Wenn du es nicht weißt, bist du ein Übertreter des Gesetzes und verflucht."

Der kleine Bankier, der Trödler, der Gynäkolog in einer Winkelgasse, das gestern neu erschienene Börsenblatt sind kriminell, wenn sie sich unterstehen, dasselbe zu machen wie die großen Bankhäuser, die riesigen Pfandleihanstalten, die Professoren der Universität, die Weltblätter. Der kleine, versteckte Betrieb wildelt. Wer straflos delinquieren will, muß sich zur Institution ausgestalten.

Gegen das anonyme Wesen einer Großbank oder Anstalt, gegen die unantastbare Person eines Gelehrten und Geheimrats unternimmt der Einzelne einen Rechtsangriff so selten, weil er des an ihm verübten Unrechts schwerer gewahr wird, oder den Kampf für aussichtslos hält. Der Verbrecher von Format genießt die Verehrung seines Opfers.

An Ort und Stelle gesiegt haben, bedeutet: Schad- und Klaglosigkeit ist hergestellt. Du mußt so gesiegt haben, daß du nur noch die Revision der üblen Nachrede oder die der Geschichte zu befürchten hast, daß deine Affäre nur noch in der Anekdote lebt. Daher darfst du nie eine Kampagne unternehmen, der du nicht gewachsen bist. Eine der Quellen der Kriminalität ist Unvermögenheit. Vor Gericht kommt der ertappte Dieb, der abgeblitzte Erpresser, der Hochverräter, dem die thronende Macht zuvorkam oder den sie besiegte. Der nach Art und Stand Schwächere wird dafür bestraft, daß er der Stärkere sein wollte. Der Unsträfliche aber ist jemand, dessen Handeln von seiner Persönlichkeit gedeckt wird. Er hat das gute Gewissen; er darf stehlen und vergewaltigen. Er übernimmt sich nicht. Seine Grenzen sind weit gesteckt.

Mißlingt ihm der Griff, so darf er die Beute auslassen, ohne daß ihm der Mißerfolg zum Verhängnis wird. Selbst sein Opfer räumt ein, daß er sich alles erlauben dürfe. Die Detailabrechnung, die dem Mann des schlechten Gewissen jedesmal präsentiert wird, bleibt ihm erspart. Er ist eine überbrückende Persönlichkeit, ein Sieger kraft seiner Totalerscheinung, durch Recht und Unrecht nicht zu messen. Was dem Kleinen den Kopf kostet, kann ihm höchstens Verdruß und Ungelegenheiten bereiten.

Der äußern Freiheit, sich mehr herausnehmen zu dürfen als der gemeine Mann, der vor den Gerichten herumkugelt, entspricht die innere Freiheit, rechtzeitig Opfer zu bringen und sich, wenn es nicht anders geht, zu erniedrigen. Der Kluge hat das Herz, mehr zurückzugeben, als er davongetragen hat, um zu beschwichtigen und endgültig zu pazifizieren. Er findet den Erpresser ab. Er versteht es, mit großer Geste zu spenden. Das Gutmachen, den Rücktritt vom Verbrechen gestaltet er zur Kunst aus. Bei solcher Gelegenheit erringt er die Dankbarkeit, ja Hörigkeit der von ihm Hereingelegten.

Nur wer sein Leben spielt, die Szene der Gegenwart auskostet, wird die Stegreifdichtung seines Treibens immer zum happy end führen. Wenn, nach Schopenhauer, die Gabe, Menschen und alle Dinge zu Zeiten als bloße Phantome und Traumbilder zu begreifen, das Kennzeichen des philosophischen, so ist das Kennzeichen des unphilosophischen, des eminent praktischen Kopfes die Gabe, dieses Traumbild als Regisseur zu verwalten. Dem großen Praktikus sind die heroischen Mittel der Rührung und des Kniefalls gegeben. Welcher Klotz ließe sich nicht eher ins Gefängnis abführen, ehe er die Füße eines Wüterichs umklammert? Der große Betrüger erschüttert sein Opfer durch tiefe Erniedrigung. Er hat die Fähigkeit, auch den Zerknirschten zu spielen. Und wer verzeiht nicht einem Großen, der sich klein macht?

Dem erfolgreichen Verbrecher auf der Höhe seines Wandels erspart allerdings seine ganze Haltung das Ertapptwerden und die Notwendigkeit eines gedeckten Rückzuges. Nur dem kleinen Dieb brennt, wie das polnische Sprichwort sagt, die Kappe auf dem Kopf. Der große Dieb verbirgt auch bei der Verbrechensverübung seine Absicht, die der kleine Dieb durch Blick und Gehaben verrät. Was der große Dieb tut oder anschafft, hat das Gesicht des über alle moralische Kritik Erhabenen. „Man kann ihm nicht an", sagen seine Bewunderer. Mit der Sicherheit seines natürlichen Anspruchs holt er sich die Güter dieser Welt, die der Enterbte sich kleinweise erstiehlt, wie der absolut schöne Mann die Umarmung des nach ihm lechzenden Weibchens einheimst.

Hast du als Dieb oder als Diktator gesiegt, so empfiehlt es sich, die Entstehungsgeschichte deines Vermögens oder deiner Herrschaft nicht durch Injurienprozesse aus der Welt schaffen zu wollen. Versuche es nicht, gleichzeitig ein Millionär und ein Ehrenmann, ein Alleinherrscher und ein Nazarener zu sein. Begnüge dich mit dem Sieg über deine Opfer und begehre nicht noch den Sieg über die Wahrheit.

# Ufa verbietet die Konkurrenz von Celsus

Bei uns spielt die Filmzensur mit verteilten Rollen. In der ersten Instanz legt irgend ein Fachmann namens der Fachgruppe C III Verwahrung gegen ein belangloses Detail ein. Erst in der zweiten Instanz findet die Zensur ihr historisches Vokabular wieder: „unsittlich", „die Familie herabwürdigend", „politisch bedenklich".

Bei dem Granowsky-Film „Das Lied vom Leben" protestierte zunächst einmal ein Sanitätsrat im Interesse der Volksgesundheit gegen Szenen aus einer gynäkologischen Klinik, weil deren quälende Einzelheiten die Frauen von einer lebensrettenden Operation abschrecken könnten. Das war schon seltsam genug, aber die Kammer folgte dem. Doch in der zweiten Instanz, bei Herrn Ministerialrat Seeger, scheint davon nicht mehr viel die Rede gewesen zu sein. Denn hier wird das Verbot hauptsächlich damit begründet, daß der Film „eine Herabwürdigung der Ehe" bedeute. Das ist beste alte Terminologie. Doch der Genauigkeit halber sei hinzugefügt, daß auch die erste Instanz kaum etwas Andres gemeint hat.

Das Verbot hat keine gesetzliche Unterlage und wirkt ganz kindlich, wenn man sich an den vorliegenden Sachbestand hält, es erhält jedoch seinen Sinn, wenn man es aus den Tendenzen entwickelt, die augenblicklich das Reichsinnenministerium beherrschen. Herr Doktor Wirth ist durch den sogenannten Kulturbolschewismus kopfscheu gemacht, dazu kommt noch die Nervosität des Katholiken, der die Kirche heute den heftigsten Angriffen von ganz rechts und ganz links ausgesetzt sieht. Herr Doktor Wirth hat vor Jahren einmal, als ihm die Berührungspunkte von Nietzsche und Hitler noch nicht so geläufig waren, die großen revolutionären Demokraten Heinrich Heine und Ludwig Börne in einer Rede gefeiert und ist dafür von Herrn Hussong furchtbar ausgeschmiert worden, weil sich das für einen gläubigen Katholiken nicht gehöre. Inzwischen hat sich die Distanz zwischen den Herren Wirth und Hussong erheblich verringert, und der Herr Minister denkt nicht daran, den legitimen Abkommen des Kulturbolschewismus von 1830 den Lorbeer auf die Stirn zu drücken, den er für ihre verblichenen Ahnen übrig hat. Für die Zensurkammern handelte es sich weniger um den Inhalt des Films als vielmehr um die Leute, die ihn präsentierten. Alexis Granowsky, der moskauer Regisseur, und Walter Mehring, der Verfasser der Chansons, gelten als suspekte Figuren. Man will wieder eine „deutsche", eine „bodenständige" Kunst, wie sie der zum Schaf gewordene Schäfer proklamiert hat und an der auch ein Fechter sich erheben kann. Granowsky und Mehring, diese Leute riechen nach „Zersetzung". Vielleicht wäre es mit Arthur Rebner statt Walter Mehring besser gegangen.

Es ist heute nicht am Platze, sich mit einem Film ästhetisch auseinanderzusetzen, den die Zensur der Öffentlichkeit vorenthält. Weil er aber den Wenigsten nur bekannt ist, müssen hier ein paar Worte über Form und Inhalt gesagt werden. Zunächst, das „Lied vom Leben" ist, trotz des russischen Regisseurs, kein Kampffilm, ganz ohne soziale Schlachtmusik, ganz fern dem, was man heute Zeitkunst nennt. Gemessen an den verwegenen Experimenten der pariser Surréalisten wirkt Granowskys Film ziemlich zahm, gemessen jedoch an der deutschen Tonfilm-Produktion bildet er unbestreitbar vorgerückteste Avantgarde. Eine dünne, allzu dünne Handlung verschwebt, à la Pirandello, zwischen Traum und Wirklichkeit, die einzelnen Elemente sind nicht akzentuiert, sollen es, nach dem Willen des Regisseurs, nicht sein. Eine junge Frau flieht von der Hochzeit, um einem widerwärtigen Gatten zu entgehen. Von Angstvisionen gepeitscht, will sie ins Wasser gehn. Sie wird im letzten Augenblick zurückgehalten, und ihre Retter steigen mit ihr in den Tragkorb des großen Krans und zeigen ihr, hoch über dem Hafen schwebend, die unermeßliche Schönheit der Welt. Später finden wir

sie als übermütige Braut am Badestrand in den Armen des Geliebten, dann als junge Gattin. Wir finden sie in der Gebärklinik, an der Wiege des Kindes, endlich als Mutter, den Sohn ans Schiff begleitend, das ihn übern Ozean trägt. Traumhaft gleitet das alles vorüber. Aber ist es der Traum einer Selbstmörderin in den Sekunden des Versinkens oder ist es die wirre Phantasie der auf den Operationstisch Geschnallten? Hier wird nichts klar, soll nichts klar werden. Der Film ist eine lyrische Rhapsodie vom Aufgang und Verklingen des Lebens, ein jauchzendes Bekenntnis zur Natürlichkeit, ein Hymnus auf die Welt, die so viel besser ist als die Gesellschaft, die der törichte Mensch sich als Gefängnis errichtet hat. Grade diese Partien werden von den Versen Mehrings stark getragen.

Und worin, zum Teufel, soll eine Herabwürdigung der Ehe zu erblicken sein? Gewiß, in den einleitenden Bildern, dem ersten Meisterstück Granowskys als Filmregisseur, wird der bürgerlichen Gesellschaft heftig zugesetzt. Aber es kommt doch darauf an, von welcher Ecke und wie opponiert wird. Diese Opposition bleibt sachlich: sie klagt nicht an, sie zeigt auf. Es gibt keine jener Frivolitäten und Zoten, von denen jede Tonfilm-Operette wimmelt, diese Opposition sticht gegen die Unvernunft und Öde bourgeoiser Lebensform. Wir blicken auf eine Hochzeitstafel, das heißt, wir sehen zunächst nur den kauenden, mahlenden, schmatzenden Mund jedes der Teilnehmer. Dann erst wird sichtbar, wie die Frackmänner fein tun, wie die Damen läppisch kokettieren. Ein Hogarthscher Einfall. Doch dann biegen sich die Kerzen langsam und vertropfen, und vor schwarzem Hintergrund sitzen grinsende Totenskelette um den Tisch. Der Spuk entschwindet, der Saal ist wieder hell, es geht zum Tanz. Eine scheußliche alte Megäre, im Lehnsessel zwischen Silberleuchtern wie auf dem Katafalk, läßt sich den Hof machen, ein Kavalier tastet einer jungen Dame den üppigen Rückenausschnitt ab, der glückliche Bräutigam, ein Jammergestell, aus dessen trüben Augen die Erinnerung an eine nicht ganz sicher abgelaufene Quecksilberkur wehklagt, versucht die Eröffnung ehelicher Vertraulichkeiten, und die junge Braut rafft die Schleppe und läuft, wie von tausend Hunden gehetzt, davon, und unsre heißen Glückwünsche begleiten sie. Wie gesagt, die Zensoren nennen das „Herabwürdigung der Ehe". Möglich, daß sich einer der Herren Beisitzer, der aus einer verunglückten Hochzeitsnacht eine Weltanschauung gemacht hat, dadurch touchiert fühlt. Wer aber wagt die Behauptung, es sei eine Verunglimpfung von Ehe und Familie, wenn ein junges Weib, grade rechtzeitig noch, einem Gatten entrinnt, der Lues oder Tabes in das amtliche registrierte Bett trägt? Wo bleibt da der protestierende Repräsentant der Volksgesundheit? Granowskys Film feiert Leibesgesundheit, Bewegung und Sport; Liebesbund junger wohlgewachsener Menschen, also: gute Rasse.

Wir verdanken der Filmzensur einen ganz neuen Rigorismus, den ihre Großtante, die gute, alte Theaterzensur, niemals gekannt hat. Da wird grade im Staatstheater der „Agamemnon" gegeben, in dem bekanntlich der alte Aischylos die Ehe so weit herabwürdigt, daß er eine Gattin mit Hilfe des Buhlen den angetrauten Ehemann ermorden läßt. Mit der Heiligkeit von Ehe und Familie haben die Koryphäen der Weltliteratur überhaupt nicht viel im Sinn. Dabei ist es wohl noch keinem Theaterzensor eingefallen, Ödipus und Jokaste, Lears Töchter oder Hamlets Mutter zwischen die Schere zu nehmen. Wäre die Theaterzensur immer so reaktionär und engherzig gewesen wie das Geheimkabinett des Herrn Ministerialrats Seeger, so müßten Sophokles, Shakespeare und Schiller schon lange hundertprozentig konfisziert sein, weil diese gewissenlosen Kulturbolschewisten vornehmlich die Familie zur Domäne ihrer moralabträglichen Tendenzen gemacht haben. Das Theater hat sich seine Freiheit immer wieder gegen die Zensur zu verteidigen gewußt. Und der Film?

Der deutsche Film ist nahe daran, in den tiefsten Niederungen zu versinken. Die Industrie bevorzugt Kitsch, weil das Risiko dabei am geringsten ist. Außenseiter werden nicht nur von der stärkern Konkurrenz getroffen, sie müssen sich auch gegen die künstlerische Reaktion zur Wehr setzen, die sich wieder hinter politischen Mächten verschanzt. Und damit auch nicht eine letzte Chance bleibt, kommt als gewichtigste Instanz die Zensur und verbietet kurzweg die Außenseiter und Experimentatoren. Bei diesem Kaiserschnitt am deutschen Film, von ungelenken Bureaukratenhänden ausgeführt, gehen Mutter und Kind zugrunde. Und so ganz nebenbei wird auch der letzte berliner Filmtheaterleiter mit künstlerischem Ehrgeiz, Hans Brodnitz, kaput gemacht. Erst verbietet man ihm Remarque, dann Granowsky. Wer wagte es, zu behaupten, man habe ihm den Letztern vorzuführen verwehrt, weil er sich des Erstern angenommen? Niemand darf das wagen, denn die Zensur geht objektiv ihren Amtsweg, nicht nach rechts oder links blickend. Es beeinträchtigt ihre Objektivität auch nicht, wenn ein Angestellter der Ufa Beisitzer spielt, wie es bei der Prüfung des Granowsky-Films der Fall war. So bleibt auf weiter Flur nur der eine Gerechte übrig, der allmächtige Hugenberg, von Seeger mit dem Visum der Bravheit versehen, von Lampe für volksbildend und künstlerisch, also steuerfrei erklärt. Mögen die Herren der Zensur sich auch einbilden, Ehe, Vaterland und Gottweißwas zu retten, praktisch drücken sie das Niveau des deutschen Films, praktisch stützen sie nur das Monopol der Ufa, die auf diesem ganz legalen Weg unliebsame Konkurrenz zu unterdrücken in der Lage ist. Die ausübenden Bureaukraten sind alle makellose Leute, selbstverständlich, aber sie betragen sich so, als wären sie von Hugenberg gekauft.

---

## Für und gegen Schinkel von Adolf Behne

Für jeden, der sich mit der Soziologie des Stils beschäftigt, ist Schinkels künstlerischer und literarischer Nachlaß von erheblicher Bedeutung. Denn Schinkel, in fast jeder seiner Arbeiten ein Künstler hohen Ranges, steht an einem wichtigen Wendepunkt unsrer Bauentwicklung. Kurz vor ihm bricht in den Stürmen der französischen Revolution die Reihe der legitimen Stille ab. Schinkel ist der erste, der zu diesem schwer durchschaubaren Phänomen des „Stils" nicht mehr naiv steht, sondern, um Schillers Begriffe zu verwenden, sentimental, nicht mehr als Empfangender, sondern als Suchender.

Es ist nur in Ordnung, wenn Ludwig Justi, dem seit einiger Zeit der gesammelte Nachlaß Schinkels anvertraut ist, in einigen Räumen des alten Prinzessinnenpalais Unter den Linden (mit dem Kronprinzenpalais durch einen Schwibbogen verbunden) für eine gute Unterbringung dieses eminent wichtigen Materials sorgt. Der weitaus größte Teil liegt, in Mappen geordnet, in einem angenehmen Studiensaal auch abends bereit. Eine Auswahl der wichtigsten und reizvollsten Entwürfe, dazu die Malereien Schinkels, die doch manches sehr überraschende Moment enthalten, sind dauernd ausgestellt, und man muß freudig anerkennen, daß Justi auch hier mit sicherm Gefühl ein Museum von bestem Geschmack und feinem stimmungshaften Reiz geschaffen hat. Schade, daß die Direktoren von Pergamon und vom Deutschen Museum, ehe sie ihre Riesensäle auf der Insel einrichteten, nicht erst bei Justi in die Lehre gegangen sind.

Einige Wünsche freilich bleiben uns auch in diesem Schinkel-Museum unerfüllt.

Erstens. Die Wahl der ausgestellten Arbeiten ist etwas einseitig. Sie gibt den bekannten klassisch-romantischen Schinkel in einer schönen Anthologie, mit einer Andeutung von Goldschnitt dabei. Aber der Denker Schinkel kommt zu kurz. Ist es richtig, die erste italienische Reise so nachdrücklich zu betonen, wenn man von den spätern Reisen nach Paris und England so gar keine Andeutung gibt? Liegt denn nicht grade in der Spannung zwischen Rom und Manchester die interessante Arbeit Schinkels? Und ist nicht der Anblick seiner Skizzen vor den Industriekolossen und den Mietskasernen Manchesters, bei denen sein gepflegter Zeichenstil entsetzt zersplittert, ganz besonders aufschlußreich? Und wäre nicht in einem ähnlichen Sinne der große Plan aus Schinkels letztem Lebensjahr für das Gelände am Spreebogen zwischen Charlottenburger Chaussee und Invalidenstraße sehr viel aufschlußreicher als die ausgestellten formalen Pläne für berliner Plätze, weil er die einzige große städtebauliche Leistung Schinkels ist und das Können wie die Grenzen Schinkels auf diesem Gebiete eindringlich zeigt?

Zweitens. Wir kommen damit auf einen methodischen Einwand. Justi denkt sicher nicht wie sein Kollege von den antiken Vasen, der ja am liebsten nur den Schatten echter alter Griechen den Eintritt erlaubte. Aber Justi denkt zu sehr nur an den perfekt Gebildeten. Er verlangt nicht ausdrücklich am Eingang den Nachweis des Abiturs, aber sein Museum setzt es stillschweigend voraus. Schinkel selbst hat ja in seinem Leben nie ein Examen gemacht, hatte nicht einmal dieses Abitur, ohne das man heute kaum würdig ist, Postwertzeichen am Schalter zu verkaufen. Justi sagt: ich stelle das reine Material bestmöglich zur Ansicht, jeder kann auf seine Weise damit arbeiten. Theoretisch wohl, aber nicht faktisch. Mir scheint mit der reinen Darstellung des Materials nur erst eine Seite der Aufgabe erfüllt. Und die wesentlichere Aufgabe besteht darin, dieses Material sprechend zu machen... natürlich nicht im Sinne einer vorgefaßten Meinung. Breiten wir die Arbeiten Schinkels an den Wänden aus, so muß das Gesamtbild etwas von der konstruktiven Ahnung eines Röntgenbildes ergeben. Justi stellt die Büsten der Könige aus, unter denen Schinkel baute. Aber wären nicht wichtiger einige Pläne des damaligen Berlin, die doch erst den rechten Maßstab für Schinkels Leistung geben? Zur Zeit Schinkels hatte die preußische Hauptstadt zweihunderttausend Einwohner, war also etwa so groß wie heute Stettin. Nebenbei: Als Friedrich Wilhelm IV. den Thron seiner Väter bestieg, war Schinkel bereits ein schwer kranker, überarbeiteter Mann. Von einer totalen Erschöpfung suchte er Entspannung in ein paar Tagen Landaufenthalt. Aber sein gnädiger Monarch beoderte ihn schleunigst aus Ruppin an seinen Thron und empfing den Leidenden mit den geschmackvollen Worten: „Sie haben sich wohl vor dem Kanonendonner gefürchtet, der meinem Volke meine Thronbesteigung verkündete?". Als einzige Andeutung des Milieus genügen die Königsbüsten wirklich nicht.

Drittens. Und der letzte Einwand: wir haben nun durch Justi ein sehr schönes Rauch-Museum und ein sehr schönes Schinkel-Museum. Aber wäre es nicht an der Zeit, nunmehr dem größten künstlerischen Genius der Zeit, dem Maler Karl Blechen, endlich Gerechtigkeit zu erweisen? Schinkel hat leider zu Blechen, obwohl er ihn anfangs einmal empfahl, kein Verhältnis gehabt. Er zog die dünne Ideenmalerei der Corneliusschüler vor. Blechen ging in seiner unmittelbaren Nähe elend zugrunde. Schinkel mußte um die furchtbare Not und Verzweiflung Blechens wissen, denn einer der erschütterndsten Hilferufe Blechens ging an Beuth, den nächsten Freund Schinkels, eben an jenen Beuth, dessen Kunstsammlungen ganz epigonischen Charakters im Untergeschoß des Schinkel-Museums ausgestellt sind. Wenn wir diese Sammlung ansehen, wissen wir schon, warum Blechens Appell vergeblich war. Schinkel, dessen große Meisterschaft die innere Hemmung eines bildungsmäßigen Umweges nie ganz los wurde, konnte zu Blechen, dem einzigen ganz elementaren Künstler dieser Zeit, kein Verhältnis finden. Aber wir sollten es doch endlich finden können! Wir erkennen die Bemühungen Justis um Schinkel, um Rauch, um Beuth, um Caspar David Friedrich mit größter Dankbarkeit an. Aber wir müssen uns in den Moment entschieden gegen seine Arbeit wenden, wo sie als kunstpolitische Parteinahme deutlich würde. Und leider gewinnt es mehr und mehr diesen Anschein. Nie war der große, allgemeine Ruhm eines Schinkels, eines Rauch in Frage gestellt. Wäre nicht wichtiger als die neuerliche amtliche Festigung ihres nie gefährdeten Ruhmes, die Bedeutung eines noch immer schwer verkannten Künstlers zu retten, der in Wahrheit größer und reiner ist? Statt dessen sehen wir, daß Justi den Besitz der Nationalgalerie an Blechen abbaut! Noch unter Tschudi waren von den Malereien aus dem Besitz der Galerie sechsunddreißig ausgestellt. Heute unter Justi sind es nur noch zwanzig, und die schönsten läßt er von Krügers riesigen Paradebildern in die Ecke drücken!

Alle Arbeit für Schinkel und Rauch ist gut, wenn nun der nächste Schritt der Nationalgalerie Blechen gilt. Ihn, diesen wahren Heinrich von Kleist unsrer Malerei, zeige man endlich einmal mit dieser gleichen Liebe und Sorgfalt wie die Schinkel und Rauch, und man wird dann das Wunder eines großen freien künstlerischen Ingeniums erleben, das endlich für das allgemeine Bewußtsein erobert werden muß.

Kein Wort gegen Schinkel und sein Museum. Aber entschiedenster Kampf gegen die Kanonisierung der Kunstauffassung Schinkel-Rauch-Friedrich. Sie hat diesen Karl Blechen sein Leben lang unterdrückt. Soll sie auch hundert Jahre nach Blechens qualvollen Tod sein großartiges Werk unterdrücken?

„Warum werde ich denn so sehr zurückgesetzt?“, schrieb Blechen blutenden Herzens an Beuth. Der legte den Brief korrekt zu den Akten. Was der Adressat dieses Briefes an Kopien, Nachbildungen, Abgüssen sammelte, Kunst aus zweiter Hand, stellen wir in mehrern Zimmern sorgsam aus. Der Absender des Briefes wartet noch immer auf Antwort — und sieht, wie seine Bilder ins Depot abwandern.

# Die Ballade vom Nachahmungstrieb von Erich Kästner

Es ist schon wahr: Nichts wirkt so rasch wie Gift!
Der Mensch, und sei er noch so minderjährig,
ist, was die Laster dieser Welt betrifft,
früh bei der Hand und unerhört gelehrig.

Im Februar, ich weiß nicht am wievielten,
geschah's auf irgend eines Jungen Drängen,
daß Kinder, die im Hinterhofe spielten,
beschlossen, Naumanns Fritzchen aufzuhängen.

Sie kannten aus der Zeitung die Geschichten,
in denen Mord vorkommt und Polizei.
Und sie beschlossen, Naumann hinzurichten,
weil er, so sagten sie, ein Räuber sei.

Sie steckten seinen Kopf in eine Schlinge.
Karl war der Pastor, lamentierte viel
und sagte ihm, wenn er zu schrein anfinge,
verdürbe er den anderen das Spiel.

Fritz Naumann äußerte, ihm sei nicht bange.
Die andern waren ernst und führten ihn.
Man warf den Strick über die Teppichstange.
Und dann begann man, Fritzchen hochzuziehn.

Er sträubte sich. Es war zu spät. Er schwebte.
Dann klemmten sie den Strick am Haken ein.
Fritz zuckte, weil er noch ein bißchen lebte.
Ein kleines Mädchen zwickte ihn ins Bein.

Er zappelte ganz stumm, und etwas später
verkehrte sich das Kinderspiel in Mord.
Als das die sieben kleinen Übeltäter
erkannten, liefen sie erschrocken fort.

Noch wußte niemand von dem armen Kinde.
Der Hof lag still. Der Himmel war blutrot.
Der kleine Naumann schaukelte im Winde.
Er merkte nichts davon. Denn er war tot.

Frau Witwe Zickler, die vorüberschlurfte,
lief auf die Straße und erhob Geschrei,
obwohl sie doch dort gar nicht schreien durfte.
Und gegen Sechs erschien die Polizei.

Die Mutter fiel in Ohnmacht vor dem Knaben.
Und beide wurden rasch ins Haus gebracht.
Karl, den man festnahm, sagte kalt: „Wir haben
es nur wie die Erwachsenen gemacht."

# Bemerkungen

**Sondernummer: Gas**

Wie Pilze schießen die Gasnummern der Zeitschriften hervor. Am 11. Februar erschien in Paris von der Zeitschrift ‚Vu' die numero special „la prochaine guerre". Schon das Titelbild ein Schrei: nieder mit dem Krieg. Photomontagen, Artikel, Bildgegenüberstellungen, Rundfragen mit unverkennbar pazifistischer Tendenz. Da gibt es ein Bild „Flirt". Abendkleid und Smoking sitzen im ledernen Ohrensessel. Hintergrund des beschaulichen tête-à-tete ein bürgerliches Wohnzimmermobiliar Stil 1931. Alles ist auf dem Bild völlig korrekt. Weibliches und männliches Wesen sitzen Hand in Hand, wie es sich für einen modernen Flirt gehört. Nur die Köpfe der Liebenden sind nicht mehr menschlich. Sie sind ausgelöscht, haben keine Gesichter, sie tragen Schnauzen, Schläuche. Das abschreckend häßliche Gebilde aus Leder und Metall hängt an Riemen über dem schnicke ondulierten Bubikopf, dem ausrasierten Nacken des Fräuleins, über der Smokingkrawatte des Herrn Kavaliers. „Flirt" mit Gasmaske. Das ist ein Vergnügen. In dieser Photomontage liegt die ganze grauenhafte Banalität des kommenden Krieges. Das ist so einfach, so erschreckend alltäglich. Wie dann auch wieder alles weiter gehen wird, denn der Mensch erträgt ja bekanntlich alles, alles. Es gibt da weiter ein Bild von der Gaskriegmobilmachung. Ein Mann, Bürger, Zivilist, in Ulster und Filzhut, hält seinen Regenschirm aufgespannt in der Lederhandschuh-Faust. So angetan studiert er aufmerksam das Mobilmachungsgesetz des Gaskrieges. Wie besorgt er doch im Moment der fürchterlichen Tatsache des alle und alles vernichtenden Krieges seine Kleidung vor dem Regen schützt. Er trägt eine Gasmaske. Er trägt sie mit der gleichen Selbstverständlichkeit, wie seinen Hut, seinen Regenschirm. Man wird die Gasmasken wie die Krawatten umbinden, das wird ja so alltäglich werden wie das Kino. Teure und billige Gasmasken wird es geben, und die Zeitungen aller Parteien werden sich Inserate bezahlen lassen, die erstklassige, absolut säuredichte Masken anpreisen.

*

Am 14. März, grade einen Monat später erscheint in Berlin die hugenbergsche ‚Woche' als Sondernummer mit dem Titel „Gas". Auf der bunten Umschlagseite eine Mutter mit dem Säugling im Arm. Aufgerissene, angsterfüllte Augen, Tränen, Gas! Das Heft beginnt mit einem wissenschaftlichen Artikel: Gas des Menschen Freund, des Menschen Feind. Es folgen Aufsätze, „Gas und die Medizin". „Was ist eigentlich Gas?", und so weiter. Auch Bilder verwendet die Woche zur Illustration. Zum Beispiel interessiert sicherlich alle, die etwas vom kommenden Gaskrieg sehen wollen, die Leuchtgaserzeugung im Gaswerk Tegel oder die Rettungswache im Strandbad Wannsee mit Sauerstofflaschen ausgerüstet. Aber man findet auch einige Gaskriegsbilder. Denn ganz so friedlich kann man eine Nummer mit dem Titel „Gas" doch nicht aufmachen. Wenn man sich auch große Mühe gibt, die Schrecken des Gaskrieges in gemäßigter Form zu zeigen, so ist es doch nötig, von ihm zu reden, da man ja etwas für ihn tun will.

Gegen ihn unternehmen allerdings will man gar nichts. In der ganzen Nummer der ‚Woche' findet sich auch nicht das geringste Zeichen, das gegen den Krieg an sich spräche. Nur von „der völligen Wehr- und Schutzlosigkeit des deutschen Volkes inmitten einer waffenstarrenden Welt ist die Rede". Und weiter heißt es in dem Vorwort zu der Sondernummer „Gas und Gaskrieg": „Was soll aus unserm Vaterland werden, wenn man die Schrecken des Gaskrieges, des Vernichtungskrieges gegen Frauen, Kinder und Nichtkämpfer, entfesselt? Wir stellen die Frage genauer: ‚Was sollen wir dann tun, was sollen wir jetzt schon tun, um im Rahmen des uns Möglichen das Unheil abzuwenden?' Es liegt nicht im Rahmen der ‚Woche', für jede Frage die Antwort zu liefern. Wir zeigen, was in der Welt vorgeht, wir stellen zur Diskussion, was durch Verschweigen bestimmt nicht besser wird."

Was man tun soll? Das wahre Gesicht des Gaskrieges aufzeigen und darstellen. Ihn nicht als eine Tatsache behandeln, gegen die es nur eins gibt: Schutz, Abwehrmaßnahmen, Rüstung. Die Gasnummer der ‚Woche' kennt ja nur eine einzige Frage, und das ist: die sofortige Aufrüstung Deutschlands. Ist die gelöst, dann gibt es für die ‚Woche' nichts mehr zu lösen. Nur von der ungeschützten Heimat ist hier die Rede, aber auf keiner Seite des vierzig Seiten starken Heftes finden sich die Worte: Nie wieder Krieg, — nie Gaskrieg.

*Bil*

### Der Kaiser von Pilkallen

Um den 10. März fand in Pilkallen eine große Stahlhelm-Kundgebung statt, die im Gegensatz zu ähnlichen Veranstaltungen in der Mitte des Reiches einen stark monarchistischen Charakter trug. Der Clou war das Auftreten des Prinzen Wilhelm, des ältesten Kronprinzensohnes, der sich über den Wehrsportgedanken näher erging. Darüber berichtet die ‚Ostpreußische Grenz-Zeitung', „nationale Tageszeitung aller Stände, Verkündigungsblatt der amtlichen Behörden" mit breiter Genugtuung. Prinz Wilhelm, falls nicht auch Herr Domela für ihn eingesprungen ist, äußerte sich also:

„Deutsche Frauen und Männer, liebe Kameraden! Mit warmem Herzen bin ich nach Pilkallen gekommen, in eine Stadt, die des Feindes Hand gespürt hat. Ich habe gesehen, wie hier die Stahlhelmflagge weht, und werde es weitergeben. Der Prinz kam hierauf eingehender auf den Wehrsport zu sprechen. Der schwierigste Schlag, den uns Versailles versetzte, war die Bestimmung, die uns das Halten einer Wehrmacht verbietet. Unsre chaotischen Zustände sind zum Teil auf das Fehlen der militärischen Ausbildung zurückzuführen. Wie war es doch einst, wenn der einfache Mann seine Militärzeit hinter sich hatte! Er kehrte zurück in sein Dorf und galt um vieles mehr als vorher. Die soldatische Zucht machte manchen erst zum Menschen. Hier setzt nun der Wehrsport ein. Seine erste Forderung heißt: Parieren und sich schleifen lassen. Mit der wehrsportlichen Ausbildung ist so früh wie irgend möglich zu beginnen. Man hört so oft sagen: Was wollt ihr nur mit euren großen Aufmärschen, ihr könnt ja doch nichts machen. Das ist eine Frage der Zeit! antworten wir. Für uns ist eine straffe Ausbildung wichtig, und nach außen hin wirkt es auf die Bevölkerung, wenn wir den grauen Rock tragen. Unsre junge Generation muß sagen

können: Wir haben das Erbe des Frontsoldatentums übernommen. Ein Wort noch zur technischen Ausbildung. Sie zerfällt in den kleinen täglichen Dienst, der sehr bedeutungsvoll ist, und in die Führerschulung. Ein wesentlicher Gesichtspunkt ist die Ausbildung auf den Lagern und Führerkursen, wo nur unbedingt zuverlässige und vorher gesiebte Leute zugelassen werden. Die jungen Leute, die in dieser Weise ausgebildet werden, können sich gleichwertig neben die Frontkameraden stellen. Prinz Wilhelm schloß: Werbe jeder in seinem Kreis für den Wehrsportgedanken, daß uns immer neue Kräfte zugeführt werden. Als Einsatz, Bereitschaft, Umkehr und Vorbereitung zur Tat wollen wir den Wehrsportgedanken auffassen. Frontheil! — Die Worte des ältesten Sohnes unsres Kronprinzen lösten nicht endenwollende Zustimmung aus."

Und dann kam man zum Schluß:

„Nach dem gemeinsamen Gesang des Liedes: ‚Ich hab' mich ergeben' erfolgte der feierliche Ausmarsch der Fahnen. Zum allgemeinen Bedauern brach einige Zeit danach Prinz Wilhelm auf. Es war wirklich eine tiefe Freude, festzustellen, wie schnell sich der Prinz die Sympathie aller erworben hatte. Als er durch den Mittelgang dem Ausgang des Saales zuschritt, geleiteten ihn lebhafte Rufe ‚Auf Wiedersehen', Winken und Händeklatschen."

### Die Herztonplatte

Die Carl Lindström-A.G. hat eine Schallplatte herausgebracht: „Der Herzton auf der Schallplatte" (B 37 900). Die Herztöne kommen gut heraus. Aber wie richten sie bei uns so etwas her...

Da haben sie also den Herzton aufgefangen, ihn verstärkt, über den Lautsprecher geleitet und dann aufgenommen. Das ist doch merkwürdig; das möchte man doch einmal hören; es macht nachdenklich. Diese Platte macht nur lachen, soweit nämlich nicht die Herzen, sondern die Münder sprechen.

Ordnung muß sein. So beginnt denn diese Vorführung mit der Mitteilung, daß man etwas vorführen werde, und dann prasselt es nur so von Namen, ein ganzer Jahrmarkt der Eitelkeiten. Hat es noch einen Sinn, anzugeben, wer dieses Verfahren, Herztöne aufzunehmen, erfunden hat, was man ja auch auf dem Plattenetikett vermerken kann, so ist es lächerlich, mitzuteilen: „Die Versuche stehen unter ärztlicher Kontrolle von..." Und alle haben zwei Titel, hinten einen und vorne einen; vorn sind sie Professor und Doktor gar, und hinten sind sie „von der Preußischen Hochschule für Gebirgsmarine und meteorologische Leibesübungen" oder ähnlichem Unfug.

Dann — alles auf der Platte, auf der die Herzen tönen sollten, — spricht der Onkel Doktor, der uns das zeigen will. Für so einen Vortrag gäbe es nun zwei Methoden:

Entweder lyrisch, allgemein und mit einem wirklichen Grundton jenes Gefühls, das ein Wunder begriffen hat, das Wunder des Lebens. Aber woher sollte das kommen; ein Durchschnittsarzt... Gut. Oder ganz sachlich, einfach und kurz, kurz, kurz. Nur eines geht gar nicht: der Vortragsstil des „Fachmanns", der

sich zu bildungsbedürftigen Oberpostsekretärsfrauen herabbeugt und von „sogenannten Herzklappen" spricht, das Publikum zwar nicht für dümmer haltend, als es ist, denn das gibt es nicht, aber eine falsche Sorte Dummheit supponierend. Man kennt diesen Stil.

Das wäre die eine Seite der Platte; man weiß gar nicht, wo hier die Kehrseite ist. Drehen wir herum: in langen Papiersätzen teilt uns der Onkel Doktor mit, daß er uns nunmehr etwas „zeigen" werde. O, du Papiermensch! wie kannst du meinen Ohren etwas zeigen! Die deutsche Sprache ... ich werde dir zeigen! Also: „Wir werden nunmehr ..." — „Nunmehr werden wir ..." — „Wir werden ..." Und dann zeigen sie. Und der Erklärer läßt nicht nach. Ich lausche:

„Bei den sogenannten Herztönen haben wir es nicht mit eigentlichen Tönen zu tun, sondern mit eigentlich schallartigen Erscheinungen ..." Und was das „schwerkriegsverletzte Herz" angeht, so lernen wir da etwas vom „geräuschartigen Charakter" ...

Kusch!

Bei den sogenannten Popularisierungen deutscher Fachleute haben wir es nicht mit eigentlichen Aufklärungen zu tun, sondern mit eigentlich geklebten Vollbärten. Welcher Apparat! Welches Getue! Welcher Betrieb! Sie werden sich noch ins Grab organisieren. Und deutsch sein heißt eine Sache um seiner selbst willen tun heißt eine Sache.

*Peter Panter*

## Merry new England

Ein ungenannter Wohltäter, so berichten die Gazetten, hat dem englischen Arbeitsminister 300 000 Pfund Sterling = 6 Millionen Reichsmark zur Errichtung eines eignen Gartens für Liebespaare angeboten. Herr Lansbury steht dem Projekt durchaus wohlwollend gegenüber, und nur über den geeigneten Ort bestünden noch gewisse Bedenken und Unklarheiten.

Da die zitierte Nachricht vom 25. Februar und nicht vom 1. April stammt, so ist an ihrer Seriosität und Bonität wohl kein Zweifel erlaubt, und es wird Zeit, die Angelegenheit vom kontinentalen Standpunkt aus zu beleuchten. Verzichten wir vorsichtshalber auf die Definition des Begriffes „Liebespaar" und beschäftigen wir uns lieber mit der zwar heiklen, aber unumgänglichen Frage: wozu jener erst zu schaffende Park ihnen wohl dienen solle?

An und für sich gibt es weder in England noch sonstwo ein Gesetz, das Liebespaaren verbietet, sich zu treffen, wo immer es ihnen beliebt. Die legitimen Liebespaare sind, da meist im Besitz einer offiziellen Bleibe befindlich, aus unsrer Betrachtung auszuschalten. Bleiben die leider zahlreichern illegitimen, denen es unbenommen ist, sich in Kinos und Konditoreien, beim Tanzen, beim shopping, beim Sport, im Theater, im Grünen und bis zehn Uhr abends sogar im möblierten Zimmer des einen oder andern Partners zu treffen. Bei all diesen Gelegenheiten dürfen Liebespaare gemeinsam und als solche auftreten und sagen, sie seien es. Meistens wünschen sie das aber

gar nicht zu sagen; auch ist es ein großer Irrtum, zu glauben, irgend jemand wolle das wissen. (Nur der Parkwächter wird es künftig wissen wollen.)

Wenn wir es aber, wenigstens in Mitteleuropa, glücklicherweise soweit gebracht haben, daß ein Mann und eine Frau sich unangefochten miteinander in der Öffentlichkeit zeigen dürfen, wozu, frage ich, brauchen sie dann noch einen Park?

Ja, wozu?

Ich will es Ihnen verraten.

Die Liebespaare nämlich dürfen zwar sagen, daß sie es sind, aber sie dürfen es nicht zeigen. Denn das hieße, öffentliches Ärgernis erregen.

Mit dem öffentlichen Ärgernis ist man in England recht rasch bei der Hand. Es haben sich da grade in den letzten Jahren im Hydepark Sommernachtsträume ereignet, mit einem Küßchen vorneweg und Polizeihaft und Kreuzverhör hinterdrein, die über Englands Polizeimoral Empörung und Gelächter der übrigen Kulturwelt heraufbeschworen. Der ungenannte Wohltäter nun hat sich offensichtlich entschlossen, den Teufel mit Beelzebub auszutreiben: um polizeiliche Störungen illegitimer Liebespaare zu verhindern, wird er sie künftig polizeilich regeln, sozusagen staatlich konzessionieren ...

Ich habe keine Pläne des Liebesparkes gesehen, aber ich stelle mir immerhin vor, daß er mit einer hohen Mauer umgeben und reich an Lauben und den berühmten, schwellend grünen Rasenpolstern Englands sein wird, und daß am Gittertor ein Pförtner amtiert, der kontrolliert, daß die Leute den Park auch wirklich bloß paarweise betreten. Ob man einen ältern Polizeifunktionär mit dem Posten betrauen wird und ob die Reflektanten ihm erst beweisen müssen, daß sie auch wirklich Liebespaare sind, wann der Beweis als geführt zu betrachten und in welcher Weise Mißbrauch auszuschließen ist — das soll der Minister für öffentliche Arbeiten lieber selbst ausdenken.

Jedenfalls rechnet man in London mit der Einweihung des Parkes zu Beginn der Season. Nimmt Queen Mary die vor?

Ich aber frage mich besorgt: was wird aus den heimatlosen Liebespaaren, wenn der Winter kommt? Stiftet dann der unbekannte Wohltäter konsequenterweise ein kostenfreies boarding house?

Dann wäre die Revolution der modernen Jugend gewissermaßen verfassungsfähig geworden. Und die Moral käme endlich auf den weit aussichtsreichern Posten der revolutionären Opposition!

*Hans Glenk*

## „Wichtiges in Kürze"

Contessa Maddalenas erstes Fohlen ist vor einigen Tagen zur Welt gekommen. Die famose Stute des Herrn Haniel, die bekanntlich eine Zeitlang gradezu als Wunderpferd galt und schon als Zweijährige, ungeschlagen, mehr als 100 000 M. gewann, hat im Gestüt Schlenderhan einen braunen Hengst von Graf Ferry gebracht. Der Vater von Graf Isolani und Ladra hat gewiß das Zeug dazu, mit einer Stute wie Contessa Maddalena etwas ungewöhnlich Gutes zustande zu bringen. Die Landgraf-Tochter wird jetzt von Oleander gedeckt werden, eine Paarung, die sich ebenfalls sehen lassen kann.

*‚Frankfurter Zeitung'*

## Liebe Weltbühne!

I

Zu Bernard Shaw kam sein Schneider, um ihm einen neuen Anzug anzumessen. G.B.S. saß bei der Arbeit und wollte sich nicht stören lassen. „Ach, Mister Jaeger," sagte er, „können Sie mir nicht im Sitzen anmessen? Das ist meine gewöhnliche Lebensweise, und so muß der Anzug auch sitzen."

II

Balbos Rückkehr von seinem Brasilienflug wurde in Italien mit dem üblichen Tam-Tam gefeiert. Ein Fascistenführer begab sich zu d'Annunzio, der sich ehemals auch als Flieger bewährt hatte, um ihn zur Teilnahme an der Feier einzuladen. D'Annunzio lehnte mit den Worten ab: „Ich pflege nur Adler zu bewundern, aber nicht Pfauen."

## Geschäftsliebe

Junger Friseurmeister (Meistersohn), blond, gesund, gute flotte Erscheinung, 25 Jahre, 1,68 Meter groß, ev., wünscht die Bekanntschaft mit gesunder hübscher Friseuse im Alter von 19 bis 24. Es wollen sich nur tüchtige, 3 Jahre gelernte Kräfte (Wasserwellen, Dauerwellen) mit gutem Charakter und Geschäftsliebe melden (Flirt ausgeschlossen). Offerte mit Bild etcetera.

## § 218

„Allein mit der Länge der Zeit ändern sich die Gesetze; diese werden alsdann durch buchstäbliche Erfüllung lächerlich und müssen also nach den veränderten Umständen umgegossen werden. Aber eine solche Betrachtung kam nicht in abderitische Köpfe."

*Wieland*

# Hinweise der Redaktion

### Berlin

Europäische Tribüne. Donnerstag 20.00. Haus der Presse, Tiergartenstr. 16. Dichter—Kämpfer. Es sprechen: André Germain und Alfred Wolfenstein. Mary Schneider-Braillard liest u. a. aus: Jean-Richard Bloch, Dostojewskij, Wera Figner, Gandhi, Heinrich Mann, Sarodschini Naidu, Helen Zenna Smith, Ernst Toller, Emile Zola.

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Freitag 20.00. Bürgersaal des Rathauses. Königstraße. Autorenabend. Es lesen: Henri Guilbeaux, Werner Hegemann, Kurt Hiller, Walther Karsch, Erich Kästner, Bruno Vogel. Rezitationen aus Rosa Luxemburg (Pauline Nardi), Edlef Köppen (Leo Menter).

Gesellschaft der Freunde der Sozialistischen Monatshefte. Freitag 20.00. Deutsche Gesellschaft, Schadowstr. 6: Die Wirtschaftskrise ist zu überwinden, Julius Kaliski. Freie kontradiktorische Aussprache.

Internationales Antikriegsmuseum, Parochialstr. 29. Freitag 20.00: Der kommende Giftgaskrieg, Leo Klauber.

Internationale juristische Vereinigung. Montag (30.) 20.00, Nollendorf-Casino, Kleiststraße 41, Großer Saal. Justizrat Werthauer: Anerkennung berechtigter Abtreibung. Alfred Apfel: Der Fall Friedrich Wolf und der übergesetzliche Notstand.

### Bücher

Winston Spencer Churchill: Weltabenteuer im Dienst. Paul List-Verlag, Leipzig.
Michael Gold: Juden ohne Geld. Neuer Deutscher Verlag, Berlin.
Helmuth Kaiser: Franz Kafkas Inferno. Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien.
Liam O'Flaherty: Herr Gilhooley. S. Fischer, Berlin.
Arno Schirokauer: Der Kampf um den Himmel. Fr. Grundel, Berlin.

### Rundfunk

**Dienstag.** Breslau 20.00: London—Cannes—Genua—Rapallo, die Konferenzen 1921/22. — **Mittwoch.** Mühlacker 18.15: Filmautor — der große Unbekannte, Friedrich Raff. — Berlin 19.00: Sechs Jahrzehnte Reichstagsdebatten. — Königsberg 20.30: Alfred Beierle liest Jack London. — **Donnerstag.** Mühlacker 20.30: Gehaltserhöhung? Walter Benjamin und Wolf Zucker. — Langenberg 21.00: Heinrich Mann zum sechzigsten Geburtstag. — **Freitag.** Hamburg 16.15: Zur Situation der jungen Schriftstellergeneration, Erich Ebermayer. — Mühlacker 18.10: Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften, Bernard Guillemin. — Berlin 18.30: Heinrich Mann, Gottfried Benn. — Königsberg 20.00: Von Komödianten und Menschen (Oskar Maria Graf, Hermann Bahr, Alfred Polgar), Alfred Beierle. — **Sonnabend.** Leipzig 18.40: Heinrich Mann, Georg Hermann. — Königswusterhausen 19.00: Albert Daudistel liest. — Hamburg 23.30: Vom Ueberbrettl zu den Katakomben.

# Antworten

**Rote Fahne.** Deiner Partei ist das größte Heil widerfahren, das einem Kollektiv deutscher Menschen hienieden zuteil werden kann: ein leibhaftiger Leutnant ist Mitglied der KPD geworden. Da jauchzt das unverfälschte deutsche Herz unter der fremden roten Haut, die Dir ein paar moskowitische Spaßvögel übergezogen haben: „Wir werden Scheringer und allen, die seinem Beispiel folgen, die Möglichkeit geben, nach bestem Können dem Proletariat zu dienen. Wir tun dies um so freudiger, wenn es sich um hervorragende Militärfachleute, um Gasoffiziere und begabte Taktiker des Gruppenkampfes der modernen Infanterie handelt, wie Scheringer einer ist... Wir glauben kein Geheimnis zu verraten, wenn wir andeuten, daß der Schritt Scheringers nicht isoliert bleiben wird. Namen und Adressen sind ja in diesem Zusammenhang nebensächlich..." So, da werden Schleicher und Hammerstein wohl bald nachkommen.

**Amerikanischer Student.** Sie haben in Deutschland interessante Erfahrungen gemacht und schreiben uns darüber: „Wir amerikanischen Studenten kommen aus verschiedenen Gründen nach Deutschland. Uns lockt die Freiheit der deutschen Universitäten, wir schätzen die ausgezeichnete technische Ausbildung. Auch suchen wir Gelegenheit, die deutsche Sprache und Literatur kennen zu lernen, um auf diese Weise Kontakt zu erhalten mit der deutschen Kultur und dem deutschen Volkstum. Wir wissen, daß die Leute in Deutschland immer freundlich sind und kennen keinen Studenten, der mit Bedauern nach Amerika zurückgekehrt ist. Doch jetzt scheint sich in Deutschland einiges geändert zu haben — oder sind wir es, die sich geändert haben? Der intelligente amerikanische Student ist sich bewußt, daß ein beträchtlicher Teil seiner eignen Landsleute die amerikanische Nation hochprozentig blamiert. Hat das auf die Deutschen abgefärbt oder hat sich sonst in der deutschen Denkart ein Wandel ereignet? Wir sind jedenfalls auf manche Antipathien gestoßen, deren Ursachen wir uns nicht erklären können. Während der Weihnachtsferien fuhr ich mit einem Freund nach Weimar. An einem Abend gingen wir in den historischen ‚Weißen Schwan' neben dem Goethe-Haus, dem Platz, wo Goethe und sein Kreis so manche heitere Stunden durchlebt haben. Wir saßen dort in der unmittelbaren Nachbarschaft eines ältern Herrn, der bis dahin friedlich sein Bier getrunken hatte. Wir beide hielten es für richtiger, miteinander englisch zu sprechen, und nicht deutsch mit einem schrecklichen amerikanischen Akzent. Diese Verbeugung vor dem Geist der deutschen Sprache ist gründlich mißverstanden worden. Ich muß hier einflechten, daß wir während unsres kurzen Aufenthalts in Weimar zweimal von Schuljungen in graubraunen Jacken angerempelt wurden, weil wir englisch sprachen. Wir haben das nicht sehr ernst genommen. In dem Wirtshaus jedoch war es anders. Der alte Herr begann nach kurzer Zeit fürchterlich auf die Amerikaner zu schimpfen. Wir beiden Studenten hielten ihn für angetrunken und wollten ihn nicht ernst nehmen. Dann kam ein Zeitungshändler durch den Raum mit dem ‚Völkischen Beobachter' und andern nationalsozialistischen Blättern. Der alte Herr kaufte eins davon. Wir fuhren in unsrer englischen Unterhaltung fort. Unser Nachbar jedoch wurde immer wütender. Er begann laut zu schreien: ‚Wir Deutschen sollten uns das nicht gefallen lassen — — von einem solchen Pack besiegt zu werden — — — nicht schuldig bleiben' usw. Dann rief er den Kellner und fragte, ob die beiden Amerikaner etwa in Weimar wohnten, der Kellner konnte es natürlich nicht wissen. So wurde die Situation recht ungemütlich. Aber wie verhielt sich der Kellner? Forderte er den Lärmmacher auf, ruhig zu sein? Nein, er ging zu den beiden Amerikanern und fragte sie, ob sie nicht lieber zahlen und gehen möchten. Wir beide

nahmen von dieser Zumutung zunächst keine Notiz. Unser wildgewordener Nachbar aber sprang brüsk von seinem Tisch auf, nahm sein Glas Bier und goß es mitten in den Raum, was ohne Zweifel ein Signal für seine Freunde in den entferntern Ecken war. Der Kellner erschien wieder und forderte uns jetzt energisch auf, zu gehen. Wir hatten keine Lust, die Verstärkung der nationalsozialistischen Truppe abzuwarten. Der Kellner begleitete uns dann an die Tür, Entschuldigungen in den Bart murmelnd für die unfreundliche Aufnahme im ‚Weißen Schwan'. Und das war unser letzter Eindruck von Weimar." Es gibt nur eins, um den völkischen Lümmeln die Elementarbegriffe der guten Gesittung wieder beizubringen. Man muß sie an ihrem Geldbeutel treffen. Die Reisezeit beginnt bald wieder. Meidet Thüringen, sorgt dafür, daß kein Touristengroschen in die Hände der thüringischen Naziflegel kommt, ebenso wenig, daß etwas für Hoteliers und Restaurateure abfällt, die zu feige sind, Reisende zu schützen, die sie mit ihrer Reklame selbst ins Land gelockt haben.

**Malik-Verlag.** Ihr stellt uns den folgenden Briefwechsel zur Verfügung: „Postamt Budapest 70 1931 III./10. 1633/1931. Löbl. Postamt, Berlin W 50. Es wird diensthöflich mitgeteilt, daß die Firma Malik Verlag, Berlin W 50, Köthener Str. 38, hat bei dem Postamt Berlin 50 am 1. März 1928 unter Postnummer 310 an Georg Hoffmann, Budapest, Falk Miksa u. 6 ein Paket aufgegeben mit dem folgenden Inhalt: 1. 5 Stück Roman Ilja Ehrenburg, ‚Michail Lykow', 2. 5 Stück Romane Konstantin Fedin ‚Städte und Jahre', 3. 3 Stück Erzählungen J. Babel ‚Budjonnys Reiterarmee', 5. 3 Stück Erzählungen J. Babel ‚Geschichten aus Odessa'. Diese Werke wurden durch die hiesige Zollbehörde in Beschlag genommen und zur Überprüfung dem Kgl. ung. Ministerium des Innern vorgelegt. Das Kgl. ung. Ministerium hat die Beförderung durch die Post der unter Post. 1. 3. 4. bezeichneten Presseprodukte verboten, hingegen die Ausfolgung der Romane ‚Städte und Jahre' erlaubt. Empfänger hat die Annahme dieser Romane verweigert. Da die Deckeln der fünf Bücher während der dauernden Lagerung schimmlig wurden (Bücher innerlich rein), wird ersucht, den Absender befragen zu wollen, was mit den fünf Bücher geschehen soll. Bpest 1931 III./10. Stempel. gez. Unterschrift." Eure Antwort: „Wir haben kein Interesse an der Rücksendung verschimmelter Bücher. (Es lebe der zwei Jahre alte Amts-Schimmel.) Immerhin ein Fortschritt, daß man selbst in Horthy-Ungarn bereits bemerkt, daß unsre Bücher, wenn auch verboten, innerlich rein sind. gez. W. Herzfelde, Malik-Verlag." Woraus weiterhin hervorgeht, daß in Ungarn nur innerlich unreine Bücher verkauft werden dürfen.

**B. Z. am Mittag.** Bei Euch ist zu lesen: „Nach genauen Messungen des Energieverbrauchs bei den Arbeitsverrichtungen des Menschen hat sich die überraschende Tatsache herausgestellt, daß der Denkprozeß den geringsten Energieverbrauch aufweist." Kinder, habt Ihr das in Eurer Redaktion ausprobiert?

---

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

**den Abonnementsbetrag für das II. Vierteljahr 1931**

einzuzahlen, da am 10. April die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

---

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten: es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 77 57. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

# Berlin — Wien von Carl v. Ossietzky

Die Zollunion mit Oesterreich, von Herrn Curtius als das Kernstück des kommenden Paneuropa ausgelegt, hat einstweilen eine Wirkung gehabt, von der sich die künftigen Vertragskontrahenten in der Wilhelm-Straße und am Ballhaus-Platz nichts träumen ließen. Die europäische Einigung, die den Herrn Curtius und Schober schon zuzulächeln schien, nimmt einstweilen eine andre Richtung. Statt der Einigung mit Deutschland ist die Einigung gegen Deutschland wieder einmal perfekt. Es muß für viele unsrer Landsleute bitter enttäuschend sein, daß man sich in London nicht weniger ablehnend verhält als in Paris, daß die von den deutschen Nationalisten sonst meistzitierten londoner Blätter die deutsche Außenpolitik wieder einmal so scharf hofmeistern wie seit dem Ruhrkampf nicht.

In der Form ist die deutsch-österreichische Zollunion ein wirtschaftlicher Vertrag, in der Sache ein hochpolitischer. Sie ist der Anschluß, wirtschaftlich drapiert. In späterer Zeit wird dann die heutige papierne Hülle fallen und die definitive Einkleidung folgen. Es hat keinen Zweck, daß die deutsche Presse harmlos tut, niemand nimmt das für bare Münze, und ein ausschließlicher Wirtschaftsvertrag hätte auch nicht in solchem Maße alarmiert. Die Zollunion ist ein Stück Revisionspolitik, und nicht das glücklichste.

Der Vertrag ist ein politischer, denn der wirtschaftliche Nutzen ist für beide Teilnehmer herzlich gering. Außerdem werden an Industrie und Agrariertum noch viel mehr Kompensationen gemacht werden müssen als bisher, wenn die Union überhaupt einmal effektiv werden soll. Nur um eine wünschenswerte politische Konstellation zu erreichen, bezahlen Staaten mit akuter wirtschaftlicher Schädigung. Bis jetzt ist zahlreichen, sonst zu jeder Dummheit bereiten deutschen Patrioten der tiefere Sinn dieses neuen nationalen Opfers noch nicht ganz aufgegangen. Dazu gehört vor allem der grüne Generalissimus Graf Kalckreuth, der die deutsche Landwirtschaft schon von den alliierten österreichischen Bauern ernstlich bedroht sieht. Aber auch die österreichische Industrie ist nervös geworden, denn sie fürchtet mit Recht, daß ihr bei der glühenden Umarmung durch die schwere deutsche Cousine endgültig die Luft wegbleiben kann. Übrigens beginnen die deutschen Industrieherren sich bereits rechtzeitig zu sichern und Vorteile für sich herauszuschlagen. Wie Günther Stein im ‚Berliner Tageblatt' mitteilt, besteht bereits die Absicht, für das gesamte Unionsgebiet die Einfuhr ausländischer Kohle radikal zu verbieten, ebenso werde die Reichsbahn dem neuen Kollektivprotektionismus durch Vorzugstarife Hilfe leisten. Und Günther Stein weist noch auf einen andern wichtigen Umstand hin: „So kann allzuleicht — und wie sollte es bei der heutigen innenpolitischen Situation anders sein? — die Zollunion zu einer neuen Belastung der Konsumentenmassen werden. Und überdies kann sie von einer andern Seite her auf

die Massen einen gefährlichen Druck ausüben; vom Lohn aus. In Oesterreich ist das Reallohnniveau niedriger, Anpassung muß sein, und die Dinge liegen zurzeit nicht so, daß die Anpassung zugunsten der österreichischen Arbeiter erfolgen würde. Um so weniger, als in dem neuen Wirtschaftsgebiet manche Rationalisierung möglich ist, die die Unternehmerschaft in der Lohnpolitik als Druckmittel benutzen kann."

So bedeutet also das große zollpolitische Ereignis keine Erleichterung in der gegenwärtigen Krisenlage. Neue Attentate auf das ohnehin fragwürdige Lohnniveau der Massen, Konzessionen an Industrie und Agrarier, rund um die Union armdicke Zollmauern, die möglicherweise bisherige Kunden verscheuchen und in erbitterte handelspolitische Gegner umwandeln werden — das sind so die Aspekte, die sich bei der ersten Prüfung darbieten. Der Protektionismus ist immer ein nationalistisches, ein kriegerisches Prinzip gewesen. Nur ist das Deutsche Reich heute wirklich nicht in der Lage, sich einem Prinzip zu verschreiben, das sich Staaten inmitten macht- und wirtschaftspolitischer Prosperität gestatten konnten, und nicht einmal dem britischen Weltreich ist seine jingoistische Periode gut bekommen. Mag Herr Curtius sich selbst und andern einzureden versuchen, daß diese Union der kleine Schneeball ist, der allmählich zur Lawine Europa wird, in Wirklichkeit exekutiert diese Politik nur das Programm des deutschen Nationalismus: sie kapselt Deutschland in Europa ab. Sie errichtet eine Mauer gegen Europa, und Deutschland nimmt sich das kleine Oesterreich in die Zelle mit ,um nicht in der Einsamkeit der Haftpsychose zu verfallen. Tu felix Austria nube! jubelten die Herrn Schober freundlichen Blätter. Wir finden, daß Oesterreich im Laufe seiner wechselvollen Geschichte schon bessere Partien gemacht hat.

*

Es gibt seit Jahren eine Anschlußbewegung, die in Deutschland etwas krampfig und mit Bierbankpathos betrieben, in Oesterreich selbst aber von viel wärmern Impulsen beherrscht wird. Das ist sehr leicht verständlich, denn Oesterreich ist von einem bösartigen Schicksal aus Großmachtbedeutung in den Rang eines nicht recht lebensfähigen Kleinstaates gestoßen worden, der in einem größern Verbande aufgehen, mindestens sich an einen wirtschaftlich Stärkern anlehnen muß, wenn er nicht verkümmern soll. Namentlich die österreichische Sozialdemokratie, die noch immer am besten geführte Sektion der Zweiten Internationale, wünscht die Vereinigung mit der deutschen Schwester, weil sie in Oesterreich auf Wien und die wenigen Industrieplätze beschränkt ist, weil sie es ziemlich hoffnungslos findet, auf die Dauer gegen eine Schlammflut von klerikalen und völkischen Kleinbürgern anzukämpfen. Ihre Sehnsucht, aus der neuösterreichischen Enge herauszukommen, ist begreiflich, und auch viele deutsche Sozialisten würden Otto Bauer lieber auf dem Platze von Otto Wels sehen. Und eine Leistung wie die der Kommune Wien mitten im würgenden Elend der Nachkriegsjahre finden wir in Deutschland nirgends. Wien bietet ein besonders bewundernswertes Beispiel neben der deutschen Reichshauptstadt,

das von seiner republikanischen Mehrheit in den tiefsten Bankrott hineingesteuert worden ist.

Daran kann kein Zweifel sein, wenn zwei europäische Staaten ein engbindendes, handelspolitisches Abkommen mit dem Ziel der spätern völligen Vereinigung treffen, so ist das angesichts der territorialen Zerrissenheit unsres Kontinents zu begrüßen und zu fördern. Jedenfalls ist dieser Zustand gesünder als der heutige, wo die großen Staaten sich ihre kleinen Satelliten halten, die bei jedem Pfiff springen müssen. Aber es handelt sich dabei nicht nur um das gute Ziel, sondern in gleichem Maße um das Wann und das Wie. Mit falscher Geste eingeleitet und zu einem falschen Zeitpunkt durchgeführt kann der deutsch-österreichische Zusammenschluß nicht zu einem Fortschritt, sondern zu einem Rückschlag werden. Man hat sich in Europa mit dem Anschluß immer mehr abgefunden, selbst der Theaterdonner der versailler Orthodoxie in pariser Journalen ist im Laufe der Zeit viel schwächer geworden. Womit man sich allerdings nicht so leicht abfindet, das ist die Methode des deutschen Ministeriums des Äußern, mit einer solchen Entscheidung die europäische Öffentlichkeit einfach zu überrumpeln. Diese Handicap-Politik, diese Unmanier, in wichtigsten Dingen Ziethen aus dem Busch zu spielen, die Welt immer vor „vollendete Tatsachen" zu stellen und dann mit veilchenblauem Augenaufschlag zu fragen: Ja, was ist denn eigentlich los? — diese Diplomatie aus dem Hinterhalt hat man nachgerade satt. Gewiß, so etwas wird in Deutschland für staatsmännisch, für bismärckisch gehalten, aber grade das isoliert Deutschland immer wieder von neuem und sichert ihm höchstens Applaus in Budapest und Sofia, wo man sich mit einem Dauerfeuerwerk über den eignen Katzenjammer hinwegtröstet. Man hat in der Wilhelm-Straße noch immer nicht gelernt, daß der vernünftige Außenpolitiker nicht auf akustische Effekte ausgehen darf, mindestens hätte von der Explosivwirkung des Rapallovertrages noch etwas in der Erinnerung haften müssen. Das damalige Abkommen mit Rußland war keine schlechte Arbeit, aber so wie es herausgebracht wurde, hatte es die Folge, daß Deutschland für das Scheitern der genueser Konferenz verantwortlich gemacht und überall zum Sündenbock für alle europäischen Unfälle ernannt wurde. Auch diesmal ist die Wirkung keine bessere, die Beschwerde beim Völkerbund ist bereits eingeleitet und mit ebenso fahrplanmäßiger Pünktlichkeit die deutsche Behauptung da, daß das den Völkerbund gar nichts anginge. Der Wiener Vertrag ist ein Kind der Geheimdiplomatie, also schon aus diesem Grunde allen Andern höchst fragwürdig. Bedeutet er wirklich nur eine handelspolitische Übereinkunft und keine machtpolitische Machination, so steht die Art, wie er produziert und bekanntgegeben wurde, einer sachlichen Diskussion ernsthaft im Wege.

Herr Brüning, der die entstandene Erregung nicht mit einer Notverordnung dämpfen kann, meint im übrigen, Deutschland und Oesterreich würden ihren Weg mit „ruhiger Festigkeit" weiterverfolgen. Herr Brüning hat seine guten Eigenschaften, aber ein Ruhestifter für einen aufgescheuchten Diplo-

matenschwarm ist er kaum. Seine westfälische Schlichtheit wirkt auf Leute, die weiter zählen können, als bis Achtundvierzig, eher aufreizend. Es heißt doch die Dinge unerlaubt simplifizieren, wenn er dem Völkerbund die Berechtigung abstreitet, sich den Vertrag näher anzusehen.

Der Friedensvertrag von St. Germain nennt Oesterreichs Unabhängigkeit „unabänderlich" und verbietet jede Handlung, „die mittelbar oder unmittelbar auf irgendwelchem Wege, namentlich im Wege der Teilnahme an den Angelegenheiten einer andern Macht, diese Unabhängigkeit gefährden könnte". Und im Genfer Protokoll von 1922, das die Grundlage der österreichischen Sanierung bedeutet, heißt es, daß die österreichische Regierung sich jeder Verhandlung und jeder wirtschaftlichen oder finanziellen Bindung zu enthalten habe, „welche geeignet wäre, diese Unabhängigkeit direkt oder indirekt zu beeinträchtigen". Oesterreich behält zwar seine Freiheit „in bezug auf Zolltarife, Handels- und Finanzabkommen", richtig; „vorausgesetzt ist jedoch, daß Oesterreich seine wirtschaftliche Unabhängigkeit nicht dadurch antastet, daß es irgendeinem Staate ein Sondersystem oder ausschließliche Vorteile gestattet, die geeignet wären, diese Unabhängigkeit zu gefährden".

Der Reichskanzler wird zugeben müssen, daß es sich hier mindestens um ein Preisrätsel für die Kronjuristen handelt, ob in dem Vertrag Oesterreich dem Partner ein Sondersystem oder ausschließliche Vorteile zugesteht, die geeignet wären, seine Unabhängigkeit zu gefährden. Mit der Strammheit des Kanzlers allein wird die deutsche Regiernug nicht weiterkommen, sie wird den Andern nicht das Recht bestreiten können, den Vertrag wenigstens zu diskutieren. Bei besserer Vorbereitung und weniger Heimlichkeit wäre der Effekt wahrscheinlich gar nicht so schlimm gewesen, denn nicht erst seit gestern wird die deutsche Politik auch in Paris mit einer Art Fatalismus betrachtet, aber man will sich nicht immer überrumpeln lassen, man will das, was man nicht ändern kann, wenigstens höflich serviert und nicht um die Ohren geschlagen bekommen. Geringer wäre die Detonation auch gewesen, wenn man in Deutschland die Tschechoslowakei nicht von vornherein als einen neuen, durch ein gütiges Geschick zugefallenen Erbfeind behandelt und in dem verbindlichen Herrn Benesch nicht immer einen Hohenpriester der höllischen Heerscharen gesehen hätte. Heute ist das Widerstandszentrum nicht Paris, sondern Prag. Durch einen deutsch-österreichischen Zusammenschluß und den ungarischen Gegner im Osten würde die Tschechoslowakei ein Staat in permanenter Umzingelung werden, belagertes Gebiet. Schon diese Tatsache macht einleuchtend, daß eine Vereinigung Deutschlands mit Oesterreich nur ein Stück einer europäischen Generalreinigung sein kann, die durch einen solchen Schritt nur aufgehalten, vielleicht sogar zerstört, niemals zu gutem Ende geführt werden kann.

Da das auch den Herren Curtius und Schober nicht fremd sein kann, so ergibt sich die klare Frage, was man sich unter dieser Zollunion eigentlich vorstellt. Wirtschaftlichen Nutzen, das steht fest, und das werden die agrarischen und industriel-

len Interessenten in beiden Staaten demnächst noch viel deutlicher sagen — wirtschaftlichen Nutzen hat sie nicht. Bedeutet sie also nur eine Arrangierprobe für größere Wagnisse?

*

Das Echo müßte ernüchternd wirken. Der Nationalismus hat keine Chancen, auch wenn es kein deutschfascistischer Außenminister ist, sondern der überall gut angeschriebene Herr Curtius, der einmal den Versuch unternimmt, ob man mit Eclat weiter kommt als auf normalem Verhandlungswege. Was würde durch die Vereinigung mit Oesterreich an der gegenwärtigen Krise geändert werden? Nur die außenpolitische Situation dürfte sich unendlich komplizieren, denn Deutschlands Grenzen reichten dann bis nach Italien und nach dem Balkan. Berauschende Möglichkeiten für unsre Glücksspieler und Phraseure — von der Nordsee bis zu den Alpen, von der Etsch bis an den Belt überall Gefahrenzonen, Zündstoff, Feinde! Der in Deutschland mit so viel Talent nachgebildete Balkan genügt nicht, man möchte noch lieber Tuchfühlung mit dem Original haben. Überall sucht die deutsche Politik Auswege aus der Wirrnis, Befreiung von den immer drückender werdenden Lasten. Italien, Ungarn, Bulgarien bilden starke Posten in der Hoffnung. Deutsche Patrioten und fanatische Verteidiger des Eigentums rechnen auf die Liebenswürdigkeit Moskaus, zugunsten des deutschen Kapitalismus die Franzosen zu verprügeln. Überall auf Gottes weiter Erde sucht man den Schlüssel, nur dort nicht, wo er nicht etwa verborgen, sondern offensichtlich mitten auf dem Tisch des Hauses liegt: in Paris! Die Reparationsfrage ist keine deutsche, sondern eine deutsche und französische Angelegenheit, denn beide Völker leiden gemeinsam unter den Tributen an das amerikanische Finanzkapital. Um diese einfache Sachlage nicht wahrzunehmen, führt man in Deutschland die verrücktesten Komödien auf. Der Aberglauben vom deutschen Prestige erlaubt nicht, mit Frankreich an einem Tisch zu sitzen. Eher pilgert die deutsche Seele vertrauensvoll und schweifwedelnd zu Mussolini.

Wer aber schon ohne Feind nicht leben kann, dem sei verraten, daß es noch einen andern und viel leichter zu erreichenden gibt: den deutschen Kapitalismus. „Wem zahlt Deutschland eigentlich Tribut?" Diese Frage, die in Deutschland überraschen wird, erhebt Rudolf Keller, der Herausgeber des ‚Prager Tagblatts' in einer soeben erschienenen Broschüre „Deutschland und Frankreich" (bei Piper, München). Das ist eine der deutsch-französischen Verständigung dienende, höchst lebendige Kampfschrift, voll guten Willens und schlüssig in der Beweisführung. Keller geht sehr kräftig an die Frage heran, er legt die Preispolitik, die Preisexzesse der deutschen Kartelle in einer so überzeugenden Weise dar, daß die Reparationskämpfe plötzlich ein ganz andres Gesicht bekommen. Die Aufgabe wird eine andre, sie wird eine innenpolitische. Shylock sitzt nicht mehr, das Messer wetzend in Paris, in echt gallischem Sadismus sich auf die Operation am armen deutschen Michel freuend. Shylock, das ist der gut nationale deutsche

Industrielle, der das Hitlertum kräftig großfüttert und dabei an der Versklavung Deutschlands gehörig partizipiert. In der Allmacht der Kartelle sieht Keller die besondere Ursache des deutschen Elends, deshalb betont er auch mit Recht, daß mit einer Herabsetzung des „Tributs" an das Ausland nicht zu rechnen ist, wenn Deutschland „nicht vorher seinen Tribut an seine einheimischen Volksfeinde herabsetzt." Aber Keller sieht auch die Schwierigkeiten: „... es wird in Deutschland vielleicht einer Revolution bedürfen, wenn man den großen Trusts ihr Gewohnheitsrecht der Sonderbesteuerung der Deutschen einschränken oder ganz nehmen will."

Wir sind von einer so revolutionären Situation noch weit entfernt, denn die Volksmassen, die für die Aktion in Frage kommen, laufen einstweilen noch hinter dem Rechtsradikalismus her oder sind in der KPD an unwirkliche Parolen gebannt oder liegen festgefroren in der SPD, die den politischen Fascismus formal abwehrt, ohne an die Ursachen zu denken, denen er sein Gedeihen verdankt. Inzwischen unternimmt Herr Brüning, der jetzt sein einjähriges Amtsjubiläum begeht, mit der ihm eignen „ruhigen Festigkeit" alles, um den deutschen Fascismus durch Erfüllung seiner Wünsche überflüssig zu machen, und nachdem er jetzt die gleiche „ruhige Festigkeit" auch außenpolitisch betätigt, ist zu hoffen, daß auch hier bald jener erfreuliche Zustand ausbricht, wo wir Hugenberg und Hitler nicht mehr nötig haben. Heute überrascht man Europa mit dieser Zollunion. Morgen wird man den Mächten die Einstellung der Reparationszahlungen notifizieren oder das Abonnement beim Völkerbund kündigen und dabei so tun, als hätte Deutschland sich wieder mal für den europäischen Frieden in uneigennützigster Weise geopfert.

---

## Rosen auf den Weg gestreut von Theobald Tiger

Ihr müßt sie lieb und nett behandeln,
erschreckt sie nicht — sie sind so zart!
Ihr müßt mit Palmen sie umwandeln,
getreulich ihrer Eigenart!
Pfeift euerm Hunde, wenn er kläfft —:
Küßt die Fascisten, wo ihr sie trefft!

Wenn sie in ihren Sälen hetzen,
sagt: „Ja und Amen — aber gern!
Hier habt ihr mich — schlagt mich in Fetzen!"
Und prügeln sie, so lobt den Herrn.
Denn Prügeln ist doch ihr Geschäft!
Küßt die Fascisten, wo ihr sie trefft.

Und schießen sie —: du lieber Himmel,
schätzt ihr das Leben so hoch ein?
Das ist ein Pazifisten-Fimmel!
Wer möchte nicht gern Opfer sein?
Nennt sie: die süßen Schnuckerchen,
gebt ihnen Bonbons und Zuckerchen...
Und verspürt ihr auch
in euerm Bauch
den Hitler-Dolch, tief, bis zum Heft —:
Küßt die Fascisten, küßt die Fascisten,
küßt die Fascisten, wo ihr sie trefft —!

# Papst contra Sowjetunion von Kurt Hiller

Kein Zweifel: Der Widerstand der kapitalistischen Welt gegen den in Rußland werdenden sozialistischen Staat hat neuen Antrieb und erhebliche Verstärkung erhalten durch den Vorstoß des Vatikans gegen die Sowjets. Dieser Vorstoß, ganz ohne die berühmte samtne Jesuiten-Diplomatie, vielmehr direkt und rabiat — wie erklärt er sich?

Ich glaube, sehr einfach.

Nach nahezu anderthalb Jahrzehnten stetiger sowjetistischer Aufbauarbeit fühlt man in Rom die Festigkeit jenes Systems und seine Werbekraft für die außerrussischen Völker, welche um so gefährlicher erscheint, je schärfer die allgemeine Krise den Boden der Kapitalsordnung erschüttert. Nun hat die römische Kirche, diese älteste Organisation der Erde, zahlreiche Umwälzungen der politischen und sozialen Ordnung auf dem Planeten unerschüttert überlebt, und sie wäre an der Auseinandersetzung zwischen kapitalistischem und sozialistischem Wirtschaftssystem durchaus desinteressiert, wenn dieser Streit wirklich weiter nichts als ein Vorgang in der wirtschaftlichen Sphäre wäre. Die Kirche erkennt aber, und heute deutlicher als früher, daß der Kampf zwischen beiden Prinzipien in viel tiefere Bewußtseinsschichten hinabreicht. Der Marxismus will „die Philosophie verwirklichen", will mit den menschenfreundlichen Postulaten der Religion ernstmachen, und er ist seit Lenin auf dem besten Wege, das wirklich zu tun. Die gewiß oft brutale, ja blutige Art, wie er die Versuche abwehrt, ihm den Weg zu verlegen, ihm Hemmnisse dort aufzutürmen, wo selbst ohne künstliche Hemmung der Vormarsch schwer ist, kann über den humanitären Charakter seines Zielgedankens hinwegtäuschen; für jeden aus einigem Abstand Betrachtenden bleibt er bestehn. So sehr der Bolschewismus den Inhalt bürgerlicher Ethik, aber den Inhalt nicht nur, sondern sogar die, wie er meint, bürgerliche Kategorie der Ethik überhaupt verwirft, so sehr ist er doch, als sozialistischer Aktivismus, das Streben nach Verwirklichung, nach Verräumlichung jener uralten Ideensubstanz, die den Wesensgehalt aller Ethik bildet. Ein großer Teil des Elends auf Erden, vielleicht der größte, ist Folge einer irrsinnigen oder verbrecherischen, jedenfalls ungerechten, zumindest veralteten Produktionsordnung; ersetzt man sie revolutionär durch eine vernünftigere, dann verstopft man zwar nicht sämtliche, doch viele Quellen des Elends. Nicht alles Unglück ist abstellbar; aber es kommt darauf an, wenigstens das abstellbare zu beseitigen. Der Kapitalismus mit seinen Mittelchen vermag das nicht; der Sozialismus vermag es. Er hat die Tendenz zur realen Erlösung der Menschen von schwerem Leide, von unnötigem Leide; und er hat die Kraft dazu — wie sich in Rußland dem Einsichtigen zeigt.

Eben diese Kraft fehlt der Kirche. Sie arbeitet mit dem Himmelreich, mit transzendenten Vorspiegelungen; es gelingt ihr im glücklichsten Falle, einem Leidenden zu suggerieren, in Wahrheit leide er gar nicht. Dennoch schwären seine Wunden weiter. Der Sozialismus heilt sie. Er ist keine bloß spirituelle Macht; er ist die Organisierkraft der sittlichen Vernunft.

Der Sozialismus vertröstet auf kein Jenseits; er baut das Diesseits um, auf daß es für die große Mehrheit der Menschen wohnlicher werde.

Verbreitet sich die Erkenntnis hiervon, überschreitet ihre Verbreitung, was vielleicht bevorsteht, einen bestimmten, sozialpsychologisch entscheidenden Grad, dann beginnts in dem zweitausend Jahre alten Gemäuer der Kirche hörbar zu bröckeln. Ewig ist auch diese Institution nicht. Sie ist ein Verein, letzten Endes wie jeder Verein aufgebaut auf dem freien Willen und den Beiträgen seiner Mitglieder. Die ungeheure Größe und Stärke dieses Vereins: eine Folge der ungeheuren Suggestionskraft seiner Ideologie, seines Mythos. Kommt ein Mythos, kommt eine Ideologie von noch gewaltigerer Suggestionskraft — und im dritten Jahrtausend, womöglich im zwanzigsten Jahrhundert schon, muß ein starker Diesseitsmythos jeden Jenseitsmythos schlagen —, dann wird sich erweisen, daß auch das älteste und festeste geschichtliche Gefüge unter die Walze der Entwicklung geraten kann und zermalmbar ist.

Siegt der Sozialismus, so wird die Kirche entbehrlich. Sie ist es schon heute für Millionen; sie würde es dann für hunderte von Millionen sein. Die Kirche kämpft also um ihre Existenz. Dem mächtigen Rom droht die Gefahr, von der Weltmacht zur Sekte herabzuschrumpfen. Diese Gefahr droht nicht für morgen, doch für das kommende Jahrtausend; und Rom denkt in Jahrtausenden. Der Motor des sozialistischen Endsiegs und Erdsiegs steht aber in Moskau; mithin muß Moskau zerstört werden. Je erfolgreicher und folgenreicher es sich entfalten wird, desto deutlicher und häufiger wird von Rom her dies Ceterum censeo erklingen.

Hierbei dienen die angeblichen Verfolgungen von Gläubigen, deren Gemeinschaft seit dem 16. Juli 1054 dem Papste nicht mehr unterstand, also romfremd war fast seit ihrer Entstehung (denn erst gegen Ende des zehnten Jahrhunderts geschah die Christianisierung Rußlands; das Schisma folgte ihr auf dem Fuße) ... diese angeblichen Verfolgungen dienen ja bloß als Vorwand; und auch das Gezeter gegen den „Kulturbolschewismus", zu deutsch: den heraufsteigenden Weltsieg des geistigen Prinzips über das geistliche, appelliert nur an die Instinkte der Zurückgebliebenen in allen Rassen und Klassen, um sie als Schutztruppe zu werben für einen Thron, der wankt.

Rom ist die Vergangenheit, Moskau die Zukunft; wir ergreifen Partei für die Zukunft. Wir nehmen der Vergangenheit und den Liebhabern der Vergangenheit nicht ihre Ehre; aber wir wollen nicht die Vergangenheit. Wenn unter allen Konservativen Deutschlands der flachste, nämlich Herr Reichsminister Doktor Wirth, den Bolschewismus definiert hat als „Einbruch der Barbarei und Unkultur in ein Kulturland", als „ungeheures Abirren von jeder geistigen Welt", so erwidern wir: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst!" Eine Kultur, die das Verkommen Millionen Schuldloser in Not, Kot und Tod zuläßt, damit dünne Schichten Privilegierter raffen können und schlaraffen können und sich an ihrer Macht, das heißt der

Andern Ohnmacht, weiden können, ist keine Kultur, sondern lackierte Barbarei; und wer den Lack herunterstößt, damit die barbarische Fratze sichtbar wird, der bleibt — bei allem Ungestüm und aller Härte gerechten Hasses — Antibarbar, Lichtbringer, Kulturträger. Es soll keinem Kulturbremser, keinem Rückwärtser, keinem Mucker, keinem Papisten das Recht abgesprochen werden zum Protest gegen eine Bewegung, die die Erde von Seinesgleichen befreien will; es soll zugegeben werden, daß auch die Kirche von einem Geiste, nämlich ihrem Geiste, beseelt ist; aber die Weise Doktor Wirths, einer fremden Geistigkeit, einer gegnerischen Geistigkeit, einer Geistigkeit konträren Zielinhalts und folglich konträrer Methoden die Eigenschaft des überhaupt Geistigen abzusprechen, sie als Ungeist, als Widergeist anzuprangern — welch eine Anmaßung! welch eine Vermessenheit! Vielmehr: welch eine Komik! Als spräche der Buschmann zum Europäer: „Deine Laute sind keine Sprache." Wie? „Ungeheures Abirren von jeder geistigen Welt" trägt sich zu, wo endlich der Geist Anstalten macht, eine sinnlich und geistig zureichende Welt für Alle zu errichten? Die Revolution wird Herrn Wirth nicht an die Laterne hängen; das Gelächter der Nachwelt bestraft ihn genug.

---

# Furchtbare Christenverfolgung in Rußland

**Jacob Burckhardt „Weltgeschichtliche Betrachtungen":**

Das Christentum aber verlangt seit dem 4. Jahrhundert Seele und Gewissen des einzelnen für sich allein zu besitzen und nimmt den weltlichen Arm in Anspruch, als verstände sich dies von selbst, gegen Heiden und ganz besonders gegen christliche Ketzer. Dieselbe Religion, deren Sieg ein Triumph des Gewissens über die Gewalt war, operiert nun auf die Gewissen mit Feuer und Schwert los.

Jetzt, mit ihrer unendlichen Bekümmernis für die Seele des einzelnen, läßt die Kirche demselben nur die Wahl zwischen ihrem Dogma (ihren Syllogismen) und dem Scheiterhaufen. Ihre schreckliche Voraussetzung ist, daß der Mensch ein Recht über die Meinungen von seinesgleichen haben müsse.

Die Nemesis lag darin, daß die Kirche mehr und mehr ein Polizeiinstitut wurde, und daß die Hierarchen danach rochen.

Und nun der Untergang der Religionen. Hierzu genügt noch lange nicht, was man die innere Zersetzung nennt: die geistige Abwendung einzelner Kategorien der Bevölkerung (sei es als Sekte innerhalb der Bevölkerung oder als gebildete, reflektierende Sozietät). Ja, es genügt noch nicht die Anwesenheit einer neuen, dem zeitweiligen metaphysischen Bedürfnis viel besser entsprechenden Religion.

Eine neue Religion kann sich neben die alte stellen, sich mit ihr in die Welt teilen, aber von sich aus sie unmöglich verdrängen, selbst nicht, wenn sie die Massen für sich hat — falls nicht die Staatsgewalt eingreift.

... Vor der Gewalt unterliegen sie alle, wenn dieselbe konsequent gehandhabt wird, und zumal, wenn es sich um ein einziges unentrinnbares Weltreich wie das römische handelt. Ohne Gewalt oder doch ohne gleichmäßig gehandhabte Gewalt leben sie fort und tränken ihre Macht stets neu aus dem Geiste der Massen, ja am Ende bekommen sie den weltlichen Arm wieder auf ihre Seite.

Ohne die Kaisergesetzgebung von Constantin bis auf Theodosius würde die römisch-griechische Religion noch bis heute leben.

# Atempause für wen? von K. L. Gerstorff

Als die Nazis den Reichstag verließen, schrieb der ,Vorwärts von Hitlers Marneschlacht, daß infolge ihres Angriffs die Nazis in die Flucht geschlagen seien, die Sozialdemokratische Partei im Aufstieg sei. Nun, die braunschweiger Wahlen haben gezeigt, daß die Sozialdemokratie weiter an Stimmen verliert, daß die Kommunisten zwar gewinnen, aber nicht soviel wie die Sozialdemokraten verlieren, daß die bürgerlichen Mittelparteien besonders stark abnehmen und die Nazis einen weitern kleinen Stimmengewinn haben; wobei noch zu betonen ist, daß bei Kommunalwahlen bekanntlich die radikalen Parteien ceteris paribus schlechter abschneiden als bei den Reichstagswahlen. Um so höher ist der Gewinn der Nationalsozialisten, der bei allgemeinem Stimmenrückgang erfolgte, zu bewerten. Die braunschweiger Wahlen aber bestätigen nur, was die theoretische Analyse ergibt: die Wochen und Monate, in denen die Nazis nicht im Reichstag sein werden, die Zeit der Atempause wird nicht der Linken zugute kommen, sondern den Fascisten, und es ist dümmster parlamentarischer Kretinismus, wenn die Ansicht verbreitet wird, daß darum, weil die Nazis das Parlament verlassen haben, die außerparlamentarischen Kräfteverhältnisse sich zu ihren Ungunsten verschieben müßten. Das Gegenteil ist der Fall. Die nächsten Monate werden, da die Sozialdemokratie die Tolerierungspolitik gegenüber der Regierung Brüning fortsetzt, die außerparlamentarischen Kräfte der Fascisten stärken, die der Arbeiterbewegung verringern. Wie wird sich die wirtschaftliche Lage in der allernächsten Zeit gestalten? Sind wir schon beim tiefsten Punkt der Krise angelangt? Haben wir eine Besserung der Konjunktur zu erwarten? Das letzte Heft des Instituts für Konjunkturforschung, das in seiner amtlichen Eigenschaft zur vorsichtigen Formulierung gezwungen ist, gibt darauf eine sehr schlüssige Antwort. Nachdem dort festgestellt wird, daß in den letzten Monaten Produktion, Absatz, Umsatz, Beschäftigungsgrad weiter zurückgegangen sind, wird gesagt: „Die Voraussetzungen für eine schnelle Überwindung des gegenwärtigen Tiefstandes sind für Deutschland jedoch noch nicht gegeben." Also in Deutschland ist noch kein Silberstreifen zu entdecken. Und über die Vereinigten Staaten heißt es: „Zusammenfassend ist also zu sagen, daß zurzeit noch auf keinem der Gebiete, von denen ein neuer Konjunkturanstieg ausgehen könnte, bereits die hierfür erforderlichen Voraussetzungen gegeben sein dürften." Da aber der wirtschaftliche Anstieg in den Vereinigten Staaten die Voraussetzung zur Überwindung der Weltwirtschaftskrise ist, so ist die Prognose des Konjunkturforschungsinstituts für Deutschland auf das Jahr 1931 eine sehr ungünstige: „Im ganzen wird damit zu rechnen sein, daß die Arbeitslosigkeit im Jahresdurchschnitt 1931 größer, Produktion und Umsatz geringer sein werden als im Jahresdurchschnitt 1930." Das ist deutlich genug. Die Produktion des Jahres 1931 wird unter der des Jahres 1930 liegen. Die Maschinen werden noch weniger ausgenutzt werden, Arbeitslosigkeit und Elend noch weiter steigen. Nach der

gewiß vorsichtigen Schätzung des Instituts wird die durchschnittliche Arbeitslosigkeit im Jahre 1931 um 400 000 über dem Durchschnitt des Jahres 1930 liegen. Wenn aber dem so ist, wenn sich die Krise im Jahre 1931 noch weiter vertiefen wird, so werden die deutschen Monopolkapitalisten dem nicht tatenlos zusehen, sie werden weiter wie bisher versuchen, die drükkenden Lasten der Krise auf die schwächsten Schultern abzuwälzen. Interessant ist hier die letzte große Rede des Reichskanzlers Brüning im Parlament; interessant sowohl durch das, was sie enthielt, wie durch das, was sie nicht enthielt. Brüning sprach lang und breit darüber, welche neuen Subventionen man der Landwirtschaft, den Junkern zuzuwenden gedächte. Und was sagte er über die Arbeitslosigkeit? Er sagte, er hätte eine Kommission dafür eingesetzt. Hoffen wir, daß diese Kommission über die Theorie von Jevons hinauskommt, nach dem die Krisen und die Arbeitslosigkeit von den Sonnenflecken kommen.

Und was sagte Herr Brüning über den Sozialetat? Gar nichts. Und er hatte guten Grund, darüber nichts zu sagen. Kurz vorher hatte die Deutsche Volkspartei wieder einmal gedroht, aus der Regierung auszutreten. Sie ist in der Regierung geblieben — auf ein Versprechen Brünings, daß, wenn die Steuern, die für das Jahr 1931 in Ansatz gebracht wurden, nicht in vollem Umfange eingehen, die Regierung keine neuen Steuern einführen sondern die Ausgaben senken werde. Der Etatvoranschlag für das Jahr 1931 ist darauf aufgebaut, daß die Konjunktur 1931 etwas besser sein werde als 1930. Das Institut für Konjunkturforschung stellt demgegenüber, wie wir zitiert haben, fest, daß Produktion und Umsatz im Jahre 1931 unter denen von 1930 liegen werden. Daher können die Steuern nicht in dem Umfange eingehen, wie sie in dem Etat angesetzt sind. Daher werden wir ein neues Etatdefizit bekommen. Die Deutsche Volkspartei nahm an, daß es zirka dreihundert Millionen betragen würde. Nach den neuesten Ergebnissen des Instituts für Konjunkturforschung wird das Defizit wahrscheinlich noch größer sein. Daher müssen nach dem Versprechen Brünings an die Deutsche Volkspartei die Ausgaben entsprechend gesenkt werden. Kein Mensch in Deutschland glaubt, daß der Wehretat um einige hundert Millionen gesenkt werden wird. Also wird der Sozialetat weiter gesenkt, wird vor allem die Arbeitslosenversicherung weiter abgebaut werden. Gegen die Arbeitslosenversichernug richtet sich heute der konzentrische Angriff der Kapitalisten und dies nicht nur darum, um den Etat in Ordnung zu bringen, um den Steuerrückgang auf dem Rücken der Arbeiterschaft auszutragen, sondern auch darum, weil ein starker Abbau des gesamten Sozialetats den weitern Angriff auf den Lohn erleichtert. Der Rückgang der Arbeitslöhne in der letzten Zeit ist weit größer gewesen, als es der Rückgang der Tariflöhne zeigt. In dem bereits zitierten Bericht des Instituts heißt es: „Das Arbeitseinkommen hat sich in den zurückliegenden Monaten erneut stark vermindert. Nicht nur der saisonübliche Beschäftigungsrückgang hat dazu beigetragen; auch der konjunkturelle Schrumpfungsprozeß des Arbeitseinkommens hat weiter große Fort-

schritte gemacht. Der Rückschlag des Arbeitseinkommens hat neuerdings einen Umfang angenommen, wie er in den letzten vierzig Jahren nicht mehr zu verzeichnen war. Vier Faktoren sind es, die gegenwärtig das Arbeitseinkommen vermindern: Erstens die starke Zunahme der Arbeitslosigkeit; zweitens die Verdienstminderung durch Kurzarbeit; drittens der Abbau der übertariflichen Bezahlung; viertens die Senkung der Tariflöhne." Aber die Unternehmer begnügen sich nicht damit, daß, um die Worte noch einmal zu zitieren, „der Rückschlag des Arbeitseinkommens neuerdings einen Umfang angenommen hat, wie er in den letzten vierzig Jahren nicht mehr zu verzeichnen war". Im Gegenteil, die nächsten Monate werden eine neue Lohnraubaktion bringen. Man versucht dabei die Arbeitslosen gegen die Betriebsarbeiter, die Arbeiter selber gegen die Gewerkschaften aufzuhetzen. In dieser Politik des Angriffs auf den Lohn ist sich die gesamte Unternehmerschaft einig. Es besteht hier eine einheitliche Front von der Schwerindustrie bis zu den liberalen Blättern. Weite Kreise haben nach dem Ausgang des berliner Metallarbeiterstreiks geglaubt, daß sich die Unternehmer mit dem Tariflohnabbau in dem Umfange begnügen würden, den die berliner Schlichter seinerzeit festsetzten. Und der berliner Schiedsspruch machte ja auch Schule in ganz Deutschland. Heute geht ein einheitlicher Zug durch die gesamte deutsche Kapitalistenpresse, durch sämtliche bürgerlichen Parteien: Die Löhne müssen weiter in großem Umfange abgebaut werden. Und um diesen Lohnraub den Arbeitern schmackhaft zu machen, erklärt man, nur dadurch könne die Arbeitslosigkeit verringert werden. Aber wie hoch sollen dann die Löhne sein? Das plaudert die ‚Kölnische Zeitung' aus. Sie schreibt in einem Aufsatz: „Ein Vorschlag für elastischere Gestaltung des Tarifsystems" (Nummer 102 der ‚K. Z.'): „Der unabdingbare Teil des Lohns ist nicht mehr wie bis heute der Tariflohn, sondern wird gesetzlich auf einen Lohnsatz begrenzt, der etwa den heutigen Sätzen der Arbeitslosenversicherung entspricht." Nun, das ist wohl deutlich genug. Senkung der Tariflöhne bis zu den heutigen Sätzen der Arbeitslosenversicherung. Um aber dann noch einen Unterschied zwischen Betriebsarbeitern und Arbeitslosen zu haben, müssen vorher die Sätze der Arbeitslosenversicherung abgebaut werden. Das ist das ökonomische Programm der deutschen Kapitalisten für die nächsten Monate. Solange die Sozialdemokratie die Regierung Brüning toleriert, wird sie sich gegenüber diesen Plänen mit der defensiven Abwehr begnügen, wird sie die Massen nicht zum offenen Kampfe aufrufen. Die nächsten Monate der „Atempause" werden also bringen: Abbau des Sozialetats; weitern Abbau der Löhne; neue Subventionen für die Junker und daher Verteuerung der notwendigsten Lebensmittel und Herrn Gröners Wehretat. Grade beim Wehretat zeigt es sich deutlich, wem der Austritt der Nazis aus dem Reichstage genützt hat. Goebbels konstatiert dies sehr richtig im ‚Angriff'. Er schreibt: Entweder nutzen die Sozialdemokraten die kommunistisch-sozialdemokratische Majorität im Reichstage

aus, das heißt sie lehnen den Panzerkreuzer B ab und kürzen den Wehretat um eine wirklich in Betracht kommende Summe. Das aber können sich Brüning und die Reichswehrgenerale nicht gefallen lassen, dann werden sie bittend zu den Nationalsozialisten kommen und dann werden wir die Bedingungen diktieren, unter denen wir zurückkehren. Oder — der wahrscheinlichere Fall — die Sozialdemokratie nützt die Majorität nicht aus, der Panzerkreuzer wird gebaut, sei es, daß die Sozialdemokraten sich dabei der Stimme enthalten oder daß sie ihren Mitgliedern freie Abstimmung gestatten, der Wehretat wird weiter ohne größere Abstriche bewilligt, dann ist die Sozialdemokratie weiter bei ihren Wählern blamiert und dann werden wieder die Fascisten die Nutznießer sein.

Wer da glaubt, daß in der Zeit der Atempause die Kreise der Linken stärker werden, weil man durch eine erhöhte Versammlungstätigkeit in den Arbeitermassen die Aktivität im Kampfe gegen die Fascisten zu erwecken sucht, der verwechselt die nationalsozialistische Partei mit den Ursachen und Quellen, die die fascistische Bewegung speisen. Man kann die fascistische Bewegung nicht isolieren von der Weltwirtschaftskrise und der Politik des Monopolkapitals. Man kann daher den Fascismus nicht isoliert in der nationalsozialistischen Partei bekämpfen. Man kann ihn nur bekämpfen, indem man die Ursachen bekämpft, die ihn erzeugt haben und ständig weiter erzeugen. Diese Ursachen aber sind, daß in der heutigen schwersten Krise, die das kapitalistische System erschüttert, die herrschenden Klassen, das Monopolkapital, die Wucht der Krise abzuwälzen suchen, daß daher die Mittelschichten proletarisiert werden und die Arbeiterschaft weiter verelendet. Wenn also in der Zeit der Atempause die Sozialdemokratie durch ihre Politik der Regierung Brüning die Möglichkeit gibt, weiter die ökonomische Politik des Monopolkapitals durchzuführen, so nützt es nichts, wenn sie in Versammlungen den Fascismus in seiner Form als nationalsozialistische Partei bekämpft. Denn während sie ihn mit der rechten Hand bekämpft, wird ihre Anstrengung illusorisch dadurch, daß sie ihm mit der linken Hand mehr Anhänger zuführt, als sie ihm durch den Kampf entzieht, mehr Anhänger darum zuführt, weil die enttäuschten Massen den Fascisten zulaufen. Die Klassenverhältnisse in Deutschland liegen nicht so einfach wie in Italien, die Arbeiterschaft ist ungefähr fünf Mal so groß wie in Italien. Der Weg des Fascismus wird daher in Deutschland ein andrer sein als in Italien. Mussolinis Zug auf Rom wird sich in Deutschland nicht einfach wiederholen. Die Klassenschichtung in Deutschland ist weit komplizierter; und da vieles auf des Messers Schneide steht, so müssen die Fascisten, so muß das Monopolkapital die Schlagkraft des Gegners erst verringern, erst aushöhlen, bis man zum frontalen Angriff gegen ihn vorgeht. Das geschieht heute in der Atempause.

Das hat der Flügel um Seydewitz innerhalb der Sozialdemokratischen Partei auch erkannt. Er hat daher trotz aller Drohungen des Parteivorstandes zum ersten Mal die Fraktionsdisziplin gebrochen und mit den Kommunisten gegen den Panzerkreuzer gestimmt. Der Parteivorstand will auf dem näch

sten sozialdemokratischen Parteitag, der Ende Mai in Leipzig stattfindet, die Disziplinbrecher zur Verantwortung ziehen. Die Linke in der SPD darf darauf nicht warten; sie muß ihrerseits die Offensive ergreifen. Sie muß in den Partei- und in den übrigen Massenorganisationen den Kampf gegen die reformistische Politik des Parteivorstandes organisieren. Sie muß diese Aktion führen mit dem Bewußtsein, daß die Ablehnung des Panzerkreuzers nicht der letzte Schritt sein darf, sondern der erste, der erste auf dem Wege, den Bruch der Tolerierungspolitik gegenüber der Regierung Brüning zu organisieren. Tut sie dies, so ist eine der wichtigsten Voraussetzungen geschaffen, die notwendig sind, um der Einheitsfront von Monopolkapital und Fascismus die Einheitsfront der Arbeiterklasse gegenüberzustellen.

---

## Die Fünf von der Prüfstelle von Walter Mehring

Fünf Säuglinge, sauber abgenabelt, schrien und machten unter sich, wuchsen heran, machten unter sich und schrien, saßen um einen Tisch, schrien und nannten sich die Film-Oberprüfstelle Nr. 2029. Selbstverständlich handelt es sich nicht um ein Filmexposé, sonst müßte es sofort verboten werden. Denn ein solcher Vorgang, der zeigt, was alles aus fünf Säuglingen werden kann, müßte herabwürdigend für das ganze Menschengeschlecht sein.

Denn: „... so kann vorliegend die operative Geburt nicht anders behandelt werden als die normale. Auch sie gehört als intimer Lebensvorgang nicht in die Lichtspielhäuser und würde, öffentlich gezeigt, nicht minder abstumpfend und damit verrohend wirken als jene."

Die Herren Ex-Säuglinge Doktor Seeger, Ministerialrat; Zimmermann, Angestellter der Ufa; Professor Langhammer, Urheber von Postkarten in Wandbilderformat; Doktor Dähnhardt, Admiralssohn; Heerde, Hauptlehrer, die also Granowskys: Lied vom Leben zensierten, sind zart besaitet. Das Stahlbad von 1914—18 haben sie gut überstanden. Weder der Anblick des Fridericusfilms noch eines von Löwen überfallenen Negers hat sie abgestumpft. Und nicht das Hungern von fünf Millionen Arbeitslosen, sondern der Vorgang der Geburt wirkt auf sie verrohend.

„Diese verrohende Wirkung wird bei der vorliegenden Darstellung der Geburt noch wesentlich verstärkt: denn hier wird eine wissenschaftliche Tat statt als wissenschaftlicher Vorgang als Trick mit ständiger musikalischer und zum mindesten geräuschlicher Untermalung dargestellt und damit zu einem Sensationsstück für die breite Masse herabgewürdigt."

Die fünf Ex-Säuglinge, die natürlich kraft ihrer Bildung nicht zur breiten Masse gehören, was sie durch ihr falsches Deutsch dokumentieren, haben mit ihrer musikalischen, zum mindesten geräuschlichen Untermalung des Verbots Pech. Die ganze Operation ist nämlich weder geräuschlich, noch musikalisch untermalt, sondern nur von den Kommandos der Ärzte begleitet. Daher der Name: Tonfilm!

„Diese Herabwürdigung macht nicht einmal vor dem Tode halt! Zum Nervenkitzel des Publikums wird das Aufhören der Atmung und das Aussetzen des Pulses bei der Operierten demonstriert. Der Einwand, daß die Operation gelingt und die Operierte schließlich mit dem Leben davonkommt, schlägt nicht durch, weil die durch die breit ausgesponnene Handlung hervorgerufene Wirkung bereits eingetreten ist, wenn die glückliche Lösung dem Zuschauer zum Bewußtsein kommt."

Der Tod, der, zum Nervenkitzel des Publikums, selbst vor den Herren der Oberprüfstelle nicht halt macht, ist natürlich weniger herabwürdigend, wenn er, statt bei der Geburt, erst Jahre später auf dem Schlachtfeld eintritt, ohne daß diese glückliche Lösung dem Zuschauer zum Bewußtsein kommt.

„Wegen verrohender Wirkung rechtfertigt sich weiter das Verbot sämtlicher Bildfolgen im ersten Akt, in denen Totenschädel sowie Skelette erscheinen..."

Diese Skelette sowie Totenschädel erscheinen nicht „weiter", sondern vorher in einer Gesellschaftsszene! Aber das gehört sich nicht! Wie verrohend das wirkt, haben wir schon bei Holbein gesehn! Vielleicht übermalt ihn der Herr Professor Langhammer, damit eine Filmoberprüfstelle daraus wird. Granowsky wird sie dann photographieren und an Stelle des folgenden Konsortiums einkopieren:

„Entscheidend ist, daß hier die Ehe durch die Darstellung eines Konsortiums von Trinkern, Halunken und Lebegreisen typisiert wird. Die Ehe... ist als... eine öffentliche Einrichtung anzusehen, die... zu den Schutzgütern des § 1 Absatz 2 Satz 2 des Lichtspielgesetzes zählt."

Diskrete Anbahnung von § 1 Absatz 2 Satz 2 vermittelt Frau Bornstein. § 1 Absatz 2 Satz 2 wird im Himmel geschlossen (Urteil der Oberprüfstelle Nr. 383).

„Wegen entsittlichender Wirkung wäre ferner zu verbieten: die Bananenszene, die sich in Verbindung mit der Darstellung der krummgebrannten Kerzen als Zote kennzeichnet!"

Diese Verbindung müßte zu einem Verbot der Oberprüfstelle führen. Weil diese Darstellung der krummgebrannten Kerzen von keinem Beschauer des Films, auch nicht von der Filmprüfstelle, in Verbindung mit der Bananenszene gebracht worden ist, sondern sich als eine Zote der Oberprüfstelle kennzeichnet.

„... endlich die folgende Darstellung eines Mannes, der mit dem Gesicht vor den Beinen einer Frau sitzt..."

Ich weiß nicht, mit welchem Körperteil die Herren der Oberprüfstelle vor den Beinen einer Frau zu sitzen pflegen. Dies aber weiß ich: daß es in Deutschland erlaubt ist, Filme zu zeigen, die den Kriegsgeist verherrlichen und so die Jugend zum nächsten Massenmord vorbereiten! Daß es in Deutschland erlaubt ist, in Kitschfilmen die tollsten Unzweideutigkeiten zu sagen, nicht aber erlaubt, die Zotigkeiten zu „verhöhnen", wie es im Granowskyfilm geschah! Und daß eine Oberprüfstelle, die solche Gedankenverbindungen bei dem Anblick niederbrennender Kerzen hat und so schlechtes Deutsch schreibt, über das Sein und Nichtsein von Kunstwerken entscheidet!

# Die höhere Schule von Bruno Heilig

Wieder wird an der Schule herumgedoktert. Eine Klasse mehr in der Volksschule, eine weniger in der höhern Schule, raffiniertes Empfehlungs- und Aufnahmeverfahren beim Übertritt von der einen in die andre, dazu ein neues, willkürliches Ausleseverfahren während der einzelnen Schuljahre... und was man sich am Referentenschreibtisch sonst noch an bureaukratischen Zwecklosigkeiten und Quälereien für die Schuljugend ausdenken wird. Der Andrang zur höhern Schule ist unerträglich und unnatürlich, sagen sie: Gymnasium und Realschule müßten schleunigst entlastet und ihrer hohen Aufgabe, der Weiterbildung der Begabten, wiedergegeben werde.

Es ist erstaunlich, wie schnell und einfach man, einmal im Besitze des eignen Reifezeugnisses oder gar des Doktordiploms, alle die Fragen löst, die einem zwölf Jahre und noch länger das Leben verbittert haben. Wenn man sich noch so qualvoll von Zensur zu Zensur durchgeschlagen und durchgeschwindelt hat, mit dem Hochmut des Arrivierten läßt man sich doch sofort in die Gruppe der Begabten vorrücken, für die die Schule erfunden ist.

Entlastung der höhern Schule, ja ... aber wer soll wem Platz machen? Der Bureaukrat nimmt, so abgenutzt sie sind, immer wieder die alten Maßstäbe vor: Prüfung, Zeugnis, Lehrerkonferenz. Die unmeßbare Größe Geist ist in vier Qualitätsstufen eingeteilt worden, die Begabung, das vielfältigste und persönlichste Etwas, wird unter Mehrheitsbeschluß gesetzt.

Zweck und Sinn der Schule ist, darin sind sich Zeugnisbejaher und Zeugnisverneiner einig, das Lernen, die Erwerbung von Wissen. Das Zeugnis hemmt aber nur diesen Zweck, weil es — an seine Stelle getreten — zum Selbstzweck geworden ist. Die höhere Schule stellt einen sozialen Adelsbrief aus. Sie gibt die „Berechtigung" für Berufe, bei deren Ausübung man sich Hände und Rock nicht schmutzig macht.

Die Prüfung in jeder Form, vom bloßen täglichen Abfragen bis zum Abitur, sagt dem Lehrenden wenig oder nichts über die Eignung des Prüflings für das weitere Lernen oder das Leben. Keinesfalls sagt sie soviel, daß der Prüfende es auf sein Gewissen nehmen dürfte, auf Grund ihres Ergebnisses Schicksal zu spielen. Eine Prüfung bestehen ist eine eigne Fähigkeit, die in keinem direkten Verhältnis stehen muß zu Können und Wissen. Hemmungen! Schnell sind wir Erwachsenen mit dem Wort bei der Hand, wenn es gilt, eigne Mängel und Unzulänglichkeiten zu decken und zu entschuldigen. Auch die Jugend hat ein Recht auf Hemmungen.

Bei der Prüfung kommt es auch nicht bloß darauf an, was man auf die gestellte Frage antwortet, der Ton der Antwort, die ganze Art des Geprüften, zu reagieren, ist vielleicht noch wichtiger. Erinnert ihr euch, wie der Primus, der Musterknabe, antwortete? Er hatte so eine eigne fließende Art, einen ganz besondern Schulton, in dem Verläßlichkeit und absolute Hingabe an die Schule zitterte. Oder an den Frechling, den suggestiven Antworter, der nur ein Zehntel zu beantworten vermochte, das aber mit einer Überlegenheit und Selbstsicherheit tat, daß der Lehrer ordentlich Respekt bekam —?

Die widersinnigste aller Prüfungen, der schlimmste Verrat der Erwachsenen an der eignen Jugend, ist die sogenannte Reifeprüfung. Bis gestern war ich ebenso „reif" wie jeder meiner Kollegen, mit denen ich bis ans Ende der Unterprima gekommen bin, und heute plötzlich stellt sich heraus, daß ich ein Esel bin. Kein Wunder, wenn man an sich und der ganzen Welt verzweifelt und den Strick nimmt oder ausrückt, weit weg in Gegenden, wo das Leben einfacher ist und mehr Sinn hat. Zwölf Jahre Lernen, für den jungen Menschen ein ganzes Leben, haben sich an einem einzigen Tage, in einer einzigen Stunde als große Lüge herausgestellt...

Vierundzwanzig Zeugnisse, zwölf Versetzungen, zwischendurch immer das Zittern vor dem blauen Brief... erinnert euch doch der schlaflosen Nächte, der Sehnsucht nach einer plötzlichen schweren Erkrankung, die den Zorn des Vaters unter der Sorge um das Leben des Kindes ersticken würde!

In seinem tiefsten Sinn ist das Zeugnis nichts andres als die Abwälzung der Verantwortung für den Schulbetrieb auf den Schüler. Der Lehrstoff aller Schulen bis hinauf zum Abitur ist faßbar und erlernbar für jeden mittelmäßigen, normalen jungen Menschen ohne besondere Begabung. Nicht wahr, so geblendet sind wir doch nicht von der „Abgeschlossenheit" unsrer Bildung, daß wir uns allesamt für besondere Genies halten? Spätestens der erste Abiturtententag hat uns ernüchtert. wenigstens in bezug auf die andern. Aufgabe der Pädagogen ist es, so vorzutragen, so zu lehren, daß alle Schüler jenes Maß von Wissen erwerben, das der Lehrplan vorschreibt. Der Lehrer soll ein „Ungenügend" bekommen, wenn er es nicht schafft, nicht der Schüler.

O, und die Erziehung zur Verantwortung? Eine wichtige Aufgabe der Schule liegt grade hierin.

Aber wird in der Schule auf diesem Gebiet etwas erreicht? Das Zeugnis erzieht im Gegenteil zur Verantwortungslosigkeit, denn es erteilt, im Grunde genommen, jedes halbe Jahr die Absolution für das Nichtgelernte. Wie haben wir doch alle am Gymnasium von Semester zu Semester unter dem Schutze der mehr oder weniger erschwindelten und erschlichenen Zensuren die Lücken unsres Wissen systematisch vergrößert... Erst nach der „Reife" haben wir sie, wenn wir ein Interesse daran hatten, mühevoll gestopft, mehr oder weniger.

Wie anders wäre es in einer Welt ohne Zeugnisse und ohne Berechtigungswesen. Der Begriff „Versetztwerden" existiert nicht mehr, jeder Schüler lernt einfach soundso viel Jahre lang, jedes Jahr Neues und Schwierigeres, wie sich der Lehrstoff organisch aufbaut. Es wird sich jeder Schüler überlegen, nach dem vierzehnten Lebensjahr weiter zu bleiben, wenn er nicht ernstlich lernen will. Man gewinnt ja nur neues Wissen, bekommt aber nichts Schriftliches, das die höhere Bildung über alle Zweifel heraushebt und für die Welt anschaulich macht. Die Abschaffung von Zensur und Prüfung würde mit einem Schlage eine Menge von ernsthaften Fragen lösen, für die Schüler und die Schule. Auch die der Überfüllung von Gymnasium und Realschule. Ihr solltet die Massenabwanderung von der höhern Schule sehen, wenn sie aufhört, Freibriefe für Unwissenheit auszustellen.

# Ein Sachverständiger für Graphologie

von Max Pulver

Man staunt: „Der Mensch ist gar nicht so beschaffen, daß man ihn graphologisch deuten solle. Das ist nicht im Plan der Schöpfung ..."

Wer sagt das? Ein Kirchenvater? Nein. Irgend ein heute lebender Monomane einer lyrisierenden Methaphysik, dem der Schöpfungsplan wie ein Kursbuch in der Rocktasche steckt? Nein.

Max Picard, Verfasser eines Buches über das Menschengesicht. Dieser Dogmatiker seiner Privattheologie fährt fort: „Der Mensch hat nicht Platz in der Handschrift." Weshalb? Den Beweis hierfür bleibt der Orakler uns schuldig, dafür haut er folgende weitere Thesen — gewiß nicht an die wittenberger Kirchentüre — aber doch in das weichere Papier der ‚Frankfurter Zeitung' vom 4. März 1931.

„Der Mensch ist souverän, die Handschrift nicht." Auch dieses Dictum dürfte schwer zu erweisen sein (übrigens sind alle Äußerungen des Menschen streng determiniert), es sei denn, die erwähnte Souveränität zeige sich in der von Picard benutzten Möglichkeit, durch keine Sachkenntnis getrübte Urteile über ein Gebiet zu fällen, das von Forschern seit sechzig Jahren gewissenhaft, geduldig und scharfsinnig urbar gemacht worden ist.

Ich muß es Herrn Picard überlassen, festzustellen, ob sein Schöpfungsplan seine Art der Rezension vorsieht. Uns interessiert nur die Empirie, die wirkliche Erfahrung; Beobachtungen mehr als Urteile, Urteile mehr als Vorurteile.

„Es ist möglich, daß ein Mensch gar nichts von seinem Wesen in die Handschrift hineingibt." Nein, Herr Picard, das ist nicht möglich.

Blindheit beweist nichts gegen das Erlebnis des Sehenden. Reflexionen sind solange weder wahr noch falsch, als sie sich im Stimmungsmäßigen gefallen. Man kann bequem sein oder auch kurzsichtig, impressionistisch im Bilde schwelgen, anstatt zu schauen und sich zu vertiefen.

Die Handschrift ist für diesen Mann ein „Zaun", „die äußerste Grenze des Menschen, schon fast abgelöst von ihm". Er steht vor diesem Zaune, hat sein Traktätchen an die Latten genagelt — oder ist es gar ein Scheunentor — und schaut nicht etwa in den Garten, den die Bretter umgeben, sondern auf seine Thesen.

Sein Blick prallt von dem Brett auf ihn selbst zurück. Ein Narziß am Hag.

Im Durcheinander seiner Theologie paßt alles auf alles: so bemerkt er nicht, daß in der nacherlebenden seelischen Bewegung des Schriftverstehens die scheinbare Starrheit ihres fertigen Gebildes aufgelöst wird in den Prozeß ihrer Genese, daß das zeitliche Werden den Ausgangspunkt der Analyse bildet; daß unbewußtes Zeichnen unter dem rationalen Mitteilungsbedürfnis mitströmt, sobald wir schreiben. Wie wenig ist ein Mensch seiner selbst inne, und wie wenig kann sich

sein Wesen verstellen. Man müßte sich tief kennen, sich jahrelang kritisch geprüft haben, um tief zu wissen, wer man ist. Man müßte zum Beispiel seinen Geiz, seinen Ehrgeiz, seine Hinterabsichten seine neben- oder unbewußten Arrangements nicht nur durchschauen, sondern auch innerlich verurteilen und bekämpfen lernen, um eine gründlichere Umgestaltung des eignen Wesens vorzunehmen, als sie eine bloße Fassadenänderung bewirken kann. Gewiß, man kann seine Fenster zumauern, im Dunkeln sitzen und Werturteile ausbrüten, aber ihr Geruch wird entsprechend, das heißt muffig.

Man kann die Augen schließen und innerlich Manches erleben, bis der eigne Bildervorrat aufgezehrt ist, aber die Welt geht weiter und wird von den Jahreszeiten geschüttelt.

Versenken wir uns lieber in unsre Aufgabe, schauen wir, was nach fünf, was nach zehn Jahren intensiver Schriftbeobachtung zu erreichen ist; und wenn wir auf Undurchdringliches stoßen, so gestehen wir uns bescheiden unsre Grenze ein ohne den Herrgott zu bemühen. Ein Detektiv kann zum Entdecker werden, aber ist deshalb jeder Entdecker ein Detektiv?

Forschung braucht Zeit, aber eine einzige neue Beobachtung über Zusammenhang und Aufbau der rätselvollen Vieleinheit Mensch ist verdienstvoller, als alle Predigten privater Emotionen.

Lassen wir Picard seine Abneigung, sie steht ihm vor dem Wissen. Mag er sich damit schützen.

Es gehört eine ganz gewisse Kühnheit dazu — Forschung auf einem Gebiete abzulehnen, das man nicht versteht.

Zum Dilettantismus sovieler Graphologen gesellt sich hier ein mystischer Dilettant ihrer Beurteilung.

---

## Hermann Kesten von Erich Kästner

Es ist keineswegs verwunderlich, daß Hermann Kestens dritter Roman ein Liebesroman wurde. Denn Kestens ironische Fähigkeit richtet sich, seit ihren Anfängen, gegen die Unfähigkeit der Zeitgenossen, ihren Idealen und ihrem Schicksal zu entsprechen. Seine beiden frühern Romane galten der beschämenden Diskrepanz zwischen der Freiheitsidee und dem menschlichen Freiheitswillen. Sein neues Buch („Glückliche Menschen", Gustav Kiepenheuer Verlag) konfrontiert die Liebe mit einer Liebe. Kesten ist, kurz heraus gesagt, Ironiker aus Idealismus. Er verehrt die Ideale der Vernunft und der individuellen Leidenschaften, und er verachtet ihre Verächter. Wer noch nicht wüßte, daß dieser Schriftsteller, trotz seiner mitunter zynischen Haltung, ein Jasager ist, der müßte es schon beim ersten Satzgefüge erkennen, das er in einem der Bücher läse. Kestens Zynismus ist eine bloße Konsequenz. Seine Ironie ist nicht kalt, sondern feurig. Er ist ein idealistisches Temperament, und sein Stil schafft hierfür den gültigen Ausdruck. Was er von seinem dreißigjährigen Helden, einem heruntergekommenen Akademiker namens Max Blattner, behauptet, gilt für Kesten selber: er ist „kein Zivilisationstrompeter", er ist „nur ein Privatpathetiker". Kestens Ironie trägt das pathetische Vorzeichen. Er eifert gegen die Unterernäh-

rung des Individuums und gegen den Niedergang der Größe des Menschen. Sein Held „ahnte, daß die einmalige Befriedigung der Seele tieferes Glück war als die Fortsetzung einer erbärmlichen, mittelmäßigen Existenz". Max Blattner sieht, wie schäbig die Ziele und die Beziehungen der Zeitgenossen und wie läppisch ihre Vorstellung vom erreichbaren Glück wurden. „Die Glücklichen sind fürchterliche, unerträgliche Wesen, unerbittlich und mörderisch wie schlechte Paßphotographien der Götter." Blattner wird von dem Gefühl, das ihn zu Else Pfleiderer, der Tochter eines betrügerischen Zigarrenhändlers, zieht, vorübergehend aufgerüttelt. „Er, der von Lebenszielen so gar nichts hielt, hatte sich einmal, von einer Leidenschaft überwältigt, ein Ziel gesteckt." Doch er versagt, er ist seinem Gefühl nicht gewachsen. Er und Else „waren keine Helden. Beide wagten nicht, ihrem Schicksal zu begegnen." Er versagt, als es gilt, zweitausend Mark für den alten Pfleiderer, einen selbstlosen Betrüger, aufzubringen. Er wird bei einem Diebstahl von seinem Nebenbuhler ertappt und opfert eher das unglückliche Mädchen als die eigne „glückliche" Zukunft. Elses Mutter ist tot, ihr Vater sitzt in Untersuchungshaft, ihr Geliebter schickt sie fort — sie wirft sich vor die Untergrundbahn. Blattner, „ein nachdenklicher Egoist", ein Vertreter der „schrecklichsten Sorte Mensch, die es gibt", überwindet die Affäre, tritt bei seinem Nebenbuhler a. D. ins Geschäft ein, heiratet reich und wird ein „glücklicher Mensch", dessen Feierabendweisheit lautet: „Glück ist Verdienst. Unglück ist Talentlosigkeit."

Dieser Liebsroman spielt in Berlin, draußen am Hermannplatz und in den Cafés und Wohnungen seiner kleinen Seitenstraßen. Arbeitslosigkeit, Unterschlagungen und Selbstmord spielen eine Rolle. Grundstücksmakler, Zigarrenfabrikanten, Zimmervermieterinnen, Zeitschriftenredakteure treten auf. Doch das Buch ist kein berliner Roman, sondern ein Roman, der das Schicksal der großstädtischen Jugend überhaupt an einem Sonderfall darstellen will, jenes Schicksal, das trotz seiner Sensationen an Schicksalslosigkeit grenzt. „Man fühlte sich als untergehender Abendländer, soweit man nicht ehemaliger Wandervogel, Korpsstudent oder Vertreter nationaler Belange war." Das Geschick dieser jugendlichen Majorität von heute, das eher ein Mißgeschick genannt werden muß, wäre am bloßen naturalistischen Beispiel nicht darzustellen gewesen. Kesten konnte seine Romanfiguren nicht auf ihr bescheidenes Eigendenken beschränken. Und so unternahm er es, sie nach seinem Kopf denken zu lassen. Sie zerbrechen sich den Kopf über ihr Schicksal. Aber nur das Schicksal ist ihr Eigentum; der Kopf, den sie sich zerbrechen, gehört Hermann Kesten. Er mußte sich dieses surrealistischen Mittels bedienen, wenn er mehr geben wollte als ein berliner Alltagsabenteuer.

Wir sind in dem glücklichen Besitz vieler Buchkritiker, die, das läßt sich vorhersagen, Kestens antipsychologisches Unterfangen nicht gutheißen werden, da sie nicht imstande sind, einen Realismus zu verstehen, dem es mehr auf die geistige Wahrheit des Dargestellten als auf die profane Ge-

nauigkeit ankommt. Doch Kesten hat ihnen ihre Pointe vorweggenommen. Er fragt sich, an einer Stelle seines Buchs, selber ironisch: „Oder denken Schutzleute nicht so literarisch?" Jene Rezensenten verlangen vom Schriftsteller nicht viel mehr, als daß er Wurstschalen fabriziere, in die er die Wirklichkeit hineinstopft. Sie lieben das Amorphe und begreifen allzu wenig vom Wesen der Kristallisation, von der Tragweite der Gestaltung und von der Notwendigkeit, die Wirklichkeit zu vergewaltigen, wenn man sie künstlerisch fruchtbar machen will.

Wir können von der Meinung dieser mit Verspätung eingetroffenen Primitiven absehen und erklären: Kestens Roman „Glückliche Menschen" ist die bedeutsame Fortsetzung seiner Bemühung, die menschliche Komödie von heute zu schildern, und der außerordentlich gelungene Versuch, im Rahmen einer spannenden Liebesgeschichte das Bild der heutigen Jugend zu zeigen.

---

## Chaplin nach wie vor von Rudolf Arnheim

Wie in der ersten Szene der „City Lights", so könnte Charlie Chaplins Denkmal einst aussehen: in den Armen einer aufragenden Steinfigur liegt, durchaus fehl am Ort, ein schwarzes Bündelchen — zusammengerollt wie ein Hund schläft der kleiner Strolch, und unten steht die große Menge und ruft: Komm herunter! Charlie eignet sich nicht für Denkmäler, nicht für Marmor. Er kommt herunter.

Die Zeit ist mächtig fortgeschritten, aber nicht über ihn hinweg. Er bringt, als sei nichts geschehen, alles, was der Lärm der Lautsprecher seit zwei Jahren totschweigt. Seine Bildtechnik gar ist noch dieselbe wie vor dem Kriege; keine Montage, kein Mitspiel der Beleuchtung, und gibt er einmal eine Großaufnahme, so ist es ein ganz primitiv und nur der Deutlichkeit halber herausgeschnittener Porträtkopf. Ja, selbst das gedruckte Wort, inzwischen so sehr der Verachtung verfallen, daß die Filmkünstler — man würdige das Ausmaß dieses Abscheus — nicht einmal den eignen Namen mehr vor ihre Filme schreiben, liefert fröhliche Zwischentitel wie einst. Eine ganze Vergangenheit, deren sich feine Leute heut nicht mehr gern erinnern, steigt auf. Der gute Ton verstummt.

Chaplins stille Kunst spricht zu uns wie nur je. „City Lights" ist dem „Zirkus" und dem „Goldrausch" so ähnlich, daß diese ganze Meisterklasse ein einziger Film sein könnte. Und andrerseits ist „City Lights" eine Kombination ineinandergeflochtener Einakter, die nur durch Personalunion verbunden sind: „Chaplin und der Millionär", „Chaplin als Boxer", „Chaplin und das blinde Blumenmädchen". Aber immer wieder erschüttert die geniale Unerschöpflichkeit dieser Figur und dieses Filmstils. Mit einer fast aufdringlichen Einfachheit der Mittel werden immer wieder ganz neu die Beziehungen und Bedeutungen unsres Lebens aufgedeckt, seien sie nun äußerlicher oder sehr innerlicher Art. Wenn der betrunkene Charlie mitten zwischen seinen Spaghetti eine endlose Fastnachtspapierschlange verspeist, so wird damit durch einen überraschenden Kurz-

schluß zwischen zwei einander bisher fremden Dingen ein Charakter unüberbietbar veraugenscheinlicht — der Charakter einer Nudelschlange nur, eine ziemlich gleichgültige Sache. Aber wenn das blonde Mädchen, nicht ahnend, daß der Verliebte anbetend bei ihr sitzt, in ihrer Blindheit ihm einen Topf kalten Wassers ins Gesicht schüttet, so kann man das so tief nehmen, wie man will.

Chaplins Thema hat sich nicht geändert. Mit den Galoschen des Unglücks angetan, hoppelt er die Treppe zum Glück empor. Immer wenn das Ziel erreicht scheint, fällt ein prasselndes Dementi vom Himmel, ein diabolus ex machina. Schönheit, Geld und Muskelkraft werden ihm nur irrtümlicherweise und vorübergehend zuteil. Das Mädchen liebt ihn nur, solange sie blind, der Millionär nur, solange er betrunken ist, und wenn das dürre Männchen einen Starken niederboxt, so geschieht das hinten herum und nur als Vorspiel der eignen Niederlage. Ihm, dem Armen, gehts nicht gut, aber auch der Reiche erscheint als ein vom Besitz Besessener, als ein Kranker, auf dem seine Güter lasten: Mit Mann und Roß und Wagen hat ihn der Herr geschlagen. Der Reiche tritt mit dem Strick um den Hals auf, ohne daß dazu politisches Theater benötigt würde, die Liebe zeigt sich als eine Jagd nach zweiundzwanzig Mark Miete, und ihre Blütenzweige dienen dem Broterwerb. Denn sowie es feierlich wird, bekommt Chaplin den Schluckauf, auch wenn ihm nicht grade eine kleine Pfeife in die Kehle geraten ist.

Niemals dient Chaplins Frohsinn dazu, über unsre mehr lächerliche als heitere Wirklichkeit hinwegzufeixen. Stets ist sein Lachen dem Drama näher verwandt als der Humoreske. Denn seine spielerische Hand greift ohne Umstände immer wieder nach den tiefsten Dingen, und diese haben nun einmal die Eigenschaft, wenig lustig zu sein.

Chaplin hat seinen Film nicht allein nach Europa fahren lassen, er hat ihn begleitet, wohl in dem Gefühl, daß doppelt besser hält und daß der stumme Film jetzt alle Reserven aufbieten müsse. Wenn er nun, vom Beifall strapaziert, heimkehrt, wird er die Gewißheit mitnehmen, daß die Bataille gewonnen ist. Im Kampf zwischen dem Genie und den Apparaturen hat Chaplin gesiegt.

---

## Pfützen von Joachim Ringelnatz

Pfützen spiegeln das Himmelslicht.
Sie haben ein helles Gesicht.

Meide ihre Mulden!
Tritt nicht in Lachen.
Wenn sie dich dreckig machen,
Ists dein Verschulden.

Pfützen sind Schicksal für manches Getier,
Sind aber für Kinder Seligkeiten.

Häufig werden sich zwei oder vier
Menschen um Pfützen streiten.

# Der amerikanische Erfolg von Peter Panter

Unter den Kulturgütern, die die Völker gegenseitig austauschen, sind nach den Gasgranaten gleich die Bücher zu nennen. Was geschieht nun, wenn ein Schriftsteller auch außerhalb seines Heimatlandes oder nur außerhalb seines Heimatlandes Erfolg hat —?

In Deutschland zählt der Erfolg extra muros doppelt.

Der Deutsche ist dem Ausland gegenüber unsicher: er ist Snob oder Chauvin, er beugt sich oder er pöbelt. Sichere Würde ist hierzulande selten. Richard Huelsenbeck hat neulich in der ‚Literarischen Welt' rechtens darauf hingewiesen, wieviel Unsicherheit in dieser Gereiztheit ist, und er hat meinen frühern Arbeiten, die das Ausland manchmal zu scharf gegen Deutschland ausspielten, diesen Mangel nicht zu Unrecht vorgeworfen. Die Kritik war unvollständig. Schade, daß er nichts über das so ruhig vorgetragene und so sehr scharfe Deutschland-Buch Diesels gesagt hat. Tatsächlich müßte man ja, was ich in meinem Deutschlandbuch nicht getan habe, deutsche und amerikanische Arbeiter, deutsche und französische Offiziere, deutsche und englische Richter vergleichen — dann käme man zu bessern Resultaten. Die Deutschen haben dies jedoch nicht gerne. Deutschland ist unter den Fremden das, was der Jude unter den Deutschen ist.

Der literarische Erfolg nun, den ein Deutscher im Ausland hat, wird nicht richtig eingeschätzt; es ist so viel Hundedemut darin: „Daß sie uns überhaupt beachten! Sogar in Amerika!" So sollte man das nicht ansehn.

Daß ein Russe in Frankreich gelesen, verstanden und geliebt wird, ist einmal ein Wunder gewesen — zu der Zeit nämlich, wo die Völker voneinander getrennter waren als heute und einander unähnlicher, als sie es heute sind. Mit einem Werk über die Sprachgrenzen zu gelangen, dazu gehörte schon ein beachtliches Format; der Schriftsteller, der dies erreichte, mußte zu einem guten Teil den Sprachpegel der Heimat überragen; bis zum Gürtel steckt jeder drin, und darum sagen wir: „Es geht bei der Übersetzung viel verloren." Es geht eben dies verloren, was unübersetzbar bleibt: das Heimatliche des Mannes, seine Verbundenheit mit der Muttersprache, seine Beziehungen zur eignen Kultur ... das läßt sich nie ganz übertragen. Ist auf der andern Seite eine gute Kenntnis des fremden Bodens vorhanden, wie etwa bei gebildeten Polen die Kenntnis der französischen Kultur vorherrschend ist, dann gelingt die Übertragung leichter: das Fremde wird richtig mitgefühlt.

Nun hat sich in der letzten Zeit das Verständnis für den fremden Autor vergrößert, vor allem weil die europäischen Schriftsteller uniformer empfinden als früher, auch sind viele äußere Lebensformen der Völker standardisiert, es gibt bereits überall eine Konfektion des Geistes, deren Bestehen den Absatz von Erzeugnissen nach Maß erleichtert. Was früher ein Wunder gewesen ist, ist heute kein Wunder mehr. Früher kamen das Genie über die Sprachgrenze hinweg und der Vulgärkitsch; heute gelingt es auch dem Mittelmaß.

Die Uniformität des Lebens, hervorgerufen durch annähernd gleiche oder gleichartige Lebensbedingungen hat die Nationen nicht gleich gemacht; das äußere Bild und die obersten zehn, zwanzig Seelenschichten sind in Europa überall dieselben, dann kommt eine Seelenschicht, die jedes Volk für sich hat, und erst in den Grundlagen stimmen die Völker wieder überein. Schlipse und Mutterliebe sind in Warschau und London gleich; was dazwischen liegt, ist verschieden.

Es wäre hübsch, wenn wir nicht aus den Pantinen kippen wollten, weil ein deutsches Werk in fremden Sprachen Erfolg hat. Wie denn überhaupt der Erfolg nicht notwendig eine Qualitätsbezeichnung ist: er spricht nicht, wie die ewigen Neider glauben, gegen das Werk, noch ist er, wie sein Autor glaubt, ein unbedingter Beweis für das Werk. Denn es gibt Erfolge aus Mißverständnis und Erfolge, die sich regional erklären lassen; wenn es überhaupt möglich ist, einen „Wert" der Literatur zu statuieren, so ist die Auflagenziffer nur ein Faktor zu seiner Bestimmung, nicht der Hauptfaktor. Daß der Autor eine hinneigende Liebe zu jener Nation empfindet, die ihn lobt, feiert und ihm zu verdienen gibt, ist verständlich. Für seine Bücher besagt dergleichen wenig.

Es mag vorkommen, daß der betreffende Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt; das ist sehr oft bei gewissen Franzosen der Fall, die in Deutschland maßlos überschätzt werden. Viele schmecken mit delikater Handbewegung ab, was in Frankreich nie etwas andres als Bahnhofslektüre gewesen ist; es sieht aus, als stellte ein Argentinier eine deutsche Bockwurst mit Salat als höchstes der Gerichte hin. Mitunter nimmt sich der Engländer aus der deutschen Literatur, was ihm gefällt — wir begreifen es oft nicht, fügen uns aber gewöhnlich dem fremden Urteil und sagen: „An dem Mann muß doch was dran sein, sonst würde er ja nicht in England..." aber das ist ein Denkfehler. Man sollte mehr Vertrauen zu seinen Instinkten haben, wozu freilich gehört, daß man welche hat.

Zu glauben, man könne, nach allen Seiten schielend, etwas machen, was überall gelesen wird, ist eine verfehlte Spekulation. Man kann das, aber die Leute mögen es gar nicht. Daher die Erfolglosigkeit jener Filme, die die Hosenhändler der Filmbranche „auf Amerika" machen. Erfolg hat immer nur das Echte, auch Kitsch kann echt sein; dies aber ist gefälschter Kitsch, den gibts in der Literatur auch, und der hat noch keinen wohlhabend gemacht.

Und hier rühren wir an die Grundfrage des ganzen Gebiets: fällt denn die Übersetzung vom Himmel? Sie fällt nicht vom Himmel. Sie wird industriemäßig hergestellt. Zu untersuchen ist also die Rolle des Mittlers.

In den lächerlich prätiös aufgemachten Aufsätzchen der Brechtschen „Versuche" steht ein gescheiter und richtiger Satz. Es wird von den Künstlern gesagt: „Ihre Produktion gewinnt Lieferantencharakter. Es entsteht ein Wertbegriff, der die Verwertung zur Grundlage hat." Ausgezeichnet. Es ist lange nicht so schwer, das Publikum zu überzeugen, als an das Publikum überhaupt erst einmal heranzukommen.

Früher hatte der Autor Angst vor den wilden Tieren seiner Premiere; heute verbraucht er das Hundertfache an Nervenkraft, um den Unternehmer von sich zu überzeugen. Und es ist eben nicht identisch, was der Leser und was der Mittler zu haben wünscht. Sie fürchten und verachten einander, aber es ist nicht dasselbe. Der Mittler nun gehört in fast allen Fällen dem „Klub der Neinsager" an; er ist mürrisch; er will das alles nicht, und man fragt sich, warum denn in aller Welt diese Theaterdirektoren Theaterdirektoren, diese Verleger Verleger geworden sind. Sie sind böse auf ihre Ware, von vornherein erst einmal böse. Und feige.

Daher suchen sie in ihrer fürchterlichen Instinktunsicherheit nach einer Bestätigung ihrer Pläne, und ein Auslandserfolg scheint ihnen solch eine Bestätigung. Ein in Deutschland einigermaßen erfolgreicher Autor hat es also nicht gar so schwer, übersetzt zu werden; soweit die Tätigkeit seines deutschen Verlegers ihm dabei behilflich sein kann, und das ist schon viel, hat er Chancen. Diese Chancen sind oft gar keine; denn was dem eenen sin Uhl, ist dem annern sin Nachtigall, und was in Berlin rechtens gefällt, braucht noch lange nicht in Paris zu gefallen und tuts auch nicht. Doch verwechseln wir auch hier oft Betriebsamkeit mit echter Durchschlagskraft.

Es gäbe andrerseits für einen klugen und gut unterrichteten englischen Verleger viele Möglichkeiten, wenn er sich nur nicht von diesen faden und aufgeregten Übersetzern informieren ließe, die natürlich großes Interesse haben, irgend etwas zu übersetzen, und sehr wenig, grade das zu übertragen, was unabhängig von der deutschen Auflageziffer in London Erfolg haben könnte. Wer da weiß, in welchen Händen die Übersetzungen ruhen, was mit ihrer miserablen Bezahlung eng zusammenhängt, wird sich darüber nicht wundern.

Die Bewertung solcher Schriftsteller aber, die im Ausland Erfolg haben, geschieht nun börsenmäßig; die alberne Methode, den Schriftsteller nach der Zahl der gelieferten Wörter zu honorieren, ihn so wie einen Maurer im Akkord entlohnend, züchtet Schwätzer — bekanntlich ist es viel schwerer und zeitraubender, kurz zu schreiben, als lang. Diese Bewertung ist unsinnig. Man „wiegt mit Gold auf", in des Wortes schönster Bedeutung, und das trifft nun ganz unterschiedslos alles, was der Vertriebsapparat hochschätzt — bis hinunter zu Hitler. Solche Schriftsteller werden hoch bezahlt, weil sie hoch bezahlt werden; den Mittlern imponiert ihr eigner Scheck; nur der.

Deutsche Schriftsteller haben es im Vergleich zu englischen und französischen nicht leicht: sie schreiben für einen viel kleinern Kulturkreis als jene. Ihr Bestreben, in andre Länder zu dringen, ist durchaus legitim. Der Erfolg aber, den sie drüben haben, sagt wenig über ihr Werk aus: es muß deshalb nicht bedeutend sein, das glauben nur sie, und es kann trotzdem bedeutend sein, auch wenn es in Deutschland gar nicht anerkannt wird. Der amerikanische Erfolg allein ist für den Wert eines Werkes so belangvoll wie die Farbe seines Bucheinbandes.

# Bemerkungen

## Die Herren Belohner

Wir haben hier neulich die Worte des Staatsanwalts Rombrecht aus dem Mordprozeß Ulbrich zitiert:

„Die Angeklagte Neumann hat trotz ihres körperlichen Zustandes (sie ist in andern Umständen) sich tapfer während der ganzen Verhandlung gehalten. Das muß mildernd belohnt werden."

Ist denn kein Justizminister da, der diese Staatsanwälte und Richter auf das erste und oberste Gesetz jeder Verhandlungsführung aufmerksam macht: es gibt keinen Paragraphen im Strafrecht, der „gutes Verhalten" vor Gericht vorschreibt! Eine Handlung kann nur dann mit einer Strafe belegt werden, wenn der Tatbestand für eine Bestrafung gesetzlich bestimmt ist. Was bilden sich denn diese größenwahnsinnigen Funktionäre ein?

„Belohnen"...? Rombrecht hat nichts zu belohnen. Das Gericht ist dazu da, um mit seinen Urteilen die Gesellschaft vor Rechtsbrechern zu schützen — weiter nichts. Das elende und schmachvolle Spiel, das jedesmal anhebt, wenn um das Strafmaß gefeilscht wird, kennt zweierlei Gewichte: schwarze und weiße. Diese mildern, jene verschärfen das Strafmaß.

Aber ich verpflichte mich, jedem Angeklagten beizubringen, in zwei Strafverhandlungen vor verschiedenen Richtern (ohne Ungebühr vor Gericht und ohne doppelten Boden), das eine Mal so aufzutreten, daß die Richter sagen: „Na... es muß dem Angeklagten strafmildernd zugute gehalten werden..." und das andre Mal so, daß er die dickste Strafe aufgebrummt bekommt, die möglich ist. Wie man das macht? Es ist sehr einfach — so grauenerregend einfach wie die Psychologie der Unabsetzbaren. Denn auf diese Psychologie kommt es viel mehr an als auf die der Verbrecher. Über diese wird zu viel geschrieben — über jene zu wenig.

Wie es also mein Schüler machen soll? Ich ließe ihn den Soldaten markieren, das nützt immer: den strammen Soldaten. Nicht übertrieben, aber doch mit den Händen an der seelischen Hosennaht —, die gibts eigentlich nicht, in Moabit gibt es sie. Immer: „Jawohl, Herr Vorsitzender!" „Nein, Herr Vorsitzender!" Und immer antworten: kurz, damit die Herren nicht so lange sitzen müssen, einfach, damit das Gesagte nachher als Belastung dienen kann, und simpel, damit die Akademiker ihre Überlegung fühlen. Und keine langen Verteidigungen. Und eine Spur unterwürfig, aber nicht zu sehr. Und immer dem vorgesetzten Richter ins Auge sehn. Und nicht um Mitleid flennen, sondern etwa wie der Sohn jenes bebarteten Oberlehrers bei Curt Goetz: „Ich habe eine Strafe verdient und bitte um eine gehörige solche." Dann wird mein Schüler so etwas Ähnliches wie Gnade finden. Denn diese Richter bilden sich wirklich ein, über den Angeklagten zu stehn, die ihnen da vorgeworfen werden; ein frostiges Hohngelächter würde erschallen, wenn man ihnen das ausreden wollte Unheilbar.

Und das andre Mal ließe ich meinen Schüler widersprechen, nicht frech, aber fest. Von allen Möglichkeiten der Verteidigung müßte er Gebrauch machen, ruhig, aber durchaus gegen den ewig redenden Richter. Und dann werde ich den Schüler wohl lange Jahre nicht mehr wiedersehn.

Wer sich dem Gericht unterwirft, ist ein guter Angeklagter. Wer aber Widerstand leistet, in der Form, in der Sache, im nicht genügenden Geständnis oder gar politisch: der ist ein böser Angeklagter.

Das heißt: Es steht in diesen Gehirnen nicht mehr die Straftat, für deren Aburteilung die Richter ihr Gehalt beziehen, zur Diskussion, sondern sie führen Vormittag für Vormittag vor ihren Schranken ein Kindertheater auf, mit Kinderbegriffen von Reue und Sünde, mit Fibelbildchen von „guter Mutter" und „schlechter Mutter", und nur eines wird immer als strafverschärfend angesehn: ein fester Charakter.

Reue, Reue... Man klappe die Hirnschale eines mittlern Staatsanwalts, die irgend eines kleinen Landgerichtsdirektors auf, und man wird darin Anschauungen über Seelenkunde finden, die museal sind. Nein: die nie gut gewesen sind. Man muß wissen, was darüber an Universitäten gelehrt wird, und in welche Kollegs Juristen zu gehen pflegen, und man weiß genug. Nicht, als ob sie sich von falschen Krokodilstränen erweichen ließen, so dumm sind sie wieder nicht. Aber was sie da pro reo und contra reum in die Wagschale legen, das ist lächerlich. Und ungehörig.

Niemand hat den Staatsanwalt gefragt, was er über das Verhalten des Angeklagten vor Gericht denkt. Straftaten soll der Richter aburteilen, und wenn er sich schon an den Täter macht: dann müßte er ihn zuvor verstehn. Und davon kann bei dieser Praxis keine Rede sein.

Man lehre die Richter und die Staatsanwälte die Grundbegriffe des Strafrechts, wenn sie schon keine Seelenkunde betreiben.

*Ignaz Wrobel*

## Schallplatten zu teuer

Reklame ist alles, Reklame kann alles. Wer hat nicht vor einigen Wochen in allen Inseratenteilen die Jubelschreie findiger Propagandachefs gelesen: Unsre Schallplatten sind ja jetzt so entsetzlich billig! Bedenken Sie, ganze zehn Prozent billiger. Wir kommen kaum auf unsre Kosten, aber wir schenken sie dem lieben Publikum. Und das liebe Publikum nimmt alles gläubig hin. Es hat einen mysteriösen Respekt vor dieser Industrie, dasselbe Publikum, das über Theater und Konzertpreise recht heftig in den Zeitungen diskutiert, obwohl, weißgott, die Kalkulation hier viel mysteriöser ist. Darf ich also ein wenig aufklären, das Publikum wird nicht gleich die Fenster einschlagen, da es von Schallplatten nicht satt wird, aber es wird lernen, wie man in Deutschland Preise abbaut.

Ist Ihnen nicht schon aufgefallen, daß es bereits sehr anständige Platten für 1,80 zu kaufen gibt? Glauben Sie ernsthaft, daß sie sich in irgendeiner Beziehung von den Dreimarkfünfzehnplatten unterscheiden? Nicht im geringsten. Aber wie machen die Leute das? Fragen wir lieber, wie

machen es die Leute nicht? So eine Platte, für die man dir im Laden 3,15 abnimmt, kostet den Hersteller mit sämtlichen Lizenzen für Autoren und Aufnahmeapparatur, wenn er mindestens dreihundert Stück davon preßt, 90 Pfennig. Dann kauft sie der Grossist für 1,50, dann kauft sie der Detaillist für 2,05, dann kaufst du sie endlich für 3,15. Wer in dieser Industrie gearbeitet hat, falls er nicht als Direktor oder Aufsichtsrat an hohen Preisen interessiert ist, weiß, daß dieser ersten Preisreduzierung von 3,50 auf 3,15 eine weitere um vierzig Prozent folgen muß und kann. Muß, weil erst dann der Preis einigermaßen der Kaufkraft des Publikums entspricht, und kann, weil durch einen erweiterten Markt der Industrie ein größerer „Lebensraum" geschaffen wird. Aber diese Industrie sitzt immer noch auf dem hohen Pferd, sie lebt immer noch in den guten alten Zeiten ihrer beispiellosen Prosperität, sie bleibt mitsamt ihrer Groß- und Kleinhändlerschaft dem Prinzip treu, auch bei kleinstem Umsatz viel zu verdienen. Wenn es auch heute noch so aussehen mag, als ob die prominenten Konzerne den Markt monopolistisch beherrschen, so ist in Wirklichkeit der Einbruch der billigen Platte bereits in aller Stille vollzogen. Nicht zuletzt darum, weil seit kurzem eine Reichsgerichtsentscheidung neuen Firmen die Möglichkeit gegeben hat, auch ohne Apparaturlizenzen elektrische Aufnahmen zu vervielfältigen, eine ganz gehörige Ersparnis. Also schon morgen kann der Stein ins Rollen kommen.

Am auffälligsten wird die falsche Preispolitik an den teuren Fünfmarkplatten ad absurdum geführt. Sie sind ständige Sorgenkinder, die nur aus Prestiggründen zur Welt gebracht werden; „Fräulein Grete" oder „Die bessern ältern Herrn", die, wie ein deutscher Dichter behauptet, „jedes Mädchen so gern hat", ernähren sie halt eben so mit. Die beliebte Schlußfolgerung weiß man schon im voraus und kennt sie auswendig, das Märchen vom schlechten Geschmack des Publikums ist tausendmal beim Film und Theater Lügen gestraft worden. Die traurige Wahrheit ist vielmehr, daß die große Mehrheit auf eine gute künstlerische Platte verzichten muß, weil sie keine 5 Mark ausgeben kann. Man komme auch nicht damit, daß gute Dirigenten und Orchester nicht billiger zu haben seien, um den Preis niedriger zu halten. Es ist eben grober Unfug, wenn ein Stardirigent für eine Sitzung soviel erhält wie das ganze Orchester von sechzig Mann zusammen. Nirgends ist das Starunwesen stärker überschätzt und nirgends ist es leichter und erfolgreicher abzuschaffen als grade hier.

Wenn eine parallele Branche, wie etwa der Buchhandel, in der Lage ist, billige Volksausgaben von kulturellem Wert herauszubringen und den Markt für das gute Buch damit gewaltig zu erweitern, so ist es nur eine Frage des guten Willens und Organisationstalentes (Ausschaltung der Grossisten) bei den maßgebenden Faktoren der Schallplattenindustrie, etwas Ähnliches auf ihrem Gebiete zu leisten. Von künstlerischem Verantwortungsgefühl darf man ja in der Industrie nicht sprechen, aber vergessen Sie nicht, meine Herren, daß Sie bei Beethoven und Mozart 14 Pfennig Autorentantieme sparen.

Sie glauben immer noch, das Übel, das Sie in der freien Konkurrenz sehen, an der Wurzel

anzupacken, wenn Sie eine anonyme, unter ihrem üblichen Niveau stehende Produktion billiger Schlageraufnahmen aufziehen. Geben Sie es doch endlich freiwillig auf, die Kulturgüter für die Snobs zu mechanisieren, und den billigen Dreck unters Volk zu werfen. Geben Sie es auf, ehe es für Sie zu spät ist.

*Herbert Grünbaum*

### Theo van Doesburg †

Es sei hier für den Historiker, der einmal die Geschichte der modernen Kunst schreibt, auf eine mögliche Fehlerquelle vorbeugend aufmerksam gemacht: er schließe von den zwei Zeilen, mit denen in der Presse Theo van Doesburgs plötzlicher Tod aus Davos lokal-lakonisch gemeldet wurde, doch lieber nicht auf die Qualität dieser Persönlichkeit. Denn hier ist wieder einer von den Fällen, wo die geistige Bedeutung eines Zeitgenossen in allen Organen der großen Urteilsfabrik glatt ausfällt. In dem Jahrzehnt nach Kriegsende war Theo van Doesburg einer der stärksten, wichtigsten Anreger und Kritiker in Europa. Seine leidenschaftliche Arbeit wird in unsrer Kunst noch lebendig weiterwirken, wenn sehr Vieles von dem, was ganze Feuilleton-Spalten heute auffüllt, ohne Spur vergessen ist. Suchen wir die Brennpunkte aktivster Arbeit für die Moderne, so stoßen wir zwischen 1920 und 1930 immer wieder auf Theo van Doesburg, in Holland, in Weimar, wo nicht der schlechteste Teil der jungen Bauhäusler sich begeistert um ihn stellte, in Berlin, in Paris. Seine Zeitschrift ‚De Stijl' war herrlich. Sie durfte den Ruhm beanspruchen, die schmalste — und die lebendigste Kunstzeitschrift zu sein, auf dem Plan für jeden Gedanken, der wirklich radikal und fruchtbar war, leidenschaftlich, apodiktisch, agressiv, polemisch, immer weit überspringend das nur aktuell Moderne und das modernistische Kompromiß und von einer gradezu klassischen Typographie. Selbstverständlich, daß dieser vorstürmende und keineswegs bequeme Europäer für die offiziellen Stellen nicht existierte. Für die Kunstbeamten aller Länder war der ‚Stijl' das rote Tuch! Aber in Doesburgs flammender Unbedingtheit und Schroffheit war etwas von der Art seines Landsmannes van Gogh, der ja auch unbequem und ein „rotes Tuch" war. Den Freunden war Theo van Doesburg der prächtigste Kamerad. Sein Leben, seine Arbeit galten einer Idee ... von wie Vielen kann man das heute sagen?

Es ist nur in der Ordnung, daß die Fach- und Tagespresse schweigt. Was soll sie sagen zu diesem selbstlosen Wirken, das zu streng, zu klar war, um feuilletonistisch gefaßt zu werden, und das in einem hohen Bogen den „Betrieb" überspannte, überflog.

Aber der gewissenhafte Chronist lasse sich durch dieses schweigende Nichtwissen nicht täuschen. Theo van Doesburg, Maler, Architekt, Dadaist, Publizist, Ethiker, Kritiker, Künstler, war einer der stärksten Beweger in der Kunst dieser Zeit.

*Adolf Behne*

### Das Lied von der Filmzensur

Von Filmzensur, von Filmzensur
Gibt es in Deutschland keine Spur.
Denn wir erlauben alles:
Parademarsch im Schlafcoupé,
Den Millionär beim Nacktsouper,
Marlenens Fall des Falles.
Den Honved mit Zigeunerchor,
Den Liedtke mit dem Schalkshumor,
Die Anmut Willi Fritsches.
Der Porten Mutterglückskomplex,
Die Christians als Hochgewächs,
Die Orgie des Kitsches.
Ein Film, der muffig und verstaubt,
Läuft um die ganze Welt.
Denn wir erlauben, was erlaubt.
Erlaubt ist,
erlaubt ist,
erlaubt ist
was gefällt!

Von Filmzensur, von Filmzensur
Gibts manchmal eine kleine Spur,
Denn wir sind auch gebunden.
Glück darf nicht nur bei Reichen sein,
Der Krieg muß ohne Leichen sein.
Man muß die Ecken runden.
Die Frau'n sind zum Gebären da.
Doch will man zeigen, wies geschah,
Erschreckt die krasse Klarheit.
Und darum korrigieren wir
Und darum retouchieren wir,
Das nackte Bild der Wahrheit.
Ein Film, der unser Dasein zeigt,
Ist nichts für diese Welt.
Drum wird gekitscht, marschiert, gegeigt:
Erlaubt ist,
erlaubt ist,
erlaubt ist
was gefällt.

*Hellmuth Krüger und Karl Schnog*

### Praktische Ostergeschenke

Militärkoppeln in jeder Ausführung mit und ohne Schulterriemen werden schnell und billigst angefertigt.

*A. Ochssner, Bad Dürkheim*

### Die Ursache

Luise Neumann wird in der weltlichen Schule, die sie besuchte, vielleicht menschliche Gründe, aber keine vom Glauben erfüllte, religiös gewurzelte Unterweisung über die Form erfahren haben, in der der Mensch zu Mensch steht ... Wir wissen, daß Glaube als Gnade nicht erzwungen werden kann, aber wir wissen auch als betende Christen, daß grade der Großstadtjugend von heute der Herd des Gebets wieder erschlossen werden muß ...

*‚Das Neue Reich', Innsbruck*

### Das Tautröpfchen

Jeder SA.-Führer, jeder Scharführer, muß sich ganz klar darüber sein, daß Menschenleben durch seine Befehlsgewalt in seine Hand gegeben sind, für die er die volle Verantwortung trägt. Er muß sich weiter darüber klar sein, daß das Material, das wir in unsrer SA. besitzen, ein viel zu kostbarer Stoff ist, als daß auch nur ein Tautröpfchen davon vergeudet werden darf.

*‚Der Angriff'*

### Bekenntnis zur deutschen Wirtschaft

Neben vielen prominenten berliner Fahrerinnen hatten es sich auch viele auswärtige Repräsentantinnen automobilistischer Frauenvereinigungen nicht nehmen lassen, an diesem Tage im blauen Saal von Halle II an blumengeschmückten Teetischen zu erscheinen. Geheimrat Allmers widmete der „Frau am Steuer", welche die Frau am Spinnrocken vergangener Jahrhunderte abgelöst hat, liebenswürdige Worte der Anerkennung. Er betonte, wie sehr das Auto die moderne Frau zur Energie und Selbständigkeit erzogen habe. Frau von Kardorff, die Präsidentin des DDAC, und Frau Paula Samoje legten in ihren Ausführungen ein Bekenntnis zur deutschen Wirtschaft ab, zu deren Wiedererstar-

kung alle deutschen Frauen beitragen könnten und würden.

*'Allgemeine Automobil-Zeitung'*

### Liebe Weltbühne!

In dem Bureau der 'Arnstädter Allgemeinen Zeitung' hängt noch heute, im Jahre 1931, ein rotes Plakat, auf dem in schwarzer Schrift zu lesen steht: „Bekanntmachung. Seine Majestät der Kaiser hat die Mobilmachung befohlen. 1. Mobilmachungstag 2. August. Arnstadt, 1. August 1914. Der Oberbürgermeister Doktor Bielfeld." Erinnerung aus „Großer Zeit".

### § 218

Ach, wenn jemals überflüssige Zeugung abgeschafft werden müßte, dann jetzt! Die Justiz fand Unterschlagungen in Dingen der Generationen ganz natürlich; das war eine anerkannte Tatsache; es gab keinen noch so reichen Haushalt, der seine Kinder nicht Spülungen überließ oder andre Kunstgriffe anwandte, die man öffentlich und unbehindert pries, ohne daß es übrigens irgendwem eingefallen wäre, auch nur im geringsten daran Anstoß zu nehmen. Und wenn diese Vorsichtsmaßregeln und Kniffe nicht ausreichten, wenn die Sache nicht klappte und man zu wirksamern Mitteln griff — ja, dann gab es nicht genug Gefängnisse, nicht genug Besserungs- und Strafanstalten, um die Leute einzusperren, die, im guten Glauben übrigens, von andern Leuten verurteilt wurden, die am gleichen Abend im Ehebett ihr Bestes taten, um keine Kinder zu erzeugen!

Der Betrug selber war also kein Verbrechen, aber die Wiedergutmachung dieses Betruges war eines!

Für die Gesellschaft galt als ein Verbrechen der Akt, der darin bestand, ein Lebewesen zu töten; durch die Abtreibung eines Fötus jedoch zerstört man ein Tier, das ungestalter, weniger lebendig und bestimmt gefühlloser und häßlicher als ein Hund oder eine Katze ist, die man ungestraft nach der Geburt erwürgen darf.

Man muß noch hinzufügen, daß der Gerechtigkeit halber niemals der ungeschickte Mann, der schleunigst verschwindet, sondern meistens die Frau, das Opfer der Ungeschicklichkeit, dafür büßen muß, einen Unschuldigen vor dem Leben bewahrt zu haben.

Und mußte die Welt nicht wirklich voller Vorurteile sein, um so natürliche Vorgänge zu unterdrücken, die der primitive Mensch, der Polynesier allein aus seinem Instinkt heraus zu tun getrieben wird!

*J. K. Huysmans*
*„Gegen den Strich" 1883*

## Hinweise der Redaktion

### Berlin

Galerie Neumann-Nierendorf, Königin-Augusta-Str. 22. Ausstellung Schmidt-Rottluff.

### Düsseldorf

Zeit-Kabarett „Die Kiste". Donnerstag: 20.00. Trianon, Kasernenstraße.

### Bücher

Ottopal: Antipolitik. Paul List, Leipzig.
Martha Ruben-Wolf: Abtreibung oder Verhütung? (Vorwort von Friedrich Wolf, Nachwort von Alfred Apfel). Internationaler Arbeiter-Verlag, Berlin.

### Rundfunk

**Dienstag.** Mühlacker 16.30: Der Lindbergh-Flug, Brecht und Weill. — Leipzig 19.00 Thomas Mann liest. — Mühlacker 19.15: Bismarck von Maximilian Harden. — Breslau 19.20: Ist ein Weltgeld möglich? Prof. Nölting und Prof. Obst. — Königsberg 19.30: Katastrophen 1930, Heinz Liepmann. — Langenberg 19.45: Kirchliche Friedensarbeit, Nathan Söderblom. — Berlin 20.30: L'Arlésienne. — **Freitag.** Königsberg 20.00: Die Troerinnen von Franz Werfel. — Hamburg 20.00: Cain von Byron.

# Antworten

**Nationaler Mann.** „Im Ausland wäre so etwas unmöglich!" lautet eine Ihrer Lieblingstiraden. Hier ist nun einmal ein Fall, auf den man das anwenden darf: es ist der Empfang, den Charlie Chaplin in den Nazi-Blättern gefunden hat, und nicht nur in diesen. Das dürfte allerdings einzig in der Welt dastehn. Während überall sonst dieser Mann ganz und gar unpolitisch genommen wird, als Freudenspender; als gütiger Mensch; als Clown des Herzens; als ein genialer Spaßmacher, wie er nur ganz, ganz selten vorkommt, tobt sich bei euch übelster Gassenantisemitismus aus. „Der Film-Jude", „dieser überschätzte jüdische Clown". „Er spielt mit Vorliebe Rollen, läßt Herr Straßer dem Sinn nach predigen, „in denen dieser kleine Bocher den Großen und Gesunden besiegt..." Blitzartig enthüllt sich in diesem Gedankengang euer ganzer Antisemitismus. Eine Welt lacht über den kleinen Mann, der den bösen, großen, dicken Feind besiegt — der sehr christliche Fontane schon hat gesagt, daß sein Gefühl immer bei dem Schwächern sei... ihr wißt von alledem nichts, ihr seht nichts, ihr fühlt nichts. Ihr pöbelt einen Gast an, der uns allen so viel Freude geschenkt hat. Und wir sehen Hitler vor uns, dräuend die Parade seiner Möbelpacker abnehmend. Durch das Bild stiefelt ganz schnell, auf großen Botten, ein kleiner Mann... Und alles lacht. Und Hitler ist dahin gerutscht, wohin er gehört. Ihr seid feine Leute.

**Eulenspiegel.** Eure neuste Nummer befaßt sich mit dem § 218. Wie immer versteht man sich bei Euch darauf, den Gegner da zu treffen, wo er am empfindlichsten ist.

**Heinrich Mann.** Zu Ihrem sechzigsten Geburtstag wurde folgende Adresse verfaßt: „Diese sechzig Jahre umfassen die Zeit des neu geeinigten Deutschlands. Wir alle, denen Deutschland mehr ist als ein geographischer Begriff, mehr als eine ökonomische Einheit, mehr als ein politischer Interessenverband, wir alle, die wir dem Geist dienen, verehren Henrich Mann, die geistige Gestalt und sein künstlerisches Werk. Heinrich Mann hat den Gefühlen und den Gedanken der Zeit und den Gedanken und den Gefühlen gegen die Zeit gültigen Ausdruck gegeben. Er war zugleich Sprache und Führer seines Volkes. Wir lieben die Klarheit, den Reichtum, die Tiefe seines Geistes, der immer wach war zum Heile seines Volkes und Europas, Deutschland war ihm Vaterhaus, Europa die Heimat. Wir lieben die Unbestechlichkeit und Gewalt seines Gefühls. Immer wollte er die Einheit von Geist und Tat, von Macht und Weisheit. Wir lieben ihn, der unsre Fehler schalt, der aufstand, wo die meisten sich duckten, der eiferte, wo andre schwiegen oder mitschrien im Lärm einer verirrten Zeit, der den Mut und die Einsicht besaß, uns neue Wege zu zeigen. Wir bewundern den Dichter, der uns tausend Figuren in hundert Fabeln zeigte, den Künstler, der das Wort, das erhabene Kennzeichen einer höhern Vernunft, meisterte wie wenige, den Kämpfer, der sich seiner Zeit und ihren Schlagworten nicht anbequemte und unterwarf, den Charakter, der niemals zögerte, der Freiheit seines Geistes den äußern Erfolg zu opfern, wir lieben den Menschen, der Vielen vieler Generationen ein Vorbild war und bleiben wird. Wir lieben an Heinrich Mann den Zauber einer geistigen Persönlichkeit, wir verehren ihn und wir bekennen uns zu ihm. Wir grüßen Heinrich Mann und in ihm Deutschland, in ihm Europa. Wir grüßen Heinrich Mann zu seinem sechzigsten Geburtstag, zu diesem Tage, an dem ein Mensch die Fülle seines Lebens zu überschauen anfängt." Diese Huldigung trägt bisher die Namen von 150 Künstlern und Schriftstellern. Wer ihr zustimmt, wird gebeten, sich ihr anzuschließen. (Zuschriften an Wilhelm Herzog, Berlin W 35, Derfflingerstr. 4.)

**Gruppe Revolutionärer Pazifisten.** Sie schreiben: „Erst jetzt wird uns ein Herbstheft des Snobsblatt ‚Neue Revue' bekannt, in dem Herr Schriftsteller Karl Kinndt ‚Die drei letzten 48er' mit einer satirischen Ode bedenkt. Wen? Die Bäumer, den Külz und — Helene Stöcker. ‚Wir können uns keinesfalls weiter spalten! / entschied Lenchen Stöcker, ganz Energie, / denn uns obliegt, weiterhin hochzuhalten / die heilige Fahne der Demokratie!' Später ‚zückt' sie ‚die treudeutsche Hand'. Offenbar hat Herr Kinndt Helene Stöcker teils mit Helene Lange teils mit Adolf Stöcker verwechselt, und sein dichterisches Talent entspricht seinen Kenntnissen. Er hat sich inzwischen bei Frau Doktor Stöcker höflich entschuldigt; die Redaktion habe ihn mit unzutreffendem Material versorgt. In der Tat: Helene Stöcker, diese revolutionäre Kulturpolitikerin, die das schon vor Jahrzehnten war und die es immer blieb, mit Tante Bäumer und Onkel Külz in Parallele zu setzen, das ist, als wollte man Rosa Luxemburg mit Noske auf eine Stufe stellen oder Renée Sintenis mit den Meistern der Siegesallee. Der Fall wird verschärft durch eine Zeichnung von Dolbin, die den gütigen, geistigen Menschen Helene Stöcker etwa so zeigt, wie Rosa Valetti sich als Frau Warren aufmacht. War Dolbin gleichfalls falsch informiert? Möglich; vielleicht aber bewährte sich hier einfach der erfolgreichste Verzeichner des Landes. (Arnheim hat vor einiger Zeit, in der ‚Weltbühne', Endgültiges über den Mann gesagt.) Wir, die wir stolz darauf sind, Helene Stöcker in unserm Führerkreise zu sehn, fühlen uns verletzt durch soviel Entstellung; uns will scheinen, daß die private Entschuldigung des Dichters den öffentlichen Schimpf nicht annulliert, und daß sie die Redaktion selbst dann nicht entlasten würde, wenn sie verzichtet hätte, sie zu belasten."

**Zeitschriftenleser.** Die Nazis haben ein Witzblatt herausgebracht. Sie hätten doch schon ihren ‚Völkischen Beobachter'? Nun, sie möchten gern, daß man auch dann über sie lacht, wenn sie das nicht wollen. Also ein Witzblatt. Und was ist herausgekommen? Eine dumm-dreiste Kopie des ‚Simplicissimus'. Weiter ist ihnen nichts eingefallen. Aufmachung, Satzspiegel, Druckanordnung — alles wie beim Vorbild. Und dies ist eine Allegorie: sie haben nichts, sie sind nichts, nichts als Original-Kopisten.

**SPD-Mann.** Ihr habt den Wehretat mit patriotischem Aplomb bewilligt. Was habt ihr nun davon? Nichts. Und was ist also eure Partei? Seltner Fall: ein Judas ohne Silberlinge.

**Leser im Ausland.** Herr Hans Kaempfer, Berlin-Charlottenburg 5, Witzleben Straße 12 a, hat den Wunsch, mit Weltbühnenlesern in Ausland und Übersee zu korrespondieren.

**Kabarettbesucher.** Vergessen Sie nicht, sich das neue Programm der Katakombe anzusehn. Da gibt es kaum eine leere Stelle. Was auf der Welt und in Berlin so passiert, das muß herhalten und wird seiner eingebildeten Würde entkleidet. Es ist lustig, ohne albern zu sein, und es ist satirisch, ohne plump zu sein. Sie werden dies nicht

häufig finden. Und wenn Ihnen nichts gefällt, Werner Finck, der Conferencier, wird Ihnen sicher gefallen. Und da haben die sich nun vorgenommen, sich an der Einrichtung „Tag des Buches" zu reiben. Max Kolpe schrieb den Text und Annemarie Haase trug es vor, aufgetakelt als Frau Courths-Mahler aus den neunziger Jahren. In diesem Chanson nun erzählt Frau Courths-Mahler, wie ungerecht sie doch behandelt werde; sie fragt, warum die Tonfilmfabrikanten sich nicht direkt an sie wenden, denn die Stoffe der Tonfilme könnten grade so gut von ihr sein. Achselzuckend spricht sie: „Und das hat mit ihrem Geschmiere die Thea von Harbou getan". Aber das Katakombenvolk hatte nicht damit gerechnet, daß es auch noch Männer gibt, die die Ehre ihrer Frauen wahrzunehmen wissen. Herrn Fritz Lang war das bevorstehende Attentat auf seine Frau zu Ohren gekommen und monokelklirrend begab er sich vor der Pressevorstellung auf die Bühne und machte Fräulein Haase eine Szene, drohend, er werde „die ganze Bude kurz und klein schlagen". Nervös, in Premierenstimmung, gab man nach und verwandelte „Frau von Harbou" in „Die Gartenlaube". Ein Unterschied zwischen beiden läßt sich zwar nicht feststellen, trotzdem hätte man es nicht tun sollen. Wir müssen uns schon die Bevormundung durch die staatliche Filmzensur des Herrn Seeger gefallen lassen. Wie kommt Herr Lang dazu, uns seine Privatzensur aufzuzwingen? Wer schreibt, hat sich Kritik, hat sich Satire gefallen zu lassen. Wenn das Ehepaar Lang-von Harbou in Paris lebte, würde es noch ganz anders vorgenommen werden. Denn dort haben die Kabaretts keinen solchen Respekt vor den Größen des Marktes, der ja meistens nur der Markt der Eitelkeit ist. Herr Lang scheint bei Hugenberg in die Schule gegangen zu sein, das Ufa-Milieu färbt ab. Sein Verlangen ist eine törichte Anmaßung. Eine gute Satire hervorzurufen, ist die einzige vernünftige Bestimmung, die die Romane der Frau von Harbou haben können.

**Ratsuchender.** Sie wollen, daß die kommunistische Presse in Ihrer Heimatstadt verboten wird? Erschießen Sie doch einen Kommunisten!

---

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

**den Abonnementsbetrag für das II. Vierteljahr 1931**

einzuzahlen, da am 10. April die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

---

**Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.**

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto. Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg. Kantstr. 112

# Katholische Diktatur von Carl v. Ossietzky

## Was bedeutet die Notverordnung?

Die Notverordnung der Reichsregierung vom 28. März soll nach den Erläuterungen der republikanischen Presse eine Abwehrmaßnahme gegen den wachsenden Terror des Nationalsozialismus sein. Sie soll die Prediger der Gewalt und der Gesetzesverachtung in der Presse und auf der Rednertribüne ebenso treffen wie die kleinen namenlosen Bravi, die im nächtlichen Dunkel mit Knüppel und Revolver die empfangene Lehre in blutige Taten umsetzen. Auch wir haben niemals bestritten, daß der Fascismus härter angepackt werden muß. Aber dazu hätten die bestehenden Gesetze, die ja auch nicht von Pappe sind, durchaus genügt. Es wäre ein Unsinn, eine vitale Bewegung, die über Millionen gebietet, in die Katakomben zu treiben und ihr eine Heimlichkeit aufzunötigen, in der die konspirativen Instinkte sich erst recht entwickeln können. Wir würden gegen eine lex Hitler sein, auch wenn wir glaubten, daß es der Regierung Brüning mit dem Kampf gegen den Fascismus Ernst wäre. Es fehlt in Deutschland wirklich nicht an Gesetzen, um eine staatszerstörende Partei unschädlich zu machen, es hapert nur mit den Exekutivorganen, bei denen Lässigkeit und böser Wille oft die Anwendung der ganzen Schärfe des Gesetzes hindern. Die siebzehn Paragraphen dieser Notverordnung bedeuten eine radikale Außerkraftsetzung von Rede- und Schreibfreiheit, aber sie enthalten nicht eine Silbe über Justizpersonen, die nationalsozialistische Hetzer und Totschläger mit dem blauen Auge davonkommen lassen, und über Beamte, die den Feinden des Staates Vorschub leisten. Zugegeben selbst, daß der Mißbrauch der Versammlungsfreiheit überhand genommen hat, viel ernster ist der Mißbrauch, der mit den alten liberalen Palladien „Unabhängigkeit der Justiz" und „wohlerworbenen Beamtenrechten" getrieben wird. Hier hätte der Hebel angesetzt werden müssen, und zwei kurze Paragraphen hätten dazu genügt. / Statt einige zehntausend reaktionäre Beamte, die sich weigern, ihre Pflicht zu tun, zum Gehorsam anzuhalten, zieht die Regierung Brüning es vor, ein Volk von fünfzig Millionen unter Kuratel zu stellen.

§ 16 der Verordnung lautet: „Die in Artikel 48 Abs. 2 der Reichsverfassung genannten Grundrechte werden für die Geltungsdauer dieser Verordnung in dem zu ihrer Durchführung erforderlichen Umfang außer Kraft gesetzt." Das sind die Artikel 114, 115, 117, 118, 123, 124 und 153. Um ein paar geifernde Agitatorenmäuler zu stopfen, um ein paar zum Schlag erhobene Fäuste aufzuhalten, soll also für ungewisse Zeit aufgehoben sein

die Unverletzlichkeit der persönlichen Freiheit;
die Unverletzlichkeit der Wohnung;
die Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses;
die Meinungsfreiheit in Wort, Schrift, Druck, Bild;

die Versammlungsfreiheit;
die Vereinsfreiheit;
die Unverletzlichkeit des Eigentums.

Was den letzten Punkt angeht, so kann man allerdings beruhigt sein, denn die Regierung dürfte ihre Vollmacht kaum dazu verwenden, etwa die Montanindustrie zu verstaatlichen oder Kapitalverschieber zu enteignen. Im Gegenteil, es war eine gewiß nicht beabsichtigte Ironie, daß mit diesem Artikel 153 auch sein letzter Absatz suspendiert ist: „Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich Dienst sein für das gemeine Beste."

Alles in allem: ein Willkürregiment in Großfolio. Es können Briefe geöffnet und Telephongespräche abgehört, es können Verhaftungen vorgenommen werden, ohne daß der Arrestant erfährt, warum, und ohne daß er in gesetzmäßiger Frist seinem Richter vorgeführt wird; es kann auf Grund dieser Verordnung die Gründung neuer Parteien untersagt werden. Ein Verteidiger des Ausnahmezustandes, der kasseler Regierungspräsident Doktor Friedensburg, schreibt in der ‚Frankfurter Zeitung': „In bezug auf Versammlungen und Umzüge, das Führen von Waffen und Abzeichen, die Verbreitung von Plakaten und Flugblättern, sogar in bezug auf die politischen Ausführungen der Presse erhalten die Polizeibehörden so weitgehende Vollmachten, daß praktisch jede erdenkliche polizeiwidrige Betätigung verhindert werden kann." Wir könnten dem Herrn Verfasser durchaus beipflichten, wenn er statt „jede erdenkliche polizeiwidrige Betätigung" geschrieben hätte: „jede unerwünschte politische Betätigung." Bei den offenen konservativen und sozialreaktionären Tendenzen der Regierung Brüning, in der schließlich auch Herr Treviranus sitzt und Herr Schiele, der „das ganze System am liebsten zum Teufel jagen" möchte, und Herr Groener, der schon eine neue Verordnung ankündigt gegen die Leute, die ihm in seine militärischen Geheimnisse hineinmuddeln, ist anzunehmen, daß das Ausnahmegesetz den Oppositionellen von links schrecklicher werden wird als denen von rechts. Kommunisten, Linkssozialisten, Pazifisten, unabhängige Republikaner, streikende Arbeiter, verzweifelte Arbeitslose, sie alle stehen jetzt außerhalb des Gesetzes. Man muß in der Geschichte weit zurückgehen, um außerhalb des Kriegszustandes auf eine so rigorose Aufhebung aller verfassungsmäßigen Garantien zu stoßen. Man muß schon zurückgehen auf die berüchtigten Ordonnanzen des Ministeriums Polignac vom 26. Juli 1830, die das Volk von Paris zwei Tage später mit der revolutionären Erhebung, mit der Julirevolution beantwortete. Die Ordonnanzen des republikanischen Hindenburgministers Brüning sind nicht minder einschneidend als die des ultrakonservativen Bourbonenministers Polignac, aber der Applomb ist geringer. Die Sozialdemokraten zucken die Achseln und erklären, daß man zur Bekämpfung der fascistischen Gefahr halt Opfer bringen muß, und insgeheim hoffen sie dabei auch noch auf größtmögliche Schädigung der kommunistischen Konkurrenz. Die Liberalen ... lassen wir das! Sie schwingen sich kaum noch zu Verwah-

rungen auf gegen Film- und Kunstzensur, gegen Eingriffe in die ästhetische Domäne, die letzte ihnen verbliebene.

Diese Notverordnung ist nach Gesetz und Recht unzulässig. Die März-Ordonnanzen der Regierung Brüning bedeuten eine Verletzung der Verfassung und eine Mißachtung des Parlaments. Hätte diese Volksvertretung nur einen Bruchteil von dem Selbstbewußtsein der englischen, von der demokratischen Wachsamkeit der französischen, sie wäre augenblicklich wieder zusammengetreten, um der Regierung eine Diktatur aus der Hand zu schlagen, die sie wie zum Hohne, vierundzwanzig Stunden nach der Vertagung des Parlaments verkündet. Der Reichstag, der sich das widerspruchslos gefallen läßt, degradiert sich selbst zu einem würdelosen Figurantentum. Die Parlamentarier werden Beamte, die das Volk zum Zwecke des Jasagens wählt und die die Regierung mit einem Freibillett nach Hause schickt, wenn die wirklichen Aufgaben der Volksvertretung erst beginnen. In dem einen Jahre seiner Kanzlerschaft hat Herr Brüning die republikanischen Parteien durch Einschüchterung genötigt, eine Position nach der andern preiszugeben. Mit dem ihr eignen goldenen Humor schreibt die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung' dem davonschleichenden Reichstag ins Poesiealbum: „Wenn die Weimarer Verfassung wenige Vorzüge besitzt, so doch offenbar den einen, die Möglichkeit der Korrektur für Exzesse der Freiheit zu bieten." Kleiner Schäker, wann hätte diese Demokratie jemals freiheitlich excediert? Die Herren Republikaner haben das Recht, sich selbst zu korrigieren, nicht grade sehr zurückhaltend angewendet. Jetzt haben sie auch das Herrn Brüning überlassen, und man muß sagen, sie sparen nicht mit Dankesbezeugungen, weil er sie nicht gleich ganz abschlachtet, sondern sie einstweilen nur zu päpstlichen Sängern korrigiert.

### Großreinemachen bei Hitler

Es ist ein besonders arroganter Witz des Schicksals, daß ein paar Tage nach Erlaß der März-Ordonnanzen schon ein Erreignis eintritt, durch das die Partei, gegen die sie sich angeblich richten, erheblich geschwächt, zum mindestens aber an Gestalt und Gesicht verändert wird. Wenn es dem Kanzler nur um die Bekämpfung der Nationalsozialisten zu tun wäre, so könnte er das Ausnahmegesetz ohne Gewissensnöte heute aufheben, denn es wird die Auseinandersetzung auf der Rechten eher stören als fördern. Einerlei, wie hoch man den ja nicht seit gestern bestehenden Führerkonflikt in der Nationalsozialistischen Partei einschätzt, ihre revolutionäre Stoßkraft ist erschüttert, sie kann nicht marschieren, ehe sie sich nicht wieder innerlich geordnet hat.

Schon kurz vor den Wahlen gab es zwischen der Reichsparteileitung und den berliner S.A.-Leuten beträchtliche Differenzen, die damals zu einer zackigen S.A.-Attacke auf das Stabsquartier in der Hedemann-Straße führten. Hauptmann Stennes, der berliner Leiter, ein robuster kleinhirniger Condottiere, dessen Name mit der dunklen Geschichte der Hundertschaft z. b. V. verbunden bleibt, muckte auf, weil er kein

Reichstagsmandat abbekommen hatte. Den ersten Aufruhr dämpfte Hitler durch ein Kompromiß, doch schon damals wurde von der Sezessionsgruppe Otto Strassers gesagt, daß der Allerhöchste Adolf nur darauf warte, mit den Landsknechten ganz Schluß zu machen.

Deshalb scheint es auch jetzt zweifelhaft zu sein, ob wir es hier mit einer von Herrn Stennes inszenierten Revolte zu tun haben oder mit einer von München bewußt herbeigeführten Abstoßung von Elementen, deren revolutionärer Ludergeruch geeignet ist, die Bank- und Industrieverbindungen der Großkopfeten auf die Dauer zu stören. Das zu untersuchen, soll nicht unsre Sorge sein, bei dem erblichen deutschen Talent für die Analysis von Schuldfragen, werden sich dafür schon genügend Spezialisten finden, es berührt uns auch wenig, ob die Partei mit der Ausmerzung ihrer Totschlägerabteilungen nicht ein gutes Stück ihrer Anziehungskraft verliert. Als wichtigste politische Folge müssen wir zunächst betrachten, daß es einer Nationalsozialistischen Partei, die auf ihre Gurgelabschneider verzichtet, leichter hat, den Schein von braver Legalität zu wahren. Man darf auch in diesem Zusammenhang nicht vergessen, daß Hitler schon im Sommer 1929 die holsteinischen Pulververschwörer rückhaltlos preisgegeben hat. Die neue Notverordnung schützt nicht so sehr das Haus der Republik wie das Braune Palais in München, sie schützt Hitler vor den Abgefallenen, vor der Demolierung durch Rebellen. Hat er nicht selbst sofort zur sorgfältigen Beachtung der Notverordnung aufgefordert? Bald wird er fest auf ihrem Boden stehen, die von sozialrevolutionären Keimen gereinigte N.S.D.A.P. wird im Herbst in den Reichstag zurückfinden und etwas später an die Seite der Regierung Brüning. Das aber würde zu einer neuen Verlegung des parlamentarischen Schwerpunktes führen, die Sozialdemokraten überflüssig machen. Begreifst du das, lieber ‚Vorwärts'?

## Ein katholischer Staatsmann

Am 19. August 1930 erschien in der ‚Germania', dem berliner Zentrumsorgan, ein Artikel des bekannten Jesuitenpaters Professor Friedrich Muckermann, der damals, mitten im Wahlkampf, mit Recht alarmierend wirkte. Herr Professor Muckermann kennzeichnete darin mit bewundernswerter Schärfe den Krisenzustand der Demokratie; besseres ist in diesem ganzen geistig so niedrig stehenden Wahlkampf nicht geschrieben worden: „Es wird entweder ein arbeitsfähiges Parlament geben oder das letzte Parlament der Weimarer Zeit sein. Es wird sich entscheiden, ob die Anwendung des Artikels 48 in die Aera eines erneuerten Parlamentarismus hinein- oder aber aus der Aera eines heruntergewirtschafteten Parlamentarismus überhaupt herausführt. Wir wollen jetzt die Frage nicht untersuchen, was letzte Verantwortung vor dem Volk von einem Reichskanzler verlangt, der auch das jetzt zu wählende Parlament wieder nach Hause schicken müßte. Wir wollen für diesen Fall nur bemerken, daß die christliche Moral nicht bloß dazu da ist, um ein fait accompli, das ihre Gegner machen, hin-

terher gutzuheißen, sondern daß sie auch dem katholischen Staatsmann die Möglichkeit gibt, unter gewissen Bedingungen ein fait accompli zu schaffen."

Als wir kurz nach dem 14. September an diesen sehr wichtigen Artikel erinnerten, verwahrte sich Herr Professor Muckermann brieflich dagegen, daß er der Diktatur das Wort habe reden wollen, sein Artikel wäre nur im Interesse der Demokratie gedacht gewesen. Wir hatten nicht vor, Herrn Professor Muckermann, dessen guter Glaube über jedem Zweifel steht, etwas andres zu unterstellen. Die Schwierigkeiten liegen jedoch darin, daß es bei der Diktatur nicht auf den guten Willen ankommt, sie nicht zu mißbrauchen. Die Diktatur hat ihre eignen Gesetze, sie steht vor allem unter dem Zwang, alle neuen Fragen, die während ihrer Dauer auftauchen, auch wieder diktatorisch zu lösen; und wenn sie endlich, erdrückt von Verantwortung, festgefahren in Widersprüchen, ihre Befugnisse wieder abgeben möchte, dann stellt es sich meistens heraus, daß sie im Laufe ihrer Geschäftsführung die verfassungsmäßigen Instanzen so ganz nebenbei mit umgebracht hat, und statt der Konstitution folgt nur ein neuer Diktator. Aber sonst hat Herr Muckermann erschütternd recht behalten. Herr Brüning regiert nur noch mit dem fait accompli. Er benutzt den Reichstag nur noch als verfassungsmäßiges Dekorum, er benutzt ihn nur insoweit, um dem Ausland zu beweisen, daß der Etat in parlamentarischer Weise verabschiedet wird. Aber sobald die Deputierten aus dem Hause sind, ist das neue fait accompli da. Ob der Herr Reichskanzler sich dabei allerdings ausschließlich an die Möglichkeiten der christlichen Moral hält, möchten wir im Interesse des Christentums lieber ununtersucht lassen, andrerseits ist sein geschicktes Manövrieren nicht groß genug, um dem politischen Immoralismus des florentiner Heiden Macchiavelli Ehre zu machen. Aber als eines erweist sich Herr Brüning in immer stärkerm Maße: als der katholische Staatsmann, dem die Interessen des Katholizismus über alle andern gehen. Vor Jahresfrist, bei seinem Amtsantritt, erschien der Kanzler als ein gemäßigter Nationalist und Konservativer, der den Apparat der demokratischen Republik nur mit innerm Horror anwandte, dann als der trockene wortkarge Vollstrecker der programmatischen Forderungen des Großkapitals. Heute steht er ganz als der erwählte Mann der Katholischen Partei da, seine Diktatur dient vornehmlich der katholischen Kirche. Sie ist die katholische Diktatur sans phrase.

### Kulturkampf

Es hat kürzlich einiges Staunen erregt, als der Reichsminister Doktor Wirth in einer Parlamentsrede wiederholt von einer gemeinsamen Bedrohung Deutschlands durch Nationalsozialismus und Kommunismus sprach und die Gefahren der atheistischen Agitation in groben Farben an die Wand pinselte. Das wurde damals als recht merkwürdig betrachtet, denn wer die Machtverhältnisse kennt, der weiß, daß der Fascismus brutalste Gegenwart ist, der Kommunismus dagegen heute keine praktischen Wirkungsmöglichkeiten hat, daß der Terror der

Nationalsozialisten in den verstecktesten deutschen Winkel gedrungen ist, daß dagegen die atheistische Bewegung, und besonders die von Moskau ausgehende „Gottlosen"-Agitation, nur eben die Peripherie des Volkes erfaßt. Erschien schon die Gleichsetzung von Bolschewismus und Hitlertum seltsam, so muß sich die „Gottlosigkeit", von Herrn Wirth auf die dritte der apokalyptischen Mähren gesetzt, noch viel unwahrscheinlicher ausnehmen. Die Notverordnung zieht durchaus die Konsequenz der Rede Joseph Wirths, sie stellt auch die Religion unter den Schutz des Ausnahmegesetzes. Und wenn auch die Nationalsozialisten bisher von den neuen Verordnungen noch nicht viel abbekommen haben, so sind doch schon ein paar Freidenkerversammlungen verboten worden. Die Bischöfe denken nicht daran, die Hakenkreuzler und Wotansjünger umsonst zu exkommunizieren, dafür muß Severing, der in seiner Vergangenheit als Agitator im roten Westfalen wohl auch nicht immer Psalmen gesungen hat, den Genossen, die für Kirchenaustritt sind, in die Parade fahren. Und beschlagnahmt ist auch die kommunistische Zeitschrift ‚Der Rote Aufbau'. Ein symbolischer Akt. Über roten Aufbau darf nicht mehr gesprochen werden, jetzt ist der schwarze Abbau dran.

Der Katholizismus müßte aus seiner langen Erfahrung wissen, daß die Religion gewöhnlich zu kurz kommt, wenn die Büttel des Staates die Leute in die Kirchen treiben oder schützend Quarantäne errichten, wenn eine neue Lehre naht. Die wirkliche Bedrohung der Kirche liegt nicht in einer öffentlichen atheistischen Agitation, sondern in der namen- und gestaltlosen sozialen Erschütterung, die alte Autoritäten und Gemütsbindungen unterhöhlt. Diese Erschütterung von innen heraus hat nichts mit freidenkerischer Propaganda zu tun, sie endet nicht im demonstrativen Unglauben sondern in der kalten Gleichgültigkeit. Es ist eine stille, ungreifbare Auszehrung, die gleiche, unter der jetzt die Sozialdemokratie und die Gewerkschaften leiden. Die Kirche dürfte demgegenüber nicht so töricht sein, in ihr eignes Mittelalter zurückzufallen und eine Krankheit anstatt mit Medikamenten mit exorzierenden Formeln zu bannen versuchen. Die Kirche sollte sich auch endlich daran gewöhnen, in der Freidenkerbewegung etwas andres zu sehen als eine schamlose Dirne, die man am besten an den Pfahl bindet und mit Birkenreisern streicht. Grade in Deutschland hat das Freidenkertum schon lange die historische Stellung der verfallenden evangelischen Kirche bezogen. Das Freidenkertum mit seinen schon starren Formen, mit seinem hahnebüchenen Materialismus ist schon lange eine neue Kirche, ein Sammelpunkt für eine besondere deutsche, zum ewigen Protestieren neigende Geistes- und Seelenveranlagung. Hier gibt es noch Kämpfe für und wider Gott, individuelle Gewissensqualen; ein verdrängtes Theologentum tiftelt an Spitzfindigkeiten und sucht den leeren Raum zu füllen, den der Sturz alter Glaubensvorstellungen hinterlassen hat. Es ist ein Kennzeichen des Menschen von heute, daß er um diesen leeren Raum weiß, ohne deswegen unruhig zu sein, und daß er nicht daran denkt, ihn mit einer ideologischen Zement-

plombe zu füllen. Der Talar des Priesters und der Bratenrock des atheistischen Sonntagspredigers gehören zusammen. Sie beide dienen Gott. Der Eine spendet Weihrauch, der Andre Negation: also Interesse.

Fühlt die Kirche diese geheimnisvolle, körperlose Gewalt des wachsenden Indifferentismus? Bröckelt ihr machtvoller, alter Bau still und ohne laute Katastrophe? Dann ist sie herzlich schlecht beraten, wenn sie, anstatt auf geistige Abwehrmittel zu sinnen, an der physisch faßbaren Person des organisierten Freidenkertums ihre Sanktionen vollstrecken möchte. Grade der deutsche Katholizismus dürfte sich erinnern, wie ausgezeichnet einer geistigen Bewegung ein Kulturkampf von oben bekommt. Will der Katholizismus, der die Schlüsselstellungen der Reichsregierung innehat, gegen seine wirklichen und vermeintlichen Feinde einen Kulturkampf nach bismarckschem Muster entfesseln, so wird die Sache totsicher mit einem andern Canossa enden. Aber diesmal wird es umgekehrt verlaufen, diesmal wird es der Klerus sein, der unten steht. Mag Deutschland auch zeitweilig durch Bolschewisten- und Naziangst noch so sehr durcheinander gewirbelt sein, so ahnungslos ist es doch nicht, als daß es nicht bald erkennen müßte, daß die Regierung zwar Hitler sagt, in Wahrheit aber ihre Vollmacht nur benutzt, um die bescheidenen Überbleibsel geistiger Freiheit zur größern Ehre der katholischen Kirche im Dunkeln abzuwürgen. Mit dem Schlagwort Kulturbolschewismus läßt sich alles abtun, was der religiösen Reaktion verhaßt ist. Mit den Kautschuckbestimmungen der Notverordnung läßt sich ohne viel Aufhebens eine kulturpolitische Bartholomäusnacht gegen die verhaßte moderne Kunst arrangieren. Nackte Machtpolitik kann für eine ausgesprochen religiöse Partei verhängnisvoll enden. Was dem deutschen Katholizismus fehlt, das ist ein wahrhaft christliches Genie, ein neuer Franciscus, der Gott in der leidenden Kreatur sucht und findet. Die Vorsehung hat es indessen anders gewollt. Sie hat ihm keinen Heiligen beschert sondern einen Diktator, Herrn Doktor Brüning.

---

# Duett

**Der Menschenfreund** *von einem Anonymus*

Wenn da irgendwo in Polen
Oder mittenmang de Akropopolis
Jemand Hiebe kriegt auf nackte Sohlen
Oder Rhizinus in Litern, bis
Er sich nicht mehr muckt und nicht bewegt:
Dann is der Tucholsky mächtich uffjeregt.

Aber wenn in Rußland Leninisten
Täglich Hundert stellen an die Wand,
Und ein jeder, der nicht für die Bolschewisten,
Hingeknallt wird in den kühlen Sand,
Wenn die janze kultivierte Jeisteswelt nich helfen kann:
Det jeht den Tucholsky janischt an.

Wenn von Rom aus wird erlassen,
Daß im Bannfluch jede Schweinerei
Und ein jeder bei's Jenick zu fassen,

Bis die Ehe wieder heilig sei,
Weil der Satan nur den Trauring in der Westentasche trägt:
Dann is der Tucholsky mächtich uffjeregt.

Aber wenn in Rußland so ein Luder
Sich verliebte in den roten Freund,
Wenn er schwört ihr: „Ich bin dein Coucheur und Bruder",
Womit jede Nächste ist gemeint,
Wenn sie mit dem schwangern Leibe nirgends Rechte finden kann:
Det jeht den Tucholsky janischt an.

Wenn bei uns die Arbeitslosen
Stille sind von wejen Republik,
Weil die selber nicht gebettet ist auf Rosen.
Wenn die Sowjets immer noch erfochten keinen Sieg,
Wenn man ihren Stern noch nich als deutsche Brosche trägt:
Dann is der Tucholsky mächtig uffjeregt.

Aber wenn da oben hoch im Osten
Man die Kindlein klein mit Bohnenmehl ernährt,
Wenn ein jeder, der nur muckst auf seinem Posten,
Schnell die Treppe rückwärts runterfährt,
Und er wieder bibbernd Schlange stehen kann
(Gott vom Halse — Hoch die Sowjets!)
Das jeht den Tucholsky janischt an.

**Antwort:**

Jeht ma an.
Ick wer Sie mah wat sahrn:
Rußland isn Ding für sich.
Ja, die Leute haben schwer zu trahrn,
ja, det is nich alles sonderlich.
Ja, ick weeß, wat so bekannt is....
Aba, Menschenskind, det Land is
eene Hoffnung.

Ja, die tun sich mechtich schinden.
Alles jeht nach Formelar.
Det die Schwangern keene Hilfe finden,
det is iebrijens nich wahr.
Wie det arbeet! Manches is wien langer
Angsttraum. Sie, det janze Land is schwanger!
Un in Hoffnung.

Erst Jewitter, denn n Rejenbogn.
Keener weeß: wat wittn nu zuletzt?
Aba wat wird jejn die jelogn!
Wat wird jejn die jehetzt!
Bei die andern is et ooch beschmissen.
Rußland is n Mahnruf ant Jewissen.
Mensch, ick kann nich.
Ja, da is so manches Blut jeflossen.
Mensch, ick kann nich.
Mein Sie, unsre KPD-Jenossen
machen mir det Dingrichs leicht?
Die sind schlimma als der Papst, valleicht.
Doch ick weeß in mein Sinn:
alle Proletarier sehn nach hin.
Anjekläfft, jefürcht, umstellt:
det is ehmt für de janze Welt
— nehm Se mirs nich iebel —:
eene Hoffnung.

# Alarmruf aus Oesterreich von Bruno Frei

Es ist ruhig geworden in und um Oesterreich. Keine Regierungskrise, kein Heimwehraufmarsch, kein Kriegsbündnis bewölkt den Frühlingshorizont. Und doch ist es bei dem besondern Charakter des südöstlichen Wetterwinkels von einiger Wichtigkeit zu wissen, um welche Art Ruhe es sich hier handelt. Grabesruhe, Ordnungsruhe oder Ruhe vor dem Sturm? Man hat zu oft den Fehler gemacht, von dem brennenden Oesterreich nur dann Kenntnis zu nehmen, wenn die Flammen aus dem Dach schlagen; das schwelende Glimmen in der Decke verdient mehr Beachtung.

Man muß Dokumentarisches suchen und nicht Ressentiments. Da ist die in der Frankfurter Societätsdruckerei erschienene Broschüre „Alarmruf aus Oesterreich". Sie ist anonym, aber authentisch. Das wehleidige Raunzen, in das dieser Alarmruf eingekleidet ist, muß man abziehen. Nicht was der Verfasser will, ist wichtig, sondern was er weiß. Und das ist nicht wenig. Er schildert kurz den Zusammenbruch der Demokratie, einen Gegenstand, der uns nicht unbekannt ist, um sich um so tiefer in die verschlungenen Seitenstollen der reaktionären Minierarbeit zu vertiefen.

Der Verfasser, den man vielleicht am ehesten in der Umgebung des frühern Landbundministers Schumy suchen müßte, ist überraschend gut informiert. Er erzählt in einem schlichten Nebensatz das Geheimnis, warum es vor dem letzten Wahltag, nachdem Starhemberg und Vaugoin den Putsch bereits angekündigt hatten, doch nicht dazu kam. Das große Geheimnis lautet: „Schließlich wurden die Befehle für den schon so oft angedrohten Marsch der Heimwehr nach Wien ausgeteilt und der Überfall wäre versucht worden, wenn sich nicht Ungarn und Italien diesem Abenteuer energisch widersetzt hätten."

Budapest und Rom haben abgewinkt, weil der Zeitpunkt zu verfrüht war. Der Zeitpunkt des großen Feuers, das angezündet werden soll, kann nicht nach den besondern Bedürfnissen der österreichischen Reaktion, sondern nur nach den allgemeinen Bedürfnissen der internationalen Reaktion bestimmt werden. Der unbekannte Verfasser schildert mit anschaulicher Kleinmalerei, wie Oesterreich im Netz der internationalen fascistischen Allianz nur ein Knotenpunkt ist. Die Kaiserin Zita und Mussolini, Horthy und der Vatikan, sie sind alle ebenso drängende, wie mächtige Interessenten an einem Umsturz in Oesterreich. Neben diesen Interessenten kömmt, so seltsam dies ist, eine zweite Garnitur von weniger drängenden, aber umso mächtigern Interessenten. England „weiß schon lange, daß ... die Grenzziehung zwischen den Nachfolgestaaten fehlerhaft war ... Wenn da ohne viel Krawall durch kluge und ruhige Abmachungen wieder Ordnung gemacht wird, stimmt England gerne zu. Die Wiedervereinigung Oesterreichs mit Ungarn hält es für den ersten Schritt. Die Wiederkehr der Habsburger möge nicht übereilt werden." Und Frankreich? Frankreich ist der Gegenspieler Italiens, aber zugleich bereit, alles seiner Anschlußphobie zu opfern. Das Endziel?

Auch das steht fest: „Wenn der große Zusammenstoß mit den Sowjets unvermeidlich geworden ist, will man wissen, wie der Südosten Europas in den Kalkül gesetzt werden muß."

Dies alles ruft: Alarm! Der Verfasser, ein politischer Romantiker, der zwischen dem Trialismus Franz Ferdinands und der großdeutschen Idee des frankfurter Parlaments hin- und herschwankt, warnt nachdrücklich, die Krise für überwunden zu halten... Weil man im Herbst 1930 aus gewichtigen Gründen nichts Endgültiges wagen wollte, hat man die Restaurationsbestrebungen nicht einfach aufgegeben. Der Heilige Vater hat die Exkaiserin Zita in der Verbannung ermahnt, in christlicher Geduld auszuharren. „Man würde den Starrsinn und die Kraft der Reaktion weit unterschätzen, ja ihr ganzes Wesen überhaupt nicht verstehen, wenn man glaubt, daß sie den Ausgang einer demokratischen Wahl als etwas Entscheidendes angibt." Nun, wir glauben ja das nicht, aber die parlamentarischen Schulmeister wollen nicht aufhören, sich zu Tode zu siegen. Diese Neunmalweisen sind unbelehrbar. Vollends in Oesterreich. Und das ist der zweite Alarmruf.

Die österreichischen Sozialdemokraten haben jetzt alle Ursache, sich über den Undank des Volkes zu beklagen. Sie haben am 9. November so schön gesiegt und statt daß man sie im Triumph auf die Schultern hebt, wirft man mit Steinen auf sie. Am 14. Februar geschah in Wien etwas, was man seit 1918 nicht erlebt hat. Auf der wiener Vertrauensmännerversammlung wurde Otto Bauer niedergeschrien. Wer weiß, eine wie gesiebte Körperschaft von erprobten Betriebsvertrauensmännern diese Versammlung ist, der muß sagen, was hier geschah, bedeutet Alarm! Alarm! Alarm!

Otto Bauer hielt nach bewährter Methode ein tief fundiertes und umfassendes Referat. Der Bauerismus unterscheidet sich vom Marxismus dadurch, daß Karl Marx auf Grund einer Gegenwarts-Analyse die zukünftigen Ereignisse voraussagte, während Bauer die Gegenwartsanalyse benutzt, um die vergangenen Ereignisse zu rechtfertigen. Er beweist mit einem gleichbleibend großen Aufwand von brillanten Antithesen und rhetorischem Feuerwerk, daß es genau so kommen mußte, wie es gekommen ist. Welch eine herrliche Wissenschaft, diese rückwärts gewandte Prophetie!

Nachdem Otto Bauer den Auszug der Nazis aus dem Deutschen Reichstag als den „ersten Sieg über den deutschen Fascismus" genügend gefeiert und die „reichsdeutschen Genossen zu ihrem Erfolg" genügend beglückwünscht hatte, erklärte er den Abgesandten der wiener Betriebe als das Ziel sozialdemokratischer Politik: Man muß Kompromisse schließen! In Zeiten der Krise könne man nicht Forderungen durchsetzen, aber — das war Gipfel und Schluß seiner Ausführungen — diese Krise ist Gott sei Dank keine Krise, sondern nur ein Kriserl. Wörtlich: „Diese Krise dauert sicher länger, als frühere Krisen gedauert haben, aber die Tatsache selbst ist unbestreitbar, daß wieder eine Besserung kommen muß: keinesfalls ist der augenblickliche Zustand der Wirtschaft ein hoffnungsloser Dauerzustand, dem nichts andres mehr folgt. Jede Krise ruft Erscheinungen hervor, die gewissermaßen zwangsläufig zu ihrer

Überwindung führen." Und deshalb: „Das eigentliche Problem der Partei und Gewerkschaften ist, unsre organisatorischen und moralischen Kräfte ungeschwächt zu erhalten, bis die Besserung wieder kommt... Diese schwere Zeit durchzuhalten, ohne daß Kleinmut unsre Reihen schwächt." (‚Arbeiter-Zeitung', 15. Februar.)

Aber da geschah etwas Unerwartetes, ja noch nie Dagewesenes. Die Vertreter der Betriebe schrien Otto Bauer nieder. Wenn von Kleinmut gesprochen werde, so sei er nicht in den Reihen der Arbeiter, sondern in denen der Führer zu finden. „Schuld an der Hoffnungslosigkeit, von der Bauer spricht, ist nicht die Wirtschaftskrise, sondern die Kompromißtaktik des Parteivorstandes... Wir können die Stimmung in den Betrieben immer schwerer im Zaum halten. Der Parteivorstand scheint keine Ahnung davon zu haben, wenn er die Situation retten will, so muß er die Wünsche der Arbeiter berücksichtigen." (Hartmann, Krankenhausangestellten-Obmann.) Ein Andrer: „Marx schrieb, daß der Kapitalismus sich einmal selbst seine Basis zerstört, ich glaube, daß es heute so weit ist." (Koberer, Siemens-Halske.) Und so ging es weiter. Der Sturm war nicht einzudämmen und der übliche Antrag auf Schluß der Debatte wurde abgelehnt. Die Diskussion mußte am nächsten Tage fortgesetzt werden. Sie wurde nicht sanfter, sondern schärfer. Die Ausweglosigkeit innerhalb des Kapitalismus wurde von den Arbeitern klar erkannt. „In Rußland hat die Arbeiterschaft ein bestimmtes Ziel. Die Arbeiter dort wissen, daß sie noch fünf oder zehn Jahre hart arbeiten müssen, um ihr Ziel zu erreichen. Wir aber haben heute kein Ziel, wir wissen nicht, wofür wir arbeiten." (Leber, Firma Polanski.) Immer wieder der Hinweis auf Rußland, immer wieder die Überzeugung, der Kapitalismus sei am Ende seines Lateins, immer wieder die Beteuerung fieberhafter Kampfbereitschaft gegen den Fascismus, immer wieder die Beschwörung, keinerlei Kompromisse mehr und schließlich der verzweifelte Ausruf des Ziegeleiarbeiters Charwat: „Uns bleibt nichts andres übrig, als Bolschewiken zu werden."

Das ist der zweite Alarmruf aus Oesterreich. Sprach Otto Bauer nach der Wahl vom 9. November von der „Marneschlacht des österreichischen Fascismus", so kann man nach dieser Debatte auf der wiener Vertrauensmännerversammlung viel eher von einer Marneschlacht der österreichischen Sozialdemokratie sprechen.

Der unbekannte Verfasser des ‚Alarmrufs' erinnert an den alten Stoßseufzer des nationalliberalen Bürgers: „Gott schwäche, aber erhalte die Sozialdemokratie, wer weiß, ob wir sie nicht noch einmal brauchen." Wir fürchten sehr, daß es dazu fast zu spät ist.

---

# Zu dieser Notverordnung

Eine Revolution ist ein Unglück, aber ein noch größeres Unglück ist eine verunglückte Revolution.

*Heine*

# Voruntersuchung in Stuttgart von Alfred Apfel

*Haftbefehl*

1. Die am 26. 2. 1900 zu Heidenheim geb. in Stuttgart, Relenbergstraße 12, wohnh. verh. Ärztin
   Dr. med. Else Jacobowitz, geb. Kienle;
2. der am 23. 12. 1888 in Neuwied a. Rh. geb. in Stuttgart, Zeppelinstraße 43, wohnh. Arzt und Schriftsteller
   Dr. med. Friedrich Wolf,
   sind zur Untersuchungshaft zu bringen.

Sie werden beschuldigt, sie haben in bewußtem und gewolltem Zusammenwirken, sonach gemeinschaftlich je in der Absicht aus der wiederholten Begehung der Straftat eine dauernde Einnahmequelle zu verschaffen, also gewerbsmäßig die Frucht durch Abtreibung getötet, indem die Angesch. Jacobowitz in ihrer Klinik in Stuttgart in den Jahren 1928 bis 1931 bei mindestens 100 Frauenspersonen durch künstlichen Eingriff den Abgang der Frucht gegen Bezahlung herbeigeführt hat, indem der Angesch. Wolf, an welchen sich die meisten der betreffenden Frauenspersonen vorher um Rat gewandt hatten, dieselben der Jacobowitz zum Zweck der Abtreibung zugeführt hat,

je ein Verbrechen der gewerbsmäßigen, gemeinschaftlichen Abtreibung S. der §§ 218 Abs. 2 u. 4, 47 StGB.

Die Angeschuldigten sind dieser Straftat dringend verdächtig. Bei der Höhe der zu erwartenden Strafe und da ein Verbrechen den Gegenstand der Untersuchung bildet, sind die Angesch. auch fluchtverdächtig. Nach dem bisherigen Verhalten der Angesch. Jacobowitz besteht außerdem die Gefahr der Verabredung zwischen den beiden Angesch. und den bisher noch nicht vernommenen oben erwähnten Frauenspersonen.

Gegen diesen Haftbefehl ist das Rechtsmittel der Beschwerde oder Antrag auf mündliche Verhandlung zulässig.

Stuttgart, den 19. Februar 1931.

Der Untersuchungsrichter VI bei dem Landgericht.

Landgerichtsrat:

gez. Häusermann.

25. Februar 1931.

In der Voruntersuchungssache gegen Dr. Else Jacobowitz u. 1 Gen. wegen Abtreibung wird der gegen den Angesch. Wolf erlassene Haftbefehl vom 19. Februar 1931, soweit er auf Verabredungsgefahr gegründet ist, mit Zustimmung der Staatsanwaltschaft aufgehoben. Soweit der Haftbefehl auf Fluchtverdacht gestützt ist, wird er auch gegen den Angesch. Wolf aufrecht erhalten, jedoch mit Zustimmung der Staatsanwaltschaft beschlossen, den Angesch. Wolf gegen Leistung einer Sicherheit von 25 000 RM. (fünfundzwanzigtausend RM.) mit der weitern Untersuchungshaft zu verschonen.

Landgerichtsrat:

gez. Häusermann.

26. Februar.

Doktor Wolf erklärt, angesichts der Höhe der geforderten Kaution im Gefängnis zu verbleiben.

27. Februar.

Landgericht Stuttgart.

***Beschluß***

In der Voruntersuchung gegen

1. Dr. med. Else Jacobowitz,
2. Dr. med. Friedrich Wolf,

beide zurzeit in Untersuchungshaft im Amtsgerichtsgefängnis Stuttgart I wegen gemeinschaftlicher gewerbsmäßiger Abtreibung hat der Untersuchungsrichter VI beim Landgericht Stuttgart in der Sitzung vom 27. Februar 1931, an welcher teilgenommen haben:

Landgerichtsrat Häusermann, als Vorsitzender,
Erster Staatsanwalt Backmeister und
Staatsanwalt Dr. Hagedorn,
als Beamter der Staatsanwaltschaft,
Just.-Sekr. Osswald,
als Urkundsbeamter der Geschäftsstelle

für Recht erkannt:

Der gegen die Angeschuldigte Jacobowitz erlassene Haftbefehl vom 19. Februar 1931 wird in vollem Umfang aufrecht erhalten.

Bezüglich des Angeschuldigten Wolf behält es bei dem am 25. Februar 1931 ergangenen Beschluß mit der Maßgabe sein Bewenden, daß die von ihm zu leistende Sicherheit auf 10 000 RM. (Zehntausend Reichsmark) herabgesetzt wird.

Der Fluchtverdacht wird bezüglich Doktor Wolf wie folgt begründet:

Bei dem Angesch. Wolf kommt ferner in Betracht, daß er nach den eignen Ausführungen seines Verteidigers RA Elsas über gewisse Beziehungen nach Rußland verfügt, die ihm eine Flucht dorthin erleichtern können.

Bezüglich Frau Doktor Kienle heißt es:

Auch die Angesch. Jacobowitz ist verheiratet. Sie hat jedoch keine eignen Kinder und trägt sich nach ihrer eignen Aussage zurzeit mit dem Gedanken, sich von ihrem in Berlin lebenden Mann scheiden zu lassen.

Im Termin wird ein „vorläufiges" Gutachten des Gerichtsarztes Obermedizinalrat Schmidt zur Kenntnis gebracht, wonach etwa 320 Fälle suspekt seien.

7. März.

Communiqué der württembergischen Ärztekammer, daß die Beschlüsse der Ärzteorganisation aus dem Jahr 1925, die die Mitberücksichtigung der sozialen Indikation verwarfen, maßgebend sein müßten.

17. März.

Communiqué der gerichtlichen Pressestelle, wonach die Zahl der gesetzwidrigen Eingriffe etwa 160 bis 180 betrage.

Androhung des Hungerstreiks durch Frau Doktor Kienle.

19. März.

Schriftliche Äußerung der Pressestelle: Die Androhung sei nicht ernst zu nehmen, da Frau Doktor Kienle sich täglich Essen holen lasse.

Mündliche Äußerung: Frau Doktor Kienle habe nicht den Charakter, eine solche Maßnahme durchzuführen.

21. März.

Frau Doktor Kienle beginnt mit dem Hungerstreik.

Erklärung der Frau Doktor Kienle und des Doktor Friedrich Wolf, daß sie, solange Frau Doktor Kienle verhaftet sei, keine weitern Aussagen gegenüber dem Untersuchungsrichter machen würden.

24. März.

Beschluß der ersten Strafkammer Stuttgart:

In der Voruntersuchungssache gegen die stuttgarter Ärzte
1. Dr. med. Else Jacobowitz-Kienle u.
2. Dr. med. Friedrich Wolf,
wird die von den Verteidigern eingelegte Haftbeschwerde auf Kosten beider Angeschuldigten als unbegründet verworfen.

Der Antrag der Verteidiger, gegen Leistung einer Sicherheit die Angeschuldigte Frau Dr. Jacobowitz-Kienle mit der weitern Untersuchungshaft zu verschonen, wird abgelehnt.

Der Beschluß stellte fest, daß 19 Fälle suspekt seien. Wolf wird nur noch der Beihilfe (nicht mehr, wie bisher, der Mittäterschaft) bezichtigt.

Honorare seien mäßig berechnet gewesen. Weiter:

Dieser Fluchtverdacht wird aber überdies verstärkt durch die Tatsache, daß hinter den Angeschuldigten eine große, auf Abschaffung bzw. Milderung des § 218 StGB. gerichtete Volksbewegung steht, von der ihnen zweifellos genügende Mittel zu einer Flucht zur Verfügung gestellt werden würden.

Vier stuttgarter Ärzte stellen, gleichzeitig im Namen andrer Kollegen, die Behauptung auf, daß die gemischte Indikation in Stuttgart von den Kliniken und übrigen praktischen Ärzten anerkannt und angewendet werde.

26. März.

Der Oberstaatsanwalt behauptet Dies sei ein Fall wie viele andre Fälle auch.

Frau Doktor Kienle läßt sich weder durch eine Salamiwurst, die nachts, von langer Schnur getragen, an ihr Fenster pocht, noch von Schnitzeln und andern Nahrungsmitteln, die Freundeshand in Blumenstöcken vergraben hatte, bewegen, Nahrung zu sich zu nehmen.

27. März.

Der Gerichtsarzt erklärt, daß sie gesund sei und noch vierzehn Tage durchhalten könne.

Verbreitung dieses Gutachtens durch die Pressestelle. Zwei Stunden darauf verfällt Frau Doktor Kienle in eine lange Ohnmacht. Der Gerichtsarzt muß feststellen, daß sie schwach und elend ist. Das benutzt der Gefängnisvorstand, um ihn zu bitten, die Überführung in ein Krankenhaus anzuordnen. Man ist dann den unbequemen Fall los.

Frau Doktor Kienle erklärt, daß sie keinen Schritt ohne ihre Verteidiger tue. „Ausgeschlossen!" lautet das Votum.

Die Verteidiger vertreten den Standpunkt, daß Frau Doktor Kienle sofort zu entlassen ist; der Gefängnisvorstand tobt, er behauptet, daß die Verteidigung ihm Unannehmlichkeiten macht. Er muß belehrt werden, daß wir nicht seine Verteidigung führen. Wir ersuchen, den Untersuchungsrichter herbei-

zuholen. Dieser kommt. Er lehnt es ab, die Überführung ins Krankenhaus rückgängig zu machen. Wir fordern ihn auf, mit dem Oberstaatsanwalt schleunigst Fühlung zwecks Haftentlassung zu nehmen. Lange telephonische Unterredung zwischen beiden. Der Oberstaatsanwalt kann sich am Abend nicht mehr entscheiden. Beschwerde eines der beteiligten Beamten: Schon drei Stunden stehe er da, er habe in dieser Zeit doch andres erledigen können. Antwort der Frau Kienle: Sie warte bereits sechs Wochen darauf, ihre Praxis wieder auszuüben.

Zwischendurch macht Frau Kienle ihr Testament. Zwei Gefängnisbeamte fungieren als Zeugen.

28. März.

Frau Kienle wird entlassen.

Beschluß des Untersuchungsrichters VI beim Landgericht Stuttgart vom 28. März:

In der Voruntersuchung gegen Frau Dr. med. Else Jacobowitz, zurzeit in Untersuchungshaft, und 1 Gen. wegen gewerbsmäßiger Abtreibung wird im Einverständnis mit der Staatsanwaltschaft im Hinblick auf das ärztliche Zeugnis des Herrn Gerichtsarztes, die Vollstreckung des Haftbefehls vom 19. Februar 1931 gegen die Angesch. Jacobowitz ausgesetzt und deren sofortige Freilassung verfügt.

Landgerichtsrat:

gez. Häusermann.

Die Pressestelle gibt im Gegensatz hierzu nachstehendes Communiqué heraus, das den Anschein erweckt, als ob der Haftbefehl aufgehoben worden sei.

Frau Dr. Kienle ist im Hungerstreik verblieben. Die inzwischen unablässig fortgesetzten Ermittelungen lassen eine fernere Verdunkelungsgefahr nicht mehr als begründet erscheinen. Deshalb hat die Untersuchungsbehörde von ihrer gesetzlichen Befugnis, die Zwangsernährung durchzuführen, keinen Gebrauch gemacht. Frau Dr. Kienle ist im Hinblick auf das Gutachten des Gerichtsarztes, der bei ihrem derzeitigen, durch den Hungerstreik verursachten Schwächezustand die weitere Haftfähigkeit ernstlich bezweifelt, aus der Haft entlassen worden. Von einem Leiden, das Frau Kienle während ihres Hungerstreiks befallen haben soll, ist keine Rede.

29. März.

Kapitulation der württembergischen Ärztekammer, die nunmehr folgende Entschließung faßt:

Die Württembergische Ärztekammer geht davon aus, daß die notwendige Änderung des § 218 in erster Linie getragen sein muß von der Fürsorge für die Gesunderhaltung der betroffenen Frauen. Sie anerkennt einstimmig die Notwendigkeit der Berücksichtigung der wirtschaftlichen Lage beim Vorliegen der medizinischen Indikation für die Unterbrechung der Schwangerschaft. Sie ist nach wie vor der Überzeugung, daß rein wirtschaftliche Gründe bei einer körperlich und geistig gesunden Frau vom ärztlichen Standpunkt aus zur Unterbrechung der Schwangerschaft nicht genügen. Die Ärztekammer hält eine Erweiterung der Fürsorge für die Schwangeren und eine ausreichende Bevorzugung kinderreicher Familien für erforderlich. Sie erwartet, daß die von der ärztlichen Standesvertretung schon längst für notwendig erachtete und empfohlene Milderung des § 218 unabhängig von der Reform des gesamten Strafgesetzbuches sofort durchgeführt wird. Eine geheime Abstimmung in wissenschaftlichen Fragen betrachtet die württembergische Ärztekammer als unangemessen und zwecklos.

# Bauern, Bonzen und Bomben von Ignaz Wrobel

> Wer, um sich oder einem Dritten einen rechtswidrigen Vermögensvorteil zu verschaffen, einen andern durch Gewalt oder Drohung zu einer Handlung, Duldung oder Unterlassung nötigt ...
>
> *§ 253 StGB.*

Ein politisches Lehrbuch der Fauna Germanica, wie man es sich nicht besser wünschen kann:

„Bauern, Bonzen und Bomben" von Hans Fallada (erschienen bei Ernst Rowohlt in Berlin). Bevor wir ins Thema steigen: das Buch hat ein gotteslästerlich schlechtes Satzbild. Wie sieht denn nur die Seite aus? Ich habe immer gelernt, der weiße Rand müsse sich nach der Innenseite des Buches hin verbreitern — dies Satzbild ist aber gar nicht schön. Rowohlt, Sie sind doch sonst nicht so? Jetzt gehts los.

Falladas Buch ist die beste Schilderung der deutschen Kleinstadt, die mir in den letzten Jahren bekannt geworden ist. Der Verfasser hat einen Bauernroman schreiben wollen — wohl anknüpfend an die Vorgänge in Neumünster in Holstein, wo Bauernführer im Sinne Klaus Heims und, unabhängig von ihm, die Nationalsozialisten die vorhandene Unzufriedenheit der Bauern benutzten, um gegen das, was sie die Republik nennen, vorzugehen. „Die Gestalten des Romans", steht im Vorwort, „sind keine Photographien, sie sind Versuche, Menschengesichter unter Verzicht auf billige Ähnlichkeit sichtbar zu machen. Bei der Wiedergabe der Atmosphäre, des Parteihaders, des Kampfes aller gegen alle ist höchste Naturtreue erstrebt. Meine kleine Stadt steht für tausend andere und für jede große auch."

Die Bauern nun sind in diesem Roman eine dunkle, anonyme Masse — die paar Typen, die herausgegriffen werden, sind viel blasser als die Bewohner der kleinen Stadt Altholm; und von den wirtschaftlichen Gründen bäurischer Notlage wird so gut wie nichts gesagt. Einmal ist das heikle Thema, daß die Bauern vielleicht intensiver wirtschaften sollten, um sich gegen die ausländische Konkurrenz anders als mit Schutzzöllen zu behaupten, leise angeschlagen; kein Wort davon, daß die Verdienste, die der Bauernschaft durch die Inflation in den Schoß gefallen sind, sie damals für lange Zeit hätten schuldenfrei machen können, es war jene Zeit, wo die Ledersessel und die Klaviere in die Bauernhäuser transportiert wurden. Und wo stehn die Bauern heute ... also davon ist in dem Buch wenig zu spüren. Den Bauern gehts eben schlecht — und nun revoltieren sie.

Das tun sie auf eine recht merkwürdige Weise.

Die dem Altdeutschen entlehnten romantischen Formen des armen Konrad wirken wie aufgeklebt. „Bauern Pommerns, habt ihr darüber hinaus schuldig gefunden die ganze Stadt Altholm mit allem, was darin lebt, so sprecht: sie ist schuldig! — Ankläger, welche Strafe beantragst du gegen die Stadt Altholm?" Das ist tragische Oper, Film und Neuruppiner Bilder-

bogen. Sicherlich wird auf diesen Things so gesprochen; es ist die gehobene Sprache von Ackerbürgern, die das Feierliche solcher Handlungen durch einen Stil bekunden, der leise Erinnerungen an die Bibel und an alte verschollene Zeiten aufweist, da der Bauer einmal wirklich revolutionär gewesen ist. Aber warum, warum das alles so ist — davon bekommen wir in diesem Buch wenig zu hören. Gut gesehn und gut geschildert ist das Dumpfe am Bauern, seine Schlauheit, seine ungeheure Aktivität im passiven Erdulden, woran sich jeder Gegner mit der Zeit totläuft... aber der Bauer: der ist nicht in diesem Buch. Das hat kein Bauer geschrieben. Dieser Autor hat die Bauernbewegung schildern wollen, und unter der Hand ist ganz etwas andres herausgekommen: ein wundervoller Kleinstadtroman.

George Grosz, der du das Titelbild hättest zeichnen sollen, das lies du! Es ist dein Buch.

Die Technik ist simpel; es ist der brave, gute, alte Naturalismus, das Dichterische ist schwach, aber der Verfasser prätendiert auch gar nicht, ein großes Dichtwerk gegeben zu haben. Ein paar Stellen sind darin, an denen schlägt ein Herz. Nein, ein großes Kunstwerk ist das nicht. Aber es ist echt... es ist so unheimlich echt, daß es einem graut.

Gezeigt wird das politische Leben einer kleinen Provinzstadt; ihre Intriguen und ihre Interessenten; ihre Stammtische und ihre Weiberkneipen; ihr Rathaus und ihre Polizeiwache... es ist schmerzhaft echt. Das hat einer geschrieben, der diese Umwelt wie seine Tasche kennt, einer, der sich aber doch so viel Distanz dazu bewahrt hat, sie schildern zu können. Er hat genau die richtige Entfernung, deren ein Schriftsteller bedarf: nah, aber nicht zu nah. Es scheint mir ungemein bezeichnend, daß wir keinen solchen Arztroman haben; keinen solchen Börsianerroman; keinen solchen Großstadtroman: es ist, als hätten die Angehörigen dieser gehobenen Bürgerschichten keine Augen im Kopf, um das zu sehen, was rings um sie vorgeht. Es ist ihnen wohl zu selbstverständlich. Fallada hat gesehn.

Es ist eine Atmosphäre der ungewaschenen Füße. Es ist der Mief der Kleinstadt, jener Brodem aus Klatsch, Geldgier, Ehrgeiz und politischen Interessen; es ist jene Luft, wo die kleine Glocke an der Tür des Posamentierwarenladens scheppert und eine alte Jungfer nach vorn gestolpert kommt... Augen tauchen hinter Fensterladen auf und sehen in den „Spion"... und wenn das nun noch ein Dichter geschrieben hätte, der nicht nur theoretisch im Vorwort sagt, daß dieses Altholm für tausend andre Städte stehe, sondern wenn er uns das nun auch noch im Buch selbst gezeigt hätte —: dann wäre dies ein Meisterwerk.

So ist es nur ein politisch hochinteressanter Roman geworden. Ich kann mir nicht denken, daß ich dieses Buch zu Ende gelesen hätte, wenn es etwa eine bretonische Kleinstadt schilderte; das kann für den Fremden nur ein Künstler wie Maupassant schmackhaft machen. Dieses Werk hier habe ich

in zwei Nächten gefressen, weil es uns politisch angeht, nur deswegen. Beinah nur deswegen.

Im Gegensatz zu diesen dummen Büchern gegen die „Bonzen", wo der Sozialdemokrat nichts als dick, dumm und gefräßig ist und die andern rein und herrlich; wo die Arbeiter abwechselnd als verhetzt und unschuldig oder als blöde Masse geschildert werden, und wo sich die ganze Wut nicht zu Worte gekommener Zahlabendmitglieder entlädt — im Gegensatz dazu sind hier Menschen gezeichnet, wie sie wirklich sind: nicht besonders bösartig, aber doch ziemlich übel, mutig aus Feigheit, klein, geduckt alle zusammen — und niemand ist in diesem Betrieb eigentlich recht glücklich.

Die Bauern demonstrieren in der Stadt mit der schwarzen Fahne gegen die zu hohen Steuern. Der Bürgermeister verbietet die Demonstration nicht, der Regierungspräsident will sie verboten haben; beides sind Sozialdemokraten. Der Regierungspräsident entsendet an die Grenze des städtischen Machtbereichs Schupo; sowie einen „Vertrauensmann". Der Vertrauensmann bringt die städtische Polizei und die Bauern ein bißchen aufeinander; hier ist ausgezeichnet geschildert, wie so etwas verläuft: wie guter böser Wille, Tücke, Schlauheit und Gerissenheit des Beamten ineinander übergehn — Amtsmißbrauch? Das weisen Sie mal nach! Und wie sich dann vor allem die Ereignisse selbständig machen; wie es eben nicht mehr in der Macht der Menschen liegt, ihnen zu gebieten — das „es" ist stärker als sie. Die Herren Führer stehen nachher als Opfer da — wie ist das gewesen? Ein Telephonanruf, die Ungeschicklichkeit eines Polizeiinspektors ... du lieber Gott, es sind lauter Kleinigkeiten, und zum Schluß ist es ernste Politik. Fallada hat das gut aufgebröselt; er begnügt sich an keiner Stelle mit diesen schrecklichen Rednerphrasen, wie wir sie sonst in jedem politischen Roman finden: er trennt das Gewebe auf und zeigt uns das Futter. Riecht nicht gut, diese Einlage.

Hießen alle diese Leute: Kowalski, Pruniczlawski, Kraczynakowski und spielte dieser Roman in Polen —: die deutsche Rechtspresse würde ihn mit Freudengeheul begrüßen. Was? Diese Tücke! diese Falschheit — denn ein Grundzug geht durch das ganze Buch, und der ist wahr:

Fast alles, was hier geschieht, beruht auf Nötigung oder Erpressung.

Der Bürgermeister drückt auf die Zeitungsleute; die Zeitungsleute drücken auf das Rathaus; die Bauern auf die Kaufleute; jeder weiß etwas über wen, und jeder nutzt diese Kenntnis auf das raffinierteste aus. Nun wollen wir uns nicht vormachen, es käme solches nur in deutschen Kleinstädten vor; diese Leute sind immer noch Waisenknaben gegen die Franzosen, die aus Personalkenntnissen gradezu meisterhaft Kapital zu schlagen verstehn — die gute Hälfte ihrer Politik besteht aus solchen Dingen, und es ist sehr lustig, daß der Name ihrer einschlägigen Institution in wörtlicher Übersetzung „allgemeine Sicherheit" bedeutet. Also das ist überall so. Gestaltet ist es in diesem Buche meisterhaft.

Was vor allem auffällt, ist die Echtheit des Jargons. Das kann man nicht erfinden, das ist gehört. Und bis auf das letzte Komma richtig wiedergegeben: es gibt eine Echtheit, die sich sofort überträgt: man fühlt, daß die Leute so gesprochen haben und nicht anders.

Diese Aktschlüsse, wenn sie auseinandergehn, mit „Na, denn ..." und „Also nicht wahr, Herr Bürgermeister ..."; der schönste Gesprächsschluß ist der auf Seite 517 ... die grammophongetreue Wiedergabe dessen, was so in einer Konferenz gesprochen wird: wie da die Bürger aller Schattierungen eine Nummer reden, halb Stammtisch und halb Volksversammlung; wie sie unter Freunden sprechen und wie sie sprechen, wenn jemand dabei ist, gegen den sie etwas haben; wie sie schweinigeln ...

Ja, da lesen wir nun so viel über die Sittenverderbnis am Kurfürstendamm. Aber auf keinem berliner Kostümfest der Inflationsjahre kann es böser zugegangen sein als es heute noch in jeder Kleinstadt in gewissen Ecken zuzugehen pflegt, wenn die Ehemänner, fern von Muttern, in das Reich der Aktphotographien und der Weiberkneipen hinuntertauchen. Jeder hat was auf dem Kerbholz. „Ich sage bloß: Stettin ...", sagt einer zum Bürgermeister. Ich sage bloß: Altholm — und hierin steht dieses erfundene Altholm, das gar nicht erfunden sein kann, für jede Stadt. Dieses Laster ist unsagbar unappetitlich.

Wenn sie aber festgestellt haben, daß Betty, die Sau, heute keine Hosen trägt, dann reißen sie sich am nächsten Vormittag zusammen und werden „dienstlich". Und das ist nun allerdings ganz und gar deutsch. „Ich komme dienstlich", sagt einer zu einem Duzfreund. Und dann spielen sie sich eine Komödie vor: jeder weiß, daß der andre weiß, daß er weiß — sie grinsen aber nicht, sondern sie wechseln vorschriftsmäßig Rede und Gegenrede, damit sie nachher in den Bericht setzen und beschwören können: „Herr Stuff sagte mir, daß er von dem Verbleib des Inseratenzettels nichts wüßte. So wahr mir Gott helfe." O welsche Tücke, o polnische Niedertracht, o deutsche Dienstlichkeit.

Und eine Gerichtsverhandlung: wie da die unbequemen Zeugen zu Angeklagten werden; wie es gedreht wird; wie dieses ganze Theater gar nichts mehr mit Rechtspflege, dagegen alles mit Politik zu tun hat —: das ist ein Meisterstück forensischer Schilderung. Nur zu lang.

Und wenn man das alles gelesen hat, voller Spannung, Bewegung und ununterbrochen einander widerstreitender Gefühle: dann sieht man die immense Schuld jener Republik, die wir einmal gehabt haben und die heute zerbrochen ist an der Schlappheit, an der maßlosen Feigheit, an der Instinktlosigkeit ihres mittlern Bürgertums, zu dem in erster Linie die Panzerkreuzer bewilligenden Führer der Sozialdemokratie zu rechnen sind. Der Lebenswille der andern war stärker; und wer stärker ist, hat das Anrecht auf einen Sieg. Beklagt euch nicht.

Hier, in diese kleinen Städte, ist der demokratische, der republikanische Gedanke niemals eingezogen. Man hat — großer Sieg! — auf manchen Regierungsgebäuden schwarz-rot-gold geflaggt; die Denkungsart der breiten Masse hat die Republik nie erfaßt. Nicht nur, weil sie maßlos ungeschickt, ewig zögernd und energielos zu Werke gegangen ist; nicht nur, weil sie 1918 und nach dem Kapp-Putsch, nach den feigen Mordtaten gegen Erzberger und Rathenau, alles, aber auch alles versäumt hat — nein, weil der wirkliche Gehalt dieses Volkes, seine anonyme Energie, seine Liebe und sein Herz nicht auf solcher Seite sein können. Die Sozialdemokratie ist geistig nie auf ihre Aufgabe vorbereitet gewesen; diese hochmütigen Marxisten-Spießer hatten es alles schriftlich, ihre Theorien hatten sich selbständig gemacht, und in der Praxis war es gar nichts. Das Volk versteht das meiste falsch; aber es fühlt das meiste richtig. Daß nun dieses richtige Grundgefühl heute von den Schreihälsen der Nazis mißbraucht wird, ist eine andre Sache.

Hier ist eine Blutschuld der nicht mehr bestehenden Republik. Aus keinem Buch wird das deutlicher als aus diesem, der Verfasser hat es uns vielleicht gar nicht zeigen wollen — die These springt aber dem Leser in die Augen. Was war hier zu machen —! Und was hat man alles nicht gemacht —! Zu spät, zu spät.

Ich empfehle diesen Roman jedem, der über Deutschland Bescheid wissen will. Wie weit ist das von dem Rapprochement-Geschwätz der braven Leute aus den großen Städten entfernt. Hier ist Deutschland — hier ist es.

Es wäre anzumerken, daß der Künstler in Fallada nur an einigen wenigen Stellen triumphiert. Manchmal sagt er kluge Sachen; wie sich zwei bei einer Unterredung vorsichtig abtasten: „Ein Anfang ist gemacht, ein günstiger Anfang.\ Die beiden Herren haben sich in ihren Antipathien getroffen, was meistens wichtiger ist, als daß die Sympathien übereinstimmen." Und einmal steht da einer dieser Sätze, an denen das frühere Werk Gerhart Hauptmanns so reich ist. Einem Bauern geht alles, aber auch alles schief. „Welche sind, die haben kein Glück, sagt Banz und meint sich."

Ja, das ist ein Buch! So ist die Stadt; so ist das Land, vor allem das niederdeutsche, und so ist die Politik. Man sieht hier einmal deutlich, wie eben diese Politik nicht allein in wirtschaftliche Erklärungen aufzulösen ist; wie sich diese Menschen umeinanderdrehen, sich bekämpfen und sich verbünden, sich anziehen und abstoßen, sich befehden und verbrüdern ... als seien sie von blinden und anonymen Leidenschaften getrieben, denen sie erst nachher, wenn alles vorbei ist, ein rationalistisches Etikett aufkleben; das Etikett zeigt den Flascheninhalt nicht richtig an. Sie drücken aufeinander und „lassen den andern hochgehn"; sie spielen einander die Komödie des Dienstlichen vor — und es sind arme Luder, alle miteinander. Und man bekommt einen kleinen Begriff davon, wie es wohl einem zumute sein mag, der in diesen mittlern und kleinen Städten auf republikanischem Posten steht. Fällt er wegen

seiner Gesinnung? Natürlich. Fällt er durch seine Gesinnung? Nie. Sie „machen ihn kaputt", wie der schöne Fachausdruck heißt, aber so: „Herr Schulrat P. hat gegen den § 18 der Bestimmung verstoßen, nach der er..." Immer ist da so ein § 18, und immer funktioniert dieser Paragraph prompt, wenn sie ihn grade brauchen. Und niemals hilft die Republik ihren Leuten; sie wird so gehaßt und hat dabei gar nich veel tau seggn. Sie sieht sich das alles mit an... sie läßt diese unsäglichen Richter machen, die die Hauptschuld an den blutigen Opfern der letzten Zeit tragen. Rechtsschutz gibt es nicht. Gleichheit vor dem Strafgesetz gibt es nicht. Kommunist sein bedeutet: Angeklagter sein, und wenn die Nazis ganze Kleinstädte terrorisieren, so bleibt der Landgerichtsrat milde und hackt auf den Belastungszeugen herum. Und wenn es gar nicht anders geht, wenn sonst nichts da ist, einen verhaßten Republikaner tot zu machen, dann hilft irgend ein § 18. Noch niemals aber ist ein Mitglied der herrschenden Rechtskaste über solch einen Paragraphen gestolpert, falls er sich nicht bei seiner Klasse mißliebig gemacht hat. Da gilt dann der Paragraph nicht. Man fällt nicht über seine Fehler. Man fällt immer über seine Feinde, die diese Fehler ausnutzen.

*

So einen Arztroman möchten wir lesen. So einen Journalistenroman. So einen berliner Roman. Dazu wäre allerdings der besondere Glücksfall nötig, daß ein schriftstellerisch begabter Mann in diesem Milieu lebt und es so genau kennt, wie Fallada das seinige.

Er hat es kaschiert. Seine Helden heißen nicht Knut, sondern Tunk. Wird diese Tarnkappe genügen? Begeistert wird die kleine Stadt von seiner Schilderung grade nicht sein — nicht davon, wie er sie entblößt; wie er aufzeigt, daß weit und breit keine Juden da sind, die man für alles verantwortlich machen könnte; weit und breit keine Kommunisten, die etwas bewirken. Fallada, sieh dich vor. Es gibt ein altes Grimmsches Märchen von der Gänsemagd, die eine Prinzessin war und die nun als Magd dienen muß. Den Kopf ihres treuen Rosses haben sie ans Stadttor genagelt, und jeden Morgen, wenn sie ihre Gänse da vorübertreiben muß, sieht sie es an und spricht:

„O Fallada — daß du hangest!"

Wenn sie dich kriegen, Hans Fallada, wenn sie dich kriegen: sieh dich vor, daß du nicht hangest! Es kann aber auch sein, daß sie in ihrer Dummheit glauben, du habest mit dem Buch den Sozis ordentlich eins auswischen wollen, und dann bekommst du einen Redakteurposten bei einem jener verängstigten Druckereibesitzer, die in Wahrheit die deutsche Presse repräsentieren.

Obgleich und weil du den besten deutschen Kleinstadtroman geschrieben hast.

# Heiratsannoncen von Anton Schnack

Die kinderlose Witwe schreibt von sich, recht hübsch zu sein
Und außerdem zehntausend Mark nebst Wohnung zu besitzen,
Zu diesem Angebot zwingt sie das Wort: „Allein."
(Auch möchte sie den lange ungeküßten Mund in Liebe spitzen.)

Stellt sie Euch vor, verstaubte Junggesellen,
Besitzer einer guten Position:
Blondköpfig ist sie, von dem Typus „Dauerwellen",
Hat Kulleraugen, Gurr- und Taubenton.

Sie singt Euch zu, sie spricht Euch unter Chiffre A F 53 an:
„Man nennt mich sehr pikant, ich bin von schlanker, doch üppiger Figur,
Ich habe tadellos gelebt, liebe Musik, die Kunst und ganz besonders die Natur.
Wo ist der über dem Alltagsleben stehende Mensch für mich, der Gentleman?"

*

Es war der Richard Siebenlist aus Kälberau,
Landkrämer, achtzig Kilo schwer, mit zwanzig Tagwerk Feld;
Er wollte nach dem Abendbrot den Atem einer Frau
Mit Sinn fürs Land und etwas barem Geld.

Er dachte sich: der Wald ist schwarz, im Winter ist er Schnee,
In Einsamkeit verstreichen meine Jahre
Und immer weiter wachsen wird mein Liebesweh,
Das Liebesweh nach Weibermund und braunem Frauenhaare.

Er trommelte am Tisch und tauchte in die Tinte tief:
„Schneidiger Mann vom Land mit einem Kramerladen
Sucht eine stramme Frau etcetera..." darüber er dann schlief
Und träumte stundenlang von Geld und dicken Waden...

*

Es ist ersichtlich:
In den Annoncen werden Herzenswünsche offenbar —
„Wer möchte mit mir", lockt es sanft, „als Kamerad durchs Leben gehen!"
Und anderswo „Ich bin ein Frucht-Großkaufmann und suche Frau mit Geld in bar!"
„Sonniges Heim" und „Schicksalswille" betitelt sich ihr Flehen.

Eines Abends sehen die alternden Jungfrauen in ihre Spiegel verfroren,
Und die schüchternen Junggesellen stehen vor ihren einsamen Betten geduckt,
Und sie erinnern sich: der Mensch ist nicht für sich allein geboren.
Und so Gedachtes wird dann unter „Ernstgemeint" und „Passende Partie" gedruckt.

Da erhebt sich das Herz aus den schwarzen Buchstabenkolonnen,
Das kleine, wortkarge oder schwülstige Menschenherz.
Unter den Chiffren blühen Millionen Liebkosungen, Millionen zärtliche Wonnen,
Schwimmen Tränen einher und starren Dornengerippe aus Schmerz.

*

Merkt auf:
Hier ist die Herzparade, geordnet, unter Ziffern eingereiht,
Das ist die Sehnsucht nach dem Kitsch von Rosen und vom Kosen,
Das ist der Herzalarm, die große Liebesnot, die Einsamkeit, die schreit:
Zukünftges Glück und Unglück schlafen in Annoncen.
In den Annoncen warten tausend Damen,
Auf Briefe, die ein Männerbild beschwert,
Mit heißer Wollust lesen sie die Namen,
Vergleichen lange Rang, Aussehen, Stand und finanziellen Wert.

In den Annoncen warten tausend Männer
Auf Briefe, die ein Frauenbildnis schmückt.
Und sie betrachten jedes Bild als Don Juan und Kenner
Und manches läßt sie kalt und manches macht sie stumm verzückt.

Das ist der Herzalarm tagein, tagaus, gespiegelt von Journalen.
„Geld, Seele, Geist, Gemüt": schreit jede Zeile.
Die einen lügen sanft, die andern prahlen.
Und alles wird, wenns klappt, nur Langeweile!

---

# Grenzen der Technik von Ernst Kállai

Das hohe Lied der Technik, wir kennen es. Technik schützt vor vernichtenden Naturkräften, Technik heilt, Technik spart Arbeit, Technik erweitert Lebensraum, Technik bereichert, Technik ist schön.

In der Tat: Fortschritte und Macht der Technik sind so erstaunlich, ihre Funktionsmöglichkeiten so differenziert und ausgedehnt, daß eine optimistische Weltbetrachtung zunächst allen Schein der Berechtigung für sich haben mag, um an die welterlösende Mission der Technik zu glauben. Man kann den Bekenntnissen dieses Glaubens auf Schritt und Tritt begegnen. Im Feuilletonteil der Tagespresse, in philosophischen Abhandlungen und Büchern, auf Tagungen großer Kulturverbände. Last not least: die ideologischen Kundgebungen, programmatischen Manifestationen des deutschen Werkbundes stehen ganz im Zeichen dieses technoiden Optimismus. Die neue Zeit erscheint ihm in herrlichstem Strahlenglanz. Die Werkbundbegeisterung für den praktischen, intellektuellen und ästhetischen Nutzwert der Technik versteigt sich bis zur religiösen Andacht. Sie steht nicht an, ein zweites Paradies, ein neues Gottesreich auf Erden zu verkünden. Technisch-komfortabel und keimfreihygienisch, mit vergnüglichem Überfluß für jedermann. Letzte Verklärung der Neuen Zeit, Fanfaren zu ihrer internationalen Werkbundausstellung Köln 1932. Eine typisch deutsche Angelegenheit übrigens: sentimental und pedantisch zugleich. Andre Länder haben schließlich doch auch so manches zur Nützlichkeit und Schönheit der Technik beigetragen, sie sind uns mit etlichen Erfindungen und Konstruktionen sogar vorausgeeilt, aber sie gebrauchen die Maschine als Mittel zu profanen Zwecken und damit basta. Wir bringen ihr ästhetische

und philosophische Huldigungen dar und heben jeden Kran, jede Eisenbrücke, erst recht jeden Zeppelin in einen Bezirk hehrster Idealität.

Es ist schwer, mit fortschrittsgläubigen Optimisten zu streiten. Sie übersehen das Schlechte oder setzen sich über das nicht zu Umgehende mit einem Ideensprung in die utopische Zukunft hinweg. Sie übersehen, daß der Mensch seit jeher für alles bezahlen mußte: daß er für neue Werte immer noch kostbares Erbgut der Vergangenheit geopfert hat. Sie übersehen auch die ungeheuer schwerwiegenden Momente des Widerspruchs, die den Glanz der Technik von allen Seiten wie ein tragisches Schattenreich umgeben: ihre soziale Problematik, ihre unentwirrbare Verkettung mit dem modernen Weltwirtschaftsimperialismus. Die Technik fördert Leben und frißt Leben. Es ist keineswegs abzusehn, wann und wie der Mensch sich über diese Unvollkommenheit seiner irdischen Lebensorganisation in die Sphäre einer ungestörten Harmonie erheben könnte.

Daß die Technik den Menschen keineswegs gütiger, edler, weiser macht, braucht wohl weiter nicht belegt zu werden. Diese Erkenntnis hat jeder aus eigner Erfahrung, aus Selbstbeobachtung oder doch zumindest aus dem Nachrichtenteil seiner Zeitung. Aber, wird man sagen, die Technik überwindet Raum, Zeit und Stoff, sie bringt Erdteile und Planeten näher zueinander. Zugegeben. Jedoch: der gleiche mechanische Apparat, der diese Erweiterungen schafft, schiebt sich zugleich als Zwischenglied zwischen Mensch und Mensch, Mensch und Natur, Mensch und Ding. Er bringt alles, selbst das Entlegenste und Verborgenste, auf bequeme Weise rasch heran, dient aber auch dazu, das eben noch Erblickte oder Gehörte genau so rasch und bequem auszuschalten und durch etwas andres, Neues zu ersetzen. Einem zahlenmäßig ungeheuren Anwachsen von Bewußtseinsinhalten steht eine bedenkliche Lockerung und Veräußerlichung aller Bindungen gegenüber, die solcher Bewußtseinsfülle einen erlebten, organischsinnvollen Zusammenhang, eine in sich selbst gefestigte Totalität verleihen könnten. Die komfortablen Zubringerleistungen der Technik verleiten zur Oberflächlichkeit, zur flüchtigen Sensationsgier und unersättlichen Abwechslungssucht. Jeder, der diese Vermittlerdienste bezahlen kann, kommt in die Versuchung, sich Weltkenntnis und Weltüberlegenheit einzubilden. Und da es auch einen äußerst wohlfeilen technischen Kundendienst gibt, sind der technoiden Kulturdemokratie faktisch keine Grenzen gezogen. Film, Photo, Radio und Grammophon haben es darauf abgesehen, den Mann der Straße mit vereinten Kräften geistig zu überfüttern. Tag für Tag sieht und hört er neue Wunder aller Zeiten und Länder, aller Dimensionen des Mikro- und Makrokosmos. Je mehr aber sein Gehirn mit diesen bequem aufgetragenen, technisch-vorgekauten und -interpretierten, leichtbekömmlichen Wundern traktiert wird, um so kleiner und alltäglicher wird ihm schließlich alles erscheinen. Selbst der kläglichste Ignorant nimmt sich heute heraus, Überlegenheit zu spielen, weil er über schlechthin nichts mehr in Erstaunen und Erschütterung gerät, weil ihn nichts mehr ins

Herz treffen kann. Der mechanische Gleichmut, mit dem diese überaus zahlreiche Spezies Haufen von Magazinen, Filmen und Radiostunden verschlingt, ohne die geringste geistige Verdauungsstörung, ist zum Verzweifeln.

Wir schaffen und schaffen Sachwerte — dieses ominöse Wort aus der Inflationszeit paßt wie angegossen auf die ganze moderne Lage: mechanistische Betriebsamkeit plus seelische Entwurzelung. Wir schaffen exakte Planungen, Organisationen und Konstruktionen der Wirtschaft und Technik und sind der Meinung, mit solchen Zweckgebilden das ganze Leben restlos eingefangen, aufs beste geregelt zu haben. Dabei leiden wir an tausend Rissen und Sprüngen, mehr: an zahllosen Abgründen einer unübersehbaren seelischen Wirrnis, einer katastrophalen geistigen Desorientierung. Die ganze politische und wirtschaftliche Realstruktur unsres Lebens wird an allen Fronten von rechts bis links und in allen Tiefen von den Triebfedern der Gewalt und Unterdrückung, der Lüge und Korruption beherrscht. Unsre vielgepriesene Zivilisation zeigt erschreckende Fortschritte von Verluderung bis zur schmutzigsten Würdelosigkeit: Gedränge abgehetzter Arbeitssklaven, geschobener Schieber und getretener Zerstampfer aller Humanität. Ohne daß in den nur ökonomisch-politischen Machtlosungen sozialistischer Zukunftsperspektiven sich ein Wille von klarer seelischer Einsicht zeigen ließe. Alles wird vom philiströsen Parteibetrieb beherrscht. Man versuche sich in den politischen Machinationen der verschiedenen Internationalen zurechtzufinden! Wer die Wahl hat, hat in der Tat die Qual. Gar nicht zu reden von dem Konfliktstoff, der sich überall, im gesamten Machtbereich der europäisch-amerikanischen Zivilisation aufspeichert und uns mit offenen Augen in neue Weltkriege taumeln lassen wird. Das Leben ist trotz aller technischen Fortschritte noch immer eine Gleichung, die durchaus nicht aufgehen will, sondern einen furchtbaren Rest von Sinnlosigkeit, von grauenhafter Unbeherrschtheit und trüber Verdunkelung bewahrt. Wir haben allen Grund, hübsch still und bescheiden zu sein.

Sollen wir nun alles Technische liegen lassen? Hat Kritik an der Technik logischerweise Verzicht auf den vernünftigen Gebrauch ihrer Hilfsmittel zu bedeuten? Sollen wir zu einer vortechnischen Entwicklungsstufe unsrer Kulturgeschichte zurückkehren? Es wäre nicht nur unmöglich, sondern auch vergeblich. Denn auch der Naturzustand wäre kein Paradies, sondern Zwang, sich mit der in ihm gegebenen Welt kämpferisch auseinanderzusetzen, sich gegen sie zu erwehren, sie zu überwinden, sich in ihre widerspruchsvolle Ordnung einzufügen. Auch dem Primitiven sind die Segnungen seiner leibseelischen Harmonie nicht im Schlafe gegeben und nicht unbestritten. Auch sein Dasein ist der Notwendigkeit des materiellen und geistigen Kampfes unterworfen. Also keine sentimentale Rückkehr zu ihm, zur Natur, sondern vorwärts! Der Mensch muß den Weg zu Ende gehn, den er mit seinem Erscheinen auf Erden betreten hat, auch wenn er die Verheißungen des technoiden Optimismus zu den Wunschträumen einer neuen, materialistischen Glaubenslehre zählt.

# Wirth, Seeger, Ufa von Heinz Pol

Jetzt, wo das Kind in den Brunnen gefallen ist, erhebt sich plötzlich allenthalben großes Geschrei. Indessen ist die Verschärfung der Filmzensur, ist die Verbotstechnik der Filmoberprüfstelle doch auch nur ein Produkt der zwangsläufigen Entwicklung in Deutschland, genau wie die jetzt mit der Notverordnung stabilisierte Zentrumsdiktatur.

Wer weiß, welche Kräfte heute in Deutschland regieren, wer sich vergegenwärtigt, daß die Filmoberprüfstelle eine Unterabteilung des Reichsministeriums des Innern ist, in dem zur Zeit der süddeutsche Zentrumsmann Wirth regiert, der kann sich nicht über Remarque- und Granowsky-Verbote wundern. Herr Seeger, der vielumstrittene, ist nur ein ziemlich untergeordnetes, ausführendes Organ. Es ist gleichgültig, ob die Tatsache stimmt, daß er bei seinem Eintritt in die Filmoberprüfstelle im Jahre 1924 noch Sozialdemokrat war, heute aber Zentrumsmann ist. Das würde nur beweisen, daß er eine gute Nase hat. Aber selbst wenn er heute noch Sozialdemokrat wäre — er könnte gar nicht anders handeln als er handelt. Denn er ist der Untergebene seines Ministers. Und was der Minister will, ist für den Beamten Gesetz. Herr Seeger, mit dem ich darüber sprach, gibt unumwunden zu, daß er nicht unabhängig sei. Er hat selbst einen Kommentar zur Rechtsprechung der Filmoberprüfstelle geschrieben, und in diesem Kommentar heißt es wörtlich: „Der Vorsitzende der Filmoberprüfstelle ist als Verwaltungsbeamter berufen, bei dem Fehlen eines besondern Organs zur Wahrung des öffentlichen Interesses im Prüfverfahren auch diese Interessen wahrzunehmen, wofür er gegebenenfalls Anweisungen seiner vorgesetzten Behörde entgegenzunehmen und zu befolgen hat." Also die Freiheit der Entscheidung hat der Leiter der Filmoberprüfstelle nicht, wohl aber sind diese Entscheidungen für jede andre Instanz sakrosankt: sie sind im Dienstaufsichtswege nicht nachprüfbar und auch „für die ordentlichen Gerichte bindend, denen eine Nachprüfung weder hinsichtlich ihrer materiellen Richtigkeit, noch bezüglich ihrer prozessualen Zuständigkeit zustehen." Eine feine Demokratie!

Wenn man sich ferner vor Augen hält, daß wir seit 1924, also solange Seeger präsidiert, in dem alten verschimmelten Kasten am Königsplatz fast nur die reaktionärsten Innenminister hatten, wird man erkennen, daß die Entwicklung durchaus gradlinig vor sich ging. Schiele war Innenminister, dann Külz, der Totengräber des demokratischen Kulturgedankens. Dann wurde es etwas besser unter Severing, aber schon kam als Krönung Wirth.

„Es ist unverständlich", sagte mir Seeger, „daß man sich in der Öffentlichkeit ausgerechnet über die letzten Verbote der Oberprüfstelle so aufregt. Wir haben doch genaue Richtlinien schon längst festgelegt, die jeder Filmhersteller kennen muß, weil er in ihnen lesen kann, was wir erlauben und was wir verbieten." In der Tat, diese „Richtlinien" sind eine lesens-

werte Lektüre. Sie beweisen auch dem harmlosesten, daß die Zensur nie künstlerische Motive verfolgt hat und verfolgt, sondern immer nur politische. Kulturpolitische und realpolitische. Und diese „Richtlinien" zeigen auch, daß mit dem Erstarken der katholischen Propaganda in Deutschland die Bestimmungen der Filmoberprüfstelle immer einengender, immer reaktionärer wurden. Aber Beispiele sind besser als Behauptungen.

1925 stellt die Seeger-Kammer als bindend fest: „Demonstrationen für gewisse Ziele einer bestimmten Weltanschauung, deren Wirken in der Öffentlichkeit nicht verboten ist, können auch im Bildstreifen nicht verboten werden. Entscheidend dabei ist, ob die Organisation, für die der Bildstreifen zu werben sucht, eine verbotene ist, nicht auch, ob sie im einzelnen Fall auch verbietungswürdig ist." Diese grundsätzliche Stellungnahme wurde damals fixiert anläßlich eines Films der Roten Hilfe. Inzwischen hat sich der Wind etwas gedreht. Heute stehen kommunistische Propagandafilme überhaupt nicht mehr zur Debatte, wohl aber werden sozialdemokratische Propagandafilme verboten, wobei man sich nicht geniert, die Grundsätze von 1925 zusammenzufegen und in den Müllkasten zu werfen.

Auch in der Beurteilung der Sittlichkeit ist ein Wandel vor sich gegangen: 1925 erkennt die Seeger-Kammer ausdrücklich an, „daß die Verwendung jedes Milieus als Vorwurf für den dramatischen Aufbau eines Bildstreifens zugelassen sei, selbst wenn es sich um Darstellungen aus dem Dirnen- oder Verbrecherleben handelt." Aber schon 1928 hat der Vorgesetzte des Preußischen Innenministers, der Ministerialdirektor Klausener, seine „katholische Aktion" ins Leben gerufen, und also stellt die Seeger-Kammer fest: „Wird aber zum Beispiel das Dirnenleben als etwas Gegebenes, Angenehmes und einfach Abzuwerfendes dargestellt, ohne daß ein solches Leben als verwerflich und die Rückkehr der Prostituierten in ein bürgerliches Leben mit allen seinen Schwierigkeiten und Enttäuschungen gezeigt wird, so kann darin nur ein Anreiz zu Leichtsinn, Preisgabe und Verzicht auf Moral gesehen werden, dem eine entsittlichende Wirkung beizumessen ist." Das Deutsch dieser Leute ist ihrer Moral kongenial.

Nun wollen wir noch einen Blick auf die Beisitzerliste der Seeger-Kammer werfen. Sie besteht aus 16 Angehörigen des Lichtspielgewerbes, 13 Künstlern und 32 Vertretern der Volks- und Jugendwohlfahrt. Zahlen beweisen nichts, wohl aber Namen. Von dem Vertreter des Lichtspielgewerbes sind 14 leitende Syndizi, Direktoren, und nur 2 Vertreter der Angestelltengewerkschaften. Die Ufa hat unter „Deckbezeichnungen" nicht weniger als drei Vertreter als Beisitzer entsandt: zunächst den Verleihdirektor Maydam, natürlich fungiert er nicht als Vertreter der Ufa, sondern nennt sich bescheiden „Mitglied der Arbeitsgemeinschaft der Filmverleiher Deutschlands". Der Geschäftsführer der Ufatheater, Herr Zimmermann, ist selbstverständlich völlig neutral, denn er gilt ja als „Mitglied des Schutzverbandes deutscher Filmtheater" Herr

Rechtsanwalt Plugge schließlich ist der Vertreter des Verbandes der Filmindustriellen, in dem die Ufa eine dominierende Stellung einnimmt. Auch die beiden Vertreter des Reichsverbandes deutscher Lichtspieltheaterbesitzer Schüler und Scheer werden sich als Beisitzer in der Seeger-Kammer nicht so leicht bereit finden, einen Ufa-Film zu verbieten.

Auch unter den Kunstsachverständigen ist die Ufa, zwar getarnt, aber sehr angenehm, vertreten. Da sitzt zum Beispiel Herr Heinz Tovote, bis vor einem Jahr Pressechef der Ufa und mit dem Hause Scherl-Hugenberg eng verbunden. Und die Schriftsteller Paul Oskar Höcker und Rudolf Presber beziehen den größten Teil ihrer Tantiemen aus dem Scherl-Hause: sie werden sich schwer bereit finden, einem Ufa-Film ein Härchen zu krümmen. Auch Ludwig Fulda ist Beisitzer in der Seeger-Kammer, und zwar als Vertreter des famosen Goethebundes, dessen oberstes Ziel es ehemals war, jede Zensur zu bekämpfen. Von den andern Herren seien noch genannt: der Maler Langhammer, Max Halbe, und der Chefredakteur der Deutschen Tageszeitung Paul Baecker. Ihnen gegenüber stehen lediglich drei Leute: Georg Bernhard, Arthur Eloesser, Fritz Engel. Und das sind schon die Radikalsten. Kein sozialistisch und erst recht kein kommunistisch angehauchter Schriftsteller oder Künstler darf sich in der Seeger-Kammer blicken lassen. Auch ist von allen diesen Vertretern von Kunst und Literatur nicht ein einziger unter fünfzig Jahren, und vor allem niemand, der den Film wirklich liebt und kennt.

Aber das ist alles noch gar nichts. Denn nun kommen wir zu den 32 Vertretern der Volks- und Jugendwohlfahrt. Hier darf sich das gebildete und ungebildete Muckertum nach Herzenslust austoben. Von den 32 Vertretern gehören ganze 6 rechtssozialistischen Kreisen an. Alles übrige ist schwer reaktionär oder betont filmfeindlich. Allein der Bühnenvolksbund hat 3 Vertreter. Von den Deutschnationalen sind die Abgeordneten Mumm und Matz zu Beisitzern ernannt. Die übrigen vertreten folgende Verbände:

Evangelischer Volksbildungsausschuß,
Zentralbildungsausschuß der kath. Verbände Deutschlands,
Gesellschaft für Volksbildung,
Kirchlich-sozialer Bund,
Vereinigte deutsche Prüfungsausschüsse für Jugendschriften,
Zentralausschuß für die innere Mission,
Evangelischer Frauenbund,
Katholischer Frauenbund,
Gesellschaft für soziale Reform,
Reichsausschuß der deutschen Jugendverbände,
Evangelischer Reichserziehungsverband,
Katholische Lehrerinnen,
Katholischer Lehrerverband,
Allgemeiner deutscher Lehrerinnenverein,
Deutscher Lehrerverein,
Reichsverband für das höhere Mädchenschulwesen.

Und sowas sitzt heute vor der Leinwand und dekretiert, was volksbildend ist und was nicht. Herr Doktor Wirth und mit ihm das Zentrum dürfen zufrieden sein. Wie wir gerüchtweise hören, sind sie es auch.

# Garbo und Gassenhauer von Rudolf Arnheim

Unter Jaques Feyders Regie erschien uns damals in den „Neuen Herren" die stumme Filmkamera wie das bewegliche Auge eines klugen, humorvollen Menschen, das in tausend überraschenden Bildern durch den bloßen Hinblick deutet, enthüllt, urteilt. Diesmal, in „Anna Christie", ruht die Kamera, Feyder macht ein Theaterstück — oder vorsichtiger ausgedrückt: er läßt die Schauspieler eins machen. Eine Kneipe, eine Schiffskajüte ruhen stabil, als seien sie vom Schnürboden herabgewunden, viertelstundenlang vor unsern Augen, die Schauspieler kommen zur Kamera statt die Kamera zu ihnen, und wenn einmal eine Wandeldekoration des new yorker Hafens hinter dem ruhenden Kohlenkahn vorbeizieht, fühlt man sich schon gedrängt, solch naturalistisches Raffinement einfältig zu bestaunen. Es ist vollkommener Bühnenstil, und dagegen wäre gar nichts einzuwenden, denn so etwas hat, in sauberer Trennung gegen alles, was tonfilmisch genannt werden könnte, seine Berechtigung und seine eignen künstlerischen Gesetze — wenn nicht grade diese Gesetze, die uralten der Bühne, so schmerzlich verletzt würden. Brächten nicht Theo Shall durch natürliche Unbefangenheit, Hans Junkermann durch angeborene Theaterinstinkte und Greta Garbo durch ihre großartige Begabung von sich aus Bewegung und Leben in das Spiel, so wäre das Ganze eine Schmiere, die in einem Bumstheater des berliner Weddings zu einer Attraktion für den Westen werden könnte. Frau Salka Steuermann beispielsweise, die, als vierter Mann in diesem Skat ums Glück, mit rollenden Augen und gefletschter Oberlippe eine Kolossalprostituierte hinlegt, fände auf berliner Bühnen nur in Frau Lucie Carow eine Rivalin. Wer uns Theater bietet, muß sich Theatermaßstäbe gefallen lassen! Wobei noch ganz abgesehen ist von mehr äußerlichen Fehlern, wie den entsetzlichen Soft-Großaufnahmen der Garbo und der seltsamen Akustik, die etwa bewirkt, daß eine Menschenstimme auf offenem Meer so klingt wie im Salon einer Siedlungskleinwohnung.

Trotz aller Hindernisse bietet Greta Garbo eine Leistung, um derentwillen jedermann gebeten sei, sich diesen Film anzusehen. Man sollte die beschämende Tatsache nicht vergessen, daß Greta Garbo seit ihren Anfängen mit der „Freudlosen Gasse" noch nicht ein einziges Mal einen Regisseur und eine Rolle gehabt hat, die ihrer Begabung einigermaßen gerecht geworden wären. Diesmal hat sie von Hasenclever gedichtete Sätze wie: „So sind die Männer!" und „Die Liebe zu dir hat mich rein gemacht!" zu sprechen. Sie muß ein plötzlich hereinbrechendes Happy end mit ihrem Leibe decken, muß mühselig eine fremde Sprache sprechen, deren Betonungen sie auf ihre Echtheit hin nicht kontrollieren kann, so daß sie mit den deutschen Worten ahnungslos manchen kitschigen Tonfall übernimmt. Und trotzdem bereichert ihre herrliche tiefe Stimme (die übrigens frappierend an Elisabeth Bergners erinnert) das Bild, das wir seit Jahren lieben. Greta Garbo hat, auch wenn sie spricht, das Sparsame, keusch Verhaltene aller

großen Schauspieler, die schlichte Intelligenz und auch jene höchst persönliche aber fast unveränderliche Sprachmelodie, die alle Theatertöne auf den Kopf stellt, jeden Satz eigentümlich zurechtbiegt, alle Betonungen selbstherrlich transponiert zu einem nie gehörten bezaubernden Gesang.

*

Es ist schwer, über einen Film zu berichten, von dem man nicht mehr und nicht weniger sagen möchte als: Ganz nett. Besonders schwer, wenn dieser Film von einem Manne stammt, der durch seine ruhige Vernunft überall auffiel, wo es galt, die Filmkunst öffentlich zu repräsentieren. Lupu Pick hat für den Film und die Filmkünstler Wichtigeres geleistet, als das in seinem Nachlaßwerk „Gassenhauer" zum Ausdruck kommt. Dieser Gassenhauer ist eine neue Platte auf einem alten Leierkasten. Der Leiermann macht seine Sache nicht schlecht, man hört zu, gibt seinen Groschen und geht weiter. Pick verwendet, wenn er sich nicht durch die viel zu langen Musikintermezzi hemmen läßt, die bewegliche Bildtechnik des stummen Films. Vieles ist geschickt, weniges auffällig, und nur die saubere Arbeit der beiden Kameraleute Schüfftan und Baberske verdient wirkliche Anerkennung. In einigen wenigen Szenen finden sich tonfilmische Einfälle, so etwa wenn ein Alltags-Instrumentarium den Schlagerrefrain variiert: er klingt aus dem Gröhlen eines Gefangenen durch die Zuchthausmauern, ein Landstreicher pfeift ihn, durch die Fenster eines Vergnügungslokals dringt er als gedämpfte Tanzmusik auf die Straße. Die falsche Akustik der Ateliers, die bei einem Theaterfilm wie „Anna Christie" nur stört, wird bei jedem Versuch zu wirklichem Tonfilm gradezu lebensgefährlich. Da gibt es eine hübsch ausgedachte Szene in einem Treppenhaus: junge Musikanten haben sich in den verschiedenen Stockwerken versteckt, um einen dicken Mädchenjäger auf dem Kriegspfade zu stören — während er im Dunkeln nach oben schleicht, meckern die Instrumente, zetern aus den Haustüren die Stimmen der aufgeschreckten Hausbewohner. Aber der Einfall verpufft, weil klanglich nicht im mindesten die Illusion des Treppenhauses erzielt ist und weil man nicht einmal andeutungsweise erkennen kann, woher die einzelnen Stimmen kommen. Nichts von den hallenden Echos, von der unheimlichen Tiefe eines solchen Treppenraums.

Lupu Pick arbeitet ohne Stars, aber auch unberühmte Schauspieler können langweilig sein. Er beschäftigt den „Nachwuchs", aber was nützt das, wenn von sechs jungen Leuten nur die zwei gut sind, deren Eignung nicht mehr bewiesen zu werden braucht: Ernst Busch in seiner männlichen Anmut und Hans Deppe mit dem eilfertigen Geschnatter einer brünstigen Ente. Hingegen werden wir uns an Albert Hoermanns verbissenes Renaissanceprofil wohl kaum zu gewöhnen brauchen, und die kleine Ina Albrecht ist ebenso blutarm wie der ihr zu Ehren komponierte Gassenhauer. Um nahrhaftere Kost wird herzlich gebeten.

# Bemerkungen

## „Der Vorteil"

Die Frau eines Mannes, der im Gefängnis eine Freiheitsstrafe verbüßt, geht der gewerblichen Unzucht nach. Zu ihren Kunden gehört auch ein Strafanstaltsbeamter, dem der Ehemann unterstellt ist, wohl nicht grade zu den Stammkunden, aber so an die dreimal hat sie sich ihm preisgegeben, wofür er ihr den Preis von drei Mark für das erste, von zwei Mark für das zweite, und — für das dritte Mal nichts gegeben hat. Zwar wollte er auch nach dem letzten Mal seinen Obolus entrichten, aber sie geriet jetzt in Annahmeverzug; sie war nicht zu bewegen, den schnöden Mammon entgegenzunehmen. Der Beamte brachte nicht mehr die Energie auf, ihren Widerstand zu brechen und ihr das Geld aufzudrängen; er ließ es bei der unentgeltlichen Hingabe bewenden, und das wurde sein Verderben.

Er hatte dem gefangenen Ehemann seiner Liebsten Besuchserleichterungen gestattet; ob vor Beginn der Liebesbeziehungen, mitten darin oder nach dem letzten Male scheint nicht ganz festzustehen; wahrscheinlich aber vor der letzten unbezahlten Preisgabe. Er hatte zu seinem Unglück nicht an § 332 StGB. gedacht. Der besagt nämlich: „Ein Beamter, welcher für eine Handlung, die eine Verletzung einer Amts- oder Dienstpflicht enthält, Geschenke oder andere Vorteile annimmt..., wird wegen Bestechung mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft."

Das Reichsgericht hatte nun die Frage zu prüfen, ob der unentgeltliche Geschlechtsverkehr einen „Vorteil" für den angeklagten Gefängnisbeamten darstellte. Es bejahte diese diffizile Frage und bestätigte damit das Urteil des Landgerichts, das den Angeklagten wegen Bestechung zu hoher Freiheitsstrafe verurteilt hatte.

Wie das höchste deutsche Gericht seine Entscheidung begründet, das kann man nur mit einem Gefühl der Peinlichkeit und des Schreckens lesen. Aber es ist geschrieben worden, und man kann es in der ‚Juristischen Wochenschrift' (Jahrgang 1930 Seite 3412) schwarz auf weiß lesen. Gefällt aber wurde das Urteil am 29. August 1930.

Zwar so liebevoll wie die Strafkammer des Landgerichts hat sich das Reichsgericht in die Materie nicht hineingekniet. Denn die Strafkammer, die offenbar im Besitz eines Orgasmoskops oder Libidometers sein muß, hatte angenommen, der Angeklagte könne selbst durch die bezahlten Beischlafakte einen „Vorteil" deshalb gehabt haben, weil er „ein besonderes sinnliches Gefallen an der Dirne gefunden und diese, wie es bei der Frau H. der Fall war, sich ihm in einer Weise hingegeben habe, die von der Art, in der Dirnen sonst mit ihren Freiern zu verkehren pflegen, erheblich abweicht."

Nein, diese subtilen Meßinstrumente hat das Reichsgericht nicht; deshalb bemerkt es auch mit erhobenem Finger belehrend..., abweisend: „für die hier zur Entscheidung stehende Frage kann ein Unterschied, wie die bezahlte Dirne dem Manne den normalen Geschlechtsverkehr gestattet, ob sie ihn dabei gefühllos und rein geschäftsmäßig behandelt

oder ein freundliches Entgegenkommen und ein persönliches Interesse zeigt, nicht gemacht werden."

Auf die gefühlsmäßige Seite stellt das Reichsgericht die Entscheidung nicht ab. Es ist mehr für die materielle Betrachtung der Dinge vom geschäftlichen Standpunkt. Es argumentiert, auf den weitern tatsächlichen Feststellungen des Landgerichts fußend, also: Zutreffend gehe die herrschende Rechtsprechung davon aus, daß „die Gewährung des Geschlechtsverkehrs von seiten einer Frau für den Mann einen Vorteil im Sinne des § 332 StGB. darstellt; dies treffe aber in der Regel nicht zu, wenn der Mann einer käuflichen Dirne für die Gewährung des Geschlechtsverkehrs das übliche Entgelt entrichtet."

Hier jedoch liege von dieser Regel eine Ausnahme vor. Denn der Preis von drei oder zwei Mark sei unter der Taxe, und das dritte Mal sei geschenkt. Das Reichsgericht macht sich die Überzeugung des Landgerichts zu eigen, daß „Frau H. sich nur mit Rücksicht auf pflichtwidrige Amtshandlungen des Angeklagten mit dem niedrigen Dirnenlohn von RM. 3.— und RM. 2.— zufrieden gegeben und beim letzten Besuch auf Entlohnung ganz verzichtet hat, und daß der Angeklagte hierauf eingegangen ist. Beides stelle für ihn einen ‚Vorteil' dar."

Der Einwand des Angeklagten, in dem Erlaß der Bezahlung für den letztmaligen Geschlechtsverkehr liege deshalb kein „Vorteil" weil er die H. zur Annahme des Geldes nicht habe zwingen können, wird für unbegründet erklärt, weil er „auf ihre Aufforderung das Zahlen zu lassen, nicht etwa den Versuch gemacht habe, sie zur Geldannahme zu bewegen, sondern sich ohne weiteres auf ihren Vorschlag eingelassen habe."

Wie übelwollend, wie vergreist, wie losgelöst von allem Lebendigen ist diese Haltung, und doch wird sie noch übertroffen durch die zwei Schlußsätze, mit denen das Reichsgericht das hohe Strafmaß billigt. Eben hat es noch die Verachtung strotzenden Ausdrücke „bezahlte Dirne", „käufliche Dirne" und „Dirnenlohn" gehäuft. Aber, um die hohe Strafe zu rechtfertigen, dazu muß die Heiligkeit der Ehe herhalten, die strenge Sühne eines doppelten Ehebruches verlangt. Denn, sagt unser Reichsgericht, für die Bemessung der Strafe sei mit Recht erschwerend für den Angeklagten ins Gewicht gefallen die „Verwerflichkeit der Gesinnung, die er an den Tag gelegt habe, indem er als verheirateter Mann seine Amtsstellung zur Anknüpfung eines Geschlechtsverhältnisses mit der Ehefrau des ihm unterstellten Gefangenen mißbraucht."

Man faßt sich, nein, man faßt sich nicht an den Kopf. Denn diese Urteilsbegründung, die reichsgerichtliche Rechtsprechung in politischen Sachen, das Urteil im Prozeß George Grosz — es liegt alles auf demselben Strich.

*Hans Bromm*

## Gau Schwaben bleibt neutral

Vor rund einhundertsiebzig Jahren hat der Gau Schwaben Deutschland und der Welt den Dichter Friedrich Schiller geschenkt, der als Vorkämpfer menschlicher Freiheit sich und seine Heimat berühmt gemacht hat. Nach ihm brachte die schwäbische Ecke noch manchen braven Mann hervor, der auf der traditionellen Bahn des Liberalismus weiterschritt und dazu half, daß es wenigstens in einem Teil Deutschlands praktisch so etwas gab wie eine demokratische Atmosphäre. Aber das ist lange her.

Wenn die geistigen Repräsentanten Schwabens sich heute hören lassen, so sieht das folgendermaßen aus:

> Anläßlich des Falles Dr. F. Wolf, Arzt in Stuttgart, sind von der Frankfurter Gruppe des SDS öffentlich Stellungnahmen verbreitet worden. Im Auftrag des SDS, Gau Schwaben, in dessen Bereich Dr. Wolf wohnt, bitte ich folgendes zur Kenntnis zu nehmen, um die Beurteilung des Falles Wolf unsrerseits zu verdeutlichen:
>
> 1. Herr Dr. Wolf (nicht Wolff, wie die Frankfurter Erklärung zeichnet) ist nicht Mitglied des SDS. Infolgedessen käme eine Stellungnahme seitens des Gaues Schwaben zu der fraglichen Angelegenheit nicht in Frage. Stellungnahmen gegenüber Nichtmitgliedern möchten wir dem Gesamtverband vorbehalten.
>
> 2. Auch wenn Herr Dr. Wolf Mitglied des SDS wäre, würde der Gau Schwaben von einer Stellungnahme zu dem schwebenden Gerichtsverfahren gegen den Genannten (einschließlich aller einschlägigen gerichtlichen Maßnahmen während der Voruntersuchung) absehen, da die Angelegenheit nicht das Mindeste mit der schriftstellerischen Tätigkeit Dr. Wolfs zu tun hat. Es handelt sich um ein Verfahren, das sich gegen die ärztliche Praxis Herrn Dr. Wolfs und seiner Mitarbeiterin wendet. Der Gau Schwaben vertritt die Ansicht, daß Schriftsteller nicht kompetent dafür sein können, ärztliche Indikationen oder ärztliche Technik bei Ausübung entsprechender medizinischer Praxis zu beurteilen.
>
> 3. Soweit das gerichtliche Vorgehen gegen die ärztliche Tätigkeit Herrn Dr. Wolfs verbunden wird mit allgemeinen, insbesondere sozial- und andern politischen Agitationen in der Oeffentlichkeit, muß verwiesen werden auf die Darstellung Herrn Dr. Wolfs selbst, der dergleichen bedauernd kritisiert hat (vgl. seine Verlautbarungen im ‚Stuttgarter Tageblatt'). Der Gau Schwaben lehnt in diesem — wie in jedem sonstigen — Fall die Diskussion oder Behandlung rein politischer Fragen ab.
>
> I. A.: Prof. Dr. Giese,
> 2. Vorsitzender SDS Gau Schwaben.

So zu lesen im Aprilheft des ‚Schriftstellers', Zeitschrift des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller.

Ich muß zunächst gestehen, daß mir der Name des Unterzeichneten unbekannt ist. Das beweist nichts gegen ihn; Professor Giese hat wahrscheinlich bemerkenswerte Werke fachlichen oder allgemeinen Inhalts geschrieben, die ich nicht kenne, weil man eben nur einen Bruchteil dessen kennen kann, was gedruckt wird. Hingegen kennen wir alle die Namen, die unter der hier abgelehnten Kundgebung des Gaues Rhein-Main (nicht Frankfurter Gruppe, wie Herr Prof. Giese schreibt) zu lesen waren; unter anderm hatten Hermann Kesser und Ernst Glaeser unterzeichnet, zwei Schriftsteller, die unkollegialerweise nicht nur im Gau Rhein-Main und sogar nicht nur in Deutschland, sondern auch jenseits der Grenze bekannt sind, und die darum vielleicht geglaubt haben, öffentlich für einen Schriftsteller eintreten zu dürfen, von dem man das gleiche sagen kann, auch wenn er

nicht Mitglied des SDS (Gau Schwaben) ist. Es scheint aber, als habe Rhein-Main, eine erst fünfviertel Jahre alte Gruppe, mit dieser Kundgebung eine unpassende revolutionäre Tat begangen, und da hat man natürlich die heilige Pflicht, das ungezogene Kind gehörig in seine Schranken zurückzuweisen.

Aber dieses Gau-Ringen ist wahrlich nicht die Hauptsache. Wichtiger ist die Entdeckung des Gaus Schwaben, daß das Gerichtsverfahren gegen Friedrich Wolf „nicht das Mindeste mit seiner schriftstellerischen Tätigkeit zu tun" hat, und das Bekenntnis, daß er — Gau Schwaben — „die Diskussion oder Behandlung rein politischer Fragen ablehne." Da Doktor Wolf kein Mitglied des SDS ist, so ist der Gau Schwaben natürlich nicht verpflichtet, zu wissen, daß Wolfs meistgespieltes Schauspiel die Frage der Abtreibung behandelt: es sei ihm hiermit verraten. Ferner müssen die Herren anscheinend darüber aufgeklärt werden, daß es außer Friedrich Wolf noch zahlreiche andre Schriftsteller gibt, sogar Mitglieder des SDS, die sogenannte Zeitstücke schreiben und es dabei nicht immer ganz vermeiden können, politische Fragen zu diskutieren. Auf diese Weise entsteht häufig eine Verquickung von höherer Warte mit Zinne der Partei, bei der sogar die Berufsorganisation, die sich ja nun mal um die praktischen Angelegenheiten der Schriftsteller zu kümmern hat, in die Verlegenheit kommen kann, die Existenz politischer Probleme zur Kenntnis zu nehmen. Wirklich politischer, meine Herren! Im vorliegenden Fall handelt es sich ja zunächst um soziale. Oder sollte es bei Ihrer Beurteilung eine Rolle spielen, daß Friedrich Wolf Kommunist ist? Sicherlich nicht, da Sie ja die Diskussion oder Behandlung ausschließlich politischer Fragen ablehnen; wahrscheinlich ist Ihnen die Tatsache von Friedrich Wolfs Zugehörigkeit zur KPD ebenso unbekannt wie das Drama „Zyankali".

Und jene Tatsache spielt ja auch wirklich keine Rolle. Ich zum Beispiel bin kein Kommunist und wäre todunglücklich, wenn ich in einem kommunistischen Staat leben müßte. Trotzdem bin ich gegen den § 218 und habe flüstern hören, daß einige Millionen andrer Nichtkommunisten gleichfalls dagegen seien. Auch finde ich Zeitstücke gräßlich und wäre selig, wenn wir uns alle miteinander in der Literatur um weiter nichts zu kümmern brauchten, als daß der Hans seine Grete kriegt. Aber das ist mein persönliches Pech; ich konnte leider nicht umhin, zu entdecken, daß die Zeit meinem Geschmack zuwiderläuft und daß man sich dem anzupassen oder aber mit Wells Zeitmaschine in ein vergangenes Jahrhundert abzureisen habe. Und diese Entdeckung befähigt mich des weitern zu bemerken, daß es da bestimmte Zusammenhänge gibt; daß man mit voller Absicht nicht Herrn Doktor Müller oder Doktor Meier verhaftet hat, die sich gleichfalls materiell gegen § 218 vergangen haben, sondern eben Herrn Doktor Wolf und in ihm den Geist, der gegen die Absurdität kämpft. Die Folgen, die sich aus diesem Schwabenstreich ergeben haben, waren freilich nicht vorher abzusehen; mag sein, daß sie dem Gau Schwaben recht peinlich sind.

Da indessen der ‚Schriftsteller' ein Blatt ist, das allen Gauen offen stehen muß, so findet sich unmittelbar unter der eben zitierten Erklärung die eines andern SDS-Gaues, die sich mit Ludwig Renn befaßt. Man hat Renn bekanntlich polizeilicherseits die Einreise nach Oesterreich verweigert, woraufhin der Bundeskanzler von einigen Leuten darüber aufgeklärt wurde, daß die Werke Ludwig Renns der Befriedung der Welt dienten und daß darum keinerlei politische Gründe bestünden, seine übrigens nur literarischen Vorlesungen in Wien zu verhindern. Die Instanz, die, auch wenn „politische Fragen zur Diskussion stehen", dem Geiste hilft, statt ihm in den Rücken zu fallen, ist allerdings bloß der österreichische Gau des Schutzverbands Deutscher Schriftsteller.

*M. M. Gehrke*

## Es gibt keinen Neuschnee

Wenn du aufwärts gehst und dich hochaufatmend umsiehst, was du doch für ein Kerl bist, der solche Höhen erklimmen kann, du, ganz allein —: dann entdeckst du immer Spuren im Schnee. Es ist schon einer vor dir da gewesen.

Glaube an Gott. Verzweifle an ihm. Verwirf alle Philosophie. Laß dir vom Arzt einen Magenkrebs ansagen und wisse: es sind nur noch vier Jahre, und dann ist es aus. Glaub an eine Frau. Verzweifle an ihr. Führe ein Leben mit zwei Frauen. Stürze dich in die Welt. Zieh dich von ihr zurück...

Und alle diese Lebensgefühle hat schon einer vor dir gehabt; so hat schon einer geglaubt, gezweifelt, gelacht, geweint und sich nachdenklich in der Nase gebohrt, genau so. Es ist immer schon einer da gewesen.

Das ändert nichts, ich weiß. Du erlebst es ja zum ersten Mal. Für dich ist es Neuschnee, der da liegt. Es ist aber keiner, und diese Entdeckung ist zuerst sehr schmerzlich. In Polen lebte einmal ein armer Jude, der hatte kein Geld, zu studieren, aber die Mathematik brannte ihm im Gehirn. Er las, was er bekommen konnte, die paar spärlichen Bücher, und er studierte und dachte, dachte für sich weiter. Und erfand eines Tages etwas, er entdeckte es, ein ganz neues System, und er fühlte: ich habe etwas gefunden. Und als er seine kleine Stadt verließ und in die Welt hinauskam, da sah er neue Bücher, und das, was er für sich entdeckt hatte, gab es bereits: es war die Differentialrechnung. Und da starb er. Die Leute sagen: an der Schwindsucht. Aber er ist nicht an der Schwindsucht gestorben.

Am merkwürdigsten ist das in der Einsamkeit. Daß die Leute im Getümmel ihre Standard-Erlebnisse haben, das willst du ja gern glauben. Aber wenn man so allein ist wie du, wenn man so meditiert, so den Tod einkalkuliert, sich so zurückzieht und so versucht, nach vorn zu sehen —: dann, sollte man meinen, wäre man auf Höhen, die noch keines Menschen Fuß je betreten hat. Und immer sind da Spuren, und immer ist einer dagewesen, und immer ist einer noch höher geklettert als du es je gekonnt hast, noch viel höher.

Das darf dich nicht entmutigen. Klettere, steige, steige. Aber es gibt keine Spitze. Und es gibt keinen Neuschnee.

*Kaspar Hauser*

### Der Eintestikelhund

Herrn W. in A. (Schweden). (Beurteilung von Rüden mit einem Hoden.) Sie haben an und für sich Recht, wenn Sie der Meinung sind, daß Hunde mit einem Testikel produktiver sein können als scheinbar normale Rüden und bei der verhältnismäßig leicht psychischen Beeinflußbarkeit des Hundes sind physische Abnormitäten nicht so schwer zu nehmen wie zum Beispiel bei andern Tierarten. Wenn aber ein Rüde mit zwei Testikeln wirklich normal ist, dann muß er mindestens ebenso produktiv sein als ein Rüde mit einem Testikel. Es ist ja auch möglich, daß äußerlich scheinbar normale Rüden irgendwelche Degenerationserscheinungen aufweisen können, die sich nicht ohne weiteres zeigen. Somit ist bewiesen, daß das Vorhandensein von zwei Testikeln durchaus nicht für absolute Normalität spricht. Aber andrerseits ist das Vorhandensein nur eines Testikels entschieden ein Fehler. Organe, die paarig vorhanden sind von Natur aus, müssen auch entsprechend entwickelt sein. Sonst hätte sie die Natur nicht in dieser Weise zur Ausbildung gebracht. Wenn schließlich die Zucht mit Eintestikelhunden zunächst auch keine Abnormitäten, vielleicht höchstens eine beschränkte Vererbung des körperlichen Zustandes bewirkt, so kann doch eine Häufung dieser Eigenschaft zu Abnormitäten führen, die wir noch gar nicht kennen. Infolgedessen ist die Beurteilung dieses Zustandes in der Weise zu formulieren, daß, wenn festgestellt ist, daß der Eintestikelhund normal vererbt und möglichst auch seine Nachkommen normal vererben, gegen seine züchterische Verwendung und entsprechende Ausstellungsbeurteilung nichts einzuwenden ist.

*‚Der Hund', 28. 2. 1931*

### Für ängstliche Herrschaften

Chauffeur-Monteur, intelligenter Fahrer, gelernter Automonteur, gute Bildung, verheiratet, keine Kinder, habe sechs Jahre in Kraftfahrbatl. gedient, Fahrer vom kaiserlichen Hauptquartier als Feldw., prima Referenzen und Zeugnisse, Fahrer für ängstliche Herrschaften, auch außerhalb. Gefl. Angebote unter A B 1198 an die Expedit.

*Stadtblatt Köln*

---

## Hinweise der Redaktion

### Berlin

Weltbühnenleser. Mittwoch 20.00. Café Adler, Dönhoffplatz. Kulturkrise, Alfred Piepenstock.

Die Lupe. Donnerstag Guttmann-Saal des Zahnärztehauses, Bülowstr. 104. 20.30: Die Krise der deutschen Presse, Doktor Bretholz.

Marxistischer Klub. Montag (13. 4.) 20.00. Auguststr. 11/13 (Oranienburger Tor): Marxistische Kritik der Psychoanalyse.

### Hamburg

Weltbühnenleser. Freitag 20.00. Sitzungssaal des Arbeiterrats, Große Theaterstr. 44. § 218, Doktor Paul Marcus.

### Bücher

Der Film Im Westen nichts Neues in Bildern. Ernst Rowohlt, Berlin.
R. v. Kühlmann: Gedanken über Deutschland. Paul List, Leipzig.
Willy Meyer: Der Kampf um Nobile. Gebr. Radetzki, Berlin.
Joachim Ringelnatz: Mein Leben bis zum Kriege. Ernst Rowohlt, Berlin.
Jules Romains: Und als das Schiff —. Rembrandt-Verlag, Berlin-Zehlendorf.
Leo Trotzki: Februarrevolution. S. Fischer, Berlin.

### Rundfunk

**Dienstag.** Hamburg 20.00: Shakespeares Sturm. — **Mittwoch.** Königswusterhausen 21.10: Aus Dantes Göttlicher Komödie. — Breslau 21.15: Die Stimmen der Erde von Gerhard Menzel. — **Donnerstag:** Berlin 18.20: Für und gegen Heraufsetzung des Wahlalters, Ernst Scholz und Wilhelm Sollmann. — Königsberg 20.45: Otto Bernstein liest Hermann Bang. — Berlin 20.50: Enrico Caruso von Günter Eich und Martin Raschke. — **Freitag.** Leipzig 19.00: Die Welt wird ärmer mit jedem Tag, Alfons Goldschmidt. — Mühlacker 21.10: F. M. Klingers Sturm und Drang. — **Sonnabend.** Berlin 17.30: Die Erzählung der Woche, Arthur Holitscher.

# Antworten

**Kriminalassistent Schulz.** Sie äußern sich zu der Debatte um den § 218 in einem Brief an die ‚Vossische Zeitung': „Der Beamte, vor dem ein unglückliches Menschenkind sitzt, dessen Nöte er versteht, dem er helfen möchte — und das er der Strafe zuführen soll, der Beamte, der hier nur das Gesetzbuch sieht, wird sehr selten sein. Wir Revier-Kriminalbeamten wissen nur allzu gut, wie es sich mit den Selbstmorden verhält, bei denen als Motiv Liebeskummer angegeben wird, oder ‚Ursache unbekannt'. Viele Kollegen verfluchen gleich mir den Paragraphen, der uns selbst in die schwersten Gewissenskonflikte bringt. Wir haben zu oft erleben müssen, welches Unheil dieser verhängnisvolle Paragraph angerichtet hat. Wir Beamte sind dazu da, den Staat vor Verbrechern zu schützen. Aber man verschone uns damit, Fällen nachzuspüren, die wir selbst nicht als Verbrechen anerkennen können." Es ist sehr mutig von Ihnen, Ihrer Meinung, die Sie mit Ihren Pflichten in Konflikt bringt, unumwunden Ausdruck zu geben. Wenn sich diese Ansicht sogar in den Kreisen der Polizeiorgane durchzusetzen beginnt, dann wird immer deutlicher, daß dies Gesetz gar nicht mehr lebt, daß es nur noch ein Kadaver ist, zu dessen Kult ein am Hergebrachten klebender Staat und die Machtwünsche der Kirchen jährlich tausende von Menschenleben als Opfer darbringen.

**Freidenker.** Sie müssen die Kirche nicht beleidigen; das trifft sie nicht. Treten Sie aus der Kirche aus; das trifft sie.

**Deutscher Klub, Paris.** Sie schreiben: „Sie veröffentlichten am 24. Februar 1931 einen Jonathan Wild gezeichneten Artikel mit der Überschrift: ‚Heinefeier in Paris', in dem es heißt: ‚Zum fünfundsiebzigsten Todestag Heinrich Heines haben sich in Paris drei ganze Deutsche zum Gruße des Dichters eingefunden.' Diese Notiz könnte den Anschein erwecken, daß die deutschen Republikaner in Paris geschlafen haben. Der Deutsche Klub zu Paris legte jedoch vier Tage später, am Sonntag, dem 22. Februar, einen Kranz mit einer schwarzrot-goldnen Schleife am Grabe Heinrich Heines nieder, wobei vierzig Mitglieder des Deutschen Klubs zugegen waren. Während vier Tage vorher, bei der offiziellen Feier, zu welcher der Deutsche Klub nicht eingeladen worden war, mangels Publikum keine Rede gehalten werden konnte, sprachen am 22. Februar zwei Mitglieder des Deutschen Klubs über das Werk Heines und über den ewigen Kampf zwischen Freiheit und Knechtsgeist. Der Deutsche Klub hat an den Oberbürgermeister von Düsseldorf einen Brief gerichtet, in dem er gegen die Ausschaltung von der offiziellen Heine-Feier protestiert."

**Junge Front.** Unter diesem Namen erscheint demnächst eine Flugschriftenreihe, in der Stimmen der Jungen über den Betrieb in der Literatur gesammelt werden sollen. Zuschriften (mit Rückporto) an Franz Hammel, Eisenach, Feldstr. 20, III.

**Angeklagter.** Sie beschweren sich, daß Sie, in einen Raufhandel verwickelt, viel schlechter davongekommen sind als die beteiligten

Nazis? Das ist völlig in der Ordnung. Richtertum und Industrie, sie haben einen untrüglichen Instinkt für das, was ihnen wirklich gefährlich werden kann. Die Nazis sind ihnen nicht gefährlich; sie sehen in ihnen mit Recht eine Hauptstütze der IG-Farben und dieser Klassenjustiz. Das ist keine revolutionäre Partei. Sie besteht zu überwiegenden Teilen aus verärgertem Mittelstand und aus einem feingebügelten Bürgertum, das ihnen noch weit mehr in hellen Haufen zuströmte, wenn Hitler nicht so unsagbar ungeschickt wäre. Auf seiner Dummheit steht heute diese Republik. Dumme aber haben manchmal Glück...

**Doktor Karl Wehner.** Sie haben dieser Tage die Bekanntschaft mit dem § 103 des Strafgesetzbuchs gemacht. Der schützt ausländische Potentaten vor Beleidigungen. Der Schah von Persien, Risa Chan, fühlt sich durch einige Artikel der in Deutschland erscheinenden oppositionellen persischen Zeitschrift „Peykar" beleidigt, und hat gegen Sie, als den verantwortlichen Redakteur, Strafverfolgung beantragt. Ausgerechnet der Perserschah. Daß die Beamten der I A bei den angestellten Haussuchungen sehr dienstbeflissen waren, läßt darauf schließen, daß der deutschen Regierung die Sorge um gute Beziehungen ausgerechnet zu Persien besonders am Herzen liegt, was uns wieder einmal sehr ähnlich sähe. Bei uns können republikanische Minister noch so sehr von den Nazis angepöbelt werden, danach kräht kein Richter, und die Machthaber der ehemaligen Feindbundstaaten sind tagtäglich Gegenstand schmutzigster Angriffe in den Rechtsblättern, von dem, was man da so über die Russen lesen kann, ganz zu schweigen. Die Angegriffenen kümmern sich allerdings nicht darum und fordern auch nicht strafrechtliche Verfolgung. Das blieb Risa Chan vorbehalten. Und was ein richtiger Republikaner ist, der knickt vor einem leibhaftigen Fürsten in die Knie und tut dem Schah, was er verlangt. Sollte es zu einem Verfahren kommen, was bei dem Übereifer der Behörden als ziemlich sicher gelten kann, dann werden wir der Welt das Schauspiel geben, daß in dem „demokratischen" Deutschland die, die sich der verfolgten Gegner eines Gewaltherrschers annehmen, auf dessen Wink ins Gefängnis geworfen werden. Wir empfehlen den Richtern, Sie an die persische Regierung auszuliefern, damit Sie dort die Bastonade bekommen können.

**Saarbrücker.** Geben Sie Ihre Adresse an Herrn Alfons Menzelbach, Ludwigstr. 22 III, der regelmäßige Zusammenkünfte der Saarbrücker Weltbühnenleser in die Wege leiten will.

**Jurist.** Die nächste Notverordnung wird wesentlich einfacher ausfallen. Nämlich so: „Wer... wird bestraft."

**Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.**

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto Darmstädter u. Nationalbank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

# Nach der Sintflut? von Carl v. Ossietzky

Der Nibelungenkampf zwischen den großen Herren der Nationalsozialistischen Partei wird von den republikanischen Zuschauern dieses heroischen Spektakels, in dem Herrn Goebbels unbestritten die Rolle des Loki zugefallen ist, als Anfang vom Ende der Bewegung gedeutet. Gestern schien die gewaltige Flut noch alles fortreißen zu wollen. Kanzler Brüning, ein zweiter Noah, sammelte alles demokratische Getier in seiner Arche, schrieb darauf „Artikel 48", und die wilde Fahrt begann. Heute lugen die Passagiere vorsichtig hinaus. Ihre Gesichter verklären sich; der Wind pfeift nach andrer Richtung. Sie ahnen Land und bereiten sich gutgelaunt zum Aussteigen vor.

Das Getöse, das der Kampf zwischen den lichten Eddafiguren der Hitlerpartei hervorruft, kann leicht zu einer Überschätzung dieses internen Krakehls führen, in dem die Hauptakteure, die sich gestern noch gegenseitig für Säkularmenschen erklärten, sich heute Mephisto, Primadonna, Spitzel und Schwein nennen. Die S.A.-Leute, eben noch die Avantgarde des Dritten Reiches, werden jetzt als rebellischer Abschaum betrachtet, als eine Kolonie für Galgen und Rad. Der Konfliktsstoff ist sehr ausgedehnt, aber die Motive sind nicht belangvoll, wo man etwas von der dünnen politischen Oberschicht abkratzt, stößt man sofort auf personalen Interessenschmutz. Hitler treibt den berliner S.A.-Führer, der ihm zu selbstbewußt wird, in die Revolte. Goebbels, der am liebsten abwarten möchte, um im Falle eines Triumphes der Sturmabteilungen schnell als Sieger an ihre Spitze zu treten, wird vom münchner Hauptquartier gezwungen, selbst das Kommando über die Exekutionspelotons zu übernehmen, er muß auf die eignen Mannen schießen lassen. „Unter stillem Tränenregen, traurig doch von Amteswegen", wie Wilhelm Busch sagt. Jetzt, wo seine Arbeit getan, der Glaube an seinen Charakter selbst bei seinen unentwegtesten Feueranbetern erschüttert ist, droht ihm selbst Versetzung in eine geringere Tribunenklasse. Es ist, wie gesagt, ein lärmendes, aber kein fesselndes Schauspiel. Ob Hitler sein absolutes Narrenimperium behauptet, ob die Diadochen noch zu Lebzeiten dieses neuen Alexander sein Reich aufteilen, das ist nur dort wesentlich, wo es sich mit der Linie des deutschen Schicksals schneidet, die weder vom Braunen Palais noch von der Hedemann-Straße bestimmt wird. Diese größenwahnsinnig gewordenen Funktionäre, die sich alle schon wie ins Mythologische transponiert vorkommen, sind im Grunde nur abwechselnd die Meister und Kreaturen kleinlicher Bureauintrigen. Aus einem Klagebrief jenes braven Soldaten Stennes, der an die Treulosigkeit seines Allerhöchsten Herrn zunächst nicht glauben wollte, klang etwas von dem Aufschrei des Varus: „So kann man blondes Haar und blaue Augen haben und doch so falsch sein, wie ein Punier?" Aber heute sieht es so aus, als wäre

bereits eine stille Verständigung zwischen Hitler und Stennes auf Kosten von Goebbels erfolgt, morgen kann die Verschwörerzelle schon wieder von andern besetzt, kann die Parole schon wieder anders pointiert sein, und gemeinsam ist diesen exemplarischen Germanen nur die punische Tücke. Sie haben keine Ideen, keine politischen Vorstellungen, aber wo es um Krippe und nationales Renommee geht, entfalten sie die phantasievolle Gerissenheit levantinischer Teppichjuden.

Von der Arche Brüning gesehen, nimmt sich das alles sehr hoffnungsvoll aus. Bald werden wir wieder Land unter den Füßen haben. Morgen wird alles wieder in Ordnung sein und wieder werden, wie es war. So denken die Routiniers demokratischer Niederlagen und sehen die Zukunft trocken und heiter vor sich. Hier liegt der fundamentale Irrtum. Es ist wohl möglich, daß die Arche nochmals Grund fassen wird, aber der schöne Himmelsbogen, der den Bund segnet, wird ausbleiben. Neues Gewölk hat sich gesammelt, andre Fluten warten.

Unmittelbar nach dem 14. September hat Quietus, ein Unterrichteter, in der ‚Weltbühne' die innere Fragwürdigkeit der Hitlerbewegung dargelegt, ihre sozialen Widersprüche aufgedeckt. In der N.S.D.A.P. „bilden etwa zehn Prozent Arbeiter das proletarische Element, die übrige Anhängerschaft rekrutiert sich, nach Abzug der paar Vertreter der Großbourgeoisie und des Adels aus dem Kleinbürgertum. Diese Schichtung zwingt den Nazis eine Politik auf, die nichts mehr mit der einstigen revolutionären Phraseologie zu tun hat". Und dann die Beziehungen zwischen Hugenberg und Hitler, die in der liberalen Presse immer so dargestellt werden, als wäre der alte Geheimrat der willenlose Helot des Mannes mit der großen Trommel: „Man kann das, was hier zwischen den beiden Parteiführern vor sich gegangen ist, am besten als eine gegenseitige Überfremdung bezeichnen. Hugenberg hat Hitlers Hände sanft von der Wirtschaft gelöst, er hat ihm die Grenzen seiner Tätigkeit gezeigt... Als Gegenleistung hat Hitler Hugenberg seine Phraseologie vermacht." In den Sturmabteilungen lagen die Möglichkeiten eines spätern sozialrevolutionären Druckes auf die Parteileitung. Finanz und Schwerindustrie, mit denen Hitler verbündet ist, fielen diese Stennessoldaten, die meistens die Not in die Windjacke getrieben hat, allmählich auf die Nerven. Deshalb mußte die Parteileitung vorbeugen, und die Prätorianer entweder abstoßen oder wenigstens gewisse Führer eliminieren, die eine eigne Rolle spielten und mehr Rot auflegten, als bei Kirdorf, Oldenburg-Januschau und Stauß beliebt wird. Ob die Partei mit der Niedersäbelung der Janitscharen viel von ihrer Anziehungskraft verlieren wird, bleibe dahingestellt. Hitler selbst scheint kaltblütig entschlossen zu sein, die so oft überschwänglich gefeierten S.A.-Helden Severings Gendarmen in die Fänge zu werfen. Und er dürfte wissen, was wichtiger ist: Sieger in zweifelhaften Gassenraufereien zu sein oder sich die Freundschaft jener reaktionären bürgerlichen Ordnungspolitiker zu erhalten, die das Recht auf Blutvergießen lieber bei Henker und Militär monopolisiert sehen.

Die republikanischen Blätter, die die verschiedenen Phasen des Streites der nationalsozialistischen Zaunkönige so be-

flissen kommentieren, haben leider vergessen, die wichtigste von Herrn Stennes erzählte Neuigkeit zu begutachten. Stennes hat nämlich mitgeteilt, daß Hitler durch den Abgeordneten Göring ständige Verbindung mit Brüning unterhalten habe. Sieh, sieh. Während also die Nazis den Reichskanzler auf seiner Ostreise mit einem Pfeifkonzert begleiteten, während sie im Parlament zu Obstruktion und Boykott schritten, ging der Verbindungsoffizier beim Kanzler ein und aus. Es handelt sich eben nicht um die Personen Brünings und Hitlers, sondern um die von ihnen vertretenen überpersönlichen Kräfte, die nach ihrer ganzen Tendenz nicht dazu bestimmt sind, sich auch in Zukunft gegenseitig zu zerreißen. Die reaktionären Ziele beider sind wichtiger als ihre augenblickliche Entfremdung. Auch als Feinde arbeiten sie für einander, wenn sie sich einstweilen auch noch mit einem sehr diskreten do ut des behelfen müssen.

Der Stahlhelm betreibt sein preußisches Volksbegehren mit Beifall und Unterstützung auch der gemäßigten Rechten. Die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung', die immer mehr zum Sammelplatz eines trockenen Putschismus wird, der mit sogenannter Verfassungsreform seine verfassungswidrigen Absichten verwirklichen möchte, bläst lustig das Hifthorn dazu und fordert die Eroberung des „roten Preußens". In Braunschweig bemüht sich der Minister Franzen, die weltliche Schule gar nicht geräuschlos abzuwürgen. Wird das Zentrum auf die Dauer diese christlichen Anstrengungen eines heidnischen Wotansdiener ignorieren? Und Hitler selbst sucht den Ludergeruch der Revolution ernsthaft loszuwerden. Wenn er auch aus der Nibelungenschlacht nicht ohne Blutverlust herauskommt, hat er doch an bürgerlich-kapitalistischer Zuverlässigkeit gewonnen. Die Unterhaltungen über die Bildung der „neuen Rechten", die durch die letzten Wahlen zunächst gründlich verschüttet schienen, werden bald wieder in Fluß kommen. Noch immer liegt die Initiative rechts, noch immer ist die Sozialdemokratie zum Trabantentum verurteilt, zu Opfern an Charakter und Prestige, um „den Fascismus zu verhindern". Noch immer toleriert sie die Regierung Brüning, aber wird sie auch von ihr toleriert werden, wenn auf der Rechten wieder neue Kräfte zur Ablösung vorhanden sind?

Wieder stehen wir vor einem Garderobenwechsel der innenpolitischen Fragen. Keine ist wirklich erledigt, nur die Kostüme ändern sich wieder. Die Herrschaften, die Brüning in seiner Arche beherbergt, müssen dafür ein Passagegeld bezahlen, das sie ruiniert, und der Kapitän ist eine ziemlich sichere Bürgschaft dafür, daß sie schließlich doch noch vor der Endstation Ararat ins Wasser geworfen werden. Und es ist auch eine allzu vermessene Annahme, die Schickung wäre glücklich überstanden, nur weil die Stürme, die sonst das Fahrzeug bedrohten, sich jetzt einmal gegeneinanderkehren. Die nationalsozialistische Bewegung ist weder durch die Bedeutung ihrer Führer noch durch die Überzeugungskraft ihrer Programme groß geworden, sondern durch die verbrecherische Unzulänglichkeit einer Pseudodemokratie

und die Feigheit eines parlamentarischen Regimes, das niemals gewagt hat, eines zu sein. Und jetzt wollen die Verantwortlichen für die Katastrophe vom 14. September wieder aus den Löchern kriechen und so weitermanschen, als wäre nichts gewesen? Nun, so gemütlich ist die Weltgeschichte denn doch nicht. Mag Hitlers Aktivität zeitweilig gelähmt, mag er selbst völlig demoliert sein, noch besteht alles das, was ihn hat groß werden lassen, noch ist nichts Entscheidendes gegen die Wirtschaftsnot geschehen, und noch immer spreizt sich eine Politikergarnitur, deren ahnungslose Selbstgefälligkeit die jüngere Generation in Massen in einen hoffnungslosen nationalistischen Desperatismus getrieben hat. Die Dinge haben sich inzwischen neu kostümiert, aber sie sind noch immer da. Was gestern Hitler hieß, kann morgen Schulze heißen. Was heute braune Hemden trägt, läuft morgen vielleicht in blauen oder violetten herum. Über den Fortwurstlern, den Deserteuren und Etappenhengsten der Demokratie leuchtet nicht das Zeichen des neuen Bundes. Denn sie selbst wollen ja nichts Neues, sondern nach beendeter Fahrt nur ihren alten Trödel fortsetzen. Sie haben sich unter Brünings Fittichen versteckt, hinter dem Artikel 48, hinter der katholischen Kirche und der Polizei; hinter lauter Gewalten, die stärker sind als sie selbst und die nicht leicht abdanken werden. Brüning hat nicht über Hitler gesiegt, sondern über die Verfassung. Auf ihren Trümmern wird später die Versöhnung gefeiert werden.

---

## Die Krisis der SPD von K. L. Gerstorff

Die Krisis in der SPD vertieft sich; der offene Disziplinbruch der Neun um Seydewitz ist nur das deutlichste Symptom. Es wär taktisch nicht ungeschickt, daß der Seydewitzflügel die Abstimmung über den Panzerkreuzer benutzte, um gemeinsam mit den Kommunisten gegen den reformistischen Flügel zu stimmen. Denn grade diese Frage bot die Möglichkeit, Millionen sozialdemokratischer Arbeiter zu zeigen, wohin der reformistische Kurs des Parteivorstandes führte. Worum ging es? Fast die gesamte Sozialdemokratie war — mit Ausnahme ihres extrem rechten kleinen Flügels — an sich gegen die Bewilligung der Gelder für den Panzerkreuzer. Die Regierung Brüning hätte ihr die Lage erleichtern können, indem sie die Abstimmung über die Gelder bis zum Herbst oder bis zum nächsten Etatsjahr vertagte, bis zu einem Zeitpunkt, in dem nach Rückkehr der Deutschnationalen und der Nationalsozialisten ins Parlament die SPD die Möglichkeit gehabt hätte, gegen den Panzerkreuzer zu stimmen. Die Regierung hat das nicht getan. Im Gegenteil. Herr Groener erklärte, daß er mit dem Panzerkreuzer stehe und falle. Die Sozialdemokratie enthielt sich in ihrer Mehrheit der Stimme, um, wie sie erklärte, die Demokratie zu retten, um zu verhindern, daß Brüning nach Ablehnung des Panzerkreuzers seine Regierung durch Hitler und Hugenberg ergänze. Hier machte der Seydewitzflügel nicht mehr mit, und er hatte in dieser Situation gute Trümpfe. Erstens erklärte er mit Recht, daß es alles andre eher als

wahrscheinlich sei, daß nach Ablehnung des Panzerkreuzers Brüning mit den Nazis eine Regierung gebildet hätte. Grade in den Wochen vorher hatten sich die Gegensätze zwischen dem Zentrum und den Fascisten so zugespitzt, daß an eine Koalition zu diesem Zeitpunkt schwer zu denken war. Denn der neue Panzerkreuzer war auch in Zentrumskreisen, vor allem bei den christlichen Gewerkschaften, nicht grade sehr populär. Wenn sich aber das Zentrum die Ablehnung des Panzerkreuzers hätte gefallen lassen müssen, ohne zur Koalition mit den Nazis zu schreiten, so wäre dieses der erste Erfolg der SPD seit dem Beginn der Brüningregierung gewesen. Er hätte zu einer Aktivierung der Massen geführt. Das war der erste Trumpf der Seydewitzgruppe; der zweite war, daß die sozialdemokratischen Arbeiter so gut wie geschlossen gegen den Panzerkreuzer, gegen jedes militärische und imperialistische Abenteuer sind. Auch viele Arbeiter, die aus irgendwelchen Gründen immer die Tolerierung der Brüningregierung hinnahmen, wurden hier aufsässig; Abbau der Sozialpolitik — da ballte man die Faust in der Tasche; aber: Abbau der Sozialpolitik und gleichzeitig Bau des Panzerkreuzers, da begann man offen zu protestieren, zu meutern. Das war der zweite große Trumpf der Seydewitzgruppe, und dazu kam noch ein dritter: Der Parteivorstand wollte durch die Abstimmung für den Panzerkreuzer die Demokratie erhalten. Aber wie sah diese Demokratie in Wirklichkeit aus? Herr Brüning hat, wie wir schon betont haben, der Sozialdemokratie nicht den Gefallen getan, die Abstimmung über den Panzerkreuzer bis zu einem ihr gelegenern Termin zu vertagen, er hat ihr die bittere Pille nicht einmal dadurch versüßt, daß er ihr Kompensationen auf andern Gebieten ermöglichte; er gab in seiner Art der Etatsdeckung keinen Schritt nach. Und als die sozialdemokratisch-kommunistische Mehrheit einige Verbesserungen im Interesse der breiten Massen beschloß, ließ er die Steuern, die den Besitz belasteten, kurzer Hand durch den Reichsrat ablehnen. Das war der erste Akt, durch den Brüning die Demokratie stützte und schützte, das war die Art, wie Herr Brüning „parlamentarisch" den Etat erledigte. Sobald die Besitzsteuern erhöht werden sollten, wurde der Reichstag funktionslos gemacht. Aber das war nur der erste Akt; Herr Brüning hat jetzt seinen parlamentarisch beschlossenen Etat für 1931. Aber er steht nur auf dem Papier, denn jeder Mensch weiß, daß im Gefolge der Wirtschaftskrise die Steuern nicht so eingehen werden, wie angenommen wurde. Herrn Groener ist der Wehretat bewilligt, also muß zur Deckung des neuen Defizits im Jahre 1931 der Sozialetat, vor allem die Arbeitslosenversicherung, abgebaut werden. Das tut Herr Brüning ohne Parlament. Bis zum Oktober hat er es nach Hause geschickt und die Juristen erklären — was erklären die Juristen nicht? — daß zwar bisher der Reichstag einberufen werden konnte, wenn es von einem Drittel seiner Mitglieder verlangt würde, dieses Mal aber sei das nicht so. In der parlamentslosen Zeit wird Herr Brüning den Sozialetat abbauen, damit der wirkliche Etat stimmt, und um den Abbau in „Ruhe und Ordnung" durchzuführen, hat er gleich nach der Vertagung des

Reichstags eine Notverordnung erlassen, auf die Wilhelm der Zweite sicherlich voller Neid blicken wird.

Die Seydewitzgruppe brauchte nur auf alle diese Tatbestände hinzuweisen und den Arbeitern erklären: so sieht die Demokratie aus, für die der Parteivorstand von Euch immer größere Opfer verlangt. Der offene Disziplinbruch der Neun dokumentiert vor aller Augen, wie tief die Gegensätze der verschiedenen Gruppen innerhalb der Sozialdemokratie sind. Ob es bereits diesmal zu einer Spaltung kommen wird, ist zweifelhaft. Die Neun haben sich mit einem Disziplinbruch bei der Abstimmung begnügt, sie haben dagegen in der Frage der Vertagung des Reichstages wie bei den andern Abstimmungen mit der Parteimehrheit gestimmt. Sie haben sich also wie so oft mit einer Halbheit begnügt. Das hat die Stellung des Parteivorstandes natürlich gestärkt. Dazu kommt ein weiterer Faktor, der vom ‚Vorwärts' auch weidlich ausgenutzt wird; das ist der Sturz Fricks in Thüringen. Den sozialdemokratischen Arbeitern wird natürlich gesagt, daß da der Erfolg der Tolerierungspolitik ja sichtbar werde. Sie hat nicht nur verhindert, daß Brüning mit Hitler in Deutschland regiert, sie hat auch bewirkt, daß man Herrn Frick in Thüringen losgeworden ist. Und dieses Argument macht Eindruck. Macht vor allem auf die breiten Massen Eindruck, die immer noch glauben, daß der Nationalsozialismus eine isolierte Bewegung, daß der Fascismus eine isolierte Partei sei, die noch nicht begriffen haben, daß er die konterrevolutionäre Avantgarde des Monopolkapitals in der heutigen Niedergangsperiode des deutschen Kapitalismus ist. Es wird noch einige Zeit vergehen, bis diese Schichten der Arbeiterschaft diesen unlöslichen Zusammenhang zwischen Monopolkapital und Fascismus begriffen haben. Inzwischen wird die Krisis in der SPD sich weiter vertiefen. Mit unverminderter Heftigkeit drückt die Wirtschaftskrise weiter. Die Arbeitslosigkeit hat in der ersten Märzhälfte nicht abgenommen. Je länger aber die Krise währt, um so drückender werden ihre Wirkungen für die Betroffenen. Der Arbeitslose, der noch in der Erwerbslosenunterstützung war, hoffte immer noch, Arbeit zu bekommen. Der Arbeitslose, der bereits in der Wohlfahrtsunterstützung ist, hat die Hoffnung auf Arbeit vielfach schon ganz aufgegeben. Und innerhalb der Arbeitslosen nimmt die Zahl der Wohlfahrtserwerbslosen prozentual immer stärker zu. Je mehr sich aber die Krise vertieft, je deutlicher ihre Wirkungen sind, je sichtbarer der Niedergang des Kapitalismus in Deutschland wird, um so brutaler wird auch der reformistische Parteiapparat gegen linke Strömungen vorgehen, weil sie um so viel gefährlicher werden. Die Linken haben sich bisher mit einer Abwehrtaktik begnügt, sie werder stärker offensiv vorgehen müssen, wenn sie auf dem kommenden Parteitag eine Rolle spielen wollen. Es ist vor allem ein Faktor, der die Offensivaktionen der sozialdemokratischen Linken immer wieder lähmt. Und das ist der Zustand und die Politik der KPD unter der augenblicklichen Führung. Immer und immer wieder wird an die linken Führer die Frage gestellt, was sie tun wollen, wenn sie aus der sozialdemokratischen Partei ausgeschlossen würden. In die

KPD unter der augenblicklichen Führung könnten sie nicht gehen, so lange diese Partei durch ihre gewerkschaftliche Politik und durch ihre ganze Taktik eine wirkliche Einheitsfront der Arbeiter im Kampf gegen Monopolkapital und Fascismus verhindere. Der augenblickliche Zustand der KPD ist einer der schwersten Hemmnisse für eine Offensivtaktik des Flügels um Seydewitz. Das darf man bei den kommenden Auseinandersetzungen nicht vergessen, wie man nicht vergessen darf, daß Vier von den Neun der größten deutschen Gewerkschaft angehören, dem deutschen Metallarbeiterverband (Ziegler-Breslau; Portune-Frankfurt am Main, Oettinghaus-Hagen; Graf, Lehrer an der Metallarbeiterschule und Herausgeber der Jungsozialistischen Blätter). Die Krisis innerhalb der SPD wird — das ist ja nur selbstverständlich — nicht nur durch die Krisis in der eignen Partei bestimmt, sondern auch durch den Zustand der KPD und die Wirkungen der gesamten ökonomischen und politischen Situation auf die andern Parteien. Da ist einmal zu konstatieren, daß in Braunschweig, wie bei den andern Wahlen, der Prozeß des Zerfalls der bürgerlichen Parteien mit Ausnahme des Zentrums weitere Fortschritte gemacht hat. Da ist weiter zu konstatieren, daß die fascistische Bewegung selbst in ihrer heute noch aufsteigenden Linie schwere krisenhafte Symptome zeigt. Die neuen Betriebsratswahlen beweisen, daß bisher die Front der Betriebsarbeiter fast geschlossen gegen die Nazis steht. Nirgends ist ihnen ein bedeutender Einbruch geglückt, wenn sie auch vielfach mehr oder weniger große Zellen bilden konnten. Das Millionenheer der Nazis sind wie bisher die proletarisierten Mittelschichten. Je mehr diese verelenden, desto aktiver werden sie. Desto schwerer aber ist es, sozialistische antikapitalistische Phrasen zu machen und dabei die Geschäfte des Kapitals immer offener zu betreiben. Die Widersprüche im fascistischen Lager werden tiefer, man soll sie nicht verkleinern, man soll sie für die kommenden Monate nicht überschätzen. Sie sind kein Zeichen des Niedergangs der fascistischen Bewegung, sie ist weiter im Aufstieg. Sie ist so lange im Aufstieg, so lange in der Niedergangsepoche des kapitalistischen Systems sich nicht die Einheit der Arbeiterklasse herausbildet. Krisis der SPD, Krisis der fascistischen Bewegung, sie fallen nicht zufällig zusammen. In der Weltwirtschaftskrise, wo Lohn und Sozialpolitik immer stärker abgebaut werden, wird der reformistische Parteiapparat immer brutaler, da seine Basis schmaler wird, daher die Krisis in der Sozialdemokratie. In der Weltwirtschaftskrise verschlechtert sich die Lage der Mittelschichten immer mehr, ohne das ihnen das Dritte Reich zu helfen vermag. Daher die Krisis in der fascistischen Bewegung. In der Weltwirtschaftskrise, die das industriell entwickeltste Land Europas besonders schwer betroffen hat, braucht die revolutionäre Arbeiterschaft eine Führung, die die besondern historischen, soziologischen und klassenmäßigen Bedingungen Deutschlands berücksichtigt. Da und so lange diese Führung nicht da ist, wird die Krisis sowohl der SPD als auch der fascistischen Bewegung nur zu einem Bruchteil für die Aktivierung der Arbeiterschaft ausgenutzt werden können.

# Sir Oswald Mosley von Wolf Zucker

Das Geheimnis der gesamten englischen Politik, nach innen wie nach außen, liegt in ihrer unglaublichen Kraft zu Zwischenlösungen, zu Kompromissen, zur Verlängerung von Provisorien und in der absoluten Gegnerschaft gegen die hierzulande so beliebte Dramatik der Entscheidungen. Die Existenz des Empire, die Lebensfähigkeit des Minderheitskabinetts, ja sogar die Aufrechterhaltung des persönlichen Einzelschicksals ist in jener Ruhe begründet, mit der alle politischen Theaterkoups abgelehnt werden. Möglich, daß in solch abwartender Haltung ein Mangel an schöpferischer Kraft liegt, — das ist eine Seminarfrage für Sozialethiker — tatsächlich aber sichert sie von Ereignis zu Ereignis den Fortbestand des englischen Gesellschaftssystems zwischen dem wütenden Aufeinanderprall von Spätkapitalismus und sozialistischer Neuordnung.

Diese grundsätzliche Anschauung muß der Betrachtung aller englischen Dinge vorausgeschickt werden, denn wir laufen ja immer wieder Gefahr, die Ereignisse des politischen Lebens Englands mit unsern kontinentalen Maßstäben, von unserm kontinentalen Temperament aus zu beurteilen. Die Leute drüben auf der grünen Insel haben ihre schweren Sorgen, ihre Konflikte nach innen und nach außen, aber sie lösen sie gewöhnlich anders, als wir es an ihrer Stelle tun würden.

Da gibt es also die Krise der altüberkommenen Parteien, in die auch die kaum dreißigjährige Labour Party hineingerissen wird. Die Konservativen sind in zwei auseinanderstrebende Richtungen gespalten, bei den Liberalen kann man dem Zweikampf zwischen Lloyd George und Sir Herbert Samuel zusehen, und innerhalb der Arbeiterpartei toben die linken Leute um Maxton gegen die regierende Macdonald-Mehrheit, und dann der Krach, den der junge Sir Oswald Mosley für seine neue national-sozialistische Partei schlägt.

Mit bemerkenswertem Interesse haben die deutschen Zeitungen diesen Parteiwirren zugesehen, und unter Aufgebot allen Scharfsinns überlegt man sich bereits die möglichen Koalitionen nach den Neuwahlen. Dieses Interesse der deutschen Presse will mir allerdings etwas verdächtig erscheinen, denn aus den Berichten über die Bildung einer imperialistisch-hochschutzzöllnerischen Bewegung quer durch alle Parteien hindurch schimmert immer eine Art von hämischer Freude hervor, die Genugtuung der chauvinistischen Internationale über das Erstarken der Reaktion. Diese Freude dürfte jedoch zumindest verfrüht sein, in England geht es doch nicht so schnell, wie man es in Deutschland möchte. Was ist denn in Wirklichkeit passiert? Die Pennypresse der Beaverbrook und Rothermere hat mit einem Reklameaufwand, der den Neid jeder Zahnpastafabrik erregen könnte, für die Auflösung der alten Parteien Lärm geschlagen. Wenn irgend ein Right Honourable M. P. sich in Gegensatz zu der sonst gewohnten Stellungnahme seiner jeweiligen Partei ausließ, so wurde daraus eine Frontpage-Angelegenheit gemacht. Die Presselords schwärmen für neue Parteigruppierungen, sie spielen ein

vergnügliches Spiel mit der traditionellen Programmlosigkeit aller englischen Parteien, von denen jede auf alles und nichts festgelegt werden kann.

Infolgedessen hatte der junge Mosley sofort beim ‚Daily Expreß' und bei der ‚Daily Mail' Steine im Brett, als er aus der Labour Party austrat und seine „New Party" begründete. Dieser Name will ausgekostet werden: „Neue Partei", das klingt so jugendfrisch und hoffnungsvoll wie „Deutsche Staatspartei" und erinnert unwillkürlich an jenen Leitartikel, mit dem unser Goebbels den Wahlsieg der Nazis feierte: „Nun soll jedermann sein Recht bekommen!" Diese schöne Idee war es wohl auch, die den jungen Aristokraten Sir Oswald Mosley, Fliegeroffizier und Gatte der zweiten Tochter des Marquis Curzon, im Jahre 1924 zu seiner Kandidatur für die Labour Party bewog. Diese plötzliche Sympathie der Söhne gutkonservativer Väter für die Partei des Generalstreiks und des Umsturzes war damals nicht selten. Eben jene Grundsatzlosigkeit, mit der sich die beiden alten englischen Parteien durch ein Jahrhundert am Leben erhielten, trieb die jungen Frontsoldaten in die Dachorganisation aller ethischen und sozialen Reformbünde, in die Labour Party. Es sollte „etwas geschehen", meinten die jungen Leute, in England nicht anders als bei uns. Und man blieb bei diesem Glauben auch noch, als der welthistorische Augenblick, wo etwas hätte geschehen können, der Waffenstillstandstag, längst verstrichen, hoffnungslos vorüber war, als sich herausstellte, daß alles in der Welt wie vorher weiterhin „passierte" und nichts geschah. Unsre jungen Leute aus dem Bürgertum gingen damals nach rechts, die in England nach links.

Mosley kam mit einem vollständig ausgearbeiteten Finanzprogramm in die Bewegung, und auf dem Parteitag von Llandudno hörten die biedern Gewerkschaftsvertreter, Sozialreformer und bärtigen Fabier mit Staunen einen kaum dreißigjährigen, elegant gekleideten Aristokraten lange Reden halten, die ihm das unverbindliche Eigenschaftswort „clever" einbrachten. 1929 nahm Macdonald den jungen Mann von Familie und Ansehen ins Kabinett; Snowden schüttelte den Kopf, aber da der Ministersitz für das Herzogtum Lancaster, den Mosley nun repräsentativ ausfüllte, keinerlei sachliche Aufgaben einschloß, so war wohl gegen diese Ernennung nichts einzuwenden. Mosleys Ehrgeiz, etwas geschehen zu lassen, fand wenig Befriedigung, um so weniger, als in dem köpfereichen englischen Kabinett der Premier-, der Schatz- und der Außenminister alle Arbeit unter sich aufteilten.

Die außenpolitischen Erfolge der Macdonaldregierung, Haager Konferenz, Amerikareise des Premiers, Flottenpakt und Roundtablekonferenz, waren unbestreitbar, und selbst die Liberalen, die einstmals auf ihre angebliche Schlüsselstellung so stolz gewesen waren, mußten um dieser Außenpolitik willen mit der Regierung durch Dick und Dünn gehen. Um so schwerer wurde der Macdonaldregierung die Verteidigung ihrer Innen- und Wirtschaftspolitik vor ihren eignen Anhängern. Dreieinhalb Millionen Arbeitslose haben den Kredit der

Arbeiterregierung vor ihren Wählern nicht gefördert. Es war also nur natürlich, daß Mosley an diesem schwächsten Punkt des Arbeiterkabinetts einhakte und ihm Mangel an Aktivität, an Willen zur Lösung der Krise, Mutlosigkeit und Schlappheit vorwarf. Fast schien es so, als sei Mosley zum linken Maxton-Flügel übergegangen, mit dem zusammen er gegen die Regierung stimmte. Sein Ministeramt als „Verwalter" des Herzogtums Lancaster legte er nieder, was zwar nicht weitere Komplikationen brachte, aber so aussah, als wende sich der Aristokrat Mosley von den „Arbeiterverrätern" in der Regierung ab.

Doch es stellte sich heraus, daß Mosley alles andre als eine Linksschwenkung vorgenommen hatte. Seine wachsende Opposition gegen die Macdonaldrichtung fiel zeitlich zusammen mit dem Empire-Kreuzzug Beaverbrooks. Diese Bewegung, zuerst innerhalb der Konservativen und bald im Gegensatz zu der Führerschaft des nüchternen, allen Experimenten abgeneigten Baldwin, war ein Neuerwachen der imperialistischen Ideen Joseph Chamberlains. Als ob man noch im Jahre 1886 stände, als ob eben General Gordon in Khartum gefallen sei, propagierte Beaverbrook den engen Zusammenschluß aller Teile des reichlich gelockerten Empire. Hochschutzzölle gegen die ganze übrige Welt sollten die Einheit des englischen Imperiums mit all seinen mehr oder weniger selbständig gewordenen Kolonien, Schutzstaaten und Dominions zurückerobern. Diese Schutzzollforderung ist in weiten Kreisen aufgegriffen worden, bei den Liberalen so gut wie bei den Konservativen; und wenn auch im Augenblick die Labour-Leute noch mit besonderen planwirtschaftlich konstruierten Lieferungsabkommen zwischen den einzelnen Dominions die Krise zu überwinden suchen, so ist es doch kaum zweifelhaft, daß England in nicht allzuferner Zeit dieselben Schutzzollmauern um seine Grenzen errichten wird wie die übrigen Länder Europas. Der eigentliche kolonialimperialistische Gedanke, für den Zölle nur Waffen sind, die neuerwachte Anti-Home-Rule-Bewegung, ist bei allen Diskussionen über die Zollforderungen im Hintergrund geblieben. Nur die Presselords und — seltsamerweise — die Gruppe um Sir Oswald Mosley treten für ihn ein.

Und damit hat sich der Kreis Mosleys geschlossen. Der englische Nationalsozialismus beginnt sein Gesicht zu zeigen. Aber wie bei uns die nationalsozialistische Bewegung bis zu den Septemberwahlen immer nur gefügiges Instrument starker Wirtschaftsmächte war, die die Bewegung je nach Bedarf stärkten oder schwächten, genau so hängt die Zukunft von Mosleys Patent-Partei nicht von seiner persönlichen Geschicklichkeit, Redegewandtheit oder materiellen Ausdauer ab, sondern von dem Ergebnis der Auseinandersetzungen, die sich innerhalb der Konservativen ergeben haben. Hier bei den Konservativen ist die Spaltung in der Tat viel schärfer und grundsätzlicher als auf der Linken. Die Presselords haben den Gegensatz zwischen den eigentlichen Konservativen, den Torydemokraten um Baldwin und den Neoimperialisten in gradezu kontinentaler Manier zugespitzt. Churchill, der Schatzkanzler

des letzten konservativen Kabinetts, ist zum Wortführer der Rechtsopposition geworden, mit den beiden größten Tageszeitungen hinter sich, und der aktuelle Streitanlaß heißt jetzt Indien. Baldwin, der stille, ehrgeizlose Mann mit seiner profunden Anständigkeit und seinem unerschütterlichen Glauben an die Ewigkeit der bürgerlichen Ideale, hat sich zur Wehr gesetzt.

Anläßlich der Nachwahlen in einem Bezirk von Westminster, bei denen sich nur der Kandidat der Konservativen und der Kandidat der Empire-Crusaders gegenüberstanden, hat Baldwin für seinen Mann das Wort ergriffen und seiner Erbitterung über die unermüdlich hetzenden Presselords Luft gemacht. Sein Programm ist einfach und einleuchtend, was die indische Frage anbetrifft. Er, der Schwager Rudyard Kiplings, bekennt sich zur Kooperation mit dem indischen Kongreß, er hat seine Mitarbeit an den Verhandlungen der zweiten Roundtable-Konferenz fest versprochen.

Diese Zusage Baldwins zur sachlichen Mitarbeit hat einen Sturm der Entrüstung bei den Imperialisten ausgelöst. „Baldwin ermutigt Gandhi", formulierte der ‚Daily Expreß' die Überschrift über den Bericht von Baldwins Parlamentsrede. Aber Baldwin scheint doch mit seiner ruhigen Art, seinem ehrlichen Konservativismus sehr viel mehr Sympathien zu besitzen, als es die Penny-Presse glauben machen will. Die Nachwahl von St. Georges hat Baldwins Kandidat mit überwältigender Mehrheit gewonnen, obwohl für den Gegenkandidaten von der Empire-Party Himmel und Hölle und sogar der Autorekordfahrer Campbell in Bewegung gesetzt worden waren. Dieser Sieg Baldwins hat Beaverbrook doch wohl zu denken gegeben. Auf Betreiben Neville Chamberlains ist ein vorläufiger Waffenstillstand zwischen den beiden Rechtsgruppen geschlossen. Baldwin wird für das Agrarprogramm der Empireleute eintreten, ohne sich aber gleich auf die erstrebten Lebensmittelzölle festzulegen. Lange wird der Frieden kaum währen. Noch bringt die konservativ-demokratische Gesinnung — und diese beherrscht alle englischen Parteien — den aufgeregten Imperialisten heftigstes Mißtrauen entgegen, aber für die Zukunft wird man schwerlich Garantien eingehen können. Die Empire-Partei, die den Boden des Konservativismus nicht nur in der Form ihrer Kampfmittel, sondern auch durchaus im Gegenstand ihrer Forderungen verlassen hat, wird in den nächsten Monaten das Sammelbecken für alle jene Kräfte bilden, denen die christlich-liberalen Bürgertugenden des alten England keine Lebensformen mehr sein können. Das revolutionäre Temperament eines Mosley oder des viel klügern und witzigern Baldwin junior drängt bereits dorthin. Die „Neue Partei" ist für sich und von der Linken aus betrachtet, heute noch die Privatangelegenheit einiger ehrgeiziger Außenseiter. Aber ihr Weg ist vorgezeichnet: früher oder später wird sie in jenen mächtigen Strom einmünden, der von der Rechten ausgeht, in den Neoimperialismus. Es werden gefährliche Tage kommen, für England und auch für Europa, wenn erst diese Bewegung die Macht erobert haben wird.

# Grüner Tisch und grünes Feld

von Jan Bargenhusen

## V.

### Schweine-Land

Durch Niedersachsen fliegt eine Schreckenskunde. Radio und Zeitungen haben sie längst bis ins letzte Dorf und bis in den einsamsten Hof getragen. Die ganze Schwere der Schicksalsnachricht wird aber erst offenbar, wenn die Bauern sich auf der Dorfstraße oder im einsamen Heidekrug zum Gespräch zusammenfinden. Hände ballen sich in ohnmächtiger Wut, politische Brandrede flackert auf, wenn das Wort der Trauerbotschaft von Mund zu Mund geht — das Wort, das starke Männer erblassen läßt, das Wort, das die Wangen der Eiferer rötet, das Wort, das, wie alle wissen, das Ende bedeutet, den katastrophalen Zusammenbruch einer gesunden, aufstrebenden und zukunftsreichen Wirtschaft, das Wort: „Förtig Penning!".

Förtig Penning, vierzig Pfennige: das war der Preis für ein Pfund Lebendgewicht auf dem letzten bremer Schweinemarkt. Für vierzig Mark läßt sich der Zentner Schweinefleisch in Dänemark, in Holland und sonst überall in der Welt mit gutem Nutzen erzeugen — nur nicht in Deutschland. Und deshalb nicht, weil hier eine wahnsinnig gewordene Zollpolitik, in der sich ostelbische Großagrarier und planwirtschaftliche Schwärmer zusammengefunden haben, die billigen Rohstoffe, die Futtermittel, von dem verarbeitenden Betrieb, nämlich der Bauernwirtschaft, absperrt, um ihm zu möglichst hohen Preisen den inländischen Roggen und die Kartoffeln des Ostens aufzudrängen. Vierzig Pfennige je Pfund Lebendschwein, der Preis von heute, das bedeutet, bei einem Fortdauern der hohen Futtermittelzölle und -preise, das Ende der nordwestdeutschen Schweinemästerei. Soweit die Bauern in jenen Gebieten kalkulatorisch ganz auf der Höhe sind, also den Rechenstift richtig handhaben, sind sie schon vor Monaten, bei einem Preis von fünfzig Pfennigen, dazu übergegangen, ihre Ställe bis auf einen geringen Stammbestand zu leeren. Die große Zahl ihrer Mastschweine ist verkauft, und es werden weder Ferkel neu eingestellt, noch wird Mastfutter bezogen. Das Kapital, das sonst durch den Futtertrog und den Schweinemagen roulierte, liegt jetzt tot, strömt zur Sparkasse, zum Vorschußverein, und täuscht dort eine gefährliche Scheinblüte vor.

Nur die dummen Bauern, die nicht von der Arbeit lassen können, die von der Hoffnung auf bessere Zeiten leben — nur sie mästen noch Schweine, weil sie nicht rechnen können, oder nicht rechnen wollen. Sie kaufen noch Mastfutter, Gerste vor allem, und auch, freilich in schnell abnehmendem Maße, jenen berühmten rotgefärbten Schweineroggen, den Doktor Baade aus den Beständen seiner hochansehnlichen Stützungsaktion unter Anwendung des Anilinfarbstoffs Eosin produziert. Sie kaufen sogar, mit dem Mute der Verzweiflung, die reichlich anrüchigen Kartoffelflocken, die ihnen die offizielle Agrarpolitik offeriert, zu Nutz und Frommen der Ostelbier und zahlreicher Zwischenstellen, die sich, wie es im kaufmännischen Jargon heißt, darin die Hände waschen. Mit jedem Zentner an

Futtermitteln, den er zu den heutigen Preisen kauft, schenkt der Bauer, wie er meint, dem großagrarischen Osten ein paar Mark — schade nur, daß der Osten, der dies Geld bei den Roggen- und Kartoffelpreisen des letzten Herbstes recht gut gebrauchen könnte, es nie erhält: es bleibt in dem Wunderwerk der Organisation stecken... Mit jedem Schwein, das der westdeutsche Bauer heute verkauft (förtig Penning!), gibt er ein Stück seiner Substanz, seines Vermögens, aus der Hand: von diesem Substanzopfer lebt die offizielle Roggenpolitik. Denn nur dank dieser Auspowerung der niedersächsischen Bauern ist die Abstoßung der großen Vorräte aus der glorreichen Roggenstützungsaktion zu einem einigermaßen befriedigenden Preise möglich. Wobei gleich noch bemerkt werden darf, daß der hohe Preis für jenen Eosin-Roggen nur durch niedrige Gerstenzölle, bei einer Verkoppelung des Eosinroggen-Verkaufs mit dem Bezug zollbegünstigter Gerste ermöglicht wird; verfährt man nach den Methoden jener Leute, die „Ersparnisse" für die Reichskasse bei Beseitigung des Einfuhrscheinsystems auszurechnen wissen, so bedeutet der niedrige Gerstenzollsatz eine weitere Belastung der Reichskasse um 24 Millionen Mark — womit dann die Gesamtkosten der ach so sinnreichen Roggenstützungsaktion auf glatt und rund hundert Millionen Mark ansteigen.

Bisher haben die niedersächsischen Bauern treu und brav das Schweineopfer für die Politik der Schiele und Baade gebracht, weil ihnen ihre Landbundführer einzureden verstanden, es handle sich nur darum, den notleidenden deutschen Brüdern im Osten zu helfen. Nun kommt alles zusammen, um jene These zu erschüttern. Die Debatten über die Osthilfe, bei denen die Vertreter von Ostpreußen und Brandenburg im Reichsrat das ihnen dargebotene Opfer aller übrigen Landesteile und aller Berufsstände ausgeschlagen haben: das war Punkt eins. Die Erkenntnis, daß die offizielle Roggenpolitik dem Osten nicht die geringste Entlastung gebracht hat, sondern daß sich in ihr nur der Organisationsfimmel größenwahnsinniger Bureaukraten austobt, die Erkenntnis, daß die blühende Wirtschaft des Westens sinnlos geopfert wird, um einer Marotte willen, und daß eine Zwangswirtschaft aufgerichtet wird, um einer einzelnen Firma und ein paar Leuten bequeme Verdienste zuzuführen: das ist Punkt zwei. Und nun kommt Punkt drei, und das ist das Wort „Förtig Penning". Jetzt knistert es im hannoverschen Landbund; die berühmte niedersächsische Bauernfaust fährt aus der Tasche und schlägt dröhnend auf den grünen Tisch, an dem die Herren Syndizi sitzen. Entweder schafft uns höhere Preise, für Schweine, für Eier, für Milch und Butter, so heißt es, — oder wenn Ihr das nicht könnt, und Ihr könnt es ja nicht, selbst mit höhern Zöllen nicht, so schafft uns billige Gerste, billigen Mais, billige Kleie! Lange genug haben wir für unsre Brüder im Osten Opfer gebracht, aber wenn das nichts hilft, wenn Millionen an barem Geld und hunderte von Millionen an Krediten nichts helfen, dann verlangt von uns nicht, daß wir das letzte Schwein aus dem Stall geben, um dann reif für eine Westhilfe-Aktion zu sein — genug der Opfer! Schluß damit!

Förtig Penning! Daran ist das System schuld! Wobei diejenigen, die so reden, wirklich einmal ganz recht haben. Also: fort mit dem System — dat möt all ganz anners warden! Womit wir denn also glücklich bei der nationalsozialistischen Haupt- und Grunddevise angekommen wären. Die Bahn für die Nazis ist nun endgültig frei.

*

Man muß einmal mit eignen Augen gesehen haben, was in dem Schweine-Land, also im mittlern Hannover, im Oldenburgischen, und in den angrenzenden Gebieten an Ems und Niederelbe, dank der niedrigen Futtermittelzölle geschafft worden ist. Du fährst mit einem alten Bauern über Land, und er zeigt dir nun, links und rechts der Straße, Hof um Hof: dort war vor dreißig Jahren noch Heide, dort vor zwanzig Jahren noch Moor, dort hat sich ein Kätner in der Inflationszeit angebaut, dort grüßt ein neues Dach, vor zwei oder drei Jahren ist die Hofstelle aufgerichtet worden. Aus den wenigen großen und guten Höfen, die von altersher, oft seit Jahrhunderten, am Geestrande liegen, aus der reichen und dicht besiedelten Marsch, aus den armen Katen der hohen Geest und der Hochmoore sind die zweiten und dritten Söhne gekommen, um sich längs der großen Straßen zwischen Heide und Moor anzubauen. Das fing damals an, als die Schweinemast rentabel wurde, weil das Futter billig war, und der Absatz ins Industrierevier und nach den großen Städten hin sicher und ertragreich wurde. Der Schweinemist zerfraß die Heideplaggen, machte den Sand bindig, den Moorboden kulturfähig. Mit ein paar Morgen Pachtland fing der kleine Mann an; er hatte die sichere Chance, sich bei angestrengter Arbeit zum Besitzer hinaufarbeiten zu können.

Die alten Kulturländereien, vor allem die Marschen, lieferten das Rindvieh und die Pferde für die neuen spezifischen Schweinemastbetriebe; tüchtige Züchter in der hohen Geest verkauften ihnen die Ferkel. Es war eine Arbeitsteilung, bei der alle gewannen, nicht zuletzt der Staat, dem aus jenen aufstrebenden Gemeinden gute Steuereinnahmen zuflossen. Und die Bauernkinder blieben auf dem Lande sitzen, anstatt in Hamburg und in Bremen und im Revier mit Polen und mit den Söhnen ostelbischer Landarbeiter in der Lohndrückerei konkurieren zu müssen. Als in der Nachkriegszeit im Alten Lande, in der Elbmarsch unterhalb von Hamburg, der Obstbau unrentabel wurde, und als auch im rechtselbischen Marschengebiet, also am gegenüberliegenden holsteinischen Ufer, die Rente in der Viehmästerei schnell sank, da stellten sich auch in jenen Gebieten die fortschrittlichen, schnell entschlossenen und klug rechnenden Bauern auf verstärkte Schweinemast um. Das Fazit war auch hier ein wirtschaftlicher Aufschwung, oder doch wenigstens die Abdämmung größerer Krisengefahren.

Nun soll das also alles vorbei sein. Die Superklugen haben herausgefunden, daß die Einfuhr von Futtermitteln, im Werte von ein paar hundert Millionen Mark jährlich, die Preise für den deutschen Roggen oder überhaupt für das deutsche Getreide verdirbt. Deshalb soll dies Land der Schweinezucht im Nordwesten, die zu einem guten Teil (wie übrigens auch die

deutsche Milch- und Eierproduktion) auf ausländischer Futtermittelbasis aufgebaut ist, gänzlich umorganisiert werden. Man will das Schwergewicht der Schweinehaltung nach dem deutschen Osten verlegen: die Schweine sollen die Wanderung zu den im Übermaß erzeugten „Rohstoffen" antreten, also zum Roggen und zu den Kartoffeln Ostelbiens. Außerdem sollen diese Rohstoffüberschüsse dem Westen aufgedrängt werden — wohlgemerkt aber zu hohen Preisen, und unter Einschaltung einer Zentralstelle, deren Nützlichkeit oder Notwendigkeit außer den berufsmäßigen Um-Organisatoren noch kein Mensch erkannt, geschweige denn bewiesen hat. Die Theorie, daß die billigen Auslandsfuttermittel die deutschen Getreidepreise ruinieren und deshalb die deutsche Landwirtschaft unrentabel machen — eine der kühnsten Trugschlußtheorien, die je erfunden wurden, deshalb, weil die Getreidepreise und speziell die Roggenpreise, auf die es hier wesentlich ankommt, für die Rentabilität der Gesamtlandwirtschaft gar nicht entscheidend sind — diese Theorie stammt aus dem Landwirtschaftsrat. Der Sozialdemokrat Baade hat sie dann in die notwendige agitatorische Form gekleidet, und ihr den Dreh gegen die nordwestdeutsche Schweinewirtschaft eingefügt. Mit den in Baades Küche mundgerecht gekochten Parolen reist nun wieder der Landbund im Lande umher, um die Gersten-Schweine zu vernichten. Das Glanzstück in jeder Landbundrede gegen die nordwestdeutsche Wirtschaft ist das Wort von den industriellen oder gewerblichen Mästereien, die eigentlich, im Interesse der Reinhaltung agrarischen Zunftgeistes, verboten werden müßten. Und in diesem Zusammenhang fehlt dann auch nicht der Hinweis auf die „drei S", die Träger der gewerblichen Schweinemast: Schuster, Schneider und Gendarmeriewachtmeister.

Auch die Legende von dem Bahnwärter oder Postschaffner, der im Jahre 1905 bereits tausend Schweine gemästet haben soll, um so ein reicher Mann zu werden, wird dann wieder aufs Tapet gebracht. Und außerhalb der Landbundversammlungen kursieren sogenannte wissenschaftliche Schriften, in denen, unter systematischem Mißbrauch von Terminologie und Statistik, die Baadejünger die ganze Fehlorganisation der Schweinewirtschaft an Elbe und Weser beweisen. Schiele aber verspricht jeder Bauerndeputation, die aus jenen Gegenden zu ihm nach Berlin kommt, bereits seit vielen Monaten, daß er mit aller Gewalt bemüht sei, den Futtergerstenzoll, um den nämlich der Hauptkampf geht, auf den alten niedrigen Satz herunterzudrücken. Nur der Dietrich, der Racker von Reichsfinanzminister, falle ihm bei seinen Bemühungen jedesmal wieder in den Arm. So wird also munter drauflos organisiert und drauflos gelogen. Und darüber geht das letzte geschlossene Gebiet einer gesunden und aufstrebenden bäuerlichen Landwirtschaft in Deutschland langsam, aber sicher vor die Hunde. Wird der Kurs nicht bald einmal umgedreht, so darf man die Osthilfe bis zur Elbe und bis zur Ems ausdehnen, und in ein paar Jahren werden wir dann soweit sein, daß die drei- und vierfache Summe von dem, was heute beim Bezug von Futtermitteln ins Ausland geht, zum Einkauf von dänischen Schweinen, holländischen Eiern, von Butter,

Käse und Vieh aufgewandt werden muß. Weil man den Rohstoff aus dem Lande hinausorganisiert und die Verarbeitung zum Fertigprodukt damit lahmlegt. Weil man eine rentable Produktion zerstört, in dem Wahn, damit den unrentablen Wirtschaftszweigen eine Hilfe zu schaffen. Fraglich ist nur, ob und wie lange der niedersächsische Bauer, der vornehmste Träger dieser Veredelungswirtschaft, sich eine solche Umorganisiererei gefallen läßt.

---

## Die Gefangenen von Theobald Tiger

Hörst du sie schlucken, Herrgott?
Sie sitzen muffig riechend und essen ein muffiges Essen,
holen es mit dem Blechlöffel aus den amtlichen Gefäßen
und führen es in ihren privaten Mund.
Der Körper verdaut es,
und es ist ganz sinnlos, was sie da tun.
Hörst du sie schlucken, Herrgott?

Siehst du sie im Hof trotten, Herrgott?
Man bewegt sie, wie die Pferde, damit sie nicht frühzeitig sterben —
sie sollen leidensfähig erhalten werden,
und im Schubkasten des Gefängnispastors liegt eine Bibel;
daraus liest er ihnen von Zeit zu Zeit etwas vor und glaubt wirklich,
er sei besser als sie ...
Siehst du sie in ihrer Kirche sitzen, Herrgott?

Fühlst du sie leiden?
Nachts bedrängen sie wüste Träume,
ihre innere Sekretion ist nicht in Ordnung,
sie sehen riesige Geschlechtsteile auf Beinen
und zupfen an sich herum ...
Fühlst du sie leiden?

Ja, sie haben gefehlt — das ist wahr.
Doch kann kein Mensch den andern bestrafen — er kann ihn nur quälen,
denn Schuld und Strafe kommen niemals zusammen.
Ja, sie haben gefehlt, das ist wahr.
Da sitzen sie und leiden:
Weil sie aus Not gestohlen haben;
weil ihre Eltern nur einen verwüsteten Körper zeugen konnten;
weil sie in Spanien eine Republik haben wollten;
weil sie Stalins Politik nicht billigen;
weil sie den Duce nicht lieben;
weil sie in Amerika Gewerkschaften gründen wollten ...
Sie sind Späne des irdischen Sägewerks —
die Gerechten könnten nicht sein, wenn die Ungerechten nicht wären.
Ja, sie haben gefehlt — das ist wahr.

Und so ist es eingeteilt:
Sie haben gesündigt.
Andre haben sie verurteilt.
Wieder andre vollstrecken das Urteil.
Was haben diese drei Dinge miteinander zu tun?

Gott, du siehst es —!
Erbarme, erbarme dich der Gefangenen!
Der Mensch, der da richtet, erbarmt sich nicht.
Man müßte ihn quälen, wiederum,
und wiederum wäre nichts damit getan.
Hörst du sie, siehst du sie, fühlst du sie,
die Gefangenen —?

# Der Fall Kienle von Else Kienle

Über den § 218 ist im Anschluß an meinen und Friedrich Wolfs Fall so viel geschrieben und gesprochen worden, daß ich heute zu diesem Thema im allgemeinen nicht Stellung nehmen will. Ich bin genau wie Friedrich Wolf und wie jeder fühlende Mensch Gegner der sogenannten Abtreibung, hingegen Anhänger der Geburtenregelung. Vielleicht ist es von Interesse, zu betonen, daß mein Kollege Wolf Vater von vier Kindern ist. Ich habe in ungezählten Vorträgen ausgeführt, daß ich mir sehr wohl bewußt bin, was für jedes Weib eine Schwangerschaftsunterbrechung bedeutet: einen ungeheuren Eingriff in ihr gesamtes körperliches und seelisches Sein. Es ist bis auf wenige snobistische Ausnahmefälle nicht richtig, daß die moderne Frau aus Bequemlichkeitsgründen oder aus Mangel an Muttergefühl keine Kinder mehr haben will. Auch der Begriff „Schande", mit dem früher in bürgerlichen Kreisen vorherrschend gegenüber den unehelich Geschwängerten operiert wurde, tritt heute in der Praxis weit zurück gegenüber der Angst der Mädchen vor dem Verlust der Stellung als Kontoristin, als Lehrerin oder als Arbeiterin. Achtzig Prozent aller Patientinnen, die mit dem Wunsch der Schwangerschaftsunterbrechung zum Arzt kommen, sind Frauen, die bereits mehrere Kinder geboren haben. Sie sind „modern" geworden, aber lediglich im Sinne des erwachten Verantwortungsbewußtseins. Wo vier Menschen ein einziges Bett zum Schlafen haben, und denen eine seltene Feststunde der Tag bedeutet, an dem sie alle zusammen sich für dreißig Pfennig Schinkenwurst leisten können, da hat eben ein fünftes Lebewesen keine Existenzberechtigung mehr. Hunger und Liebe sind und bleiben die Urtriebe des Menschen, und die Liebe ist ja wohl noch das einzige Vergnügen, das sich anno 1931 eine Arbeiterfamilie leisten kann. Kommt dann eine solche Frau mit einer neuen Schwangerschaft in die Sprechstunde des Arztes, so braucht man sie nach den Gründen ihres Kommens nicht erst zu fragen. Ihr schüchternes Auftreten, die in ihrem Gesicht abwechselnde Röte und Blässe, ihr vergrämtes und verhärtetes Aussehen erzählen ihre ganze Leidensgeschichte. Ich gehe soweit, zu behaupten, daß man einer solchen Frau überhaupt nicht mit Begriffen wie soziale Indikation begegnen kann. Wenn man sein Arztsein in des Wortes höherer Bedeutung auffaßt, als Helfer leidender Menschen, nicht als Handwerkertum, dann ist der Begriff der sozialen Indikation in solchen Fällen von selbst gegeben. Es erscheint mir als eine Schande, wenn man von angeblich hoher wissenschaftlicher Warte aus verlangt, daß ein elender, geschundener und abgemagerter Körper neues Leben gebären soll. Derjenige, der wirklich im ethischen Sinn Arzt ist, muß hier helfen wollen und können, ehe die durch die Not zermürbte Frau, die zu allem entschlossen ist, zum Kurpfuscher läuft oder an sich selbst Hand legt.

Grade in meinem Fall war es ein in einem Krankenhaus festbesoldeter Kollege, der an jedem Monatsersten sein Gehalt

erhält und von der Not dieser Armen und Ärmsten wohl keine Ahnung hat. Grade deswegen ist es ihm wohl so leicht gefallen, von seiner hohen Warte die unterschriftslose Anzeige gegen eine Kollegin zu erstatten, deren soziale Denkungsart in der arbeitenden Bevölkerung überall bekannt war.

Bereits Mitte Dezember 1930 ist diese Anzeige, von der ich eine Viertelstunde später bereits Kenntnis erhielt, erfolgt. Erst acht Wochen später hat man meine Kartothek und meine sämtlichen Krankenbücher beschlagnahmt. In diesen acht Wochen habe ich mit Ärzten und Juristen offen über meine Angelegenheit gesprochen. Immer wurde mir geraten, das mich „belastende" Material verschwinden zu lassen. Ich habe aber keine einzige Patientenkarte entfernt oder abgeändert. Ich habe auch in dieser Zeit meine Tätigkeit fortgesetzt und trotz bereits erfolgter Anzeige auch die neuen Fälle mit Namen, Datum und Krankheitsbenennung aufgezeichnet. Ich war mir vollkommen darüber klar, daß grade in Württemberg, einem Lande mit konservativer und scharfer Rechtsprechung, ein Exempel statuiert werden sollte. Ich habe in keinem einzigen Fall eine Schwangerschaftsunterbrechung ohne gründliche und vollständige Untersuchung der Patientin vorgenommen. Ich habe jede Frau, wenn auch oft mit einem tiefen Schmerzempfinden, aus meiner Sprechstunde fortgewiesen, bei der ich die Möglichkeit einer Erholung zur Austragung der Schwangerschaft sah. Ich habe in allen Fällen, in denen mir nach gewissenhaftester Prüfung aller Umstände die Schwangerschaftsunterbrechung als einzig möglicher und letzter Ausweg erschien, um eine schwere Gefahr für Gesundheit und Leben der Mutter abzuwenden, die Patientin noch zu einem zweiten Arzt geschickt, der sie, ohne Kenntnis meines Befundes, auf ihren Gesundheitszustand untersuchte und festgestellt hatte, ob eine Unterbrechung der Schwangerschaft ihm notwendig erscheine oder nicht. Ich habe keine einzige Unterbrechung ohne das Zeugnis eines zweiten Arztes vorgenommen. Bei dem von der Polizei beschlagnahmten Material befanden sich übrigens auch sämtliche ärztlichen Zeugnisse. Daß grade fünfzig oder sechzig von meinem Kollegen Friedrich Wolf stammten, hat seinen Grund lediglich in unsrer gleichartigen sozialen Tätigkeit und in der Gleichartigkeit unsrer Praxis.

Ohne Wolf oder mich überhaupt zu hören, wurden wir wegen des Verbrechens der gewerbsmäßigen Abtreibung verhaftet.

Für mich war, genau wie bei Friedrich Wolf, der Termin der Verhaftung auf die späte Abendstunde festgesetzt. Der Zufall wollte es, daß ich ausgerechnet an diesem Abend in einem Freidenkerverband einen Vortrag über den § 218 halten mußte. Ich war grade im Begriff, zu diesem Vortrag zu gehen, als ich beim Verlassen der Haustüre vom Garten aus die Kriminalbeamten die Treppe herabkommen sah. Sie fanden aber die gefürchtete Verbrecherin nicht mehr, die wenige Minuten später unter dem Eindruck der steifen Hüte der Kriminalbeamten einen geharnischten Vortrag gegen den § 218 in seiner jetzigen Fassung hielt. In der Nacht wurde mir Friedrich

Wolfs Verhaftung gemeldet. Ich packte mein Köfferchen, um mich für den Morgenbesuch der Justizbeamten zweckentsprechend vorzubereiten, und um gar nichts zu vergessen, was man für solche „andern Umstände" brauchen könnte. Pünktlich zur verabredeten Stunde kam die heilige Hermandad, mit der ich ins Gefängnis fuhr.

Nach meiner Verhaftung ergoß sich eine derartige Schmutzwelle über mich, daß selbst einer meiner Verteidiger glaubte, ich würde vor vier Jahren das Licht der Welt nicht wieder erblicken. In Stuttgart wurde ich allgemein aufgegeben; es waren sehr wenige Menschen, die zu mir hielten. Irgendeine öffentliche Meinung zu meinem Gunsten gab es nicht. Schutzlos mußte ich alles, was amtlich oder privat über mich verbreitet wurde, über mich ergehen lassen. Im Haftprüfungstermin, in den ich noch mit einem gewissen Glauben an Recht und Gerechtigkeit gegangen war, wurde ich mit einer vernichtenden Begründung wieder in den Orkus hinabgeschleudert. Der einzige Lichtblick war, daß man Friedrich Wolf freiließ.

Da saß ich nun wieder in meiner Zelle. Herausgerissen aus meiner Praxis. Bar aller Mittel. Die Hiobsposten häuften sich. Die württembergische Ärztekammer rückte, den Denunzianten deckend, hörbar von uns ab. Sechs Wochen später, als ich mir die Freiheit erkämpft hatte, rückte sie allerdings ebenso hörbar wieder zu uns heran. Der amtliche Gerichtsarzt tat ohne jede sachliche Prüfung das, was von ihm erwartet werden mußte: er erstattete sein berüchtigtes „vorläufiges Gutachten", wonach ich in mehr als dreihundert Fällen mich gegen das Gesetz vergangen hätte. Der Leiter der gerichtlichen Pressestelle Stuttgart gab Besuchern Andeutungen über die Minderwertigkeit meiner Persönlichkeit, weniger an das Schicksal einer schutzlosen Gefangenen denkend als an die nachträgliche Rechtfertigung des Mißgriffs der Justizbehörde. Mitglieder der stuttgarter Staatsanwaltschaft empfahlen, statt sich endlich einmal in die Judikatur des § 218 zu vertiefen, die Fälle Wolf und Kienle zu distanzieren und so weiter.

Trost fand ich bei Horaz, meinem Lieblingsdichter. In einer schlaflosen Nacht ging mir so recht der Sinn der Ode „Aequam memento rebus in arduis" auf. „Bewahre Gleichmut in schwieriger Lage!" Ich beschloß, durch ruhige, sachliche Erörterung dem Untersuchungsrichter bei der Aufklärung zu helfen. In den darauffolgenden Wochen wurde ich dann täglich in sechs- bis achtstündigem Verhör zu insgesamt 210 Fällen vernommen. Ich habe sämtliche Angaben gemacht, die zu einer vollständigen Klärung in jedem einzelnen Fall führen konnten. Ich hielt dem Untersuchungsrichter vorab ein tagelanges Kolleg über die ihm unbekannten Fragen des § 218, dann ging ich Fall für Fall gründlich, gestützt auf mein gutes Gedächtnis, mit ihm durch. Ich begehe wohl keine Indiskretion, wenn ich verrate, daß der Jurist in ihm weiter formal zu denken sich bemühte, daß aber unter der formalen Außenseite allmählich ein Mensch hervorkam, der erstaunt bemerkte, daß das Anklagegebäude schwankte. Ich habe selbst meinen Verteidigern gegenüber die Bitte ausgesprochen, ihre Beschwerde

gegen den Haftprüfungsbeschluß so lange hinauszuzögern, bis meine Vernehmung abgeschlossen sei. Mich amüsierte der Gedanke, daß infolge meines Instruktionsunterrichtes, die stuttgarter Kollegen, die vielleicht Aussicht haben, in dieselbe Lage zu kommen wie ich, einen nunmehr sachverständigen Untersuchungsrichter vorfinden werden.

Die Strafkammer verwarf meine Beschwerde, obwohl sie anerkennen mußte, daß ich nur mäßige Honorare genommen und nur noch neunzehn Fälle verdächtig seien.

Meine Vernehmung ging dem Ende zu. Kurz vor dem Abschluß wurde plötzlich das Verfahren auch auf die ambulanten Fälle ausgedehnt. Ich protestierte, ich gab die ehrenwörtliche Versicherung ab, daß ich nie ambulant eine Schwangerschaftsunterbrechung gemacht, sondern zu diesem Zweck immer die Patientinnen einige Tage in meine Klinik aufgenommen hatte. Fünfzig neue Fälle wurden unvermutet als verdächtig bezeichnet, das heißt daß fünfzig Frauen und Mädchen wieder der Inquisition von Kriminalbeamten ausgesetzt werden sollten, das bedeutet weiter, daß zahlreiche Familien wiederum kummervolle Tage und schlaflose Nächte aus Angst vor der Ungewißheit ihres Schicksals erdulden sollten.

Entgegen den mir gemachten Zusagen sollte ich weiter in Haft behalten werden.

Da ich inzwischen gelernt hatte, was es heißt, wenn sich die Justiz festbeißt, besonders was sie alles zu tun imstande ist, wenn sie nicht versteht, sich mit großer Geste aus einer Sackgasse zu entfernen, beschloß ich in den Hungerstreik einzutreten. Es hätte mir mehr gelegen, mit sachlichen Mitteln zu kämpfen, aber die Notwehr, der Selbsterhaltungstrieb, besonders aber das Gefühl, hier eine Mission zu erfüllen, ließ mich das demonstrative Mittel des Hungerstreiks wählen. Wolf und ich erklärten solidarisch, daß wir jede weitere Aussage verweigerten. Zwei oder drei Tage zu fasten ist für einen trainierten Körper eine Kleinigkeit, vielleicht sogar eine Erholung. Erst vom vierten Tage an hat man überhaupt das Gefühl des Hungerns. Jeder Tropfen Wasser, der in den leeren Magen gelangt, wirkt wie Wasser auf glühendes Eisen gegossen. Dann beginnt, selbst bei bestem Körpertraining, ein gewisses Nachlassen der allgemeinen Spannkraft, auch das geistige Interesse beginnt zu erlahmen, es tritt ein Zustand von körperlichem und geistigem Gleichgewichtsverlust ein, an den sich allmählich eine wachsende Apathie anschließt. Bis zum siebenten Tage konnte ich mich einigermaßen aufrecht halten. Noch am Morgen dieses Tages war der Gerichtsarzt der Ansicht, daß ich noch vollständig haftfähig sei. Am Nachmittag traten dann schwere Schwächezustände auf, so daß ich den Zeitpunkt für gekommen hielt, meine letzten Verfügungen zu treffen. Mein letzter Gedanke beschäftigte sich mit dem § 218 und mit dem unsäglichen Leid, das er so vielen tausenden Frauen und nun auch über mich gebracht hatte. Inzwischen stand drei Stunden lang der Sanitätswagen vor dem Frauengefängnis, vier Träger warteten mit einer Bahre, um mich in ein Krankenhaus zu überführen. Mit letzter Kraft protestierte ich gegen diese Maßnahme und erklärte, daß ich

auch im Krankenhaus jede weitere Nahrungsaufnahme verweigern würde. Nach hartem Kampf ließ man mich in meiner Gefängniszelle. Am Sonnabend, dem 28. März 1931, nachmittags vier Uhr, wurde ich dann aus einem ohnmachtsähnlichen Schlaf geweckt, um die Mitteilung entgegenzunehmen, daß meine Haft wegen Haftunfähigkeit unterbrochen werde.

Wie unser Prozeß ausgehen wird, vermag ich nicht zu sagen. Für Friedrich Wolf und mich geht der Kampf nicht darum, ob man uns schuldig spricht oder nicht. Menschen sind vergänglich und Paragraphen sind veränderlich. Aber es gibt ein Gesetz, das höher steht als alle Paragraphen, das ist das Gesetz der Menschenwürde und der Frauenwürde.

# Nationaldichter der Schwerindustrie

von Erik Reger

**So die Berghauer ihr angenommene Arbeit thun, so erfüllen sie das innerliche Gebirge mit lieblichen Berggesängen, damit sie ihr große und harte Arbeit, so voller Gefahr, ihnen desto geringer und leichter machen.**

***Aus einem bergbaulichen Buch des 16. Jahrhunderts***

Wie in den Ruhrstädten die Kultur nur eine Erfindung der Verkehrsvereine ist, ein Anlaß, um von sich reden zu machen, so werden dort auch die Wunder der Technik von den Wirtschaftsverbänden zu Propagandazwecken benutzt, als ein Mittel, sich ethisch-fortschrittlich aufzublähen. Verwaltungsgebäude, Ausstellungen, Kokereien, Theater, Gasometer, Schützenfeste, Gesangswettstreite, Verkehrsampeln, Straßendurchbrüche — alles ist eine Unterlage zu Festreden und Denkschriften, alles dient dazu, sich gewaltig aufzupumpen und in den Vordergrund zu spielen. Im Ruhrrevier, wo die Paten der Geldinflation saßen, haben sich auch die Zöglinge einer Inflation aller geistigen Werte niedergelassen. Sie haben den Bergmannsgruß „Glückauf" zur allgemeinen Begrüßungsformel und die schwieligen Hände zur großen Mode der Salons erklärt. „Wir sind hier das Land der Arbeit . . . das Land der tausend Feuer und der schwarzen Diamanten . . . als Gegengewicht gegen unsre Arbeits- und Lebensbedingungen pflegen wir den lichten Schein der Kunst . . ." Mit diesem je nach Bedarf sozialversöhnlich oder moralisch-aggressiv klingenden Pathos errichtet man das Monument der industriellen Verwertung der Technik, wie man ehedem in Deutschland Denkmäler der Literatur errichtete, und zeigt gleichzeitig, daß man auch zu den feinen Leuten gehört, die sich Smokings, Décolletés und Gesellschaftsspiele leisten können.

Aber die industriellen Kreise machen niemals in Idealismus, wenn sie nicht gewiß sind, daß er sich real verzinsen läßt. Sie wissen, warum sie von ihren angestellten Ortshistorikern und Kunstredakteuren die Ästhetik der Schornsteine begründen und die Atmosphäre der Seilscheiben und Winderhitzer mit himmelblauer Romantik vernebeln lassen. Sie verwenden die Kunst sowohl als Rauschgift wie als Instrument der Einschüchterung; sie ist ihnen ein Komplement zur Kaserne und um so wichtiger, als diese zu ihrem Leidwesen nur

noch in beschränktem Umfang in Betracht kommen. Jedenfalls wird an beiden Orten Respekt gelehrt — dort vor der Obrigkeit, hier vor der Bildung. Indem man der leichtgläubigen Industriebevölkerung einredet, daß es eine soziale Errungenschaft sei, wenn sie offiziell zugelassene Kunst genießen dürfe, läßt man sie ihre Unterlegenheit fühlen. Es war zweifellos ein symbolischer Akt, als die Stadt Essen ihr Theater aus den Händen des Kohlenfürsten Friedrich Grillo entgegennahm, der neben dem Projekt des Theaters das Projekt eines Irrenhauses betrieb und dann in geistiger Umnachtung starb. Hier sitzt die Bevölkerung, die in ihrer materiellen Existenz bis hinauf zum Kaufmann und Kommunalbeamten von der guten Laune (auf wirtschaftspolitisch: Konjunktur) der Schwerindustrie abhängig ist, vor den überlebensgroßen Klassikern und den Wagnerschen Göttern mit derselben Demut und Bedrückung, womit das Dienstmädchen, das „treu gedient hat seine Zeit", an den Vorstandstisch der provinziellen Hofdamen vom Königin-Luise-Bund tritt.

Auf diesem Grund, der vom Nippsachenkitsch der industriellen Bildungsvereine genährt ist, wächst eine neue Gattung der deutschen Literatur: die Nationaldichter der Schwerindustrie. Der Vertrieb ihrer Erzeugnisse geschieht allerdings unter der Marke „Arbeiterdichtung" — ein Vorgang, der im gemeinen Leben als Bauernfängerei bezeichnet wird. Die dilettantisch-schwärmerische Illusion des dichtenden Arbeiters wird nämlich von den journalistischen Angestellten der Schwerindustrie in ein sozialethisches Phänomen umgefälscht. Sie wird reklamiert als Beweis für das hohe Maß an Freiheit, Bildung und moralischer Kraft, das dem Arbeiter durch das gegenwärtige wirtschaftliche System zufließen soll, für unbegrenzte Aufstiegmöglichkeiten, Wohlergehen und verständnisvolle Förderung kultureller Bedürfnisse.

Es gibt eine andre Art von Arbeiterdichtern: solche, die in Versen zum Kampf gegen die bestehende Weltordnung auffordern — wodurch die Verse noch nicht ohne weiteres besser werden. Aber im schwerindustriellen Herzogtum kommen sie überhaupt nicht zur Erscheinung, und es versteht sich von selbst, daß die Begünstigungen und Erleichterungen, welche die Industrie ihren Dichtern gewährt, sich nur auf solche erstrecken, die sich des politischen Kampfes enthalten, verschwommen gefärbt sind und sich daher vortrefflich als Reagenzien eignen. Man höre den Gesang des Bergmanns Otto Wohlgemuth:

> Straßen und Gleise taumeln wie irr,
> Donner rollen von der Ruhr zur Lippe,
> Schon um Schlote und Türmegerippe
> Funkelt Erwartung ins wache Gewirr...
> Oh, der Gasometer weitwanstige Ballons,
> Auf schicksalsgeschwellten Schienenverbänden
> Der endlose Hunger unzähliger Waggons!
> Ihr Augen aus allen Weltenenden,
> Oh, du lauerndes Schicksal, Blutglanz, auf fließe!
> Auf daß sich dein Feuer in die Menschheit ergieße.

Es sind die Barden der Rauchfahnen, die dies singen, die Rhapsoden der Schwefelgase, die romantisch kostümierten

Ehrenpagen am Gespann der Herren von Kohle und Eisen „Wir sind die blutlebendige Kraft am deutschen Einheitsleibe" behauptet der Schlosser Christoph Wieprecht vom Ruhrgebiet. Man spürt deutlich die Verwandtschaft mit jenen Industriemalern, die zur Illustrierung von Werkskatalogen engagiert werden: „wo Herz zum Herzen gerichtet, wo der alte deutsche Ruf erklingt: uns kann nur die Einheit glätten!" Soweit diese aus dem Arbeiterstand hervorgegangenen Poeten von großindustriellen Mäzenen einen Ehrensold beziehen, sind sie die letzten Nutznießer des patriarchalischen Manchestertums. Schmunzelnd sieht man in ihnen den Beweis dafür, daß die bürgerlichen Elemente kräftig genug sind, den vierten Stand zu durchdringen und aufzusaugen, und daß zumindest in der Ruhrarbeiterschaft das Unterbewußtsein des degradierten Bürgers stärker ist als der Wille, eine neue, fest verwachsene und fest umrissene gesellschaftliche und geistige Schicht zu bilden.

„Ein neuer Künstlertyp, der bei harter körperlicher Arbeit und unter einfachsten Lebensbedingungen dennoch Zeit findet, in kargen Mußestunden den göttlichen Funken, der in ihnen glüht, zur hellen Flamme zu entfachen. Beim Dröhnen der Hämmer und Zischen der Flammen kommen ihm die Inspirationen, und verstohlen notieren schmutzige Arbeitshände Stichworte einstürmender Gedankenflüge, die dann in den stillen Nächten bei Lampenschein zu feinsinnigen Kunstwerken geformt werden." Bald wird diese absichtlich vom Zwielicht der Legende umwobene Definition in allen Lexika stehen. Schon ist „Arbeiterdichter" mehr als eine Literatursorte, schon ist es ein Beruf. Glückauf, Kumpel, ist das Ihr Jüngster, was soll er denn werden? — Arbeiterdichter, Herr Direktor, er hat schon aufm Volksbildungsabend rezitiert. — Brav von Ihnen, unsrer Unterstützung soll er sicher sein, wir brauchen Leute, die das Hohelied der Arbeit singen.

Und sie singen es. Sie reimen „Licht" auf „Schicht" und „erhellt" auf „Eisenwelt". Sie schieben, auf die Gichtbühnen der Hochöfen projizierte Baumbachs, Lauffs und Warnckes, den alten Gefühlsbeständen neue Vokabeln unter. Unter der Vorgabe, einen Mythos der Industriewelt zu prägen, verklären sie den Alltag mit einem mystischen Rausch. „Wabernde Lohe" ist jetzt nicht mehr der Walkürenfelsen sondern der Schmelzofen. „Stumme Beter" sind jetzt nicht mehr die Dome sondern die Fabrikmauern. Aus den Werkzeugen werden metaphysische Heilsbringer, aus den Werkstätten symphonische Wunder- und Traumländer. „Was ist denn Leben?" fragt Wieprecht, der nicht umsonst von Krupp, der Heimat der „Werksgemeinschaft", seinen Ausgang nahm, und welche Antwort weiß er? „Laßt uns der Erde Wundermeer durchwühlen, denn dort steigt Gott gewaltig an das Land." Das ist die Sprache der industriellen Hymnendichter. Sie reden von der „Sakristei der Arbeit" —: „Zur Musik wird uns der Riemen Knattern, Orgelbrausen der Maschinen Rattern", und „die Öfen senden rote Lebensgluten wie ein Gebet hinauf ins tiefste Blau." Sie erneuern die Poesie von Leier und Schwert und taufen sie um in Hammer und Leier, sie verwandeln die Butzenscheibenlyrik in Werkszeitungslyrik — kurzum, sie neh-

men alle erdenkliche Rücksicht auf den Emotionsbestand ihrer bürgerlichen Lehrmeister und besitzen keine andern Mittel als diejenigen, die ihnen das geistige Arsenal der Bildungsschicht an Hand gegeben hat. „Triumph der Tat, wir grüßen dich", dichtet großspurig Herr Wieprecht, und der Triumph der Tat besteht dann darin, daß „wir stehn in einem neuen Licht der Pflicht" und daß „wir alle sind Schmiede im Schmerzenkleid, wir schlagen die Brücke zur Ewigkeit."

Wie die Unternehmer es wünschen, sind diese Arbeiterdichter frei von Diesseitigkeit und Anklage — höchstens, daß sie eine Sehnsucht äußern oder einen im Lyrischen stecken bleibenden Trotz, der an unbegründete Eitelkeit und hohlen Hochmut grenzt. „Wir sind Titanen" — weil wir „des Gottes Dreieinigkeit" sind. Der Bergmann Wohlgemuth trägt „im Traum ein Gedicht vor...", wo der letzte Bergmann im brechenden Schacht sich aufmacht und hintritt vor Gottes Thron" und Paul Klose „spinnt aus Silberton und Mondesglanz ein zauberlächelnd Traumgesicht". Heinrich Lersch, hinter dessen Namen das Wort Kesselschmied zum Epitheton ornans geworden ist, und der die unvergeßlichen Verse prägte:

> Mein Kamerad Franzos, dich traf ich gut!
> Du mußt nicht böse sein, daß ich dich schoß:
> Ich bin dein Bruder ja, bin dein Genoß!
> Wir sind erlöst durch eines Gottes Blut!

— dieser Heinrich Lersch will „als Arbeiter Mensch sein, der über sich die Gerechtigkeit fühlt und vor sich die Freiheit sieht, in dessen Herzen die Schönheit ist." Mithin erklären es die Journalisten der Schwerindustrie mit einiger Berechtigung für die Aufgabe des Arbeiterdichters, aus dem „erschütterten" Menschen den „erlebenden" zu machen — nämlich so: „Industriedichtung ist das Aufbegehren eines gesunden Volkes gegen Verflachung, gegen kulturloses Welttum, ist die heiße und drängende Sehnsucht nach göttlicher Ordnung und menschlicher Innerlichkeit. Dazu Glückauf!"

— Dazu Glückauf!

# So verschieden ist es im menschlichen Leben!

**von Peter Panter**

Neulich habe ich alte Jahrgänge des ‚Brenner' gelesen, einer Zeitschrift, die in Innsbruck erschienen ist und wohl noch erscheint... Das war eine merkwürdige Lektüre.

Es gibt eine Menge verhinderter Katholiken, meist sind es Juden, denen ist die katholische Kirche nicht katholisch genug, oder sie erscheint ihnen überhaupt nicht als katholisch. Ich mag mich mit dieser Kirche nicht gern auseinandersetzen; es hat ja keinen Sinn, mit einer Anschauungsweise zu diskutieren, die sich hat strafrechtlich schützen lassen. Mit so unhonorigen Gegnern trete ich nicht gern an. Was aber jene verhinderten Katholiken angeht, die es gern sein möchten, es aber nicht sein können und die darunter leiden, wie nur ein Mensch leiden kann: es sind das nicht nur die forschen Konvertiten, die da toben. Es ist noch etwas andres.

Da ist eine ganze Literaturgattung, die schlägt der Welt ununterbrochen das Neue Testament auf den Kopf und wundert sich, daß es nicht gut klingt. Das höchste Pathos blüht hier; kaum einer kann gewaltigere Töne finden als der, der aufzeigt: Siehe, die Welt lebt

nicht, wie Christus es gelehrt hat. Es gibt nur noch ein Pathos, das höher ist: das ist das Pathos über Christus hinweg.

Im ‚Brenner' nun, dessen Sauberkeit, Tapferkeit und Reinheit nicht bezweifelt werden kann, gehts hoch her. Und dabei ist mir etwas aufgefallen.

Da ist zum Beispiel Theodor Haecker, ein Schriftsteller von beachtlichem Format, wenn man nicht genau hinsieht. Wenn man aber genauer hinsieht, dann zeigt sich unter dem Lärm der donnernden Moralpauken ein kleiner Mann, der es dem Hermann Bahr aber ordentlich gibt, und, auf einmal, Hosianna, Amen und Ite missa est, sind wir mitten im fröhlichen Gezänk eines Literaturcafés. Frommer Schwannecke. Es scheint, als ob diese Sorte Literaten sich erst religiös sichern müssen, bevor sie loshacken. Sie haben nie begriffen, daß es christlich, mehr: daß es philosophisch wäre, zu schweigen und vorüberzugehn. Ja, wenn ein Gläubiger aufschreit und dem Wahnwitz der Welt einen Spiegel entgegenhält, von dem jene nachher sagt, es sei ein Zerrspiegel, weil sie nicht glauben kann, daß sie so gemein aussähe! Wer dieses aber allmonatlich, regelmäßig und mit hitziger Wonne tut: der ist kein Christ, und wenn er zehnmal den ganzen Kierkegaard übersetzt hat. Der ist genau dasselbe wie Hermann Bahr, nur mit umgekehrtem Vorzeichen. Und schließlich ist psychopathische Lebensuntüchtigkeit noch kein Christentum, und „das Böse" ist kein Schimpfwort. Wenn einer mit seinem Leben und nun gar mit dem Leben nicht fertig wird, so wird der Anblick dadurch nicht schöner, daß er sich auf die Bibel beruft. Die geheime Wonne, dem andern aber ordentlich einen zu versetzen, wird hier durch Moralinsäure legalisiert und durch eine verfälschte Himmelssüßigkeit, die nach Sacharin schmeckt und durchaus von dieser Erde stammt. Das Ziel ist vielleicht gut; die Kämpfer sind es mitnichten. Und die Hälfte ihrer Religion besteht in der Verachtung der Ungläubigen; das hält warm und ist ein schönes seelisches Unterfutter.

Viel Rauch um diesen Brenner. Schade um die reine Flamme.

*

Der Zustand der gesamten menschlichen Moral läßt sich in zwei Sätzen zusammenfassen: We ought to. But we don't.

*

Wenn Stefan Zweig einen erkälteten Magen hat —: schreibt er sich dann etwas auf die eigne Bauchbinde —?

*

Das Englische ist eine einfache, aber schwere Sprache. Es besteht aus lauter Fremdwörtern, die falsch ausgesprochen werden.

*

Scharfe Sozialkritiker sind in ihren Nicht-Vaterländern sehr beliebt, nur dürfen es grade keine Kommunisten sein. Sonst aber hat es der Deutsche gern, wenn der Amerikaner die amerikanische Kultur demoliert; wir haben uns immer sehr für die Freiheit der andern interessiert.

*

Man kann jeden schreibenden Menschen bis ins Mark daran erkennen, wie er das Wort „ich" setzt. Manche sollten es lieber nicht setzen. Hitler setzt es. „Wenn ich in Deutschland spreche, so strömen mir die Menschen zu . . ." Der Ton ist vom Kaiser entlehnt, und das Ganze hat etwas Gespenstisches: denn dieses „ich" ist überhaupt nicht da. Den Mann gibt es gar nicht; er ist nur der Lärm, den er verursacht.

*

Die einen haben nichts zu essen und machen sich darüber Gedanken, das kann zur Erkenntnis ihrer Lage führen: und das ist dann Marxismus; die andern haben zu essen und machen sich keine Gedanken darüber: und das ist dann die offizielle Religion. So verschieden ist es im menschlichen Leben!

# Die französische Romantik von Egon Friedell

Es ist jetzt grade hundert Jahre her, daß in Frankreich jene höchst interessante und fruchtbare Bewegung einsetzte, die sich „romantisme" nannte. „Ich sehe mich in einem Übergangszeitalter", sagte Stendhal, „und das heißt: in einem Zeitalter der Mittelmäßigkeit". Gegen diesen Geist der Mittelmäßigkeit opponierten die jungen Maler und Dichter der romantischen Schule in Frankreich; schon äußerlich: mit ihren polnischen Schnürenröcken, grünen Beinkleidern, schreienden Westen, spitzen Zuckerhüten und feuerfarbenen Kalabresern. Sie war ebenso sehr Ausdruck wie Widerpart ihrer Zeit, und dies machte sie zu einem verwickelten Phänomen. Man darf sich vor allem nicht durch den Namen irreführen lassen. Die französische Romantik war antiromantisch. Als romantisch könnte man an ihr nur ihre Leidenschaft für das Pittoreske ansprechen; aber dieser Zug ist allgemeinfranzösisch (er verleugnet sich auch nicht in Epochen stärkster Entblutung des Lebens, Dichtens und Denkens: man denke an das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten mit seiner Vorliebe für prunkvolle Musik, Dekoration, Rhetorik, an die Farbigkeit der Aufklärungsliteratur) und er verträgt sich durchaus mit Rationalismus, indem er sich als logisch und architektonisch gegliederter Kolorismus äußert.

Äußerlich geht die Tendenz auf das Mittelalter zurück. Aber auf die Stoffwahl kommt es niemals an sondern immer nur auf die Apperzeptionsform. Die Gleichungen sind nicht so einfach, daß man ohne weiteres alle antikisch orientierten Kunstströmungen als klassizistisch, alle fürs Mittelalter interessierten als romantisch, alle der Gegenwart zugewendeten als realistisch bezeichnen dürfte. Das Wort „romantisch" klingt deutlich an „romanisch" an. Und doch gibt es keine romanische Romantik. Nur ein einziges Mal sind innerhalb der französischen Literatur einige echte Romantiker aufgetreten: es waren die Dichter um Maeterlinck, die durchwegs germanische Flamen waren.

Das Urphänomen, von dem alle menschlichen Lebensäußerungen abstammen, ist das Verhältnis zu Gott. Der Romantiker ist religiös. Der Romane ist klerikal oder atheistisch. Es hat natürlich auch auf slawischem und germanischem Boden zu allen Zeiten Klerikale und Atheisten gegeben; aber sie haben sich niemals zu repräsentativer Nationalbedeutung erhoben. Sie waren bestenfalls Zwischenereignisse. Umgekehrt sind religiöse Gestalten wie Luther und Bach, Fichte und Carlyle, Dostojewski und Nietzsche als romanische Gewächse unvorstellbar.

Die ganze französische Kulturgeschichte ist durch die Tatsache bestimmt, daß jeder Franzose ein Cartesianer und jeder Franzose ein Lateiner ist; und dies verleugnete sich auch bei der französischen Romantik nicht im geringsten. Sie wendete sich mit Leidenschaft gegen den Klassizismus, aber nur gegen den ganz strengen der Boileauschen Hofetikette: gegen die drei Einheiten und die scharfe Trennung des Tragischen und Komischen, gegen die Sprachtyrannei der Aka-

demie und die Herrschaft der Lullytradition, gegen die geometrische Bildkomposition und die Salonlandschaft, gegen das Versailles der Kunst, das noch immer nicht tot war. Sie war revolutionär in der Form, indem sie von der klassisch geschlossenen zur „offenen" überging (soweit dies einem Franzosen überhaupt möglich ist), und im Stoff, indem sie das Pathologische, Grauenhafte, Grelle, Disharmonische bevorzugte; und vor allem war sie, im Gegensatz zur deutschen Romantik, politisch revolutionär. Oder richtiger gesagt: nur sie war politisch orientiert, jene gänzlich unpolitisch. Denn wenn etwas extrem unromantisch ist, so ist es die Politik. Hierin allein schon manifestiert sich die französische Romantik als Falschmeldung. Sie war ganz einfach, als heißer, sprühend elementarer Ausdruck des Zeitgeists, Realismus, obschon natürlich, wie jeder künstlerische Realismus, ein transponierter und gesteigerter. Victor Hugo hat es im Vorwort zu „Hernani" mit aller wünschenswerten Klarheit ausgesprochen: „Die Romantik ist in der Dichtung, was der Liberalismus im Staate"; und Delacroix sagte noch einfacher und noch deutlicher: „Qui dit romantisme, dit art moderne".

Als Geburtstag der romantischen Schule Frankreichs gilt der 25. Februar 1830: an diesem Tage fand, fünf Monate vor der Julirevolution, jene denkwürdige Hernanipremiere statt, die, wie fast alle entscheidenden Uraufführungen, ein ungeheurer Theaterskandal war; Théophile Gautier trug seine berühmte rote Samtweste, als Symbol des künstlerischen Konventionshasses und des politischen Radikalismus. Aber schon drei Jahre vorher hatte Hugo in seiner Cromwellvorrede, von der Gautier sagt: „Sie erstrahlte vor unsern Augen wie die Gesetzestafeln von Sinai", den Begriff des Romantischen aufgestellt: es sei das Wirkliche, dieses aber entstehe durch die Kreuzung des Sublimen und des Grotesken, und das romantische „drame" sei daher die Vereinigung von Tragödie und Komödie. Er verschmolz sie aber nicht eigentlich, wie dies erst am Schlusse des Jahrhunderts Ibsen und seiner Schule gelang, sondern setzte sie nebeneinander. Schon in dieser seiner Vorliebe für literarische Manifeste zeigt sich die gallische Lust an Programmatik, Regelhaftigkeit, Reglementierung der Kunst, und noch mehr äußert sich dieser Rationalismus, dessen Leidenschaft für das Schrille, Bizarre, Widernatürliche, Wahnwitzige nur Maske ist, in Hugos kühler und klarer Komposition und in seinem bewußten und selbstbewußten Willen zur Tendenz. Hugo hat sein ganzes Leben lang Thesen angenagelt, und in seiner zweiten Lebenshälfte wuchs er zum Nationalpropheten. Zugleich kulminiert in ihm das französische Dekorationsgenie: seine Dichtungen sind glühende Tapeten, bezaubernde Koloraturen, großartige Atelierfeste, Meisterpartituren. Seine Dramen sind die packendsten Libretti, die je geschrieben wurden, und bieten sich schon auf den ersten Blick der Instrumentation an, obgleich sie andrerseits ihrer eigentlich gar nicht mehr bedürfen. Ihre Sterne sind jene ewigen Figuren, ohne die die Oper nicht leben kann: der edle Outlaw, der gegen die Gesellschaft lebt und ihre legitimen Verbrechen rächt, die edle Dirne, die neben

ihr lebt und sich durch die große Liebe adelt; die Handlung gehorcht der Opernlogik; der Humor ist aus der opéra comique. In seinen Romanen erscheint die Welt als Tollhaus, ähnlich wie bei Shakespeare und doch ganz anders: viel subjektiver, monomanischer gesehen: als sadistische Fiebervision.

Neben ihm errangen der ältere Dumas, Scribe und Sue die breiteste Popularität. Der Abstand zwischen ihm und diesen wird in Frankreich nicht so stark empfunden wie bei uns. Dort wird die Literaturästhetik nicht von Professoren gemacht, die niemals Dichter und meistens nicht einmal Schriftsteller sind, sondern von den Künstlern und der Gesellschaft; infolgedessen herrschen dort andre Maßstäbe: man bewertet ein Theaterstück nach dem Grad, wie es im Rampenlicht wirkt, und ein Buch nach der Stärke, mit der es seine Leser hypnotisiert. Dumas schrieb mehr als ein Vierteltausend Bände, hohle Attrappen, aber mit delikatem Konfekt gefüllt. Scribe verfaßte die erfolgreichsten Operntexte der Welt: Die Stumme von Portici, Fra Diavolo, Die Jüdin, Robert der Teufel, den Propheten, die Hugenotten, die Afrikanerin, und wurde der Virtuose des modernen Intrigenlustspiels, der „pièce bien faite"; er besaß im höchsten Maße die paradoxe Gabe, die Welt nicht im natürlichen Licht der Sonne und des Mondes zu sehen, sondern im künstlichen, schreienden des Scheinwerfers und der bunten Glaslaterne und die Menschen nicht als Naturwesen, sondern als Träger von Fettpuder, Perücke und Umhängebart. Außerdem war er einer der ersten, die ihre Dramen ganz unverhüllt als Industrieartikel vertrieben: er war nichts als der außergewöhnlich begabte und tüchtige Chef einer Galanteriewarenfabrik, in der die einzelnen Ressorts tadellos arbeiteten und ineinandergriffen; zahlreiche seiner Stücke sind Kompagnieprodukte: der eine erfand die Figuren, der andre die Verwicklungen, ein dritter den Dialog, ein vierter die Bonmots. Es ist bei dieser Veranlagung selbstverständlich, daß das Geld für ihn immer im Mittelpunkt des Geschehens steht, nur faßt er seinen Helden viel harmloser und oberflächlicher als Balzac, indem er ihn einfach als den unwiderstehlichen Verführer schildert, dem alles erliegt. Was den berüchtigten Eugène Sue anlangt, so hat schon der berühmte Literarhistoriker Hermann Hettner einmal bekümmert darauf hingewiesen, daß Schiller mit ihm eine gewisse Verwandtschaft besaß: sie erstreckt sich nicht bloß auf seine Vorliebe für das Kriminalistische, Kolportagehafte und die Schwarzweißtechnik, sondern auch auf seine Hinneigung zur ethischen und sozialen Tendenz. Auch über ihn kann nur unter der Optik des Gymnasialaufsatzes ein Verdammungsurteil gesprochen werden; Balzac und Hugo empfanden ihn als Konkurrenten. Die süßen Buntdrucke hingegen, in denen Murger das pariser Bohèmeleben abschilderte, sind für einen außerfranzösischen Geschmack heute kaum mehr erträglich.

Die französische Malerei des Zeitalters ist das komplette Gegenstück zur Literatur. Delacroix machte sich den Wahlspruch zu eigen: „le laid, c'est le beau!" Seine Kunst setzt ebenfalls den Farbenrausch an die Stelle der mehr zeichne-

rischen klassischen Korrektheit und gibt dem Schrecklichen, Entarteten, Krassen den Vorzug vor dem Salonfähigen. Auch in den Stoffen liebt sie die Exotik. Die Eroberung Algiers, politisch und wirtschaftlich zunächst ohne größere Bedeutung, hatte sogleich eine künstlerische Wirkung: nicht lange, nachdem Hugo seine „Orientales" gedichtet hatte, entdeckte Delacroix den Orient für die Malerei. Damit ergab sich auch ein Wandel in der Darstellung der biblischen Gestalten: man begann einzusehen, daß sie ihre Modelle nicht unter holländischen Bauern oder florentinischen Prinzessinnen zu suchen habe, sondern unter den Arabern. Zudem fand Delacroix in Afrika, wo die Sonne den Objekten eine viel stärkere Leuchtkraft verleiht und die Farbenkontraste viel greller hervortreten läßt, sein koloristisches Weltbild bestätigt. Er pflegte, ehe er an die Zeichnung ging, zuerst die Farben zu gruppieren, und nicht umsonst war sein Lieblingsmaler Rubens, der ihn an technischer Meisterschaft, Farbenzauber und elementarer Vitalität noch übertraf, an problematischer Geistigkeit, vibrierender Leidenschaft und dämonischer Originalität aber nicht erreicht.

Unter den übrigen Malern der neuen Schule ist keiner Delacroix in die Nähe gelangt; aber sie ist voll sprühender Lebendigkeit, blühenden Einfallsreichtums und kühnen, siegreichen Frondierungswillens und dabei (was ein Erbe sowohl der Rasse als des klassischen Geistes ist) immer geschmackvoll und im souveränen Besitz ihrer Mittel; von einer ausgeprägten Vorliebe fürs Schreckensfigurenkabinett erfüllt (teils aus Perversität, teils um den Bürger zu epatieren); propagandistisch und agitatorisch (im Geiste des Fanfaron, der in jedem Franzosen steckt); komödiantisch und theatralisch (aber auf eine höchst künstlerische Manier); morbid und neurasthenisch (Ingres fand sogar: epileptisch); und bei alledem in ihrer Lust und Kraft, zu bauen, zu gliedern und zu stufen, doch cartesianisch. In dem schwachen Genre der Historienmalerei war Delaroche der Stärkste: seine Gemälde lassen sich mit den geistreichen Geschichtsromanen in Parallele stellen, die Dumas père verfaßte; die sentimentale Anekdote ist ihm stets die Hauptsache. Horace Vernet malte sehr erfolgreich die Napoleonlegende, den afrikanischen Feldzug, die Gloiregeschichte der grande armée mit minutiöser Fachkenntnis der Uniformierung und Bewaffnung, Strategie und Taktik. Ganz aus der Zeit fällt Ingres, ein Klassizist, aber nicht im lateinischen, sondern im griechischen Sinne: ein Meister der edeln Linie und reinen Proportion, des Nackten und der wahren, nämlich idealen Natürlichkeit.

---

## Schauspieler

**Man sagt, es fehlt an jungen Talenten, es fehlt an Schauspielertalenten überhaupt! Das ist einfach nicht wahr! ich habe immer Talente gefunden. Richtig ist nur, daß nicht mehr wie so oft in früherer Zeit kräftige Naturen auftauchen.**

*Heinrich Laube*

# Weltbild, nach intensiver Zeitungslektüre

von Kaspar Hauser

Seit Mussolini fahren die Züge in Italien pünktlich ab, in Rußland gibt es keine seidnen Strümpfe, und das kommt alles von der Prohibition. Kein Wunder, sehn Sie mal allein die englischen Manieren — das sind ehmt Gentlemen, na ja, und dann die Tradition! Das ist ganz was andres, das ist wie die Luft in Paris oder die Mehlspeisen in Stockholm, das macht den Ungarn eben keiner nach! Haben Sie gelesen: Hoesch war bei Briand? Ja. Ich weiß nicht, was er da gemacht hat — aber es ist ungemein beruhigend, das zu lesen. In Südamerika heizen sie mit Mais, riesige Viehbestände haben die, und unsre juristische Karriere ist auch überfüllt. Was mit dem König von Spanien bloß ist! Soll er doch schon gehn; 'n König heutzutage, das ist doch nichts! Und wo er sich überhaupt immer auf die Unterlippe tritt! Einen richtigen Diktator müßte man dem Mann mal hinschicken; die Hauptrolle spielt Fritz Kortner. Der Zündholz-Kreuger hat einen ewigen Trust erfunden, Brecht will für die Dreigroschenoper Arbeitslosenunterstützung haben, er hat gesagt, das wär doch keine Arbeit, Stalin von den eignen Parteigenossen was, weiß ich nicht, aber so kann es keinesfalls weitergehn! Das dürfen die Leute ja gar nicht! Die Butter ist nu auch wieder teurer geworden, seit die türkischen Frauen alles haben fallen lassen, bin ich doch dafür, daß Cilly Außem in die Dichterakademie, Sie, Tennis-Borussia liegt in Front, da kann der Big Tilden nichts machen, und der kann doch gewiß Tennis, im Westen ist ein isländisches Tief mit schwachen südöstlichen Winden, Kortner spielt die Hauptrolle, und meine Meinung ist meines Erachtens die: nur ein Gremium kann uns helfen! Ein Gremium oder Radium, eins von den dreien, und Kortner spielt die Hauptrolle. Ist eigentlich der Joseph Goebbels mit der Josephine Baker verwandt? Die Polizei greift scharf durch, es wird ja in der letzten Zeit wieder kolossal durchgegriffen, da haben sie bei den Nazis eine Haussuchung gemacht, das Haus haben sie gefunden, aber sonst haben sie leider nichts gefunden, Großkampftag im Parlament von Jugoslawien, der König übernimmt die Verantwortung, das wird nicht gehn, die hat doch Brüning schon übernommen, so übernimmt sie immer einer vom andern, und wer sitzt nachher in der, Tschechei stellt die Lieferung von Journalisten an Deutschland ein, was werden wir denn nun machen, o Gott, o Gott, da bleiben uns dann eben nur noch die Wiener, ja, das goldene wiener Herz am Rhein, davon leben wieder die aus Czernowitz, so eng ist die Weltwirtschaft miteinander verknüpft, und Kortner spielt die Hauptrolle. Daß Briand bei Hoesch ... das hab ich schon erzählt. Gib noch mal das Hauptblatt her, wo war denn das ... Ritueller Tenor unterrichtet, nein, das wars nicht, Geselligkeit, seelenvolle Vierzigerin sucht Balkonzimmer mit gleichdenkendem Witwer spätere Badebenutzung nicht ausgeschlossen, man kann aber wirklich keine Zeitung mehr aufmachen, ohne daß man einen Chinesen sieht, dem sie den Kopf, das ist ja an den Haaren herbeigezogen, Stefan Zweig schreibt, dieses Buch ist voll

verhaltener menschlicher Genialität und seit dem Reichskursbuch vielleicht das innerlichste, daß von den Nacktphotographien von Lieschen Neumann gar keine veröffentlicht werden! Dividende bei Mittelstahl, der Papst über die Ehe, Al Capone über die Prohibition, Hitler stellt eine Garde rassegereinigter S.A.-Leute auf, Kortner spielt die Hauptrolle, abgebauter Kardinal sucht Kinderwagen zu verkaufen, Reichstag, werde hart, ach Gottchen, Unterhaltungsbeiblatt, wie ich zu meinen Kindern kam, technische Beilage, die Dampfkesselwarmwasserrohrentzündung, die Herzogin von Woster in einem pikanten rotbraunen, Familiennachrichten, das ist doch die, wo der Mann die geschiedene, Kurszettel und andre Konkurse, verantwortlich für den Gesamtinhalt:

Wir leben in einer merkwürdigen Zeitung —!

---

# Vom richtigen Benehmen Damen gegenüber

von Lion Feuchtwanger

*(Aus J. L. Wetcheeks Amerikanischem Liederbuch)*

Herr B. W. Smith hatte sich die Passionsspiele in Oberammergau angeschaut.
Er hatte die erwartete Weihe und Langeweile verspürt
Und hatte sich, alles in allem, preiswert erbaut;
Insbesondere der Darsteller des Christus, Mr. Lang, hatte ihn für mindestens 150 Dollar gerührt.
Als er indes las, dieser Christus habe die für die Zimmermädchen bestimmten
Trinkgelder für sich behalten, so daß es zum Prozeß kam,
Fand Herr B. W. Smith das brutal, seine männlich graden Instinkte ergrimmten,
Und er zerriß das Bild des Christus-Lang mitsamt seinem Autogramm.

Herr B. W. Smith sah, wie ein junger Mann, in einem deutschen Tonfilm, eine Dame,
Sie entführend, auf den Soziussitz seines Motorrads riß
Und dann, aus Opportunitätsgründen, als die Verfolger näher kamen,
Diese Dame einfach in den Straßengraben schmiß.
Da packte ihn Empörung über dieses Verhalten des Begleiters.
Er feuerte als 100prozentigen Einwand
Mehrere Schüsse gegen den unfairen Schatten und zahlte ohne weiters
Siebzig Dollar als Ersatz für die so beschädigte Leinwand.

Herrn B. W. Smith' Dachziegelfabrik litt unter einer Wirtschaftskrise,
Und Herr Smith war genötigt, in seinem Zentralbureau durchgreifend zu rationalisieren.
Er beauftragte Miß Silver, seinen weiblichen Personalchef, über diese
Maßnahme die 22 davon betroffenen Damen zu informieren.
Miß Silver, 22 blasse Gesichter um sich, wurde bang.
Ja sie konnte sich nicht enthalten, selber sichtbar zu erblassen
Und in Ohnmacht zu fallen. Was Herrn B. W. Smith leider zwang,
Miß Silver ihrerseits zum nächsten Termin zu entlassen.

# Bemerkungen

### Victor Marguerittes „La Patrie Humaine"

Als „Vaterland" hat der deutsche Übersetzer Joseph Chapiro die neue Kampfschrift Victor Marguerittes „La Patrie Humaine" übersetzt. Der Umschlag der im Verlag Ernst Rowohlt erschienenen deutschen Ausgabe trägt die Farben der deutschen Handelsflagge, also schwarz-weiß-rot mit kleiner republikanischer Gösch, die Farben Frankreichs, Amerikas, England, Polens, Hollands, Italiens und — der Sowjetunion. Durch diese Wahl der Flaggen kommt der französische Titel viel besser zum Ausdruck als durch die gewählte deutsche Übersetzung. „La Patrie Humaine" könnte man übersetzen „Das Vaterland: die Menschheit!" Aber das würde ebenso hölzern sein, wie die französische Form gefällig ist. Aus diesem Stilgefühl heraus sagte man „Vaterland!"

Denn das Buch selbst ist eine wie ein Lavastrom dahinrauschende feurige Laienpredigt gegen das, was man gefühlsmäßig Vaterland nennt. Der Künstler Margueritte greift zu Übersteigerungen, deren Maße eben nur ein Künstler in ihrer noch zulässigen Wirksamkeit abstecken kann. Er nennt den Patriotismus eine Epidemie und einige Seiten später ist ihm „Vaterland" als Wort und als Begriff „ein Geschwür, dessen Eiter der Mordinstinkt ist".

Das könnte wie die plumpste Demagogie erscheinen, wenn nicht vorher Sätze ständen wie „daß der Geist die blutigen Instinkte überwältigen und die Menschenliebe den Haß besiegen müsse", daß „der noch immer gefesselte Prometheus befreit werde", und „daß die Wissenschaft dem Frieden unterworfen werde, um den Menschen gottähnlicher zu gestalten".

Darüber werden in der Wolle gefärbte marxistische Linksradikale geringschätzig lächeln. Aber sie würden damit nur ihre Grenzen erkennen lassen, nicht die Marguerittes, der mit seinem Werk dasteht wie ein in edlem Zorn flammender Jeremias oder Jesaias. Diese wetterten nur über das verrottete jüdische Volk. Er, der Sohn eines französischen Generals, selbst ein französischer Oberst, wettert gegen alle die alten „Zufalls-Vaterländer", über deren Symbole, die Fahnen, er ätzende Ausdrücke findet und deren Machtbasis, nämlich die Armee, er „Krebsgeschwür" heißt, das „ihm Übelkeit verursacht".

Alle „Vaterländer" sind ihm ein Objekt seines lodernden Zornes und besonders sein engeres Vaterland Frankreich. Margueritte scheut nicht das Mißverständnis, bei deutschen Reaktionären Beifall zu finden, wenn er sagt, er habe nicht gewartet, Poincaré als „Haupturheber des furchtbaren Krieges und des unsaubern Friedens öffentlich anzugreifen" ehe ihn (Poincaré) „die Arterienverkalkung zwang, von der politischen Arena bei lebendigem Leibe abzutreten".

Damit stoßen wir auf das, was am Temperament Marguerittes das Köstlichste ist, diese unleugbare Übertreibung, diese stellenweise Ungerechtigkeit gegenüber der französischen Politik. Allein von Briands „unerschütterlicher Weisheit" spricht er mit Achtung. Sonst sieht er die Dinge so in Frankreich an, als ob Europa schon als Einheit bestände und er sich mit einem Teil Europas kritisch zu beschäftigen habe, in dem er zufällig wohnt. Aber durch diese Abstammung sieht er die Dinge in der Nähe überscharf.

Margueritte will durch sein Buch eine Revision der Friedensverträge herbeiführen. Er wird dadurch den größten Beifall von Leuten finden, die es am wenigsten verdienen, teilzuhaben an den Wohltaten eines neuen Europas. Marguerittes Losung auf dem Titelblatt heißt „Europa oder Krieg!" Deutsche Reaktionäre, jungdeutsche Romantiker und

Staatsparteiler jubeln ihm jetzt schon zu: jeder verspricht sich davon etwas, jeder etwas andres, aber keiner meint ehrlich zu hundert Prozent dasselbe, was Margueritte will. Er will den Frieden, den Weltfrieden, er will den Anbruch eines Friedenszeitalters herbeiführen durch die „direkte Aktion" aller friedenswilligen Kräfte auf der Erde. Seitenlang preist er die Märtyrer der Kriegsdienstverweigerung in Frankreich. Aber die Reaktionäre aller Länder, der Deutschlands und Frankreichs nicht zuletzt, sprechen von „Europa" nur deshalb, weil sie darin eine Hoffnung für sich sehen. Margueritte sieht diese Gefahr genau. „Ohne Rußland gibt es kein Paneuropa," sagt er denkbar deutlich und in dem offiziellen Paneuropa sieht er richtig nur eine „neue Heilige Allianz gegen die Sowjets".

Das Werkzeug zur Anbahnung seines prophetisch verkündeten Friedenszeitalters erblickt er in den bestehenden Friedensorganisationen. Er scheint zu übersehen, daß das Werkzeug der internationalen Friedens- und Kulturorganisationen selbst erst wirksam genug hergerichtet werden muß, ehe es zur Schaffung des Werkes angesetzt werden kann. Denn vorläufig wird das Werkzeug zum neuen Weltkriege jeden Tag besser, während Kenner behaupten, daß das Werkzeug zur Schöpfung des Friedenszeitalters, nämlich diese Friedensfront, nicht besser wird.

Von der Güte und Tauglichkeit des einen oder des andern Werkzeuges wird es abhängen, ob Marguerittes dem Buch vorangestellte Parole „Faites l'Europe, sinon vous ferez la guerre" (Europa oder Krieg) sich so oder so bewahrheiten wird. Margueritte tut das Seine dazu, das Werkzeug zur Fundierung des Weltfriedens zu vervollkommnen. Er, der als Autor zahlreicher Werke mit hohen Auflagen ansehnliche Revenuen hat, führt ein bescheidenes Leben und opfert seine Mehrwerte dem sozialen Geiste. Er wendet sie den Friedensorganisationen zu. So ist seine Tat für den Frieden noch größer als sein Buch. Wenn man immer sagt: „In Geldsachen hört die Freundschaft auf," so gehört Margueritte zu den seltenen Naturen, bei denen die Freundschaft in Geldsachen erst richtig anfängt: Freundschaft, die hier nicht einem Freunde gilt, sondern den Körperschaften der Friedensstreiter.

*Otto Lehmann-Rußbüldt*

## Professor Giese

In der vorigen Nummer hat sich M. M. Gehrke mit einer Resolution des S.D.S., Gau Schwaben, zum Falle Friedrich Wolf befaßt. Sie weiß nicht, was Professor Doktor Giese, der zweite Vorsitzende im Gau Schwaben der deutschen Schriftsteller-Gewerkschaft, für ein schriftstellerisches Oeuvre aufzuweisen hat. Ich habe von Gieses Werken im Augenblick nur einen Artikel zur Hand. „Menschenbehandlung beim Bureaupersonal" (‚Der Werksleiter', Heft 5, Jahrgang 1928, Deutsche Verlagsanstalt). Ich zitiere daraus einen Absatz:

„Zu den mittlern Kräften rechnen aber auch die tragischern

Gestalten der ältern, nichtakademischen Bureauangestellten. Jene Auchkaufleute, Korrespondenten, Kassierer und dergleichen, bei denen wir letzten Endes nur das treue Ausharren und die biedere Anhänglichkeit an die Firma lohnen möchten, die überdies zuverlässige Instrumente im Zusammenspiel darstellen, so daß es uns oft hart erscheint, sie durch neuartige Betriebsorganisationen ersetzen zu müssen. Eben diesen Leuten fällt jede Umstellung schwer. Man muß daher bei jeder Rationalisierung im Bureau zunächst in solchem Falle fragen: wo lasse ich diesen Menschen, wo finde ich einen Posten, der ihn nicht innerlich kränkt oder verstimmt; ihm gleichsam ein soziales Minderwertigkeitsgefühl beibringt? Diese Fürsorge muß mit Takt, aber Bestimmtheit erfolgen. Anders steht es mit der Überfülle der Auchkaufleute, die heute das Arbeitslosenheer füllen und zweifellos nur in seltenern Fällen unverschuldet in mißliche Lage geraten. Sie werden in einem neuzeitigen Betriebe kaum über die Vierzig hinaus noch angenommen werden können und müssen rechtzeitig auf Umstellung in andre Arbeitstätigkeiten bedacht sein. Ihr Geschick drückt sich darin aus, daß aus einem Beruf eine Beschäftigung werden muß. Die Betriebsleitung kann aber darin ein einfaches biologisches Gesetz erblicken, das heute überall die Leistungsfähigkeit des Menschen im Konkurrenzkampf in frühern Jahren zum Abschluß kommen läßt. Das Färben der Haare ist in Amerika üblich; aber wir verkennen darin nicht eine naturgemäße Entwicklung, gegenüber der Mitleid und Geduld vielleicht die schlechtesten Verfahren einer Menschenbehandlungstechnik im Betriebe wären! Jeder muß seinem Berufstod fest ins Auge sehen können; das gilt für jedermann, auch den leitenden Posten!"

Hört sich das nicht schön an? Professor Doktor Fritz Giese ist Dozent für Arbeitswissenschaft an der technischen Hochschule in Stuttgart, der Fachgenosse des charlottenburger Professors Moede, von dessen Theorie einer skrupellosen Unternehmer-Psychologie in der ‚Weltbühne' schon die Rede war. Allerdings ist Giese klüger und vorsichtiger als Moede. Er wird seine Spezialität „Psychotechnik der Menschenbehandlung" (für das Unternehmertum) nicht durch plumpe Formulierungen öffentlichen Angriffen aussetzen. Wenn Giese „Geriffeltes Fensterglas (damit niemand hinaussehen kann)" und „Glaswände zwischen den Bureauabteilungen, Glas zum Laufkorridor" für das „umgestaltete Bureau" empfiehlt, so wird er diese und alle seine andern, aus der gleichen Gesinnung geschöpften heikeln Brocken mit soviel jesuitischer Glätte mundgerecht machen, daß beinahe der ausgebeutete Angestellte selbst, sie als „Wissenschaft", die dem „Interesse des Volksganzen" dient, fressen muß.

Wer so ohne alle Sentiments, mit so gelehrter Objektivität im Dienste der Unternehmer steht, der kann im Falle Wolf, wie in allen andern Fällen künstlerischer oder geistiger Auflehnung gegen die Herrschenden, kein guter Kamerad sein. Daß er dennoch Repräsentant einer Gewerkschaft sein kann, beweist, wie unklar sich die Schriftsteller über ihre Klassenlage sind.

*Georg Schwarz*

### Himmelstoß stellt Strafantrag

Durch die Kriegsromane stampft als Schreckgespenst der preußische Unteroffizier. Grade er erscheint uns immer als Symbol des deutschen Militarismus. Die treffende Abzeichnung dieses Typs durch die Kriegsliteratur hat die Himmelstöße gründlich in Verruf gebracht. Das hindert aber den ehemaligen Unteroffizier und spätern Leutnant, den Oekonomie-Inspektor i. R. Ewald Grünbein nicht, sich in seiner Ehre verletzt zu fühlen und die Gerichte zu mobilisieren, weil Einer seinem Abscheu gegen die „Schießscheibengeneräle" entsprechenden Ausdruck verlieh. Er erhebt Privatklage (fühlt er sich getroffen?) und erstattet Strafanzeige bei der Staatsanwaltschaft wegen „wahrheitswidriger Beschimpfung und Herabwürdigung des Unteroffizierkorps der alten Armee". Die Übeltäter sollen „exemplarisch" bestraft werden: der Schriftsteller Doktor Lüders und Wilhelm Soldes, verantwortlicher Redakteur der Gewerkschaftszeitschrift ‚Der Kommunalbeamte'.

In Harnisch brachten Herrn Grünbein ein paar Sätze des Doktor Lüders über den Typ des Unteroffiziers, die dieser aus Anlaß seiner Besprechung von Peter Riss' „Stahlbad Anno 17" (Fackelreiter-Verlag, Hamburg-Bergedorf) im ‚Kommunalbeamten' drucken ließ: „die sadistischen Schinder mit Achselstücken und Tressen" . . . „kulturwidriges, teils feiges Gesindel, für das selbst ein Strick zu schade wäre" . . . „der preußische Unteroffizier hat durch sein verruchtes Viehtreibersystem viel zum verlorenen Krieg beigetragen. Ein großer Teil von ihnen war schlimmer als Sadisten". Hier sollte der Durchschnittstyp getroffen werden. Die Kriegsromane kennen auch gute Vorgesetzte; die Mehrzahl war es nicht. Es wird Doktor Lüders nicht schwer fallen, Material herbeizuschaffen, durch das für jeden Einsichtigen seine These beweiskräftig erhärtet wird.

Aber welch eine Anmaßung, uns Kriegsgegnern den Mund verbinden zu wollen. Die „Ehrenrettung" des deutschen Unteroffiziers durch ein deutsches Gericht — das hat uns grade noch gefehlt. Es kann gar nicht oft genug angeprangert werden, daß er mit einer wahren Freude am Quälen aus den Rekruten willenlose Mordwerkzeuge gemacht und ihnen auch das Letzte an Menschenwürde auszutreiben versucht hat. Das nannte man dann: militärische Disziplin. Und die sitzt auch heute noch den meisten deutschen Richtern in den Knochen. Sie werden sicher durch ein Gerichtsurteil die „Ehre" des Unteroffizierkorps wiederherstellen, denn alles, was mit dem Militär zusammenhängt, ist für sie tabu. Nicht einmal die Ehrlichkeit der Überzeugung wird man Doktor Lüders zubilligen.

Pazifisten sind für die Mehrzahl der deutschen Richter keine ehrlichen Leute. Der gekränkte Himmelstoß darf zum Kadi laufen. Es wird ihn keiner auslachen.

Es ließe sich gegen das Buch von Peter Riss, das Doktor Lüders Anlaß zu seinen scharfen Worten gegen die Unteroffiziere gab, manches einwenden. Riss stellt fast ohne jede Verbindung eine Menge Details nebeneinander, die in ihrer Anhäufung allmählich ermüden. So werden leider die paar starken Stellen verschüttet. Aber drei, vier Bestien in Uniform sind ihm besonders gut gelungen. So ein Feldwebelleutnant, der seine besondere Freude daran hat, seinen Leuten zu befehlen, sich in eine Jauchegrube zu werfen, und dies eine halbe Stunde vorm Appell, bei dem alles wieder blitzsauber sein muß. Er schindet sie solange, bis sie zusammenbrechen, und macht die Herde der „Schweine", „Idioten", „Lumpen", „Hammel", reif zum Abschlachten auf dem „Feld der Ehre". Einen treibt er zum Selbstmord.

Schade, daß das Ganze zu wenig gestrafft ist, die Handlung zerfällt unter der Masse der Einzelzüge.

Im Gegensatz zu Remarque, der sich auf die Darstellung beschränkte und allem Nachdenken über den Irrsinn des Krieges auswich, will Riss aktivieren. Aber diese erfreuliche Absicht, deren Erfüllung sein Buch über den Durchschnitt der vielen Kriegsromane und neben Freys „Pflasterkästen" und Köppens „Heeresbericht" stellen würde, vereitelt er selbst. Der Weg, den seine Reflexionen zurücklegen von dem ersten gefühlsmäßigen Aufbäumen gegen den Krieg bis zu dem Vorsatz, mitzuhelfen, daß sich dies Verbrechen nicht wiederhole, verliert sich meist in einem Gestrüpp umrißlosen Gefühlsdenkens.

Aber alle literarischen Einwände haben zu verstummen, wenn das Buch Gegenstand eines politischen Kampfes wird. Und hier muß man sich entschieden dagegen verwahren, daß ein Ankläger des Militärs von einem aus dieser Kaste vor Gericht gezerrt werden soll. Eine groteske Vorstellung: der Unteroffizier als Zensor über den Geist. Eine groteske Vorstellung? Leider ein Symbol dieser Republik.

*Walther Karsch*

**Schöneberger kleines Mysterienspiel**

*Das Mädchen mit den Hasenzähnen.*

*Der flüchtig angezogene junge Mann.*

*Saltenbursch, ein schlafender Chauffeur.*

Wintermorgen um fünf Uhr. Der Schnee taut. Vor Saltenburschs Wagen am Bajuwarenplatz.

*Der junge Mann:* Holla, holla, wach auf, mein Kind —

*Chauffeur Saltenbursch* (erwacht und räkelt sich): Wie oft haben Sie Holla gerufen. Zwei Mal? Zwischen den beiden Hollas habe ich eben mein ganzes Leben geträumt. Geburt, Pubertät, ersten Schulgang, alles. Was bedeutet Raum und Zeit?

*Der junge Mann:* Hier haben Sie Geld, bringen Sie die Dame in die Rue Knesebeck Ich bin

nur halb angezogen, sei nicht böse, wenn ich dich nicht begleite.

*Das Mädchen* (schüttelt den Kopf).

*Chauffeur Saltenbursch* (sieht das Mädchen an, seine Augen füllen sich mit Tränen).

*Das Mädchen:* Chauffeur, warum weinest du?

*Der junge Mann* (philosophierend): Warum könnte er weinen?

*Chauffeur Saltenbursch* (singt leise): Weiß ich, daß man ihr morgen früh

ein Diktat in die Maschine schreit,

ahn ich, daß sie sehr enttäuscht ist,

von heute abend und überhaupt —

daß sie immer leise schreien will: ist das alles,

wein ich, weil ich weiß, daß deine Stube ohne Feuer war,

und die Sohlen ihrer kleinen Füße froren.

*Das Mädchen* (gähnt).

*Der junge Mann:* Ich hätte es früher bedenken sollen. Niemand dürfte lieben, dessen Wohnung kein gekacheltes Badezimmer ziert — hätte ich eines, über drei Stunden würde ich täglich baden, in den ersten Monaten jedenfalls, — und der nicht Charme hat, wie Maurice Chevalier. (Er beginnt einen Schlager aus der „Liebesparade" zu summen, mit selbsterfundenem Text.)

*Der Chauffeur* (gibt Gas und fährt weinend ab).

*Der junge Mann* (geht) — hatte ich das alles nötig. Trotzdem tut sie mir leid.

Der Chauffeur hatte das richtige Gefühl für sie. Und doch — (er bleibt stehen) ich hätte ihm nicht trauen dürfen, hoffentlich bringt er sie gut heim. Chauffeure, die am Morgen weinen, singen des abends.

(Er geht schweigend zu seinem Haus in die Rue Wartburg, sagt nur einmal leise aber vernehmlich: „Es ist zum Kotzen" und schließt das Tor auf.)

*Norbert Schiller*

### Prüfe Deinen Lehrer!

Von Heraklit stammt das Wort: *πολυμαϑίη νοῦν οὐκὲχειν διδάσκει,* auf deutsch: Viel Wissen beweist nicht viel Verstand. Frage Deinen Lehrer des Griechischen, was dieser Satz auf deutsch heißt. Er wird Dir in der Regel sagen: Vielwisserei beweist nicht viel Verstand. Heraklit zuzutrauen, er habe eine solche Plattheit aussprechen wollen, dazu gehört der Verstand eines durchschnittlichen Paukers. Gesetzt aber den Fall, Du machtest Deinen Lehrer darauf aufmerksam, daß dies eine Plattheit wäre und Heraklit vom „vielen Wissen" und nicht von „Vielwisserei" hat sprechen wollen, so würdest Du Dir den Zorn Deines Lehrers zuziehen, denn sie haben es nicht gern, wenn man ihnen hinter die Kulissen sieht.

*Laurentius*

### Der Gewissenskonflikt

‚Deutsche Allgemeine Zeitung': „Niemand, vielleicht mit Ausnahme des Chefs des Hohenzollernhauses in Doorn, wird in der Lage sein und das Recht besitzen, die Prinzen in ihren persönlichen Entschlüssen zu beeinflussen. Tatsache bleibt freilich, daß sowohl der Stahlhelm wie

die Nationalsozialisten sich ausdrücklich auf den Boden der Legalität, das heißt doch wohl auf den Boden der republikanischen Verfassung, gestellt haben, und für die politischen Prinzen mag daraus manchmal ein Gewissenskonflikt erwachsen."

Diese Pensionäre der Republik haben also keine Skrupel, Geld zu nehmen und den Geldgeber anzurüpeln — sie haben nur Bedenken, weil Stahlhelm und Nazis vielleicht nicht hochverräterisch genug seien. Überschrift: Die Hohenzollern.

### Christliche Familienzucht

Endlich ist es gelungen, Amerika zu übertrumpfen. Die tollste Heiratsanzeige, die man je gelesen hat, ist nicht in Amerika, sondern in Deutschland erschienen.

Es ist sehr erfreulich, daß Deutschland den Rekord hält. Besonders erfreulich ist, daß es ein katholisches Blatt ist, dem die Führung auf diesem Gebiete zugefallen ist. Diese Zeitung, das ‚Düsseldorfer Tageblatt', bezeichnet sich selbst als „Bannerträger des christlichen Gedankens" und will seinen Geist in die christliche Familie tragen.

Wir lesen nun in der Nummer 67, Jahrgang 65 des ‚Düsseldorfer Tageblatts' vom 8. März 1931:

> Junggeselle, 49 Jahre, kath., 1,63 gr., Gymnasial- und Klosterbildung, m. einig. Ersparnissen, sucht pass. Einheirat, am liebsten, wo tägl. Kirchgang sich ermöglichen läßt, od. einen frommen Jüngling, der d. Mut hat, mit in die Einsamkeit zu ziehen. 2 Morgen Land mit Holzhaus i. d. Nähe eines Klosters, geeignet zur Geflügelzucht, vorhanden.

Der Inserent scheint sich selbst über seine Gefühle nicht im Klaren zu sein. Es ist besonders erfreulich, daß ihm das Tageblatt helfen will, in seine etwas unklaren Neigungen Ordnung zu bringen. Der Herr scheint auch lange gerungen zu haben, bis er sich zu der Absicht entschloß, es einmal experimentell zu versuchen.

Hoffen wir, daß sich aus dem Leserkreis genügend Hilfsbereite beiderlei Geschlechts gefunden haben.

*Anakletus*

---

# Hinweise der Redaktion

## Berlin

Verein Sozialistischer Ärzte. Dienstag 20.00. Spichern-Säle, Spichernstr. 3: Ärzteschaft und § 218. Else Kienle, Ernst Haase, Alfred Alexander, Hedwig Prager-Heinrich, Leo Klauber.

Kampfausschuß gegen § 218. Mittwoch 20.00. Sportpalast, Potsdamer Str. Es sprechen: Else Kienle, Friedrich Wolf, Alfred Apfel, Hedwig Prager-Heinrich.

Galerie Gurlitt. W 35, Potsdamer Str. 113, Villa I. Ausstellung: John Gutmann, von Habermann jun. und Hilde Broeder.

Berliner Secession. Tiergartenstr. 21a (Eingang Hildebrandstr.): Künstler unter sich.

## Bücher

Lissagaray: Geschichte der Pariser Kommune. Soziologische Verlagsanstalt, Berlin.

## Rundfunk

**Dienstag.** Berlin 17.50: Die Aktuelle Kleinkunstbühne. — 21.10: Der junge Schiller, Friedrich Burschell und Edlef Köppen. — **Mittwoch.** Berlin 17.30: Kurt Hiller liest Aphorismen. — 18.25: Kunst und Photographie, H. Großmann und H. v. Wedderkopp. — Königsberg 18.30: Norbert Schiller liest Tolstoi, Tschechow und Turgenjeff. — Mühlacker 19.45: Aus Natoneks Kleinem Chaplin-Drehbuch, W. Kaehler. — Berlin 20.30: Mörder guten Glaubens, Hörspiel nach Oscar Wilde. — **Donnerstag.** Breslau 17.15: Technik und Dichtung, Werner Milch und Herbert Brunar. — 18.05: Kleine Geschichten um Charlie Chaplin, Hans Natonek und Alexander Runge. — 20.45: Das Märchen von Charlie Chaplin. — Berlin 20.55: Stunde der Unbekannten. — **Freitag.** Leipzig 16.00: Nachdruck verboten! Staatsanwalt Fiedler. — 21.10: Ernst Krenek (Worte in Versen von Karl Kraus). — **Sonnabend.** Langenberg 18.20: Adam Scharrer. — Mühlacker 18.45: Kurzgeschichten von Eberhard Beckmann. — Berlin 20.00: Die Erzählung der Woche, Albert Daudistel.

# Antworten

**Pater Filucius.** Einer von Deinen Freunden schreibt im ‚Neuen Reich', einem in Innsbruck erscheinenden katholischen Wochenblatt: „Dr. Friedrich Wolf ist gegen eine Kaution von 10 000 Mark wieder aus der Haft entlassen worden; seine Kollegin, Frau Dr. Kienle, ist noch immer in Haft. Beide sind bekanntlich des Verstoßes gegen § 218 angeklagt. Beide gehören zu jenen reichen feinen Leuten, die sich zum Morgenfrühstück ‚Die Rote Fahne' servieren lassen und den Bolschewismus für einen ‚neuen menschlichen Zustand' halten; was sie nicht hindert, in einer Villa zu wohnen und sich durch Besitz von Effekten an dem verruchten Kapitalismus wohl und gesund zu erhalten. Besonders Frau Kienle darbt im Scheine des Sowjetsterns: sie ist nämlich mit einem jüdischen Bankier verheiratet, kleidet sich nach den neuesten Schnitten Pariser Modeblätter und pflegt die Fahrt im eignen Auto der plebejischen Pflastertreterei vorzuziehen. Man sagt, sie sei charmant wie keine, ihr Salon sei ein Himmel glänzender Zivilisation, und die Oberkellner der vornehmen Lokale wüßten von den Tafelfreuden der Kommunistin diskret zu berichten. Frau Doktor hat also zu essen. Nun ist die Wohlernährte, erbost ob der harten Justiz, die mit ihrer obligaten Binde vor den Augen kein Ansehen der Person kennt, in den Hungerstreik getreten, sie sagt kein Wort mehr aus, sie ist bereits in Ohnmachten gefallen, sie hat sich klein und häßlich gemacht, um dem Untersuchungsrichter ihr inneres Proletentum auch sichtbar vor Augen zu führen. Es wird nichts helfen. Sie ist durchschaut. Und wir fühlen alle: dieser Typ der kommunistischen Gesellschaft ist der gefährlichste von allen. Mehr als der Radaubolschewist von Gasse und Gosse, der im innersten Herzen an das tausendjährige Reich der klassenlosen Menschheit glaubt und für diesen Glauben noch seinen letzten Lohnpfennig opfert, mehr als diese ehrliche Haut wird der Astrachanpelz einer leibhaftigen Marxjüngerin und Stalinanbeterin die Leute, den deutschen Bürger verführen. Wenn Kommunismus so bequem, so feudal, so erlesen, so modern, so rassig und schmissig ist, wie Madame Kienle beweist, dann nicht lange gefackelt. Und schon jetzt erzählt Dr. Wolf in der ‚Weltbühne': ‚Auf der Straße sprechen mich unbekannte Menschen an, ein Ingenieur, eine ältere Frau, ein Straßenbahner . . .: ‚Herr Doktor, ich habe mich bei der kommunistischen Partei einschreiben lassen.' " Nein, wir möchten uns damit nicht näher befassen. Das ‚Neue Reich' selbst zeigt an andrer Stelle, wie so rüden Exzessen wahrhaft christlich zu begegnen ist. Das Blatt erzählt nämlich, wie in dem holländischen Limburg eine katholische Gewerkschaft die Propaganda eines Freidenkervereins beantwortet hat: „Die katholischen Arbeiter haben beschlossen, einen wahren katholischen Protest zu veranstalten. Sie werden Christus und ihrer Mutter, der Kirche, Sühne leisten für die ihnen zugefügten gemeinen und giftsprühenden Beschimpfungen seitens des ‚Dagaerad' und für die seitens des kommunistischen Blattes ‚Tribune' gemachten Angriffe auf

die Enzyklika des Heiligen Vaters Pius' XI. über die christliche Ehe. Die Sühne wird eine allgemeine sein. Alle Gruppen der Gewerkschaft der katholischen Arbeiter Limburgs werden Sonntag, den 22. März, eine Sühnemesse lesen lassen." Ich bedaure unendlich, daß für mich die Möglichkeit zu dieser wahrhaft christlichen Vergeltung nicht besteht. Es würde mir ein Vergnügen sein, für diese frommen Innsbrucker, deren Gemüt so viel geifernder Haß befleckt, eine Sühnemesse lesen zu lassen, um ihnen wenigstens etwas von den paar hundert Jahren Fegefeuer zu ersparen, die ihnen vor einer Instanz sicher sind, deren Abneigung gegen Gleisner und Pharisäer bekanntlich dokumentarisch belegt ist.

**Walther Victor, Zwickau,** Sie schreiben: „In der ‚Linkskurve', dritter Jahrgang, Nummer 4, wird ein Brief, den ich an Herrn Ludwig Renn gerichtet habe, öffentlich beantwortet. In Bestätigung der Vorwürfe, die ich in meinem Brief gegen diese Zeitschrift und ihren Kreis erhob, bezeichnet die ‚Linkskurve' meinen Brief als das Ergebnis persönlicher Verärgerung und unterschlägt dessen wesentlichsten Inhalt. Mein Brief an Renn ist im ‚Sächsischen Volksblatt', Nummer 75 vom 30. März abgedruckt. Interessenten mögen sich die Nummer kommen lassen."

**Stuttgarter.** Sie berichten uns, daß Sie fast stets die Sendungen aus Mühlacker abhören, die wir unter unsern Hinweisen der Redaktion anzeigen. Dabei machten Sie die Entdeckung, daß ziemlich häufig grade diese Veranstaltungen nicht stattfinden oder mittendrin unterbrochen werden. Sie weisen besonders auf drei Fälle hin. Am 28. Februar sollte Mühlacker programmgemäß den Vortrag „Der Fünfjahresplan und die wirtschaftliche Lage Rußlands" aus Frankfurt übernehmen. Statt dessen beglückte man Sie mit einem „Bummel durch den Aether". Am 19. März ging es mit einem Vortrag über Stalin ähnlich. Am 6. April sollte der junge Walter Bauer, von dem wir neulich ein paar Arbeiten brachten, aus seinem Buch „Stimme aus dem Leunawerk" lesen. Es fing auch richtig an, als plötzlich nach etwa zehn Minuten eine „technische" Störung eintrat, die sich auf fünfzehn Minuten ausdehnte. Es blieb also von der Vorlesung nicht viel übrig. „Technische Störungen" — davon werden merkwürdigerweise alle Sender ab und zu betroffen, und immer grade dann, wenn irgend etwas gesendet wird, was nicht „national" oder zentrumsfromm ist. Aber in Mühlacker ist das wohl an der Tagesordnung. Hier scheint eine Art Nachzensur zu fungieren. Man hat keine rechte Handhabe, etwas zu verbieten, da springen dann technische Mucken als freiwillige Helfer ein. Die Herren können uns ja nun kommen und in jedem einzelnen Fall nachweisen, daß tatsächlich technische Schwierigkeiten vorlagen, die eine Übernahme vom andern Sender oder eine Sendung überhaupt unmöglich machten. Dann bleibt uns nichts andres übrig, als anzunehmen, daß die Apparate des mühlacker Senders sich zum Zentrum oder zu den Deutschnationalen bekennen. Vielleicht wechselt man sie mal ein bißchen aus, es wäre im Interesse der Parität ganz angebracht. Unsre Leser sollten ein wenig acht geben. Wir möchten ganz gern alle erreichbaren Fälle festnageln.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

# „Kulturbolschewismus" von Carl v. Ossietzky

Jede Phase der gesellschaftlichen Entwicklung hat ihre besondern Schlagworte. Wenn der menschliche Verstand inmitten eines schnell fortschreitenden Prozesses zu fühlen beginnt, daß die anonymen sozialen Kräfte sich nicht bremsen lassen, dann flüchtet der empfindlich Organisierte in Mystik, während der Grobknochige sich nach Zeitgenossen umsieht, die er als greifbare Anstifter abscheulicher dunkler Vorgänge haftbar machen kann. So entstand im Mittelalter, das unter schrecklichen Epidemien von weiblicher Hysterie litt, der Hexenwahn. Weil man an die Ursache nicht herankonnte, hielt man sich wenigstens an den Opfern der Krankheit schadlos. „Meinetwegen, ihr werdet deswegen nicht heller sehen", ruft in Georg Büchners „Danton" der junge Mann, den man an die Laterne knüpfen will. Hier liegt der Kern der Sache.

Auch in der heutigen krisenhaften Zeit geht die Razzia nach dem Feind, den man für alles belangen kann. Mit einem neuen Schlagwort sucht man den Feind, der das alles angerichtet hat, zu kennzeichnen, zu erfassen; deshalb verfemt man ganze Menschenklassen. Wir kennen diese großmäuligen, kurzbeinigen Schlagworte, deren Lebensdauer so eng an bestimmte Verhältnisse geknüpft ist. Im Krieg war der Feind das perfide Albion, die habgierige Britannia, unter deren Unterröcke sich seitdem unsre Diplomaten und Militärs bei jedem Unwetter verkrochen haben. Die Liberalen der Bismarckzeit sahen alle Tücke der Erde bei den Ultramontanen verkörpert, den „Römlingen", und der große Kanzler hatte sich als Promotor aller Hindernisse den „Reichsfeind" konstruiert, ein Wesen in königlich hannoverschen Junkerstiefeln und mit der Ballonmütze auf dem Kopf, über dem roten Hemd eine schwarze Soutane, in deren Innentasche eine freimaurerische Satzung und ein noch druckfeuchtes Exemplar der ‚Vossischen Zeitung' stak. Die Jagd nach diesem komischen Phantom hat tausenden von Deutschen Kerker und Verbannung eingetragen. Das herrschende Schlagwort von heute heißt: „Kulturbolschewismus" und wird in ein paar Jahren schon ebenso absurd und unverständlich erscheinen wie das Schnüffeln nach den „Reichsfeinden" und andern willkürlich gewählten Trägern des bösen Prinzips.

Das Komplement zum Kulturbolschewismus ist der „Marxismus", eine vor etwa sieben Jahren im Dunkel von Miesbach oder München geborne Albernheit. Wer für den Kulturbolschewismus Autorenehren in Anspruch zu nehmen hat, wissen wir nicht, wahrscheinlich kommt auch diese nichtssagende aber einprägsame Formulierung aus dem Dunstkreis der Journale des Herrn Coßmann. Während der Marxismus sich auf die prononzierten Rechtsblätter beschränkt, ist der Kulturbolschewismus dagegen zum Gemeinplatz fast der gesamten bürgerlichen Presse geworden, mit Ausnahme großer liberaler Zeitungen, die ihre geistige Tradition nicht verleug-

nen und deshalb selbst der Verdammnis teilhaftig werden. In puncto Kulturbolschewismus sind sich auch Wirth und Goebbels einig, die beiden großen Josephe, von denen der Eine die Keuschheit auf sein Banner geschrieben hat; niemals werden wir verraten, welcher von beiden. Die sozialdemokratische Presse vermeidet noch die kompromittierende Vokabel, aber in der Sache macht sie rüstig mit, und wenn man manchmal liest, was gewisse kommunistische Blätter gegen die Leute von der ‚Weltbühne' auf dem Herzen haben, dann möchte man oft gern nachhelfen und gut zureden: Kinder, sagt es doch, ihr möchtet uns am liebsten Kulturbolschewisten nennen! Sagt es doch endlich!

Es handelt sich also um ein devastierendes Schlagwort, leicht zu handhaben von Demagogen und Ordnungsrettern, von Kunst- und Strafrichtern. Wollen wir es näher bestimmen, so tappen wir allerdings im dicksten Finstern. Wenn der Kapellmeister Klemperer die Tempi anders nimmt als der Kollege Furtwängler, wenn ein Maler in eine Abendröte einen Farbton bringt, den man in Hinterpommern selbst am hellen Tage nicht wahrnehmen kann, wenn man für Geburtenregelung ist, wenn man ein Haus mit flachem Dach baut, so bedeutet das ebenso Kulturbolschewismus wie die Darstellung eines Kaiserschnitts im Film. Kulturbolschewismus betreibt der Schauspieler Chaplin, und wenn der Physiker Einstein behauptet, daß das Prinzip der konstanten Lichtgeschwindigkeit nur dort geltend gemacht werden kann, wo keine Gravitation vorhanden ist, so ist das Kulturbolschewismus und eine Herrn Stalin persönlich erwiesene Gefälligkeit. Kulturbolschewismus ist der Demokratismus der Brüder Mann, Kulturbolschewismus ein Musikstück von Hindemith oder Weill und genau so einzuschätzen wie das umstürzlerische Verlangen irgend eines Verrückten, der nach einem Gesetz schreit, das gestattet, die eigne Großmutter zu heiraten. All das sind bezahlte oder freiwillige Hilfsdienste für Moskau. Jede bürgerliche Zeitung beinahe hat ihren kulturschützenden Nachtwächter, der die heiligsten Güter der Nation mit der Stallaterne nach unzüchtigen Fingerabdrücken ableuchtet, wenn auch gottseidank nicht alle ihr Amt so torquemadahaft auffassen wie jener Fighting Paul von der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung', dieser alten Heulhure von einer ausgedienten Offiziosin, die heute, fascistisch aufgemöbelt, eine zweite Jugend erlebt. Nur Marlene Dietrichs berühmte Spitzenhosen im Blauen Engel sind bisher noch nicht kulturbolschewistisch genannt worden, und das wahrscheinlich nur, weil sie ihr von der Ufa selbst angemessen worden sind. Hätte sich die Konkurrenz solche Extravaganzen herausgenommen, so würde Herr Hussong im ‚Lokalanzeiger' längst nach der Polizei geschrieen und den baldigen Untergang der Welt infolge Sittenlosigkeit prophezeit haben.

Wenn heute von der Rednertribüne und in der Presse moralische Anschauungen verbreitet werden, die in einem schroffen Gegensatz zu denen der letzten hundert Jahre stehen, so hat das nichts mit einem sogenannten Sittenverfall zu tun;

wenn einige Millionen Menschen den § 218 beseitigt wissen wollen, so heißt das nicht, daß Deutschland bis zum Ende seiner Tage in Lasterhaftigkeit verharren will. Das Laster hat sich noch niemals aufs Rednerpult gestellt und für sich Propaganda gemacht, sondern immer das nächtliche Dunkel gesucht. Der heimliche Excedent wird öffentlich immer nur sich selbst verteidigen und niemals sein Privatvergnügen mit der Gloriole der Moral zu umgeben versuchen. Wenn aber in Massenversammlungen eine Parole ausgegeben wird, wie „Dein Körper gehört dir!" oder wenn für die Legalisierung der sogenannten Kameradschaftsehe geworben wird oder für die Erleichterung der Ehescheidung, so hat sich die sittliche Anschauung der Volksmassen eben geändert. Neue Maximen suchen nach Anerkennung, ein Wendepunkt ist wieder da. Heute scheint alles auf dem Kopf zu stehen, morgen wird das eben noch Verpönte selbstverständlich sein. Faktisch aber tritt nur das ans Licht, was schon längst besteht, nicht die Menschen sind schlechter geworden, sondern die Gesetze. Sie sind zurückgeblieben und müssen neu geformt, neu gefällt werden. Was hat das mit Bolschewismus, mit kommunistischen Lehren zu tun? Die dezidierten Antibolschewisten leben nicht anders, treiben es nicht anders. Der Bolschewismus ist nur die besondere zeitgebundene Pointierung eines ewigen Prozesses, der auch dann nicht aufhört, wenn die Kultursbirren der Reaktion ihn nicht beachten und einmal eine Epoche lang keine denunziatorischen Namen für ihn zur Verfügung haben.

Heute ist dieser Prozeß wieder sehr offensichtlich, es ist Termin anberaumt, und wir alle sind in den verschiedensten Eigenschaften geladen. Die katholische Kirche aber hat sich den scheinbar sichersten, in Wahrheit aber gefährlichsten Platz ausgesucht: den des Staatsanwalts. Denn die Kirche hat im Laufe der letzten hundert Jahre wiederholt in den Prozeß eingegriffen und immer wieder ist sie vom Tribunal der Zeit desavouiert worden. Wie der heutige Papst für die Aufrechterhaltung dessen kämpft, was er die christliche Ehe nennt, so haben seine Vorgänger gegen die Zivilehe und gegen die weltliche Schule protestiert. Sie haben mit ihren feierlichen und oft haßvollen Verwahrungen die Tatsache der fortschreitenden Säkulasierung des bürgerlichen Lebens nicht fortwischen können, sie haben nicht verhindern können, daß sich ein Staat nach dem andern von der Kirche getrennt hat. Die organisierte Religion ist nicht mehr stark genug, um eine Entwicklung von anonymen Triebkräften, die in sehr verschiedenartigen und sehr bunten Einzelheiten sichtbar werden, an ihren äußern Erscheinungen zu packen und aufzuhalten. Wer könnte einem auseinanderwimmelnden Ameisenhaufen Einhalt gebieten? Die Kirche müßte wie so oft Macht durch Geschmeidigkeit ersetzen, um mit vermindertem Prestige aber doch noch lebend durch die Quarantäne des Jahrhunderts zu kommen. Die augenblicklich geübte Methode, sich auf die Polizei zu stützen, ändert nichts Wichtiges, vermehrt nur die Zahl und die Entschlossenheit der offenen Gegner.

Nicht immer hat die Kirche sich gegen progressive Strömungen so feindlich, so ablehnend verhalten. Mindestens ihre

vornehmsten Träger haben sich zu Zeiten offen mit dem neuen Geist verbündet. Wir brauchen nur der gewaltigen Päpste der Renaissance Erwähnung zu tun, die nicht nur als Kunstmäcene einem radikalen Zeitwandel Ausdruck gegeben, sondern auch als Politiker dazu beigetragen haben, die Gestalt einer werdenden Gesellschaft zu formen und das Mittelalter zu erschlagen. Clemens XIV. Ganganelli, war es, der als Geistesgenosse Voltaires die Forderung des Jahrhunderts der Aufklärung vollstreckte, den Jesuitenorden aufzuheben, wofür er eines dunklen Todes starb. Der bedeutendste Papst des vorigen Jahrhunderts, der Pio nono, hat wenigstens in seinen Anfängen mit den Liberalen und den Carbonariten, den Bolschewisten von damals, paktiert. Und Benedikt XV., der große Papst des Weltkrieges, ging mit Demokraten, Pazifisten und Freimaurern zusammen und schuf damit jenes hohe politische Ansehen der päpstlichen Kurie, wovon sie bis jetzt gezehrt hat. Wieviel von dem Kapital verwirtschaftet ist, werden wir bald wissen. Jedenfalls ist die katholische Kirche nicht zu allen Zeiten so zimperlich, so altjungferlich, so sauer und — Verzeihung! — so protestantisch gewesen wie heute.

Es ist herzlich primitiv, für unsre gegenwärtigen Wirrnisse den „Bolschewismus" verantwortlich zu machen. Die tödlichen Verlegenheiten des Weltkapitalismus auf ein von Moskau und seinen Sektionen ausgeheckte Komplott zurückführen zu wollen, zeigt nur, daß bei den Klagenden mit der Not nicht die geistigen Kräfte wachsen. Überall wird heute der Vorrang der Ökonomie diskussionslos zugestanden, das ist die überrumpelnde Tatsache für alle Köpfe von gestern. Es handelt sich bei solchen Thesen nicht um die ewige Richtigkeit. Unter andern Verhältnissen werden die Menschen auch wieder anders denken. Heute jedoch, wo Millionen, die eben noch auskömmlich lebten, nicht wissen, wo sie morgen das Brot hernehmen sollen, muß jedes übernommene geistige und sittliche Wertmaß schwanken und das, was gestern als unentbehrliche Kultur betrachtet wurde, dahinschmelzen wie Schnee. Die Zeterbolde, die den Zusammenbruch des Bürgertums mit Geschrei über Fäulnis und Zersetzung verfolgen, sollten nicht außer Acht lassen, daß Unzählige aus dieser wirtschaftlich degradierten Schicht einen wahrhaft heroischen Existenzkampf führen und daß sie in der schrecklichen Guerilla um ein Existenzminimum Kräfte entwickeln, die viel sympathischer sind als das traditionelle Bürgerbewußtsein, das seine Stellung als selbstverständlich nimmt und Privilegien fordert.

Die unberufenen Moralisten und Sittlichkeitsretter sind leider Gottes dort am stärksten vertreten, wo sie am wenigsten hingehören, nämlich an den Stellen, wo der geistige Niederschlag dieser Zeit begutachtet und zensiert wird. Dort tummeln sich vornehmlich Schwachköpfe, die nicht darüber hinwegkommen können, daß die Deutschen unter Hindenburg nicht mehr so züchtig leben — wie damals, als Tacitus sie seinen Landsleuten unter die verwöhnten Nasen rieb. Wo tätige Hilfe am Platze wäre, kommen sie mit Untergangsprophezeiungen und künden das Ende des Vaterlandes an. In der Stunde der Gefahr desertieren sie aus den Bereichen des

kämpfenden Geistes in das platte aber sichere Land einer weinerlichen und verlogenen Moralität. Kein abgestempelter Patriot, der rheinische Franzosenfreund und fatale jüdische Kulturbolschewik Heinrich Heine ist es gewesen, der für den Glauben an Deutschland den stärksten dichterischen Ausdruck gefunden hat:

Deutschland hat ewigen Bestand!
— Es ist ein kerngesundes Land!

# Die Dekadenz der Rechten von Friedrich Franz

**Wir geben den nachfolgenden Ausführungen Raum, weil ihr Verfasser interessantes Tatsachenmaterial beizubringen hat. Der optimistischen Grundauffassung möchten wir uns indes nicht anschließen. Sollte es selbst zu einem Zerfall der gegenwärtigen Rechten kommen, so würden dahinter nur neue Gruppierungen auftauchen.**

In der gesamten nationalistischen Bewegung, in den unzähligen Kreisen, die sich zwischen den alten Parteien und Wehrverbänden gebildet haben, geht Hand in Hand mit der Zertrümmerung des Mittelstandes eine ideologische Umwälzung vor sich, die für den offenen Fascismus die Existenzbasis immer mehr verkleinert.

Das Niemandsland der sozialen Gegensätze, die Mittelschicht, ist durch den Monopolkapitalismus, Wirtschaftskrise, Arbeitslosigkeit, die Rationalisierung und die erschreckende Überfüllung der intellektuellen Berufe einer ungeheuren Schrumpfung anheimgefallen. Diese bisher geschlossene Schicht, die von jeher das Fundament der kapitalistischen Wirtschaftsweise war, fällt auseinander, löst sich in unzählige zusammenhanglose Gruppen auf, die als offene Gegner des Kapitalismus und seiner besonderen Herrschaftsform des Fascismus auftreten.

Der Sturz der Hitlerpartei von den Höhen des 14. September bis zu den Niederungen feiger Morde und Überfälle sind charakteristische Verfallserscheinungen für eine Organisation, die auf militärisch disziplinmäßigen Unter- und Überordnungen aufgebaut ist. Das Anwachsen der Straßeropposition, der Gegensatz zwischen Hitler und Goebbels, der reaktionären Leitung und den revolutionierten Massen, die Auflösung zersetzter Stürme und S.A.'s in Aachen, Kassel, Köln, die braunschweiger Wahlen, die Affäre Scheringer, und endlich die Stennesrebellion beweisen, daß im „Dritten Reich" keine reine Freude herrscht. Demagogie mit Dummheit gepaart gibt eben keine politische Qualifikation. Die N.S.D.A.P. ist seit dem 14. September vor die Alternative gestellt, entweder die Brücken zu den großkapitalistischen Geldgebern oder zu den sozialistisch „verseuchten" Anhängern abzubrechen. Beides bedeutet ihr Ende, wenn sie nicht alle Gegensätze in einer plötzlichen Aktion überkleistert.

Wären unsre Fascisten im Oktober oder selbst noch Anfang November marschiert, niemand hätte in der allgemeinen Panik an Gegenwehr gedacht. Polizei und Reichswehr waren nur sehr unsichere Garanten für die Niederschlagung der

Hitlerei. Alle Vorbedingungen waren damals gegeben: Das Bürgertum sah seinen Retter in der Hitlerpartei, das Proletariat war verwirrt, die antifascistischen Kräfte zersplittert. Hitler hat den Geschichtsexpreß haarscharf verpaßt.

Neben Hitlers persönlicher Unfähigkeit vertrieb vor allem das Gespenst des „Dritten Reichs" der bereits existente Brüningfascismus, der mit Geschick das Auftreten der Hitlerleute benutzte, um der Sozialdemokratie alle Zugeständnisse abzupressen, die von der Industrie gewünscht wurden: Subsidien, keine neuen Vermögenssteuern, Abbau der Soziallasten, der Löhne und Gehälter, Osthilfe, Steuerstundung. Wozu also die Hitlerei, wenns per Brüning auch ging?

Inzwischen fand man Zeit genug, der „herrlichen Bewegung" den sozialistischen Giftzahn zu ziehen, sie vollständig zu „legalisieren", die revolutionären Elemente zum Absprung zu bringen.

Die N.S.D.A.P. wäre voll salon-, regierungs- und börsenfähig, wenn nicht inzwischen die verelendeten, arbeitslosen und verzweifelten Massen, die in ihrer Not auf Hitler setzten, unsicher geworden wären. Tausend Fäden laufen bereits von den proletarischen Organisationen in die Stürme und Zellen der Nazis. Darin manifestiert sich die eigentliche Kraft, an der sich die Hitlerwelle brechen wird: Die organisierte Arbeiterschaft.

Die Depressionsstimmung verfliegt im proletarischen Lager von Tag zu Tag rascher. Der Fascismus ist vom Angriff in die Verteidigung gedrängt. Und das ist der Anfang vom Ende dieser Notbewegung, die wohl als verrückte Sekte einen geistigen und organisatorischen Stellungskrieg führen konnte, nicht aber als Massenpartei, daran geht sie kaputt. Die gefährliche Nachbarschaft mit Hugenberg beunruhigt und verbittert den proletarischen Teil der Organisierten. Schutzgarde patriotischer Stammtische zu sein, ist selbst für einen S.A.-Mann zu viel. Die Stennes-Rebellion hat nicht zuletzt ihren Grund in diesem Ressentiment.

Aber auch im eignen Lager ist dem Hitlerfascismus ein Gegner entstanden, dessen Agitation die Operationsbasis der Hitlerleute dauernd verschmälert. Die nationalistischen Bünde, Clubs, Gruppen, Kreise rücken mit erheblichem Tamtam immer mehr von der N.S.D.A.P. ab. Sogar der wotansgläubige Ludendorff hat seinen Kampf gegen die freimaurerischen Windmühlen überschatten lassen von heftigen Polemiken gegen die Hitlerpartei und ihren „römisch-fascistischen Kurs".

Es sind trotz aller Borniertheit die besten kämpferischen Elemente, die in diesen nationalistischen Bünden zusammenrinnen. Es gehört eine gewisse Kraft dazu, sich so bewußt in Gegensatz zu konjunkturellen Auffassungen zu stellen. Und das wiederum wirkt auf die großen nationalistischen alldeutschen Verbände zurück, macht ihre Mitglieder unsicher, raubt ihnen den nötigen furor teutonicus gegen den marxistischen Erbfeind. Gleichzeitig aber schaffen diese Grüppchen die Möglichkeit, vom Nationalismus zum Sozialismus hinüberzuwechseln, was unter normalen Verhältnissen nicht denkbar wäre.

Da man in den nationalistischen Kreisen mit äußerst geschickten Methoden einen Wall der Lüge, der Verleumdung

und Entstellung, eine völlig vergiftete Atmosphäre um den Marxismus gelegt hat, wirkt es um so verheerender, wenn ein hervorragender Vertreter der Großbourgeoisie an Hand der klassischen Spielregeln der Nationalökonomie nachweist, daß der Kapitalismus sich in eine Sackgasse hineingemogelt hat. Es handelt sich um Herrn Borsig junior, der unter dem Pseudonym Ferdinand Fried an Hand besten Materials in der bei Eugen Diederichs, Jena, erscheinenden ‚Tat' seit etwa anderthalb Jahren Artikel schreibt, in denen er die ganze Auswegslosigkeit der kapitalistischen Wirtschaftsweise aufzeigt und als einzigen Ausweg Anschluß an Sowjetrußland und Planwirtschaft empfiehlt. Durch tausend Kanäle dringt die Erkenntnis von der Notwendigkeit, die Gesellschaft völlig umzuorganisieren, in Schichten, die man bislang durch systematische Perhorreszierung des Marxismus vor derartigen Gedanken sicher glaubte.

Daß man sich der Gefahr durchaus bewußt ist, die aus dieser allmählichen Zersetzung der Rechten erwächst, zeigt das Verhalten der ‚D.A.Z.', die nach wüsten Polemiken gegen die ‚Tat' sie erst tot zu schweigen und dann sogar anzukaufen suchte, was fehlschlug. Zur Strafe soll Ferdinand Fried nunmehr auch noch Straßers Blatt, ‚Die Deutsche Revolution', finanzieren, aber das ist vorläufig noch ein „on dit", wenn auch ein sehr naheliegendes.

Die Dekadenz der Rechten tritt deutlich zutage in den verzweifelt wirren Gedankengängen, denen die einzelnen nationalistischen Oppositionsgruppen folgen. Die Kreise um Hielscher und Jünger, um Professor Lenz, um Straßer und seine Organisation, um „Wiking", „Wehrwolf", „Oberland", um Teile aus Roßbachs „Freischar Schill", um Niekisch etcetera distanzieren sich zwar bewußt und mit aller Entschiedenheit von Hitler und seinem geistlosen Fascismus, leider scheint aber Ludendorff für sie alle ein verhängnisvolles Vorbild geworden zu sein. Mit Treffsicherheit greifen sie sich die unklarsten Köpfe für ihre „grundsätzlichen" Erwägungen heraus, um dann wochenlang Kommentare zu den eignen recht fadenscheinigen Artikeln zu geben. Straßer mit seinem „Gesetz der dreieinigen Bipolarität" ist symptomatisch für die verschwommene „Geistigkeit" dieser Gruppen. Bis zu Tut-anch-amun wird von ihm zurückberechnet, daß alle hundertundfünfzig Jahre liberale und konservative Revolutionen einander ablösen. Klarheit scheint hier ein faux pas. Worte wie „Raum" oder „Mythos", von „Blut und Boden", „Heiligkeit der Scholle", „Deutschheit" und ähnliche Gummibegriffe ersetzen sorgfältige Analysen, die man für liberalistisches Teufelswerk erklärt.

Hitlers S.A. marschiert unterdessen unentwegt weiter, aber ins absulute Nichts! Gewalttaten und Rebellion sind nur Akte der Verzweiflung, spontane Regungen der Angst vor der immer offensichtlichern Sinnlosigkeit der „herrlichen Bewegung", die auszog, die Bank- und Börsenfürsten zu erschlagen und heute schon zum Rollkommando der Großaktionäre gegen den marxistischen Erbfeind avanziert ist.

# Zwei Städte von Bernhard Citron

Das Reich war nie gut zu sprechen auf den „Wasserkopf Berlin". Vielleicht mißfällt dem Deutschen vom Rhein und von der Donau am Berliner grade das, was dem Ausländer zuweilen am Deutschen mißfällt, die Betriebsamkeit. In der Hauptstadt sind die Tugenden und Untugenden des ganzen Landes vereinigt. Das mag für Berlin wie für Paris gelten. Mit dem hauptstädtischen „Betrieb" hängt vielleicht auch die Fülle der kommunalen Betriebe zusammen. Diese berliner Betriebsgesellschaften sind ein Dorn im Auge jener Catos, die im ganzen Reiche nicht müde werden, „Ceterum censeo Berolinam esse delendam" auszurufen.

Viele der städtischen Gesellschaften sind noch Inflationsrückstände, wie sie jedes große Industrieunternehmen Jahre hindurch mitgeschleppt hat, um sie möglichst stillschweigend zu liquidieren. Bei einer großen Stadtverwaltung geschieht ein solcher Prozeß weniger stillschweigend. Man kann die städtischen Betriebe in drei Kategorien einteilen: in solche, die sich rentieren und daher von den Interessenten als schmutzige Konkurrenten oder gewissenlose Monopolausbeuter bezeichnet werden, in solche, die sich nicht rentieren und daher allgemein als Beispiele städtischer Mißwirtschaft angeprangert werden, und drittens in jene, die zwar für sich betrachtet rentabel sind, aber der Kämmereikasse nichts oder zu wenig einbringen. Zu dieser gehören grade die bedeutendsten Unternehmungen, wie Gas-, Wasser-, Elektrizitäts- und Verkehrsgesellschaften.

Die „Berek", Berliner Reklame- und Anschaffungsgesellschaft, hat zwar im Vorjahre einen Pachtertrag von 2,4 Millionen abgeworfen, dies aber nach Ansicht einiger Interessenverbände nur durch Ausnutzung ihrer Monopolstellung erreicht. Da sich eine so objektive und vorsichtige Instanz wie die Industrie- und Handelskammer zu Berlin diesem Protest angeschlossen hat, ist allerdings anzunehmen, daß die kürzlich erfolgte Tariferhöhung der „Berek" etwas zu geschäftstüchtig war. Ob ein Anlaß zur Auflösung dieser Gesellschaft unmittelbar vorliegt, bleibt allerdings dahingestellt.

Wenn von städtischer Mißwirtschaft oder — ins bajuvarische übersetzt — von berliner Sauwirtschaft die Rede ist, dann denkt man zuerst an die mit dem Namen Sklarek verhängnisvoll verbundene Berliner Anschaffungsgesellschaft. Dadurch, daß man die G. m. b. H. in eine städtische Dienststelle verwandelt hat, ist diese Frage wohl kaum gelöst.

Die städtische Brennstoffgesellschaft, deren Auflösung der allgemeinen Mode entsprechend von den Interessenten und den hinter ihnen stehenden Parteien gefordert wird, hat ebenso wie die Stadtgütergesellschaft dem Haushaltsausschuß der Stadtverordnetenversammlung Anlaß zum Tadel gegeben. Die Bilanzen sind nachträglich bemängelt worden, weil die der Stadtkämmerei zustehenden Abgaben nicht in voller Höhe entrichtet wurden. Besonders unzufrieden scheint man im Roten Hause mit der B.V.G zu sein, die im Etatsjahr 1930 nicht dazu bereit war, der Stadt 10 Millionen zur Deckung des dringendsten Bedarfs zur Verfügung zu stellen, dafür aber 18 Millionen in Neubauten investiert hat. Den städtischen Großbetrieben ist weniger vom privat- als vom gemeinwirtschaftlichen Standpunkt ein Vorwurf zu machen. Wie die folgende Tabelle (‚Deutsche Allgemeine Zeitung' vom 18. 12. 1930) zeigt, haben sich die Abgaben der Betriebe an die Kämmereikasse seit 1925 im Verhältnis zum Steueraufkommen nur vorübergehend erhöht und sind nach dem Jahre 1928 (Einbe-

ziehung der U-Bahn und der Aboag in die B.V.G.) wieder zurückgegangen.

| | 1925 | 1926 | 1927 | 1928 | 1929 | 1930 |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | | (in Millionen Mark) | | | | |
| El.Werke (Bewag) | 13,5 | 17 | 20,1 | 23,4 | 26,3 | 26 |
| Gaswerke | 3,2 | 12 | 13,7 | 14,2 | 9,5 | 10 |
| Wasserwerke | 1,9 | 2,7 | 3 | 3,8 | 4 | 4 |
| B.V.G. (bis 1928 nur Straßenbahn) | 5,2 | 17,5 | 21,9 | 26,8 | 11 | — |
| Insgesamt | 23,8 | 49,2 | 58,7 | 68,2 | 50,8 | 40 |
| = % des Steueraufkommens | 8,1 | 14 | 13,9 | 14,3 | 10,9 | 7,7 |

*

Im Gegensatz zu Berlin gibt es in Paris nur wenige Versorgungsbetriebe, wie die Kanalisation sowie die Beschaffung von Nutz- und Trinkwasser, die sich zu hundert Prozent im Besitz der Commune oder des Départements befinden. Dagegen stellt das Gros der Versorgungsgesellschaften Konzessionsunternehmungen dar, die unter privatwirtschaftlicher Leitung und Verantwortung stehen, aber durch Konzessionsverträge an zahlreiche, für die Stadt sehr wichtige Verpflichtungen gebunden sind. In diesen Konzessionsverträgen sind Bestimmungen über die Kapazität der Werke, Einteilung des Materials, Personalfragen, Höchsttarife für den Absatz, Lizenz- oder Gewinnabgabe an die Stadt und die Fristen enthalten, nach deren Ablauf der Betrieb in den Besitz der Stadt übergeht.

Die pariser Versorgungsbetriebe sind ein Mittelding zwischen den privaten „Public Utilities" der Vereinigten Staaten und den reinen Kommunalgesellschaften berliner Prägung. An den amerikanischen Börsen erfreuen sich die Aktien der „Public Utilities" großer Beliebtheit, aber weniger zufrieden sind die Konsumenten. Den Tarifwucher dieser amerikanischen Versorgungsgesellschaften hat Botschafter Sackett auf der vorjährigen berliner Weltkraftkonferenz in einer sensationellen Rede gebrandmarkt.

Was an den Klagen über das berliner System berechtigt ist, dürften die mangelhaften Abgaben an die Kämmerei und die zu hohen Tarife sein. Die amerikanische Methode, die von einem großen Teil unsrer „Wirtschaft" gepriesen wird, kommt weder der Stadt noch den Konsumenten zugute. Die Konzessionsbetriebe nach französischem Muster bieten durch die fest umrissenen Verträge Sicherheiten, die für Stadt und Verbraucher bei kommunaler Regie kaum größer sein können. Übrigens sind die Tarife wichtiger Versorgungsbetriebe (Verkehr, Elektrizität) in Paris zum Teil erheblich niedriger als in Berlin.

Die Verkaufsbedingungen der Bewag kommen dem französischen Vorbild nahe. Die Stadt erhält eine jährliche Lizenz und einen Gewinnanteil neben der ihr verbleibenden geringen Kapitalbeteiligung. Natürlich konnte Berlin bei der Bewag-Transaktion, aus der sie den dringend benötigten Kapitalzufluß erhält, den Konzessionsvertrag nicht diktieren, wie dies die Stadt Paris als vorübergehende Eigentümerin der Société du Gaz de Paris soeben getan hat. Bei der herrschenden Abbauwut gegenüber berliner städtischen Betrieben wird es hoffentlich nicht zu einem wahllosen Ausverkauf kommen, wobei die guten Objekte verschleudert werden und die schlechten die städtische Verwaltung weiter belasten würden. Vielleicht wird es dem neuen berliner Magistrat gelingen, die geeignetsten Verwertungsmöglichkeiten bei voller Wahrung der städtischen Interessen zu finden. Für die Versorgungsbetriebe könnten die französischen Konzessionsgesellschaften wohl als Vorbild dienen.

# Johann Schober von Ernst Fischer

Die Ideenlosigkeit der europäischen Bürgerpolitik, deren tiefstes Wesen geschwätzige Routine, deren höchstes Prinzip das Weiterwursteln von Tag zu Tag ist, wird doppelt fühlbar in kleinen, abseits liegenden Ländern, die widerstandslose Objekte außenpolitischer Konstellationen sind. In der Alpenprovinz Oesterreich, in der das Krisenfieber, das Deutschland schüttelt, längst einer Krisenlethargie gewichen ist, wird diese ideenlose Politik im Aufstieg eines unbedeutenden Mannes zur bedeutenden Persönlichkeit gleichnishaft dargestellt.

Der Ehrendoktor Johann Schober, Polizeipräsident und Außenminister, präsentiert sich als Politiker von europäischem Format. Er, der nach Bedarf jede Rolle spielt, die man ihm anvertraut, unter dessen Spitzbart die Demokratie neben dem Fascismus, der Freisinn neben dem Heimwehranalphabetentum, die jüdisch-liberale neben der antisemitisch-reaktionären Presse friedlich gedeiht, er, der Mann des innern Gleichgewichts, hat nun ein wenig das äußere gestört. Sein Plan einer Zollunion mit Deutschland, eines „regionalen Übereinkommens", hat die Völkerbundspolitiker, die das Schicksal der Völker in Kommission übernommen und Kommissionen übergeben haben, sehr aufgeregt; die nächste Völkerbundstagung wird sich zweifellos mit Schobers Vorschlag beschäftigen und der österreichische Polizeibeamte wird sich durch ein Hintertürchen in die Geschichte der europäischen Bürgerwelt einschleichen.

Der durchaus gute Gedanke der Zollunion mit Deutschland, den Schober von Richard Riedl, einem Vertreter Oesterreichs in der Internationalen Handelskammer, adoptiert hat, und die durchaus schlechte Regie, die man diesem Gedanken zuteil werden ließ, sollen hier unbesprochen bleiben; der Aufstieg Johann Schobers zum repräsentativen Politiker Oesterreichs ist es, was den Chronisten zu liebevoller Betrachtung reizt.

Diesen Mann ziert die schwammige Liebenswürdigkeit, die gewinnende „Aber-ich-bitt-Sie"-Gebärde des österreichischen Kleinbürgers, des österreichischen Beschwichtigungshofrats, der täglich bereit ist, Unvereinbares in schlampiger Koalition zu vereinen. Als Polizeipräsident ist er mit allen Parteien, mit allen Männern und Mächten ausgekommen; er war der Hort der Ordnung und der Liebling der liberalen Zeitungen, fortschrittlich und konservativ, aufgeklärt und abgeklärt, ein treuer Diener seiner Herren und der Geheimkontrolleur ihres Privatlebens, er war für alles Bestehende und gegen alle Gefallenen, seien es gefallene Größen oder gefallene Mädchen. Die Atmosphäre allgemeiner Beliebtheit war um ihn — erstaunlicher Zustand für einen Polizeichef! — und wenn er lächelnd einen der Abgeordneten fragte: „Haben sich gestern abends in der Femina gut unterhalten, Herr Abgeordneter?" war das der ganze Schober; das hinterhältige Schmunzeln: Wir wissen Bescheid, wir kennen euer Leben durch und durch, wir sind die Macht der Allwissenheit! und das konziliante

Lächeln: Aber nichts Menschliches ist uns fremd, wir wünschen gute Unterhaltung, wir freuen uns, wenn sich die Herren im Bereich der besten Polizei wohlfühlen! Altösterreichische Tradition: ein musterhaftes Spitzelsystem, ein wohlfunktionierendes Konfidententum und die Treuherzigkeit im Antlitz: Gott bewahre, Gott behüte uns vor dem Mißbrauch unsrer Macht! Vertraulichkeit war immer das Wesen dieses Beamten.

Schober, der Polizeibeamte, rühmte sich stets, „seine Pflicht" zu tun; er sorgte für Ordnung und Ruhe und diente der Ideologie des Fremdenverkehrs, diesem österreichischen Mythos, der jenseits der Wirklichkeit gehegt und gepflegt wird. Das Wort „Fremdenverkehr" ist in Oesterreich ein Fetisch, ein Opiat; die „Fremden", das sind die Wunderwesen aus reichen Völkerbundländern, die Gläubiger, denen man die Hand küßt und die zu „wurzen" ein patriotisches Werk ist. Aber kommen die Fremden, so bleiben sie in verwahrlosten Straßen stecken, müssen sie für das Fehlen jedes Komforts phantastische Preise zahlen, werden sie mit Arierparagraphen, Bademoralvorschriften und hundert Rückständigkeiten schikaniert, müssen sie dafür dankbar sein, daß man sie überhaupt duldet. Das ist die Atmosphäre, in der ein Schober groß wird; der Fremde, der Ausländer, der Weltbürger imponiert ihm schrecklich, von ihm gelobt zu werden, ist unentbehrliches Labsal. Ihm unterstehe „die beste Polizei der Welt", wiederholt er unentwegt, die eigne Meinung als Meinung des Auslands kolportierend. Daß die ganze Welt in Oesterreich verliebt sei — Schober und seinesgleichen haben es so oft gesagt, bis sie es innigst glaubten, mit solchem Glauben die Würdelosigkeit verbrämend, die alles infiziert hat: „Schenkts uns was, wir sind so arm und brav!"

Dazu die verhängnisvolle Lust an großen, aufgedunsenen, aufgeplusterten Worten, das unstillbare Verlangen, jeden Quark mit Pathos zu überzuckern, das Nichtige so zu sagen, als sei es von welterschütternder Wichtigkeit. Etwa so: Als Schober in Graz zum Ehrendoktor gemacht wurde, erwiderte er gerührt: „Ich finde für meine Gefühle nur das schöne deutsche Wort Dankschön!" Wenn einer in Oesterreich ein Trinkgeld bekommt, sagt er „dankschön"; aber nein: „... das schöne deutsche Wort..." Oder: Schober wird Ehrendoktor der wiener Universität. Er sagt: „Ich war immer besonders glücklich, wenn es mir gegönnt war, insbesondere seit meiner Berufung an die höchste Stelle der Polizeidirektion, bescheiden der Universität meine Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen, wofür ich im Jahre 1925 von meinem heutigen Promotor, dem damaligen Rektor Magnificus Professor Sperl, das große goldene Ehrenzeichen der Universität mit einem Gedenkblatt erhielt, in dem in lapidaren Worten mir die Universität für meine Verdienste um die Erhaltung der Kultur in Wien und um die Universität ihren Dank zum Ausdruck gebracht hat." So redet man hierzuland: „...in lapidaren Worten ... meine Verdienste um die Erhaltung der Kultur in Wien..." (wobei er nicht einmal an die neunzig Toten des 15. Juli 1927 dachte). Ein andrer Satz aus dieser Rede: „Die Erinnerung an die vier

Jahre meiner Zugehörigkeit zur wiener Universität, an den Ernst des Studiums und die mit meiner Zugehörigkeit zur wiener Universitäts-Sängerschaft verbundene Lebensfreude haben mir mein Herz bis heute jung erhalten." Heilloses Durcheinander von Amtsdeutsch und Lyrik, von Leutseligkeit und Pathos. „Hinsichtlich der Lebensfreude," würde die Polizeimeldung lauten, „beziehungsweise rücksichtlich der Zugehörigkeit zur Universitätssängerschaft sowie der damit verbundenen Jungerhaltung des Herzens sagte der Polizeipräsident ..."

Das aber ist das Geheimnis aller Erfolge in Oesterreich, dazu haben die Alpenspießer das volle Vertrauen: der Mann ihrer Wahl muß sein wie eine Mehlspeis, wie ein aufgegangener Germteig, der den Magen schwer macht und das Gehirn verpappt. Darum wurde Schober der populärste Politiker Oesterreichs; Seipel, einst der Heros der Bourgeoisie, war den Leuten immer ein wenig fremd, sie ahnten hinter dem starren Prälaten den Schatten einer Idee, einer unwandelbaren und daher unösterreichischen Idee. Schober hat die enge Alpenwelt niemals mit dem Dynamit einer Weltanschauung beunruhigt, niemals hat er aus seiner Haltung Konsequenzen gezogen — alle sind daher an ihm inkonsequent geworden.

Obwohl den Polizeibeamten keine Idee beseelt, beherrscht ihn eine fixe Idee: zum Retter des Vaterlandes prädestiniert zu sein. Der Mann ist überzeugt, er habe Oesterreich vor dem Bolschewismus und vor dem Fascismus gerettet, er habe, wie ein Verkehrspolizist, an allen politischen Straßenkreuzungen den Verkehr der Weltgeschichte geregelt: Bitte links fahren! Bitte rechts fahren! Geht in Ordnung! Als amtlich beglaubigter Retter des Vaterlandes geriet er mit dem andern Vaterlandsretter, mit dem Doktor Seipel, in einen Dauerkonflikt; der unterirdische Kampf der beiden war jahrelang ein Element der österreichischen Politik. Aber auch von andern Männern und Mächten mußte er jedesmal, wenn er das Vaterland rettete, vorübergehende Gegnerschaft erdulden; keine Gegnerschaft hat ihm ernstlich geschadet. Die Deutschnationalen waren bös auf ihn, als er im Jahre 1920 als Bundeskanzler den Vertrag von Lana unterzeichnete, „Oesterreich an die Tschechoslowakei verriet", wie die Biedermänner das nannten; nun, die deutschnationalen Biedermänner haben ihn im Jahre 1930 zu ihrem Führer gewählt, als ihr Vertrauensmann ist er in das Parlament gekommen. Die Antisemiten waren bös auf ihn, weil er den wiener Zionistenkongreß in seine Obhut nahm (Ausländer, ich bitt Sie!), die Antisemiten haben ihm alles verziehen, als er seine besten Freunde, die demokratischen Juden, im Jahre 1930 aus der Einheitsfront der Mittelparteien hinausmanövrierte. Die Christlichsozialen waren bös auf ihn, weil er als Gegenspieler Seipels galt und mit den Sozialdemokraten gute Beziehungen unterhielt; im Jahre 1927, nach den blutigen Julitagen, wurde er der große Held der Christlichsozialen, der „Retter des christlichen Wien". Die Sozialdemokraten haben ihn nach den blutigen Julitagen leidenschaftlich bekämpft — und ihn schließlich passiv unterstützt, als er sich mit der Heimwehr überwarf. Und die Heimwehr, deren „Großkanzler" er

war, hat ihn später als treulos gebrandmarkt; er wird sich auch mit ihr aufs Neue verständigen. In allen diesen Wandlungen und Wendungen ist Schober immer geblieben, der er war: der vorsichtige und gesinnungslose Beamte, der nichts riskieren, der sichs mit keinem verderben will, der stets bereit ist, den Gegner von gestern zu umarmen und den Bundesgenossen von heute preiszugeben, „über den Parteien stehend", wie man so sagt, und recht behaltend mit der banalen Erkenntnis, daß jede Bewegung einmal zum Stillstand kommt und daß der Stillstand heutzutage für den Politiker besser ist als jede Bewegung.

Als vollkommener Oesterreicher ist Schober in alle Situationen, in denen er eine Rolle spielte, unversehens hineingeschlittert; niemals hat er etwas Eignes getan, immer nur die „Ruhe und Ordnung", wie er sie verstand, mit den Allerweltsmethoden der Polizei geschützt. Sein tragikomisches Schicksal ist es, daß das Versagen dieser Methoden ihm manchmal mehr genützt hat als das Funktionieren, daß die Fehler des Apparats ihm als Vorzug der Persönlichkeit angerechnet wurden. So war es an dem 15. Juli 1927; die katastrophale Schlamperei, die beispiellose Unfähigkeit der Behörden, sich überschlagend in beispiellose Niedertracht der Wache, die jedem Polizeichef den Kragen gekostet hätte, hat den Polizeichef Schober zum Fahnenträger der Bourgeoisie gemacht. Er, der Mann der Ordnung und Ruhe, wurde just an dem Tag, an dem er sie nicht bewahren konnte, an dem die Polizeihorden auf eigne Faust neunzig Menschen ermordeten, zum Hort des Vaterlandes, der Ordnung und der Ruhe. Vielleicht war er selber überrascht; aber er hat sich rasch in seine Rolle hineingespielt, ohne je zu begreifen, welche Rolle das eigentlich war. An diesem Tag hat die österreichische Reaktion staunend erkannt, daß diese konziliante und liebenswürdige Polizei, die zwar Menschenjagden auf Prostituierte veranstaltete und „Delinquenten" mißhandelte, aber politisch abseits stand („über den Parteien"), daß diese Polizei ein brauchbares Werkzeug war und schonungslos gegen das Volk mobilisiert werden konnte. Und Schober war die starke Hand, die dieses Werkzeug, diese Waffe gegen das Volk verwendete; das war neu, das stärkte das Selbstbewußtsein der Reaktion, das machte die Stellung des Polizeipräsidenten unerschütterlich. Schober hätte auch damals am liebsten vermittelt, am liebsten erklärt: „Alles war ein bedauerliches Mißverständnis!" aber die eindeutige Situation zwang ihn zu ungewohnter Eindeutigkeit, er wurde, aus purem Selbsterhaltungstrieb, zum Halbgott der Reaktion, zum großen Mann der fascistischen Heimwehrbewegung.

Aber — wunderbar für jeden Außenstehenden! — der große Mann der fascistischen Heimwehrbewegung wird eines Tages zum „Retter der Demokratie". Sein Beamteninstinkt warnte ihn vor jeder radikalen Entscheidung, seine durch das herrische Auftrumpfen der Heimwehrführer verletzte Eitelkeit und sein Verlangen, dem Ausland zu zeigen, daß man sich unbedingt auf ihn verlassen könne, bestimmten ihn zu einer

vielfach gewundenen Politik. Ohne irgend eine Möglichkeit zu verschütten (schlimmstenfalls wird man halt Diktator, obwohl das sehr riskant ist), stellt er sich sämtlichen Möglichkeiten zur Verfügung. Zum letzten Mal prallen in Oesterreich prinzipielle Gegensätze mit leidenschaftlicher Härte aufeinander; der große Zweikampf zweier Ideen, zehn Jahre lang verkörpert durch die beiden Geistpolitiker Otto Bauer und Ignaz Seipel, erschüttert das kleine Alpenland. Aber unterirdisch fühlt man die Müdigkeit, die Lethargie eines ausgepumpten Landes; niemand will die entscheidende Auseinandersetzung, niemand, außer einigen Fanatikern, außer den entfesselten Desperados der Heimwehr. Und selbst die Heimwehrführer, ausgenommen die kleine Gruppe um den reichsdeutschen Mörder Pabst, nehmen den „Marsch auf Wien" nicht völlig ernst; diese Provinzadvokaten, Apotheker und Postmeister hassen Wien, das Bollwerk europäischen Geistes gegen das Troglodytentum der Alpentäler. Die „Wiener Clique", die kleine Elite der alten Monarchie, Männer aus den Sudetenländern, wollen sie stürzen, der „Homo alpinus" fordert, daß man ihm „oben" Platz mache. Die Engstirnigkeit und Breitspurigkeit der Provinz möchte endlich regieren, Scheibbs und Mistelbach, Innsbruck und Graz sind entschlossen, Wien zu erobern. Es ist ein wattierter, ein wohlbeleibter Hintertürfascismus, der Oesterreich bedroht; und so sehr die Handels- und Gewerbetreibenden, die Kaufleute und die Hoteliers einen Entscheidungskampf zwischen Heimwehr und Sozialdemokratie fürchten, so lieb und nah ist ihnen der Typus, der die Politiker des Geistes, die Fahnenträger einer Idee, verdrängen will.

Im Schatten von neunzig Toten gedeiht der Retter der Demokratie; der Held des 15. Juli, der den Oesterreichern ins Blut gegangen ist, geht ihnen nun ins Gemüt. In einem christlichsozialen Blatt plauderte vor längerer Zeit der Schallerbacher Hiasl über den großen Schober. Wer der Schallerbacher Hiasl ist, weiß ich nicht. Ich vermute jedoch, daß er der Genius loci, daß er eine allegorische Gestalt ist, für Oesterreich ungefähr das, was der Mikosch für Ungarn und der Piefke für Deutschland bedeutet. Der Hiasl plaudert also:

Unser Bundeskanzler Schober ist auf der Heimkehr vom Haag wie ein Triumphator empfangen worden. Der Landeshauptmann hat ihn an der Grenze abgeholt uid durch das ganze Land hat sich ein Ehrengeleite um das andre beigesellt. In Linz sagte er: „Wenn der Eisenbahnzug in Perg vorbeikäme, dort würde ich nochmals aussteigen." Das ist ein schönes Wort. In seiner überquellenden Freude hätte er geschwind dort sein mögen, wo sein Vaterhaus steht.

Ich bin auch einmal ein Perger gewesen und könnte mich aus diesem Grund des Bundeskanzlers rühmen. Aber das ist gar nicht notwendig, denn schon vor siebenunddreißig oder achtunddreißig Jahren habe ich den Bundeskanzler vom Hungertod errettet und dadurch dem Vaterlande den größten Dienst erwiesen. Schon damals habe ich den Retter des Vaterlandes gerettet. Und das kam so. Gar oftmals hatte der junge Schober (dazu bemerkt die Redaktion des Blattes: Schober studierte bekanntlich in Linz) mit knurrendem Magen den Perger Boten erwartet, der ein Packerl oder ein Kisterl von der guten Schober-Mama mitbrachte und beim Adlerwirt hinterlegte. Aber

meint ihr, der junge Hans Schober hätte das Packerl geholt und über den Linzer Hauptplatz getragen? Nimmermehr, eher wäre er verhungert. Aber so ein Hiasl, wie ich einer war und noch immer bin, der war geeignet und verläßlich und war sogar stolz darauf, wenn er das Packerl holen durfte. Und so konnte sich der junge Schober prächtig entwickeln, bis er sogar der Retter des Vaterlandes wurde...

Rom ist eine berühmte Stadt und ist von Romulus und Remus erbaut worden, aber die zwei Burschen wären zugrunde gegangen, wenn sie nicht von einer Wölfin gesäugt worden wären. Nun, und der junge Schober ist zum Retter des Vaterlandes herangewachsen, weil sein treuer und verläßlicher Speisenträger gewesen ist

Der Schallerbacher Hiasl.

Ja, der Schallerbacher Hiasl und seinesgleichen sind Schobers treue verläßliche Speisenträger. Ohne sie hätte er sich niemals so prächtig entwickelt, wäre er niemals zum Retter des Vaterlandes herangewachsen. Romulus und Remus wurden von einer Wölfin gesäugt, Wolfsblut rollte in ihren Adern; für Johann Schober, den Oesterreicher, hat der Schallerbacher Hiasl das Amt übernommen. Er hat ihm die Packerln zugetragen, in denen die Politik des Packelns eingeschnürt war, die Kisterln, in denen je nach Bedarf Dumdumgeschosse oder Völkerbundsanleihen lagen. Der Schallerbacher Hiasl hat hierzuland gesiegt; Johann Schober ist sein politisches Pseudonym.

Es soll sich stets was tun, aber niemals soll was geschehn! das ist Schobers Weisheit, das ist die Weisheit der europäischen Bürgerpolitik. Ordnung um jeden Preis — und sei es die Ordnung des Sterbens! Ruhe um jeden Preis — und sei es die Ruhe der Agonie! Polizei, die drüber wacht, daß auf der Straße zur Hölle kein Krawall entstehe — und die begütigende Geste eines optimistischen Polizeichefs: „Aber ich bitt Sie, wer wird denn gleich...!"

So wird man ein großer Politiker und ein Retter der Demokratie.

---

## Radbruch radebrecht Philosophie von Kurt Hiller

Minister der Republik, die abgewirtschaftet haben, sind darum nicht unwert, beobachtet zu werden; sie können jeden Tag wiederkehren. Je ärmer sich die Sozialdemokratie an juristischen Theoretikern zeigt (womit sie durchaus keines Reichtums an Talenten der Praxis geziehen werden soll), desto denkbarer wärs, daß sie, im Jahrzehnt der zu verabschiedenden Strafrechtsreform, auf einen bedeutenden Mann wie Gustav Radbruch nochmals zurückgriffe. Er wäre als Minister der Reform nichtmal der schlechteste. Die Kompromisse dieses dezidierten Relativisten würden immerhin ihren Ausgang von einer sozusagen modernen Plattform nehmen; seine Unterwerfung unter den vatikanischen Willen wäre keine absolute. Radbruch ist besser als Hergt, besser als Bredt und bestimmt so gut wie Koch-Weser.

Er hat aber außer der kriminalistischen eine polito-philosophische Seite, und diese sei für einige Minuten beleuchtet.

Sozialdemokratische Studentenzeitschriften brachten unlängst, feierlich aufgemacht, einen Essay von Professor Rad-

bruch: „Der Weg zur politischen Weltanschauung", mit trefflich gesimmelten Analysen... und mit Schaurigkeiten, wo der Analytiker zum Postulat schreitet.

Radbruch untersucht da die Herkunft der „unbewußten überkommenen Wertungen", und er findet, daß sie „durch kollektive Ursachen bestimmt sind". Er nennt den Konservativismus agrarischer, den Liberalismus industrieller, den Sozialismus proletarischer Kreise als „Beispiele für die soziale Standortbestimmtheit der Ideologien"; die „Struktur der sozialen Seinsgrundlage" (ich zitiere nach der wiener ‚Sozialistisch-Akademischen Rundschau') kehre „in der Struktur der auf sie gegründeten Ideologie wieder".

Das ist weder neu noch falsch; durch die professorale Ausdrucksform muß man sich nicht schrecken lassen. Schrecklich wärs, wenn Radbruch nicht sähe, daß hier kein Gesetz waltet, sondern bloß eine Regel, und das Heil von den Ausnahmen kommt. Aber das sieht er. Er sieht „die Möglichkeit, sich von dieser Standortbestimmtheit zu befreien und für eine Weltanschauung zu entscheiden, die dem eignen sozialen Standort nicht entspricht". So, außer vielen Geringeren, haben sich immerhin Marx und Engels entschieden, Landauer und Nelson, Lenin und Trotzki. Radbruch weist hin auf „die Sozialisten nichtproletarischer Herkunft" (...ohne übrigens zu erwähnen, daß deren Existenz allein schon den Materialismus widerlegt).

Bis hierher: gut. Aber nun gehts los. Den Wissenschaftler, den Ontologen. den Betrachter der „Seinsgrundlagen" löst der Parteimann ab... und was für einer! Parteien seien „nicht nur Ideologien", „sondern die soziologischen Körper solcher Ideologien", „mit allen Vergröberungen und Entstellungen, die der Geist erfährt, wenn er in den Körper eingeht". (Welche Metapher! Wo in der Natur geschieht denn das eigentlich? In was für einen Körper „ging" was für ein Geist je „ein"? Wachsen nicht beide miteinander? Die Hypothesen des Mittelalters über den Teufel, Dämonen und Besessenheit rechnen hier doch wohl nicht mit.) „Die parteipolitische Entscheidung ist also nicht nur die Entscheidung für eine Idee, sondern die Einordnung in eine soziale Gruppe. Gerade der geistige Mensch vergißt das nur zu oft. Ihm ist politische Entscheidung die Entscheidung zwischen politischen Ideen, und nachdem er sich für eine höchstpersönliche Idee entschieden hat, sucht er vergeblich die Partei, die sie verkörpert. Er findet sich für jede Partei zu gut und keine Partei gut genug für sich, er bleibt zwischen den Parteien stehen und glaubt wohl gar, über den Parteien zu stehen. Er verfährt nach der Maxime: jeder seine eigene Partei. Aber der Volksstaat ist Parteienstaat, jene Parteikörper seine wichtigsten Organe und die Pflicht zur Teilnahme am Staatsleben gleichbedeutend mit der Pflicht zur Eingliederung in einen solchen Parteikörper. Die Einordnung in einen Parteikörper bedeutet aber, auf die restlose Durchsetzung der Idee zugunsten ihrer Durchsetzung überhaupt, auf die Reinheit des Gedankens im Interesse seiner Stoßkraft zu verzichten."

Kratzt den relativistischen Sozialphilosophen, und ihr findet Herrn Gustav Opportunicke. Zu wes Gunsten, bitte, soll auf

„restlose Durchsetzung" der Idee verzichtet werden? Zugunsten „ihrer Durchsetzung überhaupt". Als ob eine Idee „durchgesetzt" wäre, wenn sie mit „Rest" realisiert ist. Nicht notwendig, weil nur selten möglich, sie auf Anhieb durchzusetzen; gewiß; meist ist ein Ziel nur schrittweise zu erreichen — aber das meint er nicht. Er meint, was dasteht. Er meint, daß ein verunreinigter Gedanke mehr Stoßkraft habe als der reine. Die Geschichte der geistigen Bewegungen lehrt das Gegenteil; sie bestätigt, was jedem Psychologen seine Intuition a priori sagt. Auf die Reinheit eines Gedankens verzichten heißt nicht, ihm Stoßkraft geben, sondern sie ihm nehmen. So nahm die Sozialdemokratie dem sozialistischen Gedanken die Stoßkraft; der Bolschewismus gab sie ihm wieder. Die Pflege der Reinheit einer Idee und die Einsicht, daß sie nur stufenweise zu verwirklichen ist, schließen einander keineswegs aus. Aber der Opportunismus erklimmt ja nichtmal die erste Stufe!

Dabei ist die Behauptung, Partei bedeute Verunreinigung des Gedankens, eine durchaus ungerechte Bezichtigung von Parteien, die sich charakteriell wesentlich anders verhalten als die SPD. Konservative Parteien brauchen, um Partei zu sein, ihren Gedanken nicht zu verunreinigen (sofern man freilich einen konservativen Gedanken „Gedanken" nennen darf); und gegen die Kommunistische Partei bleibt manches vorzubringen — verunreinigt hat sie ihren Gedanken nicht. Radbruch, mit wissenschaftlicher Gebärde, schreibt „der" Partei Eigenschaften zu, die weit entfernt sind es zu sein, so sehr sie, weiß der Teufel, Eigenschaften seiner Partei sind. Er schließt von der Sozialdemokratischen Partei auf andre.

Dies ist ein Denkfehler. Aber keinen Denkfehler, sondern etwas viel Schlimmeres bedeutets, wenn er der unwiderlegbaren Feststellung, „parteipolitische Entscheidung" (parteipolitische!) sei auch „Einordnung in eine soziale Gruppe", die den geistigen Menschen schulmeisternde Bemerkung antithetisch folgen läßt, diesem sei „politische Entscheidung" (politische!), nur „die Entscheidung zwischen politischen Ideen". Darin steckt kein Denkfehler; in diesen Sätzen knarrt ein Dreh. Ein recht übler; denn die Begriffe „parteipolitische Entscheidung" und „politische Entscheidung" werden miteinander vertauscht, als seiens Synonyme und nicht vielmehr, grade unter dem Gesichtswinkel des geistigen Menschen, gegen den es hier geht, ein Schulbeispiel von Gegensatz. Der sich politisch entscheidende geistige Mensch kann eben zu dem Ergebnis kommen, sich parteipolitisch nicht entscheiden zu dürfen — während ein geistiger Mensch, der sich, was vorkommt, parteipolitisch entschiede, dies nicht ohne die Erkenntnis täte, daß die Entscheidung den Entschluß zur Einordnung in eine Gruppe enthält. Radbruch, einer der gebildetsten Deutschen, weiß sehr wohl, daß just jenen radikalrepublikanischen und freisozialistischen Aktivisten, auf deren Typ er hier offenbar abzielt, „politisch" und „parteipolitisch" zweierlei ist; trotzdem setzt er beide Begriffe gleich, nämlich um sichs dialektisch bequemer zu machen diesen Typ zu schlagen — ein Fälscherkunststückchen, das man nicht durchgehn lassen soll.

Zumal die Verdächtigungen, die folgen, alles andre als nobel sind. Wenn unsereiner im Ringen um die politische Wahrheit zu Resultaten gelangt, die ihm den Anschluß an eine der bestehenden Parteien unmöglich machen, so gehört schon einige Torheit oder, da ich sie bei Radbruch nicht voraussetze, einige Robustheit des Gewissens dazu, dies als Individualitätsgetue und solipsistische Überheblichkeit zu deuten. Wer nicht nur in allgemeinem Sinne für politische Haltung, sondern prinzipiell auch durchaus für Partei ist, aber kraft seiner Überzeugung für keine der zur Zeit existenten, der hat sich umso weniger für eine „höchstpersönliche" Idee entschieden, als er um zahlreiche Genossen seines Denkens und Wollens weiß; und die Behauptung, er verfahre „nach der Maxime: jeder seine eigene Partei", wird schon durch die Tatsache der Leidenschaft entkräftet, mit der er an neuen Kollektivformen zu arbeiten pflegt. Er findet nicht „sich" „für jede Partei zu gut", sondern jede Partei, die besteht, für die überindividuelle Idee, der er dient, leider zu schlecht; und ob das stimme, darüber mögen Parteimänner mit ihm streiten — seine abweichende Überzeugung ihm als Moraldefekt, als Pflichtvergessenheit anzukreiden, ist unterkittig. Unsern Mundwinkeln bleibt hier nur übrig, sich herabzuziehn. Weltanschauungskreise, in denen Professor Radbruch verkehrt, sind sich, nicht erst seit gestern, klar darüber, daß ein außerhalb der konfessionellen Gemeinschaften lebender Mensch keineswegs irreligiös zu sein braucht; man sollte in diesen Kreisen nachgrade begreifen lernen, daß ein außerhalb der Parteien wirkender Mensch nicht unpolitisch sein, nicht des staatsbürgerlichen oder sozialen Pflichtgefühls entraten muß; ja, daß er Parteileute darin erheblich übertreffen kann.

Die These, wonach die Pflicht zur Teilnahme am Staatsleben gleichbedeutend mit der Pflicht zur Eingliederung in einen Parteikörper sei, involviert eine Arroganz für seine Partei, wie Radbruch sie für seine Person nie aufbrächte. Er steht damit nicht vereinzelt da. Statt daß die Herren Selbsteinkehr üben und sich mit den Parteien gemeinhin, besonders aber mit ihrer eignen in der Erfolglosigkeit so konstanten, aufs gründlichste kritisch befassen, eine Aktivität, zu der ihnen schon die Tatsache Anlaß gäbe, daß ein gewaltig großer Teil der im ethischen, im politischen, im sozialistischen Sinne schöpferischen Geister der Zeit sich den Parteien fernhält, ... statt dessen peitschen sie einen Nelson ins Freie und verdächtigen Andre, welche den Kraal wohlweislich nicht erst betreten haben, des Hochmuts, des Ästhetentums oder des Individualismus.

Und alles im Zeichen jenes „relativistischen Bewußtseins", das „die Abhängigkeit jeder politischen Stellungnahme von der Weltanschauung und von dem sozialen Standort" lehrt! Auch daß die Armut von der Powertee komme, scheint danach von Radbruch zu stammen. Daß dagegen die Impotenz vom Relativismus kommt und der Relativismus von der Demokratie (oder auch die Demokratie vom Relativismus und der Relativismus von der Impotenz), stammt nicht von ihm. Von ihm ist wieder: „Gerechtigkeit gegen den politischen Gegner — In-

toleranz nur gegen die Intoleranz"; so heißt es in seiner Schlußbetrachtung. Man fragt sich, warum nur der politische, warum nicht auch jener philosophische Gegner Gerechtigkeit verdient, der zu einer andern als der parteipolitischen Entscheidung gelangt ist. Eine schöne Toleranz! In des Spruches zweiter Hälfte verrät sie sich. Wer die Schande des Zustands, der herrscht, toleriert, den toleriert sie; wer jedoch revolutionär gegen den Zustand angeht, den stößt sie als Intoleranten in den Tartarus.

Aber wie christliche Liebe sich erst dadurch beweist, daß sie den Antichristen umfängt, so bewährt Toleranz sich erst, wenn sie sich der Intoleranz darbringt. So folgeunrichtig wir Intoleranten verführen, tolerierten wir die Toleranz, so verpflichtet ist der Tolerantismus zur Tolerierung der Intoleranz. Eine Toleranz, die sich auf Duldung aller Gemäßigten beschränkt, ist so billig wie Wohltätigkeit bei den Schlaraffen. Diese inkonsequente Relativistentoleranz, die alles toleriert, nur den revolutionären Geist nicht, nur das heilige Feuer nicht, nur die „Intoleranz" nicht, läuft auf konsequenten Konservativismus hinaus — wen nimmt das wunder?

# Das schwarze Kreuz auf grünem Grunde

von Ignaz Wrobel

> Weh euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr die Becher und Schüsseln auswendig reinlich haltet, inwendig aber ists voll Raubes und Fraßes!
>
> *Matthäus 23; 25*

Im Zuchthaus zu Celle, das von Fritz Kleist fortschrittlich geleitet wird, hat im vorigen Jahr der Präsident des Strafvollzugamts zu Hannover, Muntau, die Weihnachtsfeier gestört. Ein wiener Schauspieler, Herr Tyndall, hatte aus Nathan dem Weisen rezitiert und seinem Vortrag einige ruhige und maßvolle Schlußworte folgen lassen, die allerdings nicht biblisch waren. Darauf erhob sich Muntau und protestierte. Die Gefangenen lärmten, und nur der Geschicklichkeit des Direktors Kleist gelang es, die Situation zu retten, die Muntau verfahren hatte. Das Justizministerium veröffentlichte eine Erklärung, die den Präsidenten deckte. Wer ist dieser Mann?

Ein schönes Beispiel für die Sorte, die im Strafvollzug, trotz aller gegenteiligen Versicherungen des wohlmeinenden Justizministers die Melodie angibt. Es ist keine schöne Melodie.

Der Präsident Muntau ist ein christlich-sozialer Reichstagsabgeordneter. Er hat aber noch eine dritte Tätigkeit: er ist „Vorsitzender des schwarzen Kreuzes, der christlichen Gefangenenhilfe E. V." (Abzeichen: Schwarzes Kreuz auf grünem Grunde.) Da muß man hineingetreten sein.

„Es ist heute wichtiger als je, die Gefangenen schon während der Strafzeit in lebendige Berührung mit Gott und Gottes Wort zu bringen." Und warum? Weil das ganze Volk unter den gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnissen so leide. Und dagegen ist ja Gottes Wort immer sehr gut.

Hier ist die peinlichste und häßlichste Vergewaltigung von Strafgefangenen am Werk: Menschen, die sich nicht wehren

können, werden gezwungen, sich wenigstens mit dem Munde zu einer Weltanschauung zu bekennen, die fast jeder von ihnen in der Freiheit nicht akzeptiert. Selbstverständlich werden Muntau wie seine Kollegen weit von sich weisen, jemals einen Gefangenen zu „zwingen". Nein, die Bastonade bekommt er nicht. Aber jeder weiß doch, wie ein Beamter zu schikanieren vermag, und wer von den Strafgefangenen dem Anstaltspfarrer nicht bußfertig genug erscheint, gelangt nie zu jenen kleinen Vergünstigungen, die uns andern in der Freiheit so geringfügig erscheinen und die in dem begrenzten Lebensfeld eines Eingesperrten so unendlich wichtig sind. Der nicht bußfertige Gefangene ist also nicht „würdig", in die höhern Stufen des Strafvollzuges zu gelangen.

Dieses Bekenntnis zur Frömmigkeit wird erpreßt. „Recht erfreulich war die Entwicklung unseres Genesungsheimes ‚Licht nach dem Dunkel' in Westercelle bei Celle. Gott hat dort in diesem ersten vollen Wirtschaftsjahr ganz sichtbarlich gesegnet ... In mehreren Fällen galt der Aufenthalt in unserm Heim als Bedingung für vorzeitige Strafaussetzung mit Bewährungsfrist." Wer also nicht damit einverstanden war, in jenem Heim sichtbarlich für den lieben Gott Mohrrüben zu hacken, der war noch nicht reif für die Bewährungsfrist. Wie groß ist des Allmächtigen Güte!

Und hierzu wie zu den Personen, die diesen Strafvollzug immer noch bestimmen dürfen, ist zu sagen:

Es ist eine Dreistigkeit und eine Unverfrorenheit, in Strafgefangenen Objekte zu religiösen Experimenten zu sehen.

Niemand hat das Recht, einem Rechtsbrecher „zur Vergeltung" alle Lebensrechte zu nehmen, die trotzdem die seinen sind, auch noch, wenn er gemordet hat. Die Gesellschaft hat nur das Recht, sich zu sichern — also den Mörder aus dem gesellschaftlichen Leben auszuschließen. Niemals mehr.

Mit welchem Recht denn auch mehr? Wo ist die Aktivlegitimation dieser Herren? Wer ist Muntau? Was berechtigt ihn dazu, die Nachfolge Christi in den Gefängnissen anzutreten? Nichts als ein paar bestandene Examina und — hier ist der Kern —: das Wohlwollen des Beamtenkörpers, der ihn, ohne die Volksmeinung zu befragen, kooptiert hat. So kommt ein solches Amt zustande.

Denn wer befaßt sich mit dem Strafvollzug? Jene Gesellschaften, Vereine und Vereinchen, die ihre Traktätchen nicht anders an den Mann bringen können; die breite Öffentlichkeit aber hat „Gottseidank" mit diesen Dingen nichts zu tun oder sie ist machtlos. Der Beamte regiert. Und er regiert nicht gut.

Es ist keine Rede davon, unter O-Bruder-Mensch-Geschrei dem Rechtsbrecher die Füße zu küssen. Es gibt unter den Berufsverbrechern und unter den Gelegenheitsverbrechern böse Jungens, wirklich niedrige Charaktere, die nicht nur durch die Gesellschaftsordnung so geworden sind, sondern deren seelische Anlagen gesellschaftsschädlich sind und es auch bleiben. Man sichere die Gesellschaft vor ihnen — niemand aber vermesse sich, sie aus Rache zu quälen.

Die empörende Dreistigkeit der Strafvollzugsbehörden, sich wie einen Gott über den Gefangenen zu setzen, ist international. Man lese Berichte aus französischen Gefäng-

nissen, wie zum Beispiel den von Francis Carco „Les Prisons de Femmes“, und der Menschheit ganzer Jammer faßt einen über so viel seelische Verderbnis an: wie sie nämlich unter den Direktoren dieser Anstalten herrscht. Die Franzosen unterscheiden sich dadurch von den Deutschen, daß man dort dem Publizisten erlaubt, diese Dinge zu sagen — gebessert wird allerdings kaum etwas. Nun, es soll zunächst jeder bei sich zu Hause ausfegen.

Was Deutschland angeht, so sind im Strafvollzug neben dem bekannten Bullentyp gewisser Unterorgane Menschen beschäftigt, denen jede, aber auch jede Kenntnis der menschlichen Seele fehlt. Das ginge noch an, wenn sie sich nämlich darauf beschränken wollten, nur die Tore der Strafanstalten geschlossen zu halten und darauf zu sehen, daß sich das äußere Leben der Gefangenen hygienisch und ordentlich gestaltet. Sie wollen aber mehr. Sie wollen: absolute Unterordnung.

Nun wissen sie in ihrer kleinbürgerlichen Beschränktheit nicht, daß der seelische Widerstand eines Gefangenen sehr oft den letzten Rest Menschenwürde enthält, der noch in ihm ist — sie wissen es nicht, und sie wollen es nicht wissen. Sie wollen herrschen. Bessern sie —?

Dazu wäre eine völlig andre Methode des Strafvollzugs nötig. Wenn man überhaupt an das schwere Werk geht, Menschen zu beeinflussen, dann kann das nie und nimmer mit Brutalität geschehn. Die Beschränkung der Freiheit ist immer und in allen Fällen genug Strafe, wenn man überhaupt an diesem blödsinnigen Begriff festhalten will. Strafen —?

Gott straft. Aber wo ist die Legitimation dieser Muntaus? Ich erschlage im Jähzorn einen Arbeitskollegen. Ich bin ein Rechtsbrecher. Und nun falle ich unter die Herrschaft eines mehr oder minder beschränkten, kleinkalibrigen Mannes, der mir mit seinen Anordnungen das Leben zerstört? Was soll das? Wird dadurch der Erschlagene wieder lebendig? Ich kann den Zusammenhang nicht sehn.

Die seelische Wirkung solcher Art Strafe besteht in zweierlei: in der Gehobenheit des Bestrafenden, der viel innere Kraft daraus zieht, daß er sich so als Schicksal aufspielen darf, und in der verbissenen Wut, im Grimm, im Haß der Bestraften. Reue? Was diese Christen da Reue nennen, wird mit dem Maul zwar bekannt — in den seltensten Fällen aber mit der Seele gefühlt. Reue kann man nicht herstellen.

Unter welchen Vorwänden maßen sich diese Direktoren, deren seelische Qualifikationen nur von Gleichgesinnten, also unzureichend geprüft werden, das Recht an, Gefangene zu schinden? Und sie werden geschunden. Ganz abgesehn von denen, die die Unabsetzbaren auf dem Gewissen haben, unverantwortlich und nicht haftbar für den Schaden, den sie bei einem fahrlässigen Justizirrtum anrichten, mögen in den Strafanstalten auch böse Menschen sitzen. Was um alles in der Welt ist damit getan, daß man sie quält? Es ist ja nicht wahr, daß andre Menschen dadurch abgeschreckt werden, ihrerseits das Recht zu brechen — es ist ja nicht wahr,

daß auch nur ein einziger diese Orte des seelischen Grauens gebessert verläßt. Zerbrochen oder geknickt, verbittert oder innerlich zerschlagen — gebessert niemals.

Wir brauchen keine Psychologie der Verbrecher; wir brauchen eine Psychologie der Richter und der Gefängnisbeamten, nebst ihrer frommen Schwestern. Wie sieht es in diesen Herzen aus!

Ein Kongreß der Strafanstaltsdirektoren wird sicherlich keine Versammlung wilder Sadisten sein. Es sind in ihrer Mehrheit Bürger, mit all der Phantasielosigkeit, der dumpfen Gleichgültigkeit, der Unfähigkeit, sich in die Seele eines andern Menschen zu versetzen, und erfüllt von dem ehernen Aberglauben, sie seien wirklich besser als jene, die ein Richterspruch verurteilt hat. Wer aber nicht weiß, was Sünde ist, wer nie begriffen hat, wie es in uns allen aussieht —: der ist zu allerletzt legitimiert, andre Menschen zu „strafen", indem er ihnen sinnlose Sprechverbote auferlegt, sie wie dressierte Hunde zusammentreibt und in ihre Zwinger entläßt. Man betrachte sich das einmal von der andern Seite.

Wieviel trübe Herrschsucht ist in diesen Beamten! Wieviel kleines Neronentum! Welche mißleitete Sexualität in manchen dieser frommen Schwestern, die am Tage nachholen, was ihnen die Nacht nicht gewährt! Was sich dort als sozial nützlich gibt, ist mitunter viel, viel schlimmer als das, was aus sozial mißleiteten Trieben von den Rechtsbrechern gefehlt worden ist. Wir brauchten eine Psychologie der Herrschenden.

Der Muntaus sind viele. Sie richten maßloses Unheil an.

Das A und O, woran dieser lächerliche Strafvollzug krankt und kranken muß, steckt nicht nur im Wirtschaftlichen.

Es steckt vor allem in dem hochmütigen und echt pharisäischen Irrtum, daß ein bestandenes Assessorexamen dazu berechtigt, sich über den Rechtsbrecher auch sittlich zu erheben. Die Herren lesen die Bibel und lassen sie lesen; aber sie haben sie nie verstanden.

Niemals darf der Rechtsbrecher Grundrechte des Menschen verlieren, auch er nicht. Das primitive Rachebedürfnis des Gerichtssaal-Publikums („Den Kerl müßte man aushauen und ihm Pfeffer in die Wunden streuen!") wird mit modernern Mitteln von den Strafvollstreckern realisiert — man kann Menschen noch mehr leiden machen als dadurch, daß man sie prügelt. Die Gegenmeinung jener, die besser als das Publikum des Durchschnitts begriffen haben, was Strafe ist, und daß ja der Mensch den Menschen überhaupt nicht strafen, sondern ihn nur quälen kann, sich also so ein Lustmoment schaffend, das ihm oft nicht bewußt ist: diese Gegenmeinung verhallt.

Wie lange noch —?

*

Ein Zuchthaus sei kein japanischer Blumentempel. Es sei aber auch kein sadistisches Kabinett.

Betritt ein Rechtsbrecher eine dieser Strafanstalten, so müssen in ihm, wenn er nicht ein abgehärteter Sträfling ist, aller Widerspruch, alle Bitternis, alle Wut wach werden, die ein gequälter Mensch zu fühlen fähig ist. Das Verbrechen steht mit dem, was dort geschieht, in gar keinem Zusammenhang mehr. Dort wird gekämpft.

Es wird gekämpft zwischen Menschen, die einmal eine Untat begangen haben, und den Feldwebeln des Geistes. Kusch, du Hund, halts Maul, friß, arbeite, onaniere und gehorche, gehorche, gehorche! Und ein ohnmächtiges Ding ringelt sich am Boden, tut das alles und knirscht vor Wut. Und es ist ja nicht wahr, daß man „der Bande nicht anders beikommen kann". Jeder Kenner wird bestätigen, daß grade unter diesen Leuten das Rechtsgefühl merkwürdig lebendig ist; daß die Mehrheit der Rechtsbrecher, wenn man sie nur richtig leitet, nämlich mit Festigkeit, aber mit Verständnis, ein ungeheuer feines Gefühl für Gerechtigkeit hat, und daß, sofern man sie nicht quält und schindet, grade diese einsehen: „Daß man mich gefangen hält, verstehe ich — ich habe das und das begangen." Worüber sie sich aber zerfressen vor Wut, sind jene unnötigen Demütigungen, die keinen andern Sinn haben, als das Lebensgefühl eines mittelmäßigen Beamten zu erhöhen. Nichts ist denen so widerwärtig wie öffentliche Kontrolle. Mißtrauisch betrachten sie jeden, der sich überhaupt um den Strafvollzug kümmert; denn sie haben ihn gepachtet. Ich habe mancherlei Korrespondenz mit Strafanstaltsdirektoren geführt; wie wenige sind fähig, sich auch nur anständig auszudrücken. „Es wird Ihnen mitgeteilt..." Kleine Leute. Aber innerhalb ihrer Mauern aufgeblasen wie Ballons. Bedauernswert die Opfer, die ihnen in die Finger fallen.

Der Geist dieses Strafvollzugs ist schlecht. Er ist durchsetzt von übeln religiösen Wahnvorstellungen; von Irrtümern über die einfachsten Funktionen der Seele; von sozial maskierten, höchst minderwertigen Begierden. Greift einer ein, so schallt ihm ein Chor entgegen: „Ja, soll man vielleicht den Gefangenen jeden Tag Pudding zu essen geben und sie abends ins Variété führen?" Nein.

Man sollte aber vor allem einmal Menschen aus dem Strafvollzug ausroden, die ihrerseits Verbrecher an Seelen sind, dumpfe Rohlinge, Caligula-Naturen und Pharisäer, die jener Christus gegeißelt hat, dessen Namen sie mißbrauchen. Denn nie empfindet ein normaler Mensch so viel Lust im Bett wie jene an ihrem Schreibtisch. Fluch ihnen.

Zu fordern ist, immer wieder: das Recht für die Rechtsbrecher.

---

## Ehrgeiz von Joachim Ringelnatz

Ich habe meinen Soldaten aus Blei
Als Kind Verdienstkreuzchen eingeritzt.
Mir selber ging alle Ehre vorbei,
Bis auf zwei Orden, die jeder besitzt.

Und ich pfeife durchaus nicht auf Ehre.
Im Gegenteil. Mein Ideal wäre,
Daß man nach meinem Tod (grano salis)
Ein Gäßchen nach mir benennt, ein ganz schmales
Und krummes Gäßchen, mit niedrigen Türchen,
Mit steilen Treppchen und feilen Hürchen,
Mit Schatten und schiefen Fensterluken.

Dort würde ich spuken.

# Bankkrach in Lodz von Simon Polonius

Ebenfalls auf diesem Erdteil liegt, mehr nach Osten, die alte und Textilstadt Lodz. Schornsteine heben sich bündelweise aus der Ebene. Steht der Zug schließlich im Bahnhof, sieht man schiefe Taxi über die holprigen Steine rollen, die mit Menschenpack — und Sack beladen werden und zurückrollen, in die Gouvernements-Atmosphäre hinein.

Lodz besitzt an fünfhunderttausend Einwohner, worunter viele Deutsche und viele Juden. Lodz verfügt über ein geschärftes Proletariat und über ein Elend, welches an Ausmaß und Beharrlichkeit seinesgleichen in Europa sucht. Und findet. Jedoch nicht vom Elend sei hier die Rede, sondern von seiner Ursache: dem akkumulierten Kapital.

In Lodz wird gearbeitet, also gibt es Profit. Der Profit will sich mehren, also entsteht das Bedürfnis nach Bankhäusern. Mithin gibt es in Lodz etliche dieser Institute, deren eines noch eben auf den Namen „Lodzer Handelsbank" hörte.

Es war ein schönes Bankhaus. Ein gutes Bankhaus. Ein geachtetes Bankhaus. Zwar trugen die armen Leute kein Geld hinein, weil sie keines hatten. Aber die mittlern Leute trugen ihr Geld hinein und ihre Zinsen hinaus. Und einige große gar trugen der Einfachheit halber das Geld nicht erst hinein, sondern sofort hinaus ...

So gedieh das Institut, im Regen und in der Sonne. Und je mehr es gedieh, desto mehr okkupierte es die Seelen seiner Stadt. Hieß es am Anfang „Lodzer Handelsbank", so hieß es später „LODZER HANDELSBANK". Hieß es später „LODZER HANDELSBANK", so hieß es am Ende gar nichts mehr, denn die Buchstaben waren so groß geworden, daß man sie nicht mehr mit dem Blick umfassen — vielmehr sich höchstens einen von ihnen auswählen konnte, um darin zu baden vor Korruptheit und Lust.

So groß war der Nimbus geworden. Klein schlichen die Menschen vor der Front des Hauses, verstohlen beteten sie für sein Bestehen. Vaterunser die einen, Sch'ma Jisroel die andern. Daß sie sich veränderten, bemerkten sie nicht. So wurden sie mit der Zeit zu wandelnden Konten. Und daß sie nicht klarsahen, störte sie nicht. Denn hinieden gehört die Undurchsichtigkeit zum Bankgeschäft, wie das Klappern zum Handwerk. So erhielte sich noch heute ein süßer, dunstiger, schwelender Zustand, bestünde nicht —

die Dialektik des Geschehens. Sie zu erfüllen, fuhr ein Blitz in die Bank, am 8. April 1931, aus wahrhaft heiterm Himmel. Durchfuhr die Korridore und Bilanzen, hob die Mauern und ließ sie fallen. Und als sich die Staubwolken langsam legten, sah man

die vorläufige Verlustliste.

a) Tot und vermißt:

**Gordowski, Generaldirektor — verhaftet,**
**Kalinowski, Vizedirektor — verhaftet,**
**Paluszny, Prokurist — verhaftet,**
**Koszyk, Bankbeamter — verhaftet,**

Naftali, Kaufmann — um der verlorenen Mitgift seiner Tochter willen irre geworden,
Josef Kohn, Kaufmann — um eines verlorenen Vermögens willen irre geworden,
Malgorzata Szenwic — um verlorener 1500 Dollar willen mittels Gift verschieden.

b) Verwundet:

Schlabs, Finanzier (England) — angereist,
Hausmann, Finanzier (England) — angereist.

Und nun sind, acht Tage nach der Katastrophe, die Aufräumungsarbeiten im Gange. Verschreckt und übernächtigt umsteht der Chor der Beteiligten die teure Grube. Sie zu vernähen, bemühen sich einige halbe Leidtragende zusammen mit andern übertrieben Gesunden. Auf daß die Erde wieder glatt und trügerisch werde. Die Zeitungen haben einige große Tage absolviert, noch ächzen sie vor Zorn über einander. Im Hintergrunde aber nähern sich von neuem die wandelnden Konten, jammernd über die zerplatzten Kapitalienhäuflein und lechzend nach neuen . . .

---

## Die Ballade vom Herrn Steinherz von Erich Kästner

Herr Steinherz aus Kecskemet stand dicht vorm Bankrott
und war entschlossen, rasch und freiwillig zu sterben,
um seiner Frau, durch ein klug erdachtes Komplott,
300 000 Pengö in bar zu vererben.
Wie er das machte, wurde zwar später entdeckt.
Aber daß er es brachte, verdient sozusagen Respekt.

Zunächst erwarb er sich fünf Versicherungspolicen.
Dann suchte er Einen, mit dem sich reden ließ,
daß der ihm hülfe, den Lebenslauf abzuschließen.
So fand er den Tapezierer, der Fischl hieß.
Herr Steinherz sagte, daß er dem, der ihn töte,
5000 Dollar (hinterher zahlbar) anböte.

Fischl meinte, ein Mord sei 'ne schwierige Sache.
Doch Steinherz besorgte ihm anatomische Bücher,
damit er, anhand der Bilder, Studien mache.
Und einen Hammer brachte er mit. Und auch Tücher.
Denn möglicherweise, sprach Steinherz, würde er schrein.
Dann könnten die Tücher, als Knebel, ganz nützlich sein.

Sie fuhren dann miteinander nach Budapest.
Sie aßen zusammen und gingen zusammen aus.
Herr Steinherz kaufte noch rasch für den letzten Rest
seines Gelds einen Mantel für Fischl im Warenhaus.
Heimwärts gab Steinherz dem andern das Honorar,
in Form einer Zahlungsanweisung an einen Notar.

Der Fischl hob im Abteil den Hammer und schlug.
Die Tücher brauchte er nicht, denn Herr Steinherz blieb stumm.
Nach dem neunten Schlag hatte er scheinbar genug
und sank mit völlig zerhämmertem Schädel um.
Ein Schaffner sah den sterbenden Menschen liegen.
Der Mörder war natürlich längst ausgestiegen.

Der Sterbende log. Er log bis zum letzten Moment,
damit man den fliehenden Mörder nicht etwa fände.
Herr Steinherz starb und war biszuletzt konsequent:

Er log, und das war sein Fehler, noch nach seinem Ende.
Die Dollars, die Fischl verlangte, gab's überhaupt nicht!
Er konnte nicht fliehen. Er stellte sich dem Gericht.

Der eine Mann liegt nun in Ketten, der andre im Sarg.
Und die Versichrungen möchten gern wissen,
ob sie die 300 000 Pengö (das sind 200 000 Mark)
der Frau des toten Herrn Steinherz auszahlen müssen.
Mord auf Bestellung ist Schwindel und doch wieder echt!
Sie werden schon zahlen. Herr Steinherz ist tot und hat recht.

## Post scriptum von Rudolf Arnheim

Die strohblonden Elida-Mädchen, die, wie in allen frühern Filmen so auch im neusten wieder, Charlie Chaplins Partnerin stellen, erregen den Unwillen vieler Filmfreunde. Aber es ist ein Irrtum zu meinen, daß Chaplin statt eines puppenhaften Milchgesichts ein Mädchen wählen könnte, das uns der Liebe eines so netten, intelligenten Menschen würdig erschiene. Denn diese Virginia Cherrill ist ja nicht die einzige Puppe in „City Lights". Auch der Millionär ist eine, und selbst Chaplin ist eine. Nur wenn nicht ein schönes Mädchen sondern die platonische Idee landläufiger Schönheit, der völlig unpersönliche, abgeschmackte Dauerwellenengel Chaplins akrobatischen Zärtlichkeiten zum Objekt dient, nur dann hat die Komik dieser Szenen ihren tiefen, traurigen Sinn. Und nur so läßt sich, ohne Geschmacklosigkeiten, die Liebe für die Groteske verwenden. Im Gegenteil, man könnte bemängeln, daß das blonde Mädchen durch seine Blindheit diesmal in eine etwas peinliche Nähe zu wirklicher Menschenhaftigkeit geraten sei.

*

„Anna Christie" oder: Ein französischer Filmregisseur verfilmt mit einer schwedischen Schauspielerin in deutscher Sprache ein amerikanisches Drama. Auch der Turmbau zu Babel soll seinerzeit nicht gut ausgegangen sein. Und das Wort Neubabelsberg klingt in diesem Zusammenhang beinahe wie eine Warnung.

*

Doktor Paul Czinners Fähigkeit, unbrauchbare Filme herzustellen, hat durch die Umstellung auf den Tonfilm nicht gelitten. Seine „Ariane" ist vom ersten Handlungsentwurf bis zum letzten Schminkstrich in Elisabeth Bergners Gesicht eine dilettantische Stümperei. Ist denn solcher Mißbrauch zweier großer Schauspieler wirklich erlaubt? Sie müssen Puppen spielen, schon weil alle psychologisch motivierenden Eckpunkte der Handlung einfach unterschlagen sind. Wer nicht spürt, daß in diesem Film jede Lampe falsch steht, jede Apparateinstellung zufällig, unschön und unansehnlich ist, jeder Tonfall und jedes Textwort danebenhaut, der halte sich, um die ganze Hilflosigkeit dieses Regisseurs zu ermessen, nur an eine Szene wie die, wo Elisabeth Bergner nach einer todernsten Auseinandersetzung plötzlich von Kopf bis Fuß in humoristische Bandagen gewickelt als Anny Ondra auftritt. Und man sehe dagegen etwa, mit welcher technischen Meister-

schaft ein unprätentiöser, dummer Geschäftsreißer wie Joe Mays „. . . und das ist die Hauptsache!" gemacht ist — wie da jedes Bild frisch erfunden, graphisch geschmackvoll ist und aufs Haar die richtige Lichtstimmung eines Kostümfestes oder eines Hotelzimmers trifft (Kameramann: Otto Kanturek); wie mittelmäßige Schauspielergesichter verschärft und herausgearbeitet, wie sauber alle Tonwirkungen abgestimmt sind, wie genau jeder Montageschnitt sitzt. Und daneben zwei Stunden Paul Czinner? „Hut und Stock — ich gehe!" wie Mackie Messer sagt.

*

Eine Filmgesellschaft, die ein lebendiges Tier in ihrer Fabrikmarke führt, sollte keine Tierquälereien unterstützen. Zwanzig Hunde, in Menschenkleider gezwängt, mit jammervollen Gesichtern, humpeln auf den Hinterbeinen über die Bühne, spielen Klavier, tanzen, küssen, rauchen — wieviel Prügel und Hunger muß das gekostet haben! Grade weil dieser Film der Metro-Goldwyn-Mayer beim Publikum unverständlicherweise mehr Vergnügen als Abscheu zu erregen scheint, ist dringend zu fordern, daß solche Widerwärtigkeiten künftig nicht mehr gezeigt werden.

*

Oskar Fischingers „absolute" Filme. Wie schon vor Jahren bei Walter Ruttmann wiegen sich Linien im Takt der Musik, Girltrupps rückgratloser Rechtecke, Spirochäten-Bauchtänze. Finden Sie nicht, daß Micky Maus das mit dem Schwanz nebenbei erledigt?

*

Wenn sich der Autogrammbackfisch aus Steglitz im Briefkasten seines Filmmagazins erkundigt, ob Willy Forst Hyazinthen oder Stangenspargel bevorzugt, so wirkt das etwas veraltet. Denn echte Kunstkenner interessieren sich heute weniger für das Liebes- und Privatleben als für die Geschäftsbücher der Prominenten. So haben die juristischen Schriftsätze im Fall „Dreigroschenoper" in der Öffentlichkeit eine Aufmerksamkeit gefunden, wie sie literarischen Erzeugnissen sonst selten widerfährt, und auch in dieser Zeitschrift hat der Film Anlaß zu einer Diskussion gegeben, die, wenn ich das sagen darf, für den Unbeteiligten etwas schwer zu verstehen war. Über all diesen nützlichen Reden ist G. W. Pabsts Film selbst schlecht weggekommen, und viele wissen nicht, was für eine wunderschöne Arbeit da geleistet worden ist. Die charmante Süße von Kurt Weills Musik; der adlige Tänzer Rudolf Forster, der Melone und Spazierstöckchen wie Insignien der Schauspielkunst trägt; die geschmeidig gleitende Kamera, die den Schauplatz der Handlung in lautlose Drehung versetzt und ihm dadurch aufs Glücklichste eine märchenhafte Unwirklichkeit verleiht; das benebelnde Perspektivenspiel gespenstisch vergitterter Innenräume, beängstigender Treppen, traumhaft komplizierter Fensterdurchblicke; der ironische Kitsch des Vollmondes und klagender Liebeslieder; die malerische Frechheit der Bettlerbörse; die zierliche, selbst für Herrn Seeger nicht antastbare Anmut, mit der hier „verrohend und entsittlichend" gewirkt wird — man lasse sich das nicht entgehen! „Der

Schluß ist schlecht!" sagen kluge Leute und vergessen, daß bei andern Filmen auch der Anfang und die Mitte schlecht zu sein pflegen.

*

Eine der größten deutschen Produktionsgesellschaften, das Unternehmen der Frau Hegewald, ist neulich verkracht. Diese Firma war es, die — alle andern überflügelnd — mit monomanischer Hingebung Rhein- und Heidelbergfilme im Großen produzierte. Nach welchen Prinzipien solche Konfektionäre ihre Filme herstellen, davon macht man sich im Publikum immer noch zu sanfte Vorstellungen. So soll grade diese Firma vor einiger Zeit bei einem bekannten Filmautor angefragt haben, ob er ein Manuskript für Gebühr liefern könne. Jawohl, das könne er! — Aber Gebühr müsse in diesem Film als Kapitän auftreten! — Warum denn das? — Sie hätten da ein Plakat: Gebühr als Kapitän und im Hintergrund ein Schiff, und dazu brauchten sie nun einen Film... Und siehe, es geschehen noch Wunder: diese Sorte Geschäfte hat sich nicht rentiert!

*

Was in Jean Renoirs ausgezeichneter „Nana" nur gelegentlich unterlief, hat diesmal leider die Oberhand: — erklügelte Ateliermätzchen, Ornamentstudien aus einem Totenhaus. Nicht nur, daß Cathérine Heßling zu Andersens „Mädchen mit den Schwefelhölzern" paßt wie Bressart zum Wallenstein — wie schwer wird dieser mit Haut und Gliedern für den Film geborenen Schauspielerin durch ungeschickte Szenenführung ihre Arbeit gemacht! Da soll sie sich viele Minuten lang in einem Spielwarenlager voller Gummibälle und Marionetten, die dem Regisseur gefallen, aufhalten und nichts tun als sich verwundern. In begreiflicher Hilflosigkeit, mit ruckhaften Armbewegungen stiebt sie durch den Raum wie ein beschäftigungsloser Wasserfloh in einem sehr malerischen Aquarium. An solchen Gegenbeispielen begreift man erst Chaplins Kunst des Manuskriptaufbaus, wo jeder Augenblick der Handlung den Schauspieler mit soviel handgreiflicher Beschäftigung versorgt, daß er niemals nur „Ausdruck", nur „Spiel" zu geben braucht.

---

## Natalie von Alfred Polgar

Die „Komödie" spielt, in der Verlegenheit des Betriebs, ein altes Stück von Turgenjew: „Natalie". Ein Stück aus der Vitrine. Es ist umweht von sogenannter Atmosphäre, welche in dramatische Schwingung versetzt wird. In so starke etwa, wie sie der Luft durch einen leidenschaftlich bewegten Fächer zuteil würde.

Die Menschen des Spiels sind: Figuren; sie haben Theater in sich. Deshalb leben sie noch (wenn auch ein dünnes Leben) auf der Bühne, obschon es sie außerhalb dieser nicht oder nicht mehr gibt. Inhalt vergeht, Kontur besteht!

Das Verblichene, Unzeitgemäße des Turgenjewschen Schauspiels hat etwas Rührendes. Sein Mechanismus auch. „Hier sind Sie ungestört, hier herein kommt niemand," sagt das Bauernmädchen zum Fräulein. Hernach geschieht es, daß in

solch ungestörtem Hier alle Personen des Spiels einander begegnen und überraschen. Einheit des Orts, erzielt durch Vielheit des Zufalls.

Ein Stück in Pastellfarben, fein und gedämpft. Der Dialog murmelt um die Tatbestände.

Das Problem, das Turgenjew, der meisterlich Zwickmühle ziehen konnte, in Szene setzt, ist so kitzlich wie ewig. Es geht um die Liebe, die infernalische Himmelsmacht, die den Menschen so furchtbar durcheinanderschüttelt, daß ihm das Herz zu Kopf steigt. Es muß aber nicht das Herz, es kann auch, man irrt sich da oft, der Unterleib sein. Oder sowohl dieser wie jenes. Unlösbare Verwirrung! Natalie liebt, gleich ihrer jungen Pflegetochter, deren Hauslehrer, welcher nicht weiß, wie er dazu kommt. (Dieses Nichtwissen spielt Herr Niklisch reizend.) Wer hilft Natalien, einer Frau von Stande, Gattin, Mutter, rettungslos eingeklemmt zwischen Trieb und Hemmung? Iwan Schmith, der Bearbeiter und Regisseur, hilft ihr, indem er den Hauslehrer durch jähe Abreise entfernt. In Reinhardts Wiener Theater kam es, vor Jahren, zu einer Liebesnacht zwischen Natalie und dem jungen Mann, mit folgendem tötlichem Ausgang. Aber vielleicht war jene tragische Lösung von Schmith, und rührt die bloß traurige von Turgenjew selbst her. Wer, der es nicht weiß, kann es wissen?

Helene Thimig ist eine ergreifende Darstellerin von Krisen. Daß ihre Natalie in einer solchen sich befindet, weiß der Zuschauer fast noch früher als sie selbst. Die Wolken, die über ihr Gemüt ziehen, ziehen, als beunruhigendes Mienen-Schattenspiel, auch über ihr Antlitz, und daß die Unbefangenheit der Rede keinen täusche, dafür sorgt das reichlich, allzu reichlich eingestreute nervöse Lachen, das wie maskiertes Weinen ist. Im zwiefachen Sinn vermittelt das Spiel der Frau Thiemig den Eindruck der Gequältheit. Aber wenn sie aus dem Krampf hinausgefunden hat, aus dem demonstrativ-heimlichen Leid in die offene See der Schmerzen, zeigt sie sich als die feine und starke Künstlerin, die sie ist. In vielen zarten und heftigen, halb oder gar nicht beherrschten Reflexen, spiegeln Antlitz, Ton, Gebärde seelischen Vorgang. Ein durchsichtiges Gefäß ist sie ihrer Not. Ausdruck und Ausbruch des Gefühls haben soviel Leidenschaft wie Grazie. Es ist gewissermaßen ein ästhetisches Vergnügen, die Erschütterungen dieser sensitiven Darstellerin zu sehen, die schöne Zeichnung ihrer Fieberkurven. Der Sturm, der sie innerst und äußerst bewegt, hat seine Musik, ohne hierdurch an elementarer Kraft etwas einzubüßen.

Edthofer spielt vollendet gut einen edlen Liebenden, der nicht wiedergeliebt, aber hochgeschätzt wird; und mit dem Bewußtsein, er würde das, zu Bett gehen darf. Statt mit der Frau. Bezaubernd, wie vornehm er verzichtet, weil nichts zu wollen ist, und mit welchem Stoizismus er die bittre Pille der Nur-Freundschaft schluckt, ohne mehr als höchstens eine Miene zu verziehen.

Ein in jeder Hinsicht praktischer Arzt ist Oskar Sima, überlegen belustigend in seiner kaltschnauzigen, trocken-ironischen, gemütfernen Art. Da sein Spiel auf jeden Zuschuß von Jovialität verzichtet, wirkt es manchmal ein wenig roh.

# Bemerkungen

## „Der morsche Beichtstuhl"

In der Liste der Schund- und Schmutzschriften, die jetzt bis zum 27. Januar 1931 abgeschlossen vorliegt, findet man auch den Roman von Hans Kirchsteiger „Der morsche Beichtstuhl". Während die berliner Prüfstelle, unter Doktor Behl, diesem Roman nicht das Schund- und Schmutzsiegel aufdrückte, sondern ihn freiließ, hat die Oberprüfstelle dies Buch wegen der zahlreichen eingestreuten grobgeschlechtlichen Szenen und ihres abstoßenden, unaufrichtigen und ekelerregenden Charakters als jugendgefährdend und als Schmutzschrift im Sinne des Gesetzes charakterisiert.

Dieser Fall verdient — unter allen bisher behandelten Fällen — besondere Erwähnung, weil hier zum ersten Mal die katholische Kirche das Mittel des Schund- und Schmutzgesetzes erfolgreich benutzt hat. Mit der Verurteilung des Kirchsteigerschen Buches ist zum ersten Mal die Gegnerschaft gegen katholischen Ritus, gegen Beichtstuhl und gegen Gewissensknechtung mit Hilfe eines staatlichen, also nicht kirchlichen Machtmittels zu Boden geschlagen worden. Man wird das, vielleicht sogar von protestantischer Seite aus, bestreiten. Aber die Tatsachen sehen so aus:

Das Kirchsteigersche Buch verficht eine These und ist allein um dieser These willen geschrieben. Diese These lautet: Die Einrichtung des Beichtstuhls führt nicht dazu, daß Sünden wirklich innerlich bereut werden, sondern daß, im Vertrauen auf die Institution, die mit einigen Worten die Sünden erläßt, die Sünder zu einer durchaus leichtfertigen, oberflächlichen und unaufrichtigen Beurteilung der eignen Vergehen gelangen. Diese These wird mit gewaltigem Rüstzeug unermüdlich und unerbittlich verfochten und in Streitgesprächen zwischen verschiedenen Dienern der Kirche abgehandelt. Um diese These nun in der Form eines Romans sinnfällig zu machen, ist eine Handlung eingesetzt, die den einen der Priester in geschlechtliche Abenteuer verstrickt schildert. Diese Abenteuer werden nicht etwa mit besonderer Sorgfalt ausgeschmückt, es sind Bücher freigelassen, die durchaus mehr „Lüsternheit" verraten als dies Buch, sondern sie dienen lediglich der Erhärtung der These, die Kirchsteiger, übrigens mit durchaus ehrlicher Haltung und ehrlichem Herzen, verficht. Mit einem Wort: Das Sexuelle in diesem Buch wird nicht um der ach so verpönten Sinnlichkeit wegen, sondern um der Sinnfälligkeit wegen geschildert.

So wenig jugendgefährdend ist dies Buch, daß man eher glauben müßte, die Jugend, — die die umstrittenen Bücher liest — würde dies Buch wegen seiner allzustarken Belastung mit Dialektik und Kirchentheorie unbeachtet lassen als wegen seiner Pikanterien nach ihm greifen. Unter allen sogenannten Schund- und Schmutzschriften ist dies das einzige der mir bekannt gewordenen Bücher, das gedanklich wirklich bewegt, das den Verstand ernsthaft beschäftigt. Die Schund- und Schmutzgesetzgebung will aber grade, wie sie immer behauptet, dafür sorgen, daß der Verstand der Jugend nicht verdumpft und verdummt wird. Sie mußte also grade, auch auf die Gefahr hin, daß Ketzer entstehen, die Jugend diesem Buch aussetzen: Hier konnte der junge Mensch seinen Verstand üben und gebrauchen lernen, hier mußte er sich geistig anstrengen!

Dies Buch hätte freigegeben werden müssen! Es ist übrigens nicht einmal ein „gottloses" Buch, um das jetzt bei der Reichsregierung so beliebte und mit Abscheu verwendete Adjektiv zu gebrauchen, — ja nicht einmal ein antichristliches Buch, es ist ein Buch gegen die Sklaverei des Beichtstuhls, ein Buch

gegen ein Stück des katholischen Ritus. Doch nicht die katholische Kirche, sondern die geistige Entwicklung der Jugend soll durch das Gesetz geschützt werden.

Die Oberprüfstelle freilich verbot das Buch für die Jugend, weil seine „grobgeschlechtlichen" Szenen ekelerregend seien. Sie hat damit einen Verbotsgrund angegeben, der nichts mit der These des Kirchsteigerschen Buchs zu tun hat; aber ist da nicht ein Zusammenhang zwischen dem Beweisthema und dem Sinnlichen, dem, was Ekel erregte? Dieser Zusammenhang ist da; Hans Kirchsteiger, der Weltpriester, redet keine lüsterne, sondern eine derbe Sprache. Ihm kommt alles darauf an, seine Idee zu beweisen. Hat man schon einmal erlebt, daß Schriftsteller durch Pornographie etwas beweisen wollen? Pornographie dient nur der Erregung der Sinne. Wer etwas beweisen will, wendet sich nicht an die Sinne, sondern an den Verstand, und das sinnliche Geschehnis ist ihm nur ein Fall, der beweiskräftig die These unterstützen soll. Es besteht gar kein Zweifel darüber, daß all diese „ekelerregenden" Szenen als harmlos durchgegangen wären, wenn es sich nicht grade um einen katholischen Priester, der sie erlebt, gehandelt hätte. So liegt der Fall folgendermaßen:

Kirchsteigers Buch konnte wegen seiner antikatholischen Tendenz nicht verurteilt werden, — das verbot das Gesetz — es mußte also wegen seiner geschlechtlichen Szenen dran glauben. Diese geschlechtlichen Szenen sind aber an und für sich wieder harmlos — der ehrwürdige Name Anzengruber, nach dem der Verlag des Buches sich nennt, besagt genug — ihretwegen durfte das Buch nicht verboten werden. Daß es doch verboten ist, im Gegensatz zur Entscheidung der berliner Prüfstelle, das zeigt aufs deutlichste, daß die Verurteiler, sicherlich ohne es zu wollen und zu wissen, den Dienst am Staat mit dem Dienst an der Kirche verwechselt haben, daß sie glaubten, Schutz der Jugend sei gleichbedeutend mit dem Schutz der Jugend vor ketzerischen Gedankengängen.

*Hellmuth Falkenfeld*

## ABC-Schützen ziehen in den Krieg

Nun habe ich auch meinen zweiten Jungen an die Schule hergeben müssen.

Am Tage, da er mit seiner Mutter den schweren Gang tat, ohne zu wissen, daß dieser Tag das Ende seines unbefangenen Kindtums bedeuten würde, sagte ich: Es ist wie im Krieg. So muß es den Eltern zumute gewesen sein, die ihre Jungen hergeben mußten... Und in mir zog sich etwas zusammen. Denn es sind nicht spät abreagierte Komplexe aus der eignen Schulzeit: nein, ich habe es ja eben erst an meinem Großen erlebt, daß es in dieser Schule von 1931 noch immer ist wie an der Front: nur werden hier die Seelen erschossen.

Am Nachmittag kam meine Frau und erzählte. Zunächst wurde den Kindern gezeigt, wo

sie, wenn sie... kurz, es galt zu verhüten, daß die Schule irgend etwas mit einer natürlichen Funktion des Kindes zu tun bekäme. Das ist nur logisch. Es wurde also eine gemeinsame Expedition nach der betreffenden Örtlichkeit unternommen. Damit dies nicht in jener Unordnung geschehe, die zwar dem kindlichen Wesen gemäßer, aber dem Gedanken dieser Schulerziehung von 1931 diametral entgegengesetzt wäre, mußten die Kinder zu zweien antreten, womit sie den ersten Begriff davon bekamen, was hier „gespielt" wird. Der Lehrer hatte es nicht leicht, dieses „Anstellen zu zweien" begreiflich zu machen. Er sagte daher, die Kinder sollten es machen „wie die Soldaten".

Nun mag das ohne Vorbedacht und ohne Hintergedanken so herausgerutscht sein. Typisch ist es auf alle Fälle. Denn so ist diese Schule von 1931 nun einmal nach wie vor! Selbst in einer Stadt, in der es keine Reichswehr-Garnison gibt, die Kinder also gar nicht wissen, was ein Soldat ist, gilt dieser als das selbstverständliche Vorbild der mobilisierten „ABC-Schützen". Wobei der Ehrlichkeit halber bemerkt sei, daß die fragliche Schule noch die demokratischste am Orte ist.

Und in diesem einen Wort des typischen Jugenderziehers von 1931 steckt alles, was wir aus der Schule vertreiben müssen, wenn wir vorwärtskommen wollen: der Geist der militärischen Unterordnung und der der kindfremden Vokabel.

*Walther Victor*

## Ein Stück Dichtung

In dem Kriegsbuch Köppens, „Heeresbericht", steht viel Gutes: gut Gesehnes, Erlebtes vielleicht, Gestaltetes, sauber und kräftig in der Tendenz, ganz und gar unsentimental, aber durchaus voller Gefühl — und ein Stück Dichtung ist darin.

Seite 395. „Es geht einige 100 Meter weit bergab." Allein um dieses Kapitels 19 willen lohnt es, das Buch zu lesen und zu besitzen, um es immer wieder zu lesen.

Es wird nämlich dort geschildert, wie nach einer ungeheuern Artillerievorbereitung ein Offizier und ein Unteroffizier nach vorn gehen, um zu sehen, wie es da aussieht. Nach dem Plan muß die Infanterie schon lange gestürmt haben... Los.

Und da ist nichts. Da ist nichts!

Es ist eine Mondlandschaft, in die sie kommen. Es ist totenstill, die deutschen Stellungen liegen so verlassen... natürlich, die Infanterie ist ja nach vorne gegangen. Nein, die Infanterie ist nicht heraus, die Leute sind noch alle da, aber sie sind alle tot. Vergast, zerschossen, zertrommelt. Nur einen Major finden sie, und der lacht, der lacht. Er ist wahnsinnig geworden.

Das sind dreizehn Seiten von höchster Eindringlichkeit. Diese seltsam gläserne Luft, es ist so unwirklich, was da geschehen ist — und es war alles umsonst: die lange Vorbereitung, die Berechnungen auf den Planquadraten, die viele Munition, die ungeheure Anstrengung der Trommelfeuernacht — alles war umsonst.

Hier ist einmal das geglückt, was Jünger nie recht geglückt ist, auch in den ersten seiner Kriegsbücher nicht, wo er seine Schreiberei noch nicht zum Handwerk erniedrigt hat. In der Schilderung Köppens steht an dieser Stelle kein Wort gegen den Krieg oder für den Krieg — es ist einfach wiedergegeben, was sich da begeben hat. Und das war schrecklich und groß, noch in seiner sinnlosen Widerwärtigkeit groß.

Das ist ein echtes Stück Dichtung.

*Peter Panter*

## So leben wir

„Rudolf Levy packte seinen Freund Purrmann, Dreßler erwischte Herbig, wie der seine Frau porträtierte, Krauskopf fegt den malenden Pechstein hin, und Pechstein vergilt Krauskopf Gleiches mit Gleichem. Rudolf Jacoby nimmt seine Frau Annot aufs Korn, und Annot schickte das glänzend gelungene Doppelbild des Ehepaares. Spiro malte Stie-

dry, vom Fanatismus des Dirigentenstabes gerüttelt. Magnus Zeller rafft gleich eine ganze Familiengruppe zusammen ..."

Was ist das? Die kongeniale Kritik einer genialen Sache: Künstler unter sich, Ausstellung der berliner Sezession: „Hinter den Kulissen des Ateliers" oder „100 Bilder für die Dame".

„Ein neuer, vergnüglicher, dabei seiner Wirkung sicherer Einfall. Die Mannen und Weiblein der Sezession bauen ein rundes Hundert von Gemälden und Plastiken auf, in denen die Künstlerwelt sich selbst spiegelt. Man porträtiert sich untereinander, oft gegenseitig, man konterfeit Herrschaften aus den benachbarten Musenbezirken, man plaudert etwas von seinen Berufsgedanken aus."

Alfred Flechtheim als Torero, als Nase und in Zivil, Marlene Dietrich in Zivil und Hosenrolle, Hans Hubertus Graf von Merveld malt eine junge Malerin, wie sie malt; Max Pechstein mit Frau und Söhnchen im Tessin, Renée Sintenis mit ihrem „quadratköpfigen weißen Schnauzerl" etcetera. „Diese Zunftintimitäten," sagt unser Gewährsmann, „hätte ich mir noch reichlicher gewünscht." Wir haben genug!

Zwei Bilder von Corinth sind da. Der kann sich nicht mehr wehren, auch nicht Curt Herrmann, dessen nobles, stilles, fein bewegtes Bildnis Otto Müllers, vor mehr als zwanzig Jahren gemalt (als die Sezession noch „Rinnstein" war), das modernste Bild der Ausstellung ist. Unser Gewährsmann hat es nicht weiter erwähnt. Es ist ja auch bloß künstlerisch, ganz ohne „Zunftintimität" und so.

Dankbar konstatieren wir, daß Karl Hofer, Georg Kolbe und George Grosz nicht mitgemacht haben.

Es erwartet niemand von dieser Sezession, daß sie an die sozialen Fragen der Gegenwart, etwa gar des Kollektivismus, herangehe. Das könnte unmöglich ein gutes Ende nehmen. Aber wie sie hier einem geschätzten Kundenkreis das „lustige Künstlervölkchen" vormimt, das ist peinlich und ihrer Vergangenheit unwürdig.

Max Osborn aber wird morgen mit gleicher Begeisterung Käthe Kollwitz und die neue Architektur und die Spittelkolonaden und das Bauhaus loben, loben, loben ...

*Adolf Behne*

### Die Korruption beichtet

Vor dem Krieg, in der guten alten Zeit, waren meine schlechten Zeiten. Ich mußte in einer muffigen Seitengasse wohnen, die Leute hätten sich nie zu mir geschlichen, wenn ich in der Hauptstraße in hellem Geschäftslokal zu finden gewesen wäre. Ich war eine eingeschriebene Hure, meine Kunden beanspruchten, daß eine enge, dunkle Treppe in Windungen zu mir führte. Sie wollten vorschriftsmäßig schlechte Luft, Illusion der schiefen, abgetretenen Stufen, ihr Herz mußte ihnen hörbar schlagen, wenn sie rasch in Dämmer und Nacht zu mir schlichen. Ohne hochgeschlagenen Kragen, ohne rotes Licht und schlechtes Gewissen hätten sie sich nicht als echte Schurken gefühlt, ihre mäßige Phantasie verlangte die Atmosphäre des Schlechten, und so servierte

ich meinen Kunden das Gewünschte.

Aber schon im Krieg erweiterte sich mein Kundenkreis beträchtlich, ich durfte nicht mehr nur zu gewissen Stunden und in gewissen Straßen auf den Strich gehen, der Begriff des Käuflichen hatte sich vergrößert, drang langsam in die guten Kreise vor. Seit der Tod losgelassen war und frech nach vorher geheiligtem Leben der besser Situierten griff, wurde das Laster gesellschaftsfähig, und schließlich lud man auch mich ein. Zwar zog ich noch immer den Schleier des Geheimnisses über mein stark geschminktes Gesicht, man sprach nur im Flüsterton mit mir, doch schon öffneten sich wispernd Kontore, und in lang von mir entbehrten Hoteldielen verplauderte ich bei einem Täßchen Tee entzückende Stunden mit legitimen Spioninnen, brave Beamte zogen sich in ihren Amtsstuben vor mir aus und vor allem, man bezahlte mich wie die Kurtisane eines Königs. Zwar durfte ich meinen alten unehrlichen Namen nicht nennen, die Deutschen waren in ihrem Kriegseifer und ihrer Gründlichkeit dabei, wenigstens die Fremdwörter zu besiegen, und so nannte man mich Schiebung.

Bei Kriegsende zitterte ich einige Zeit um meine gesellschaftliche Stellung. Ich bangte, daß man mich bei Vergebung von Ämtern, bei Besetzung von Aufsichtsratstellen oder bei der Wiedereröffnung der schönen Literatur per Schub in die schlecht gelüftete Seitengasse zurücktransportierte, daß ich wieder mit dem armseligen Gelichter zu tun bekäme, das da eine Straße pflastern oder die Konkurenz bei der Wandausmalung im kleinen Rathaussaal schlagen möchte.

Aber ganz im Gegenteil, es brachen die herrlichsten Zeiten für mich an. Gute, alte Freunde verbündeten sich mit mir, der solide Hunger und die ihrer Wirkung immer sichere Verarmung trieben mir Kunden zu. Ich zog in einen Palast, mitten ins feinste Viertel. Meine Empfänge wurden berühmt. Ich gab mich natürlich nicht mehr mit den Entgüterten ab, die mich jetzt am liebsten geduzt hätten, sondern es machte mir Spaß, ihnen ihre frühere Ehrlichkeit heimzuzahlen, die sie mir einstmals ins Gesicht gespuckt hatten. Ich erinnerte sie bei ihrem flehentlichen Bemühen, die Hilfe meiner krummen Finger zu erhaschen, an ihr gutes Gewissen als das beste Ruhekissen, ich empfahl es ihnen auch jetzt noch, so verweint, zerlegen und daunenarm es war. Den neuen Reichen widmete ich mich, befriedigte ihre primitivsten Bedürfnisse, wurde ihr Stellenjäger und lachte, wenn sie mein ausgeprägtes Dirnengesicht ihr geliebtes Schutzengelantlitz nannten.

Ich bin auch heute noch obenauf. Gewiß, ein wenig ist die Praxis zurückgegangen, aber es gibt immer noch genug Wölfe, die mich brauchen und mir helfen, ihr und mein Schäfchen ins Trockene zu bringen. Die Methoden haben sich ein wenig verfeinert. Es wird jetzt mehr auf Umwegen bestochen, und ich habe mir eine Abteilung zulegen müssen, in der nur gute Beziehungen gepflegt werden. In gewissen Kreisen zittert man, daß ich meine Memoiren schreiben könnte, aber ich bin doch kein abgebauter Minister. Ich bin ja

noch im Amt und bleibe. Auch verspüre ich noch keine Müdigkeit und glaube an keine Absetzung. Sprechstunden am hellen Tag, aber nur nach vorheriger Anmeldung. Sie haben bestimmt einige Bekannte, die Ihnen meine Geheimnummern ungern verraten.

*Friedrich Raff*

## Katalog

Es ist manchmal nicht so einfach im menschlichen Leben.

Zu den Einrichtungen aber, die einem helfen sollen, sich wenigstens manchmal zurechtzufinden, gehören Kataloge. Etwa der der preußischen Staatsbibliothek zu Berlin.

Die Benutzer der Bibliothek werden gebeten, im Katalog die Signatur der gewünschten Bücher nachzuschlagen und auf dem Bestellzettel anzugeben. „Um den Beamten unnütze Arbeit zu ersparen." Dieses Verlangen erscheint einem billig, und man begibt sich in den Saal, wo die zweitausend Riesenbände des Katalogs stehen — und sucht. Etwa: Lenin und Sinowjew: „Gegen den Strom". Lenin — L — nein, da steht nichts. Richtig: der bürgerliche Name dieses nicht unbekannten Zeitgenossen war ja Uljanow. Uljanow — U — ja, hier steht: Lenin, N. und Sinowjew, G., siehe letztern, S. also. Aber nein: nicht Sinowjew mit S, sondern Zinowjew mit Z. Am äußersten Ende des Saales angelangt, entdeckt man aber, daß das gewünschte Buch unter A zu finden ist: „Zinowjew, das ist: Apfelbaum."

Oder aber, man interessiert sich für die Werke Rosa Luxemburgs. L — Lux — nein, nicht vorhanden. Nach einigem Nachdenken erinnert man sich: was nur wenige wissen — dem Spürsinn der Bibliothekare ist es nicht entgangen: Um als „lästige Ausländerin" nicht ausgewiesen zu werden, war die Polin Rosa Luxemburg eine Scheinehe mit einem Herrn Lübeck eingegangen. Richtig: „Rosalie Lübeck, bekannt als Rosa Luxemburg, Pseudonym Junius"; ganz in Ordnung.

Jetzt ist man also gewitzigt und um dem Beamten „unnütze Arbeit zu ersparen", sucht man Trotzky unter B (Bronstein), Radek unter S (Sobelsohn). Was sich im Kampf gegen die zaristische Polizei als wirksame Maßnahme erwies: vor den preußischen Bibliothekaren wird es zuschanden.

Wer also nicht im Besitz einer ausreichenden Spezialbildung ist, kann mit dem Katalog nichts anfangen.

Wissen Sie, für welchen Namen „Anatole France" ein Pseudonym ist? Wie heißt denn Ringelnatz eigentlich? Daß die deutschen Humanisten ihre Namen latinisiert haben, dürfte Ihnen bekannt sein — aber können Sie genug Latein, um die Namen zurückzuübersetzen?

Aber beruhigen Sie sich. Die standesamtliche Genauigkeit der Staatsbibliothek erstreckt sich nur auf „fremdstämmige Ostausländer", auf revolutionäre Autoren. Wilhelm II. werden Sie wohl nicht unter „Lehmann" finden.

Es ist eben nicht einfach im menschlichen Leben. *Stefan*

## Wenn auch . . . so doch immerhin . . .

Der Fascio italiano di Berlino hatte am gestrigen Vormittage zu einer Vorführung des Filmes „Anno VIII" geladen, der die Leistungen und Erfolge des fascistischen Regimes in Italien greifbar vor Augen führen sollte.

In drei Teilen rollte der Film ab und zeigte die Fortschritte, die Italien seit dem Jahre 1919 gemacht hatte.

Allerdings: es berührt einen Deutschen etwas eigenartig, wenn sich ein Bundesstaat der Entente als „Sieger" bezeichnet. Darunter versteht man gemeinhin etwas andres als die Gewinner des vergangenen Krieges. Ebenso berührt es einen als Deutschen peinlich, wenn der Dichter Gabriele d'Annunzio grade vor uns gepriesen wird. Die Hetze, zu der sich dieser Mann gegen Deutschland hat hinreißen lassen, dürfte denn doch wohl nicht von heute auf morgen vergessen sein. Zwar soll sich der Film nach den Worten der Vorrede nicht an das Gefühl, sondern an den Verstand wenden, aber man kann sich doch der Feststellung nicht entziehen, daß der Film mehr zum Herzen spricht, als an nüchternes Denken appelliert. In höchst geschickter Weise zeigt der Film alles, was in dem Italien Mussolinis geschaffen worden ist. Zuerst ein paar Bilder von den Anfängen der Bewegung, dann den Marsch auf Rom, diese großartige Geste nach dem praktischen Erfolge. Und schließlich in bunter, stets wechselnder Reihenfolge folgt Bild auf Bild vom Wiederaufbau des italienischen Staates, von der Entwicklung des Landes, vom Wiederaufleben und Wiederaufblühen des Volkes. Hellen Jubel löst immer wieder bei den italienischen Zuschauern das lebende Bild Mussolinis und des Königs aus. Mitreißend die Klänge des fascistischen Sturmliedes.

*‚Angriff'*

## Bayrischer Polizeiknigge

Für Ihre Frage ergibt sich daraus, daß in Anzeigen, in denen ja keine Person „angeredet" wird, die Anrede „Herr" grundsätzlich wegzulassen ist, auch wenn es sich um höhergestellte Personen handelt, ausgenommen sind die Fälle, daß ein Vorgesetzter in der Anzeige genannt wird oder daß die Weglassung der Anrede „Herr" als gewollte Unhöflichkeit erscheinen würde. So würde z. B. ein Bericht eines Gendarmeriebeamten an das Bezirksamt zu lauten haben: Auf telephonische Anordnung des Herrn Bezirksamtmanns Doktor Mayer (Vorgesetzter!) habe ich heute wegen des Unfalls, der dem Kraftwagen des Reichsministers Doktor von H. am 21. Dezember dieses Jahres zugestoßen ist, in der Gemeindestube zu Y. noch einige nachträglich bekanntgewordene Zeugen einvernommen. Landtagsabgeordneter Geheimer Landesökonomierat Z., der im Wagen des Reichsministers mitgefahren war, gab an, über den Hergang nichts Genaues sagen zu können, da sich alles zu schnell abgewickelt habe. Er machte aber darauf aufmerksam, daß unmittelbar hinter dem Wagen des Herrn Reichsministers der Wagen des Herrn Staatsministers des Innern gefahren sei und daß dieser oder sein Fahrer möglicherweise Angaben über den Hergang machen könnte. (Hier wird die Anrede „Herr" gebraucht, weil anzunehmen ist, daß der Mitteiler selbst sich so ausgedrückt hat und weil es zumal in der Gegenüberstellung zum Herrn Staatsminister des Innern als dem obersten Vorgesetzten der Polizei als unhöflich erscheinen würde, wenn man den Zusatz „Herr" bei dem Reichsminister weglassen würde.)

*‚Die Bayerische Polizei'*
*Sprechsaal. 1, 5. Jahrgang*

## Liebe Weltbühne!

Auf der Hochzeit einer feinen hamburger Familie, die, wie alle hamburger Familien, nicht ganz so fein ist, wie sie sich einbildet, erhob sich der Brautvater zu einer Rede. Und sprach:

„Ich bin ja kein großer Physiologe. Aber das weiß ich, daß Ihr gut zusammenpaßt!"

*

Seit Jahren wird von seiten Mussolinis eine eifrige Propaganda zur Hebung der Geburtenziffern betrieben. Als in Neapel eine Frau Vierlinge bekam, und zwar drei Mädchen und einen Jungen, schickte Mussolini mit einem Glückwunschtelegramm 10 000 Lire und bestimmte die Namen der Kinder: Gloria, Victoria, Italia, Benito. Nach drei Monaten erkundigt sich Mussolini nach seinen neuen Ballilas und erhält die telegraphische Antwort: „Gloria tot, Victoria verloren, Benito im Absterben, hoffen Italia zu retten."

## Die Festrede

Es ist schon lange her — o, lange vor dem Krieg, im alten Oesterreich — da feierte Exzellenz Franz Smolka, Präsident des Abgeordnetenhauses, ein Doppelfest: siebzigsten Geburtstag — und zehnjähriges Jubiläum der Präsidentschaft.

Es ging groß zu — das kann man sich denken. Redner des Abends war Smolkas polnischer Landsmann, Minister Dieduszycki.

Und er sagte ungefähr:

„Wenn kleines Kindlein liegt in der Wigge — und Nornen habben beschloossen, soll werden bedeitender Mensch aus Kindlein: so kommt libbe gutte Ffä und kißt Kindlein. — Unsern Ochorowicz hat libbe gutte Ffä gekißt auf Stirn — er ist großer Denker worden und Gelehrter. Unsern Ujejski hat sie gekißt auf Mund — hat er uns gesungen siße Lieder. Matejko auf die Hand — er ist geworden hochberihmter Maler. — Dann in der Wigge lag Held unsres heutigen Festes, Frantschischek Smolka. Libbe gutte Ffä kam ihn kissen — kleine Frantschischek lag auf dem Bauch. Und so ist unser Smolka worden langjähriger Präsident des Oesterreichischen Abgeordnetenhauses."

*Roda Roda*

# Hinweise der Redaktion

## Berlin

Marxistischer Club. Dienstag 21. und Montag 27., Auguststr. 11/13, 20.00: Individualpsychologie und Marxismus, Otto Müller-Main.

Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit. Dienstag 20.00. Meistersaal, Köthener-Straße 38: Menschen im Zuchthaus, Lenka v. Koerber.

Berliner Bibliophilenabend. Flatow & Priemer, Tiergartenstr. 4a: Die fünfzig schönsten Bücher des Jahres 1930.

## Mannheim

Kunsthalle. Ausstellung Adolf Loos.

## Bücher

Arnold Zweig: Knaben und Männer. Gustav Kiepenheuer, Berlin.

## Rundfunk

Dienstag. Hamburg 17.15: Emil Lucka liest. — Berlin 18.45: Ein Mensch mit Schallplatten und Büchern, Hermann Kasack. — Mühlacker 19.15: Leo Blech sechzig Jahre. — Leipzig 20.30: Die Zeit in Thesen. — München 20.50 Die junge Schriftstellergeneration, Erich Ebermayer. — Mittwoch. Hamburg 13.15: Furtwängler dirigiert (Schallplatten). — Königswusterhausen 19.20: Berufsständisches oder politisches Parlament, Lindeiner-Wildau und Hermann Heller. – Donnerstag. Leipzig 19.30: Leonce und Lena von Georg Büchner. — Königsberg 20.20: Hochzeit von Tschechow. Berlin 21.10: Die Söhne Bachs. — Freitag. Leipzig 19.00: Der Rundfunk als Kunstvermittler, Arno Schirokauer. — Sonnabend. Berlin 19.30: Die Erzählung der Woche, Günther Birkenfeld.

## Antworten

**Erich Weinert.** Man hat einige Schallplatten beschlagnahmt, auf die Sie Ihre Gedichte gesprochen hatten. Diese Beschlagnahme ist unrecht und gefährlich, und wenn die Künstler-Verbände gegen diese Konfiskationen nicht scharf genug oder gar nicht protestieren, so beweist das, daß sie ihre Zeit weniger richtig beurteilen als es die Zensurbehörden tun. Die haben nämlich längst begriffen, daß man die Massen am schärfsten damit bevormundet, daß man jene Reproduktionsmittel zensuriert, die am nächsten an die Massen herankommen, also nicht das Buch, sondern: Kino, Radio und Grammophon. Ihr Gedicht „Der rote Feuerwehrmann" darf ungehindert in Ihren Buchausgaben erscheinen; wenn es aber aus dem Kasten klingt, dann scheint es den Brüning-Leuten gefährlich zu sein. Sie sind ein guter Sprecher; Ihre Verse „sitzen" — also wagt der Staat etwas, was er mit einem Buch zu tun sich nicht so leicht getraut: er konfisziert. Sie haben Gottseidank genug Möglichkeiten, das aufzuholen! Nun grade!

**Der Kampfausschuß gegen den § 218,** der allenthalben im Reich jetzt die Kampagne aufgenommen hat, braucht für deren weitere Durchführung bis zum guten Ende erhebliche Mittel und appelliert deshalb an alle Gegner des Paragraphen, ihn zu unterstützen. Auch die ‚Weltbühne' nimmt Beiträge entgegen, über die hier laufend quittiert werden wird. Es ist schwer, immer wieder an die Opferwilligkeit zu appellieren, doppelt schwer in diesen Zeitläuften. Aber hinter der Sache des Volkes steht kein Mäcen, kein Kirdorf, nicht einmal ein kleiner sächsischer Mutschmann. Deshalb helft!

**Bücherleser.** Nein. Das Ihnen übersandte Buch von Waggerl „Brot" brauchen Sie gewiß nicht zu lesen. Der Herr Dichter sagt darüber: „Der Stoff des Romans ‚Brot' beschäftigt mich seit Jahren, ich versuchte mich in vielen kleinen Studien daran, fand aber lange nicht die rechte Form, oder vielmehr, ich hatte nicht den Mut, die allein mögliche zu wählen, weil sie zu sehr an Hamsun erinnern konnte, an meinen geliebten und gefürchteten Meister, an den mich wohl etwas Innerliches, nicht nur die Unzulänglichkeit meines Könnens bindet. Dann sah ich endlich jenen Irrtum ein und schrieb das Buch ohne Unterbrechung in genau vierzig Tagen, bei einer Arbeitszeit von täglich 12 bis 15 Stunden." Dazu gehört nicht viel, wenn man so ein gutes Vorbild auf dem Schreibtisch hat. Das Buch Waggerls ist eine dumm-dreiste Kopie nach Hamsun; der Insel-Verlag hat kein Ruhmesblatt erworben, so etwas herauszubringen.

---

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

# Ein Kapitel Außenpolitik von Carl v. Ossietzky

In der ‚Frankfurter Zeitung' hat neulich deren außenpolitischer Redakteur, Herr Wolf von Dewall, eine kritische Betrachtung über das geringe außenpolitische Verständnis in Deutschland veröffentlicht. Der Verfasser sieht die meisten außenpolitischen Erörterungen bei uns von Parteipolitik und Radikalismus zerfressen. Die Bürgerkreise sind bis heute unbelehrbar geblieben — die deutsche Außenpolitik lebt isoliert, sie ist ohne Volk.

Die Diagnose des Herrn von Dewall ist richtig aber noch lange nicht trübe genug. Beinahe jede außenpolitische Erörterung bei uns steht unter der Diktatur des völkischen Botokudentums. Es fällt schwer, selbst unter politisch Interessierten und nicht ganz Ahnungslosen ein Gremium für eine außenpolitische Unterhaltung zu finden, in der nicht die offenbaren Phantastereien überwiegen. Dabei ist noch in Betracht zu ziehen, daß wir in Deutschland über eine ziemlich verbreitete Kenntnis fremder Länder verfügen. Wir treffen überall weitgereiste Mitbürger, die über die Verflechtung politischer und wirtschaftlicher Dinge auf dem Balkan, in Indien oder Südamerika gut und unterrichtet zu sprechen vermögen, deren Urteil aber sofort versagt, wenn die Rede auf Deutschland kommt. Dann tritt an die Stelle von Fingerspitzengefühl und Wissen sofort die ordinärste Phrase.

Herr von Dewall macht für diesen Zustand vor allem den Radikalismus verantwortlich, der unbefangene Meinungsbildung verhindert. Das ist richtig, bedeutet dennoch eine Überschätzung der gegenwärtigen politischen Saison; die Ursachen liegen tiefer. Die außenpolitische Ignoranz in Deutschland war schon in den fettern Zeiten vor dem Kriege nicht kleiner als heute. Der Obrigkeitsstaat nahm auch diese Seite seiner Aufgabe selbstherrlich in Regie und hielt alle unzünftigen Begabungen sorglich fern. Die öffentliche Meinung aber plapperte die ausgegebenen Parolen gehorsam und gedankenlos nach. Wir hatten ein starkes, natürlich unbesiegbares Heer, und einen Kaiser, der persönlich eingriff, wenn die Zivilfritzen zu viel Kohl machten. Schwarzseher wurden nicht geduldet. Unkontrolliert und wegen ihres Säbelgerassels eher noch beklatscht, so torkelte die wilhelminische Außenpolitik von Niederlage zu Niederlage und via Marokko und Balkan endlich in die Katastrophe. Für den deutschen Untertan war seit Bismarcks Tagen Außenpolitik gleichbedeutend mit Machtpolitik und diese wieder gleichbedeutend mit auf den Tisch schlagen. Und noch heute hält der Bürger der Republik Auftrumpfen und Frechwerden für die einzige mögliche nationale Haltung. Alles Andre gilt als würdelos, als vaterlandslos. Es ist eine ziemlich simultane deutsche Auffassung, die auch von der Aera Stresemann nicht abgetan werden konnte, daß die Diplomaten eigentlich nur stören, daß die Außenpolitik am besten bei den Generalen aufgehoben ist, daß die Außenpolitik im Grunde keinen weitern Zweck haben darf als die möglichst gediegene Vorbereitung des nächsten Krieges respektive die richtige Aus-

wahl des Augenblicks zum Losschlagen. Überall sind die Ansätze zum vernünftigen außenpolitischen Denken militärpolitisch unterhöhlt. Früher besorgten das die Generale vom Alldeutschen Verband, heute Herr von Seeckt und seine Schüler. Andre Länder weisen ungleich stärkere Rüstungen als Deutschland auf, und es fehlt auch dort nicht an Exaltados, die zu deren möglichst fleißigem Gebrauch aufmuntern, aber die Vorstellung, daß friedliche Mittel von vornherein unwürdig und unmännlich sind, die gibt es in dieser Verbreitung und Intensität nur in Deutschland. Herr von Dewall meint hier tadelnd, daß manche Vertreter der deutschen Linken ihre Zuhörer dadurch abstoßen, daß sie deren nationale Regungen nicht genügend berücksichtigten. Das ist sehr schön und gut — aber man nenne mir ein Land außer Deutschland, von dem verrückt gewordenen Ungarn abgesehen, wo jemand schon deswegen als ein der nationalen Zugehörigkeit unwürdiges Subjekt betrachtet wird, weil er militärische Mittel nicht in jedem Falle für zweckmäßig hält!

Nun kann auch der deutschen Linkspresse der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie den sehr vagen Proteststimmungen eines außenpolitisch wenig durchgebildeten Publikums noch bei jeder Gelegenheit ihre Reverenz erweist, anstatt sie zu bekämpfen. Es gibt keine populäre nationalistische Dummheit, vor der die republikanische Presse nicht eine, wenn auch steife und formale Verbeugung macht. Kein republikanisches Blatt, das auf sich hält, sollte heute noch die Kriegsschuldfrage als den Hebel betrachten, mit der man den Versailler Vertrag aus den Angeln hebt. Ebenso sollten die ewigen Minoritätsbeschwerden nicht weiter ungebührlich aufgebauscht werden. Wir haben doch allmählich erfahren, daß nur in Italien die deutsche Minderheit einem wahrhaft barbarischen Unterdrükkungssystem ausgesetzt ist, während in den Sukzessionsstaaten, gegen die am meisten gewettert wird, die Deutschen es nur mit jener administrativen Borniertheit zu tun haben, unter der Oppositionelle aller Art heute überall leiden müssen. Jede realistische Außenpolitik wird Bagatellen nur das sein lassen, was sie sind, und wer sich mit der Notverordnung des Herrn Brüning abfindet, die fünfzig Millionen Deutschen die politische Mündigkeit raubt, der hat auch das Recht auf Verwahrung verwirkt, wenn eine Million Deutscher außerhalb der Grenzen um die verbürgten konstitutionellen Garantien geprellt wird. Charity begins at home, nicht in der Slowakei.

Hier wird die Sache aber kribblig, und hier hört auch die Toleranz der Freunde des Herrn von Dewall auf. Wenn es mir gefiele, ein paar ketzerische Thesen aufzustellen, etwa, daß die französische Auffassung vom potentiel de guerre richtig ist, daß die deutsch-österreichische Zollunion einen europäischen Hausfriedensbruch darstellt, daß Oesterreichs Schicksal überhaupt zu den Donaustaaten tendiert und nicht zum Reich, oder daß die deutschen Bemühungen um die Abrüstung nicht mehr als Camouflage sind und nur vom Interesse diktiert, hunderttausend Mann mehr herauszuschlagen, so wird die ‚Frankfurter Zeitung' sich zwar etwas höflicher ausdrükken als der ‚Völkische Beobachter', aber sie wird in ihr Ver-

dammungsurteil nicht geringere Energien legen. Und doch mußte in der Außenpolitik der Republik immer das realisiert werden, was gestern noch das Verketzerte, Verlästerte, ja Lebensgefährliche war. Erzberger und Rathenau mußten unter Mörderhand fallen, weil sie eine Politik verfolgten, die heute lange verwirklicht ist und deren Änderung nicht einmal einem Kabinett Hitler-Hugenberg-Schacht im Traume einfallen würde.

An diesem Punkt aber ist ein grundsätzliches Versagen der liberal-demokratischen Presse zu konstatieren. Anstatt ihren Einfluß aufklärend und kritisch zu gebrauchen, beschränkt sie sich im allgemeinen darauf, die Weisheiten des Auswärtigen Amtes zustimmend zu kommentieren, und erst wenn das Unglück geschehen ist, beginnt sie nach dem Verantwortlichen zu suchen. Der nationalistische Extremismus hat gewiß viel verschuldet, aber die Unschlüssigkeit und Doppeldeutigkeit der Mittelparteien und ihrer Presse trägt keinen geringern Schuldanteil. Der Kollege von der andern Redaktion weiß sehr wohl, mit welcher innern Unsicherheit und mit wieviel Bedenken mancher sehr emphatische und vor Protesten nahezu berstende außenpolitische Artikel geschrieben ist und wie eine kleine Wendung zwischen ein paar Kraftstellen schon den Umfall von morgen andeutet, aber der Leser weiß das nicht. Er ist erschreckt, wenn plötzlich Kapitulation dort vertreten wird, wo eben noch Widerstand bis zum letzten proklamiert wurde, er verliert das Vertrauen — der Radikalismus hat einen neuen Gläubigen gefunden. So war es beim Ruhrkampf, und so wird morgen das ganze Brimborium mit der Zollunion enden. Wieder liest man in keiner deutschen Zeitung, daß Deutschland in dieser Frage ganz und gar isoliert ist, daß es in diesem Frühjahr entweder einer ganz großen Niederlage entgegengeht oder die Blamage erleben wird, daß Oesterreich, das heute schon unsicher gewordene, plötzlich abschwenkt und eine weniger gefährliche und dafür nahrhaftere Partie eingeht.

Es wäre die Pflicht einer Presse, die auf gewissenhafte Behandlung der Außenpolitik Wert legt, künftige Entwicklungen vorzubereiten, Enttäuschungen, die sie mit pupillarischer Sicherheit kommen sieht, rechtzeitig vorauszusagen. Außenpolitik ohne Volk, das ist eine gute Formel, aber die Außenpolitik hat in Deutschland leider auch keine Presse, wie etwa in England, die ein beratendes und warnendes Amt ausüben könnte. Die von rechts wollen alles mit Gebrüll machen, darüber ist kein Wort zu verlieren; die von links dagegen beschränken sich darauf, die von der Wilhelm-Straße ausgegebenen Lesarten zu kolportieren. So ist es kein Wunder, daß eine öffentliche Meinung in außenpolitischen Dingen nicht entstehen kann und daß die Mehrzahl der sich immer wieder gefoppt fühlenden Zeitungleser schließlich die hohe und vornehme Kunst der Außenpolitik für eine Häufung grober Pferdehändlertricks hält, und das Hetzvokubular der Innenpolitik bricht durch alle Türen ein. So wird die Außenpolitik eines der finstersten deutschen Kapitel, und man muß Herrn von Dewall dankbar sein, daß er es freimütig aufgeschlagen hat. Wir brauchen eine außenpolitische Vernunftpartei, die sich in

die Öffentlichkeit gestellt nun aber auch ihrer Vernunft nicht gleich schämt. Es gilt eine Riesenmauer von jener Dummheit abzutragen, der Adolf Hitler jetzt im frankenthaler Separatistenprozeß so mustergültig formuliert Ausdruck gegeben hat: „Ich habe mit Engländern, Amerikanern, Italienern politische Fühlung gehabt. Der Verkehr mit Frankreich ist nach meiner Auffassung für den Deutschen vollkommen unmöglich." Niemals hat der große Tribun so sehr aus der Seele seines Volkes gesprochen, niemals aber auch ist gewollte Blindheit mit so viel Selbstverständlichkeit als politisches Axiom verkündet worden.

---

## Republik Spanien von Hanns-Erich Kaminski

Während Frankreich, England und fast alle übrigen Staaten sich beeilten, die spanische Republik anzuerkennen, hat die deutsche Regierung die „Angelegenheit" erst lange „geprüft". Kein Reichspräsident, kein Minister hat Spanien im Kreis der freien Völker willkommen geheißen, an deren Spitze wir als das allerfreieste Volk doch angeblich marschieren. Betrachtet die Reichsregierung sich etwa als Komplizin Don Alfonsos, dessen Henkern sie im Jahre 1921 zwei spanische Anarchisten unter Bruch des Asylrechts ausgeliefert hat?

Dem ehemaligen König gilt auch das Hauptinteresse unsrer großen Zeitungen. Wir erfahren vor allem, daß die spanischen Monarchisten, allerdings auf französischem Boden, begeisterte Kundgebungen veranstalten, und wir dürfen lesen, daß die Königin mit Tränen in den Augen und den Kronjuwelen unter dem Arm das Land verließ, während Herzoginnen, allerdings nicht in Madrid, sondern nur auf dem kleinen Bahnhof von El Escorial, laut schluchzten.

Daß achtzig Prozent der Stimmberechtigten an die Urne gegangen und in sechsundvierzig von fünfzig Städten republikanische Mehrheiten zustandegekommen sind, bleibt in einer Zeit, in der jeder Parteisekretär die Massen als idiotisches Stimmvieh ansieht, trotzdem ein geschichtlicher Akt von überwältigender Größe. So hoch man auch das eingeschnürte und unsichtbare politische Interesse des spanischen Volkes einschätzen mochte, niemand konnte eine derart eindringliche Willenskundgebung erwarten. Und wenn die Berufenen schweigen, so wollen wir wenigstens an dieser Stelle das spanische Volk zu dem eindrucksvollen Beweis seiner Reife beglückwünschen und der jungen Republik unsre Achtung und unsre Sympathie bezeugen.

Ausländische Journalisten, die den Umsturz in Madrid erlebt haben, schrieben, so müsse die Stimmung am 14. Juli 1789 in Paris gewesen sein. Wir wollen diese Begeisterung nicht gering einschätzen. Wir deutschen Republikaner besitzen sowieso zu viel „staatsmännische" Überlegung und zu wenig Begeisterung; wir vergessen nur allzu oft, daß eine schlechte Republik immer noch besser ist als eine schlechte Monarchie, sei es auch allein, weil die Republik mehr Möglichkeiten für eine

bessere Entwicklung bietet. Indessen ist klar, daß die spanischen Republikaner jetzt erst vor die schwersten Fragen gestellt sind.

Denn was ist ein Republikaner? Ein Mann, der gegen die Monarchie ist. Positive, synthetische Taten verlangt erst der Tag nach dem Sieg. Und vor dem Medusenhaupt der richtigen Revolution sind schon manchem Republikaner sogar seine antimonarchistischen Überzeugungen verloren gegangen.

Unter den Führern der jungen Republik sind nicht wenige, die eigentlich nur aus persönlicher Abneigung gegen Don Alfonso und aus Ärger über den Kampf Primo de Riveras gegen die sogenannten alten Politiker Republikaner geworden sind. Der Präsident der provisorischen Regierung Alcalà Zamora selbst saß als konservativer Minister in der durch das neue Pronunciamiento vom September 1923 gestürzten Regierung, und auch der neue Innenminister Maura, der Sohn des berühmten Führers der Konservativen, ist noch nicht lange Republikaner. Sein Bruder war übrigens Mitglied der letzten Regierung des Königs. Damals weilte der Jüngere in Paris, jetzt hat sich das Verhältnis umgekehrt, und der Ältere ist nach Frankreich verzogen.

Dies Alternativspiel enthüllt den Charakter der ganzen bisherigen spanischen Politik. Seit dem Jahr 1874, in dem Alfons XII. auf den Thron gelangte, wurde Spanien in der Weise regiert, daß Konservative und Liberale sich abwechselnd in die Macht und die Posten teilten, und die berühmte Geschicklichkeit Alfons XIII. bestand im wesentlichen darin, daß er immer rechtzeitig die einen rief, wenn die andern abgewirtschaftet hatten. Der Fehler des Systems war jedoch, daß die Korruption immer größer wurde, während die Arbeiterklasse von jedem Einfluß ausgeschlossen blieb. Die Diktatur Primo de Riveras war dann der Versuch, aus dem konservativ-liberalen Turnus herauszuspringen und das ganze Land mit einem altmodisch-reaktionären Paternalismus zu beglücken. Der Versuch scheiterte an der Unmöglichkeit, ein korruptes, impotentes, reaktionäres Regime durch ein noch korrupteres, noch impotenteres, noch reaktionäreres zu retten.

Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß die Zamora und Maura nun am liebsten die Monarchie von vor 1923 wiederherstellen möchten, mit dem einzigen Unterschied, daß an Stelle des Königs ein Präsident an der Spitze des Staates steht. Die Rechtsrepublikaner dürfen dabei auf die Unterstützung der Liberalen um Romanones und der Konstitutionalisten um Sanchez Guerra und Santiago Alba rechnen, die zwar Monarchisten sind, aber keinen Horror vor der Republik empfinden.

Die Konstitutionalisten sind nichts andres als die Nachkommen der Moderados des vorigen Jahrhunderts. Sollte die kommende Nationalversammlung jedoch eine Mehrheit aus Rechtsrepublikanern, Liberalen und Konstitutionalisten haben, so könnte die spanische Republik von 1931 leicht das Schicksal ihrer Vorgängerin von 1873 erleiden. Dann könnte es sich bitter rächen, daß man dem gerissenen Don Alfonso nicht den königlichen Nimbus genommen, sondern ihn mit militärischen

Ehren und auf einem Kriegsschiff unter der königlichen Flagge ins Ausland transportiert hat.

Zweifeln wir nicht an dem guten Willen der Republikaner! Aber um ein Pronunciamento wie das des Generals Martinez Campos, der 1874 die Bourbonen wieder ins Land brachte, ein für alle Mal unmöglich zu machen, ist ein vollständiger Bruch mit der Vergangenheit notwendig. Vor allem ist notwendig, daß die Republik sich weniger auf die Polizei und das mindestens zur Hälfte monarchistische Heer als auf die Schichten stützt, die für sie votiert haben. Mit andern Worten: wenn die Republik leben will, muß sie den Sprung von der politischen zur sozialen Revolution machen!

Eminent sozial ist schon der Charakter der Frage: Bundesstaat. Es wird nicht leicht sein, allein die Grenzen Kataloniens abzustecken, das seit 1137 mit Aragonien und seit 1479 mit Kastilien verbunden ist. Selbst wenn man Valencia und die Balearen dazu rechnet, die nie zum katalonischen Reich gehört haben, wird der neue Bundesstaat ein Industrieland sein, in dem das Proletariat weitgehende Rechte beanspruchen wird. Die katalonischen Industriellen werden dann wahrscheinlich ihren Separatismus vergessen und sich Hilfe suchend nach Madrid wenden, und die Frage: Bundesstaat oder Einheitsstaat wird dann gleichzeitig die Frage: Sozialismus oder Kapitalismus sein.

Nicht weniger wichtig ist die Frage der Kolonien. Zu dem Programm der Republikaner gehört es, sie dem Völkerbund zur Verfügung zu stellen. Aber was würden die Offiziere dazu sagen, die besonders Marokko bisher als ihre Domäne ansehen durften, wo es Kriegslöhnung und Beförderungsmöglichkeiten gab? Wird die Regierung der Republik es darauf ankommen lassen, außer den monarchistischen Artillerieoffizieren auch die Infanterieoffiziere, die der Staatsform verhältnismäßig gleichgültig gegenüberstehen, ins Lager ihrer Gegner zu treiben?

Die Lage erscheint kompliziert, aber im Grunde ist sie einfach. Die Republik hat nur die Wahl, sich auf die Reaktionäre zu stützen oder die Massen in Bewegung zu setzen.

Die Masse: das sind in Spanien die kleinen Pächter und Landarbeiter. Bei den Kommunalwahlen haben sie zum großen Teil noch für die monarchistischen Kandidaten gestimmt. Will die Republik sie gewinnen, so muß sie ihnen Land geben. Das Land aber gehört zum Teil Großgrundbesitzern — auch republikanischen —, zum Teil der Kirche. Hier liegt das Zentralproblem der spanischen Revolution.

So viele Revolutionen es im neunzehnten Jahrhundert in Spanien gegeben hat, die spanischen Bauern sind von den Geistesströmungen, die Europa während dieser Zeit erschüttert haben, kaum berührt worden. Noch ist in Spanien die Kirche ungemein mächtig. Unter dem Einfluß der Dorfgeistlichen vor allem haben die Bauern für die Monarchie gestimmt. Diesen Einfluß muß die Republik brechen. Das aber kann sie nur, wenn sie den großen Kampf nicht scheut und das Land der Kirche wie der übrigen Großgrundbesitzer aufteilt.

Die Agrarfrage ist die Schicksalsfrage Spaniens. Hauptsächlich von ihrer Lösung hängt der Bestand der Republik ab.

# Das chinesische Rätsel von Asiaticus

Seit mehr als vierhundert Jahren, als die Portugiesen China zum erstenmal mit Gewalt zum „friedlichen Handel" mit den weißen Eroberern Asiens zwingen wollten, steht das „chinesische Rätsel" auf der Tagesordnung der europäischen und später auch amerikanischen Expansionsgeschichte. Ursprünglich war es seine größere Widerstandsfähigkeit, gemessen an der Amerikas und sogar Indiens gegenüber den zivilisierten „Entdeckern", die das chinesische „Rätsel" darstellte. Ein Riesenreich auf dem asiatischen Kontinent, mit entwickelter Landwirtschaft, ausgedehntem Handel und Schifffahrt, zusammengehalten durch eine theokratische Monarchie, die durch ihren antiken Prunk, ihre Monumentalbauten, den großen Schiffahrtskanal und die chinesische Mauer, sowie durch ihre zahlreichen Vasallenländer in ganz Asien eine achtunggebietende Macht repräsentierte. Es war nicht leicht, hier den Kreuzzug der Zivilisation zu führen. Die Chinesen schauten auf die ankommenden Piraten verächtlich herab, nannten sie „Barbaren" und „weiße Teufel", und nirgends war die Legende von „the white man's burden", von der Last des weißen Mannes, den Wilden die christliche Zivilisation zu bringen, auf eine so harte Probe gesetzt, wie in China. Als nun dieses Rätsel mit Opium und Kriegsschiffen soweit bezwungen wurde, daß China zum Tummelplatz aller imperialistischen Mächte der Welt wurde und daß mit ihrer Hilfe alle bisherigen Revolutionen mit Niederlagen endeten, erfanden die wissenschaftlichen Klopffechter des Imperialismus ein andres Rätsel. Es ist die natürliche „Minderwertigkeit" der chinesischen Rasse, die deshalb nur unter der Vormundschaft der imperialistischen Mächte Bahn zur modernen Entwicklung gewinnen kann.

China ist das einzige Land der Welt, das seit Jahrtausenden in kontinuierlicher Entwicklung als Gesellschaft und Staat alle aufeinanderfolgenden Phasen der historischen Wirtschaftsformen bis zum heutigen Kapitalismus passierte. Es hat die theokratischen Despotien des alten Ägypten, Persien und Indien überlebt, es hat das antike Griechenland und das römische Reich emporsteigen und zusammenbrechen sehen, es überschritt die Schwelle des Mittelalters unter der Herrschaft von Dynastien, die schon vor Jahrtausenden mit demselben Auftrag vom Himmel die Erde zu regieren hatten, und erlebte unter diesem Szepter den Zusammenstoß mit den imperialistisch-kapitalistischen Mächten der Neuzeit. China ist bis zu diesem Zeitpunkt der Ahasver an Bodenständigkeit, von einer so ungeheuer langsamen Entwicklung, daß sie gegenüber der europäischer Völker wie eine geschichtliche Stagnation in Jahrtausenden und Jahrhunderten anmutet. Es hat Jahrtausende überdauert, aber ist in diesen Jahrtausenden wie festgefahren, und je weiter es sich durchringt, je größer und hemmender wird der Schutt und Morast dieser Jahrtausende, der es umgibt, der jeden weitern Schritt des Daseinskampfes noch qualvoller gestaltet.

Dieses Phänomen hat aber nichts mit der angeblich natürlichen „Minderwertigkeit" der chinesischen Rasse zu tun.

Diese „Minderwertigkeit" ist vielmehr eine bewußte Lüge des Imperialismus, ebenso wie jenes Hirngespinst eines Putnam Weale, eines berüchtigten englischen Schriftstellers in China, der in einem Dutzend von Büchern beweisen möchte, daß der Bürgerkrieg ein unabänderliches Naturgesetz der chinesischen Geschichte ist und sein wird. Derselbe Putnam Weale hat offenbar auf Grund dieser „wissenschaftlichen Einsicht" die Befähigung zu seinem spätern Beruf als Ratgeber Tschang Tso-Lins, des mandschurischen Tigers, im Kampf gegen den revolutionären Süden erlangt...

Es liegt in der Natur der Sache, daß die junge revolutionäre Literatur Chinas und Indiens auch das Dunkel ihrer fernsten Geschichte durchbrechen muß, um ihre Aufgabe in der Gegenwart zu bewältigen. Sie ist deshalb zum Unterschied von der unsrigen gezwungen, bei der Erforschung der Grundlagen ihrer gesellschaftlichen Entwicklung und ihrer besondern Wege auf Grund der geographischen Verhältnisse und der vorhandenen Produktivkräfte von den Anfängen ihrer Geschichte überhaupt zu beginnen. Diese Geschichtsforschung ist nicht auf Universitäten geschaffen, sie ist im Kampfe geboren, gibt sich auch nicht den Anschein der überparteilichen Objektivität, sondern spiegelt mutig in ihrer leidenschaftlichen Polemik die Partei der Revolution wider, der sie dient. Ihre Waffen sind die von Marx und Engels, nicht importiert von auswärtigen Emissären, sondern selbständig erarbeitet in den Erfahrungen ihrer eignen Klassenkämpfe, die den Inhalt ihrer Geschichte seit Jahrtausenden ausmachen.

Ein Beispiel hierfür ist das Buch von M. N. Roy „Revolution und Konterrevolution in China", das kürzlich in der Soziologischen Verlagsanstalt in Berlin, übersetzt aus dem englischen Manuskript von Paul Frölich, erschienen ist. Manabendra Nath Roy ist ein Inder, der bereits nach der großen revolutionären Welle in Indien im Gefolge des Weltkrieges eine vorzügliche marxistische Studie der indischen Gesellschaftsverhältnisse lieferte, die auch in Deutschland mehrere Auflagen erreichte. Die neueste Arbeit von Roy ist ein Geschichtswerk von fast fünfhundert Seiten, das eine Analyse der chinesischen Gesellschaft und Wirtschaft liefert und auf dieser Grundlage die Geschichte des Kampfes zwischen Revolution und Konterrevolution in China schildert. Nicht nur die Geschichte der letzten Jahre, die auf Grund eigner Anschauung und revolutionärer Tätigkeit in China dargestellt wird, sondern gleichzeitig eine Studie über die Geschichte der Klassenkämpfe seit Jahrtausenden.

Die nachstehenden Sätze aus seinem Vorwort zeigen, was ihn zu dieser Arbeit legitimiert:

> Dieses Buch ist das Ergebnis einer langen revolutionären Tätigkeit in meiner eignen Heimat — Indien — und in China. Mit der revolutionären Bewegung in der ganzen Kolonialwelt verbinden mich seit vielen Jahren enge Beziehungen, und ich spielte mehrere Jahre lang eine nicht unwichtige Rolle bei der Tätigkeit der Kommunistischen Internationale in jenen Gegenden. Schon vor Gründung der Kommunistischen Internationale bin ich in China, Holländisch-Indien, den Philippinen und Mexiko gewesen

und habe an der revolutionären Bewegung jener Länder teilgenommen. Die die zeitgenössische Geschichte Chinas behandelnden Kapitel basieren also auf direkter Anschauung, Erfahrungen und auch auf meinem Umgang mit den meisten leitenden Männern des zeitgenössischen China.

Sun Yat-Sen kannte ich schon seit 1916, und meine Kritik seiner früheren sozialen und politischen Auffassungen gründet sich in erster Linie auf meine persönliche Kenntnis. Anfang 1927, als die nationale Revolution ihren kritischen Punkt erreichte, war ich in China als Delegierter der Kommunistischen Internationale tätig. Jetzt bin ich aus der Kommunistischen Internationale ausgeschlossen und gehöre der kommunistischen Opposition an.

Dem ist noch hinzuzufügen, daß dem Ausschluß M. N. Roys aus der kommunistischen Internationale ein jahrelanger Kampf an leitender Stelle um die Bestimmung ihrer Politik in China voranging, die ihn zur konsequenten Opposition zwang, was entsprechend der seit dem Tode Lenins üblichen Methoden mit dem Ausschluß geahndet wurde. M. N. Roy, der hervorragendste marxistische Führer der indischen Arbeiterbewegung und noch unter Lenins Führung der bedeutendste Theoretiker der kolonialen Revolutionen teilt hier dieses Schicksal mit Tschen Fu-Hsiu, dem hervorragendsten chinesischen Marxisten, dem Begründer und langjährigen Führer der kommunistischen Partei Chinas. Die Kapitel des Buches über die letzten Jahre der chinesischen Revolution enthalten auch eine Kritik der kommunistischen Politik, die teilweise durch die mangelnden Erfahrungen der jungen Arbeiterbewegung, teilweise aber auch durch die falsche Führung Borodins zu schweren Fehlern und Niederlagen geführt hat.

Diese Kritik ist jedoch nicht die Hauptnote des Buches. Das Buch von Roy ist ein Geschichtswerk, das vor allem das chinesische „Rätsel" in das kritische und wegweisende Licht der Revolution stellt und aufzeigt, daß nicht mystische Rätsel, sondern dieselben gesellschaftlichen Naturgesetze, wie in der Geschichte aller Völker und Zeiten, auch in der chinesischen Geschichte regieren. Ausgerüstet mit einer gründlichen Kenntnis der bedeutendsten revolutionären Bewegungen der Weltgeschichte hat es Roy verstanden, die wichtigsten Kapitel der chinesischen Geschichte durch Beispiele aus der Geschichte andrer Völker fesselnd und verständlich für jeden europäischen Leser zu erklären. Einzelne Kapitel, wie zum Beispiel I. „Die Grundlagen der chinesischen Gesellschaft", II. „Die Struktur der chinesischen Gesellschaft" und III. „Die chinesische Wirtschaft" sind Pionierarbeit in der chinesischen Geschichtsforschung, andre wiederum, wie V. „Die Taipingrevolte", ein Streifzug durch die Geschichte der bürgerlichen Revolution fast der ganzen Welt und die letzten zehn Kapitel eine vorzügliche Reportage unsrer Zeitgeschichte — Chinas.

Der von John Heartfield entworfene Umschlag des Buches zeigt im Hintergrunde die grausige und barbarische Enthauptung eines chinesischen Revolutionärs durch feudale Söldner, daneben einen lächelnden englischen Kolonialsoldaten, und auf der Titelseite im feurigen Rot der Revolution einen Massenredner, neben bewaffneten Arbeitern in Schanghai, mit dem

Blick weit ins Land gekehrt, rufend und aufwühlend — Revolution und Konterrevolution in China. Wir, die wir in der Schule der proletarischen Revolution auch Zeuge eines Abschnitts der chinesischen Revolution sein konnten, stehen ergriffen vor diesem Werk eines Asiaten, eines Fahnenträgers dieser „minderwertigen" Völker Asiens. Spottet nicht ihrer „Minderwertigkeit", denn das „chinesische Rätsel" meldet hier seine Lösung an und die Stunde dieser Lösung läutet dem Imperialismus die Todesglocke.

---

# Parteimarsch der Parteilosen von Theobald Tiger



Da streiten sich die Leute rum:
die Jejner wären imma dumm —
Is ja jahnich wahr!
Un wie se alle brülln un schrein,
und jeda sacht, det muß so sein —
Is ja jahnich wahr!
Nu sieh ma unsereinen an,
vaehrtet Publikum!
Wir treten vor dich Mann fier Mann
als Individium.
Es tönt die Straßen lang
der herrliche Jesang:
Wir brauchen keine Innung,
wir brauchn kein Vaein!
Wir machn uns — wir machn uns
unsan Dreck allein!
Wir ham doch die Jesinnung
un ooch die Stänkerein —
drum brauchn wa keene Innung
und brauchn auch keen Vaein —!

Dem eenen weht die Fahne rot —
un wer nich mitmacht, isn Idiot...
Is ja kaum ze jlohm!
Der annre hat n braunet Hemd;
det heest: det hat a sich jeklemmt
aus Rom.
Der dritte, der sitzt mittenmang,
die Hosn mächtig voll.
Nur wir, wir wissen janz jenau,
wat jeda machn soll.
Wir ssiehn vajnücht vorbei.
Wir sinn die Nullpachtei...!
Wir brauchen keine Innung,
wir brauchen kein Vaein,
Wir machn uns, wir machn uns
unsan Dreck allein!
Wir ham doch die Jesinnung
un ooch die Stänkerein —
Drum brauchn wa keene Innung
un brauchn auch keen Vaein —!

# Hitler-Horoskop von Quietus

*„Der Anfang vom Ende“*

„Stennes zieht mit der ganzen S.-A. aus!“ „Der ‚Angriff‘ bei Stennes!“ „Der schwerste Schlag für Hitler!“ Die Presse überschrie sich in Schlagzeilen und Leitartikeln und bauschte Stennes' Abfall, der doch nur Folgeerscheinung des Legalisierungsprozesses in der N.S.D.A.P. war, zu einer Gefahr für Hitler auf, als stünde die Partei der braunen Hemden vor dem Zusammenbruch. Hinzu kam der Sturz Fricks, und die Superklugen ließen sich vernehmen: diese beiden Ereignisse sind der Anfang vom Ende der Hitlerpartei. Gewiß, Fricks ruhmlose Niederlage auf dem Schlachtfeld der parlamentarischen Abstimmung hat in München einige Verwirrung angerichtet, aber der Krach um Hauptmann Stennes hat noch nicht einmal die Fensterläden des Braunen Hauses in Erschütterung zu setzen vermocht, im Gegenteil: er kam seinen Bewohnern nicht ungelegen. Wenn man sich doch nur einmal die Mühe machen wollte, nichts als den Gang der Ereignisse seit dem 14. September nachzuzeichnen, das Tatsachenmaterial allein müßte genügen, um die Unsinnigkeit jener Behauptung zu demonstrieren, der Exodus der zweitausend Mann um Stennes könne der Partei gefährlich werden.

*Die S.A. vor dem 14. September*

Die Struktur der nationalsozialistischen Bewegung wies bis vor kurzem eine Zweiteilung auf: die Partei mit Hitler als ihrem obersten Führer und die organisatorisch von ihr völlig unabhängige S.-A. mit Pfeffer als Ober-Osaf, Oberster aller obersten Sturm (pardon „Sport“)-Abteilungsführer. Pfeffer unterstellt waren die sechs Osafs, deren einer, Stennes, die dreißigtausend Mann starke S.-A.-Ost kommandierte. Diese Osafstellen waren eine Art von Armeeinspektionen ohne direkte Befehlsgewalt. Eine Stufe tiefer saßen die Oberführer, je einer an der Spitze eines Gaus, dessen Gebiet sich mit dem des Partei-Gaus deckte. Die Gaueinteilung entspricht ungefähr den Wahlkreisen. Solange nun der Mussolini aus Braunau sich darauf beschränkte, seinen Kämpen das nebulose Gebilde eines „Dritten Reiches“ vorzumalen, jeden Tag dem Marxismus den Tod zu wünschen und im gleichen Atemzug auch der römischen Kirche, hielten ihm die Mannen die Nibelungentreue und übten sich zum Kampf um die Macht, indem sie von Zeit zu Zeit ein paar Kommunisten über die Klinge springen ließen. Die S.-A. wurde das Sammelbecken aller aktiven, aller revolutionären, aller instinktiv sozialistischen Elemente, verläßliche Leibgarde ihres Herrn.

*Hitler drängt zur Legalisierung*

107 Abgeordnete und kein Regierungssitz, sowas stimmt nachdenklich. Seit sich mit dem 14. September die Partei derart aufgebläht hatte, war Hitler darauf versessen, so schnell wie möglich in die Regierung zu kommen. Da er aber noch immer als umstürzlerisches Schreckgespenst angesehen wurde und man ihm also keinen Regierungssessel anbot, mußte er wohl oder übel das braune Hemd mit dem Straßenanzug ver-

tauschen, um koalitionsfähig zu werden, das heißt: es begann der berüchtigte Legalisierungsprozeß. Wir kennen ihn, er ist hier in allen seinen Etappen verfolgt worden. Auf diesem Wege nun erwies sich, nachdem man bereits vor dem 14. September die scharf antikapitalistische Straßergruppe ausgebootet hatte, die S.-A. als ein schwieriges Hindernis, ihr haftete der Ludergeruch der Revolutionarität, der Illegalität an.

*Ober-Osaf von Pfeffer muß gehn*

Um über die S.-A. eine möglichst scharfe Kontrolle ausüben zu können, gab Hitler nach der ersten berliner Rebellion Herrn von Pfeffer den Laufpaß und machte sich zum Ober-Osaf. Politische und militärische Leitung lagen in einer Hand. Aber dies allein genügte nicht, um den Bankherrn und Großindustriellen das Gruseln vor den braunen Bataillonen abzugewöhnen. Denn die S.-A. murrte, es kam hier und da zu kleinern Explosionen, manch Einer, der ahnte, in welchem Maße Hitler sein Programm zu verraten imstande war, wechselte zu Otto Straßer hinüber, es gärte immer mehr in den Reihen der Kämpfer für das Dritte Reich.

*Die Osafs werden kassiert*

Hitler entschloß sich endlich zu einem Radikalmittel, um die Selbständigkeit der S.-A. ein für allemal zu vernichten. Möglich, daß die so auffallend lebhaft dementierte kissinger Unterredung zwischen General Hammerstein und Röhm, Hitlers Adjutanten, doch stattgefunden hat. Der Herr aus der Bendlerstraße soll dort — als wessen Beauftragter, steht dahin — die vollständige Auflösung der S.-A. gefordert haben. Schließlich gab er sich angeblich damit zufrieden, daß sie in die Parteiorganisation einbezogen und der politischen Führung unterstellt würde, womit die Abschaffung der Zentralleitung und der Osaf-Stellen verknüpft war. Einerlei, was es mit der Besprechung auf sich hat — Hitler beschritt diesen Weg.

*Gruppe Bosemüller*

Die Osafs erfuhren von dem Anschlag ihres Herrn, sie verschworen sich gegen München, gaben einander das (wievielte?) „Große Ehrenwort" und nannten sich „Gruppe Bosemüller". Man wollte mit aller Macht verhindern, daß die Posten verloren gingen. Herr von Killinger war auch dabei, und nur Einer der Sechs machte nicht mit, Herr Lutze. Ihn fesseln zarte Bande an Hitlers Umgebung. Bannerträger der Bosemüllerei war der berliner Häuptling Stennes. Das Bündnis war mehr defensiv als offensiv, alles wurde aufs genauste besprochen, aber als der Tag des S.-A.-Appells in Weimar heranrückte, fehlte zur Hitler-Parade von den Osafs nur Stennes.

*„Schlechte Verbindung"*

Um ganz sicher zu gehn, hatte sich der wackere berliner Osaf der Treue unsres Goebbels versichert. Eine kolossale Dummheit, die dem Charakter des Haudegens mehr Ehre macht als seinem Verstande. Den Mittelsmann dieser Eidgenossenschaft spielte der Verlagsleiter vom ‚Angriff', Doktor

Weißauer. Als dieser nun am Tage der offenen Kriegserklärung durch Stennes versuchte, mit dem in Weimar sitzenden Goebbels zu telephonieren, da meinte der: er könne nichts verstehen, es sei eine so „schlechte Verbindung". Inzwischen hatte nämlich der Draht zwischen München und dem berliner Reklametrompeter gespielt, und es geschahen Zeichen und Wunder, denn die „Verbindung" war hier die denkbar beste. Herr von Killinger und die drei andern Osafs brachen ihr „Großes Ehrenwort", pardon sie gabens zur Abwechslung nun mal wieder Hitler, bei welchem Gesinnungsumschwung sicher auch der „Draht" eine Rolle gespielt hatte. Zeitungsmeldungen dagegen wollten wissen, die ganze S.-A. sei in heller Auflösung.

*Stennes allein auf weiter Flur*

Zweitausend Mann waren es schließlich, die mit dem Don Quichotte aus Berlin der Partei den Rücken kehrten, um einen eignen Laden aufzumachen. Aber selbst von diesen Zweitausend wußten nicht alle, wem sie nun eigentlich die Nibelungentreue halten sollten, sie bröckelten ab, und heute sinds grade noch fünfhundert, die das Fähnlein der Aufrechten bilden. Hitler ließ schnell und überall säubern. Aber die Rausgeschmissenen landeten nicht alle bei Stennes. Straßer wird einige aufgefangen haben, während andre es einmal mit dem verhaßten Marxismus versuchen wollen. Leutnant Scheringer scheint er ja nicht schlecht bekommen zu sein, sagen sie sich. Wir haben in Stennes einen Sezessionisten mehr, von dem noch keiner weiß, am allerwenigsten er selber, in welches Lager er seine Leute marschieren lassen wird.

*Hintergründe*

Vergröbert angesehn, läßt sich nicht ohne Recht behaupten, Hitler habe diese Rebellion provoziert. Bestimmt aber ist es Instinktlosigkeit, behaupten zu wollen, sie bedeute eine Gefahr für ihn. Wenn sie überhaupt ein Anfang vom Ende ist, dann vom Ende der Revolutionarität in der N.S.D.A.P. Und doch hätte Stennes mit seinen Leuten dem Schmied des Dritten Reiches verdammt unangenehm werden können, bestünde nicht zwischen den Gründen, die den berliner Osaf zum Rebellen machten, und denen, die seine Leute ihm anfangs folgen hießen, ein so bemerkenswerter Unterschied. Hie materielles, hie ideelles Interesse. Stennes verlor mit seinem Posten sein hohes Gehalt, und da man ihn bereits bei der Verteilung der Reichstagsmandate an die Wand gequetscht hatte, ist zu begreifen, daß er sich mit Händen und Füßen, und mit seinen Getreuen, gegen dieses unverschämte Ansinnen wehrte, Hitlers Legalität materielle Opfer bringen zu sollen. Stennes unterscheidet sich seiner Gesinnung nach in nichts von Hitler. Er ist genau so fascistisch wie dieser, das sind die S.-A.-Führer alle. Eine Kleinigkeit zeigt das recht deutlich. In einer Erklärung hatten sich die berliner Unterführer gegen den Feme-Schulz gewandt und ihm „Kameradenmord" vorgeworfen. Stennes rückte von dieser Erklärung ab, er bekannte sich also damit zu einer Kampfmethode, die typisch fascistisch ist. Anders die S.-A.-Leute. Sie sahen mit wachsendem Unbehagen, mit welch souveräner Geste ihr Gott seit dem 14. September

einen Abschnitt seines Programms nach dem andern ausradierte, sie sahen, wie sie immer mehr zu Schutzsöldnern des Kapitals herabgedrückt wurden, wie Hitler trotz aller Dreckspritzer gegen Brüning ständig darauf erpicht war und blieb, in die „Hungerregierung“ einzutreten. Man erklärte das Privateigentum für heilig, Frick betrieb in Thüringen eine volksfeindlichere Steuerpolitik als das Reich, die Bruderschaft mit dem kapitalistischen Herrn des Scherlhauses wurde immer enger. All das, dieser vollständige Verrat am sozialistischen Gedanken, machte die S.-A.-Leute aufsässig. Hätte nun Stennes, statt seine Person und das entgangene Osaf-Gehalt allzusehr in den Vordergrund zu schieben, diese Stimmung derart ausgenutzt, daß er dem politischen Kurs der Münchner den Kampf angesagt hätte, dann wäre es ihm sicher gelungen, fast alle Stürme auf seine Seite zu bekommen und Hitler einer Waffe zu berauben, die er immer noch als Druckmittel gebraucht, wenn er sie auch mehr und mehr ihres kriegerischen Charakters entkleidet. Statt dessen verlegt sich Herr Stennes auf die Soldatenspielerei. Man erzählt sich, er wolle so eine Art „Schwarzer Reichswehr“ gründen und sei gar nicht abgeneigt, diese unter Umständen Herrn Brüning gegen die Marxisten zur Verfügung zu stellen. Solche Schachzüge verstehn die biedern S.-A-Leute nicht und darum sagen sie sich, es ist doch ganz gleich, ob wir unter Oberleutnant Schulz oder unter Stennes unsre Haut für die Kapitalisten zu Markte tragen. Sie ließen den Aufrührer im Stich, weil der seine Chance verpaßt hatte.

*Goebbels' lädiertes Renommee*

„Goebbels ist für Berlin erledigt!“ Wirklich? Nein, seine Reputation ist zwar ein bißchen beschädigt, aber seine Konstitution kann es schon vertragen, daß ihm Hitler bereits zum dritten Mal das Rückgrat gebrochen hat. Gewiß, er ist bei den berliner S.-A.'s wegen seines Treubruchs (des wievielten?) moralisch unten durch, — was tut das? Er und sein Meister können sich zwar nicht riechen, aber Hitler weiß seinen Reklamechef zu schätzen. Er läßt ihn nicht fallen, er wird auch die durch den mißglückten Aufstand zermürbte berliner S.-A. zwingen, Goebbels weiterhin zu dulden. Joseph hat seine Mission noch nicht ganz erledigt, sein werbekräftiges Organ wird gebraucht, um immer mehr Berliner in den Parteikraal zu treiben. Allerdings soll er im Herbst nach Wien, um die dortige Nazibewegung zu organisieren, die sich mit ziemlicher Deutlichkeit aus dem Zerfall der Heimwehren herauszukristallisieren beginnt. Vielleicht begegnen wir ihm einst in einem neuen Kabinett Seipel wieder, er war schon immer ein guter Katholik, keusch und gottesfürchtig. Wenns ganz schief gehen sollte, aber es wird schon nicht, dann erwarten wir aus seiner Feder ein Buch über das „Große Ehrenwort, Erinnerungen eines Fachmanns“.

*Hitler, der Kitt der N.S.D.A.P.*

Erstaunlich ist immerhin, daß die Nazi-Partei trotz ihrer bunten Zusammensetzung und trotz der völligen Preisgabe ihres Programms noch so fest zusammenhält. Es ist die Autorität

Hitlers, die das verbaute Parteigebäude stützt. Wenn er einmal nicht mehr ist, einen Kronprinzen besitzen sie nicht, noch nicht. Warum haben eigentlich die Weisen von Zion ihren Todfeind noch nicht umgelegt? Die sollen doch, sagt ihnen Herr Streicher nach, einst dem Houston Stewart Chamberlain mit fernwirkenden Todesstrahlen den Lebensfaden verkürzt haben. Adolf Hitler wäre ein weit besseres Objekt ihrer teuflischen Kunst. Solange der lebt, ist die Partei eins, dieses komischste Konglomerat, das je existiert hat. Da sind die „Linken" unter Gregor Straßer und Reventlow, sie halten weiterhin am sozialistischen Programm fest. Wie lange noch? Dann werden auch sie kuschen oder fliegen. In der Mitte die Legalisten, unter Fricks Führung. Ganz rechts sitzt die Militärclique der Epp, Litzmann und Goering. Da steht auch Auwi, der erst neulich erklärt hat, er gehöre zur N.S.D.A.P., weil allein in ihr der monarchistische Gedanke hochgehalten werde. Womit das Parteiprogramm eine neue Farbnuance erhält.

*Und nun?*

Der Fraktion entsprechend gliedert sich die Mitgliedschaft. Da gibt es noch heute vielleicht acht Prozent revolutionärer Elemente — wie lange noch? Es sind in der Hauptsache Arbeiter. Die große Masse aber ist verärgertes Kleinbürgertum, Beamte und Gewerbetreibende, abgebaute Angestellte. Darüber die Herrenschicht der Offiziere, des Adels und der Prinzen. Ein sozialistisch-monarchistisch-kapitalistisch-nationalistischer Brei, der seltsame Blasen wirft. Und da jene, die es noch zu werben gilt, bei aller Unzufriedenheit „Ruhe und Ordnung" über alles lieben, so wird sich Hitler immer mehr von den Kumpanen seiner Anfänge lösen müssen. Aus der N.S.D.A.P. wird dereinst die große antisemitische Wirtschaftspartei werden. Und als solche kann sie dem säuerlichen Herrn Brüning nur recht sein. Wenn den Nazis erst alle Raubtierattitüden genommen sein werden, dann wird die Koalition nicht mehr lange auf sich warten lassen. Fricks unrühmlicher Abgang war zwar ein Rückschlag, aber er wird sich an andrer Stelle wettmachen lassen. Schließlich wird Herr Brüning schon wissen, wann es an der Zeit ist, die S.P.D. zu verabschieden, um dann mit den Naziministern Reichsschulgesetz und Reichskonkordat in den sichern Port zu bringen. Ob man sich auch in Preußen lösen wird, kann bezweifelt werden. Der doppelte Boden ist dem Zentrum für seine Politik schon immer lieber gewesen als eindeutige Festlegung. Man fährt besser dabei.

---

## Betriebsräte und Werkspionage von Bernhard Citron

Der Werkangehörige und kommunistische Betriebsrat der Höchster Farbwerke, Dienstbach, ist beschuldigt, im Interesse der russischen Industrie Werkspionage getrieben zu haben. Dieser Fall wird augenblicklich von Industriekreisen zu einem Angriff auf das Betriebsrätegesetz ausgenutzt. Die schwerindustrielle ‚Deutsche Bergwerkszeitung' schrieb am 14. April: „Angesichts des höchster Werkspionagefalls verdienen diese Gesetzesstellen (§§ 71, 72 des Betriebsrätegesetzes) besondere Aufmerksamkeit, und es ist wohl die Frage

berechtigt, ob kommunistische Betriebsratsmitglieder ohne Schaden für den Bestand und die Sicherheit des Werkes geeignet sind, diese gesetzlichen Funktionen auszuüben." Es scheint, als ob seitdem Bestrebungen in Gang gekommen sind, die nicht nur auf eine wirksame Bekämpfung der Spionage, sondern auch auf eine Beschränkung der Betriebsratsrechte und vor allem auf eine Ausschaltung politisch verdächtiger Persönlichkeiten hinzielen. Der Fall Dienstbach dürfte dafür eine geeignete Handhabe gewähren.

Die einschlägigen Bestimmungen des Betriebsrätegesetzes, die angeblich eine Gefährdung des Unternehmens durch die Tätigkeit wenig vertrauenswürdiger Betriebsratsmitglieder ermöglichen sollen, lauten: „§ 71 Abs. 2. Ferner hat der Arbeitgeber vierteljährlich einen Bericht über die Lage und den Gang des Unternehmens und des Gewerbes im allgemeinen und über die Leistungen des Betriebes und den zu erwartenden Arbeitsbedarf im besondern zu erstatten. § 72. In Betrieben, deren Unternehmer zur Führung von Handelsbüchern verpflichtet sind und die in der Regel mindestens 300 Arbeitnehmer oder 50 Angestellte im Betriebe beschäftigen, können die Betriebsräte verlangen, daß ... eine Betriebsbilanz und eine Betriebs-Gewinn- und -Verlustrechnung für das verflossene Geschäftsjahr spätestens sechs Monate nach Ablauf des Geschäftsjahres zur Einsichtnahme vorgelegt und erläutert wird."

Diese Rechte des Betriebsrates, ebenso wie die ihm zustehende Vertretung im Aufsichtsrat ermöglichen ihm nur scheinbar eine tiefe Einsicht in die innere Organisation des Betriebes. Grade die wirtschaftlichen Großunternehmungen wie die I. G. Farbenindustrie, zu deren Konzern die Höchster Farbwerke gehören, pflegen Quartalsberichte an die Öffentlichkeit gelangen zu lassen, so daß die Betriebsräte aus § 71, 2 kein andres Recht genießen als jeder Zeitungsleser. Die Aktiengesellschaften sind nach den geltenden Bestimmungen des Handelsgesetzbuches bereits zur Bekanntgabe ihrer Bilanz verpflichtet, deren Einsicht nach § 72 des Betriebsrätegesetzes auf Wunsch auch den Betriebsräten von mittlern und größern Unternehmungen andrer Gesellschaftsformen zusteht. Für die Gesellschaften mit beschränkter Haftung und für die offenen Handelsgesellschaften stellt auch die Mitteilung einer Bilanz sowie der Gewinn- und Verlustrechnung kaum die Lüftung eines großen Geheimnisses dar. Wenn man bedenkt, daß sich Aufsichtsratsmitglieder und geübte Bilanzkritiker kaum durch die Irrgärten mancher Aktienbilanzen hindurchfinden können, so wird bei andern Betrieben für die Arbeitnehmervertreter, die, mit Ausnahme der Betriebsräte im Bankgewerbe, meist bilanzunkundig sind, der Abschluß ein Buch mit sieben Siegeln bleiben. Im übrigen werden die Betriebsräte wohl nur in den seltensten Fällen von jenem Rechte Gebrauch machen.

Auch der § 99 Absatz 4, der den Arbeitgeber angeblich so schwer bedroht, ist weniger gefährlich, als er klingt. Es heißt dort: „Wer unter Verletzung der ihm nach den §§ 71, 72 obliegenden Pflichten zum Zwecke der Täuschung und in der Absicht, den Arbeitnehmern Schaden zuzufügen, in den Darstellungen, Berichten und Übersichten über den Vermögensstand des Unternehmens bestimmte falsche Tatsachen angibt oder bestimmte richtige Tatsachen unterdrückt, wird mit Gefängnis bis zu einem Jahre und mit Geldstrafe bis zu 10 000 Mark oder mit einer dieser Strafen belegt."

Ein boshafter Bankier hat einmal den bekannten Ausspruch Talleyrands variiert: „Die Bilanz ist dazu da, den Abschluß zu verheimlichen." Aber wer wird dabei an Fälschung denken? Das Betriebsrätegesetz in seiner gegenwärtigen Form ist seit elf Jahren in Kraft, eine Bestrafung aus § 99 ist bisher noch nicht erfolgt.

Die Teilnahme der Betriebsratsdelegierten an Aufsichtsratssitzungen verursacht den Verwaltungen eine Mehrausgabe von zwei Zigarren jährlich. Hinter welche Geheimnisse können die Betriebsräte in

der Aufsichtsratssitzung nun wirklich kommen? Viele große Aktiengesellschaften haben die Gepflogenheit, ein oder mehrere Tage vor der Aufsichtsratssitzung die Pressevertreter zu empfangen und ihnen Mitteilungen über die Beschlüsse zu machen, die in der Aufsichtsratssitzung gefaßt werden sollen. Die Diskretion, die man den Pressevertretern zutraut, werden die Vertreter der Arbeiter und Angestellten vermutlich auch wahren. Denn die wirklichen Geheimnisse werden meist gar nicht vor dem Plenum des Aufsichtsrates, sondern in vorangegangenen Besprechungen der führenden Mitglieder erörtert. Warum wollen die Herren aber bei den Aufsichtsratssitzungen durchaus unter sich sein? Manchmal dient es der Gesellschaft sogar zur Beruhigung, wenn außer Konsuln, Generaldirektoren und „Dr. h. c.'s" auch „Herr Dreher Schulze" und „Herr Former Müller" im Geschäftsbericht genannt werden.

Wenn Dienstbach sich nicht als kommunistischer Betriebsrat und Agitator von vornherein verdächtig gemacht hätte, wäre die Spionagetätigkeit für ihn leichter und gefahrloser gewesen. Seine Tätigkeit wäre viel später oder gar nicht entdeckt worden. In keinen der frühern Fälle von Werkspionage waren Betriebsräte verwickelt. Der Betriebsrat kann Einblick in die Lohnbücher nehmen, er kann auch allenfalls einen allgemeinen Überblick über die Geschäftslage gewinnen; Patentgeheimnisse wird er wahrscheinlich schwerer erfahren als ein im Betrieb dauernd mitarbeitender, gewöhnlicher Werkangehöriger. Ein wirklich geschickter Spion ist Dienstbach nicht gewesen, sonst hätte er unter der Maske des gewissenhaften und fleißigen Arbeiters viel ungestörter Betriebsgeheimnissen nachspüren können.

Gegen Spionage durch den Betriebsrat sind die Unternehmungen besonders geschützt. Nach § 100 des Betriebsrätegesetzes wird mit Gefängnis bis zu einem Jahre und mit Geldstrafe belegt, wer Werkgeheimnisse verrät. Die Höhe der Strafe richtet sich nach der Absicht des Täters. Da die Bestimmungen des Betriebsrätegesetzes auch nicht den leisesten Beweis für die Gefahr der Werkspionage durch Betriebsräte liefern, kann es sich bei den gegenwärtigen Bestrebungen nur um einen Angriff auf das Recht der Betriebsvertretung, einen der wichtigsten Pfeiler unsrer sozialen Gesetzgebung handeln.

## Der Düsseldorfer Polizeiskandal von Hans Hyan

Der Prozeß Peter Kürten, der sich vor dem Schwurgericht in Düsseldorf abspielte, ist zu Ende, ohne daß es zu dem von Vielen erwarteten Widerruf der Geständnisse Kürtens gekommen wäre. Es wurden in zirka acht Tagen ein Dutzend Morde und Mordversuche verhandelt, von denen der einzelne in frühern Zeiten vier Wochen in Anspruch genommen hätte. Dieses Blitztempo mußte jede gründliche Durcharbeitung der Prozeßmaterie, die allein eine einwandfreie Konstatierung der Verbrechen und des Täters ermöglicht hätte, verhindern. Das ist vielleicht die Absicht der düsseldorfer Behörden. Man hatte zu sehr das Gefühl, daß die Polizei, die ihre Schuldigkeit in dieser Affäre nicht getan hat, diesen ganz blutigen Verbrecherfilm bis zur Unsichtbarkeit am Publikum vorüberreißen möchte.

Der Leiter der Justizpressestelle, Landgerichtsrat van Koolwyn, hat vor Anfang der Verhandlung den Zeitungsleuten in einer sehr geschickten Ansprache klargemacht, daß man von diesem Prozeß am besten gar nicht reden würde, in jedem Falle aber die in der Tat gräßlichen Ereignisse nur mit der

journalistischen Fingerspitze anrühren dürfe. Und das hat die gesamte Presse törichter Weise geglaubt.

Ich sage dagegen: Der Fall Kürten hätte selbstverständlich mit der größten Zurückhaltung in sexuellen Dingen, sonst aber auf breitester Grundlage erörtert werden müssen. Ich weiß, daß ich zu Herrn van Koolwyn mit meiner Ansicht in starkem Gegensatz stehe, wir beide sind auch sonst in Vielem nicht einer Meinung.

Ich habe vor einigen Monaten im ‚8-Uhr-Abendblatt' eine Serie von Artikeln unter dem Titel „Verbrecher von heute" veröffentlicht und mich in einer dieser Arbeiten auch mit Kürten beschäftigt.

Der Leiter der Justizpressestelle in Düsseldorf hat es für richtig befunden, an die Redaktion des Blattes einen Brief zu richten, in dem er mich der Unzuverlässigkeit in journalistischen Dingen beschuldigt und meine Angaben, die ich aufrecht erhalte, als „falsche Meldungen" oder als „Geschwätz" bezeichnet. In meinen Berufskreisen ist es Sitte, sich mit Richtigstellungen an den Veröffentlicher einer Nachricht selbst zu wenden. Wir Schriftsteller und Journalisten halten es für unanständig, jemand hinter seinem Rücken bei seinem Verlag oder Auftraggeber zu denunzieren.

Hier will ich nur auf den Fall Staußberg eingehen, weil er gewissermaßen der Anfang des düsseldorfer Polizeiskandals ist. Ich schrieb damals, daß der Imbezille Johann Staußberg wegen dreier Morde und zweier Raubanfälle judiziert und als erwiesener, aber unzurechnungsfähiger Täter nach § 51 in das feste Haus der Anstalt Bedburg-Hau gesteckt worden ist. Dies unter der als rechtsgültig erkannten Voraussetzung seiner Schuld. Ich habe selbst, mit ministerieller Genehmigung, Staußberg in Bedburg-Hau aufgesucht und längere Zeit mit ihm gesprochen. Schon damals habe ich geschrieben, daß ich diesen halbidiotischen Menschen durchaus nicht für einen Mörder halten kann. Er war aber als überführter Sexualmörder im Irrenzuchthaus interniert. Als Kürten dann verhaftet wurde, hat man sich bemüßigt gesehen, Staußberg aus dem Irrenzuchthaus zu entlassen. Man hält ihn aber in der offenen Anstalt weiter fest, wozu nach meiner Ansicht weder Recht noch Grund vorhanden ist, da grade die beiden Überfälle, die ihm jetzt noch zugerechnet werden, ohne jedes feste Zeugenmaterial dastehen.

Die mehr als summarische Verhandlung gegen Kürten wird nach meiner festen Überzeugung später noch in der unangenehmsten Form fühlbar werden. Ich behalte mir für einen andern Zeitpunkt den Nachweis vor, daß für einen Teil der von Kürten eingestandenen Verbrechen die Beweisunterlagen fehlen oder doch ganz ungenügend sind.

In allen solchen Mordaffären wird immer wieder mit der „Beunruhigung der Bevölkerung durch eine zu breite Behandlung des Mordprozesses" operiert. Es versteckt sich aber in Wahrheit dahinter jedesmal die Furcht, in der Prozeßverhandlung könne die Mitschuld der Polizei und auch der Gerichte an der verspäteten Ergreifung des Täters erörtert und bekannt werden... Gewiß kommen auch in andern Ländern Kriminal-

affären vor, durch die die ganze Welt aufgeregt wird, so die heute noch nicht entdeckte Mordserie des Londoners Jack the Ripper. Aber ich wüßte kein Land außer Deutschland, in welchem in den letzten zehn Jahren eine derartige Fülle und Häufung der schwersten Kapitalverbrechen und ein so förmlich epidemisches Auftreten von Massenmördern gefährlichsten Schlages zu verzeichnen wäre. Selbstverständlich sieht man solche Feststellungen behördlicherseits nicht gern.

Ich will hier länger zurückliegende Fälle gar nicht erörtern, wie den des Arbeiters Schumann, der wegen sieben erwiesener Morde 1920 hingerichtet wurde, oder den des Müllers Sternickel, der zwanzig Jahre lang mordend und brennend in Deutschland umherzog, bis man ihn endlich faßte. Aber im August 1921 wurde in Berlin ein Händler namens Karl Großmann auf die Denunziation eines Hausbewohners hin mitten in einer Mordtat gräßlichster Art ergriffen. Es stellte sich heraus, daß Großmann, 1914 aus dem Zuchthaus in Hof in Bayern entlassen und nach Preußen ausgewiesen, seitdem hier sein Unwesen trieb. Ihm wurden nur sieben Morde nachgewiesen. Ich habe aber bei frühern Gelegenheiten einwandfrei gezeigt, daß Großmann schon seit 1914 die schwersten Verbrechen in Berlin begangen hat. Er wurde in zahllosen Fällen der Polizei denunziert. Da die Anzeigen zumeist von Strichmädchen herrührten, ging man ihnen nicht nach.

Im Mai 1925 wurden in Hannover im Leinefluß Menschenschädel und Menschenknochen in Mengen gefunden. Es erwies sich, daß der Homosexuelle Haarmann in dieser vergnüglichen Stadt wie ein Oger gehaust und nachweislich siebenundzwanzig jungen Leuten die Kehle durchgebissen hatte. Dieser Haarmann war ebenso erweisbar jahrelang als Vigilant der Kriminalpolizei tätig und stand mit den Beamten in fortwährender Verbindung.

Auch Dencke ist nicht etwa durch die Polizei entdeckt worden. Nein, diese hat im Gegenteil den Handwerksburschen Oliver, der zur Ergreifung des Massenmörders beitrug, in Haft genommen und es dadurch dem Dencke ermöglicht, sich aufzuhängen. Das blutige Vierblatt vervollständigt nun Peter Kürten, dessen Fall allerdings für den Kriminalpsychologen bisher noch gar nicht geklärt, die größten Rätsel aufgibt. Nach Kürtens Angaben besteht seine Mordmanie seit dem Kindesalter. Er mordete nach seiner Angabe wahllos Kinder, Frauen und Männer. Er leidet außerdem an einem seelischen Exhibitionismus, der sich nicht genug tun kann in Mord- und Brandlegungsgeständnissen. Da entstehen Fragen, die durch eine, in die Tiefe gehende Prozeßführung hätten beantwortet werden können und müssen; die aber durch die Art, wie tatsächlich verhandelt worden ist, ungeklärt geblieben sind; zum Schaden des Rechts und der Allgemeinheit. Die durch ein Menschenalter hindurch gehenden Taten eines Massenmörders darf man nicht bagatellisieren. Mit der Verurteilung des Täters zum Tode und seiner Enthauptung ist der Wahrheit ebensowenig gedient, wie damit, daß man ihn ins Irrenhaus steckt.

Von keinem Menschen ist Allwissenheit zu verlangen, auch nicht von Polizeibeamten. Es muß aber verlangt werden,

daß die Polizei, ganz besonders in einer solchen Dauer-Mordaffäre jede Spur prüft und nicht — eine neu auftretende, unendlich wichtige Zeugin für ihre Aussage ins Gefängnis steckt, wie es in der Tat der Zeugin Herstraß geschehen ist. Diese meldete sich mit der Anzeige, sie sei von einem Mann an die Düssel gelockt, dort beraubt, geschlagen und in den Fluß geworfen worden. Man wies sie nicht nur als hysterische Mystifikantin ab, sondern steckte sie obendrein sechs Wochen ins Gefängnis wegen groben Unfugs. Ich hatte im Laufe der polizeilichen Nachforschungen nach dem Mörder angeregt, es sollten ein paar tüchtige Beamte des Kuppeleidezernats mit der besondern Aufgabe befaßt werden, die Kuppelquartiere und besonders ihre perversen Figurantinnen nach Sadisten und deren Treiben auszuforschen. Das soll auch geschehen sein. Offenbar so, daß man die Befragten ins Kittchen brachte à la Herstraß. Hat man sie für das ihr zugefügte, nichtswürdige Unrecht entschädigt und womit?

Es wäre nun ein noch größeres Unrecht, wollte man den einzelnen Beamten für die Riesenfehler, die in diesem Polizeiverfahren gemacht worden sind, verantwortlich machen. Ganz ohne Entschuldigung bleibt aber der düsseldorfer Polizeipräsident, der sich trotz immer wiederholter, durch mich veranlaßter Aufforderung geweigert hat, die Personalbeschreibung, welche die von Kürten beinahe zu Tode gestochene Gertrud Schulte gegeben hat, in Düsseldorf und Umgegend eine Zeitlang zu plakatieren. Solche einzig wirksame Veröffentlichung, die durch die Bekanntgabe in den Zeitungen in keiner Weise zu ersetzen ist, hätte den mitten im Mordgebiet wohnenden Kürten, der sich täglich vielen Leuten zeigte, unzweifelhaft zur Strecke gebracht; mindestens wären die Überfälle auf die Frauen Vanders und Meurer und die Ermordung der kleinen Albermann dann unterblieben.

Aber die eigentliche Ursache, weshalb in Deutschland Monomanen in solcher Menge Jahre hindurch wüten können, ist in einer höhern Sphäre zu suchen. Der widerliche Partikularismus, der unser Volk politisch und wirtschaftlich zerreißt, feiert auch hier seine Orgien. Jedes Land innerhalb des Deutschen Reiches hat seine besondern Polizei- und Kriminalbehörden. Zum Beispiel: eine Einigung zwischen Bayern und Preußen erscheint selbst in dieser notwendigsten Beziehung als eine lächerliche Chimäre. Aber auch innerhalb Preußens ist eine gemeinsame Polizeiarbeit und unierte Verbrechensbekämpfung ganz ausgeschlossen. Da gibt es zwar eine Landes-Kriminalpolizei, es werden auch hin und wieder berliner Kriminalbeamte in die meist sehr polizeischwache Provinz entsandt, aber es fehlt jede Zentralisierung. Der Polizeipräsident in Düsseldorf, oder wo sonst einer in Preußen amtiert, ist in solcher Hinsicht vollständig unabhängig. Und wird ein berliner Kommissar zu ihm geschickt, so untersteht er der Gewalt dieser Provinzbehörde. Das läßt dem berliner Beamten von vornherein keinen Spielraum, sein Können zu zeigen. Aber selbst wenn man ihm dort alle Vollmachten geben würde, so würde auch das nur Stückwerk bleiben.

Ich habe schon vor geraumer Zeit über diesen Übelstand mit dem preußischen Innenminister gesprochen, und ich hatte den Eindruck, als gebe mir Herr Severing nicht so Unrecht, wenn ich immer wieder mit dem größten Nachdruck darauf hingewiesen habe, daß nur eine berliner Zentralstelle der großen Aufgabe, die hier gestellt wird, gewachsen ist. Es gibt nicht viele hervorragende Kriminalisten, aber man findet bestimmt die vier Leute, die zu diesem Gremium gehören würden. Schon heute ist in Preußen jede Straftat bei der berliner Zentralstelle seitens des Provinzbeamten anzeigepflichtig. Aus dieser Nachrichtenzentrale würden die Kapitalsachen an das gedachte Gremium weitergeleitet und von dort aus bearbeitet werden müssen. Diese vier Regierungskommissare dürften nur dem Minister unterstellt sein und müßten, wenn sie in der Provinz eine Sache bearbeiten, vollkommen autonom sein. Es ist nämlich nicht zu leugnen, daß nur Berlin über die universellen Polizeihilfsmittel verfügt, die zu einer solchen Aktion gehören.

---

# In Algier von Béla Balázs

Wenn im Hafen eine eben angekommene Reisegesellschaft neben ihren Schrankkoffern, Hutschachteln und Necessaires stehend, noch auf die Erledigung einer Zollformalität oder auf Autos wartet, dann kommen die Araber und sehen sich die Sache an. Hafenvolk sammelt sich. Bald sind es fünfzig, bald gar hundert. Ganz still und unversehens rücken sie immer näher, in dichtem Kreis. Zerlumpt, schmutzig, krank, hungrig ... Eingeborene.

Die Besitzer der schönen Koffer werden nervös. Aber man kann diese Araber doch nicht gut auseinanderjagen lassen. Sie tun ja nichts. Sie wehen heran wie der Flugsand der Wüste. Sie schauen sich die Weißen und ihre Koffer an. Ruhig und sehr interessiert. Sie kommen bis auf zwei Schritte nah und starren einem grade ins Gesicht. Sie nehmen bestimmt nichts weg, diese Eingeborenen. Jetzt noch nicht. Sie stehen bloß wie vor einem Schaufenster und betrachten sich die Dinge, die zu haben sein werden. Einmal.

Da ist etwas nicht ganz geheuer. Dabei ist alles so ruhig. Blendend weiß und elf Etagen hoch ragen stolz am Quai Banken und Banken und abermals Banken und Gouvernementsgebäude und Kasernen. Wie gewaltige Forts, wie Forts der Gewalt. Wir stehen hier an einer Zapfstelle Afrikas.

Woher diese nervöse Spannung in der Luft? Es sind lächerliche Kleinigkeiten. Daß sich zum Beispiel diese Araber hier nicht photographieren lassen wollen. Nicht einmal für Geld. Mißtrauisch ziehen sie sich zurück und spucken aus. „Wir sind keine Affen", hört man sie knurren. Sie weigern sich nicht etwa wegen eines religiösen Verbots. Ihre Rassenwürde bäumt sich auf. Sie lassen sich nicht von den Ladies knipsen wie Giraffen im Zoo.

Tiefer drin im Land, auf den Dörfern ist es anders. Da sind die Eingeborenen noch naiv und zutraulich wie Kinder. Aber hier in der Hafenstadt sind wir an der Zapfstelle, und die ist ein wenig entzündet. Regisseur Kuharski nimmt sich zu den Aufnahmen immer einige Polizisten mit. Eigentlich ist noch nie etwas passiert. Aber ... Einmal, da steht schon die Kamera bereit. Ein kleiner, netter arabischer Bettlerjunge soll von einem brutalen Europäer beiseite gestoßen werden. Eine kurze Filmszene. Die Probe ist gelungen, die Aufnahme soll beginnen. Da tritt der Polizist zum Regisseur und bittet ihn aufzuhören. Am besten wäre es, wenn man hier überhaupt fortginge.

Warum denn? Die Zuschauer scheinen unruhig zu werden, weil man den Jungen so gestoßen hat.

„Aber man tut ihm doch nichts. Es ist bloß Spiel und soll ja Sympathie für die Eingeborenen wecken!"

Der Polizist meint, es wäre doch besser, diese Szene anderswo zu drehen, denn grade in dieser Gegend wäre das Volk zu „ungebildet". Er wendet sich unruhig um: „Da sehen Sie!"

Zwei braune Arbeiter stehen bei unserm netten braunen Jungen und fragen:

„Wieviel will man dir bezahlen?"

„Fünfzehn Francs."

„Hier hast du zwanzig und geh weg."

Der Eine gibt ihm zehn, der Andre zehn. Das tun zwei abgerissene, arme Arbeiter. Der Kleine blickt traurig nach der Kamera. Ihm hat es Spaß gemacht. Er hätte gerne gespielt. Dann blickt er in die dunklen Gesichter ringsherum, steckt das Geld ein und geht.

Die Märchenerzähler am Markt scheinen auch „ungebildet" zu sein. Da stehen sie mitten im Kreis und singen ihre langen Geschichten in einem Ton zur Trommel und zur Flöte, in herrlich akzentuiertem Rhythmus, der ganz wie der griechische Hexameter und gar nicht ungebildet klingt. Es ist die komplizierte, feine und genaue Rhythmik einer uralten Verskultur. Die Araber, in ihren weißen Burnussen und Turbanen blicken sehr ernst und sehr würdig drein. Sie hocken im Kreis mitten auf dem Straßenpflaster und weder das Gedränge der lärmenden Passanten stört sie in ihrer Versunkenheit, noch die Lastautomobile der Markthalle und die Straßenbahnen, noch die Jazzmusik aus dem Radiogeschäft gegenüber. Es ist ein magischer Kreis ohne Zugang.

Jetzt ist die Geschichte aus und der Märchenerzähler, ein alter Mann mit dem harten, trockenem Gesicht einer verbissenen Mumie, sammelt Geld ein. Fünfsous- und Zehnsousstücke werden ihm in die Trommel geworfen. Er verdient nicht viel bei diesem armen Publikum. Ich will ihm einen Franc geben. Er hat noch im ganzen nicht so viel beisammen. Der Alte steht vor meiner ausgestreckten Hand einen kurzen Augenblick und zieht dann seine Trommel zurück. Er geht weiter, ohne mich anzublicken, ohne die Miene zu verziehen.

Das sind Kleinigkeiten. Ich drehe mich um, denn eine Abteilung Spahis reitet um die Ecke. Schöne, schwarze Burschen aus dem Süden. Vor zehn Minuten erst marschierte ein Bataillon Negerinfanterie vorbei. Es ist viel Militär in der Stadt. Und man sieht auffallend wenig Polizei. Offenbar nimmt man hier nur den Ernstfall ernst. Mit Kleinigkeiten gibt man sich nicht ab.

Man ist überhaupt sehr liberal. Ausgesprochen freiheitlich. In diesem Sinne läßt man auch die Araber ganz in Ruh. Wenn in ihrem Viertel, in der Kasba, Einer dem Andern den Hals durchschneidet, so meint die Polizei „und wenn schon". Sie mögen es unter sich ausmachen. Sie sind frei.

Sonst ist Algier eine saubere Stadt. Aber in den engen, krummen Gassen der Kasba watet man bis zum Knöchel in faulenden Abfällen und halbnackte Kinder spielen mit Cholera. Sie sind frei. Man kümmert sich auch um ihre Straßen nicht. Man erzählte mir, daß vor einigen Jahren in dieser Kasba ein bißchen die Pest gewesen ist. Da hatte man die Kasba von den Vierteln der Weißen streng abgeriegelt. Das war alles. Im übrigen mischte man sich nicht in die innern Angelegenheiten der Araber. Frei ist frei.

Diese Freiheit kommt nämlich davon, daß Algier keine Kolonie, sondern nach dem Gesetz, ein Teil von Frankreich selber ist. Die vollen staatsbürgerlichen Rechte besitzen in dieser französischen Provinz allerdings von den arabisch sprechenden Eingeborenen nur die

wenigen Juden, die Millionen Araber nicht. Ergebnis ist ein Judenhaß, der selbst in Bayern ohne Beispiel sein dürfte.

Wenig Polizei sieht man, sagte ich, und sie scheint auch nicht sehr notwendig zu sein. Um die Markthalle herum stehen über Nacht Berge von Apfelsinen, Datteln und verschiedenem Gemüse auf dem Pflaster, ganz ungeschützt. Die Markthalle schläft wie ein aufgedunsenes Tier, das gar nicht alles verschlingen kann, was es geraubt hat. Im Dunkeln rollen einem Kohlköpfe und Apfelsinen vor die Füße. Man hat noch keine Angst, daß die Araber etwas zurückrauben. Und die Europäer haben es hier nicht notwendig.

Die Stadt fiebert vor Konjunktur. Sie platzt bereits. In den Straßen, durch die ein Stück Afrika entströmt, staut sich der Verkehr zu unentwirrbarem, brüllendem Tumult. Eingeengt zwischen Meer und Berg bäumen sich Wolkenkratzer vierzehn Etagen hoch. Zwischen dem gesprengten Geröll des noch nicht abgetragenen Berges stehen Hotels an Hotels, die noch nicht ganz fertig, aber schon voll mit fremden Kaufleuten sind. Die ganze Einrichtung wurde diesen Hotels vom Staat kreditiert, damit es schneller geht. Es hilft nichts. Der Stadt stockt bereits der Atem. Der alte Teil wird in diesem Jahr abgerissen und neu gebaut. Nur die Kasba der Araber läßt man unberührt. Die sollen schauen wie sie selber weiterkommen. Sie sind frei.

In jedem dritten, vierten Geschäft begrüßt einen der auffallend junge Inhaber mit jener interessierten Intimität, die in einem Land die Fremden zu andern Fremden haben. „Sie sind auch kein Franzose?" Viele Deutsche sind da, viele Italiener, Polen, Tschechen, Ungarn. Vor vier oder fünf Jahren sind sie gekommen, mit leeren Händen, Flüchtlinge, Fremdenlegionäre der Wirtschaft und wie entschlossene Goldgräber haben sie sich da eingehackt. „Es geht uns gut," sagen sie stolz. „Man kann hier verdienen." Sie haben etwas Fieberndes, Wildes im Blick. Unser Nachbar, ein Deutscher, ist vor vier Jahren mit seinem letzten Geld hergekommen. Ein Radiomechaniker, der zu Hause überhaupt nicht mehr weiterkonnte. Jetzt hat er drei Geschäfte in der Stadt. Auch die Araber kaufen Radioapparate. Sie sind hier um 15 Prozent billiger als in Deutschland. Trotz Porto und Zoll. Dumping nennt man das. Wie werden die Fabrikanten bei uns und die Kaufleute hier trotzdem reich? Wer bezahlt es? Die Eingeborenen. Die Eingeborenen in Deutschland und Afrika.

Das Fieber dieser Stadt fühlt man am Abendkorso wie an einer Pulsader. Schwirrende Erregung. Die Menschen glühen einander an. Wie in der Zwischenpause eines aufregenden Dramas. Oder eines sensationellen Wettkampfes. Die haben alle ihren Einsatz beim Totalisator.

Vor den Variétés, Kinos und Theatern sammeln sich zuweilen größere Gruppen von Smokingherren, die während der Pausen in den lauen Abend herauskommen, um eine Zigarette zu rauchen. Auch fürs Kino zieht man hier den Smoking an. Überhaupt scheint man auf Formalitäten viel mehr zu achten als in Europa. Man ist eben nicht ganz unter sich. Haltung vor den Eingeborenen ist geboten, solange sie sich noch halten läßt.

Diese Haltung wird den Europäern auch in der Kirche als eine Maßnahme des Kampfes eingeschärft. „Ihr alle seid hier Vorposten der weißen Rasse," rief der alte Kapuziner in der Predigt bei der Mitternachtsmesse, „jeder Einzelne von Euch steht hier als ein Prophet des Christentums mit ganzer Verantwortung..."

Er sagte nicht: „für das Geschäft." Er war ein guter Redner. Er sagte: „Wir haben sie besiegt, um ihre Armut zu besiegen..."

Und im flackernden Kerzenschein standen die dreißig jungen Spahioffiziere in ihren langen roten Burnussen, wie Templarritter in ihren Talaren da, und hielten die Degen fest, damit sie nicht klirren.

# Die Essayisten von Ignaz Wrobel

St Clou den 25 Juni 1721

... Ich habe mitt den zeittungen einen grossen brieff bekommen von dem postmeister von Bern, er heist Fischer von Reichenbach; aber sein stiehl ist mir gantz frembt, ich finde wörtter drinen, so ich nicht verstehe, alsz zum exempel: „Wir uns erfrachen dörffen thutt die von I.K.M.general-post-verpachtern erst neüer dingen eingeführte francatur aller auswärtigen brieffschaften unss zu verahnlassen." Dass ist ein doll geschreib in meinem sin, ich kans weder verstehen, noch begreiffen; das kan mich recht ungedultig machen. Ist es möglich, liebe Louise, dass unssere gutte, ehrliche Teüutschen so alber geworden, ihre sprache gantz zu verderben, dass man sie nicht mehr verstehen kan?

*Liselotte von der Pfalz*

„Ich habe nun bis ins einzelne verfolgt und nachgewiesen, daß letztere Periodizität der Weltanschauungsformen und erstere Periodizität der Stilformen stets Hand in Hand gehen als religiös-philosophische bzw. ethisch-ästhetische Ausdrucksformen und Widerspiegelungen der organischen Entwicklung jedes Kulturzeitalters von seiner ‚Renaissance' bis zu seiner ‚Agonie', und daß auch wieder die verschiedenen Kulturzeitalter sich als Volksaltersstufen entsprechend organisch auseinander entwickeln, in großen Zügen als patriarchalische Kindheit, feudale Jugend, konstitutionelle Reife, soziales Alter und kosmopolitisches Greisentum der Völker."

Und davon kann man leben —?

Offenbar sehr gut, denn dies ist die Lieblingsbeschäftigung vieler Leute: Essays zu schreiben. Die meisten davon sehn so aus wie diese Probe.

Es hat sich bei jenen Schriftstellern, die nie aliquid, sondern immer de aliqua re schreiben, ein Stil herausgebildet, den zu untersuchen lohnt. So wie es, nach Goethe, Gedichte gibt, in denen die Sprache allein dichtet, so gibt es Essays, die ohne Dazutun des Autors aus der Schreibmaschine trudeln; jenes alte gute Wort darf auch hier angewandt werden: der Essaystil ist der Mißbrauch einer zu diesem Zweck erfundenen Terminologie. Es ist eine ganze Industrie, die sich da aufgetan hat, und sie hat viele Fabrikanten.

Die Redlichkeit des alten Schopenhauer scheint bei den Deutschen vergeblich gewesen zu sein. Jeder Satz in den beiden Kapiteln „Über Schriftstellerei und Stil" und „Über Sprache und Worte" gilt noch heute und sollte, Wort für Wort, den Essayisten hinter die Ohren geschrieben werden, es wäre das einzig Lesbare an ihnen. „Den deutschen Schriftstellern würde durchgängig die Einsicht zustatten kommen, daß man zwar, wo möglich, denken soll wie ein großer Geist, hingegen die selbe Sprache reden wie jeder Andere. Man brauche gewöhnliche Worte und sage ungewöhnliche Dinge: aber sie machen es umgekehrt." Und: „Wenige schreiben wie ein Architekt baut, der zuvor seinen Plan entworfen und bis ins Einzelne durchdacht hat; — vielmehr die Meisten nur so, wie man Domino spielt." Sie schreiben so, und sie sprechen auch so. Jeder kennt ja diese fürchterlichen Diskussionen, die sich nach einem Vortrag zu erheben pflegen; da packen Wirrköpfe

die Schätze ihrer Dreiviertelbildung aus, daß es einen graust, und man mag es nicht hören. Dieser Stil hat sich so eingefressen, daß es kaum einen Essayisten, kaum einen Kaufmann, kaum einen höhern Beamten gibt, der in seinen Elaboraten diesen schauderhaften Stil vermeidet. Das Maul schäumt ihnen vor dem Geschwätz, und im Grunde besagt es gar nichts. Wer so schreibt, denkt auch so und arbeitet noch schlechter. Es ist eine Maskerade der Seele.

Der Großpapa dieses literarischen Kostümfestes heißt Nietzsche, einer der Väter Spengler, und die österreichischen Kinder sind die begabtesten in der Kunst, sich zu verkleiden. Es gibt Anzeichen, an denen man alle zusammen erkennen kann, untrüglich.

Bei Nietzsche finden sich hunderte von Proben dieses Essaystils, es sind seine schwächsten Stellen. Sie blenden auf den ersten Blick; auf den zweiten erkennt man, welch spiegelnder Apparat die Blendung hervorgebracht hat — die Flamme ist gar nicht so stark, sie wird nur wundervoll reflektiert. Das sind jene bezaubernden Formeln, die sie ihm seitdem alle nachgemacht haben, allerdings mit dem Unterschied, daß die Nachahmer einzig die Formeln geben, während sie bei Nietzsche meist das Ende langer Gedankenreihen bilden — manchmal freilich sind auch sie nur Selbstzweck, ein kleines Feuerwerk im Park. „Sportsmen der Heiligkeit" — das ist sehr gut gesagt, aber es ist zu spitz gesagt. Auch findet sich in diesem Wort eine Technik angewandt, die sie uns in Wien, also in Berlin bis zum Überdruß vorsetzen: die Vermanschung der Termini. Sie hören in der Lichtsphäre; sie sehen Gerüche; sie spielen sich als gute Fechter auf, aber nur im Kolleg, wo sie sicher sind, daß nicht gefochten wird; sie sind Priester in der Bar, und es ist alles unecht. Nietzsche hat ihnen die Pose geliehen; wieweit man einen Künstler für seine Anhänger und auch noch für die falschen verantwortlich machen kann, steht dahin — Nietzsche hat auf sie jedenfalls mehr im bösen als im guten gewirkt. Von ihm jenes „man", wo „ich" oder das altmodische „wir" gemeint ist; beides hatte einen Sinn, dieses „man" ist eine dumme Mode. „Man geht durch das hohe Portal in die Villa der Greta Garbo..." Quatsch doch nicht. Man? Du gehst. Von Nietzsche jene Wichtigtuerei mit dem Wissen, die bei ihm ein organischer Bestandteil seines Humanismus gewesen ist; die Nachahmer aber sind nur bildungsläufig und lassen ununterbrochen, wie die Rösser ihre Äpfel, die Zeugnisse ihrer frisch erlesenen oder aufgeschnappten Bildung fallen; ich empfehle ihnen Plotin, und sehr hübsch ist auch Polybos, statt Hippokrates, man kann das nicht so genau kontrollieren. Von Nietzsche jene Pose der Einsamkeit, die bei den Nachahmern nicht weniger kokett ist als der Ausdruck jener Einsamkeit beim Meister; „man" lese das heute nach und man wird erstaunt sein, wie blank poliert die Schmerzen aus Sils-Maria sind. Von Nietzsche jene lateinische Verwendung des Superlativs, wo statt der größte: sehr groß gemeint ist. So entstehen diese fatalen Urteile: „das beste Buch des achtzehnten Jahrhunderts", und um das zu mildern, wird der falsche Superlativ mit einem „viel-

leicht" abgeschwächt. Das lesen wir heute in allen Kritiken. Sie haben an Nietzsche nicht gelernt, gut deutsch zu schreiben. Er war ein wunderbarer Bergsteiger; nur hatte er einen leicht lächerlichen, bunt angestrichenen Bergstock. Sie bleiben in der Ebene. Aber den Bergstock haben sie übernommen.

Aus der Hegelecke naht sich ein Kegelkönig: Spengler. Von diesem Typus sagt Theodor Haecker: „Das Geheimnis des Erfolges besteht genau wie bei Hegel darin, daß jeder, der keck genug ist, auch mittun kann." Und das tun sie ja denn auch. Sie stoßen einen Kulturjodler aus, die Jagd geht auf.

Der Italiener sieht sich gern malerisch: er stellt sich vorteilhaft in den Ort. Der deutsche Essayist sieht sich gern historisch: er stellt sich vorteilhaft in die Zeit. So etwas von Geschichtsbetrachtung war überhaupt noch nicht da. Nur darf man das Zeug nicht nach zwei Jahren ansehn, dann stimmt nichts mehr. Sie schreiben gewissermaßen immer eine Mittagszeitung des Jahres, mit mächtigen Schlagzeilen, und zu Sylvester ist alles aus. Die habens gut. Sie sehen die Perioden; sie ordnen sie bereits für die nächsten Jahrtausende ein; sie haben nicht einen Schimmer von Humor, überschätzen also sich und ihre Zeit und spielen Geschichte. „Wenn einst die Geschichte dieser Bewegung geschrieben wird..." Keine Sorge, sie wird nicht. Sie eskomptieren die Zukunft. Und die Vergangenheit wiederum ist ihnen nur das Spielfeld ihrer kleinen Eitelkeiten, wo sie den großen Männern Modeetiketten aufpappen: Grüß di Gott, Caesar! Wos is mit die Gallier? Auf der Kehrseite dieser falschen Vertraulichkeit steht dann das Podest, auf das die alten Herren hinaufgeschraubt werden, und wenn sich einer mit Wallenstein befaßt, dann glaubt er, der Geist des in den Geschichtsbüchern so Fettgedruckten sei ihm ins eigne Gehirn geronnen. Welcher Geschichtsschwindel!

Nur wenige Menschen vermögen eine Theaterkulisse aus der Nähe zu beurteilen; dazu gehören sehr viel Erfahrung, Augenmaß und Verständnis für Perspektive. Nur wenige Menschen vermögen das, was sie erleben, geschichtlich richtig zu sehn, und ganz und gar kanns keiner. Diese Essayisten tun so, als könnten sies. Man hat an alten Kirchen hier und da kleine Dukatenmännchen, die machen Dukaten. So machen sie Geschichte.

Kein Wunder, daß dann der Stil, den sie schreiben, so gräßlich aussieht; auf zwei linken Barockbeinen kommt er einhergewankt. „Das Wollen" gehört hierher. Die geschwollenen Adjektive, denen man kalte Umschläge machen sollte. Die dämliche Begriffsbestimmung, die für jeden Hampelmann eine eigne Welt aufbauen möchte. „Er kommt her von..." — „Für ihn ist..." — Der Mißbrauch der Vokabeln: „magisch", „dynamisch", „dialektisch". Diese faden Klischees, die fertig gestanzt aus den Maschinen fallen: „das Wissen um..." — „wir wissen heute"; der „Gestaltwandel" und dann: der „Raum".

Ohne „Raum" macht ihnen das ganze Leben keinen Spaß. Raum ist alles, und alles ist im Raum, und es ist ganz großartig. „Rein menschlich gesehn, lebt die Nation nicht mehr im Raum..." Man versuche, sich das zu übersetzen: es

bleibt nichts, weil alles aufgeblasen ist. Früher hätte etwa ein Mann, der eine Bücherei leitete, gesagt: „Männer lesen gewöhnlich andre Bücher als Frauen, und dann kommt es auch noch darauf an, welchem Stand sie angehören." Viel steht in diesem Satz nicht drin; ich spräche oder schriebe ihn gar nicht, weil er nichts besagt. Heute spricht, nein, der Direktor der städtischen Bücherhallen ergreift das Wort: „Dieser Gegensatz zwischen Mann und Frau ist verschieden nach dem soziologischen Ort, an dem man vergleicht." Dieser soziologische Ort heißt Wichtigstein a. d. Phrase, aber so blitzen tausend Brillen, so rinnt es aus tausend Exposés, tönt es aus tausend Reden, und das ist ihre Arbeit: Banalitäten aufzupusten wie die Kinderballons. Stich mit der Nadel der Vernunft hinein, und es bleibt ein runzliges Häufchen schlechter Grammatik.

Und es sind nicht nur jene österreichischen Essayisten, von denen jeder so tut, als habe er grade mit Buddha gefrühstückt, dürfe uns aber nicht mitteilen, was es zu essen gegeben hat, weil das schwer geheim sei —: die Norddeutschen können es auch ganz schön. Zu sagen haben sie alle nicht viel — aber so viel zu reden!

Aus einem einzigen Buch:

„Abermals ist also der gesamte Komplex der Politik Niederschlag des Kulturgewissens und der geistigen Strömungen unserer Zeit." — „Was Klaus Mann erlaubt ist, darf nicht Edschmid erlaubt sein, denn er hat sich nicht nur an den Vordergründen zu ergötzen, sondern um die Perspektiven zu wissen und an der Ordnung des Chaotischen beteiligt zu sein." Da bekommt also der vordergründige Edschmid eine Admonition im Chaotischen. Und man höre den falschen Ton: „Charakteristisch waren zunächst die jungen Männer, welche mit gelassener Hand den Fernsprecher ans Ohr legten und ihrem Bankbevollmächtigten Weisung für Ankauf oder Abstoß von Papieren gaben. Begabte, freundliche, quicke junge Burschen, man soll gegen sie nichts Schlechtes sagen." — „Junge Burschen ..." das hat der alte Herr Pose selber geschrieben, und diese fett aus dem Wagen winkende Hand ist ein Wahrzeichen vieler Schriftsteller solcher Art. Manchmal winken sie, wenn sie grade in London sitzen, zu Deutschland, manchmal zu den Jungen hinüber, manchmal spielen sie neue Zeit ... auf alle Fälle wedeln sie immer mit irgend etwas gegen irgendwen. Aber: „Wie Blüher die Geschichte des Wandervogels, wie er seine eigne schreibt, das alles ist unverfälscht deutsch: gefurchte Stirn, bedeutende Geste, Ernstnehmen des geringsten Umstandes bis zum Bekennen biographischer Intimitäten, stets bestrebt, sogar Belangloses auf letzte Gründe zu untersuchen und sein Ich ohne Rest zu objektivieren." Na also! Und dieser Satz schöner Selbsterkenntnis stammt aus demselben Buch, dem alle diese Proben entnommen sind: aus Frank Thiessens „Erziehung zur Freiheit". Ein Mann mit zu viel Verstand, um dumm zu sein, mit zu wenig, um nicht schrecklich eitel zu sein; mit zu viel, um jemals Wolken zu einem Gewitter verdichten zu können, er ist kein Dichter; mit zu wenig Verstand, um einen guten Essayisten abzugeben. Doch welche

Suada! welch gefurchte Stirn, bedeutende Geste ... siehe oben.

Ich habe eine Sammlung von dem Zeug angelegt; sie wächst mir unter den Händen zu breiten Ausmaßen. „Der vollkommene Sieg der Technik reißt unsere ganze Gesinnung ins Planetarische." — „Hier ist dämonisches Wissen um letzte Dinge der Seele mit einer harten, klaren, grausam scheidenden Darstellungskunst vereint — unendliches Mitleid mit der Kreatur kontrastiert großartig mit einer fast elementaren Unbarmherzigkeit der Gestaltung." Wo er recht, hat er recht, und das hat sich Stefan Zweig wahrscheinlich auf einen Gummistempel setzen lassen, denn es paßt überall hin, weil es nirgends hinpaßt. „Nach den beschreibenden Gedichten der Jugend bemerkt man im Gedicht ‚Karyatide' das Eindringen eines stärker dynamisierenden Wortvorgangs; das Motiv schwindet, zerrinnt fast in den zeitflutenden Verben; das zeithaltige funktionsreiche Ich läßt das Motiv vibrieren und aktiviert den Dingzustand im Prozeß; nun lebt das Motiv stärker, doch nur in der Zentrierung in das Ich; die Bedingtheit der Welt durch das lyrische Ich wird gewiesen." Dies wieder stammt von Carl Einstein, der bestimmt damit hat versuchen wollen, was man alles einer Redaktion zumuten kann. Und wie die obern Zehntausend, so erst recht die untern Hunderttausend.

Man setze den mittlern Studienrat, Syndikus, Bürgermeister, Priester, Arzt oder Buchhändler auf das Wägelchen dieser Essay-Sprache, ein kleiner Stoß — und das Gefährt surrt ab, und sie steuern es alle, alle. „Der heutige Mensch, so er wirken will, muß innerlich verhaftet sein, sei es in seinem Ethos, in seiner Weltanschauung oder in seinem Glauben, aber er darf sich nicht isolieren durch Verharren in seinem Gedankengebäude, sondern muß kraft seines Geistes seine Grundhaltung stets neu verlebendigen und prüfen." Wenn ich nicht irre, nennt man das jugendbewegt.

Verwickelte Dinge kann man nicht simpel ausdrücken; aber man kann sie einfach ausdrücken. Dazu muß man sie freilich zu Ende gedacht haben, und man muß schreiben, ohne dabei in den Spiegel zu sehn. Gewiß ließen sich Sätze aus einem philosophischen Werk herauslösen, die für den Ungebildeten kaum einen Sinn geben werden, doch ist das kein Einwand gegen diese Sätze. Wenn aber ein ganzes Volk mittelmäßiger Schreiber, von denen sich jeder durch einen geschwollenen Titel eine Bedeutung gibt, die seinem Sums niemals zukommt, etwas Ähnliches produziert wie ein Denkmal Platos aus Hefe, bei dreißig Grad Wärme im Schatten, dann darf denn doch wohl dieser lächerliche Essay-Stil eine Modedummheit genannt werden. Unsre besten Leute sind diesem Teufel verfallen, und der große Rest kann überhaupt nicht mehr anders schreiben und sprechen als: „Es wird für jeden von uns interessant sein, die Stellungnahme des Katholizismus zu den einzelnen Lebensproblemen und den aktuellen Zeitfragen kennen zu lernen und zu sehen, welche Spannungseinheiten hier zwischen traditionsgebundener Wirtschaftsauffassung und der durch die Notwendigkeiten der Zeit geforderten Weiterentwicklung bestehen." So versauen sie

durch ihr blechernes Geklapper eine schöne und klare Sprache wie es die deutsche ist. Sie kann schön sein und klar. Die abgegriffenen Phrasen einer in allen Wissenschaftsfächern herumtaumelnden Halbbildung aber haben sie wolkig gemacht. Die Soziologin, der philosophische Arzt, der Intendant, der Verfasser von Wirtschaftberichten: sie irren, wenn sie glauben, es sei Bildung, was sie da verzapfen. Die deutsche Sprache, hat Börne einmal gesagt, zahlt in Kupfer oder in Gold. Er hat das Papier vergessen.

Der deutsche Essay-Stil zeigt eine konfektionierte humanistische und soziologische Bildung auf, die welk ist und matt wie ihre Träger. Und das schreibt in derselben Sprache, in der Hebel geschrieben hat! Man sollte jedesmal, wenn sich so ein wirres und mißtönendes Geschwätz erhebt, von der Bäumer bis zu Thieß, von Flake bis zu Keyserling, die falschen Würdenträger auslachen.

Versuche, einen Roman zu schreiben. Du vermagst es nicht? Dann versuch es mit einem Theaterstück. Du kannst es nicht? Dann mach eine Aufstellung der Börsenbaissen in New York. Versuch, versuch alles. Und wenn es gar nichts geworden ist, dann sage, es sei ein Essay —.

---

# Döblins Oratorium von Rudolf Arnheim

Se non è ben trovato, è vero.

Alfred Döblin hat sein Stück „Die Ehe" geschrieben, um zu beweisen, daß die heutige Wirtschaftsform die Familie zerstört, und um zum Kampf gegen diese Wirtschaftsform aufzurufen. Fragt sich, ob seine Mittel zum Zweck taugen. „Wissen und Verändern!" lautet Döblins „Marxime" (wie das Programmheft der „Volksbühne" sprachschöpferisch sagt). Aber mit dem Wissen steht es ja so: es genügt nicht, das Elend und das Unrecht zu schildern — man muß die Ursachen aufdecken und zeigen, daß sie abstellbar sind. Da gibt es zwei Möglichkeiten. Man kann die „Tatsachen" als bekannt voraussetzen und nun in theoretischer Darlegung, nüchtern wissenschaftlich oder etwa als Lehrgedicht, politischen Unterricht bieten. Oder man kann in poetischer Demonstration Zustände zugleich mit ihren Ursachen anschaulich machen — eine Aufgabe, die für einen begabten Dramatiker nicht unlöslich ist. Döblin wählt die erste Methode, den Vortrag mit Lichtbildern, nur leider schlagen die Lichtbilder den Vortrag tot, und langweilig und abgenutzt sind sie obendrein. Was sollen alle diese kleinen Spielszenen? Unterrichten kaum, denn was sie enthalten, steht wörtlich genau so in allen Zeitungen, in vielen Büchern und Theaterstücken. Also sollen sie doch wohl packen, mitreißen — aber beileibe nicht mit künstlerischen Mitteln!

Es wird da mit einer koketten Schlichtheit zu Werke gegangen: die Schauspieler sagen genau das, was jedem von uns auf Anhieb zum Thema einfallen würde, sagen es häufig in schludrigem Deutsch und möglichst auf berlinisch. Das Problem der Einfachheit geht ja durch unsre ganze heutige Kunst. Als Menschen einer kameradschaftlich denkenden Epoche möchten die Künstler nicht allein bleiben, sie möchten sich den Massen

verständlich machen; und ganz abgesehen vom Publikum streben sie, nach einer Übersättigung mit Nuancen und Fingerspitzenwerk, zum Primitiven. Aber zu Erfolg führt das nur bei Leuten, denen solche derbe Ursprünglichkeit wirklich angeboren ist: Ringelnatz trägt den Matrosenanzug nicht als Maskenjacke, und Brechts klagende Volksliederrefrains sind echt und klingen.

Auch ihr, ich bitt euch, wollt nicht in Zorn verfallen,
Denn alle Kreatur braucht Hilf von allen.

Ein Lied von Döblin aber lautet:

Da mußt du marschieren, mein Junge, mit allen,
vom Himmel ist keinem was runtergefallen,
da heißt es erst mal, die Fäuste ballen,
und dann heißts, mit die Sohlen knallen.

Oder:

Wir haben einen Dringlichkeitsschein,
Herr Wirt, laß uns ein!

Und wenn er vier Zeilen Schlußchor dichtet, so braucht er dazu eine Anleihe bei der rechtgläubigen Konkurrenz:

Freunde, liebe Freunde, seid unverzagt,
einmal für uns der Morgen tagt,
einmal kommt Brot und Freiheit und Licht
für uns und für jedes Menschengesicht.

Da ist mir „Harre, meine Seele!" lieber.

Döblins Sprache ist nicht Schlichtheit sondern abgewetzter, toter Alltagsjargon. Ist nicht Verzicht auf Kunst sondern schlechte Kunst. Er verlacht die Dichter, läßt sie mit Besen und Staubsauger von der Bühne räumen, aber nur um Platz zu schaffen beispielsweise für ein groß aufgemachtes „Chanson", in dem er mangels sonstiger Bestände die Jahreszeiten und die Wochentage komplett aufzählt, so daß die Schauspielerin nicht aus noch ein weiß und der Zuhörer für den Autor errötet.

Dazu wäre nicht viel zu sagen, wenn nicht immer wieder einzelne gut gelungene, kluge Formulierungen daran erinnerten, daß Döblin ein besseres Stück hätte liefern können. In der Diskussion um dies Stück, im verwirrenden Widerstreit aesthetischer und politischer Gesichtspunkte, hat man sich an eins zu halten: daß hier jemand schlechter geschrieben hat, als er könnte, unkonzentriert, pfuschig, langweilig. Man lese diese dünnsickernden Monologe in der Buchausgabe (S. Fischer, Verlag) nach, und man wird immer wieder konstatieren: das ist mit der linken Hand gemacht. Sei es aus Wurschtigkeit, oder aus Verachtung für die Kunst, oder um Leute mit Geschmack zu brüskieren, oder aus einem falschen Popularisierungswahn — Döblin gibt nicht, was er geben könnte.

Und in diesen Zusammenhang muß man stellen, was Döblin in seinem Buch „Wissen und Verändern!" gegen die Kunst sagt; was er neulich den Malern der Sezession zu schlucken gegeben hat; was er mit dem Vorspiel zur „Ehe" meint („Arbeiter: Wolln wir nicht, können keine Kunstwerke brauchen, im Krieg gibts keine Kunstwerke"). Dies seltsame Schauspiel, daß ein Künstler unaufhörlich gegen die Kunst wettert, sie als

Zeitvertreib überfütterter Bourgeois brandmarkt, niemals die Notwendigkeit und die Stoßkraft echten Schaffens betont, diese merkwürdige Frage, ob Kunst nötig sei (statt der selbstverständlichen Feststellung, daß Kunst da ist) — dafür gibt es nur eine Erklärung: an seiner eignen Künstlerschaft muß irgend etwas nicht in Ordnung sein.

Döblins Stück ist überall da am erträglichsten, wo er auf dramatische Erzählung ganz verzichtet und die Figuren zu bloßem dialektischem Gedankenaustausch oratorisch gegeneinanderstellt. Jeder Sprecher wird da zum Herold seiner selbst, stellt sich vor, sagt seine Meinung, erscheint — ohne alle Rücksicht auf die Illusion eines geschlossenen Handlungsablaufes — jedesmal, wenn er in der Diskussion etwas zu sagen hat. Der Fabrikdirektor schwebt aus der Versenkung empor, der Gärtner tritt noch auf, nachdem er gestorben ist, und der Mann aus der Holzbranche führt seine Frau zweimal zu Grabe. Auf der Bühne steht, statt aller Dekoration, eine Art Kommode mit Ausziehvorrichtungen, und hier werden über- und nebeneinander gleichzeitig verschiedene Szenen aufgeführt. So entsteht die unnaturalistische, sehr ergiebige Möglichkeit, Menschen aus disparaten Schauplätzen miteinander diskutieren zu lassen. Auf den ersten Blick erinnert diese Aufhebung der raumzeitlichen Wirklichkeit an die Methoden des Films. Sieht man näher zu, so erkennt man, daß der Film zwar Disparates nebeneinanderstellen, niemals aber solche realen Handlungsbeziehungen zwischen verschiedenen Schauplätzen schaffen kann. Jedoch gibt es sehr Ähnliches beim Hörspiel. Wäre es nicht an der Zeit, einmal diese neuen, von der Einheit des Schauplatzes emanzipierten Formen des Dramas durchzudenken? Sie treten ja in Döblins Stück nicht zum erstenmal an uns heran. Das Auftreten des Konkurrenten Tonfilm zwingt das Theater, sich auf eine neue, nur ihm eigne Position zurückzuziehen. Ist es nicht wahrscheinlich, daß diese Position im unnaturalistischen, oratorischen Diskussionsdrama auf der Andeutungsbühne gefunden werden wird? Die Illusion des dekorierten Bühnenraums ist ja ohnehin längst verloren gegangen. Wird man aus diesem Negativum die Konsequenz ziehen und eine neue Form aufbauen?

---

## Schöne Frau ging vorbei von Joachim Ringelnatz

Eine Falte in deinem Kleid
Hat wie eine Woge geschaukelt,
Hat Träume mir vorgegaukelt:
Wie schön ihr seid, wie ihr seid.

Einer Woge glich diese Falte,
Von deinem Atem aufgewühlt.
Und trotzig hat diese kalte
Welle dein warmes Fleisch umspült.

Es glätten keine Bedenken solch
Bezaubernd wogende Faltung.
Ich ging an dir vorbei, wie ein Strolch
An einer städtischen Verwaltung.

# Bemerkungen

### Das Reichsgericht über Volksbegehren und Polen

Die Juristische Wochenschrift vom 4. April veröffentlicht ein Urteil des Reichsgerichts, das auch in Nicht-Fachkreisen bekannt zu werden verdient. Im Gegensatz zur untern Instanz spricht das Reichsgericht hierbei den Führer des Bezirksausschusses für das Young-Volksbegehren im Bezirk Riesengebirge von der Anklage der Nötigung frei. Dieser hatte in der ‚Schlesischen Gebirgszeitung' einen Aufruf an die Stahlhelmkameraden und Jungmannen der Freiheitsbewegung veröffentlicht, in dem es heißt:

„Merkt Euch jeden Einzelnen, der die nationale Bewegung, die sich im Volksbegehren verkörpert, sabotiert. Geschäftsleute, die aus Furcht vor Boykott durch Marxisten sich nicht einzeichnen, verzichten für die Zukunft auf die Kundschaft nationaler Kreise. Wir werden am 1. Dezember 1929 in unserm Nachrichtenblatt ‚Der Frontsoldat' die Liste der Drückeberger veröffentlichen."

Die Begründung dieses Freispruches wird wohl auch den Nichtjuristen merkwürdig berühren. Das Reichsgericht sagt nämlich, der § 240 StGB. verlange die Bedrohung eines andern und hierbei müsse „der andre" stets so gekennzeichnet sein, daß zur Zeit der Tat zweifelsfrei beurteilt werden kann, ob eine bestimmte Person erkennbar in den Kreis derjenigen fällt, die der Täter nötigen will. Im vorliegenden Falle nun seien die in Frage kommenden Personen so unbestimmt gekennzeichnet, daß zur Zeit der Veröffentlichung des Aufrufs in keiner Weise erkennbar gewesen sei, an wen der Beeinflussungsversuch sich richten solle.

Sagt man sich nicht unwillkürlich, daß hier eine Ungerechtigkeit vorliegen muß? Wer auf die Entschlußfreiheit einer großen Anzahl von Menschen einzuwirken sucht, soll straflos bleiben im Gegensatz zu dem, der es nur auf einen Einzelnen abgesehen hat! Ist es nicht viel strafbarer, eine Mehrheit zu nötigen als einen Einzelnen? Und ist es bei einer solchen Mehrheitsnötigung nicht gradezu selbstverständlich, daß der Einzelne nicht mit Bestimmtheit feststellbar ist, daß aber der Kreis, die Gesamtheit ersichtlich ist, die genötigt werden soll, und daß dies unbedingt genügen muß?

Vor allem aber berührt es peinlich, daß sich der Jurist beim Lesen des Urteils an ein bekanntes andres Urteil des Reichsgerichts aus dem Jahre 1914 (Amtliche Sammlung Band 48 S. 346ff.) erinnert, auf das übrigens alle Kommentare hinweisen. In diesem Fall hat das Reichsgericht wegen Bedrohung verurteilt, weil die Angeklagten die polnische Bevölkerung ihrer Wohnorte teils in öffentlichen Versammlungen, teils in der Presse aufgefordert hatten, alle Lebensbedürfnisse nur in polnischen, nicht in deutschen Geschäften zu entnehmen, auch kein Land an Deutsche zu verkaufen; jede Übertretung dieses Gebots müsse als nationale Sünde gebrandmarkt, der Zuwiderhandelnde der Mißachtung seiner Volksgenossen anheimgegeben, der Verschacherer polnischen Bodens aus der Volksgemeinschaft ausge-

stoßen werden. Hierbei war es doch auch unmöglich, den Einzelnen genau festzustellen, auf den die Bedrohung wirken soll, und das Reichsgericht sagt hierzu ausdrücklich, daß auch bei denen, die zur polnischen Bevölkerung gehören und noch nicht den Willensentschluß gefaßt hatten, an Deutsche Land abzugeben, eine strafbare Einwirkung in dem von den Angeklagten gewollten Sinne stattfinden könne.

Diese verschiedene Behandlung der Anhänger des Volksbegehrens und der polnischen Bevölkerung ist nicht dazu angetan, das Vertrauen zu unsrer Justiz zu verstärken.

*Walter Strauß*

### Die Nobelpreis-Sardine

„Das Haus Mussolinis ist eines der armseligen, aber malerischen Häuschen mit abgebröckelten Mauern, wie man sie in kleinen Dörfern überall sieht. Aber uns erscheinen die Stufen, die zum Eingang hinaufführen, wie die Stufen vor einer Kirche. Mit religiöser Andacht betreten wir das Zimmer, in dem Er geboren wurde. Als wir das Häuschen verlassen, ist uns, als ob wir bessere Menschen geworden sind ..."

Der übliche fascistische Kitsch — sagen Sie? Sehr richtig. Aber wer mag der Autor sein? Irgendein Lohnschreiber Mussolinis, der sich durch derartigen Schund seine Spaghetti mit Tomatensauce verdienen muß — sagen Sie? Sie irren sich! Der Autor ist eine Autorin. Die Dame könnte, wenn Sie wollte, ohne einen Federstrich zu tun, in einer gar nicht einmal allzu kleinen Villa am Mittelmeer ein sorgenfreies Leben führen. Denn sie hat es dazu. Das Nobelpreiskomitee, dessen Mitglieder in einer Gegend wohnen, wo man acht Monate im Jahr kalte Füße hat, hat dafür gesorgt, als es ihr im Jahre 1929 den Nobelpreis für Literatur zuerkannte. Die Dame, die das verbrochen hat, heißt Grazia Deledda, geboren 1875 zu Nuoro auf der Insel Sardinien, dem Schauplatz ihrer wässrigen Erzählungen.

Wenn sie die Absonderungen ihres fascistischen Gehirnes nur in Kriegervereinsblättern und Kalendern nationaler Frauenvereine von sich geben wollte, könnte man sie unbeachtet lassen. Aber der oben zitierte Satz steht in einem offiziellen Schulbuch, in dem sogenannten Einheits-Schulbuch für die italienischen Elementarschulen, das jetzt von Chiasso bis Brindisi und vom Brenner bis zum Aetna alle italienischen Schulkinder in die Hände bekommen. Die Nobelpreis-Sardine hat den gesamten Text für das Lesebuch des dritten Schuljahres verfaßt, und die Schilderung der Wallfahrt nach dem Geburtshause des Duce in Predappio ist keine Ausnahmestelle, sondern ein Durchschnittszitat. Auch der „Marsch nach Rom" darf natürlich in einem fascistischen Schulbuch nicht fehlen. Die Deledda hat ihn so verlogen und so schleimig wie möglich beschrieben.

„... in der Nähe befand sich ein Haus, in dem kommunistische Landarbeiter wohnten. Es waren sehr böse Menschen. Sie hatten keine Lust zum Arbeiten und sagten, die Besitzer wollten sie nur ausbeuten. Dabei ist es doch so — merkt euch das gut, liebe

Kinder! —, daß der Besitzer mehr arbeitet als alle andern, ohne daß er sich dessen rühmt."

Klassenverhetzung, Geschichtsfälschung und Kriegsverherrlichung — nichts ist in dem Schmutz - und Schund - Schmöker vergessen, den die Deledda zusammengebastelt hat. Sie hat verdient, daß sie dafür zur fascistischen Ehrenmarketenderin mit dem goldnen Rutenbündel ernannt wird. Auf diese Ehrung wäre sie wahrscheinlich stolzer als auf den Nobelpreis. Aber die schönen Schwedenkronen wird sie nicht wieder herausrükken. Ceterum censeo, Deleddam esse delendam...

*Walter Galdert*

## Der Hof-Photograph

In München ist alles erlaubt, was die Republik derbleckt — sogar pro-preußische Agitation.

Derblecken bedeutet nicht etwa derb lecken — das gibt es im Bayrischen ja auch — sondern es bedeutet: verhohnepiepeln.

Aus diesem Grunde haben die Münchner — als einzige deutsche Stadt — ihren bedauernswerten Polizisten die früher so verhaßte preußische Pickelhaube aufgezwungen; der papstfresserische Ludendorff darf seine Vereinsgeschäfte hier betreiben und Adolf, der in der „Osteria Bavaria" zum Abendmahl jetzt immer einen knusprigen christ-katholischen geistlichen Würdenträger verspeist, weil er von den ewigen Juden schon Verdauungsstörungen befürchtet — Adolf durfte in der vornehmen Briennerstraße ein altes Palais mit seiner sieghaften Fahne bepflanzen.

Aber das ist alles nichts gegenüber dem, was sich der Herr Hof-Photograph Grainer in der noch vornehmern Theatiner Straße, zwischen Hofkirche und Residenztheater, erlauben darf.

In großen Glaskästen stellt er hier ein Dutzend soeben in Dorn aufgenommene Photos des verblichenen Wilhelm II. und seiner molligen Hermine aus. Darunter steht treu und bieder: S.M. Kaiser Wilhelm II. — I.M. Kaiserin Hermine.

Wer durch die Theatiner Straße geht, kann sich überzeugen, daß es für München keine Republik gibt, sondern, daß wir tapfern Bayern mitten in einem Kaiserreich leben, das von einem sehr humoristisch anmutenden alten Herrn verwaltet wird, der in Husarenuniform mit neckisch übereinandergeschlagenen Beinen am Schreibtisch lehnt und wie der alte Possart nach dem Herrn Hof-Photograph Grainer hinglupscht, ob er ihn auch schön auf die Platte hinaufbringt. An der Husarenunform ist ein ganzer Klempnerladen voll Orden bis zum Hosentürl hinunter befestigt und alles ist genau wie beim seligen Scherl in der ‚Woche' von anno dazumal.

So ist das nun in München.

Als Wilhelm noch oben saß, haben wir ihm deutlich zu verstehen gegeben, daß er uns auf die Nerven fiel. Der Herr Hof-Photograph mit seinen Bildln hätte sich damals begraben las-

sen dürfen. Jetzt hängen wir Wilhelm II. aus — justament! — um der verdammten Republik zu zeigen, daß wir sie nicht mögen. Genau wie mit der Pickelhaube, die wir an sich ebenso verabscheuen wie je; es ist nur, daß wir auftrumpfen und denen droben zeigen, was eine Harke ist. Goldige münchner Kindln sind wir schon, da gibt es nichts.

*Peter Scher*

### Die Schöpfung der Filmwelt

Im Anfang schuf Jupiter eine G. m. b. H., ein Filmatelier und ein Bureau.

Dieses Land des Lächelns war wüst und leer und es war finster; Geistlosigkeit schwebte über dem Atelier.

Und Jupiter sprach: Es werde Licht! Und es ward das Jupiterlicht.

Da schied Jupiter schlechte Beleuchtung von guter Beleuchtung.

Da ward aus schlechter Beleuchtung und Geistlosigkeit der erste Filmtag.

Und Jupiter sprach: Es werde ein Unterschied im Filmland. Und es geschah also. Da machte Jupiter eine Grenze und schied die obern Fünfhundert vom Pöbel. Und nannte jene „Obern" die Prominenz, und die übrigen: Komparserie.

Da ward aus einem Prominenten und der Komparserie — der zweite Tag.

Und Jupiter sprach: Es versammle sich die Komparserie an besondern Orten, damit die Konkurrenz größer sei und vor Neid platze. Und es geschah also.

Und Jupiter nannte diese Orte Filmbörsen. Und Jupiter sah, daß es gut war.

Und Jupiter sprach: Es lasse die Filmbörse aufgehn Hilfsregisseure und andres Unkraut, das sich vermehre und Arbeitstage à 7,50 Mark und schlechte Filme verursache.

Und auf der Filmbörse rannten größenwahnsinnige Aushilfsregisseure und andres Unkraut mit gezücktem Bleistift umher und engagierten Protektionskindleins. Und Jupiter sah, daß es gut war.

Da ward aus Unkraut — der dritte Filmtag.

Und Jupiter sprach: Es werden Sterne am Feste des Filmhimmels, die Riesengagen pro Tag einstecken, und haben ihre Launen, Migränen und Ohnmachtsanfälle.

Und seien trotz ihrer langweiligen Puppengesichter und Talentlosigkeit dem Publikum als „Filmlieblinge" eingeredet. Und es geschah also.

Und Jupiter machte vier große Lichter: Ein Licht nannte er Produktionsleiter, das andre: Verleiher, das dritte: Geld, und das vierte: Reklame. Und diese vier Lichter regierten das Filmland. Und Jupiter sah, daß es gut war.

Und so ward aus Reklame und Talentlosigkeit — der vierte Tag.

Und Jupiter sprach: Es bevölkere sich das Filmland mit Liebhabern, Naiven, Sentimentalen und andern Wesen, die da leben

und weben, damit sich die Welt errege, um Autogramme bettle, Liebesbriefe schreibe und Selbstmorde aus Liebe verübe. Und es geschah also.

Und Jupiter sprach: Die Erde bringe hervor den Rhein, die Bernina, Heidelberg, Grinzing, Fridericus Rex und weiße Mäuse. Und es geschah also.

Und Jupiter segnete die ganze Gesellschaft und sprach: Seid fruchtbar, mehret euch und erfüllet die Welt mit Schlagern, Studentenliedern, verlornen Herzen und Flötenkonzerten.

Da ward aus einer Naiven und dem Rhein — der fünfte Tag.

Und Jupiter sprach: Laßt uns Menschen im Film schaffen, ein Bild, das uns gleich sei, Menschen, die da herrschen über die Schauspielkunst.

Da versagte die Macht Jupiters.

Und Jupiter sprach: Sehet da, ich habe euch gegeben allerlei Unkraut, das sich vermehret — nur einen Menschen konnte ich nicht schaffen.

Und so wurde aus Jupiters Ohnmacht der sechste Tag.

Da ging Jupiter am siebenten Tag (es war grade ein Sonntag) in das Olymp-Kino und schaute sich den eben fertiggestellten Film an. Und Jupiter sah, daß der Film nicht gut war.

Da packte Jupiter in seinem Zorn den ganzen Kram zusammen, schüttelte den Liebhaber und Heidelberg, Grinzing und die Naive, den Rhein samt Hilfsregisseuren, dem Unkraut, Fridericus Rex und die Verleiher durcheinander und sprach: Es werde ein Chaos, voll wüster Mißtöne und Geräusche. Geistlosigkeit schwebe über den Chaos.

Und Jupiter nannte dieses Chaos: Tonfilm!

Und es geschah also.

Und Jupiter sah, daß es so gar nicht gut war...

Leider sah er es etwas zu spät!

*Otto Milo*

### Anton von Werners Auferstehung

Anton von Werner ist der „Maler der Staatsaktionen". Das heißt, er „ist" nicht, sondern er „war"! Werner ist tot. Tot sind auch seine Bilder. Der Vorhang, der über die Kaiserzeit fiel, hat sie zugedeckt. Niemand zweifelt an der völligen Wertlosigkeit jener kitschigen Verherrlichung des Imperialismus.

So dachte man wenigstens noch vor kurzem. Leider ward es ein Irrtum. Keine Geschmacklosigkeit vergangener Epochen ist belanglos genug, um nicht heute ihre Liebhaber zu finden. Übrigens nicht im berüchtigten Sammeleifer westlicher Amerikaner. Auch nicht auf der Besitzung eines geschmacklosen Ostelbiers. Der Reichskanzlei blieb es vorbehalten, den Anton von Werner-Kitsch wieder aufzuwärmen und zu verewigen! Nicht etwa, daß sie eine von Herrn von Werner verfertigte Scheußlichkeit ausgegraben und angekauft hätte. Nein, das nicht. Sondern, und hier liegt das Unglaublichste an der

Geschichte: Die Reichskanzlei hat sich für ihren Neubau Anton von Werners Gemälde „Der berliner Kongreß von 1878" aus dem berliner Rathaus im Riesenformat kopieren lassen! Und dafür hat sie etliche tausend Mark bezahlt.

Von nun an also kann man dieses Gemälde an zwei öffentlichen berliner Stellen bewundern. Wie sich die Herren mit und ohne Uniform in möglichst unnatürlich gestellten Bewegungen zu einander neigen, diese portraitschemahaft langweiligen Gesichter der diplomatischen und militärischen Lakaien des Imperialismus von Dazumal etcetera. Hoffentlich wird die Tafel mit den Namen der Dargestellten, oder richtiger „Gemeinten" nicht vergessen! Und alles das leistet sich die Deutsche Reichskanzlei! Als ob es nicht genug lebende Maler, junge und alte, gute und schlechte, gebe, deren jeder sich gefreut hätte, etwas Neues zu schaffen. Sei es, wie es sei, jedenfalls original! Zur Unterstützung notleidender Kopisten sind doch die Wohlfahrtsämter da, und nicht die Reichskanzlei! Ehe man das Banausentum höchster Verwaltungsstellen so öffentlich bekannt macht, hätte man doch irgend jemand fragen können, so den Reichskunstwart. Aber man hat es nicht getan. In dieser Zeit, da der Sieg sachlicher Architekten über historisierenden Ornamentwust längst erfochten schien, verdoppelt man Anton von Werner! Auf daß der Kitsch wachse, blühe und gedeihe!

*Max Göring*

### Liebe Weltbühne!

Die Kirchenaustrittspropaganda, die von der katholischen Kirche mit der Encyklika über die Ehe und mit dem Kampf gegen Sowjetrußland so überaus erfolgreich durchgeführt wurde, wird fortgesetzt. An das Tor der berliner Hedwigskirche ist ein Schild angenagelt worden, dessen Aufschrift an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt: „Eintritt wegen Lebensgefahr verboten!"

## Hinweise der Redaktion

### Berlin

Deutsche Liga für Menschenrechte. Montag (27.) 20.00: Langenbeck-Virchow-Haus, Luisenstr. 58: Die Hochschulreaktion, Kurt Berlowitz, Albert Einstein, Regierungspräsident Friedensburg, E. J. Gumbel, Martin Hobohm, Geheimrat Holde, Arthur Rosenberg.

Internationaler Club, Kurfürstendamm 233 I, Sonntag 20.00: L'influence réciproque des cultures allemandes et françaises, Henri Guilbeaux. (Diskussion deutsch.)

Marxistische Arbeiterschule. Beginn neuer Kurse. Montag Schule Charlottenburg, Schillerstr. 26: Die Philosophie des Fascismus und des Sozialfascismus, Kurt Sauerland. — Donnerstag Schule Zentrum, Gartenstraße 25: Erziehung pathologischer Kinder. — Schule Friedrichshain, Große Frankfurter Str. 16: Marxismus und Kultur, Durus.

Unter den Linden 70: Ausstellung der Piper-Drucke.

### Bücher

Jaen Giraudoux: Amphytrion 38. Drei-Masken-Verlag, Berlin.

Romain Rolland: Johann Christofs Jugend (Volksausgabe). Rütten & Loening, Frankfurt a.M.

B. Schidlof: Neue Studien zur Geschichte der sexuellen Verirrungen. Lykaion-Verlag, Leipzig.

Franz Werfel: Kleine Verhältnisse. Paul Zsolnay, Wien.

### Rundfunk

**Dienstag.** Königsberg 19.00: Songs. — Leipzig 19.00: Theater und Film als Kunstvermittler, Hans Natonek. — Hamburg 20.00: Unbekannter Beethoven. — Breslau 20.00: Brigade-Vermittlung von Ernst Johannsen. — Berlin 21.20: Querschnitt von F. C. Weiskopf, Edlef Köppen. — 22.25: Zu neuen Zielen, Serenaden v. Milhaud und Casella. — **Mittwoch** Berlin 20.15: Und doch nicht gestohlen, Hans Reimann. — **Donnerstag.** Hamburg 16.45: Von Corelli bis Strawinsky. — Berlin 18.35: Die Aburteilung im Schnellverfahren, Oberstaatsanwalt Köhler und Rechtsanwalt G. Loewenthal. — Mühlacker 18.45: Sind Charakterzüge angeboren? Alfred Adler. — Hamburg 20.00: Goethes Faust. — **Freitag.** Leipzig 14.30: Walter Bauer. — Königswusterhausen 19.00: Sozialistischer Kulturbund. — **Sonnabend.** Berlin 18.35: Abenteuer in vier Weltteilen, Artur Holitscher. — Königswusterhausen 19.00: Leben und Schicksal großer Künstler, Paul Westheim.

# Antworten

**Rudolstädter.** Die Intendanz Ihres Theaters hat auf Veranlassung der Freien Volksbühne einige geschlossene Vorstellungen von Maurice Rostands pazifistischem Stück „Der Mann, den sein Gewissen trieb" veranstaltet. Als Ihr Theater das Stück in den Abendspielplan übernehmen wollte, protestierten die Kulturwächter Ihrer Stadt dagegen. Anführer waren der Nazi-Zahnarzt Doktor Schneider und der Stahlhelm-Rechtsanwalt Schönheit. Dieser schrieb an die Intendanz, nachdem er sich in Beschimpfungen des Stückes und seines Autors ergangen hatte: „... ich möchte es daher nicht unterlassen, Sie vor Überraschungen zu warnen, die nicht nur für Sie persönlich, sondern auch für das Theater insgesamt recht unliebsam sein könnten... ich kann mir nicht denken, daß ehemalige Frontkämpfer und auch andre deutsche Menschen... sich dieses Stück ruhig anhören können." Dies ist eine glatte Nötigung. Hier sieht man einmal deutlich, wie derartige Theaterskandale systematisch inszeniert werden. Sie sind keine spontanen Akte, wie man das immer gern behauptet, sie sind von langer Hand vorbereitet. Leider hat es die Intendanz vorgezogen, ihren Plan aufzugeben, und so gibt es weiterhin nur geschlossene Vorstellungen. Aber wir dürfen uns fragen, warum sich hier kein Staatsanwalt einmischt. Was Herr Schönheit da geschrieben hat, gehört in das Ressort dieser Behörde. Aber da werden wir lange warten können. Es handelt sich ja hier um „Frontsoldaten und andre deutsche Männer", und die genießen eine Vorzugsstellung. Als Weingartner zuerst nicht nach Paris durfte, da zeterte der nationalistische Klüngel über die „chauvinistische Hetze". Sie sind um keinen Grad besser als die paar verrückt gewordenen Leutchen um Léon Daudet. Herr Curtius mag sich bei Ihren Rudolstädtern für diese Förderung unser guten Beziehungen zum Ausland bedanken.

**Doktor Helene Stöcker.** Sie beklagen sich mit Recht, daß in dem Artikel „Birth control" von Lisa Mathias (Nummer 4) Ihr Wirken keine Erwähnung gefunden hat. Ich bitte Sie, damit nicht die Verfasserin zu belasten. Infolge einiger unabänderlicher Schwierigkeiten mußte der Artikel im letzten Augenblick eingesetzt werden, wobei einige Partien dem Rotstift zum Opfer fielen. Ihre Lebensleistung ist in der ‚Weltbühne' niemals unterschlagen worden, wir wissen am besten, daß Sie vor vielen Jahren schon Gedankensaat gestreut haben, die erst jetzt aufgeht.

**Fuldaer Weltbühnenleser.** Geben Sie Ihre Adresse an Herrn Ludwig Decke, Kanalstraße 72, der regelmäßige Zusammenkünfte der fuldaer Leser in die Wege leiten will.

---



---

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich. Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

---

# Ankurbelung? von K. L. Gerstorff

Die deutsche Arbeitslosigkeit hat in der zweiten Märzhälfte um mehr als Zweihunderttausend abgenommen; die deutschen Aktienkurse haben eine gewisse Erhöhung zu verzeichnen; auch auf den internationalen Märkten steigen die Aktien. Der Rückgang der Preise ist zu einem gewissen Stillstand gekommen. Aus den Vereinigten Staaten kommen Nachrichten, daß in gewissen Industriezweigen eine Belebung eingetreten sei, und das deutsche Institut für Konjunkturforschung schrieb in seinem letzten Bericht, daß der tiefste Punkt der Krise vielleicht bald erreicht sei. Stehen wir vor einem Umschwung, wird die Weltwirtschaft sich in absehbarer Zeit erholen, sind beträchtliche Auftriebstendenzen vorhanden? Die Beantwortung dieser Fragen hat entscheidende Bedeutung, wenn wir ein Bild von der weitern politischen Entwicklung in Deutschland gewinnen wollen, denn es ist klar, daß eine weitere Verschärfung der Wirtschaftskrise bis zum nächsten Winter und im nächsten Winter auch die politische Krise entscheidend vertiefen würde. Es ist weiter klar, daß ein nachhaltiger Aufschwung der Weltwirtschaft und der deutschen Wirtschaft nur durch einen Umschwung in den Vereinigten Staaten kommen kann. Wie die vielfachen Depressionstendenzen in der Weltwirtschaft durch die amerikanische Krise die große Steigerung erfahren haben und durch sie erst die Weltwirtschaftskrise in ihrer ganzen Tiefe entstanden ist, so ist auch die Ankurbelung der Weltwirtschaft nur bei einem erheblichen Aufschwung in den Vereinigten Staaten möglich. Wenn wir hier im weitern von der amerikanischen Krise sprechen, so wird damit immanent von der weitern politischen Entwicklung in Deutschland gesprochen. Schlagen wir irgendein ökonomisches amerikanisches Journal auf, um festzustellen, auf Grund welcher Faktoren man einen baldigen Anstieg der amerikanischen Wirtschaft prophezeit, so findet man hauptsächlich drei Argumente: erstens, es muß doch einmal besser werden, zweitens, die große amerikanische Krise von 1920/21 hat nur zirka vierzehn Monate gedauert und diese Krise dauert schon heute länger, und drittens, es wird in den Vereinigten Staaten augenblicklich weniger gekauft als verdient; die Lager seien klein, und daher müsse es bald wieder zu einer Belebung kommen. Nun, daß es besser wird, weil es besser werden muß, ist kein sehr stichhaltiges Moment, und daß es besser werden muß, weil die heutige Krise schon weit länger dauert als die letzte, ist auch kein durchschlagendes Argument. Die Krise von 1920/21 war eine typische Nachkriegskrise. In ihr vollzog sich die Umstellung der amerikanischen Produktion von der Kriegs- auf die Friedensproduktion. Sie fiel in eine Zeit, in der die amerikanischen Kapitalisten neue riesenhafte Investitionen machen konnten und eine Reihe neuer Industrien geschaffen respektive ausgebaut wurden: Automobil, Kunstseide, Radio, Elektrizität, Chemie. Heute gibt es keine neuen Industrien zu entwickeln,

heute sind die allgemeinen Bedingungen ganz anders geworden. Man hat in den Vereinigten Staaten, nachdem man immer mehr zum Gläubiger der Welt wurde, vielfach geglaubt, daß die Ankurbelung der Wirtschaft in einer Krise durch Erschließung neuer Märkte möglich sei, daß man grade in der Krise den Ausfall auf dem Binnenmarkt durch große Steigerung auf den Außenmärkten wieder ausgleichen könnte. Das genaue Gegenteil ist eingetreten. Der Zusammenfall der amerikanischen Krise mit der Weltwirtschaftskrise hat verhindert, daß die Vereinigten Staaten auf den Außenmärkten einen Ersatz fanden. Ja noch mehr, der Rückgang im amerikanischen Außenhandel ist noch größer als der Rückgang in der gesamten industriellen Produktion. Die amerikanische Expansion hatte bisher drei Stoßrichtungen, nach Kanada, nach Mittel- und Südamerika und nach dem Stillen Ozean, in letzter Zeit vor allem nach China. In Gesamtamerika wirkt sich nun die Weltagrarkrise mit besonderer Schärfe aus. In Kanada und in Südamerika ist die Wirtschaftsdepression außerordentlich schwer. Es ist bemerkenswert, daß nicht nur die Vereinigten Staaten die Einwanderung in Wirklichkeit fast aufgehoben haben, sondern in letzter Zeit auch Argentinien und Brasilien. Die industrielle Überproduktionskrise der Welt hat ja grade dadurch eine so besondere Verschärfung erfahren, daß eine agrarische Überproduktion dazu kommt. Der riesenhafte Preisfall der Agrarprodukte hat natürlich den Export der gesamten amerikanischen Länder stark verringert, damit aber auch ihre eigne Konsumtion, und so ging 1930 ihr Import besonders stark zurück. Es ist bezeichnend, daß bei allgemein starkem Rückgang des Weltaußenhandels von 1930 der Anteil Europas stieg, weil eben der Rückgang der außereuropäischen Länder noch weit stärker war. Das gehört übrigens auch zu den Gründen, warum der Rückgang des amerikanischen Außenhandels in der Krise weit stärker war als der Rückgang des deutschen Außenhandels, da naturgemäß im Außenhandel der Vereinigten Staaten die Verflechtung mit außereuropäischen Ländern eine weit größere Rolle spielt. Hier werden sich also die Verhältnisse in absehbarer Zeit kaum zum Bessern wenden.

Von einer Expansion nach außen also dürfte eine Ankurbelung der amerikanischen Wirtschaft in kurzer Frist kaum zu erwarten sein. Und wie steht es mit der Ankurbelung von innen? Wird sich der Preisrückgang nicht bald dahin auswirken, daß von einer neuen Preisbasis die Produktion wieder vollauf in Gang gebracht wird? Da muß zunächst gesagt werden, daß die Ankurbelung von innen viel entscheidender in die Wagschale fällt, denn es sind ja kaum 10 Prozent der Produktion, die von den Vereinigten Staaten im Ausland abgesetzt werden; 90 Prozent bleiben im Inland. Gelingt also dort der neue Durchbruch, dann sind die Rückwirkungen auf die gesamte Produktion selbstverständlich. Die Preise sind in den Vereinigten Staaten während der Krise stark gefallen, der Lebenshaltungsindex hat sich daher erheblich gesenkt. Von dort her sind also fraglos gewisse Auftriebstendenzen vorhanden, um zu einem Konjunkturanstieg zu kommen. Aber es sprechen gewichtige Gründe dagegen, daß sie sich schon in nächster

Zeit voll auswirken werden. Es ist allmählich überall bekannt geworden, daß schon während der Konjunktur die Arbeitslosigkeit in die Millionen ging, daß bereits damals die Zahl der beschäftigten Industriearbeiter abnahm. Gleichzeitig erfolgte die Rationalisierung der Landwirtschaft in U.S.A., Kanada, Argentinien etcetera in solchem Umfange, daß größere Exportmengen mit einer verkleinerten Arbeiteranzahl produziert werden konnten. Die amtliche amerikanische Statistik weist nach, daß bereits in der Zeit vor der Krise die amerikanischen Lohnsummen zurückgegangen sind. Und da so infolge der Rationalisierung die Produktion immer mehr stieg, andrerseits infolge des Lohnrückgangs der Verbrauch der breiten Masse zurückging, so ist klar, daß daraus eine schwere Krise entstehen mußte. Man hat ihren Ausbruch künstlich hinauszuschieben gesucht, man hat die fehlende Konsumtion durch künstliche Konsumfinanzierung zu organisieren gesucht und damit den Ausbruch für einige Monate vertagt, aber mit dem Effekt, daß die Krise dann um so schwerer kam, daß um so schwerer heute der Ausweg zu finden ist. Der Lohn der amerikanischen Arbeiter ist ganz gewaltig gefallen. Das deutsche Konjunkturinstitut bringt darüber Zahlen. Wenn der Lohn der amerikanischen Arbeiterschaft im Jahre 1926 mit 100 angenommen wurde, so betrug er im Höhepunkt der Konjunktur im Jahre 1929 wiederum 100 und ist bis zum Januar 1931 auf 67,4 heruntergegangen. Die amerikanische Arbeiterschaft erhielt also zu Beginn des Jahres eine Lohnsumme, die ungefähr zwei Drittel der in der Hochkonjunktur entsprach. Und dabei spielten natürlich dieselben beiden Faktoren die entscheidende Rolle wie in Deutschland: einmal der Rückgang der Löhne bei den Beschäftigten und dann die außerordentlich hohen amerikanischen Arbeitslosenzahlen, die mit acht Millionen wahrscheinlich noch zu gering geschätzt sind. Aber auch dieser Rückgang genügt den amerikanischen Unternehmern noch nicht. Sie haben die Theorien Fords zum alten Eisen geworfen, und ihnen ist wie den deutschen Unternehmern der Appetit beim Essen gekommen. In der ‚Kölnischen Zeitung' stand jüngst ein größerer Aufsatz über die amerikanischen Löhne. Und da war zu lesen, die Unternehmer drüben sähen immer mehr ein, daß der überhohe Lebensstandard ihrer Arbeiter nicht aufrechterhalten werden kann, da sie dann im Konkurrenzkampf auf den Weltmärkten ins Hintertreffen geraten müßten und daß sie sich daran gewöhnten, mit alten beliebten Vorstellungen zu brechen, wonach die hohen Löhne die günstige amerikanische Konjunktur veranlaßt hätten, also die Löhne weiter abbauen würden. Wenn man die Denkungsweise amerikanischer Unternehmer kennt, so weiß man, daß es ihnen nicht allzuschwer fallen wird, mit diesen „alten beliebten Vorstellungen" zu brechen, und daß sie bei acht Millionen Arbeitslosen die Löhne weiter radikal abbauen werden. Die Kaufkraft im Inlande wird daher noch weiter abnehmen, damit wird der Binnenmarkt weiter zusammenschrumpfen; ein Ausgleich könnte durch außerordentlich umfangreiche neue Investitionen geschaffen werden. Sprechen irgendwelche Anzeichen für große neue Investitionen

in den Vereinigten Staaten in nächster Zeit? Es spricht dafür vor allem die große Geldflüssigkeit, die niedrigen Zinssätze, die natürliche Folgen des außerordentlichen Rückgangs der Produktion sind. Aber es sprechen entscheidende Faktoren dagegen. Wie in Deutschland, so hat man auch in den Vereinigten Staaten bereits in der Konjunktur eine nicht unerhebliche Überinvestition in den Produktionsmittelindustrien. Sie konnten selbst damals nicht voll ausgenutzt werden. Heute, beim Rückgang der industriellen Produktion um mehr als ein Viertel, werden sie vielfach nur zu 50 Prozent ausgenutzt. Das schafft natürlich keinen Anreiz zu stärkern neuen Investitionen, zumal bahnbrechende technische Erfindungen in den letzten Jahren nicht gemacht wurden. Bleibt als einziger Faktor, der eine Belebung bringen könnte, daß bei gewissen Konsumprodukten der Tiefstand der Produktion vielleicht schon überschritten ist. Wenn man die Kurve des Rückgangs im Einkommen und die Kurve des Rückgangs im Absatz gewisser Konsumprodukte vergleicht, so konnte man häufig eine Schere feststellen: Der Konsumrückgang war stärker als der Einkommenrückgang, sei es, daß man auf einen weitern Rückgang der Preise wartete, sei es, daß man sich einen gewissen Sparpfennig für die drohende Arbeitslosigkeit zu sichern suchte. Nun hat dieser künstliche Konsumrückgang wie früher die künstliche Konsumfinanzierung natürlich eine Grenze, und es ist sicher, daß diese Schere in der Gestaltung von Einkommen und Konsum einen Belebungsfaktor darstellt. Und eine weitere Belebung wird sich auch saisonmäßig in den Vereinigten Staaten ergeben. Aber man soll dies nicht überschätzen. Man soll auch nicht die Stimmen gewisser Wissenschaftler überschätzen, die sich in Amerika wie in Deutschland über die amerikanische Krise äußern. Heute kommen bereits die Stimmen aus den Vereinigten Staaten, daß der Umschwung frühestens im Herbst 1931 eintreten könne. Aber heute hört man schon mehr als dies. Selbst bei notwendigem Umschwung rechnet man — in wirklich informierten Kreisen — nicht mehr mit einem solchen Konjunkturanstieg, wie man ihn in frühern Jahren für selbstverständlich gehalten hat. Man rechnet vielmehr damit, daß die Arbeitslosigkeit auch weiter viele Millionen umfassen wird, daß der Lebensstandard der gesamten amerikanischen Arbeiterschaft sich verschlechtern wird, daß die Agrarkrise zunächst im gewissen Umfang bestehen bleiben wird, daß die Konkurrenzkämpfe auf den Weltmärkten an Schärfe zunehmen werden — dies alles selbst bei einer gewissen Liquidation der Krise, die man frühestens für Ende dieses Jahres erwartet.

Ist dem so — und daß dem so ist, wissen ja nicht nur wir, sondern auch die Kapitalisten diesseits und jenseits des Ozeans —, dann ist es nicht mehr schwer zu verstehen, warum die deutsche Regierung eine Verschärfung der gesamten wirtschaftlichen und politischen Situation für den Herbst erwartet, warum die Verbindungsoffiziere zwischen Brüning und Hitler ständig zu tun haben, warum Brüning sich die Erweiterung der Regierung nach rechts offenhält.

# Kreml und Liebknechthaus von Kurt Hiller

Unsereins gilt bei bürgerlichen Dummköpfen als „Bolschewist" (mit oder ohne „Kultur-"), und das nimmt man gern hin; aber bei kommunistischen als „linksbürgerlich" und „konterrevolutionär", und da schlag doch der Blitz ein. Schon dieser Satz beweist ihnen mal wieder, ich meine den kommunistischen, wie recht sie haben; denn wer behauptet, daß es auch unter Kommunisten Dummköpfe gibt, muß zu den Feinden der Arbeiterklasse gehören. Dem wäre entgegenzuhalten, daß in Wahrheit ihr Feind ist, wer es bestreitet, und daß nichts der Emanzipation des Proletariats hinderlicher bleibt als die Überheblichkeit Derer, die glauben, die revolutionäre Gesinnung gepachtet zu haben. Jawohl, unser Denken kommt bisweilen zu Ergebnissen, die sich nicht decken mit Axiomen und Aktionen der KPD; und da wir weder anerkennen können, daß einer bestimmten Partei ein Monopol zustehe auf Aktivität zur Verwirklichung des Sozialismus in Deutschland, noch jemals einem Menschen oder einer Politikerschule Unfehlbarkeit konzedieren können, noch auf Erfüllung unsrer Gewissenspflicht verzichten können, im Sinne unsres sozialen Ideals auf eine Art zu arbeiten, die unsrer Überzeugung entspricht (einer Überzeugung, die ja nicht leichthin von irgendeiner Oberfläche gerafft, sondern schwer errungen ward), so sind Differenzen und polemische Erörterungen mit den Zielgenossen von nebenan, mit denen in der Partei, unumgänglich. Die Tatsache der Zielgenossenschaft, von ihnen oft geleugnet, wird von uns nie vergessen; und ganz gewiß wäre der Kampf um die Wege ein fruchtbarerer, wenn er sich im Schoße der Partei abspielte, statt zwischen Parteilern und Freischärlern. Dieser Möglichkeit baut die Partei vor, indem sie das Programm: „Wer nicht pariert, fliegt" kraftvoll durchführt — gegen Dissentierende sogar, deren Dissens sich nur auf Fragen der Taktik erstreckt, während unsereins ja auch im Ideologisch-Fundamentalen hie und da abweicht. Der gelegentlich gegen uns erhobene Vorwurf, wir reihten uns der Partei nicht ein, ist demnach unaufrichtig; es sei denn, daß man unter Sicheinreihen die Preisgabe der Überzeugung versteht — solche Zumutung wäre einsichtslos.

Lehnen wir sie ab, so darf daraus zwar auf Individualität, aber nicht auf Individualismus geschlossen werden. Wir wollen den Kollektivismus; nur gegen Kadavergehorsam bäumt sich alles in uns, besonders wenn wir ihn einem Kollektiv leisten sollen, dessen Individuen durchschnittlich mehr von der Null als von der Größe haben. Gesetzt, wir seien selber der Null nahe —: Addition von Nullen, und selbst von hunderttausend Nullen, ergibt noch keine Eins, welcher gegenüber ehrfürchtige Unterwerfung die geziemende Haltung wäre. Individueller Dünkel ist nicht schön; aber ihn zu rügen steht dem kollektiven am wenigsten an. (Das verbreitetste Laster der Gegenwart ist der kollektive Dünkel. Der des Berufs, der Klasse, der Rasse, der Nation, der Partei. Dieser Dünkel dünkt sich was... auf Grund fremder Verdienste oder überhaupt keiner; man ist wer, weil man Exemplar einer Gattung, Mitglied einer Vielheit ist.)

Ein Prolet soll aus der Menschenunwürdigkeit erlöst werden, wer auch immer er sei, und selber zu seiner Erlösung kräftig beitragen; oft sind Proleten starke Persönlichkeiten; aber ein Prolet ist nicht deshalb ein Heiland, weil er Prolet ist; diese sozial-sentimentale Verlogenheit, diese Himbeerthese, diese politische Sudermännelei machen wir nicht mit. Wir achten die Not; aber wir rutschen nicht auf dem Bauche vor einem Stand, dessen Unterdrückung wir unter anderm deshalb aufheben wollen, weil sie die geistige Entfaltung seiner Besten hemmt. „Proletarische Kultur" zu fordern, ist der Gipfel des Unsinns — sintemalen eine Kultur angestrebt werden muß, die keine sozialen Klassen und also keine Proletarier mehr kennt; „proletarische Kultur", wofern es sie gäbe, würde in der Minderwertigkeit eines Zustands wurzeln, den es grade zu beseitigen gilt. Ihn konservieren? Ihn kultivieren? Was ihm entwächst, für die feinste Blüte halten? Ein Prolet kann zur Klasse der Genies gehören oder der heroischen Charaktere; dann gebührt ihm Verehrung; daß er zur proletarischen Klasse gehört, bleibt ein Schicksal, kein Ehrfurchtsgrund. Und eine Persönlichkeit, die sich zum Sozialismus bekennt und für ihn kämpft, ist nicht deshalb „individualistisch" oder „bürgerlich", weil sie sich nicht entschließen kann, aufzuhören, eine zu sein. Basta.

Woraus Manches folgen mag; nur ganz bestimmt Das nicht: daß unsre Haltung schwanke gegenüber dem Phänomen der Sowjetunion. Dort wächst ein Vernunftstaat; organisiert eine Kraftgruppe den Zustand, den man seit altersher Gerechtigkeit heißt; daß sie dies nicht auf Anhieb erreichen kann und nicht gewaltlos, versteht sich. Bekrittelung durch Außenstehende, Nichtteilhabende: widerlich, lächerlich. Selbst falls ich durch Kenntnis befugt wäre, da zu kritisieren: ich hielte mich moralisch nicht für berechtigt, da zu kritisieren. Freude an einem im Ziel großartigen Wollen, Respekt vor einem, die Rückschläge eingerechnet, kontinuierlichen Gelingen; aber nicht Kritik. Nur der Darinnenstehende, Mitlebende, Mitwirkende, nur der Sowjetrusse hat das Recht zur Kritik, und auch er nur, falls er, wie Trotzki, zum Ziele Ja sagt. Von andrer Seite Kritik wäre der Anfang der Intervention. Intervention hier: schändlichstes Verbrechen, wahre Sünde wider den Geist.

Aber diese geistige Liebe, dieser Respekt, dieser Verzicht auf Kritik, dieses unbedingte Ja gilt dem Kreml in Moskau, nicht dem Karl-Liebknecht-Haus in der Kleinen Alexanderstraße: wo man auf fremde Erfolge stolz ist, wo man mit dem Bizeps des großen Bruders sich dick tut. Zeigt erst, was ihr selber könnt! Bisher sah man nur Mißerfolge. Trotz ihrer: euer maßloser Dünkel gegenüber den Zielgenossen jenseits der Parteimauer! Ihr glaubt den Monopolkapitalismus schlagen zu können, indem ihr einen Monopolkommunismus eröffnet! In Wahrheit haben andre Leute als ihr ein gleiches Recht auf die Praktizierung des sozialistisch-revolutionären Gedankens; manche vielleicht ein besseres; eure große Zahl ist kein Argument. Die Zahl der Nazis, letzten Herbst, war noch größer.

Wäre nach drüben hin Kritik Sünde — hier ist Kritik Pflicht; Jammerlappen würden wir sein und tatsächlich Konter-

revolutionäre, wenn wir sie nicht übten. Sie wird uns schwer gemacht durch die Verfolgungen, denen dieser Staat euch aussetzt; wir wünschen nichts weniger, als verwechselt zu werden. Aber vor allem wünschen wir, zu verwirklichen; während ihr mit eurer Starrheit und eurer Exklusivität nur versteht, zu verzögern. Die Methoden, mit denen die russischen Revolutionäre die Revolution verwirklicht haben, paßten in ihre Zeit und ihr Land; deutsche, heute, müssen andre entwickeln. Insonderheit: Nachrevolutionäre Strategie und vorrevolutionäre sind so wesensverschieden, daß man nicht Alexander der Große sein muß, um den Unterschied zu begreifen; die kleinen Alexanders erfassen ihn allerdings nicht. Statt zu sammeln, stoßen sie ab; statt sie auszudehnen, verengern sie die revolutionäre Front. Sie isolieren ihre Partei, statt sie zum Magneten zu machen. Mit unübertrefflicher Virtuosität boxen sie ihre besten Freunde vor die Magengrube. Aus Treue zu einer „Linie", die sicher sehr forsch ist, aber in den leeren Raum führt, statt in die Verwirklichung.

Und alles unter Assistenz des Kremls — welcher von Rußland gewaltig viel und fast nichts vom alten Europa versteht. Er läßt sich unterrichten durch Die, über die er nachgrade unterrichtet werden sollte. Es könnte in Deutschland geben, was es in Deutschland nicht gibt: eine realisatorische rote Bewegung — wenn der Kreml das Liebknechthaus ... nicht etwa losließe, aber es zwänge, unabhängig von seinem Vorbild zu werden, originell, schöpferisch. Die Internationale ist keine Technik des Imitierens, sondern, unter dem Stern des gleichen und gemeinsamen Ziels, ein lebendiges Gefüge nationaler Eigengebilde — oder sie bleibt ein Schemen.

# Landesverratsprozeß gegen die Weltbühne

Seit mehr als zwei Jahren schwebt gegen den Mitherausgeber der ‚Weltbühne', Carl von Ossietzky, und gegen den Schriftsteller Walter Kreiser ein Verfahren wegen Landesverrats und wegen Verrats militärischer Geheimnisse, über das mit Rücksicht auf die Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Juni 1914 früher nicht berichtet werden konnte. Nachdem inzwischen auf Grund einer Anklage des Oberreichsanwalts das Hauptverfahren eröffnet worden ist, kann nunmehr mitgeteilt werden, daß die Anklagebehörde in einem von dem sozialistischen Schriftsteller Kreiser verfaßten, im Jahre 1929 in der ‚Weltbühne' erschienenen Artikel einen Verstoß gegen den Landesverratsparagraphen des StGB. und gegen den § 1 Absatz 2 des Gesetzes gegen den Verrat militärischer Geheimnisse erblickt. Der Artikel enthält eine Kritik der Verkehrspolitik der Deutschen Lufthansa und der ihr übergeordneten Reichsbehörden und befaßt sich weiter mit der Subventionspolitik der Marineleitung. Er gipfelt in der Behauptung, daß die Marineleitung unerlaubte Beziehungen zu einem großen Luftfahrtunternehmen unterhalte. Die Angeklagten bestritten entschieden, sich gegen das Gesetz vergangen zu haben. Der Artikel habe ausschließlich etatskritische Zwecke verfolgt; auch handle es sich um alte bekannte Tatsachen. Dieser Prozeß, der für die Publizistik von grundsätzlicher Bedeutung ist, wird am Freitag, den 8. Mai, vor dem IV. Strafsenat unter Vorsitz des Reichsgerichtsrats Baumgarten verhandelt werden. Die Verteidigung liegt in den Händen der Rechtsanwälte Dr. Alsberg, Dr. Apfel, Rudolf Olden und Dr. Kurt Rosenfeld.

# Der Verrat an Kürten von Carl v. Ossietzky

In Regensburg hat der bayrische Henker für den Versicherungsmörder Tetzner die Guillotine aufgerichtet, in Magdeburg schärft der einstweilen aus der Praxis gesetzte Herr Gröpler das Beil für Peter Kürten, den düsseldorfer Mörder. Bis jetzt liegt allerdings kein Grund zur Annahme vor, daß der preußische Justizminister das Todesurteil vollstrecken lassen wird, obgleich starke Kräfte am Werke sind, ihn dazu zu bewegen, und die reaktionäre Presse die Gegner der Todesstrafe so ziemlich auf die gleiche Stufe mit Kürten stellt. Jedenfalls sieht die Reaktion hier wieder eine günstige Einbruchsstelle, denn weder Kürten noch Tetzner sind geeignet, die Gefühlssphäre in Wallung zu bringen.

Dennoch wird der Gegner der Todesstrafe auch vor dem Fall Kürten nicht seine Meinung ändern, denn sie zeigt sich auch hier als ein herzlich untaugliches Mittel. Und sie darf schon aus dem Grunde nicht angewendet werden, weil der Fall Kürten noch immer einen ungelösten Rest enthält und der düsseldorfer Prozeß nicht die ganze Wahrheit bloßgelegt hat. Das hat hier vor acht Tagen schon unser Mitarbeiter Hans Hyan ausgesprochen, und im ‚Berliner Tageblatt' schildert Rudolf Olden nochmals aufs eindringlichste die unglaublichen Mängel dieses Verfahrens. Nicht einmal Kürtens Frau, der er als erster das Mordgeständnis gemacht hat, ist vernommen worden, und Kürten selbst hat zu allem Überfluß noch drei Mordtaten gestanden, die nachweislich geschehen sind, während er im Gefängnis saß. Olden gibt auch die Versicherung des Verteidigers Wehner wieder, es werde Kürten, falls es ihm einfiele, vor dem Urteil sein Geständnis zu widerrufen, kein einziger Fall wirklich nachgewiesen werden können. Hinzu kommt noch die himmelschreiende Unzulänglichkeit der psychiatrischen Sachverständigen, denen Gott nur die Sache ausgeliefert hat und nicht den Verstand dazu. Diese gelehrten Herren brachten es fertig, Kürten für normal zu erklären, worauf sich alle Normalmenschen, die ja in der Rechtsprechung immer einen besonders geschätzten Rang einnehmen, etwas einbilden können. Alles in allem, dieser Prozeß Kürten war eine feierlich aufgezogene Haupt- und Staatsaktion, die das wirkliche Thema kaum berührte, das Versagen der Polizei sorgfältig verhüllte und überhaupt nur möglich war, weil sich der Angeklagte reibungslos in die Pläne der Regie einfügte. Was ist da vorgegangen?

Es ist bekannt, daß Kürten im Gefängnis fromm gemacht worden ist und die traurige Miene einer ehrlich zerknirschten Seele während der ganzen Verhandlung mit unheimlicher Sicherheit beibehalten hat. Augenzeugen schildern den bizarren Anblick, wie Kürten mit fromm gefalteten Händen in seinem erhöhten Verschlage stand, das Haupt ergeben zur Seite geneigt, den Blick schief nach oben gerichtet — einer jener wunderlichen steifen Heiligen des Greco. Seinen Bekehrern hat der Mann keine Unehre gemacht. Es ist schon in Düsseldorf von Eingeweihten in die Kulissengeschichte des Prozesses der durch wichtige Momente fast bis zur Gewißheit

gesteigerte Verdacht geäußert worden, man habe Kürten Begnadigung versprochen, wenn er sich in die ihm zugewiesene Rolle füge, sich streng an die bisherigen Geständnisse halte und in jeder Phase der grade noch rechtzeitig zum wahren Christenglauben bekehrte Sünder bliebe. So haben ihm wohl auch die schwarzröckigen Souffleure die bizarre Schlußrede eingeblasen, in der er betonte, daß Wolf und Kienle noch viel mehr Leben gemordet hätten als er. Aus sich heraus dürfte er dieses Argument wohl kaum haben. Es ist auch ziemlich unwahrscheinlich, daß sich ein geständiger Lustmörder unmittelbar vor seinem Prozeß grade mit schwerwiegenden bevölkerungspolitischen Fragen befaßt. Übrigens benutzen klerikale Blätter, über deren Geschmack sich nicht streiten läßt, den reuigen Sünder bereits zu Propagandazwecken gegen den verruchten Kulturbolschewismus. „Dasselbe Publikum", so schreibt zum Beispiel ‚Das Neue Reich', „das sich wochenlang nicht genug tun konnte, Kürten als Scheusal zu titulieren, muß sich von diesem Lustmörder und Sadisten sagen lassen: Ihr selbst seid Mörder, unter euch selbst geht Mord um, ungestraft, gefeiert und als fortschrittlich gepriesen; Tausende von Kinderseelen klagen euch an; Ihr richtet mich, aber sehet zu, daß Ihr nicht selbst gerichtet werdet." Wir können diese frommen Katholiken zu diesem neuen Gladiator des Glaubens nur aufrichtig beglückwünschen. Er scheint ihnen ja wertvoll genug zu sein, um ihm noch Absolution für einige weitere aufgeschlitzte Leiber zu erteilen. Nach alledem aber entlarvt sich dieser düsseldorfer Prozeß immer mehr als eine glatte Justizkomödie in Idealkonkurrenz mit einer klerikalen Machination.

Die Frage ist doch naheliegend: wäre gegen den Angehörigen einer andern Gesellschaftsschicht in der gleichen Weise wie gegen Kürten verhandelt worden? Mit so sorgfältiger Vermeidung des wirklichen Themas? Mit einem solchen Verteidiger, der sich gleichfalls widerspruchslos ans Regiebuch hielt und mit keinem Wort in das Dunkel des Untersuchungsverfahrens eindrang? Und mit solchen Sachverständigen, die es mit ihrer Wissenschaft zu vereinbaren wagten, sich auf das imbezille Verdikt „normal" festzulegen? Es ist nämlich in Düsseldorf zunächst die Meinung verbreitet gewesen, der Missetäter sei ein entarteter Lüstling aus höchsten Kreisen. Diese Anschauung verstärkte sich, als man die Leiche der kleinen Albermann an der Gartenmauer des Hauses eines Herrn von Haniel fand. Und sofort trug es Fama, die Gewissenlose, die Lügenzunge, in ganz Düsseldorf herum, daß der Täter in diesem Hause zu suchen sei. Die Frage, die sich daraus ergibt, ist nicht schön, aber notwendig: wie würde dieser Prozeß ausgesehen haben, wenn auf der Anklagebank ein Herr von Haniel gesessen hätte und nicht ein armseliger Berufsverbrecher? Dann wäre diese ganze gedämpfte Inszenierung unmöglich gewesen, und dann hätten auch Sachverständige gesprochen, die ihre Wissenschaft über das gemeinsame Ruhebedürfnis von Justiz und Polizei gestellt hätten.

Die Anhänger der Todesstrafe schreien nach dem Beil für Kürten, und es nimmt sich komisch genug aus, wenn sie

diesen selbst als Kronzeugen für das Gesetz des Talion beanspruchen. Kürten selbst verlange ja nichts sehnlicher als die Sühne auf dem Richtblock. Diese Anhänger der Vergeltungstheorie, diese publizistischen Racheengel aus der klerikalen und nationalen Kaffernprovinz sollten doch dem verurteilten Mörder nicht die Lösung überlassen, die ihm selbst als die mildere erscheint. Wo bleibt denn da die kostbare Theorie? Wenn wir uns gegen die Vollstreckung der Todesstrafe an Kürten wenden, so hat das nichts mit Humanitätsduselei zu tun, sondern geschieht deshalb, weil die Art der Durchführung dieses Prozesses einen zu großen ungelösten Rest hinterlassen hat. Wenn jemand für neun Mordfälle verurteilt wird, und dieses Urteil auf nichts basiert als auf dem Geständnis eines Verbrechens, der sich in Einzelfällen bereits als phantastischer Lügner offenbart hat, so kann nichts die Zweifel beschwichtigen, die auch nach dem formalen Abschluß noch rege sind. „Kein klarer Fall!" schreibt Rudolf Olden, und jeder Einsichtige muß ihm beipflichten, Wie nun, wenn Kürten in seiner krankhaften Wichtigtuerei auch noch einige Morde auf sein Konto genommen hat, die er gar nicht begangen hat? Das hieße doch, daß sich unter der breiten, schreckensvollen Couvertüre „der düsseldorfer Mörder" noch andre Täter verborgen hätten, die noch heute frei herumlaufen und deren pervertiertes Triebleben sie gewiß später wieder zu ähnlichen Taten zwingen muß. Das hieße aber auch, daß das traurige Aktenstück der düsseldorfer Morde noch nicht abgelegt werden darf, weil mindestens ein Teil davon noch immer nach Klärung verlangt. Diese Frage ist nicht unwichtig, denn mit der Hinrichtung Kürtens wird sie so glatt abgeschnitten sein wie sein Kopf. Es ist also schon ein Gebot der Vernunft, dafür zu sorgen, daß die Untersuchung nicht aufhört und die Polizei nicht wieder in ihre alte Lethargie zurückfällt.

In seiner Zelle aber sitzt der verurteilte Mörder Peter Kürten, dem man eingetrichtert hat, wenn er keine dummen Szenen mache, sondern aufrichtige Reue bekunde, dann werde wohl über Gnade zu reden sein. Heute schreit alles nach dem Henker, der ernste, humane Justizminister wird von allen Seiten bestürmt, diese Bestie in Menschengestalt nicht der Gnade teilhaftig werden zu lassen — und verraten in der Zelle der zum Tode verurteilten Mörder hockt der unselige Mensch, der immer wieder mit einer fast mechanischen Devotion versichert hat, daß er nur den Tod verlange und nichts mehr. Er hat sich in der Schlinge einer Komödie verfangen, in der er selbst die schrecklichste und aberwitzigste Rolle gespielt hat. Im Sinne eines grausamen, alle Schändlichkeiten mit gleicher Münze lohnenden Schicksals mag das eine wohl geeignete Sühne sein. Aber die irdische Justiz dient nicht dem Schicksal, sondern der Wahrheit. Und zu allerletzt hat sie wohl auch an eine Ableitung des Falles Kürten ins Metaphysische gedacht. Sie wollte nichts andres als jede Behörde will: automatischen Ablauf ihres Geschäftsganges ohne störenden Sonderfall. Das ist ihr auf Kosten der juridischen und kriminologischen Wahrheit vorzüglich gelungen.

# § 218 in der Irrenanstalt von Charlotte Pol

Am 4. August wird die Arbeiterin Frau Anna B. auf Veranlassung ihres Mannes in die Nervenanstalt Buch aufgenommen. Diagnose: progressive Paralyse. Sie begeht verkehrte Handlungen, beispielsweise läuft sie im Hemd auf die Straße, die einfachsten Rechnungen löst sie falsch, hat schwere Sprachstörungen.

Am 7. August bittet die Anstalt Buch den Arbeiter B. schriftlich um seine Einwilligung zur Behandlung seiner Frau mit Malaria, macht ihn auf das Risiko dieser Behandlung aufmerksam, schließt aber: „Da die Fieberbehandlung indessen bisher das einzige Mittel bei dieser sonst stetig sich verschlimmernden Krankheit ist, so ist ihre Anwendung allgemein üblich geworden."

Daraufhin willigt der Mann sofort ein. Die Frau kann aber noch nicht behandelt werden, da sie zu schwächlich ist: sie wog bei der Einlieferung nur 50,5 Kilogramm. Man wartet ab.

Am 10. Oktober schreibt B. einen Brief an den Anstaltsdirektor, daß seine Frau ihm so vorkomme, als ob sie schwanger sei, daß die Oberschwester zwar sage, das käme gar nicht in Frage, daß andre Schwestern aber grade das Gegenteil sagten und ob er, der Mann, denn kein Recht auf Wahrheit habe: „Nun bitte ich Sie nochmals, mir schriftlich Bescheid zukommen zu lassen und über die Maßnahmen, die Ihre Ärzte in diesem Fall zu tun denken, denn meine Frau darf kein Kind mehr austragen, das hat mir mein Hausarzt schon bei der ersten Entbindung ans Herz gelegt. Denn das erste Kind war eine Zangengeburt und da ist ihr alles bei zerrissen worden, Muttermund und Dammriß und was noch alles."

„Geehrter Herr B., es ist ja verständlich, daß Sie in Ihrer Angst, Ihre paralytische und syphilitische Frau könnte gebären müssen, sich auf Dammriß und Zangengeburt berufen. Sie sind ja kein Fachmann. Aber es ist ganz unnötig: Ihre Frau wartet auf die Malariakur, die kann man nicht machen, ohne die Schwangerschaft zu unterbrechen, und wenn man sie nicht macht, ist Ihre Frau nach Ablauf der mindestens noch sechs Monate, bei dem progressiven Charakter ihrer Krankheit, eine Idiotin auf Lebenszeit. Die Maschen des § 218 sind eng, aber hier ist mal ein schöner, fast klassischer Fall von ausschließlich medizinischer Indikation, Leben und Gesundheit der Mutter sind aufs schwerste gefährdet. Noch dazu, wo die Mutter sogar für die Malariakur zu schwach ist." So hätte die Antwort lauten müssen.

Statt dessen lautet sie: „Über die Frage, ob eine Unterbrechung notwendig ist, wird der Facharzt für Frauenkrankheiten entscheiden." Frau B. wird auch tatsächlich am 16. Oktober zur Untersuchung nach dem Virchowkrankenhaus geschickt, weil „der Ehemann Feststellung wünscht, ob seine Frau schwanger ist, auch handelt es sich darum, ob eine Unterbrechung der Schwangerschaft erforderlich ist." Am 23. Oktober bekommt B. endgültige Nachricht, der Facharzt habe entschieden, daß eine Schwangerschaft im dritten Monat bestehe. „Eine Notwendigkeit der Unterbrechung liegt nicht vor."

Es ist wie vor einem Bureauschalter. Schwangerschaft? Nicht unser Ressort! Dafür sind die Herren gynäkologischen Kollegen zuständig und die sagen nein.

Ein kurzer Exkurs. Man müßte annehmen, daß jedem Arzt ständig die Tatsache vor Augen schwebt, daß nach neuern Zählungen von anderthalb Millionen Neugeborener fast jedes fünfundzwanzigste kongenital syphilitisch ist; daß also jedem Arzt das Herz blutet, wenn das Gesetz ihn zwingt, immer wieder Kinder von Syphilitikerinnen zur Welt kommen zu lassen. Das erste Kind der Frau B. war bei Geburt syphilitisch wie die Mutter. Hätte nicht — einmal ganz ab-

gesehn von den Wirkungen für die Mutter — jeder Arzt über einen gesetzlichen Grund dafür nachsinnen müssen, daß das zweite kranke Kind einer inzwischen irre gewordenen Mutter nicht zur Welt zu kommen brauchte? Der Sinn des Paragraphen soll ja grade der Schutz des ungeborenen Kindes sein.

Nichts da. „Eine Notwendigkeit zur Unterbrechung liegt nicht vor." Schluß.

Glücklicherweise war B. kein behördenängstlicher geduckter Prolet, wie die meisten, sondern ein energischer Mensch, der seine Frau sofort aus Buch wegnahm, mit ihr zum Privatarzt ging, dem ein zugezogener Nervenarzt umgehend bescheinigte, daß bei dem fortschreitenden seelischen Verfall der Frau B. die Unterbrechung der Gravidität äußerst dringlich sei, „schon aus dem Grunde, um die Durchführung der absolut notwendigen Malariakur nicht um Monate hinausschieben zu müssen."

Auf Grund dieses Attestes wurde Frau B. operiert, bald danach machte sie die Malariakur in einer andern Anstalt mit vollem Erfolg und sie ist heute gesund, statt daß das deutsche Volk um ein syphilitisches Kind und eine unheilbar irre Frau reicher ist.

Hinzuzufügen bleibt, daß der betreffende Nervenarzt den Tatbestand, die Anstalt Buch habe bei einer schwer paralytisch erkrankten Frau im Alter von dreißig Jahren die Schwangerschaftsunterbrechung abgelehnt, sofort dem Hauptgesundheitsamt in Berlin mitgeteilt hat mit der Bitte um Auskunft, ob dies auf Grund einer allgemeinen Verfügung geschehen oder nur Anstaltsangelegenheit sei. Das Hauptgesundheitsamt antwortete: „Eine Schwangerschaftsunterbrechung wegen Paralyse kann bei den gegenwärtigen gesetzlichen Bestimmungen, an die sich bei der Lage der Rechtsprechung jeder Arzt, besonders aber der beamtete Arzt, nun einmal zu halten hat, nicht in Betracht kommen. Eine Regelung durch allgemeine Verfügung gibt es nicht, jedoch würde aus den dargelegten Gründen keine Anstalt sich anders entscheiden können."

Buch ist also von oben salviert. Aber wahrhaft interessant ist der Bescheid des Hauptgesundheitsamtes aus dem Grunde, weil hier die oberste medizinische Behörde zwischen den Zeilen das bestätigt, was die Gegner des Paragraphen sagen: daß er ein Ausnahmegesetz gegen die Armen ist, in diesem Fall gegen die armen Paralytikerinnen in den öffentlichen Anstalten. Ein Privatsanatorium à 20 Mark den Tag, von „nicht beamteten Ärzten" betrieben, würde bestimmt „aus den dargelegten Gründen sich anders entscheiden können."

---

# Schloß Gripsholm von Kurt Tucholsky

ERNST ROWOHLT VERLAG
BERLIN W 50
PASSAUER STRASSE 8/9

8. Juni

Lieber Herr Tucholsky,

schönen Dank für Ihren Brief vom 2. Juni. Wir haben Ihren Wunsch notiert. Für heute etwas andres.

Wie Sie wissen, habe ich in der letzten Zeit allerhand politische Bücher verlegt, mit denen Sie sich ja hinlänglich beschäftigt haben. Nun möchte ich doch aber wieder einmal die „schöne Literatur" pflegen. Haben Sie gar nichts? Wie wäre es denn mit einer kleinen Liebesgeschichte? Überlegen Sie sich das mal! Die befreundeten Sortimenter sagen mir je-

desmal auf meinen Reisen, wie gern die Leute so etwas lesen. Wie ist es damit?

Sie haben bei uns noch 46 Reichsmark gut — wohin sollen wir Ihnen die überweisen?

Mit den besten Grüßen

Ihr

(Riesenschnörkel) Ernst Rowohlt

10. Juni

Lieber Herr Rowohlt,

Dank für Ihren Brief vom 8. 6.

Ja, eine Liebesgeschichte... lieber Meister, wie denken Sie sich das? In der heutigen Zeit Liebe? Lieben Sie? Wer liebt denn heute noch? Dann schon lieber eine kleine Sommergeschichte.

Die Sache ist nicht leicht. Sie wissen, wie sehr es mir widerstrebt, die Öffentlichkeit mit meinem persönlichen Kram zu behelligen — das fällt also fort. Außerdem betrüge ich jede Frau mit meiner Schreibmaschine und erlebe daher nichts Romantisches. Und soll ich mir die Geschichte vielleicht ausdenken? Phantasie haben doch nur die Geschäftsleute, wenn sie nicht zahlen können. Dann fällt ihnen viel ein. Unsereinem ...

Schreibe ich den Leuten nicht ihren Wunschtraum („Die Gräfin raffte ihre Silber-Robe, würdigte den Grafen keines Blickes und fiel die Schloßtreppe hinunter"), dann bleibt nur noch das Propplem über die Ehe als Zimmer-Gymnastik, die „menschliche Einstellung" und all das Zeug, das wir nicht mögen. Woher nehmen und nicht bei Villon stehlen?

Da wir grade von Lyrik sprechen:

Wie kommt es, daß Sie in § 9 unsres Verlagsvertrages 15 % honorarfreie Exemplare berechnen? So viel Rezensionsexemplare schicken Sie doch niemals in die Welt hinaus! So jagen Sie den sauern Schweiß Ihrer Autoren durch die Gurgel — kein Wunder, daß Sie auf Samt saufen, während unsereiner auf harten Bänken dünnes Bier schluckt. Aber so ist alles.

Daß Sie mir gut sind, wußte ich. Daß Sie mir für 46 Reichsmark gut sind, erfreut mein Herz. Bitte wie gewöhnlich an die alte Adresse. Übrigens fahre ich nächste Woche in Urlaub.

Mit vielen schönen Grüßen

Ihr

Tucholsky

ERNST ROWOHLT VERLAG
BERLIN W 50
PASSAUER STRASSE 8/9

12. Juni

Lieber Herr Tucholsky,

vielen Dank für Ihren Brief vom 10. d. M.

Die 15 % honorarfreie Exemplare sind — also das können Sie mir wirklich glauben — meine einzige Verdienst-

möglichkeit. Lieber Herr Tucholsky, wenn Sie unsre Bilanz sähen, dann wüßten Sie, daß es ein armer Verleger gar nicht leicht hat. Ohne die 15 % könnte ich überhaupt nicht existieren und würde glatt verhungern. Das werden Sie doch nicht wollen.

Die Sommergeschichte sollten Sie sich durch den Kopf gehn lassen.

Die Leute wollen neben der Politik und dem Aktuellen etwas haben, was sie ihrer Freundin schenken können. Sie glauben gar nicht, wie das fehlt. Ich denke an eine kleine Geschichte, nicht zu umfangreich, etwa 15—16 Bogen, zart im Gefühl, kartoniert, leicht ironisch und mit einem bunten Umschlag. Der Inhalt kann so frei sein, wie Sie wollen. Ich würde Ihnen vielleicht insoweit entgegenkommen, daß ich die honorarfreien Exemplare auf 14 % heruntersetze.

Wie gefällt Ihnen unser neuer Verlagskatalog?

Ich wünsche Ihnen einen vergnügten Urlaub und bin mit vielen Grüßen

Ihr

(Riesenschnörkel) Ernst Rowohlt

15. Juni

Lieber Meister Rowohlt,

auf dem neuen Verlagskatalog hat Sie Gulbransson ganz richtig gezeichnet: still sinnend an des Baches Rand sitzen Sie da und angeln die fetten Fische. Der Köder mit 14 % honorarfreier Exemplare ist nicht fett genug — 12 sind auch ganz schön. Denken Sie mal ein bißchen darüber nach und geben Sie Ihrem harten Verlegerherzen einen Stoß. Bei 14 % fällt mir bestimmt nichts ein — ich dichte erst ab 12 %.

Ich schreibe diesen Brief schon mit einem Fuß in der Bahn. In einer Stunde fahre ich ab — nach Schweden. Ich will in diesem Urlaub überhaupt nicht arbeiten, sondern ich möchte in die Bäume gucken und mich mal richtig ausruhn.

Wenn ich zurückkomme, wollen wir den Fall noch einmal bebrüten. Nun aber schwenke ich meinen Hut, grüße Sie recht herzlich und wünsche Ihnen einen guten Sommer! Und vergessen Sie nicht: 12 %!

Mit vielen schönen Grüßen

Ihr getreuer

Tucholsky

Unterschrieben — zugeklebt — frankiert — es war genau acht Uhr zehn Minuten. Um neun Uhr zwanzig ging der Zug von Berlin nach Kopenhagen. Und nun wollten wir ja wohl die Prinzessin abholen.

Sie hatte eine Altstimme und hieß Lydia.

---

*Dies ist das erste Kapitel einer kleinen Sommergeschichte „Schloß Gripsholm", von Kurt Tucholsky, die soeben im Verlag von Ernst Rowohlt, Berlin, erschienen ist.*

# Das „Problemkind“ und die neue Schule

von Rose Schwarz

Kinder werden niemals befragt, ob sie das Licht der Welt zu erblicken wünschen; ihre Zeugung und Geburt ist also bereits ein Vergewaltigungsakt, zu dessen Wiedergutmachung Eltern ein für alle Mal verpflichtet sind. Sie sollen nach bestem Wissen und Willen für ihre Kinder sorgen und sie zu möglichst nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft erziehen. Diese Erziehung soll dem Kind dienlich sein, nicht den Eltern. Axiome wie: „Kinder haben sich völlig nach ihren Eltern zu richten“ oder „Eltern wollen von ihren Kinder auch was haben“ sind, wenn auch nicht grade verbrecherisch, so doch immerhin albern.

Dieses muß vorausgeschickt werden, um den Verdacht zu entkräften, daß mit dem Folgenden in das Horn der Reaktion gestoßen werden soll. Es ist lediglich beabsichtigt, auf das Unheil hinzuweisen, das das Schlagwort vom „Jahrhundert des Kindes“ in breiten bürgerlichen Schichten angerichtet hat. Ein Unheil, das weniger in seinen Erscheinungen als in seinen praktischen Folgen vielleicht ebenso weittragend wird wie die vorhergegangene Periode allgemeiner elterlicher Verständnislosigkeit. Wir haben gesagt, daß Eltern verpflichtet sind, nach bestem Wissen und Gewissen zu erziehen; faktisch ist man sich aber heute bei uns — und wohl noch mehr in Amerika — nur einig über die Pflicht zur Nicht-Erziehung.

Das gehätschelte Steckenpferd der Bourgeoisie, das „Kind an sich“, wird geliebt, verwöhnt und am liebsten gar nicht erzogen, solange es noch klein und daher Spielzeug ist. Sobald es allerdings Mensch wird und selbst Ansprüche stellt, ist es nicht mehr die ersehnte Fortsetzung der eignen, unvollkommenen Menschlichkeit, nicht mehr der geliebte, einzige Garantieschein auf Unsterblichkeit, sondern etwas Selbständiges und somit etwas Feindliches. Sobald also dieses Entwicklungsstadium erreicht ist, wird das Baby heute automatisch zum „Problemkind“. Meist ist das eine Spielerei unbeschäftigter Mamas, die sich die unbequemen Seiten dieser fremden kleinen Wesen etwas interessanter machen wollen und dabei die schlechtesten Instinkte ihrer Kleinen erst künstlich hochzüchten. „Edith meint es ja nicht böse, wenn sie diese häßlichen Schimpfworte gebraucht. Wir verbieten ihr das nicht, damit sie keine erotischen Gefühle unterdrücken muß; wer weiß, was es sonst für Komplikationen in ihrer Ehe geben kann.“

Solche Eltern sind stolz auf die „Individualität“ ihrer Sprößlinge und noch stolzer auf ihre eigne Fortgeschrittenheit. Sie können es nicht lassen, alles zu analysieren, was ein zullendes Kind tut und betrachten es (mit einem Gemisch von Entzücken und Grauen) als Zeichen „anormal gereizter Sexualität“, wenn das Kind am großen Zeh lutscht. Läuft es einmal mürrisch und etwas unfrisch herum, so denken solche Mütter an Oedipuskomplexe, während es sich in der Mehrzahl der Fälle immer noch um Vorboten von Masern oder

Ziegenpeter handelt. Vielleicht ist es auch nur Wut über eine von den Eltern verbotene Frechheit. Aber das kommt sehr selten vor, denn aus lauter Angst, irgend eine Kindespsyche zu verletzen und ein folgenschweres Trauma zu verursachen, lassen die Erwachsenen heute lieber eine Horde kleiner Teufel ohne jeden Widerspruch auf ihren eignen Psychen und Nerven herumtrampeln. An die Stelle der falschen alten Grundsätze: „Zuerst kommen die Erwachsenen" und „Kinder haben da nicht hereinzureden" ist der ebenso verkehrte getreten „erst kommen die Kinder, und sie haben in alles hineinzureden".

Wenn also ein kleiner Junge herrschsüchtig und rücksichtslos ist, sehen seine Eltern in ihm eine Führernatur, vielleicht einen künftigen Mussolini und statt ihm einen tüchtigen Klaps auf den Hosenboden zu geben (aber eins — zwei — drei, ohne häßliche Vorbereitungen mit „Knüppel aus dem Sack und Hosen ausziehn") lassen sie den Jungen brüllen und die Hausangestellten zu Tode peinigen. Denn was wäre wohl wichtiger als die Versorgung der Welt mit Mussolinis?

*

Noch absurder aber ist das, was augenblicklich mit dem Schulkind getrieben wird.

Unlängst schrieb Karin Michaelis einen Aufsatz über „die Schule als Klub" und berichtete mit allen Zeichen des Entsetzens, daß es heute immer noch Eltern gäbe, die wünschten, daß sich ihre Kinder in der Schule auszeichneten. Nun ist es gewiß ein Unfug, daß Eltern von ihren Kindern verlangen, sie sollten ewig als Primus durch die Schule gehn. Es gibt geborne Primusse, und es gibt Kinder, die periodisch gute und schlechte Schüler sind. Es ist aber auf jeden Fall psychologisch falsch, ein Kind nicht dahin zu beeinflussen, daß es sein Bestes leistet. Frau Michaelis berichtet des weitern, daß ein Junge — „der Sohn einer unsrer herrlichsten Dichterinnen" — ihr erzählt habe, er sei einmal als Kind Letzter in der Klasse geworden und beschämt und unglücklich nach Hause gekommen. Da habe seine Mutter ein wenig krank im Bett gelegen und zunächst zu ihm gesagt: „Das ist aber wirklich unangenehm für uns beide."

Soweit gut. Eine vernünftige Mutter macht ihrem Kind nicht noch zur Verstärkung seiner Beschämung einen Riesenkrach. Schließlich mußte sie ja schon längst gemerkt haben, daß ihr Söhnchen nicht grade der Beste in der Klasse war.

Leider fügte diese herrliche Mutter, nach dem Bericht von Frau Michaelis, ihren vernünftigen Worten aber noch hinzu: „Weißt du was, wir müssen uns jetzt gleich etwas besonders Schönes ausdenken, um es so schnell wie möglich zu vergessen."

Das geht zu weit. Das ist genau so unsinnig wie der Tee, der soeben in Berlin zur Jubelfeier der „Sitzengebliebenen" veranstaltet wurde. Gewiß sind recht bedeutende Männer und Frauen schlechte Schüler gewesen, sicher waren auch wir, die wir die Prämiierung der Untüchtigkeit verurteilen, öfters nachlässiger, als es sich für normal veranlagte Schüler geziemte. Aber eine Feier, die die in der Schule erfolglosen

Kinder quasi zu Märtyrern stempelt, ist wohl nur entschuldbar als eine Reklameaktion der Veranstalter.

*

Man könnte schließlich, auch als Gegner allzu individualpsychologischer Erziehungsmethoden, sich auf den Standpunkt stellen, es solle nun einmal in Gottes Namen eine Generation wenig lernen und dafür hemmungslos lebensfreudig werden, da ja so viele Generationen des Bürgertums zuvor mit allzu überflüssigem Lernballast dem Leben ausgeliefert wurden, so daß ihnen zur Lebensfreude kaum noch Spannkraft übrig geblieben sei. Es werde sich erweisen, daß Sport wichtiger als Wissen sei, im übrigen komme es auf „Glück" an und nicht auf Leistung.

Unterstellen wir das einmal als richtig, obgleich sich in diesem Zusammenhang eine Menge über gegenseitige Bedingtheit von Glück und Leistung (auch reiner Berufs- und Broterwerbsleistung) sagen ließe. Wie sieht es denn aber in der Praxis mit unsrer schönen Theorie aus?

Folgendermaßen sieht es aus: das Sitzenbleiben stirbt langsam aus. Das „Ziel der Klasse" wird den Kindern angepaßt, nicht umgekehrt. Die Reifeprüfung wankt ihrer Agonie entgegen. Es gibt sie zwar noch, aber sie ist nach dem Urteil normaler, nicht nur überdurchschnittlicher, Schüler eine Formsache, sogar eine Farce geworden. Zu jedem neuen Semester werden mehrere zehntausend deutscher Abiturienten auf die Universitäten losgelassen, die nicht mehr gelernt haben, was lernen heißt. Soweit sie sich mit der Matura in der Tasche nicht der Universität, sondern einem Handwerk zuwenden, vor dessen auch nicht mehr güldenen Boden die Zunftbonzen das „Berechtigungsgespenst" gestellt haben, schadet das ja nichts. Eine große Zahl von Abiturienten will aber immer noch studieren, und nun beginnt der Rückschlag und der Katzenjammer.

Denn in dem gleichen Maße, in dem man das Abiturium erleichtert und auf den höhern Schulen Bildungsproletariat heranzüchtet, erschwert man die akademische Laufbahn und siebt man die Universitätsexaminanden. Die juristischen Prüfungen beispielsweise, werden immer schwerer, und trotz aller Erschwerung ist außerdem immer wieder von numeri clausi die Rede. Selbst die besten Prüflinge wären dann nicht mehr in der Lage, ihre hochzensurierten Fähigkeiten in praktische Leistung umzusetzen. Aber selbst wenn es nicht zum numerus clausus kommt, so herrscht doch heute schon der Zustand, daß junge Menschen drei, vier und mehr Jahre ihres Lebens an den Universitäten arbeiten, oft unter größten Opfern und Entbehrungen der Eltern und ihrer selbst, und dann vor den Anforderungen der akademischen Prüfungen glatt versagen. Es ist also sehr die Frage, was da grausamer und unökonomischer, im materiellen und psychologischen Sinn, ist: geistiges Training und sich steigernde Anforderungen in den Gymnasialklassen und damit ein natürlicher Übergang zur Universitätsarbeit oder aber verspielte, nach außen und nach innen undisziplinierte Jugendjahre und danach der unmittelbare Sprung zur Höchstleistung, den nur ein Bruchteil der Studierenden überhaupt imstande ist zu leisten.

Es würde im Rahmen dieser Betrachtung zu weit führen, nun auch noch zu erörtern inwieweit Universitätsstudium und akademische Examina berechtigt, unberechtigt und vor allem: reformbedürftig sind. Der Zweck dieses Versuchs ist in erster Linie der Nachweis, daß die Erleichterungen, mit denen man heute den Kindern in Schule und Haus das Leben zu verschönern trachtet, im wichtigsten Sinn eher eine Verschlechterung bedeuten.

Man hat, als Reaktion gegen die Verknöcherung der Pädagogik von 1900 die Entdeckung gemacht, daß die Kinder sich gefühlsmäßig ausleben müßten. Es entstanden jene Schulen und auch Landerziehungsheime, wo man den Kindern als oberstes Gesetz predigte: alle Hemmungen abzulegen.

Infolgedessen sind bereits heute viele Städte von einer Anzahl äußerst unliebenswürdiger junger Männer und Frauen überschwemmt, die zu ihren Mitmenschen denkbar grob sind, nie eine Abneigung verbergen und auf niemand Rücksicht nehmen. Trotzdem spielen sie eine Rolle, da früher eigentlich nur begabte Kinder geistiger Elite-Eltern in solche neuartigen Schulen geschickt wurden. In diesen Schulen wurde noch auf Lernen Wert gelegt, und diese begabten Kinder lernten und erreichten dadurch wenigstens noch etwas.

Aber es ging hier wie mit allen Errungenschaften: das, was für die Elite möglich und nicht einmal für sie immer richtig war, verbreitete und verflachte sich und hat zu den im vorigen Abschnitt erwähnten Zuständen geführt. Aus Hochachtung vor der kindlichen Individualität, zieht sich die Bourgeoisie eine Generation von Rowdies ohne Wissen, ohne Streben, ohne Beherrschung heran, und wenn diese Kinder dann durch irgend ein Examen fallen, erklären sie den erschreckten Eltern, daß Lernen unnötig sei und daß sie „Kommunisten werden" wollten von der Pike auf. Mit Zettelankleben wollten sie anfangen — das weitere würde sich finden.

Dies alles geschieht zu gleichen Zeit, wo Volkshochschulen und Arbeiterfortbildungskurse pilzgleich aus der Erde schießen und alle Bestrebungen dahin zielen, die geistige, und damit weltliche Karriere, vom „Zufall der Geburt" unabhängig zu machen.

Wir sind hier wohl vor dem Verdacht geschützt, grade diese Entwicklung zu mißbilligen. Wir möchten nur auf den grotesken Widerspruch hinweisen, der da zwischen dem Verhalten des Proletariats und des Bürgertums dem praktischen Leben gegenüber besteht.

Denn in seiner jetzigen Erziehungsmethode, in dem also, was für seine künftige Existenz das Wichtigste ist, steht das unaufhörlich vor der roten Gefahr zitternde Bürgertum heute tatsächlich im Begriff seine Waffen freiwillig fortzuwerfen. Die geistigen Waffen nämlich, die das Proletariat nur aufzulesen braucht um der alten Herrenschicht den endgültigen innern Todesstoß zu geben.

Wir werden auf diesen Artikel, der aus einem teilweise ganz richtig gesehenen Zustand falsche Schlüsse zieht und das Kind mit der Schule ausschüttet, noch ausführlich zurückkommen.

# Granowsky probiert von Rudolf Arnheim

Unter den guten Filmen verdienen diejenigen besondre Begünstigung und Nachsicht, die nicht nur mit erprobten, sichern Mitteln eine unanfechtbare und befriedigende Leistung bieten sondern dem Filmapparat neue Ausdrucksformen abzuringen suchen, experimentieren, wagen, und sei es auch ohne viel Sorge um Stileinheit und geschlossene künstlerische Wirkung. Ein Film vom erstern Typ ist Liebmann-Siodmaks „Voruntersuchung": gute Tendenz, geschickte Szenenführung, ausgezeichnete Schauspieler und das geschmackvollste happy end (wenn schon happy end), dessen ich mich erinnere — „Gerda!" sagt der junge Mann zögernd ins Telephon, wendet sich ab, verbirgt den Hörer vor den Zuschauern und Mitspielern, man hört nichts weiter, und das Spiel ist aus. Mit einem solchen Film kann man zufrieden sein, aber vor Granowskys „Lied vom Leben" sitzt man aufgeregt, geschüttelt, wütend, begeistert, höhnisch ablehnend und kindlich staunend. Denn hier ist siebzehnhundert Meter lang alles durcheinandergeschüttet, was ein eifriger, neugieriger, übermütig spielender Filmarbeiter nur irgend erdenken kann, um sein geliebtes Handwerkzeug auszubeuten. Alle Möglichkeiten der Montage sind verwendet, Zerrlinsen, drehbare Multiplikationslinsen, Zeitraffer- und Zeitlupenaufnahmen, nachsynchronisierter Dialog, Geräuschmusik, illustrierte Songs, Spiegelaufnahmen, rückwärts laufende Tonstreifen, zerschnittene Wortbänder. Dieser Film ist nicht in drei Atelierwochen forsch heruntergedreht sondern in Monaten zusammengebastelt, er ist mit Gehalt gemästet, ist höchst lehrreich. Und wenn es viel gegen ihn einzuwenden gibt, so gilt da für die Kunst dasselbe wie für die Wissenschaft: nichts ist förderlicher, aber nichts ist auch seltner als gute Beispiele dafür, wie mans nicht machen soll. Granowsky gibt uns ein Vorbild und viele Gegenbeispiele.

„Das Lied vom Leben" — ein unendliches und darum ein schlechtes Thema. Denn was ein Kunstwerk am allerdringlichsten braucht, sind Grenzen. Wer auszieht, das ganze Leben zu erjagen, wird mit einem Häufchen Chaos im Kescher heimkommen. Wer sich aber an einen kleinen Ausschnitt hält, wird damit vielleicht unversehens die ganze Welt eingefangen haben. Dieser Film versucht einen Mittelweg, der kaum gangbar ist: es wird die Privatgeschichte von zwei oder drei Menschen gegeben, aber zwischendurch wird dann ab und zu ein großes Rad geschlagen, bunt entfaltet sich ein Bild der Welt, ein Mosaik aus zusammenhanglosen Ausschnitten und ohne zwingende Verbindung mit der eigentlichen Handlung. Wenn ein sehr realer junger Mann mit solidem Beruf und ein junges Mädchen mit bürgerlichem Familiennamen, die eben noch an den Quais des hamburger Hafens herumliefen, plötzlich in einer exotischen Landschaft auftauchen, wo Affe und Pinguin, Giraffe und Walroß sich unbekümmert im gleichen Klima tummeln, nur weil diese Bilder einen eingelegten „Paradies-Song" illustrieren sollen, so widerspricht das dem pedantischen Wirklichkeitssinn des Films, gegen den man nicht sündigen darf! Und ebenso gibt es einen Bruch, wenn die Spielhandlung aus-

klingt in einen ganz unpersönlichen Bilderbogen aus dem Seemannsleben.

Man kann bei Granowsky ausgezeichnet studieren, wie alles Überwirkliche, Symbolische in einem Spielfilm die Wirkungen nicht erhöht sondern abschwächt. Wenn wir den ekelhaften Lebemann, der das junge Mädchen heiraten will, sein Gebiß aus dem Munde nehmen und in ein Glas tun sehen, so ist das deutlich genug, und das Bild braucht nicht noch in ein Totengerippe zu überblenden. Für den lärmenden Rausch einer Hochzeitsgesellschaft braucht man nicht durcheinanderschwebende Sektgläserkompanien — die einfachen Großeinstellungen der üppigen Schlemmerschüsseln (gleich am Anfang) sind bei weitem wirksamer. Die grade in ihrer Leibhaftigkeit so packende Operationsszene wird paralysiert, wenn zum Schluß Ärzte, Schwestern und Instrumente kaleidoskopartig und im Zeitraffer durcheinanderwirbeln. Und die aufkopierte Sanduhr als Symbol des Zeitablaufs, die faustische Fahrt in der Krangondel und die Menschen in Tierkäfigen sind hart an der Grenze des Kitschs. Dabei ist die Verwendung symbolischer Szenen im Film schon aus einem ganz äußerlichen Grunde sehr gefährlich. Gut verwendbar sind die beliebten Großaufnahmen von Wellen und glitzernden Reflexen, und ich habe selten eine bessere Traumszene gesehen als bei Granowsky die durchsichtigen Segelboote, die übers Wasser gleiten, aber sowie man gegenständlichere Motive wählt, hat das Filmbild eine Realistik, die symbolischer Verwendung widerstreitet. Ein Totenkopf wirkt eben nicht als Symbol sondern als ein irdisches Stück Knochen, ein Kapitel Anatomie, und ähnlich ist es mit Granowskys Galerie von Kinderskeletten, die nicht überwirklich sondern als ein nicht hergehöriges Stück Wirklichkeit erscheinen. Die echte Symbolik des Films liegt nicht im Überwirklichen sondern in der deutenden Darbietung von Wirklichem.

Granowskys Arbeit ist sehr charakteristisch für die seltsame Art, in der bei den russischen Filmkünstlern prachtvolle sinnliche Anschauung überdeckt wird von einem Hang zu theoretischem Konstruieren. Die Russen sind wahre Fanatiker der Filmtheorie, sie haben da gradezu kabbalistische Systeme ausgedacht, und deren Anwendung auf die praktische künstlerische Arbeit ist dann meist wenig erfreulich. Eisensteins theoretische Äußerungen sind an geschwollener Phrasenhaftigkeit kaum zu überbieten, Amateurphilosophie, aufgepappte Marxismen, rauschender Tiefsinn, und das wirkt sich dann in der Praxis aus, so wenn er beispielsweise jetzt damit umgeht, das Kapital von Marx zu verfilmen. Aus dieser Haltung erklärt sich auch die merkwürdige Auffassung vom Tonfilm bei den Russen. Ebenso wie sie sich beim stummen Film nicht gern mit ihrer herrlichen Kunst der Wirklichkeitsbetrachtung begnügen sondern durch Montage symbolischer Bilder „Gedanken" einzufügen suchen, ebenso suchen sie den eigentlichen Sinn des Tonfilms im Asynchronismus, das heißt im Zusammenfügen nichtzusammengehöriger Ton- und Bildszenen. Zu dieser Meinung hat sich Pudowkin bekannt. In diesem Sinne illustriert Granowsky Songs eines unsichtbaren Sprechers durch Bilder — ein Prinzip, dessen Brauchbarkeit man nach so wenigen Bei-

spielen noch nicht recht beurteilen kann; nur soviel ist sicher: unverwendbar ist der wortgetreue Parallelismus von Text und Bild („Groß ist der Ozean" und dazu ein Bild des Meeres — da schwächt das Bild den Text und der Text das Bild). Dagegen wirkt es sehr gut, wenn dem plötzlich einsetzenden Chor im Liede ein „Bewegungschor" im Bild entspricht, eine Gruppe kletternder Matrosen. Immerhin scheint es mir unbezweifelbar, daß der Asynchronismus nicht das Kernprinzip des Tonfilms sondern nur eine spezielle Möglichkeit ist. Bei Granowsky hat man das Gefühl, daß er schon das Nachsynchronisieren von Dialog für eine Art souveräne Meisterung der Tonapparatur hält, während es sich dabei doch um einen ganz äußerlichen Kniff handelt, der angebracht sein mag, wenn man — wie in den ausgezeichneten Klinikszenen — Dialog nur in einzelnen kurzen Worten, als eine Art Morsetaster-Ticken verwendet, obwohl auch hier schon der Stimmklang leicht etwas störend Fremdartiges bekommt. Sehr zukunftsreich scheinen mir hingegen die Versuche mit Geräuschmelodien, so etwa wenn Maschinengeräusche von verschiedner Tonhöhe wie Töne einer Melodie hintereinander montiert werden. Auch für die Verwendung von Begleitmusik gibt es einige lehrreiche Beispiele: den Trompetenruf des Säuglings und das gewichtige Schreiten der Einleitungstakte, wo der Rhythmus der Bildsprünge durch einen genau parallel gehenden Tonrhythmus akzentuiert wird.

Ganz vorbildlich ist die Photographie. Man kann an diesem Film zeigen, wie das kräftige Herausarbeiten der Schwarz-Weißwerte nicht nur eine Luxuszugabe, eine Delikatesse ist sondern notwendige Voraussetzung für die Realisierung der künstlerischen Idee. Die große Operationsszene zum Beispiel bezieht ihre ganze Wirkung aus dem schlagenden Kontrast der weißen Mäntel, der weißen Wäsche, der weißen Watte zu den schwarzen Gummihandschuhen und Instrumenten und Gesichtern. Man braucht nur an dieselbe Szene aus „Frauennot — Frauenglück" zu denken, um des Unterschiedes bewußt zu werden. Der Kuriosität halber sei bei dieser Gelegenheit erwähnt, daß der Oberzensor Seeger, der den Film mit siebenundvierzig Ausschnitten freigab, in einem Interview geäußert hat, charakteristisch für Granowskys Sensationsgier sei, daß er in seinem Film nicht die normale Geburt sondern den Ausnahmefall Kaiserschnitt zeige. Da hat Herr Seeger einen zukunftsreichen Gedanken in die Welt gesetzt. Seinerzeit hat ja Friedrich Schiller in niedriger Spekulation auf die sadistischen Triebe des Publikums Tells Apfelschuß auf die Bühne gebracht, obwohl solche akrobatischen Schaustellungen doch sicherlich nicht zum normalen Verkehr zwischen Regenten und Revolutionären gehören. Lebte Schiller heute, unser Ober-Cutaway würde ihm schon zeigen, was eine moralische Anstalt ist!

# Auf dem Nachttisch von Peter Panter

Die Gesamtausgabe der Freudschen Schriften ist da. Elf Bände, die die Welt erschütterten.

Einer der wenigen Männer, die diesen Mann richtig sehn, scheint Freud zu sein. Mit dem Lorbeergemüse seines Ruhmes kann er die faulen Äpfel seiner Tadler garnieren, und wenn er weise ist, sieht er die Schar seiner Schüler an und denkt sich sein Teil. Lassen wir die schlechten Schüler, halten wir uns an die guten und halten wir uns an ihn.

Es ist das Schicksal der Wahrheiten, hat Schopenhauer gesagt, daß sie erst paradox erscheinen und dann trivial. An Freud ist das genau zu studieren. Die Gesamtausgabe seiner Schriften zeigt aber noch etwas andres.

Langsam beginnt sich das Fleisch von diesem Werk zu lösen, das Zufällige, das Alltägliche — und es bleibt das Skelett. Wir können nicht sehen, was davon noch im Jahre 1995 lebendig sein wird, und ob überhaupt noch etwas lebendig sein wird, nämlich in der Form, die er ihm gegeben hat. Fortwirken wird es, das kann man sagen. Er hat eine Tür aufgemacht, die bis dahin verschlossen war.

Es gibt Partien in diesen elf Bänden, besonders in den ersten, die muten an wie ein spannender Kriminalroman. Wie da die Theorien langsam keimen und aus den platzenden Hüllen kriechen, wie sie sich scheu ans Licht wagen, ins Helle sehn und plötzlich sehr bestimmt und fest auftreten: nun sind sie da und leben und wirken. Die Darstellungskunst Freuds ist fast überall die gleiche: in den grundlegenden Schriften, in den kleinen Aufsätzen, so in dem wunderschönen Gedächtnisartikel für Charcot — überall ist ein klarer, methodisch ordnender Geist am Werk.

Das Modische an diesen Schriften wird vergehen; die kindische Freude der Amerikaner und sonstiger puritanisch verbildeter Völker, nun einmal öffentlich über Sexualität sprechen zu können ... das hat mit Freud nicht viel zu tun. Bleiben wird der große Erneuerer alter, verschütteter Wahrheiten — der Wahrheit: der Wille des Menschen ist nicht frei.

Das schön gedruckte und gut gebundene Werk ist im Internationalen Psychoanalytischen Verlag zu Wien erschienen. Es finden sich darin auch die jüngsten Schriften Freuds, auf die immer wieder hingewiesen werden muß, als letzte die „Zukunft einer Illusion". Es fehlt noch das „Unbehagen in der Kultur"; ein zwölfter Band wird erscheinen. Die Grenzen Freuds werden in seinem Gesamtwerk erkenntlich. Er ist nicht der liebe Gott, doch hat er uns gelehrt, wieviel Krankheitsgeschichte in den gereizten Kritiken über ihn zu finden ist. Für halbgebildete Katholiken sei gesagt: es ist die Bibel der Gottlosen. Josef Wirth darf das falsch zitieren. Man versteht die Welt nicht, wenn man diese Bände nicht kennt. Sigmund Freud wird am sechsten Mai fünfundsiebzig Jahre alt. Wir grüßen ihn voller Liebe und Respekt.

Nach diesem beherzigenswerten Vermerke fahren wir fort im löblichen Werke. Willy Haas „Gestalten der Zeit" (erschienen bei Gustav Kiepenheuer, Berlin). Essays aus vielen Bezirken: France, Barrès, Tolstoi, Ludendorff, Werfel und Kafka; Totenmasken und das rapprochement ... in dem Bändchen werden viele Themen angeschlagen. Manches ist wundervoll im Einfall, so etwa die Parallele von Theologie und Kriminalroman, wie überhaupt eine gute dogmatische Vorbildung den Autor befähigt, zum Beispiel so eine Erscheinung wie die Ludendorffs besser zu sehen als das andre vermocht haben. Manches habe ich nicht verstanden: für eine so hymnisch-getragene Untersuchung über Hofmannsthal muß ich mich inkompetent erklären, das müssen die Oesterreicher unter sich ab-

machen, unsereiner hat da wohl nichts zu suchen. Ich glaube davon nicht eine Silbe. Haas, ein Mann von viel Bildung, Wissen und Geschmack, hat nur einen Fleck: das ist der Literaturjargon, in dem er oft schreibt. Tut ers nicht, dann blinkt das nur so von Klarheit, und alles ist treffsicher und rational untermauert; tut ers, dann kullern ihm die Modewörter dahin, und dieses Gemisch von philosophischen, soziologischen, medizinischen, psychologischen Brocken gibt keine gute Suppe. Möge er doch seine eigne Sprache sprechen und nicht die jener Knaben, die nachts um halb eins Laotse mit Carus gleichsetzen, weils schon gleich ist. Haas gehört nicht zu ihnen — er soll auch nicht ihren Jargon schreiben.

Dieser Essayband ist ein Buch mit Einfällen, ein reiches Buch, das den Leser reizt, die behandelten Themen seinerseits zu studieren. Die Aufsätze von Willy Haas erscheinen fortlaufend in der ‚Literarischen Welt'; hoffentlich ist dies nicht sein letzter Auswahlband.

Matwey Liebermann „Im Namen der Sowjets" (erschienen im Malik-Verlag zu Berlin). Ein moskauer Sling berichtet aus den russischen Gerichtssälen. Das ist sehr beachtlich, diese Gerichtschronik der Prawda. Um so beachtlicher, als es sich hier nicht um große Affairen handelt, wie etwa den Ramsin-Prozeß; über den mag man „Spione und Saboteure" (erschienen im Neuen Deutschen Verlag zu Berlin) nachlesen. Liebermann gibt den Alltag, Alltagsprozesse, Mord und Totschlag, wie sie in jedem Lande vorkommen. Nur die Färbungen sind verschieden. Hier so:

Ob das nun am Berichterstatter oder an den prozeßführenden Organen liegt, es geht eine Art Fibelton durch das Buch. Nun kann ich nicht russisch; ich höre also den Ton nur in der Übersetzung, und da mag er unrein klingen. Aber es ist etwas von erhobenem Zeigefinger, vom braven und vom bösen Russen; doch wenn das Auditorium höhnisch dazwischen ruft, weil der ungeschickte und „nicht sympathische" Angeklagte dumme Ausreden vorbringt, so ist das schließlich nichts andres als das, was jedes Gerichtssaalpublikum auf der ganzen Welt empfindet. Es wird aber hier um neunzig Grad gedreht, und man hat manchmal den Eindruck, in einem Kindergarten zu sein. Vielleicht ist diese strenge, dogmatische Behandlung der Angeklagten notwendig, vielleicht muß die neue Sittlichkeit, die die Russen realisieren wollen, erst in die Gehirne gehämmert werden, und zwar so und nicht anders —: das kann ich nicht beurteilen. Soweit es sich um eindeutige politische und sowjetfeindliche Akte handelt, ist das verständlich; geht es ins Gefühlsleben hinab, so trennt mich von dieser Anschauung eine Welt. Ich weiß sehr genau, daß das Dreieck von zwei Männern und einer Frau in seiner Auswirkung auch vom Wirtschaftlichen abhängig ist. Das aber, was hier getrieben wird, muß zum Klischee führen, auch in der Beurteilung solcher Gefühlsverwirrungen. Noch hat man nicht den Eindruck, daß die urteilenden Genossen Pharisäer seien — durchaus nicht. Der Weg, den sie gehen, kann sie jedoch dahin führen, es zu werden. Es ist eine andre, uns ferne, fremde und dünne Luft, in der geurteilt wird. Gewohnt, alles was geschieht, in seinen Wirkungen auf das Individuum zu beziehen, sehe ich die Wirkungen dieser Justiz nicht klar vor Augen. Freilich haben wir als Angehörige von Staaten, in denen die Justiz so im argen liegt, überhaupt keine Veranlassung, uns in Vergleichen zu überheben — schlimmer, dümmer, verrotteter und gemeiner als die durchschnittliche bürgerliche Rechtsprechung mit ihren verhärteten Spießern, von denen kaum einer weiß, was Schuld, Reue und Strafe ist ... so schlimm wie bei uns kann es in Rußland nicht sein. Man fertige nicht so viel Psychologien über Verbrecher an; man schreibe eine Psychologie, die dartut, wie es in den Köpfen der Staatsanwälte und der Richter aussieht, und warum es da so aussieht, und man wird Merkwürdiges zu sehen

bekommen. Das russische Strafrecht zeigt sich in diesem Buch von seiner besten Seite, und dieses Recht ist gut. Die Richter tun das gleiche — aber es sind Russen, und ich kann sie nicht ganz verstehn; auch in ihrem Rationalismus nicht, grade da nicht. Denn er ist keiner.

Die Bucheinbände John Heartfields werden immer besser; dieser ist wieder sehr geglückt, besonders die Photos auf der Rückseite. Viel kopiert, nie erreicht.

Weil wir grade bei den Gerichteten sind: „Menschen im Zuchthaus" von Lenka von Koerber (erschienen im Societäts-Verlag zu Frankfurt am Main). Brav, aber das ist kein neuer Weg; nicht brav. Es ist doch alles wieder von oben nach unten gesehn; die Bestraften sind eben doch eine andre Rasse, und es ist gar nichts, gar nichts. Sicherlich kann diese Frau in der freiwilligen Anstaltshilfe viel Gutes tun, aber ihre Anschauungen von Schuld und Sühne sind ganz und gar bürgerlich, also unbrauchbar. Lenka, schauen Sie nicht auf die Strafanstaltsdirektoren, mit denen Sie da zu tun haben — das sind keine Lehrmeister, sondern in ihrer Mehrzahl Gegenbeispiele. Schlagen Sie sich an die Brust, Lenka — nur wer sich einmal wirklich schuldig gefühlt hat, denken Sie, ohne von einem Richter verurteilt worden zu sein —: nur der weiß, was das ist: Strafe. Zuchthaus? Diese Zucht ist eine miserable Zucht, eine verdammte Zucht, eine Unzucht.

Warum übrigens fast alle schreibenden Frauen den zusammengesetzten, substantivierten Infinitiv anwenden! Dieses Musikalisch-schreibenwollen, aber Nicht-hinten-hochkönnen — das ist wirklich keine Freude.

Nur aus Spaß angezeigt und nur für Leute, die das Büchlein gratis einsehen können: „Kaplan Fahsel in seinem Werdegang unter Zuhilfenahme seiner Briefe und Aufzeichnungen" dargestellt von Henriette v. Gizycki (beim Buchverlag Germania in Berlin erschienen). Na, und so ist es denn auch. Man hält es wirklich nicht für menschenmöglich, worauf alles die Leute hineinfallen. Das Werk der Verfasserin und diese selbst kann ich nicht charakterisieren: ich komme sonst ins Kifänknis. Und das ist die Sache wieder nicht wert. „Ich hoffe, daß dieses Schriftchen zum Verständnis des eigenartigen Werdeganges eines Mannes unsrer Zeit beiträgt." Huschhusch; das tuts.

„Stempellieder" von Franz Zorn (erschienen als Sonderheft des ‚Sturm', Dezember-Heft 1930. Im Verlag des ‚Sturm', Berlin W 15).

Schade. Das könnte etwas sein. Es ist aber nur der zerbrochene Aufschrei eines zerbrochenen Bürgers, der — mit aller Ehrfurcht vor seiner Not sei es gesagt — im Augenblick, wo er eine Stellung hätte, mit dem kapitalistischen System durchaus zufrieden wäre. Es ist die ausweglose Hoffnungslosigkeit eines, der noch nicht den Weg zur Arbeiterbewegung gefunden hat, ohne den solcher Not eben nicht beizukommen ist. Das Parteibuch allein genügt gewiß nicht; das Gedichtbuch aber auch nicht. Es sind ein paar sonderbare Zeilen in dem Heft; am besten die, wo alte, einmal gehörte Formen und Versfetzen durch die Gedichte geistern. Verzweiflung allein ist kein Agens in diesem Kampf, der zu führen ist.

Nach diesem durchaus politischen Vermerke fahren wir fort im löblichen Werke. Karl Benno von Mechow „Das Abenteuer" (erschienen bei Albert Langen in München). „Ein Reiterroman aus dem großen Krieg." Hei, Hornist, blas' ins Horn! Welchen Krieg meint Ihr itzt? Er meint die letzte große Industrie-Schlachterei. Doch gehts nimmer so in dieser Scharteke zu; bey der heiligen Sankta Barbara, mitnichten!

Das Buch ist wunderhübsch geschrieben; wenn es als Märchen herausgekommen wäre, wärs gar nicht übel. Es ist ein ästhetischer Krieg; ein pflaumenblauer Herbst-Krieg, mit Ritten durch die regenschweren Baumalleen des Ostens... sicher ist das auch so gewesen, und wenn man von der gewissen übermanierlichen Geziertheit eines Salonrauhreiters absieht, ist die Lektüre freundlich und heiter. Das müßte so ein Buch für den Kulturdichter Binding sein — der liebt diese sauber gebürstete Romantik. Allerdings schwätzt Mechow lange nicht so falsch-gescheit daher und ist nicht halb so reaktionär wie jener, der Liebling gut-liberaler Kreise. Der Stil Mechows ist bezeichnend für ein ganzes Bücherbrett voll Kriegsbüchern: leicht geziert. Da, wo er rauh ist, ist er es in Anführungsstrichen — haben die Unteroffiziere bei der Kavallerie nicht so gesprochen: „Von dem wollte ich erzählen. Das ist einer, so einen sah ich noch nie"? Genau so haben sie gesprochen. Man hat, wenn man das Buch liest, niemals das Gefühl, als könnten bei dieser Reiterunternehmung auch Leute sterben, Söhne, Familienväter, verkleidete Papierwarenhändler und Bureauangestellte, zu Hause steht die Frau nach der powern Rente an... nicht doch. Stören Sie die Romantik nicht, Herr!

Sehr bezeichnend, daß dieses Buch im Osten spielt. Im Westen gabs das alles nicht. Und nach dem Westen sind auch niemals Freikorps gezogen, in diese so verdammt zivilisierte Gegend, wo nach 1918 jedermann die Recken mit Stahlhelm und Sturmband gefragt hätte: „Die Herren haben wohl einen kleinen sitzen?" Landsknechts-Romantik blüht vorwiegend im Dreck und in der Weite unordentlich bestellter Felder.

Manchmal blüht sie aber auch am Telephon, am photographischen Apparat und in der sauberen Schweiz. Das Zeitalter der Spionenbücher ist angebrochen, dieser patriotischen Detektiv-Schmöker.

„Die Weltkriegs-Spionage (Original-Spionage-Werk); im Verlag Justin Möser, München, Abteilung Vertriebsstelle amtlicher Publikationen und Veröffentlichungen aus Kriegs-, Militär-, Gerichts- und Reichsarchiven." Uff. Und so ein dickes Buch! Wenn man damit einen Kriegsgerichtsrat vor den Kopf haut... er bleibt leben. Denn diese Köpfe sehn innen zum Beispiel so aus: „Zum Schluß möchte ich nur noch der erst kürzlich wieder von Professor Doktor Louter gebrachten Behauptung entgegentreten, der Exkaiser habe die Verurteilung Miß Cavells bedauert. Dies ist völlig unzutreffend." Sicher. Der und bedauern —!

Also lassen wir diesen teuren Prachtschinken beiseite und wenden wir uns einem erschwinglichen Bändchen zu: „Vorsicht! Feind hört mit!" Herausgegeben von Hans Henning Freiherrn Grote (erschienen im Verlag von Neufeld & Henius in Berlin). Das Ding hat 150 Bilder; für ein Schreckensmuseum gegen Krieg und nationale Barbarei lohnt sich der Ankauf sehr.

Das Buch ist ein Dokument vaterländischer Raserei, ein Leckerbissen für jeden Psychiater, der kein Patriot ist. „Die Spionage ist ein Dauerzustand unter den Völkern, der sich in seiner Existenz um Krieg oder Frieden nicht kümmert, denn sie ist geboren aus der klaren Erkenntnis, daß immer Kampf unter den Menschen und Nationen sein wird bis in alle Ewigkeit." Gottseidank, heißt dies, Gottseidank: denn nun sind wir, mit unsern Anlagen, die wir im Frieden nicht zu verwerten wissen, unentbehrlich. Das Buch enthält viele solcher Perlen: Textstellen und Bilder.

Text: „Es wurde bei uns sogar versäumt, dem deutschen Soldaten und dem deutschen Volke eindeutig und klar zu sagen, wofür sie kämpften." Hoppla — ein kleiner Betriebsfehler. Aber wissen wir es heute? Heute wissen wir es. Wofür? Für einen Schmarrn. Und keine weinende Mutter, die sich eine Ideologie für den Verlust

ihres Sohnes zurecht machen muß, um noch leben zu können, kann daran etwas ändern.

Manchmal machten diese allerchristlichen Staaten einander Konkurrenz, um sich gegenseitig die Soldaten abspenstig zu machen. „Werteste deutsche Soldaten!" fängt ein französischer Werbezettel an. Wenn sie sie nachher hatten, sprachen sie ganz anders, nämlich eine Sprache, die jeder Allerwerteste verstanden hat.

Man erfährt bezaubernde Dinge. Der große schwedische Radierer und Maler Anders Zorn war dem berliner Polizeipräsidium „spionageverdächtig", ein damals geläufiger Terminus, mit dem die Irren ihre Wahnvorstellungen zu benamsen pflegten — Zorn aber wäre, von andern Gründen abegesehen, viel zu faul gewesen, sich mit Politik zu befassen; d'Annunzio wird kontunierlich Rappaport benannt, und man weiß nicht, worüber man mehr lachen soll: über diese Deutschen, die ihn damit zu vernichten glauben, oder über d'Annunzion; von der großen Literatur der gequälten Matrosen hat der Verfasser nichts gehört, denn für ihn ist die Matrosenrevolte in Kiel von den Engländern gemacht; Battisti wird als Spion bezeichnet, was eine Lüge ist, das ist er nie gewesen; wenn die Franzosen einen erschießen, so ist es ein „angeblicher Spion", und schmatzend wird von den Untaten rheinischer Anti-Separatisten berichtet. Die erzählen: „Unterwegs begegneten wir einem Lastauto, besetzt mit Separatisten. Nachdem wir diese beerdigt hatten, setzten wir unsern Marsch mit selbigem Lastauto fort." Ich höre einen spitzen, schrillen Schrei, er rührt von einer Eierstockträgerin her und klingt wie: „Bravo!" Und auch so etwas kriegt Kinder und heißt Mutter.

Die Bilder dieses Bändchens aber sind manchen Kupferpfennig wert. Wie der Wahnsinn „Staatsgrenze" durch die Abbildung des elektrischen Zaunes zwischen Belgien und Holland klar erkennbar wird: hier Mord Pflicht, dort Mord verboten; wie Menschen erschossen werden und fallen — es ist sehr lehrreich. Der Höhepunkt aber dürfte wohl das Bild auf Seite 176 sein.

Die lieben Bundesbrüder pflegten ja die Angehörigen ihrer Völker, die unter Habsburgs Szepter indivisibiliter vereinigt waren, stückweise aufzuhängen, wenn sie anders mit ihnen nicht fertig wurden. Man sieht also in einer Serie von Bildern:

Drei russische Spione, zwei Männer und eine Frau, sie in der Mitte, stehen an Kreuzen. Drei Kreuze in einer Reihe? das muß ich schon mal irgendwo gesehn haben. Jeder auf einem kleinen Podest von Tischen, die man unter ihnen aufgeschichtet hat. Der dritte Mann rechts, der zuletzt an die Reihe kommen wird, hat nur ein Bein, das andre ist ihm bis übers Knie amputiert. Das macht aber nichts. Die Bundesbrüder reißen der Frau die Tische weg, sie hängt — haben Sie das mal gesehn? Es ist reizend. Dann dem zweiten. Der Dritte, der Einbeinige, sieht inzwischen ein bißchen zu, er hat den Kopf dorthin gewendet, niemand hat den Leuten die Augen verbunden, und der Einbein wartet nun, wann die Henkersknechte im Kaiserrock, Gott erhalte, auf ihn zugehen. Zum Schluß sieht man die drei Menschen baumeln, und viele umgestoßene Tische vor ihnen. Die Schweine hatten gefressen, da stießen sie die Tische um. Sie waren damals reich gedeckt, diese Tische.

Ich weiß nicht, was diese drei Leute begangen haben. Ich weiß nur eines:

So groß kann keine Untat sein wie das Verbrechen der Kriegsgerichtsräte auf allen Seiten, der Generale auf allen Seiten. Wie sah das Gesicht des Kontinents damals aus! So angegriffen! Und daher mußten sich alle verteidigen. Die Patzer sind früher zu den Huren gegangen und haben sie geprügelt, für Geld. Die Patzer! Was brauchen wir die Huren! Wir haben einen Feind, wir haben das Vaterland, und wir haben so schöne Kriege.

# Nur für Normalhörer! von Alice Ekert-Rotholz

Der Funk ist für den Normalhörer da.
Trali, trala, trarallala.
Den gibt es nicht? Das wär gelacht!
Für ihn wird doch Programm gemacht.
Ohne Schund. Ohne Salz. Ohne Schmutz.
Es wacht der Hörerschutz.
Politik? — Ausgeschlossen.
Religion? — Ausgeschlossen.
Die sexuelle Nachfrage? — Ausgeschlossen.
Was bleibt denn da, ja, was bleibt denn da?
Das Tral, das Trala, das Trarallala.
Die Kunst verpflichtet zu nichts.
Indem sie uns erfreut.
Wir trällern Wiener Walzer.
Nur nichts, nur nichts von heut.
Wir können den Hörern beeidigen:
Wir wollen keinen beleidigen.

Der Rundfunk liefert dem Hörerstamm
Trali, trala, trarallala
Daraufhin sein normales Hörprogramm.
Rücksicht plus Vorsicht plus Heiterkeit.
Überschrift: Reportage der Zeit.
Es klappt soweit.
Stimmung? — Wird gesendet.
Heimatkunst? — Wird gesendet.
Natur? — Wird gesendet.
Die Natur verpflichtet zu nichts
Indem sie uns erfreut.
Wir singen von Wald und Wiese
Nur nichts, nur nichts von heut.
Wir können den Hörern beeidigen:
Der Neckar kann keinen beleidigen.

Dies funkt man mit verstärktem Chor
Trali, trala, trarallala
Dem Hörer ins normale Ohr.
Der sitzt — nur mit einem Normalhemd geschmückt —
Auf seinem Stühlchen. Geschützt. Entrückt.
Das Mikro scherzt... nur kein Skandal!
Der Puls der Zeit schlägt streng normal.
Hört! Hört!
Trali, trala, trarallala
So trällern die Arbeitslosen.
Trali, trala, trarallala
Im Keller blühn wieder die Rosen.
Rot sind die Rosen, blaß ist das Blut...
Den Rentnern schmeckt das Teewasser gut.
...Rest weg!
Wenn die Löhne sinken, die Laune sinkt nie
Trala, trali, trala, trali.
Fest steht und treu die Industrie.
Kein Kerl beschläft sein Frauenzimmer.
War noch nie da! War noch nie da!

Immer die Seele sucht er immer.
Kein Kriegsinvalide sucht morgens sein Bein.
Fällt ihm gar nicht ein! Fällt ihm gar nicht ein!
Trali, trala, trarallala.
  Er tanzt Blues.
  Trali — Blues.
  Trala — Blues.

Schön ist dies Leben!
Schöner der Schmus.
  Schönheit verpflichtet zu nichts.
  Indem sie uns erfreut.

Im Namen des Gerichts:
  Nur nichts, nur nichts von heut!
  Eins können wir allen beeidigen:
  Das Leben tut nichts wie beleidigen.

---

## Die Maschinenzigarre von Alfons Goldschmidt

Vulgäre Hasser des Fortschritts, Traditionsvermuffte, rücksichtslos Interessierte, der ganze Klüngel von Schlagworthammeln, brutalen Verfechtern schon abgetaner Ordnungen, sehr viele Menschen also glauben, die Revolution sei eine Bombenangelegenheit, entstanden auf Befehl irgendeines Sozialberserkers oder einer Gruppe von „roten Umstürzlern". Nach Ansicht dieser Leute braucht man nur eine unentwegte Bande zusammenzubringen, ihr die Taschen mit Geld und das Maul mit guten Happen zu stopfen, ihr Waffen zu geben und vorwärts zu kommandieren, so wäre das ein revolutionärer Vorgang. So ungefähr haben sich die Leute die Entstehung der russischen Revolution vorgestellt. Der König von Sardinien hat die französische Revolution eine Angelegenheit von Banditen genannt, und der König von Preußen hat ihr gegenüber ungefähr dieselbe Urteilsfähigkeit aufgebracht.

Politisch-militärische Erscheinungen sind jedoch nur Konsequenzen einer Grundbewegung, die zwar nicht automatisch abläuft, aber nichts zu tun hat mit Bomben, Banden und Banditen. Ihre Gewalt ist still aber stark, man kann ihr nicht ausweichen, sie geht, mit Schwankungen, vorwärts, viel unentwegter als ein gedungener Trupp. Zwar ist die Wissenschaft noch nicht bis zur Meßbarkeit dieser Grundrevolution gelangt, aber ihre Symptome und ihren Marsch kennen wir doch schon aus Erfahrungen und Forschungen, und wir wissen, daß es dagegen kein Geheul, keine Ethika, keine Verleumdungen und sonstige Dummheiten gibt. Der Prozeß vollendet sich, dagegen ist nichts zu machen, und wie er das immer getan hat, so wird es auch in Zukunft sein.

Grade in diesen Wochen erleben wir in Deutschland solch revolutionären Prozeß, der zwar nur ein Teilprozeß, aber durchaus charakteristisch für die Gesamtentwicklung ist. Vor kurzem nämlich tauchten in den Auslagen der Zigarrengeschäfte gelbe Schachteln mit Zellophanfenstern auf, hinter denen in Silberpapier gewickelte Zigarren in der heitern Vorfrühlingssonne blinkten. Für 50 Pfennige schon konnte man

diese wohlgefällig eingepackten Duftnudeln kaufen, wohlverstanden fünf Stück für 50 Pfennige, das Stück also für zehn Pfennige. Eine gut riechende, freundlich glimmende, mit allen Reizen des Tabaks und seiner Umhüllungen ausgestattete Zigarre. Es kamen auch Marken für 15 und für 20 Pfennige das Stück, aber jene 10-Pfennig-Zigarre mit all ihren frischen Freundlichkeiten, das war der Trumpf für den Zigarrenraucher, der starken Hunger nach solchen braunen Nudeln, aber nur wenig Geld in der Tasche hat. Die Taschenleere aber ist das Kennzeichen dieses Vorfrühlings, und sie wird noch lange sozusagen das Loch in der Konjunktur sein.

Die deutschen Zigarrenfabrikanten waren nicht wenig erregt über den neuen Konkurrenten, und sie sahen daher mit viel weniger freundlichen Augen das braune Angebot in gelber Packung an als die geldschwachen Raucher, die sich in schnell wachsender Zahl auf die junge Freundin stürzten. Sie fragten gar nicht einmal, woher denn dieses Mädchen aus der Fremde kam, sie kauften und rauchten nur und genossen in dieser Periode der sogenannten Preissenkung das höchst seltene Vergnügen an einer wirklich wohlfeilen Ware. Und doch ist viel interessanter als der niedrige Preis, die gelbe Schachtel, das Zellophanfenster und das Silberpapier die Herkunft dieser Zigarre und ihre wirtschaftliche Wirkung.

Der Eigentümer einer Zigarettenfabrik in Berlin hat nämlich vor einiger Zeit diese Fabrik einem stärkern Fabrikanten von Zigaretten verkauft und dafür einen ganzen Haufen Millionen erhalten. Diese Millionen hat er nicht auf die hohe Kante gelegt, sondern dafür in der kleinen Stadt Döbeln eine Zigarrenfabrikation aufgemacht. Aber nicht mit den alten Methoden, der gemütlichen Handdreherei, der beschaulichen Leimerei etcetera, sondern mit Zigarrenmaschinen aus U.S.A. Ich habe solche Maschinen am Broadway in New York gesehen, wo sie hinter Fenstern den Passanten offen ihr rasendes Können zeigen. Sie drehen und spucken Zigarren nach Zigarren aus, in einem beängstigenden Rationalisierungstempo, und da mit diesem Tempo der Stücklohn pro Zigarre schnell sinkt, so sind diese freundlichen braunen Nudeln im Effekt wohlfeiler als die handgedrehten Köstlichkeiten. Gekauft aber wird von der großen Menge der Menschen, was besonders wohlfeil ist, und nur die kassenstarken Genießer kaufen die „handgefertigten" Sachen, weil das vornehmer ist und weil es ihnen nicht darauf ankommt.

In der kleinen Stadt Döbeln war man ganz und gar nicht böse auf den Fabrikanten mit der rasenden Zigarrenmaschine. Man war im Gegenteil angenehm berührt, als Maschine nach Maschine kam, und schließlich ein ganzer großer Zigarrenmaschinenpark mit den dazugehörigen Packmaschinen die braune Duftigkeit in hellgelben Frühlingsschachteln armeeweise ausspuckte, verpackte und expedierte.

Dieser Marktgewalt konnten sich andre deutsche Zigarrenfabrikanten nicht entziehen, und bald sah man die wohlfeile braune Herrlichkeit in blau oder grün gefärbten Schachteln in derselben Preisstufung auf dem Markt erscheinen. In diesen

Fällen jedoch war die Folge für die Arbeiter und Arbeiterinnen eine ganz andre. Während nämlich die Fabrik in Döbeln gleich mit Zigarrenmaschinen anfing und daher Menschen zu ihrer Bedienung brauchte, begann dieselbe Maschine aus den alten Zigarrenfabriken Arbeitskräfte wegzustoßen. Man rechnet für dieses Jahr mit einer „Freisetzung" von Arbeitskräften der Zigarrenindustrie in dem Ausmaß von 80 000, 100 000 oder mehr. Der sogenannte Segen der Technik wird also sehr schnell zum Fluch.

Nun sind aber die ausgestoßenen 80 000 oder 100 000 Arbeitskräfte zugleich Konsumenten, und es ist ein Gesetz der Wirtschaftstechnik, daß auch die noch so sehr rasende Rationalisierung und Verbilligung des Produkts nicht imstande ist, den selbstverursachten Wegfall an Konsumkraft auszugleichen. Im Gegenteil, der Zwischenraum wird immer weiter und je weiter er wird, desto unsicherer wird der Wirtschaftsboden dieser hervorragenden Technik, und damit sinkt die Kalkulationsbasis weg, das heißt, man kann wohl das Tempo der Maschinen, nicht aber den voraussichtlichen Nutzen oder Schaden berechnen.

Dies und nichts andres jedoch ist die Revolution. Sie ist ganz einfach zu erklären: Wenn der herrliche Fortschritt der Technik zusammen mit dem Profitkampf Millionen und Abermillionen Menschen zum Hungern zwingt, dann hat die technische Revolution die Wirtschaftsrevolution verursacht, und in dieser Wirtschaftsrevolution sind wir heute mitten drin. Gelingt es nun jenen gerühmten Kräften nicht, beschleunigtes Tempo und Marktaufnahmefähigkeit in Einklang zu bringen, so wird die ökonomische Revolution zur sozialen Revolution, denn das oberste Gesetz der Menschheit ist ja, so materialistisch das klingen mag, Essen und Trinken und auch eine braune, liebliche, holdduftende Zigarre, die der Mensch ebenfalls braucht, besonders in einer Periode fortrasender Technik, die ja die Nerven nicht schont. So und nicht anders ist von jeher die Revolution entstanden, in Sizilien gegen Rom hundertfünfzig Jahre vor Christi Geburt, in der Epoche der deutschen Bauernnot, in Frankreich gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, in England, in Rußland, in China, in Deutschland, überall war das Tempo beschleunigt, die Produkte waren vermehrt, aber die Menschen waren ärmer geworden.

Man hat jedoch herzlich wenig aus dieser Grunderfahrung gelernt, so wenig, daß auch in diesen Tagen wieder behauptet wird, die Armut wäre eigentlich nur durch eine größere Powerteeh zu beseitigen, auf diese oder auf jene Weise müßte der Lohn gesenkt werden, dann wäre alles wieder in wirklicher Butter. Man macht also erst die Menschen arm und glaubt dann, sie durch noch größere Armut wieder wohlhabend machen zu können. Und dieser Unsinn wird gepredigt und geglaubt. Was daraus werden muß, wird man ja noch sehen. Ich glaube kaum, daß die Minderwertigkeit solcher Wirtschaftsthesen anders gelehrt werden kann als durch die Entwicklung selbst. Die Entwicklung jedoch ist zwar ein zuverlässiger, aber höchst rücksichtsloser Lehrmeister.

# Bemerkungen

## Ein Mädchen fliegt nach Afrika

Ein Mädchen ist nach Afrika geflogen und nach vielen Strapazen und Gefahren und einigen Tagen atembeklemmenden Schweigens, die sich bei allen von der Presse veranstalteten schwierigen Expeditionen mit pedantischer Pünktlichkeit wiederholen, durch die Luft wieder zurückgekehrt. Eine wunderbare sportliche und technische Leistung. Three Cheers for Elli Beinhorn!

Aber einigen unsrer geschätzten Kollegen von der Presse hat der Erfolg der blonden Elli im kleinen Klemm erheblich den Kopf verdreht; sie sehen darin nämlich einen rauschenden Triumph der weiblichen Gleichberechtigung: „Vor Ihnen sind andre Mädchen in die Welt geflogen ... Alle haben mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, jede von ihnen war eine Kämpferin gegen den Hochmut der männlichen Welt, die auch die Luft in ihr Privileg einbezogen hatte." Hier waltet ein Mißverständnis. Elli Beinhorn ist ja nicht in die Luft geschickt worden, um dort die priviligierten Männer zu verjagen, sondern um über ihre Fahrt in einer Artikelserie zu berichten. Man begnügte sich nicht mit Telegrammen wie: 17.40 Uhr ab Timbuktu, sondern man verlangte ausgewachsene Feuilletons von ihr. Sie muß danach also als Journalistin betrachtet werden. Und sie hat ihre Reise in weniger komfortablen Formen und unter schwierigeren Bedingungen durchführen müssen als irgend einer ihrer männlichen Kollegen.

Die Presse sendet jährlich unendlich viele Herren auf schöne und weite Reisen, und diese Herren haben durchweg nicht viel Belangvolles zu vermelden. Wenn aber einmal eine Frau auf die Fahrt geschickt wird, um nichts Klügeres oder Dümmeres zu schreiben als die meisten der Herren auch, so verlangt man von ihr sofort etwas besonders Halsbrecherisches, einen Rekord in sportlicher Tüchtigkeit, Körpertraining und physischem Mut, während von ihren Kollegen, die sich auf dem Liegestuhl des Passagiers erster Kajüte aalen, nichts verlangt wird als ein Rekord in der Beharrlichkeit, tausendmal Geschriebenes zu wiederholen. „Ihr Vaterland konnte Ihnen nichts mitgeben als seine guten Wünsche", ruft unser oben zitierter Freund von der ‚B. Z.' pathetisch aus. Hoffentlich hat sich der Verlag spendabler gezeigt. Jeder männliche Journalist würde es als verrückte Zumutung ablehnen, sich an den Platz, wo schriftstellerische Impressionen wachsen, in einem fragilen kleinen Klemm zu begeben oder in einem alten Fordwagen übers Himalaja zu rasseln oder im Paddelboot nach Amerika zu gondeln. Nur für die Frau, die in dieser gesegneten Branche siedeln will, wird ein kleiner Ozeanflug allmählich zum normalen Befähigungsnachweis. Um ein paar durchschnittliche Zeitungsartikel anzubringen, muß sie zunächst ihre heilen Knochen riskiert haben. Sonst ist sie überhaupt nicht diskutabel. Und damit nicht genug! „Immer wenn Ihr Flugzeug gelandet war", so singt Ellis Rhapsode weiter, „haben Sie sich in einen Winkel zurückgezogen und das Kleidchen geplättet oder die Strümpfe gestopft." Dott, wie süsch! Lieber

Kollege, ich weiß nicht, ob Sie es als naturnotwendige Begleiterscheinung Ihres Berufes betrachten würden, wenn sie nach einem „furiosen Marsch durch die Wüste" und „Flucht vor der Lepra" irgendwo im Schatten einer Negerhütte ihre Socken stopfen oder sich die Falten aus dem Hosenboden bügeln sollten.

Und das ist der Humor von der Gleichberechtigung der Frau: Nach einem wahnwitzigen Zwanzigstundenflug, der mit Ölrohrbruch im Dschungel endet, muß sie sich hinsetzen und sich wieder hübsch weiblich betätigen. In summa: Ein Mädchen fliegt allein nach Afrika, aber die Herren fahren unten im Pullman-Car.

*Celsus.*

### Verbotener Film zu kaufen

Soeben ist in einer Auflage von sechzigtausend Exemplaren eine Broschüre erschienen, die nicht nur ihres Inhalts, sondern einfach ihrer Existenz wegen bemerkenswert ist. Sie heißt „Der Film im Westen nichts Neues in Bildern" (Ernst Rowohlt Verlag) und hat das Verdienst, die Unwirksamkeit der Zensur erwiesen zu haben. Man verbietet einen Film, und er verwandelt sich in ein Buch. Zu dem Preis, den ein besserer Kinoplatz kostet, kauft man das Buch, das den Film in wesentlichen Teilen enthält. Die Zensur rechnet noch mit Monopolen des geistigen Verkehrs, die es nicht mehr gibt. So lange eine Idee nur auf einem Weg, zum Beispiel dem des Buchdrucks, veröffentlicht werden konnte, genügte es, diesen einen Weg zu versperren, um die Veröffentlichung zu unterbinden. Beschlagnahme und Einstampfen von Schriften war gut zu Zeiten der undurchbrochenen Buchmonopole, Filmverbote waren wirksam, solange der Kupfertiefdruck eine kostspielige Sache war. Aber in dem historischen Moment, da durch geniale Reproduktionsverfahren das unterdrückte Drama, der verbotene Film durch Rundfunk, Presse, Lichtbild, Offset und Autotypie unendlich publiziert werden kann, ist Zensur eine leere Demonstration. Dies demonstriert zu haben, ist das Verdienst der Filmbroschüre.

Bekanntlich kann die Oberfilmprüfstelle die Presse von ihren Sitzungen ausschließen. Konnte! Denn wenn der von ihr beanstandete Film als Buch in Riesenauflagen erscheint, was hat dann das Tagen hinter verschlossenen Türen für Sinn? Die öffentliche Kontrolle der Zensurfeme ist wieder hergestellt.

In unserm besondern Fall: der Film wurde wegen Schädigung des deutschen Ansehens im Ausland unterdrückt. Aber wie nun? Das Buch gefährdet das gefährdete Ansehen plötzlich nicht? Der deutsche Soldat hat zwar von 1914 bis 1918 das deutsche Ansehen im Ausland auf allen Schlachtfeldern unerschütterlich begründet, aber es muß erst das ungefährliche Buch, das den „gefährlichen" Film enthält, erscheinen, bevor die Zensur ihre Ohnmacht eingesteht? „Im Westen nichts Neues" hat etwas Neues bewiesen: Die Grenze staatlicher Bevormundung.

*Arno Schirokauer*

**Atmosphäre der Mißbilligung**

Die Journalistin, eine feine und diskrete Dame, kannte die Angeklagte, und so kam es, daß sie mit den Zeuginnen im Korridor des Gerichts saß. Die Zeuginnen waren nette, aber nicht feine Damen. Sie waren gebildet, klug und witzig, aber sie hatten Gewerbe, die nicht aussprechbar sind, mehr horizontaler Natur. Die Journalistin, die gediegene Bücher über diese Sphäre der Gesellschaft oder Nichtgesellschaft geschrieben hatte, saß mit ihnen zusammen. „Werden Sie religiös schwören?" fragte die älteste der Damen, eine liebe Kuppelmama, die einen soliden Persianer trug.

„Nein", sagte die Journalistin.

„Aber alle Verbrecher schwören religiös, weil es einen viel bessern Eindruck macht."

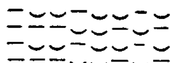
„Ich bin aber kein Verbrecher", sagte die Journalistin.

Sie bekam es bald zu spüren, daß sie unklug gewesen war. Sie wurde aufgerufen. Erstens Bekannte der Angeklagten, zweitens Journalistin, das war verdächtig, das Gericht war ihr nicht grün. Dann schwor sie noch dazu weltlich. Nein, sie machte keinen guten Eindruck, sondern den einer zweifelhaften und dunklen Existenz. Vor allem aber wußte sie nichts von den Betrügereien der Angeklagten. Sie hatte die Angeklagte zuletzt vor zwei Jahren gesehen. Die Betrügereien waren erst vor kurzem erfolgt. Nein, sie wüßte gar nichts. Sie entpuppte sich als Entlastungszeugin. Der Staatsanwalt, der äußerst milde mit der Angeklagten war, faßte die Stimmung aller im Saal in die Worte zusammen: „Ich finde es äußerst merkwürdig, daß die Zeugin sich an nichts erinnern will!" Und dann setzte sie sich unter heftiger Mißbilligung selbst des Zuhörerraums. „Warum haben Sie auch nicht religiös geschworen?" sagte die älteste der zweideutigen Damen, „ich sagte Ihnen ja, weltlich macht einen schlechten Eindruck, aber Sie haben eben keine Ahnung von der Welt." Die Schriftstellerin wußte es.

Ein Schriftsteller ist eine zweifelhafte Existenz, das wissen wir seit Thomas Mann. Schwört ein Schriftsteller noch dazu weltlich und nennt sich Journalist und hat Bekannte aus der Zwischenwelt und ist weiblich und zu alledem und vor alledem ein Entlastungszeuge, so kann es passieren, daß einem hohen Gerichtshof eine anständige ehrliche Betrügerin in der Anklagebank, über die saubere Akten existieren, lieber ist als solch eine aktenlose Person, die nicht zu fassen ist.

*Thomasius*

**Eßt Fische!**



*Fisches Nachtgesang*

Vor kaum zwei Jahren veranstaltete das Deutsche Reich eine Bombenreklame für die Fische. Man ließ die Litfaßsäulen sprechen, auf deren Plakaten ein großer Fisch aufrecht auf dem Schwanz stand und von einem hodlerartigen Germanen gestreichelt und gekitzelt wurde. Man rechnete aus, wieviel Vitamine noch der powerste Fisch mehr hat als das schönste Fleisch, das teuerste Gemüse, das beste Brot. Man wollte aus den Fischen „das" Nahrungsmittel des

Volkes machen, zumal die deutsche Hochseefischerei drauf und dran war, gewissermaßen vor die Hunde zu gehen.

Dann erfand man die Roggenkrise, und der große Plakatfisch, der so schön auf dem Schwanz stehen konnte, wurde abgerissen und verschwand. An seine Stelle trat der Herr Reichspräsident mit einem seiner bestgelungenen literarischen Werke: er selbst wäre mit Hilfe des Roggenbrotes glänzend ins biblische Alter gekommen. Die Bibel selbst sagt in Hinsicht darauf: „Und wenn es hoch kommt —", womit gewiß nicht das Roggenbrot gemeint ist, denn das Roggenbrot kam nicht hoch. Es wurde verordnet, daß in keinem Restaurant mehr Weizenbrötchen verabreicht werden dürften, und mit der Disziplin, die schon seit des Arminius cheruskischem Methausschank alle deutschen Gastwirte auszeichnet, wurden einem nach wie vor Weizenbrötchen verabreicht. Das geschah schließlich um so einmütiger, als der Preis für das Roggenbrot, während der Mehlpreis stieg, mit einer hurtigen Überrumpelung der Bäcker und Brotfabriken empfindlich gesenkt worden war. So hat man also nun auch einen großen Teil der Bäcker ruiniert.

Daraufhin konnten die zuständigen Behörden die Roggenkrise als erledigt ansehen, zumal inzwischen auch die deutsche Hochseefischerei dem wirtschaftlichen Abgrund einige weitere Schritte nähergekommen war. Infolgedessen besann man sich wieder auf die Vitamine, an denen noch der stinkigste Hering mehr zu schleppen hat als das schönste Fleisch, das teuerste Gemüse, das beste Roggenbrot. Hindenburg hat die Litfaßsäulen wieder geräumt, und obenan prangt wieder der alte Hodlergermane, der den großen Fisch kitzelt. Inzwischen wächst allerdings die Zahl derer, die sich weder Fisch noch Brot kaufen können, von dem vitaminarmen Fleisch ganz zu schweigen.

*Leo Hirsch*

### Unruh bei Trotzki

Die Sonne sinkt. — Jetzt lächelt Trotzki und sieht auf. Unsre Augen treffen sich ... seine sind geladen mit Geist, asketisch — gebieterisch — unerwartet hell —! ja, diesem Blick glaubt man, daß er keine Kompromisse schließt — lebendig ist er — klar und blau wie der Füllfederhalter, den er noch immer über eine Schreibmaschinenseite hin und her kratzt.

*

„Herr Trotzki, denn — nicht wahr, der Sinn aller Revolutionen ist und bleibt — der Mensch —?"

Er sieht an mir vorbei, wie gelangweilt —: „Ja, ja."

*Querschnitt*

### Ariane

Das Treffendste über den Film hat Gustav Waldau ausgesagt:

„Der lauwarme Gent und das seelenvolle Mädchen: Er läßt sich ja endlich breitschlagen und nimmt sie mit nach Italien. Aber spätestens in Regensburg wird er sie rausschmeißen."

### Wissen Sie schon,

daß das Goldne Messer des ‚Achtuhrabendblatts' an Kürten fiel?

## Das Vakuum

Es ging einst ein geistiges Vakuum
Vergnügt in seinem Frack herum.
Und weil nun mal, von den Windhosen
kennt mans,
Auch stehts im — nehmens einmal in die
Händ ans —
Physikbuch, jeder luftleere Raum
(Mein ganz großes Ehrenwort falls Sie's
nicht glaum)
Einen imposanten Wirbel entfacht,
So hat auch dies Vakuum Eindruck gemacht.

Das Spazierstöckchen, das es so kunstvoll
geschwungen,
Eine Geste mit der Hand, die ihm trefflich
gelungen,
Ein Roßmist, den es im Aut überfuhr,
Und die, die dies sahen, zwei Berliner
Rezensenten
Erklärten es einstimmig für einen
Prominenten.

*Franz Pühringer*

## Goldsteins völkische Schuhe

Fußbekleidung
System
Prof. Schultze-Naumburg
Preislisten und Maßanleitung
versendet franko
Schuhfabrik Ed. Goldstein,
Berlin, Köpenicker Str. 55.
*Kunstwart, 16. Jahrg., Heft 24*

## Liebe Weltbühne

Auf Verlangen der Filmzensur muß der Geschlechtskrankheitenfilm „Feind im Blut" umgetauft werden. Er heißt nunmehr: „Es gibt eine Frau, die dich niemals vergißt . . ."

# Hinweise der Redaktion

## Berlin

Comité Recht für Bullerjahn. Montag 20.00: Großer Sitzungssaal des Preußischen Staatsrats, Leipziger Str. 3. Kundgebung. Referent: Kurt Rosenfeld.

Weltbühnenleser. Mittwoch 20.00. Café Adler, Dönhoffplatz. Republikanischer Aktivismus oder das Chaos, F. Bejean.

Der Rote Aufbau. Kontradiktorischer Diskussionsabend. Mittwoch 20.00. Johann Georg-Säle, Johann-Georgstr. 19, nahe Ringbahnhof Halensee. Gelingt der Fünfjahresplan? Hans Jaeger, Karl August Wittfogel referieren. In der Diskussion: Bruno Frei, Alfons Goldschmidt und Felix Stössinger.

Weltjugendliga. Mittwoch 20.00. Gemeindeschule Auguststr, 67 (U-Bahn Oranienburger Tor oder Rosenthaler Platz). Kundgebung der Jugend für den Frieden, Heinrich Hoffmann und Otto Reinemann. 70 Bilder aus dem Film „Im Westen nichts Neues".

Gesellschaft der Freunde der Sozialistischen Monatshefte. 15. Aufbauabend. Freitag 20.00. Deutsche Gesellschaft, Schadowstr.: Die Politik der Regierung Brüning. Referent: Carl Mierendorff. Kontradiktorische Diskussion: Bruno Frei, Günther Gereke (Landvolk), Arno Kriegsheim (Reichslandbund), Otto Straßer, Heinrich Vockel M. d. R. (Zentrum) u. a.

Der Sturm. Vagabundenaustellung, Bayreuther Str. 39.

## Bücher

Werner Finck: Neue Herzlichkeit. Neumann & Nierendorf, Berlin.

W. I. Lenin: Die Revolution von 1905. Verlag für Literatur und Politik Dr. Johannes Wertheim, Berlin.

## Schallplatten.

Bert Brecht singt Moritat von Mackie Messer und die Ballade von der Unzulänglichkeit. Orchestrola Nr. 2131.

Carola Neher singt Barbara-Song und Seeräuberjenny von Brecht und Weill. Orchestrola Nr. 2132.

Babv-Song aus Granowskys Lied vom Leben. Text: Walter Mehring, Musik: Friedrich Holländer. Electrola Nr. E. G. 2238.

## Rundfunk

**Dienstag.** Breslau 16.00: Hans Reimann (Schallplatten). — Königswusterhausen 19.55: Christian Morgenstern 60 Jahre. — **Mittwoch.** Hamburg 11.00: Erich Kleiber dirigiert (Schallplatten). — 17.30: Christian Morgenstern. — Berlin 17.50: Wir äußern uns zu Kurt Weill. — 18.30: Sigmund Freud und sein Lebenswerk, J. H. Schultz, — Leipzig 18.30: Sigmund Freud 75 Jahre. — Berlin 18.55: Masse und Minderheit in der Literatur, Anton Gantner und Armin Kesser. — Leipzig 19.30: Christian Morgenstern. — **Donnerstag.** Hamburg 18.00: Karl Pfündter liest Peter Scher. — Mühlacker 19.25: Wirtschaftsaktivismus, Arthur Feiler. — Leipzig 19,30: Uraufführung von Schallplatten. — Berlin 21.20: Sturm und Drang, Querschnitt von Erich Franzen (Willy Haas u. Edlef Köppen). — Leipzig 22,15: Aus Travens Totenschiff, W. Seebach. — **Freitag.** Leipzig 14.30: Studio. — Breslau 17.25: Nachwuchs, H. Bartuscheck. — Berlin 17.35: Remarques Weg zurück, Kurt Pinthus. — Königsberg 19.30: Unbekannter Jazz, Hans Winge. — 20.10: Kleists Tod von Werner Ackermann und Alexander Weckerle. — Berlin 20,40: Frank Wedekind (Tilly Wedekind, Pamela Sternberg-Wedekind, Kadidja Wedekind). — **Sonnabend.** Frankfurt 18.10: Christian Morgenstern, Friedrich Kayßler.

# Antworten

**Student.** Sie schreiben im Namen einiger Ihrer frühern Mitschüler: „Vor nunmehr zwei Jahren — Ostern 1929 — wurde ein Studienrat unsrer frühern Anstalt, für uns alle überraschend, seines Dienstes enthoben. Dieser feine und sympathische Pauker, übrigens einer der tüchtigsten Lehrer unsrer Schulzeit, stand dann im Februar 1930 vor Gericht, um sich wegen eines angeblichen Vergehens gegen den § 175 zu verantworten. Anzeige gegen ihn hatte, ‚im Interesse seiner Anstalt', sein Direktor erstattet, der übrigens als ein sehr moderner Pädagoge gilt und in einem ähnlich gelagerten Fall, der uns bekannt ist, sich tatsächlich als sehr freidenkend erwiesen hat. Der Anzeige waren im vorliegenden Fall Differenzen über pädagogische Fragen mit dem Direktor vorhergegangen, deren Zeugen wir waren. Der Studienrat wurde in der ersten Instanz vom Gericht freigesprochen. Die Forderung der Schulbehörde auf Durchführung der Berufung führte, sechs Monate später — Oktober 1930 —, wiederum zu einem Freispruch, den der Anklagevertreter wegen der Unzulänglichkeit seines Beweismaterials dann selbst beantragt hatte. Seither sind sechs weitere Monate verstrichen, ohne daß das Provinzialschulkollegium sich entschlossen hätte, den Studienrat wieder in Dienst zu stellen oder wenigstens das Verfahren beschleunigt zu Ende zu bringen. Auch eine Eingabe von uns und vielen andern Schülern hat nichts gefruchtet. Daß bei dieser Dauer des Verfahrens der Betroffene seelisch zugrunde gerichtet wird, scheint der Behörde nicht zum Bewußtsein zu kommen. Mit der Erhebung der Anklage hatte sie es jedenfalls sehr eilig. Sie steht nun nach zwei Jahren immer noch auf dem gleichen Punkt wie zu Beginn des Verfahrens. Es ist unvermeidlich, daß wir uns über das Verhalten der Behörde, über Ursache, Grundlage und Zusammenhänge dieses Verfahrens Gedanken machen." Was Ihr über die Zusammenhänge mutmaßt, können wir nicht nachprüfen. Richtig ist, daß nach einem zweijährigen Verfahren nun auch einmal die Behörde zu einem Schluß kommen müßte. In der Tat läßt die Verzögerung nicht grade auf einen guten Willen schließen. Entscheidend für uns ist jedenfalls, daß man es nicht zulassen kann, wenn ein Lehrer, der gerichtsnotorisch unschuldig ist, irgendwelchen unkontrollierbaren Einflüssen eines vielleicht in seiner Eitelkeit verletzten Vorgesetzten zum Opfer fällt und auf Grund eines offenbar sehr unzureichenden Materials durch ein zweijähriges Martyrium seelisch zugrunde gerichtet wird. Berichtet uns weiter.

**O. Lothar.** Sie schreiben zu Walther Karschs Bemerkung aus der Nummer 15 „Himmelstoß stellt Strafantrag": „Wenn Einer etwa formulierte: ‚Die deutschen Journalisten mit ihrem widerlichen Schmocksystem . . .', hätte da nicht jeder Journalist das Recht, ihm auf die Finger zu klopfen? Und wenn der Schreiber solcher Sätze erwiderte, er habe doch nur die Schmöcke gemeint, würde man ihm mit Recht sagen dürfen, daß er das auch freundlichst niederschreiben solle und nicht, wie Herr Doktor Lüders in der hier verteidigten Buchbesprechung über Peter Riß' ‚Stahlbad Anno 17': ‚der preußische Unteroffizier hat durch sein verruchtes Viehtreibersystem . . .' Nein, Walther Karsch, solche Schreibereien deckt man nicht. ‚Der preußische Unteroffizier erscheint uns immer als ein Symbol des deutschen Militarismus', so schreiben Sie; daher wohl auch die Begriffe ‚Unteroffiziersgeist', ‚Feldwebelton' etcetera. Warum nicht ‚Geist des Militarismus' oder ‚Kommandoton'? Weil auch Ihnen die Bedingungen, unter denen wir Unteroffiziere wirkten, offenbar nicht deutlich genug geworden sind. Haben Sie sich einmal klar gemacht, wie wir für jeden schlechten Griff, für jeden schlecht geputzten Knopf, für jeden Schmutzfleck verantwortlich gemacht wurden? Wie man uns dafür

mit Arrest bedrohte (der auf Jahre Beförderung ausschloß), die weitere Kapitulation mit uns in Frage stellte (also unsre Existenz bedrohte)? Wissen Sie ferner, daß neunzig aller im Vorkriegsdeutschland festgestellten Mißhandlungen nicht zu Lasten der Unteroffiziere gingen, sondern zu Lasten der sogenannten ältern Jahrgänge, die den Hammels die Beine lang zogen? War das das System der Unteroffiziere? Und die Kriegszeit? Von den etwa 120 000 Unteroffizieren der Friedensarmee hatte schon 1915 die Hälfte ins Grab gebissen, und die Ausbildung wurde übernommen von jungen Leuten, denen man ziemlich wahllos die Tressen und damit eine Machtfülle verlieh, die ihnen in den Kopf stieg. War das unser System? Und die Nachkriegszeit? Kennen Sie das Flugblatt aus den Kapp-Tagen, in dem der Reichsverband deutscher Berufssoldaten sich gegen die meuternden Offiziere wandte und sich zu der beschworenen Verfassungstreue bekannte? Das Flugblatt hatte zur Folge, daß man an vielen Orten die meuternden Offiziere festsetzte. Und die, die sich so ‚unmilitärisch' benahmen und dafür sogar später unter Anklage wegen Meuterei gesetzt wurden, das waren Unteroffiziere. Das ist unser System, das System des Kollektivs ‚Unteroffiziere'. Nach 1918 wollten wir an die Stelle des Soldaten den ‚Reichsschutzbeamten' — Phase in einer Entwicklungsreihe — setzen. Darum kämpften wir auf dem Boden der Koalitionsfreiheit im Reichsverband deutscher aktiver Unteroffiziere. Aber 1921 duldete die gesamte republikanische Presse (mit wenigen Ausnahmen, zu denen auch die ‚Weltbühne' gehörte), daß den Berufssoldaten die Koalitionsfreiheit wieder genommen wurde. Und nun sind diese Berufssoldaten der deutschen Wehrmacht wieder eingespannt in das System, dem unser Kampf und hoffentlich auch der von Doktor Lünders und seinen Gesinnungsfreunden gilt. Wir verbitten uns, daß man im Kampf gegen den Militarismus den preußischen Unteroffizier und sein System zum Prügelknaben macht." Walther Karsch erwidert darauf: „Lothar verkennt, worauf es ankommt. Er gesteht uns das Recht zu, das System zu bekämpfen. Warum dann aber nicht die Menschen, die sich in das System einspannen ließen und noch lassen? Ich habe gar nicht bestritten, daß es anständige Vorgesetzte gab. Was ich aber bestreite, ist, daß die Repräsentanten eines üblen Systems, über das die Geschichte ein vernichtendes Urteil gefällt hat, zum Kadi laufen dürfen, wenn Einer auch sie für das System verantwortlich macht. Alles, was Sie zur Verteidigung des deutschen Unteroffiziers anführen, will ich Ihnen gern zugeben — aber verlangen Sie von uns keine Rücksicht gegen einzelne Gruppen. Unser Kampf gilt dem Militarismus. Zu ihm gehört der Schinder ebenso gut wie der anständige Vorgesetzte."

**Arnold von Borsig, Berlin-Tegel.** Sie schreiben: „Ich teile Ihnen unter Bezugnahme auf den Aufsatz „Die Dekadenz der Rechten" in der Zeitschrift ‚Die Weltbühne' vom 21. 4. 1931 S. 563/565 folgendes mit: Es ist nicht wahr, daß ich unter dem Pseudonym ‚Ferdinand Fried' in der Zeitschrift ‚Die Tat' Aufsätze erscheinen lasse. Mir ist

unbekannt, wer Herr Ferdinand Fried ist. Ebenso unzutreffend ist Ihre Annahme, daß ich in irgendeiner Form Herrn Straßer oder ein von ihm herausgegebenes Blatt unterstütze oder zu unterstützen die Absicht habe." Wir nehmen gern Notiz von Ihrer Behauptung, daß Sie nicht mit „Ferdinand Fried" identisch sind. Aber wir bestreiten, daß Sie nicht wissen, wer Ferdinand Fried ist. Dazu stehen Sie dem Kreise der ‚Tat' und deren Mitarbeitern viel zu nahe. Es gibt auch eine Version, wonach „Ferdinand Fried" ein Kollektivum von mehreren Herren darstellt, unter denen sich auch der Ihnen nahestehende Herr Arnold von Borsig befinden soll, der das wirtschaftliche Material beisteuert, das die „Ferdinand Fried" gezeichneten Artikel beachtlich macht. Wir identifizieren uns nicht mit dieser Auffassung, denn vielleicht ist es auch psychologisch unmöglich, daß ein Mitglied des sozialreaktionären und hochkapitalistischen Hauses Borsig sich an einer schriftstellerischen Arbeit beteiligt, deren Hauptinhalt ist, das baldige Ende des Weltkapitalismus zu prophezeien. Im übrigen wünschen wir nicht die Inszenierung einer Ferdinand Bruckner-Affäre in der Wirtschaftspublizistik. Es soll uns nicht weiter bekümmern, wer „Ferdinand Fried" ist, wir werden uns nächstens mit dem beschäftigen, was er sagt.

**Hamburger.** Ihre ‚Nachrichten' vom 22. April zitieren einen Satz aus der ‚Weltbühne' Nummer 13: „Für die Gesellschaft galt als ein Verbrechen der Akt, der darin bestand, ein Lebewesen zu töten; durch die Abtreibung eines Fötus jedoch zerstört man ein Tier, das ungestalter, weniger lebendig und bestimmt gefühlloser und häßlicher als ein Hund oder eine Katze ist, die man ungestraft nach der Geburt erwürgen darf". Diesem Zitat fügt das Blatt hinzu: „Das ist ein Eingeständnis des Untermenschentums dieser Art Vorkämpfer für eine straffreie Abtreibung". Daß wir nun auch schon zu den „Untermenschen" gehören, haben wir nicht anders erwartet, aber daß der Verfasser der beanstandeten Zeilen ebenfalls dazu gerechnet wird, war von einem so frommen Blatt wie den ‚Hamburger Nachrichten' fürwahr nicht zu erwarten. Anscheinend haben die in ihrer Redaktion nicht einmal ein Lexikon. Jener Satz stammt nämlich aus dem Buch eines stockkatholischen Schriftstellers, der sogar Benediktinermönch wurde und als solcher starb. Es heißt „Gegen den Strich' und sein Autor: J. K. Huysmans.

---



---

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

---

# „Der Beste seit Bismarck" / Unser Landesverrat

von Carl v. Ossietzky

Die gemütliche Art, wie Herr Brüning die Heraufsetzung des Brotpreises behandelt, hat jene bürgerlich-republikanischen Blätter, die ihn sonst als Retter aus Hitlernot und Goebbelsbeben feiern, etwas stutzig gemacht. Hier und da werden kleine Zweifel laut. Aber nirgends wagt man die Äußerung wiederzugeben, die kürzlich der alte Herr von Oldenburg-Januschau in einem Gespräch getan, daß nämlich Brüning „der Beste seit Bismarck" sei. Die offizielle Feindschaft hindert nicht, daß Herr von Oldenburg ein eisernes Vertrauen in Brüning setzt. Er weiß ohne Zweifel, warum. Herr von Oldenburg sieht das große Verdienst des Kanzlers, „in seinem Willen zu führen und sich nicht vom Reichstag führen zu lassen". Bisher habe man zwar Brünings Politik noch nicht mitmachen können, aber „die kommenden Preußenwahlen werden dem Herrn Reichskanzler Gelegenheit verschaffen, eine starke Rechte in seine Kombinationen einzuschalten". Der Januschauer sieht einstweilen noch nicht den echten Brüning. Erst wenn die gegenwärtige Mehrheit in Preußen erschüttert ist, dann wird der Kanzler die häßliche republikanische Verpuppung abwerfen und als schöner dunkelglühender Schmetterling der Reaktion aufflattern. Brüning, die letzte Stütze der Demokratie, ist zugleich die große Hoffnung aller Reaktion, der fascistischen und der monarchistischen.

Es ist beachtlich, daß ein so handfester Menschenkenner, wie der sechsundsiebzigjährige Kammerherr Elard von Oldenburg-Januschau, sich durch die liberalen Illusionen über Brüning nicht beirren läßt. Ihm genügt es, daß dieser Kanzler den Reichstag brüskiert, wenn er ihn auch einstweilen noch als zerbrechliche demokratische Kulisse gebraucht. Das Weitere wird sich schon finden. Die Republikaner dagegen analysieren den Begriff Brüning in unendliche Teilchen, sie konstatieren am Mikroskop eine atomhafte demokratische Substanz und kommen sich dabei sehr klug vor. Der Januschauer ist nicht so gebildet wie diese Herren, aber er hat Instinkt. In den glücklichen Zeiten Wilhelms II. gab es einmal eine kleine parlamentarische Meuterei der Herren Junker gegen die Regierung Seiner Majestät; einen jungen konservativen Abgeordneten, der sich ostentativ ausschloß, zeichnete Bethmann Hollweg dafür durch ein eigenhändiges Handschreiben aus. Es wurde damals im Reichstagsrestaurant erzählt, Herr von Oldenburg habe für dies erhabene Dokument cancellarischer Huld das kraftvolle Wort gefunden: „Den Schiß kann er sich hintern Spiegel hängen!" Auch heute dürfte der juchtenlederne Greis für die Herrn Brüning von republikanischer Seite gespendeten Devotionen keine sanftern Ausdrücke zur Verfügung haben.

Die Bewunderung und Zustimmung, die Brüning auf der Linken findet, rührt ja nicht nur von einer gegebenen politischen Situation her, sondern auch von einem bis in die Wurzel falschen psychologischen Urteil. Die Verbindung des Kanz-

lers nach rechts hat niemals völlig aufgehört. Durch Hitlers Zeugenaussage im berliner Naziprozeß ist jetzt einwandfrei festgestellt worden, was wir immer behauptet haben, daß der so schweigsam gewordene Herr Treviranus den Liaison-Officer für die Verhandlungen mit den Nationalsozialisten spielt. Das Zentrum aber benutzt diese Periode der Unsicherheit recht gründlich. Nachdem es die gesamte Kulturpolitik unter schwarze Autorität gebracht hat, fordert es jetzt noch die offene Konfessionalisierung der Beamtenschaft. Immer höher wird der Preis, den die Sozialdemokraten für das Weiterbestehen der preußischen Koalition bezahlen müssen. Die einzige Gegenleistung dafür ist eine Politik der dürftig genug gewahrten demokratischen Fassade, die die helle Zustimmung der ‚D.A.Z.' findet und selbst bei den Deutschnationalen die frohesten Hoffnungen weckt. Wie lange will sich die Linke noch von Brüning benebeln lassen? Wen der Januschauer für den Besten seit Bismarck hält, der muß der Schlechteste seit 1918 sein.

*

Der Termin in dem Landesverratsprozeß gegen die ‚Weltbühne', der auf den 8. Mai angesetzt war, ist vertagt worden, weil der Sachverständige des Auswärtigen Amtes an diesem Tag verhindert war. Die Verteidigung bestand darauf, daß ein solcher Sachverständiger gehört werde, damit den Experten des R.W.M., deren fast übersinnlicher Einfluß auf den IV. Strafsenat ja hinreichend bekannt ist, eine andre amtliche Meinung entgegengestellt wird, die sich mit der in der Bendler-Straße vertretenen nicht immer zu decken pflegt.

Wie wir im vorigen Heft mitteilten, können wir mit Rücksicht auf die Bestimmungen des Gesetzes vom 3. Juni 1914 auf den Stoff des Verfahrens gegen uns nicht näher eingehen, ohne uns einem neuen Risiko auszusetzen. Das soll uns nicht an einigen grundsätzlichen Bemerkungen an dieser Art von Prozessen hindern. Da ergibt sich zunächst die ungeheuerliche Tatsache, daß jeder Deutsche, der sich für eine unbedingte Respektierung des Friedensvertrags einsetzt, in Gefahr läuft, als Verräter abgeurteilt zu werden. Trotzdem befindet sich der Missetäter dabei in der Gesellschaft der Reichsregierung, die eben dasselbe behauptet. Das Reichsgericht bringt also die ihm übergeordnete Reichsregierung ständig in den Verdacht der Illoyalität. Ein beträchtlicher Teil des Mißtrauens gegen Deutschland in der ganzen Welt ist auf diese Judikatur des höchsten deutschen Gerichts zurückzuführen. Wir haben es hier nicht mehr mit Rechtsprechung zu tun, sondern mit einem Komplott zwischen R.W.M. und Reichsanwaltschaft zur Niederhaltung der oppositionellen Presse und zur Aufrechterhaltung einer Sonderstellung der Herren Militärs.

Seit langen Jahren haben politisierende Offiziere, aktive und abgetakelte, immer wieder versucht, in London, Paris, Rom und Moskau auf eigne Faust deutsches Schicksal zu spielen oder der schwachen deutschen Wehrmacht mit schwarzen Kaders nachzuhelfen. Die ‚Weltbühne' hat derlei Aktivismus immer als blutigen Dilettantismus bekämpft, nicht um in Paris, Warschau oder sonstwo Beifall zu ernten, sondern in der Erwä-

gung, daß für Deutschland keine andre Politik denkbar ist als die der strikten Vertragserfüllung. Zudem liegt auch die Erfahrung vor, die leider so wenigen Deutschen geläufig ist, daß der Versailler Vertrag ja ständig revidiert worden ist, revidiert mit friedlichen diplomatischen und politischen Mitteln. Auch in Zukunft gibt es keine andre Chance, seine Schärfen und Unmöglichkeiten zu überwinden. Diese Bemühungen von Politikern und Publizisten, Deutschland vor klatschenden außenpolitischen Niederlagen zu bewahren, hat der Oberreichsanwalt immer wieder mit Landesverratsklagen honoriert. Dabei herrschte nicht einmal Einheitlichkeit. Es hat verschiedene Hochkonjunkturen in solchen Prozessen gegeben, denen dann wieder Katzenjammer folgte. Im Jahre 1927 versprach der damalige Reichsgerichtspräsident Simons sogar, daß derartige Prozesse jetzt zu Ende wären, aber sie begannen bald wieder zu florieren. Bei schnell wechselnden politischen Moden mußte der Begriff Landesverrat häufig schwanken. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die militärpolitischen Selbstverständlichkeiten von heute immer die militärischen Geheimnisse von gestern waren. Was heute das reaktionärste Provinzblatt offen diskutiert: die Zeitfreiwilligen, die Schwarze Reichswehr, die Feme, die Unternehmen der rauhen Seeleute Lohmann und Canaris, die Geschichte mit den Sowjetgranaten, alles das ist einmal finsterstes Geheimnis gewesen. Mußte nicht Geßler selbst das Geschwür der Schwarzen Reichswehr in Küstrin aufstechen und die von ihm gesammelte heimliche Heeresmacht in dem tollsten aller Communiqués als „nationalbolschewistischen Haufen" denunzieren? Und mußte nicht im vergangenen Sommer erst des Kanzlers Organ, die ‚Germania', gewisse Cliquen im R.W.M., die sich allzu intensiv mit russischen Stellen unterhielten, öffentlich zurückpfeifen? Es hat im Großen und Kleinen manchen geheimen militärischen Unfug gegeben, und wehe dem Publizisten, der die Sache publik machen wollte. Das schwarze Rayon war für den Oberreichsanwalt sakrosankt, und der kleinste Leutnant noch, dessen Betriebseinsamkeit sich eine düstere Sinekure verschafft hatte, war für ihn mit den Interessen der deutschen Wehrmacht identisch. Jede alberne Projektenmacherei von Amateurstrategen und Fähnchensteckern am Stammtisch wurde von der obersten Anklagebehörde als „militärisches Geheimnis" anerkannt. Aber regelmäßig endeten diese Idylle damit, daß irgend einer Regierungsstelle selbst die Sache übern Kopf wuchs und daß sie vor den eignen Geheimnissen in die Öffentlichkeit floh. Womit das Mysterium auch offiziell aufhörte, eines zu sein. Aber gewöhnlich saßen dann schon ein paar Journalisten im Kasten.

Ernster wird das Landesverratsverfahren gegen die ‚Weltbühne' allerdings dadurch, daß der Oberreichsanwalt in seine Anklage auch noch den Spionageparagraphen hineingebaut hat, und das aus keinem andern Grund, als um die öffentliche Erörterung zu verhindern, denn mit diesem freundlichen Paragraphen ist ein Schweigegebot verknüpft. Das ist in der Tat ein Ausnahmegesetz gegen die Presse, die sich weigert, nach der Militärmusik zu tanzen, und die so dreist ist, früher aufzustehen als die patriotisch verschlafenen Herren Minister.

Es hat bisher kein sogenanntes militärisches Geheimnis gegeben, das nicht im Ausland von vornherein bekannt gewesen wäre, auch ohne das Zutun von Pazifisten. Woran den Herren in der Bendler-Straße und der ihnen freiwillig subordinierten Reichsanwaltschaft liegt, das ist nicht die Sorge vor dem Ausland. Viel wichtiger ist ihnen, daß der deutsche Staatsbürger, der deutsche Steuerzahler, nichts von Extragängen erfährt, deren materielle und moralische Konsequenzen er zu tragen hat.

---

# Aus den Gesängen der Chinesischen Revolution

von Arthur Holitscher

## Verfluchung des Soldaten

Mein Haus steht in dem Dörfchen Sui-Ngan-Lou, wo meine Ahnen wohnten und ihre Hügel sind.
Mein Dörfchen ist in der Provinz Hu-Pei,
fünf Tagereisen vom großen Strom, dem Ta-Kiang entfernt,
zwölf von der Küste des Ozeans Tung-Hai.
Bescheiden lebte ich, wie meine Vorfahren auch, in dem Häuschen, das der Hof umgibt,
darin drei Bäume wachsen und ein Rhabarbergesträuch.

Soviel hinterließen mir meine Ahnen, daß ich in Frieden die Bücher lesen konnte,
die Pfeife dem Freunde darbieten,
und mit dem Fremden sitzen im Schatten meiner Bäume, und
ihn bewirten mit Tee in kleinen Tassen, aus denen meine Vorfahren schon getrunken hatten,
und niemand mehr trinken wird, wenn ich nicht mehr bin.
Mein Sohn war schlank und groß, gut gewachsen,
sein Haupt überragte meine Schultern bereits, als er zwölf Jahre alt war.
Meine Tochter aber, sie war mehr nach ihrer Mutter geraten, die draußen auf dem Acker liegt.
Sie war klein und zart gewesen; auf ihren Füßchen,
die zart und fein waren, wie kleine Vögel, noch nicht aus dem Nest,
ging sie schwankend die nassen Wege unseres Dörfchens daher,
und brachte Blumen mit, Anemone und Thymian, für die blaue Vase dort unter dem Fenster,
auch rote Farbe, gerieben vom kundigen Händler,
womit sie die Pfosten färbte, wenn das Fest begann.

In meiner blauen Vase ist das Wasser längst getrocknet, niemand bringt mehr Zweige mit und Blumen,
aus dem Dorf, das entvölkert liegt,
Ich allein bin noch lebendig in dem verfallenden Hause, das meine Ahnen mit ihrem Leben geschmückt haben,
ein Alter, hungrig und ungepflegt,
den Tod herbeisehnend,
von Freunden verlassen und Fremden gemieden.
Denn hier zogen die Truppen, die Heere zogen hier vorüber,

und die Generäle lagen in den Betten der Ahnen,
und die Soldaten haben die jungen Knaben entführt,
die jungen Mädchen getötet am Waldrand,
weil mein Dörfchen zu arm war und kein Lösegeld aufbringen
konnte für die Soldaten und ihre Generäle.

Verflucht der Krieg — aber tausendfach verflucht, die den
Krieg machen!
Fluchen dem Morden und die Große Pest Beweinen ist leicht —
indes, die Plage fällt selten auf die Menschen nieder, aber
der Mörder in Khaki und mit dem Messer an der Seite,
er bleibt und ist nicht auszurotten!
Ich habe den Krieg meiner Zeit erlebt und die Kriege meiner
Vorfahren, als ich ein Knabe war. Die Heere und die Truppen
und die Generäle sah ich durch die Straßen unserer Provinz
ziehen viele Male, seit ich mich erinnern kann —
an der Spitze ritten wilde Burschen, in bunten Gewändern, die
aus vielerlei Beutezügen stammten,
nach ihnen schwankte die Sänfte des Generals, vor der sich
alle niederwarfen, -
die Händler, die aus ihren Läden stürzten, die Handwerker,
die ihr Kerbeisen verließen und den Ofen, in dem der Lack
siedete —
eilig trippelten die Frauen und Mädchen in den Bereich der
ummauerten Häuser zurück,
damit ihr Anblick nicht die Begierde der Vorbeiziehenden reize
— die Kinder, die Kinder aber ahmten das Beispiel der Männer nach und warfen sich auf die Erde nieder,
nicht ahnend, daß die Soldaten sie einst mitschleppen, verkaufen, töten,
zu Tieren erziehen und mißbrauchen würden,
reißenden Tieren, wie sie selber sind,
mit Lust am Blut, am Raub und geiler Lust.

Nicht achtend die Gebote unserer Heiligen Ahnen,
die das Reich zu seiner Herrlichkeit erhoben haben und
die Gesetze geschrieben, die unsere Vorfahren unter ihren
weißen Hügeln kennen und
schwebend verbreiten unter den Sternen, wenn sie sich aufschwingen
zur nächtlichen Stunde, um im Wehen der Winde,
unter den Sternen schwebend, deren Gesetze sie kennen,
den Samen der Lehre auszustreuen über die Gehöfte der
Schlafenden.

Aus den Tempeln haben sie die Fünfhundert hinausgeworfen,

die Fünfhundert Genien unseres Landstrichs, des Dörfchens
und der benachbarten Dörfer,
um in den verödeten Hallen ihre Bettstellen und Strohlager zu
errichten,
so als wären
die Hallen, die Tempel, die Erinnerungsstätten nicht zur Andacht und Nachahmung der Edlen aufgestellt,

deren vergoldete Standbilder alle Tugenden des Volksgenossen versinnbildlichen!

Kein Soldat fand je Platz unter den Fünfhundert! kein Soldat noch General,
Notzüchtiger, Brigant, blutberauschter Raufbold, Mörder, Schakal,
Wert nur und Tugend sollten auf die Nachwelt kommen, in diesen Hallen, Tempeln und Lehrstätten der heranwachsenden Menschen.

Vom Haufen, der zu Brennholz zerhackt, in der kotigen Straße noch zierlich vergoldete Zeichen, kunstvoll geschnitzte,
der Würde, Gelahrtheit, Menschenliebe, Kunstfertigkeit, aller Weisheit der Gebotefrommen
der Vorzeit und aller Lebensjahre der Nation aufbewahrte,
aus dem Haufen, der, zu Brennholz zerhackt, den kotigen Boden der Straße bedeckte,
haben sich Frierende, wenn die Schneestürme nahten,
Klötze und Späne geholt, die Vergoldung
zischte und prasselte auf dem Herd,
so vergingen Weisheit, Gedankenmacht und Ehre unserer Ahnen
mit den Funken im Schornsteinrauch!

Seht, ich habe mir eine Reliquie gerettet aus dem Haufen.
Bei Nacht und Nebel habe ich sie aus dem Haufen herausgeklaubt.
Die Stäbe sind beschädigt, doch, seht, noch ist
das Ganze zu erkennen! — ein Vogelbauer aus goldenen Stäben, darin ein kleiner goldner Zeisig,
und die fünf Finger einer Hand, die den Käfig hielt, über dem Handgelenk von der Axt zersplittert — —
Dieser Käfig ruhte auf dem Knie meines Ahnen Thu, der ein Freund aller Kreatur war.
In seinem Hause sangen vielhundert buntgefiederte Tierchen.
Tür und Fenster waren zu und Käfigtürchen offen, bis auch Tür und Fenster offen standen,
denn die Tierchen kehrten gerne heim.
Da stand der Weise, der Gütige, lächelnd stand er
in der Mitte des Zimmers — o seht, was aus dem Zimmer geworden ist — hier nebenan —
Nein, öffnet die Türe nicht, es ist ein Entsetzen, dort hineinzublicken —
aber auf den Händen meines Ahnen, auf seinen zarten abschüssigen Schultern, auf dem kristallenen Knopf seiner Mütze, da saßen die gefiederten Hausbewohner,
zwitschernd und froh.
Weithin im Lande war mein Ahn Thu bekannt, in der westlichen Hauptstadt, ja, in der fernen, nördlichen, waren seine Lieblinge begehrt.
Im Palast, der jetzt niedergerissen ist, zwitscherten winzige

leuchtende Kolibris in goldenen Käfigen, deren Stäbe aus echtem Gold,
auf Bäumchen, deren Stamm aus Korallen, deren Äste aus Email, deren Blättchen aus Smaragd,
und deren Blüten aus Achat, Onyx, Chrysopras und Amethyst geschnitzt waren.

Die Menschen hier im Dörfchen und die Menschen in den Städten wußten, daß mein Ahn Thu in diesem Hause gewohnt hat. Sie opferten
glimmende Stäbchen und legten sie nieder
vor dem vergoldeten Bildnis, meinen Ahnen zu ehren! Meinen Ahn Thu, der den goldenen
Käfig auf seinen Knien hielt.
Sie brachten Geschenke ins Haus, setzten sich in dem Zimmer nieder,
auf dessen Decke noch der Flügelschlag der vielen zarten Tierchen, wie zarte Zeichen,
mit vergilbter Tusche, verwischt, gesehen werden kann, an klaren Tagen, wenn die
Sonne sich in das öde Gemach verirrt.
Lange besprachen wir die Sätze der Weisheit, die ich aufbewahrt hatte in den Bündeln
unter meinen Kissen,
und im Herzen, das, alt und abgenutzt, doch ein gutes, sicheres Gehäus,
auf den Kissen lag,
und hinter der verbrauchten Stirn, in deren Furchen
der Gram seine Asche gesäet hat — doch das alles ist vorbei.
Die Mörder haben gemordet, die Verfluchten. Die Räuber geraubt, die Elenden.
Noch glimmt, wie ein Opferstäbchen, die Mensch- und Tierliebe,
Freude an jeglicher Kreatur, das Vermächtnis der Vorfahren,
im alten, erlöschenden Herzen — —
aber jeder Schlag in dem alten Gehäuse, jeder Atemzug in der verfallenden Brust
ist ein Fluch und ein Verfluchen des Teufels in der Natur,
des wilden Teufels, der den Soldaten schuf, Blutgier und Raublust und Schändlichkeit!

Ihr sagt — der Krieg sei geächtet, der Krieg sei gestrichen aus dem Gedächtnis der Heldenzeiten der Menschheit —
ich aber schreie durch mein ödes Haus, solange noch Atem
durch meine Nüstern in den Körper zieht, Atem aus dem Körper hinaus ins Reich der Luft —
Verflucht sei der Mann, dessen Amt und Geschäft Soldatsein heißt!
Sei er General, Anführer oder letzter Säbelschlepper —
Verflucht der Teufel, der in der Menschenseele wohnt,
und der ausgetrieben sei
durch Mord und wieder Mord,
Mord an dem Mörder, dem Verächtlichsten, dem Verfemten unter dem Menschengeschlecht!

# Auch eine Urteilsbegründung von Ignaz Wrobel

In einem der jetzt üblichen Hexenprozesse ist Walther Victor als verantwortlicher Redakteur des ‚Sächsischen Volksblattes' in Zwickau zu vier Monaten Gefängnis verurteilt worden. Durch einen Beitrag seien dort eine staatlich geschützte Religionsgesellschaft und ihre Einrichtungen beleidigt. Vier Monate Gefängnis... dafür kann man schon eine ganze Menge Leute vom Reichsbanner in den Bauch knallen.

Unerörtert bleibe, ob dieses Urteil zu Recht ergangen ist oder nicht. Ich untersuche die Urteilsbegründung.

In dieser ist den beiden Juristen — Küntzel und Lindner — etwas durchgerutscht, was in Urteilsbegründungen sehr selten zu finden ist: nämlich die wahren Gründe, die das Urteil hervorgerufen haben. Es heißt da:

„Bei der Strafzumessung hat das Schöffengericht als straferhöhend folgende Umstände berücksichtigt:

Der Artikel, der weitesten Volkskreisen zugängig war, hat eine zersetzende Wirkung auf die Bevölkerung, namentlich auf die Jugendlichen, ausüben müssen. Das ergibt ohne weiteres Form und Inhalt dieses Aufsatzes. Durch den Artikel wird in der Bevölkerung die Ehrfurcht vor der christlichen Religion und ihren Einrichtungen in hohem Maße untergraben. Das muß eine Verrohung der sittlichen Anschauungen des Volkes und damit eine Erschütterung der Grundlage eines gesunden Volkstums und eines gefestigten Staatswesens zur Folge haben. Es ist in dieser Richtung nicht abzusehen, welcher Schaden durch diesen Artikel angerichtet worden ist.

Weiterhin fiel in gleichem Sinne ins Gewicht, daß nach der Überzeugung des Gerichts die genannte zersetzende Wirkung auch der wahre und eigentliche Zweck des Aufsatzes ist. Es ist äußerlich eine Form gewählt, die den Aufsatz als Kritik des Strafvollzugs oder der lebenslänglichen Zuchthausstrafe erscheinen läßt, aber hinter diesem Gewande der Erzählung, des Witzes, der Satire verbirgt sich der geheime Zweck, unmerklich und dem Leser unbewußt Ehrfurchtslosigkeit vor der christlichen Religion und vor der hergebrachten, durch das Christentum begründeten sittlichen Weltanschauung unter dem Volke zu verbreiten. Dieser Zweck, der mit dem Abdruck des Artikels in kluger Berechnung verfolgt, aber in abgefeimter Weise verschleiert worden ist, muß als höchst verderblich und verwerflich bezeichnet werden. Deshalb ist eine empfindliche Strafe erforderlich."

Diese Begründung ist Wort für Wort und Satz für Satz eine grobe und ungehörige Beschimpfung aller jener, die nicht der Kirche angehören, und diese Urteilsbegründung ist nicht nur juristisch unhaltbar, sie ist auch in jeder Weise eindeutig tendenziös und politisch reaktionär. Es wird in ihr angenommen, daß außerhalb der christlichen Moral keine Sittlichkeit bestehe, und daß, wenn die Grundlagen der christlichen Ethik gefallen sind, wie es ja tatsächlich schon in weiten Bezirken der Fall ist, damit jede Ethik dahinschwände. Also müßten diese zwickauer Juristen Nietzsches gesammelte Werke beschlagnahmen, was im objektiven Verfahren möglich wäre. Das tun

sie nicht, vermutlich, weil sie ihn nicht gelesen haben. Und sie tun es nicht, weil sich Nietzsche, der nach Josef Wirth beinah ein so guter Schriftsteller ist wie Hitler, nur an die Gebildeten wendet — nicht aber, wie das zwickauer Volksblatt, an die breite Masse.. Und nur dieser muß offenbar die Religion erhalten bleiben.

Wir verbitten uns das.

Selbstverständlich hat jede Religionsgemeinschaft Anrecht darauf, vor Schmähungen geschützt zu werden. Der Staat schützt nicht jede; Beschmutzungen von jüdischen Friedhöfen werden hierzulande erstaunlich milde geahndet. Ich habe auch unsern Gesinnungsfreunden gegenüber immer wieder betont, daß mir die grobe Art, die katholische Kirche zu bekämpfen, nicht gefällt und daß ich sie nicht für richtig halte. Nun wird aber auf beiden Seiten gesündigt: in der Hitze des Gefechts sind den Kirchengegnern Geschmacklosigkeiten unterlaufen, die nicht zu entschuldigen sind, was wiederum kein Wunder nimmt, wenn man die Polterreden kennt, die manchen Geistlichen auf den Kanzeln unterlaufen, wo man muntere politische Hetzreden hören kann. Sie bleiben Hetzreden, auch wenn sie in getragenem und feierlichem Tonfall vorgebracht werden.

Was aber hier in Zwickau gepredigt wird, geht denn doch über die Hutschnur. Und demgegenüber ist zu sagen:

Die christliche Religionsgemeinschaft ist nicht der Hort aller Sittlichkeit. Es gibt kein religiöses Monopol der Ethik. Millionen von anständigen und sittlich gefestigten Menschen schmähen die Kirche nicht, leben aber bewußt und ganz und gar an ihren Lehren vorbei, und sie tun recht daran. Es ist unrichtig, daß der, der die Lehren der Kirche überwunden hat, ein sittlich minderwertiges Individuum ist. Wer so versagt hat, wie das Christentum im Kriege, sollte uns nichts von Sittlichkeit erzählen. Und keine Strafe wird uns hindern, entgegen den beschimpfenden und höchst unjuristischen Darlegungen der zwickauer Juristen von einem gesetzlichen Rechte Gebrauch zu machen. Nämlich allen unsern Freunden und vor allem den Frauen einen Rat zu erteilen:

Tretet aus der Kirche aus. Tretet aus der Kirche aus. Tretet aus der Kirche aus.

---

# Lesebuch für Angeklagte von Anton Kuh

Es ist vom Erscheinen eines Buches Mitteilung zu machen, das über kurz oder lang viel von sich reden machen wird; die Staatsbraven, Rechts-Gehorsamen, Amts-Untertänigen werden an diesem Werk Anstoß nehmen und es als eine Ausgeburt des Zynismus ablehnen, der die letzte Blüte des zügellosen Kampfes gegen die Justiz sei; sie werden von Unterhöhlung des Rechtsempfindens, von amoralischer Verantwortungslosigkeit, von destruktiver Sittlichkeitsverhöhnung und noch andern Dingen plappern, welche die phantasielose Ernsthaftigkeit immer prompt bei der Hand hat; sie werden möglicherweise das Zugeständnis nicht verschweigen, daß diese Schrift in einem brillanten Deutsch abgefaßt sei, doch grade diesen verführerischen Vorzug als ihre Gefährlichkeit bezeichnen. Aber all dies

wird nicht verhindern, daß Walther Rodes unter dem seltsamen Titel „Knöpfe und Vögel" herausgegebenes „Lesebuch für Angeklagte" (Transmare-Verlag, Berlin) unsre Zeit überdauern und als ein Vermächtnis ingrimmiger Menschlichkeit an die Nachwelt kommen wird wie die Justiz-Bilder Daumiers oder die Satiren Swifts, die Charaktergemälde La Bruyères.

Bevor jedoch von dem Buch die Rede ist, sei die Person des Verfassers vorgestellt; man wird dann sehen, wieviel Recht und Sachverständigkeit ihm zukam, es zu schreiben, ja: daß es mit dem Blut der Selbstopferung geschrieben ist und nicht mit risikoloser Tinte. Man verlangt von streitbaren Menschen, daß sie nicht in einem bequemen Feldquartier sitzen, sondern ihren Körper den Geschossen darbieten; nichts weckt mehr Mißtrauen als der Kämpfer, der sichs selber gut gehen läßt. Nun, der Vorwurf ist Walther Rode nicht zu machen. Er erinnert in der Entschiedenheit, mit der er eine glanzvolle Karriere und nebstdem eine angenehme gesellschaftliche Position hinwarf, um angewidert vom Justizwesen, in die Einsamkeit zu gehen, an jenen prager Strafrichter, der eines Tages, scheinbar ohne Anlaß, sein Amt niederlegte und sich bei Nacht in den Parkanlagen, Kaschemmen, Bauplätzen und unter Bahnviadukten herumtrieb, um den Verlottertsten und Hoffnungslosesten seinen juristischen Beistand anzutragen.

Walther Rode begann vor etwa zwanzig Jahren in Wien die Rechtsanwaltspraxis; der untersetzte, stämmige Mann mit dem ausgeschorenen Bullenhaupt und dem Zündschlag seiner kurzstoßenden, in der Schmiede des römischen Rechts knappgehämmerten Rede, wurde bald ein Spezialist für politische Prozesse: Hochverrat, Spionage, Verleumdung. Der Krieg kam, Rode wurde einem Militärgericht zugeteilt, er tat einen Blick durch die Vorhänge der Staatshoheit — welcher bekümmerte, gequälte Blick in einem Land wie Oesterreich mit seinen zehn widerspenstigen Nationen und der Flut von Hochverratsprozessen, Verdächtigungen, Stand- und Bluturteilen, die aus dieser Widerspenstigkeit strömte. Rode wurde sogar Zeuge des kriminalpolitischen Höhepunkts jener Zeit — Anwalt im Prozeß Kramarsch. Dramatisch gesprochen: die Peripetie in der Tragödie Oesterreich. Von da her blieb ihm das große Aug' des Durchschauens. Wäre jetzt eine Art österreichischer Neuauflage der französischen Revolution erfolgt — Rode wäre einer ihrer großen Männer gewesen. Aber was sollte er damit im krähwinkligen, verarmten Kleinösterreich beginnen! Er wandte den Haß, den ihm die Kriegserfahrung hinterlassen, gegen die Bureaukratie. Seine Kanzlei florierte, er war ein angesehener, wohlhabender Mann, seine wunderschöne Biedermeierwohnung in der Schreyvogelgasse sah Männer wie den Historiker und Minister Redlich, die Präsidenten des Verfassungs- und Verwaltungsgerichts, ja sogar Monsignore Ignaz Seipel als Gäste. Was fehlte diesem Mann? Nichts. Was wollte er also? Ja, das ist nachher immer die Frage der kleinen Komfortseelen, die in der Sicherung der Existenz das letzte Ziel des Daseins sehen.

Rode begann einen Kampf gegen die Windmühlen der Ämter, er schlug scherzhaft „Kreuzottern-Prämien" für die Erlegung von Beamten vor. Sie boykottierten dafür seine Kanz-

lei. Als vorletzter Akt des Schauspiels ging diesem Don Quixote-Duell zwischen einem Einzelnen und der ganzen Bureaukratie eines Landes der Ehrenbeleidigungsprozeß voran, den der Oberste Gerichtshof gegen Rode anstrengte, weil dieser die Rechtsprechung im Fall der unschuldig wegen Mordes verurteilten, aber durch Rodes Verdienst später freigesprochenen Bedienerin Pruscha öffentlich angeprangert hatte. Die Geschworenen sprachen Rode, unter dem Eindruck seiner hinreißenden Rede, frei, er aber, und das ist bei den sittlichen Menschen immer der Fall, gab sich damit nicht zufrieden, mit einem Berserker-Ingrimm und fast schon an der Wahngrenze des Querulantischen packte er die Justiz immer wieder an einem andern Ärmel — bis der Bann über ihn gesprochen, der Boykott ein vollständiger, die blühende Kanzlei zerstört war. Rode schnürte sein Bündel, verließ die geliebte Stadt. Er siedelte sich mit den paar Kreuzern, die ihm verblieben waren, an den Ufern jenes Schweizer Sees an, der von Voltaire bis Karl Marx schon viele Exilanten gesehen hat — mißachtete Flüchtlinge aus dem Krieg fürs Recht. Hier begann der Ex-Rechtsanwalt, der schon früher mit einer sonderbaren, die konzise und harte Juristenprägung nie verleugnenden, aber eben daraus im Zeitalter der psychologischen Weichheit und Verschwätztheit doppelt anziehenden Feder geschrieben hatte, sich als Schriftsteller zu etablieren. Es war Bestimmung und Rettung. Denn die Amateure schreiben heute besser als das ganze aus dem Tintenfaß gekrochene literarische Zünftlerpack. Außerdem gab der Schreibtisch dem Mann, der als praktischer Jurist am Ende in der Michael-Kohlhas-Schlinge der hoffnungslosen Rechts-Suche erstickt wäre, die Freizügigkeit der Erkenntnis und des Betrachtens wieder, durch die man das Prinzipielle vor dem Juristischen sieht.

Das Produkt dieser Verallgemeinerung, dieser gradezu philosophischen Losschälung des Immerwährenden, Weltgesetzlichen, der Judikatur aus deren Ornaten, Apparaten, Äußerlichkeiten ist dieses „Lesebuch für Angeklagte".

Lesebuch für Angeklagte? Ist das Witz oder Wahrheit? Gibt hier jemand dem großen Heer der Beschuldigten, Verhafteten, Angeklagten praktische Winke, wie sie sich am besten aus der Schlinge des Gesetzes ziehen könnten, etwa nach der Manier der beliebten „1000 Worte" ein Vademekum: „1000 Worte gute Ausred"? Oder leuchtet er bloß mit der erborgten Laterne des Verbrechers das Haus der Justiz in allen Sälen, Winkeln, Korridoren boshaft ab, um diese Welt der Sträflichkeit zu der der Menschlichkeit in deutlicherem Gegensatz zu zeigen? Er tut beides, aber umgekehrt: das eine satirisch und das andre ernsthaft. Da ja von einem bestimmten Angeklagten und einem bestimmten Delikt nicht die Rede ist, darf er den „Angeklagten" als etwas schlechthin Gegebenes, in seiner Art Sachliches, ja gradezu als einen Stand nehmen. Spricht er doch an einer Stelle sogar vom Menschen als von der „Strafsache Mensch". Vom eventuellen Verbrechen, das dieser Rangwürde voranging, ist nirgends die Rede, das interessiert ihn nicht und ist nicht seine Sache. Er sieht nur, fast mit der Objektivität eines Ringrichters, der einem Boxmatch

beiwohnt, den Kampf zwischen dem „gefangenen Vogel", daher der Titel des Buchs, und den beamteten Vogelfängern, die im Schmuck ihrer Talarknöpfe dasitzen. Der erfahrene Augenzeuge von hunderten und tausenden solcher Kämpfe will natürlich mit dieser Objektivität, die ihn bei übelwollenden Lesern in den Verdacht des Komplizentums und der Verbrecher-Sympathie bringen wird, etwas Tückisches sagen, nämlich: hier, an der Stätte, wo das Strafen zum Beruf wurde, ist nicht mehr ein Kampf um Recht oder Unrecht — der ist bereits im Gesetz entschieden; hier, wo 95 Prozent aller Vorerhebungen der Gerechtigkeit bereits abgeschlossen sind, geht es nur noch um den Kampf: Macht gegen Macht — Macht des Zu-Gericht-Sitzens gegen die Macht der nüchternen Notwehr und Schlauheit. Oder mit andern Worten, er will dem Angeklagten — und das ist der Punkt, wo bei dem scheinbaren Nachschlagebuch das große, böse Pasquill beginnt! — sagen: Bilde dir nicht ein, daß der Zweck des Schauspiels, zu dessen Helden du wider Willen wurdest, die Auffindung von Schuld oder Unschuld, von Recht oder Unrecht ist — sonst bist du verloren! Du kannst ja nichts für die Gesetze; du kennst auch nicht genügend den Unterschied der Lebensbetrachtung zwischen dir und deinen Richtern; und du kannst nie wissen, welche Mächte hinter der Szene am Werk sind, gegen die dein ganzer Vorsatz, dem Gericht zu gefallen, dich in den Richter wie in deinen Gymnasialprofessor einzuschmeicheln, hilflos bleibt! . . . In dieser Voraussetzung und nicht in den praktischen Tips liegt natürlich der Sinn von Rodes Buch. Es geht den diabolischen, von Schopenhauers Philosophie und Denkart gepflasterten Weg, daß es, statt aus einer Hypothese der Ungerechtigkeit zynische Verhaltungsmaßregeln abzuleiten, umgekehrt an der Hand aufsteigender, exakt zutreffender Lehren für den „gefangenen Vogel" nachweist, daß alle Judikatur nichts als ein Gimpelfang ist . . .

Tausende Thesen und Beispiele belegen diesen furchtbaren Nachweis, aus dem Lesebuch für Angeklagte wird ein Lehrbuch für solche, die es nicht werden wollen, aus der Polemik gegen die Rechtsprechung eine Philosophie der Unbescholtenheit. Dräng dich nicht vor, sei deinen Feinden nicht zu auffällig, provoziere keine Liebesleidenschaften, enthülle dich nicht zu kühn in deinen Gedanken, sagt Rode, denn überall lauern die Netze des Gesetzes, still wie Angler sitzen seine Hüter daran, und plötzlich hast du, auf den Hängen des Daseins frei vagabundierender Vogel, dich mit dem Fuß drin verfangen, es nützt dir nichts mehr, dein ganzes Leben bisher ist mit einem Mal eine gelebte Leumundsnote, eine einzige schlüssige „Vorgeschichte der Tat". Nun trittst du, stehender Angeklagter, vor deine sitzenden Richter. Und weißt nicht, daß Stehen und Sitzen nicht Bewegungs- und Verharrungszufälle des menschlichen Körpers, sondern die Funktionen zweier entgegengesetzter Menschentypen sind: des allzeit riskierenden, mit der Freiheit auch deren Gefahren verkostenden Menschen, der aufrecht steht, und des asketischen, am Ufer des Daseins hockenden Menschenschlags, dem die sitzende Lebensweise von Gott vorgeschrieben ist. „Herrschaft wird sitzend geübt", sagt Rode. „Die Betrach-

tungsart des Sitzers wird durch das Sitzen und das Organ des Sitzens bestimmt. Die breiten Gesäße beherrschen die Welt, kleben mit dem Niederlassungsorgan an ihren beherrschenden Stühlen". Doch, welche Revolution im Universum der Rechtsbarkeit, wenn es einmal umgekehrt wäre — wenn die Richter ständen und die Angeklagten vor ihnen säßen! „Wie würden die Richter davonlaufen! Wie qualvoll würden sie den Prozeß durchstehen müssen! Wie unwichtig würden sie nehmen, was unwichtig ist! Wie bald würde man daraufkommen, daß man sich beim Richten nicht aufhalten, daß man im Vorbeigehen richten, daß man am besten sein Urteil für sich behalten soll!"

Vielleicht liegt in diesen Sätzen die Quintessenz von Rodes Buch. Aber es ist nicht der Richter als generelle Person, der es Rode angetan hat, sondern der Übermut und Dünkel beamteten Zu-Gericht-Sitzens schlechthin — zwischendurch sausen auch auf die ehemaligen Berufsgenossen des Verfassers, die Rechtsanwälte, die Schläge nieder, es gibt Porträts von ihren verschiedenen Typen, die so wirken, als ob die Lithographien Daumiers in die Sprache übersetzt worden wären. Dem Angeklagten aber wird in der Hauptsache gesagt: Kämpfe! — ergib dich nicht! Dein Kampf beweise das Unrecht des Richtens!

Das alles liest sich wie eine Dramaturgie der Rechtsprechung. Und die juristische Kühle, mit der darin das Katz- und Mausspiel zwischen Macht und Mensch in allen Phasen und Stufungen betrachtet wird, hat, eben weil sie so spürbar aus der Wut aufsteigt, manchmal etwas von der Schopenhauerschen Komik. Es gibt Stellen, wo der unbeirrbare Vorsatz, die Tatbestände des Daseins nur mit dem Blick zum Galgen oder vom Galgen aus zu formulieren, drastische Blüten treibt; so wenn dem Vergewaltiger, der nebstdem ein Handtäschchen geraubt hat, gesagt wird: er hätte doch ein paar Minuten warten sollen, dann wäre ihm der Inhalt des Täschchens ohnedies geschenkt worden. Ein Machiavelli für Angeklagte. Il Giudice.

Aber — wird jetzt ein um die moralische Gesundheit des Volkes Besorgter fragen — worin liegt der Zweck eines solchen Buchs? Leistet es nicht der erschütterten Sicherheit des Rechtsempfindens, dem Mißtrauen in die gottgewollte Funktion des Richtens Vorschub? ... Nun, ein äußerlicher, wahrscheinlich ungewollter Zweck wurde schon gestreift: wer dieses Buch gelesen hat, wird es sich schwerlich gerne beifallen lassen, Angeklagter zu sein, er erfährt daraus ebensoviel zur Vermeidung dieses mißlichen Berufs, wie zu seiner würdigen Bekleidung. Das Wichtigere ist, daß es — um mit Rode zu sprechen — die Sitzenden zum Aufstehen zwingt; vielleicht zum gereizten und empörten, aber das tut nichts; das Lesebuch für Angeklagte ist im Grund eins für Richter; den bessern von ihnen ist ihr Amt als Amt ohnedies zuwider, sie würden es lieber, wie die Prairierichter, aus der Mitte des Volks und als Recht jedes Einzelnen üben. Wenn diese Einsicht von der Unverhältnismäßigkeit des beamteten Richtens und des unbeamteten Daseins bis zu dem Grad erreicht ist, daß der Richter sich wünschte, Privatperson zu sein, der Angeklagte, Recht zu sprechen, dann ist der ethische Zweck von Rodes Werk hinlänglich erfüllt.

# Antwort an Rose Schwarz von Celsus

Zu dem Artikel „Das Problemkind
und die neue Schule"; ‚Weltbühne' Nr. 18

Liebe gnädige Frau, Ihre Kapuzinade über Eltern und Schule von heute war sehr interessant aber bei scharfem Blick für Einzelheiten dennoch auf Abwege führend. Sie verwahren sich dagegen, daß man Ihnen reaktionäre Tendenzen unterschiebt, ich glaube Ihnen. Aber was ich nicht verstehe, das ist Ihr Glaube an die Allgemeingültigkeit der von Ihnen geschilderten Zustände. Sie vertreten die These, daß Eltern und Schule heute allzu lasch geworden sind. Sie sehen darin einen Mord des ohnehin schon schwer bedrohten Bürgertums an seiner Zukunft, eine Neigung, die nach Ihrer Auffassung noch von modernistischen Tendenzen der höhern Schule unterstützt wird. Zwei Ihrer Sätze haben es mir angetan. An die will ich mich halten.

ad I. Sie schreiben: „Faktisch ist man sich aber heute bei uns ... nur einig über die Pflicht zur Nicht-Erziehung." Rose Schwarz, das ist keine Erscheinung der verruchten Neuzeit, die alle Bande frommer Scheu lockert. Solche Eltern hat es immer gegeben. Nur beriefen sie sich früher nicht auf Alfred Adler und die Individualpsychologie, sondern auf das eigne törichte Herz. Man nannte das vor der Erfindung Adlers zum Mißbrauch der von ihm geschaffenen Terminologie Affenliebe, und fünfzig Jahrgänge Meggendorfer haben davon gelebt. Aber die Schichten, die sich das heute leisten können, die Unarten des Lieblings gebildet zu kommentieren, sind so dünn, daß schwere Polemik überhaupt nicht in Betracht kommt. Von der überwiegenden Mehrzahl der Eltern wird die Schule alles andre als gemütlich aufgefaßt. Niemals war das Verlangen der Eltern größer, auf Grund des Reifezeugnisses oder des Berechtigungsscheins den Kindern die soziale Stellung zu erhalten oder zu erobern. Das Reifezeugnis ist eine unentbehrliche Waffe im sozialen Kampf geworden; es steht auf einem andern Blatte, daß sie in der Praxis eine ganz illusionäre Waffe ist. Das Berechtigungswesen ist ein plutokratisches Ausnahmegesetz. Bildung und Wissen sollen wieder das Monopol der Besitzenden werden. Wenn es dazwischen noch reiche Leute gibt, die im eignen Hause die Sache laxer behandeln — sie mögens tun, denn sie stören niemand.

ad II. „Das Sitzenbleiben stirbt langsam aus. Das Ziel der Klasse wird den Kindern angepaßt, nicht umgekehrt. Die Reifeprüfung wankt ihrer Agonie entgegen." Hier irrt Rose Schwarz. Wo ist denn diese Schule, deren Autorität abgedankt hat? Wo ist denn diese Schule, die, reformistisch verspielt, Lehrplan und Zucht vernachlässigt? Saget an, Rose Schwarz! Ich suche eine passende Schule für eine elfjährige Jöhre. Aber dieses von einem pflichtvergessenen Vater heißersehnte Institut gibt es nicht. Gewiß, die höhere Schule ist in manchen Äußerlichkeiten freier und leichter geworden. Es gibt auch ein paar pädagogische Versuchsanstalten, die weitgehend experimentieren, aber charakteristisch für das jetzige Schulwesen sind sie nicht. Die höhere Schule dient, wie früher, dem Drill. Sie ist stramm wie unter dem alten Wilhelm und gar nicht libertinistisch verseucht, kaum liberal aufgelockert. Die Autorität hat nicht gelitten, und die Examina, vor allem, sind kein Jux. Die Reifeprüfungen schon gar nicht. Sie sind noch immer ein Lotteriespiel, und nicht immer ein redliches. Gewiß, Knüppeldick und Affenschmalz, die klassischen Präzeptoren Wedekinds, laufen nicht mehr in Röllchen und grünlich gewordenen Bratenröcken herum. An ihre Stelle sind gutgeschnittene Unterrichtsbeamte getreten, die ihr Amt sehr schematisch, sehr lieblos, ohne Interesse an der einzelnen Schülerexistenz verwalten. Der Lehrer der höhern Schule ist heute Beamter, Beamter und nochmals Beamter. Wenn es nicht klappt, ist das Publikum schuld, in diesem Falle der Schüler.

Bruno Heilig hat es hier kürzlich als ein Unding bezeichnet, daß die Verantwortung letzten Endes auf den Schüler abgewälzt wird. Hier scheint mir der Widersinn des ganzen Schulbetriebes zu liegen, des alten und des neuen, daß ein junger Mensch in seinen auch körperlich gespanntesten Jahren einer Belastungsprobe ausgesetzt wird, wie in vielen Fällen sonst niemals mehr im Leben. Später hilft die Familie, die Frau; es gibt Konnektionen, Berufstrott, ererbten Besitz. Aber der Sechzehnjährige im Examen, das über alle Zukunft entscheidet? „Da tritt kein Anderer für ihn ein, auf sich selber steht er da ganz allein." Er ist im gesetzlichen Sinne minorenn, er darf nicht die lumpigste Postquittung unterschreiben. Er darf nur über sein Schicksal entscheiden. Das ist der Unsinn aller und jeder Schule, die auf dem System von Versetzungen und Zeugnissen ruht.

Wenn also in manchen Stücken heute doch Erleichterungen eingetreten sind, Rose Schwarz, so wollen wir nicht unvermeidliche Schattenseiten einer noch im Fluß befindlichen Entwicklung bejammern. Wir wollen in der Bettleroper der bürgerlichen Kultur nicht die Tenorpartie übernehmen, nicht die Klage nach vergangenen Zeiten anstimmen. Alle Fragen, die Sie aufwerfen, führen mitten in die großen sozialen Auseinandersetzungen hinein. Wenn das Bürgertum heute zerfällt, dann nicht an der Unart seiner Kinder. Wenn die Arbeiterschaft heute aufsteigt, dann nicht, weil sie, nach Ihrer Auffassung, in selbstgeschaffenen Bildungsanstalten eine träge gewordene junge Bürgergeneration niederkonkurriert, sich also lern- und lebenstüchtiger zeigt. Das hieße die Parteischulen, die nur der Schaffung des perfekten Parteimenschen dienen, allzu sehr überschätzen.

---

## Kroll-Krise der Volksbühne von Klaus Pringsheim

Keine Rede davon, daß es Krach in der Volksbühne gegeben hat. Das war nur windiges Zeitungsgeschwätz. Man wird doch noch Projekte erörtern dürfen. Weil im offiziellen Hausorgan zu lesen stand, man wolle aus dem Theater am Bülowplatz ein Amüsiertheater machen, darum all die Aufregung? Eine unverbindliche Plauderei, nichts weiter. Karl Heinz Martin ist Direktor. Er hat zu bestimmen; wie ers macht, ist es richtig. So war es immer, und so soll es auch in Zukunft sein.

Also, mit dem Putsch der aufgeblasenen Kleinbürger ist Martin auf der ganzen Linie fertig geworden, sein Sieg ließ sich nicht vertuschen; gegen den starken Mann, der in schwerster Zeit das Geschäft gerettet hat, haben sie keine Gewalt. Aber der blamierte Ungeist gibt sich nicht geschlagen; eine Position verloren, das muß an andrer Stelle wettgemacht werden. Hoch Martin — nieder die Krolloper! Zum zweiten Mal holt die Volksbühne aus, um das Volksbildungsinstitut, das sie mit aufgebaut hat, umzubringen. Vor einem Jahr schien es kopflos verzweifelte Willensschwäche zu sein, daß sie sich herumkriegen ließ, abzufallen; diesmal ist es schlechter Wille. Setzt der sich durch, fällt ihm die beste deutsche Oper zum Opfer, dann hat die Volksbühne sich ihr Urteil gesprochen. Das Schicksal der Krolloper wird das ihre sein.

Wie ist die Situation? Die Staatsoper am Platz der Republik ist preisgegeben. Herr Höpker-Aschoff hat es geschafft, er hat sich seinen Platz in der neudeutschen Unkulturgeschichte

gesichert. Doch mit ihm haben alle Krollgegner das Gesicht, das zu zeigen sie sich nicht schämen, nun hinlänglich gewahrt. Ressentiments abzureagieren, hie und da vielleicht auch Mißverständnisse aus der Welt zu sprechen, bot der im übrigen nutzlose Untersuchungsausschuß des Landtags reichlich Gelegenheit. Jetzt sind alle, auf die es ankommt, sich klar: die Krolloper, deren künstlerische Substanz intakt geblieben ist, muß, wenn irgend möglich, gerettet werden: in sich unverändert, in Form eines staatlich subventionierten Gemeinnützigen Unternehmens. Hinter den Verhandlungen, die Klemperers Statthalter, Doktor Hans Curjel, mit den bekannten Besucherorganisationen führt, stehen Regierung und Bühnengenossenschaft. Im Ernst, kann, will die Volksbühne sich ausschließen und den Plan sabotieren?

Nur, wenn die Krolloper auch weiterhin als Staatstheater geführt wird, würde die Volksbühne mit sich reden lassen: so läßt sie durch den Mund ihres Generalsekretärs und durch ergebene Journalistenfedern verbreiten. Der umstrittene neue Vertrag, der ihr ersatzweise 54 000 Plätze in der Lindenoper einräumt, sieht nämlich vor, daß sie eventuell die doppelte Anzahl von Opernkarten in einem andern berliner Staatstheater abzunehmen habe. Was bei dem Abfindungswirrwarr, in dem der Staat keine gute Rolle spielt, schließlich noch herauskommt, kann kein Mensch vorhersagen. Welche Dummheit aber, dieses Pochen auf einen Vertrag, dessen Annahme durch den Landtag immer unwahrscheinlicher wird. Sicher ist, daß er jetzt ganz ohne Änderungen keine Mehrheit mehr findet. Und wenn unter diese Änderungen etwa die Bestimmung aufgenommen würde: auch als gemeinnütziger G. m. b. H.-Betrieb bleibt die Krolloper die Oper der Volksbühne, — wird man dann lieber von dem schon hoch beliehenen Vertrag ganz zurücktreten wollen?

Aber zur Zeit ist Käsehändlers Wunschtraum Parole: Hinein in das feine Logenhaus Unter den Linden! Endlich heraus aus der Volksoper am Platz der Republik! Jedes Symptom der Mißstimmung, der geschürten oder zumindest nicht, um Gotteswillen nicht, beschwichtigten, wird sorgfältig registriert. Fünfmal eine so völlig chorlose Oper wie Cimarosas „Heimliche Ehe" mußten wir uns gefallen lassen! In der Tat, so was läßt der Vorstand drucken. Auch „Salome" war gar nichts für unsre Mitglieder; vermutlich wegen der fehlenden Stullenpause. Und diese Inszenierungen, diese Dekorationen! Schimpfen und schimpfen lassen — wofür sind die Bezirksfeldwebel da, die „Ordner"? Und zum Glück bekommt man ja auch genug Protestbriefe. Man weiß nicht, daß zehn Mißvergnügte mehr Briefe schreiben als neunhundertneunzig Vergnügte ...

Die Wege, auf denen die Willensbildung der Volksbühne erfolgt, sind vielfältig verschlungen. Dieses undurchdringliche System verschachtelter Kompetenzen erstickt den Begriff der persönlichen Verantwortlichkeit. Keine Sorge, Herr Doktor Nestriepke, dessen Klemperer-Haß im Protokoll der Ausschußverhandlungen niedergelegt ist, wird nicht zur Rechenschaft gezogen werden.

# Grüner Tisch und grünes Feld von Jan Bargenhusen

## VI.

### „Pleitebrecher"

Irgendwo zwischen Soltau und Fallingbostel, in der hintersten Heide, soll ein alter Bauernhof liegen, der noch aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges stammt, und in dessen Balkenwerk der Spruch eingeschnitten ist:

Glowe, Lewe, Trüe, Ehre
Slopen leider alle veere.

Der Bauer, der sich diesen Spruch für sein Haus ausgewählt hat, ist, sozusagen, ein Vollblut-Pessimist gewesen, ein vollkommener Skeptiker von echtem Schrot und Korn, der die Welt gewogen und gänzlich zu leicht befunden hatte. Solche gibt es auch heute noch in der Heide genug.

Die Bauern auf dem kargen Boden dort werden, das muß man zugeben, vom Schicksal nicht eben verwöhnt. In den achtziger Jahren haben die Heidebauern, zunächst die fortschrittlichen unter ihnen, dann auch die andern, fast überall damit angefangen, ihre Ödländereien, also die eigentliche „Heide", aufzuforsten. Diese Periode der Kiefern-Pflanzerei hat etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre gedauert. Dann kam die Kultivierung der Niederungsmoore auf, die Umwandlung des moorigen und anmoorigen Bodens zu Wiesen und Weiden. Bis zum Kriege war diese Epoche im großen und ganzen abgeschlossen. Daneben wurde auch viel Hochmoor- und Heideboden als Ackerland urbar gemacht. So kommt es, daß man heute im lüneburger Land nur noch relativ wenig unbebautes Land findet, vornehmlich steinige Heidehügel, „Brinke", wie es heißt, und dann besonders die der Kultivierung trotzenden großen Hochmoore. Dabei sind die Heidebauern fast alle Waldbesitzer geworden, und außerdem haben sie auf dem neu erschlossenen Grünland ihre Rindviehhaltung stark ausgedehnt. Die alten Ställe, die sich im niedersächsischen Haus unter dem gleichen Dach mit den Wohnräumen befinden, reichen zumeist nicht mehr aus, um den größern Rindviehstapel unterzubringen; überall findet man neue Stallbauten, und außerdem ist es zur Regel geworden, daß die Kühe, die früher eigentlich niemals aus dem Stall herauskamen, im Sommer auf die Weide gejagt werden. Mit der zumeist qualitativ ganz ausgezeichneten Milchviehhaltung und mit einer stärkern Ausbreitung der Schweinezucht ist auch ein gewisser Ersatz für die ehemals so berühmte und bedeutende hannoversche Pferdezucht geschaffen worden, die fast auf dem Aussterbeetat steht. Die paar Bankdirektoren, die heute noch einen celler Schimmel kaufen können, bieten eben keinen rechten Ersatz für den mit der Reduktion der berittenen Truppe verbundenen Nachfrage-Ausfall.

Also, schlecht ist es den Heidjern auch in den letzten kritischen Jahren gewiß nicht gegangen. Und doch haben sie allen Grund dazu, unzufrieden zu sein und anzunehmen, daß Glauben und Treue wieder einmal, leider, schlafen gegangen seien. Wir wollen nicht von der großen Politik sprechen, und

davon, daß die Preußen mit ihrem gouvernementalen Schematismus und ihrer reichlich knarrenden Verwaltungsmaschinerie die größtenteils brav welfisch gesinnten hannoverschen Bauern immer wieder vor den Kopf gestoßen haben — genau so, wie man im Vorkriegs-Preußen die Hannoveraner durch die Anwendung ostelbischer Verwaltungsmethoden verärgert und mitunter bis aufs Blut gereizt hat. Das Schlimmste ist, daß die offizielle Agrarpolitik in der Republik den Bauern, und besonders den nordwestdeutschen Bauern, schändlich stiefmütterlich behandelt hat —, gleichgültig, ob nun der Landbund mit seinen Landwirtschaftsrats-Trabanten allein das Heft im Reichsernährungsministerium in der Hand hielt, oder ob die Sozialdemokratie mit ihrem Doktor Baade außerdem noch in die Politik des Ministeriums hineinregierte. In der eigentlichen Heide hat man sich bisher dem Landbundkurs gegenüber ziemlich passiv verhalten. Das liegt wohl vor allem daran, daß der hannoversche Landbundführer, ein gewisser Cord Cordes aus dem Flecken Kirchlinteln, mit dem Reichslandbund bisher durch dick und dünn gegangen ist. Cord Cordes, der sich zur Betonung seines Bauerntums gern „Halbmeier" nennt, ist obendrein gar kein richtiger Landwirt; er verdient sein Geld als Ziegelei- und Sägewerksbesitzer, und dadurch, daß er der Strombauverwaltung an der Weser im eignen Schiffspark Faschinen liefert. Aber wenn die Hannoveraner geschwiegen haben, so haben jetzt doch wenigstens die Oldenburger einmal kräftig aufgemuckt; sie haben an ihren ministerlichen Vertrauensmann, Herrn Schiele, einen Jammer- und Drohbrief gerichtet, in dem sie sich darüber beschweren, daß Schiele und Baade bisher nur für die Getreidewirtschaft und speziell für die ostelbischen Roggenfabriken gesorgt haben, und das zu Lasten der bäuerlichen Wirtschaft. Dem Osten ist damit nicht geholfen worden, und den bäuerlichen Westen hat man langsam an den Rand des Ruins gebracht. Deshalb braucht sich auch niemand zu wundern, wenn Stahlhelm und Werwolf heute in der Heide das große Wort führen, und Hitler und Ludendorff dort ihre Dependancen haben. Besonders der Weise von Solln und seine Margaretenfrau sind bei den Heidebauern gut angeschrieben, denn sie verschmähen es nicht, sich gelegentlich persönlich dort zu präsentieren und bei ihren Mannen eine Schinkenstulle zu essen sowie ein Glas Grog zu trinken. Auch die schleswig-holsteinsche Landvolk-Bewegung à la Hamkens und Heim ist mal in der Heide gewesen — aber so stark auch die radikalen Cliquen sein mögen, zu einer kräftigen Organisation reichts doch nicht. Dazu ist der Skeptizismus der Niedersachsen eben zu stark.

Und außerdem darf man das Ökonomische nicht vergessen. Es hat ja im Westen, in der Heide, Betriebe gegeben, die dank ihrer ausgezeichneten Viehwirtschaft in den letzten Jahren noch gut, man kann sagen glänzend, verdient haben. Die Rente von 20 bis 30 Mark je Morgen, die, wie die Pachtsätze zeigen, in kleinern Betrieben auf mittlerm und geringwertigem Boden erzielt werden kann, ist von gut geführten Betrieben vielfach sehr erheblich überschritten worden. Aber wenn ich nicht mit eignen Augen die Steuererklärung eines kleinen

Heidebauern gesehn hätte, der auf 40 Morgen einen Reingewinn von 5600 Mark erzielt hat — als ehrlicher Mann hat er, wie er sagte, den Gewinn nach seiner Buchführung bis auf den Pfennig genau angegeben —, so würde ich es trotzdem nicht glauben, daß ein Reingewinn von 140 Mark pro Morgen dort in der Heide herausgeholt worden ist. Zum Vergleiche muß man sagen, daß im Osten heute der Preis für Land ähnlicher Qualität, wie es jener Bauer besitzt, vielfach, und zumal in den Gegenden des reinen Grundbesitzes, unter den Stand von 100 Mark gesunken ist, bis zu 80, ja bis zu 60 Mark herab. Der Reingewinn im Westen war also bei einem Bauern, ehe sich die Politik Schieles und Baades noch störend auswirken konnte, vielleicht doppelt so hoch wie jetzt der Bodenpreis beim Großgrundbesitz im subventionierten Osten.

Im Süden der Heide, dort, wo sich am Weserbergland die letzten Ausläufer des vorzüglichen Bodens der reichen und auch heute noch mit rentabler Wirtschaft gesegneten Braunschweiger Börde hinziehen, habe ich freilich einen Betrieb gefunden, der ein noch größeres Kunststück fertiggebracht hat als jener Heidebauer: einen richtigen Großbetrieb nämlich, der trotz Steuern, Löhnen und Soziallasten, trotz der Preise für Getreide und Rüben noch einigermaßen rentabel zu wirtschaften vermag. Sein Gewinn pro Morgen ist freilich längst nicht so hoch, wie der jenes Heidebauern, aber die Leistung, in dem mit fremden Leuten arbeitenden Großbetrieb noch eine Rente herauszuholen, ist eben doch größer. Leider darf man keine Namen nennen, denn es gibt Exempla, daß Gutsbesitzer, die in ihrer Unschuld über die Tatsache von Reinerträgen im eignen Betriebe gesprochen hatten, von ihren Berufsgenossen als „Pleitebrecher" hart beschimpft und mit Boykott und Totschlag bedroht worden sind. Herr Schlange auf Schöningen, präsumtiver Reichsernährungsminister nach Schieles endgültigem Fiasko, weiß davon auch ein Lied zu singen.

Wie es jener Mann im Weserbergland, der als der erfolgreichste deutsche Landwirt gilt, fertiggebracht hat, trotz aller schlechten Zeiten noch mit gutem Gewinn die Landwirtschaft zu betreiben, das ist leicht erzählt, wenn auch das Rezept in der Praxis schwer zu verwirklichen ist. Der Mann richtet seine Betriebe so ein, daß, wie Aereboe es gelehrt hat, alle Wirtschaftsvorgänge ineinandergreifen, daß die produzierten Mengen bis zum letzten Blatt und bis zum letzten Halm ausgenutzt werden, möglichst im eignen Betriebe, und daß die berühmten „Spitzen der Arbeitsbelastung", speziell bei der Hackfruchternte im Herbst, womöglich abgeplattet werden; er versteht es, bei hoher Lohnzahlung aus seinen „Mitarbeitern", die als hochqualifizierte, geschulte Facharbeiter betrachtet und behandelt werden, durch vernünftige Arbeitseinteilung und -zuweisung das Doppelte und Dreifache wie anderwärts herauszuholen. Er spart an Betriebskosten, besonders an den Kosten für Fuhrwerk und Anspannung, durch eine vernünftige Raumdisposition innerhalb der Gebäude und durch gute Arbeitsdisposition, bei Anwendung wirklich kostensparender, gut gepflegter und stark ausgenutzter Maschinen; damit beseitigt er das Grundübel, an dem die meisten deutschen Güter kranken,

die, wie es Schurig-Markee einmal sehr treffend gesagt hat, die Landwirtschaft wie ein Speditionsgewerbe betreiben, durch dauerndes Hin- und Herbewegen großer Lasten — nur mit dem Unterschied, daß dieses Gewerbe bei ihnen nichts einbringt, sondern nur Kosten verursacht, und daß ihr Profit an den Rädern hängen bleibt. Und schließlich weiß unser Mann im Weserbergland, nach dessen Meinung in den meisten übrigen Betrieben die Pferde den Profit auffressen, sofern die schlecht instruierten Arbeiter und die mangelhaft ausgenutzten und falsch behandelten Maschinen eben überhaupt noch eine Rente übrig gelassen haben, daß die Kuh die feinste und vornehmste Maschine in der Landwirtschaft ist, aus der bei sorgsamster Behandlung und Pflege, bei entsprechender Behandlung auch des Pflegepersonals, selbst in einer Zeit niedriger Milchpreise noch, dank peinlichst gewahrter Milchqualitäten, eine hohe Rente herausdestilliert werden kann.

Die Biographie jenes Mannes, der als zweiter Sohn eines Heidebauern ohne einen Pfennig Geld in der Tasche hinaus in die Fremde gegangen ist, um in der Börde zwischen Braunschweig und Magdeburg die „richtige" Landwirtschaft zu lernen, und um dann weiter, gestützt auf seinen persönlichen Kredit, Schritt für Schritt einen großen agrarischen Besitz zu erobern — diese Biographie ist leider noch nicht geschrieben. Einmal wird das der Fall sein, und dann wird nicht nur der Landwirt eine Menge daraus lernen können, sondern auch jeder andre wird sehen, daß jenes Wort von der Not der Landwirtschaft eine Verlegenheitsredensart der Durchschnittsagrarier ist. Es gibt nämlich, das zeigt das Leben und Wirken jenes Mannes, keine Not der Landwirtschaft — es gibt nur viel zu viel drittklassige und viertklassige Betriebsleiter, die mit ihren Wirtschaften nicht fertig werden. Diese bestimmen das Bild der deutschen Landwirtschaft, und ihre Vertrauensleute, Männer ihres Schlages, und nicht die Meister und Könner auf dem grünen Felde, sind es dann auch, die vom grünen Tisch aus die Agrarpolitik regieren. Ihre Namen kennt man — die Stillen im Lande, die erfolgreichen Arbeiter, die Betriebspioniere und großen Betriebstechniker: die kennt man nur im engen Kreise, und in der Öffentlichkeit haben sie zu schweigen, denn sie sind ja doch bloß „Pleitebrecher".

---

# Kathedralen, Bodenwucher und das Kollektiv

von Werner Hegemann

Der russische Schriftsteller Tretjakow, der Verfasser von „Brülle, China!", entwickelte vor einigen Tagen (auf der „Internationalen Tribüne") die bolschewistische These vom „neuen Typus des Schriftstellers". Künftig sollen Kunstwerke nicht mehr von egozentrischen Individuen aus der Nabelschau geboren werden. Statt dessen sollen Kollektivkunstwerke entstehen: also Kunstwerke, die nicht von einzelnen genialen Köpfen, sondern von vierzig oder hundert Arbeitern geschaffen werden. Dabei denkt Tretjakow vor allem an Zeitungen, aber

auch an Romane und Dichtungen, ja an alle große Kunst. Der Individualitätskult soll verschwinden und die Anonymität des Geistes fruchtbar werden.

Diese These ist keineswegs so lächerlich, wie sie den Individualisten erscheinen muß, wenn sie ihre eigne schöpferische Bedeutung überschätzen und über das „Kunstwerk als Kompagniegeschäft" spotten. Noch heute gibt es Kunstbegeisterte ersten Ranges — auch den Individualisten unverdächtig —, von denen die Kirchenbauten des Mittelalters als die größten künstlerischen Leistungen des Menschengeschlechts gepriesen werden. Viele der leidenschaftlichsten Bewunderer — wie der Meisterstilist John Ruskin — werden nicht müde, grade diese mittelalterlichen Riesenbauten als die Leistungen von anonymen Kollektiven zu preisen, also von Bauhütten, in denen der Geselle und die Gesellschaft ebenso fruchtbar waren wie der Meister.

Wer die Riesenbureaus amerikanischer Architekten kennt, der weiß auch, daß die kathedralenhaften Bureautürme New Yorks ungeheure Kompagniegeschäfte sind. Nicht nur zum Bau, sondern schon zur Planung wirken Hunderte von Intelligenzen zusammen. Und war etwa die londoner ‚Times' in ihrer besten Zeit, als sie die Politik und manchmal Weltgeschichte machte, kein Kunstwerk? Doch; und die Leute „vom Bau" dieser ‚Times' waren stolz auf ihre Leistung und auf ihr Kollektiv von Gleichgesinnten. In seiner Autobiographie „Durch dreißig Jahre" (deren deutsche Ausgabe ich grade bearbeite) schildert einer der bekanntesten ‚Times'-Mitarbeiter, Wickham Steed, wie das Kollektiv der ‚Times'-Leute entschlossen in den Streik ging, als der Besitzer der Zeitung sie an Kapitalisten (mit deutschem Einschlag!) verkaufen wollte, die ihnen nicht behagten. Und der Streik war erfolgreich. Die ‚Times' ist in der Tat keine deutschfreundliche Zeitung geworden!

In der Literatur gibt es noch viel künstlerischere Kunstwerke als Zeitungen, die als Kollektivleistungen genannt zu werden verdienen. Wie wäre Goethes Werther denkbar ohne die erfolgreiche, in alle Einzelheiten gehende Vorarbeit der Neuen Heloise von Rousseau? Auch ein so großer Schlager der französischen Literatur wie Victor Hugos Orientales gelang erst nach einem halben Dutzend Vorarbeiten andrer Dichter.

Besonders der Berliner würdigt in Presse und Theater gern die Kollektivarbeit, bei welcher der wichtigste Arbeiter oft anonym bleibt. „Weiße Neger" heißen die anonymen Mitarbeiter in den pariser Ateliers.

Soeben scheint an einem der wichtigsten Plätze Berlins ein Kunstwerk zustande kommen zu sollen, bei dem nicht nur viele Köpfe, sondern auch Gesetzgeber, Wohlfahrtsminister, das Bodengeschäft, der Bodenwucher und Friedrich der Große mitwirken müssen, um das Werk in seiner Großartigkeit zu ermöglichen. Es handelt sich um die Neugestaltung des Leipziger und Potsdamer Platzes. Und es handelt sich im besondern um den gewaltigen Bau, der an Stelle des alten Josty-Hauses endlich den großartigen Abschluß der Leipziger Straße bilden wird, wie ihn schon der große Schinkel gewünscht hat.

Der erste Kollektivarbeiter an diesem seit Jahrhunderten vorbereiteten großen Kollektivkunstwerke war der sogenannte „Soldatenkönig", der ja grade von der berliner Universität oft als Begründer des preußischen Staatssozialismus gefeiert wurde. Der „Soldatenkönig" hat den streng symmetrischen Leipziger Platz angelegt, der ohne ebenso strenge architektonische Ordnung der Platzwände keinen Sinn hat. Im Märkischen Museum zeigt noch ein großes Gemälde den Entwurf für die einheitliche Umbauung des gleichzeitig geplanten „Rondel-Marktes" (Belle-Alliance-Platz), den der „Soldatenkönig" sich machen ließ. Für die architektonische Gestaltung des Leipziger Platzes und für die Errichtung bedeutender Blickziele an den West- und Ostenden der Leipziger Straße hat später Schinkel unzählige Pläne gemacht. Am Leipziger Platz hat dann Messel mit dem Wertheimbau einen seiner größten Würfe getan; aber zu einer einheitlichen Gestaltung des Platzes ist es nie gekommen. Es ist das Verdienst Stadtbaurat Wagners und seiner schwierigen Kollektivarbeit mit den ihm vor- und nachgesetzten Behörden, daß kürzlich am Leipziger und Potsdamer Platz wenigstens eine theoretische Einigung über die künftige einheitliche Gestaltung der Baumassen erreicht wurde. Man kann nur hoffen, daß der viel befehdete Stadtbaurat Wagner den Berlinern lange genug erhalten bleibt, um den Leipziger und Potsdamer Platz ebenso einheitlich und großartig auszubauen, wie es ihm jetzt am Alexanderplatz gelingt.

Nach ihrer Neugestaltung werden der Leipziger Platz und der organisch damit verbundene Potsdamer Platz wie ein doppelter Vorhof wirken. Der Tempel, zu dem diese Vorhöfe führen, ist aber nicht die riesige gotische Kirche, die noch Schinkel als Blickziel und als preußisches „Reichs-Ehrenmal" am Westende der Leipziger Straße errichten wollte. Schinkels frommer Riesenplan ist heute endgültig aufgegeben worden. An Stelle der Kirche wird unvermeidlich der Wolkenkratzer erstehen — die Unvermeidlichkeit wird gleich bewiesen werden —, den die Architekten-„Brüder" Luckhardt für den Bauplatz der alten Konditorei Josty entworfen haben. Die „Brüder" Luckhardt sind Architekten höchsten Ranges, die sich ehrlich zum brüderlichen Kollektiv ihrer Bauhütte bekennen. Bei der Würdigung des kommerziellen Turmbaues, den sie statt der frommen Gedächtniskirche Schinkels planten, lohnt es sich, des andern Turmes zu gedenken, den Schinkel als Blickziel am östlichen Ende der Leipziger Straße errichten wollte. Für diesen Turm besitzen wir wohl die zahlreichsten Projekte, die von Schinkel je für denselben Bau entworfen wurden. Es ist, als habe er den „Turm an sich" entdecken wollen. Griechische, gotische, römische, romanische, italienische Elemente benutzte er. Am liebsten hatte er die Zeichnungen, die an Giottos Florentiner Glockenturm erinnern. Denn, so schrieb Schinkel: „Ein Turm, wie er für den vorliegenden Zweck, als bedeutend wirkendes Bauwerk, am Ende einer sehr langen Straße verlangt wurde, konnte bei der durch die Örtlichkeit vorgeschriebenen geringen Grundfläche nur durch die Höhe bedeutend werden; ein solches Verhältnis in der Architektur eignet sich mehr für den Stil des Mittelalters als für den des griechi-

schen und römischen Altertums, und hieraus ging dann der Stil hervor, in welchem die ganze Anlage gehalten wurde." Schinkel wollte aber „aus dem Stil des Mittelalters nur dasjenige in Anwendung bringen, was sich als reiner Vorteil für die Konstruktion bewährt hatte". Schinkel wollte einen neuen Stil schaffen.

Schinkels alte und beinah leidenschaftlich aufgestellte Forderungen werden durch das neue Josty-Haus der Brüder Luckhardt in hohem Maße erfüllt. Um ihren Riesenbau für die verschiedenen Zwecke kommender Jahrzehnte oder Jahrhunderte brauchbar zu machen, mußten die Architekten das Innere der Geschoßflächen möglichst frei von Stützen halten. So wurden aus praktischen Gründen möglichst viele Stützen wie bei einer gotischen Kathedrale an das Äußere des Baues verlegt. Die Fassade erhält dadurch eine starke architektonische Gliederung und fast etwas Gotisierendes — nicht einer modischen Spielerei, sondern der gesunden Konstruktion zuliebe.

Aber es nützte nichts, daß hier ein Traum Schinkels, des größten berliner Baumeisters, überraschend in Erfüllung gehen sollte. Der Bau mußte ja nicht von Schinkel genehmigt werden, sondern vom Wohlfahrtsministerium, das sich mit Ästhetik beschäftigt. Das Ministerium fürchtete, der neue Bau werde wie ein schlanker Gasometer wirken. Die selbstverständliche Antwort, daß ein Gasometer sehr schön ist und daß ein so überraschend schlanker gasometrischer Bau, wie er auf dieser engen Baustelle möglich ist, vielleicht noch viel schöner sein kann, genügte dem Wohlfahrtsminister nicht. Dem Minister zu Ehren mußte versucht werden, eine riesige Reklameschrift auf das Dach des Gasometers zu setzen und die tragenden Außenstützen oben abzurunden, und ähnliche Scherze mehr, die eine ungasometrische Wirkung erzielen sollen.

Was aber den Neubau am wirkungsvollsten zum künftigen Beherrscher der Leipziger, Stresemann- und Potsdamer Straße machen wird, ist seine Höhe. Daß er aber so hoch werden kann, wie er es verdient, und noch höher, das verdankt er der Mitarbeit Friedrichs des Großen, seinem Hypothekengesetz und dem von Friedrich begründeten und von seinen Berlinern dankbar weiter geförderten Bodenwucher.

Professor Eberstadt von der Universität Berlin hat nachgewiesen, daß mittels des friderizianischen Hypothekengesetzes die Bodenwerte fast beliebig aufgebläht werden können. Aus jeder neuen Steigerung erweist dann der Bodenbesitzer die Notwendigkeit, höher zu bauen. Als die Inflation vorübergehend die Bodenwerte herabdrückte, wurde in Berlin einmal eine Zeitlang der Boden nicht gemeinschädlich ausgenutzt. Die damals geschaffene Bauordnung brachte in den Vororten sogar Herabsetzungen der Geschoßhöhen. Seitdem sind die Bodenpreise wieder auf die alte Höhe und darüber hinausgeklettert. Sobald die gegenwärtige Baukrisis und die Abwanderung aus Berlin aufgehört hat, werden unvermeidlich gesteigerte Geschoßzahlen gefordert und wahrscheinlich auch genehmigt werden. Dieser Unfug, immer höher bauen zu müssen, ist der Krebsschaden, der das berliner Wohnungswesen zum Beispiel von dem londoner unterscheidet. Das Höherbauen ist dagegen

ein ästhetischer Segen, wenn es sich um einen Wolkenkratzer handelt, der auf dem wichtigsten Blickpunkt Berlins errichtet werden soll. Für die Augen des Künstlers kann ein solcher Turm eigentlich nie hoch genug werden. Friedrichs Hypothekengesetz hilft den Wünschen des Künstlers. Der steuerliche Einheitswert des Josty-Grundstücks war auf nur 2 Millionen Mark festgesetzt worden. Sein Nutzungswert war 89 000 Mark. Das famose Hypothekengesetz aber ermöglichte es, den Wert des Grundstücks auf das Doppelte oder Dreifache aufzublähen. Jedenfalls wurden 4,5 Millionen Hypotheken darauf gelegt. Bei der Versteigerung vor einigen Tagen wurde dann das Grundstück für 2,5 Millionen an den einzigen Bieter weggegeben, dem es auch zugefallen wäre, wenn er weniger geboten hätte. Aber das durfte er nicht, denn sonst wären die Großbanken böse geworden, die die erste Hypothek im Betrag von 2,2 Millionen geliefert hatten. Der glückliche Erwerber des Grundstücks ist die Stadt (unter dem Namen der Nord-Südbahn-Aktiengesellschaft), die eine zweite Hypothek von 1,2 Millionen für das Grundstück geliefert hatte, als sie noch hoffte, den Potsdamer Platz über und unter der Erde ebenso großzügig und kostspielig zu sanieren wie den Alexanderplatz. Es sind „nur" für 1 Million Hypotheken „ausgefallen".

Die Stadt hat also im ganzen den Kaufpreis von 2,5 Millionen plus 1,2 Millionen für zweite Hypothek, zusammen also 3,7 Millionen, für das Grundstück ausgegeben, das heißt mehr als 4000 Mark für jeden Quadratmeter. Diese Summe kann nur verzinst werden, wenn auf dem Grundstück sofort ein etwa 14geschossiges Haus gebaut und vermietet wird. Wenn sich kein Bauherr finden sollte, müssen die Zinsverluste von rund 300 000 Mark im Jahr auf den Kaufpreis aufgeschlagen werden. (Und die Steuerverluste?) Man kann also sagen, daß der Bau, wenn nicht sofort gebaut wird, jährlich um ein bis zwei Geschosse höher werden muß — was seiner ästhetischen Wirkung nur nützen kann.

Wenn der Baum aber nicht in den Himmel wachsen soll, muß man wünschen, daß der schöne Luckhardtsche Bauentwurf möglichst schnell ausgeführt wird. Unterdessen droht das hier geschilderte Kompagniegeschäft zwischen Kunst, Hypothekengesetzgebung und Bodenwucher (unter dem namentlich das berliner Wohn- und Geschäfts-Bauwesen furchtbar leidet) uns dem russischen Kollektivismus näher zu bringen, als vielen erwünscht sein mag, die heute privaten Vorteil daraus ziehen.

---

# Franz Kafkas Grunderlebnis von Max Brod

Franz Kafka, geboren 1883 in Prag, gestorben 1924 im Sanatorium Kierling bei Wien, wollte nie etwas publizieren. Seine Hauptwerke erschienen erst nach seinem Tode. Sehr vieles hat er leider verbrannt, und so ist es für immer verloren. Nur einige Titel und Szenen der verbrannten Werke leben in meinem Gedächtnis weiter. Von dem, was zu Kafkas Lebzeiten erschienen ist, wurde vieles nur gedruckt, weil ich meinem Freunde insistierte. So beispielsweise sein erstes Buch

„Betrachtung", das so kurz war, daß der Verleger (Rowohlt in Leipzig) eine abnorm große Buchstabentype verwenden mußte, um auch nur die wenigen Seiten zu füllen. Daß es sich um etwas nicht bloß der Buchstabengröße nach Außerordentliches, sondern um eine wahrhaft singuläre Erscheinung handelte, wurde von einigen rasch erkannt.

Zu Lebzeiten Kafkas erschienen folgende Bücher: „Betrachtung" — „Das Urteil" — „Der Heizer" — „Die Verwandlung" — „In der Strafkolonie" — „Ein Landarzt" — „Ein Hungerkünstler". Von diesen bildet „Der Heizer" das erste Kapitel des posthum erschienenen Romans „Amerika". Die drei aus dem Nachlaß erschienenen Romane sind „Amerika", „Der Prozeß", „Das Schloß". Der unveröffentlichte Nachlaß enthält noch etwa zwanzig Novellen, eine Fülle von Aphorismen, Skizzen, Fragmenten, einen unvollendeten Einakter, umfangreiche Tagebücher. Eine deutsche Gesamtausgabe beginnt 1931 im Verlag Gustav Kiepenheuer (Berlin) zu erscheinen.

Es ist schwer und es ist überflüssig, Kafka zu kommentieren. Jeder Leser von Einsicht merkt, daß sich bei Kafka ein äußerst präziser Realismus mit einem andern durchgehenden Element verbindet, das in jeder Zeile dicht an die Sphäre des Unsagbaren und nur religiös Erfaßbaren grenzt. Kafkas Lehrmeister waren die Bibel, Goethe, Kleist, Flaubert und Kierkegaard. Er selbst aber bezeichnet die höchste Form jener Dichtung, die in jedem Wort sich selbst und außerdem etwas Unsagbares bedeutet. Nicht etwa in symbolischer Manier, denn das Symbol, für sich selbst betrachtet, ist ein gleichgültiges, oft nur willkürlich zu Bedeutung erhobenes Partikel der realen Welt. Bei Kafka aber steht auf der realistischen Seite seines Werkes die gesamte Realität, das liebevoll in allen Einzelheiten erfaßte und dargestellte Menschenleben. In dieser Hinsicht möchte ich aus meiner Kenntnis von Kafkas Leben sagen, daß es schlechterdings nichts auf Erden gab, was er nicht mit leidenschaftlichen Interesse ergriffen und mitgefühlt hätte. Er zog sich nicht in eine „turris eburnea" zurück, er wich nicht aus, er lebte nicht wie der ihm in manchen Zügen verwandte Stefan George als Esoteriker. Und dennoch steht auf der andern, der metaphysischen Seite seines Lebens: die nur ihm zuteil gewordene schmerzliche Erkenntnis göttlicher Dinge, das Reine, die Vollkommenheit, das Absolute.

Das Absolute ist da, — aber es ist dem menschlichen Leben inkommensurabel — dies scheint das Grunderlebnis Kafkas zu sein. Aus der Tiefe der Erlebnisse immer neu variiert. In bitterster Ironie, in Verzweiflung, in Selbsterniedrigung ohne Beispiel und in einer zarten Hoffnung, die durch all die wilde Skepsis hindurchsingt, nicht oft, aber um so eindeutiger da und dort. Hauptthema bleibt die ungeheuerliche Gefahr, daß wir den rechten Weg verlieren, eine Gefahr von so groteskem Übergewicht, daß uns eigentlich nur ein Zufall („gratia praeveniens") dazu bringen kann, in das „Gesetz", das heißt in das richtige vollendete Leben, ins „Tao" einzutreten. Um wieviel wahrscheinlicher dagegen ist es, daß wir den Weg verfehlen. „Einmal dem Fehlläuten der Nachtglocke gefolgt — es ist nie-

mals gutzumachen". Das ewige Mißverstehen zwischen Mensch und Gott reizt Kafka, diese Disproportion immer wieder im Bilde zweier Welten darzustellen, die einander nie, nie verstehen können — daher ist der unendliche Abstand zwischen dem stummen Tier und dem Menschen eines seiner Hauptthemen, in so vielen Tiergeschichten, die sein Werk nicht zufälligerweise enthält. Ebenso die trennende Wand zwischen Vater und Sohn. Auf allem, was Inkommensurabilität ausdrückt, haftet der Blick dieses Dichters mit unendlichem Mitleidsverständnis und bringt es mit dem verhängnisvollsten größten aller Mißverständnisse, dem Versagen des Menschen vor Gott, in einen stummen Zusammenhang.

Ich möchte noch erwähnen, daß die Thesen der Freudschen Psychoanalyse Kafka unbekannt waren, als er das „Urteil" und vieles Verwandte, zum Beispiel „Die Sorge des Hausvaters", „Elf Söhne", schrieb. Frappiert durch viele Übereinstimmungen zeigte ich ihm später psychoanalytische Essays, die ich in die Hand bekam. Sie machten aber auf Kafka nur geringen Eindruck. Ich entsinne mich einer Bemerkung, in der er die Psychoanalyse zwar für richtig, aber doch nur für einen rohen und ungefähren Umriß der Wahrheit erklärte. Gewiß ist, daß die Resultate, zu denen die Psychoanalyse kam, für ihn nur Anfangsgründe, Bausteine, Vorstufen der Erkenntnis bedeuten konnten.

Diese Erkenntnis hat ihren Kern zweifellos in dem Gefühl, daß es eine Welt der Absolutheit, der Sündenlosigkeit, der Vollkommenheit gibt, — also das, was die Gläubigen „Gott" nennen. Dieses Gefühl (in seinen Aphorismen nennt er es „das Unzerstörbare") war für Kafka dennoch vom Glauben an einen „persönlichen" Gott im Sinne der Religion weit distanziert, dabei blieb es unmittelbare Gewißheit und Zentrum seines Daseins. Und gleichzeitig übersah er, denn er war mit den schärfsten Augen der Seele ausgestattet, keinen der zahllosen abscheulichen Fehltritte, keine Sünde, keine der Lächerlichkeiten, mit denen die Menschen einander das Leben vergällen, ja unmöglich machen, mit denen sie immer weiter vom Quell des Lebens abirren. Ein gutes Leben ist uns vorgeschrieben, aber wir sind aus innersten Stücken unfähig oder nicht gewillt, dieses Leben zu ergreifen. Dadurch wird uns die göttliche Welt zu einem transzendenten Gebiet und im wahren Sinne des Wortes: unheimlich. Der Wille Gottes klingt unsern Ohren unlogisch, das heißt unsrer menschlichen Logik auf groteske Art entgegengesetzt, ja er erscheint uns grausam, sogar unmoralisch. Seit dem biblischen Buche Hiob ist nicht so wild mit Gott gerechtet worden wie in Kafkas „Prozeß" und „Schloß" oder in seiner „Strafkolonie", in der die Gerechtigkeit im Bilde einer mit raffinierter Grausamkeit ersonnenen, unmenschlichen, fast teuflischen Maschine und eines schrullenhaften Verehrers dieser Maschine dargestellt ist. Ganz ähnlich tut Gott im Buche „Hiob" das, was dem Menschen absurd und ungerecht erscheint. Aber es erscheint eben nur dem Menschen so, und was als letztes Resultat bei Hiob wie bei Kafka sich ergibt, ist die Feststellung, daß das Maß, mit dem der Mensch arbeitet, nicht jenes ist, nach dem in der Welt des

Absoluten gemessen wird. Ist das Agnostizismus? Nein, denn das Grundgefühl bleibt, daß auf geheimnisvolle Art der Mensch dennoch mit dem transzendenten Reich Gottes verbunden ist. Nur die gewöhnliche, flache, rational faßbare Art von Verbundenheit ist es eben nicht. Und mit Phrasen, mit frommem Augenaufschlag und halber Verkleisterung des Bösen, mit schöngeistiger Salbung ist der furchtbare Zweifel, den Kafkas immer neuer Witz und immer neu schaffende, bizarre Phantasie in unser Moralsystem reißt, nicht zu heilen. Sondern nur durch ein ungeheuer sich aufbäumendes Gefühl des Positiven, das all diesem unverhüllt Negativen Trotz zu bieten wagt. Das Negative und schauerlich Mangelhafte der Natur ohne Verschleierung registriert und dennoch zugleich aus tiefstem Herzen immer die „Welt der Ideen" im Sinne Platos gesehen zu haben: das war das Auszeichnende im Leben wie im Schaffen Kafkas, das, was sich seinen Freunden, ohne daß je ein Wort darüber gesprochen worden wäre, als eine Art von Offenbarung, Ruhe, Gewißheit mitten im Sturm der Leiden und Undeutlichkeiten kundtat. Vielleicht hat es Menschen gegeben, die tiefer, das heißt unangefochtener geglaubt haben als Kafka, — vielleicht hat es auch Menschen mit noch beißenderer unbarmherziger Skepsis gegeben, — das weiß ich nicht. Was ich aber wohl weiß, ist das Einzigartige, daß bei Kafka diese beiden entgegengesetzten Eigenschaften zu einer höchsten Synthese gediehen sind. Man könnte seine Bedeutung in die Formel fassen: von allen Gläubigen ist er der illusionsfernste, und unter allen, die ohne Illusion die Welt sahen, wie sie ist, der gläubigste gewesen.

---

## Schwank von Alfred Polgar

Zwei Schauspieler, Curt Bois und Max Hansen, haben einen Schwank geschrieben: „Dienst am Kunden", der den Zuhörern in der „Komödie" viel Spaß bereitet.

Was ist ein Schwank? Ein Theaterstück, dessen Zweck die komischen Mittel sind, deren es sich bedient.

Aus Verlegenheiten, Irrtümern, Überraschungen wird ein Netz geknüpft, in das die Personen des Spiels nur deshalb hineingeraten, damit wir die Schadenfreude genießen, sie darin zappeln, und die reine Freude, sie aus dem Netz wieder hinausgeraten zu sehen.

Schwank-Figuren sind Exhibitionisten ihrer Torheit. Das macht sie zu erquickenden Lebewesen. Schwer keucht der Mensch, in Sein und Dichtung, unter der Mühe, sein eingeborenes Narrentum zu verhehlen. Also tut es wohl, ihn einmal, im Schwank, losgelassen zu sehen von der kurzen Kette der Vernünftigkeit. Schwankfiguren erfüllen ihren Sinn im Unsinn, den sie treiben, das Lächerliche, das sonst tötet, belebt sie. Unter einem dauernd blitzblauen Himmel fahren sie dahin und erreichen das glückhafte Ziel der Fahrt durch eine Folge von Entgleisungen.

Im Schwank sind die handelnden Personen radikal das, was sie sind. Ihre Ideen, wenn ihnen der Schwank-Schöpfer solche in den Kopf oder sonst wohin gesetzt hat, sind fixe Ideen, ihre Wesens- oder Unwesenslinie verläuft ungebrochen. Meistens bestehen sie nur aus einer spaßigen Haut, aus der sie nicht können.

Im Schwank also sind die Menschen einfach, die Vorgänge aber verwickelt und die Situationen zu Allem fähig. Daß jenen, den Menschen, nichts geschieht, was immer auch geschieht, rechtfertigt, daß soviel im Schwank geschieht. Hart im Raume stoßen sich da die Sachen, aber die zwischen ihnen Eingeklemmten sind unverwundbar. Wie im Märchen ist es. Schwank-Atmosphäre hat überhaupt einen Zusatz von Märchenluft. Gute Geister walten schützend, Kobolde stiften Unheil, legen Schlingen, fangen sich aber selbst in diesen, Gefahren oder Hindernisse sind nur Spuk, den die Einfalt nicht sieht oder der Witz im Wortumdrehen verscheucht, das Unwahrscheinliche wird Ereignis, und hoffnungslos Verwirrtes entwirrt sich in bezaubernd abgekürztem Verfahren.

Was ein rechter Schwank ist, dessen Inhalt läßt sich nicht wiedererzählen. Das heißt, er ließe sich schon, aber es wäre ein vernunftbrecherisches Unternehmen. In diesem Sinn haben Bois und Hansen sehr gut gearbeitet. Ihre scenic railway fährt verwegene Kurven, erzeugt, wie sich das für eine Rutschbahn ziemt, Schwindel und Gelächter. Es ist ihnen viel Lustiges eingefallen; wo der Einfall ausblieb, haben sie keine Gewalt angewandt, sondern die List, so zu tun, als merkten sie sein Fehlen nicht. Geschickte Versteller, auch als Autoren! Sie kennen, aus ihrer Spiel-Praxis, die Formeln, mit denen der muntre Geist heraufzubeschwören ist, und wenn er auch manchmal nicht erscheint, immerhin: sie beschwören.

Curt Bois ist mit ganzem Leib bei der Rolle, die er sich auf ihn geschrieben hat. Er ist witzig, auch ohne Worte. Ein Pantomimiker ersten Ranges, von lustigster Beredsamkeit der Glieder, in vielen überraschenden Angeln drehbar, mit Grazie grotesk. Seine Beweglichkeit hat Stil und Musikalität, der sogenannte Schalk sitzt ihm nicht nur im Nacken, sondern auch in Knie und Ellbogen. In seinem Körper-Spiel lebt etwas vom Geist und Reiz der Marionette. Wenn er, Unerwartetem plötzlich gegenüber, Starrheit posiert, wandelt er sich völlig zur Puppe, die, überwältigend komisch, die Augen rollt. Dabei ist er ganz heutig in Art und Tonfall seines Humors, vif und frech, voll trockner Clownerie des Worts wie der Gebärde, mit vollendeter Sicherheit die Pointen so fallen lassend, daß sie haarscharf sitzen.

Man könnte allenfalls auch bemerken, er sei ein später Enkel der commedia dell' arte (derer manchmal, in einem Nebensatz wenigstens, sich zu erinnern, den Kritiker ziert).

# Sauflied, ganz allein von Theobald Tiger



Manchmal denke ich an dich;
das bekommt mich aber nich,
denn am nächsten Tag bin ich so müde.
Du mein holdes Glasgespinst!
Ob du dich auf mich besinnst?
Morgens warst du immer etwas prüde.
Darum trink ich auf dein Wohl
dieses Gläschen Alkohol!
Braun und blond — rot und schwarz —
Ihr sollt leben!

Kind, der Wein der schmeckt nach Leim,
denn er stammt aus Rüdesheim —
und sein Schein wird blaß und blasser.
Ich schenk mir noch ein Gläschen ein,
denn sie haben dort am Rhein
so ein gut's, gesundes Wasser.
Und darum trink ich auf dein Wohl
dieses Fläschchen Alkohol!
Braun und blond — rot und schwarz —
ihr sollt leben!

Deine Augen waren blau
ganz genau wie bei der Frau
Erna Margot Glyn Kaliski.
Rheinwein ist nicht stark genug,
darum nehm ich einen Schluck
von dem guten, gelben Whisky.
Und ich trinke auf dein Wohl
dieses Fläschchen Alikol —
Braun und blond — black and white...
Ihr sollt leben!

Tinte, Rotwein und Odol
sind drei Flüssigkeiten wohl —
davon kann der Mensch schon leben.
So schön kannst du gar nicht sein,
wie in meinen Träumerein —
so viel kannst du gar nicht geben.
Allerschönste Frauenzier,
ach, wie gut, daß du nicht hier!
O, wie gerne man doch küßt,
wenn die Frau wo anders ist...!
Und darum trink ich auf dein Wohl!
Nun ade, mein Land Tirol!
Lebe wohl! Nur in den kleinen Räuschen
lebe wohl, kann die Frau uns nicht enttäuschen!
Lebe wohl! Mein Land Tirol!
Lebe wohl —! Lebe wohl —!

# Bemerkungen

## Ein Achtundvierziger

Das Ende der Demokratie versieht Alfred Weber, Professor zu Heidelberg, mit einem Fragezeichen — im Titel des Vortrags, den er soeben als Broschüre erscheinen läßt (bei Junker und Dünnhaupt, Berlin). Sehr begreiflich, daß die letzten Mohikaner einer durch Theorie und Tatsachen widerlegten Polito-Doktrin, nämlich der kapitalistisch-demokratischen, sich nicht zum geistigen Selbstmord entschließen können, nicht an die objektive Erledigtheit der liebgewordnen Vorstellungen ihrer schöpferischen, ihrer Jünglingszeit glauben mögen. Wer attestiert sich weit hinter der Mitte seines Lebensweges, daß der in falscher Richtung verlief?

Aber Alfred Weber hat Fingerspitzen für die Tendenzen des Jahrhunderts; und so geheimnißt er in seinen Demokratie-Begriff Eigenschaften, die ihn in Wahrheit auflösen. Er arbeitet viel mit „Gliederung", „Führung", „Graduierung", „Autorität", „Qualität" — Prinzipien, die er dem (nicht erst von ihm so genannten) Egalitarismus entgegenstellt. Am Problem des Parlaments zeigt sich die Halbheit, das Widerspruchsvolle seines Rettungsversuchs. Der Reichstag, auch manches Stadtparlament, habe sich „Befugnisse angemaßt, die ihm nicht zustehn" (wann eigentlich? ich erinnre mich eher des Gegenteils); „Parlamentsabsolutismus" sei „eine mißverstandene Form der Demokratie"; helfen könne hier nur „eine Verschiebung im Gewicht der öffentlichen Gewalten", „zugunsten der führenden Personen", und „die Zurückführung der Vertretungskörper auf Kontrolle, Auslese, Anregung, Mitberatung". Also: „Freisetzung der Exekutive und Selbstbeschränkung in der Gesetzgebung". Dieser Demokrat redet, wenn auch nur „in gewissem Umfang", „arbiträrer Regierungsgewalt" das Wort; „arbiträr" klingt besser als „willkürlich". Heiliger Ovid! Was hast du aus den Epigonen der alten Achtundvierziger gemacht? Neue Achtundvierziger — nämlich Lobpreiser des Diktatur-Artikels der Weimarer Verfassung! Und zwar eines von Vollblut-Konservativen gehandhabten! Demokratie liege noch vor, weil „Kontrolle" existiere? weil die „freigesetzte" Exekutive nur der Ausschuß der Parlamentsmehrheit, nur der Ausdruck des Volkswillens, nur der Mandatar des demokratischen Vertrauens sei? Oha! Weber erklärt für „nötig", „daß der Satz der Verfassung, ‚der Reichskanzler bestimmt die Richtlinien der Regierung', ernst genommen wird und nicht ihm gegenüber bei der kleinsten Gelegenheit das Mißtrauensvotum zur Anwendung kommt". Das ist, weiß Gott, gemäßigter Fascismus und hat mit Demokratie soviel zu tun wie Hindenburg. Aber auch mit einer fortschrittlich, einer „qualitativ" gewillten Überwindung der Demokratie nichts; denn ist das vom gleichen Wahlrecht gezeugte Parlament untauglich zum Gesetzgeben, wie ich nicht bestreite, so bestreite ich, daß es tauglich zum Erküren oder Bestätigen einer Regierung sei, die ihrerseits zum Gesetzgeben tauglich wäre. Das Verderbliche bleibt: das Gesetzgebungsmonopol eines Konzerns überalterter Parteien; an diesem Monopol ändern auch jene „Stahlrippen und zu persönlicher Verantwortlichkeit führenden Qualitätsbetonungen" nichts, die Alfred Weber „in das zu verwaschene und schwächliche Gedanken- und Wirklichkeitsgut des bisherigen, viel zu quantitätsbetonten demokratischen Wollens" einziehen möchte. Diese „Stahlrippen" muten ziemlich vordemokratisch an . . . und erinnern an gewisse Sätze des schaurigen und schändlichen Kriegsbuchs von Weber, jener „Gedanken zur deutschen Sendung" (1915, bei S. Fischer), in denen es, beispielsweise, hieß: „Der theore-

tische Pazifizismus wird ja so erledigt sein, daß man ihn sein Veilchendasein ruhig wird führen lassen können"; „der Rationalismus und die Ratio sind ja doch überhaupt zu Ende"; „Jeder Deutsche ein Krieger — anders gibt es für uns keine Zukunft. Das eigentliche Kulturproblem für uns ist, wie wir in diesen eisernen Panzer die ganze Weiche, Weite und Freiheit des deutschen Menschentums hineinzupassen vermögen." Unvergeßlich! Die Psychoanalytiker haben sich noch zu wenig mit den Hinter- und Untergründen des Irrationalismus, will sagen seiner Prediger, befaßt; der „Panzer" und die „Weiche": es müßte einmal die geheime Beziehung Alfred Webers zur Eisernen Jungfrau durchforscht werden. Sehr möglich aber auch, daß die Analyse etwas wesentlich Andres ergäbe.

Gewiß, hier meint er nur innerpolitische Stahlrippen. Und man könnte sie mitwünschen, wenn sie ein sozialistisches Symbol, ein Sadisticum gegen den Wirtschaftslibertinismus wären. O nein; Professor Weber sieht „den Sozialismus als nicht vollziehbar" an; ihm ist der Kapitalismus „in keiner Art erledigt"; er schlägt eine mittlere Lösung vor. Keine Wirtschaftsfreiheit zwar, aber auch keine Übernahme der Produktionsmittel durch die Gesellschaft, keine Planwirtschaft; ein „Hineinwachsen" der Wirtschaft in die öffentliche Hand; dieser kapitalistischen Wirtschaft, „die auf Entgeltdifferenzen, auf Machtdifferenzen, auf Besitzdifferenzen, auf tatsächlichen äußerlichen Klassenschichtungen notwendigerweise aufgebaut ist", die aber zu der Tendenz gelangen müsse, „geistig klassenlos zu werden". Hierunter wird verstanden, daß der Unternehmer das „patriarchalische Hinabneigen" aufgibt; ein System wird empfohlen, bei dem, wie vielfach in Amerika, „sich der Chef mit den Arbeitern und Angestellten kameradschaftlich zusammensetzt und mit ihnen über neue Ideen für den Betrieb spricht" (und sie weiter ausbeutet — nur statt kalt herzig). Ich glaube, es lohnt sich für den Sozialisten nicht, auf diese lemurischen Propositionen aus dem Nebelreich zwischen zwei Wirtschaftszeitaltern auch nur mit einem Worte kritisch einzugehn. Harmlos-schamlos-charmelos gespensterts hier. „Aus Bändern, Sehnen und Gebein geflickte Halbnaturen."

Aber es wäre unrecht, sich zu dieser Schrift eines sozialliberalen Eigentöners rein mephistophelisch zu stellen. Nicht alles an ihr ist wert, daß es zugrunde geht. Wenn, zum Beispiel, unter „Freiheit" ein auf „das soziale Kollektiv" bezogenes Handeln begriffen, aber hiervon die wissenschaftliche, die kontemplative und „vielleicht" die künstlerische Freiheit ausgenommen wird, so unterscheidet sich das immerhin erfreuend von jenem kollektivistischen Banau-

sentum, das nicht nur die Kulturphilosopheme unsres Neo-Nationalismus diktiert, sondern jüngst auch einen bolschewistischen Dichter bestimmt hat, seine Kollegen aufzufordern, ihre Arbeiten bis auf weiteres ausschließlich der Transportfrage zu widmen.

Dankenswert scheint mir besonders der Versuch einer Differentialdiagnose zwischen „Autoritarismus" und „Autorität". Autoritarismus als eine „auf Gewalt gestützte Suggestion" wird abgelehnt. Er bedeute „geistige Entmannung aller, die nicht bereit sind, ihr selbständiges Urteil zu opfern als Preis ihrer Mitregierung". In der Tat, um diesen Preis wünschen wir nicht „mitzuregieren" — weder rechts noch links. Weber spricht hier von „Rebarbarisierung des ganzen Daseins", eine edle liberale Wendung. Jene Art abgenötigten Anerkennens sei „am wenigsten unerträglich dort, wo die Spitze, die dies für sich fordert, außerordentliche Qualitäten besitzt"; „unerträglich" sei sie „dann, wenn diese Spitze nichts weiter ist, als ein alltägliches Durchschnittsprodukt". Nicht in Moskau und auch nicht in Rom, aber in Berlin war sie das noch immer. Und keineswegs die der regierenden Klasse nur.

*Kurt Hiller*

## „Kinder vor Gericht"

Die Herren im Talar haben alle Ursache, sich bei der Filmzensur zu bedanken. Sie hat mit ihrem neusten Verbot verhindert, daß das heikle Thema „Kinderaussagen" Gegenstand öffentlicher Kritik wurde. Dies und nichts andres bedeutet die Unterdrückung des Films „Kinder vor Gericht", in dem gezeigt wird, welche psychologischen Ursachen oft Kinderaussagen bestimmen, welcher Wert ihnen beizumessen ist.

Eine Minderjährige, die vom Schlafburschen verführt wird, gerät wegen der Stiefmutter mit dem Vater in einen Streit. Der Alte schlägt sie, sie reißt aus, wird aufgegriffen, untersucht und beschuldigt aus Wut den Vater der Blutschande. Anderthalb Jahre Zuchthaus werden ihm zudiktiert. Und als die Wahrheit sich herausstellt, da macht der Vater seinem Leben ein Ende, weil der paragraphenstarre Apparat ihm den Lebenswillen gebrochen hat.

Das darf nicht gezeigt werden. Denn wo kämen wir hin, wenn auf diese Weise publik werden könnte, daß ein Gericht auch in der besten Absicht einen Justizirrtum begehen kann, der wie in diesem Fall sogar zum Justizmord wird. Ein Wink von oben, die Herren Sachverständigen von der Polizei geben ihr vetogleiches Votum ab, und die Kammer beeilt sich, den Wünschen der Justiz zu willfahren. Diesmal war es nicht allein die „entsittlichende und verrohende Wirkung", die herhalten mußte, diesmal ging es in erster Linie um das „Ansehen der Justiz" — ein Ansehen, das sie doch schon lange nicht mehr hat.

Die Begründung, mit der die Prüfstelle unter Herrn Zimmermann ihren Untaten eine neue zufügte, ist ein Unikum. Harmlosigkeiten wird das Etikett „verrohend" oder „entsittlichend" aufgeklebt, — was den Herren eine Phantasie attestiert, um die wir sie nicht beneiden. So eine Kammer muß für einen Psychoanalytiker ein wunderbares Studienobjekt abgeben.

Aber da der Wortlaut des Urteils selber sagt, dies seien nur

Nebengründe, bleibt zu untersuchen, ob die Hauptgründe auf ebenso schwachen Füßen stehen. Da stoßen sie sich daran, daß der Vater einem sechzehnstündigen Verhör unterzogen und so mürbe gemacht wird, daß er die nichtbegangene Tat gesteht. Hier sollte gezeigt werden, wie, immer loyal, immer mit „gesetzlichen Mitteln", ein Geständnis erpreßt wird. Das gibts nicht, wird also gestrichen. Und weil der junge Zeitungshändler und sein Vater, ein Trödler, schließlich Die sind, die Licht in das Dunkel bringen, heißt es, das solle beweisen, die Polizei sei unfähig und diese etwas suspekten Personen haben mehr Grips im Kopf als alle Justizbehörden. Die Moral aus dieser Argumentation wäre also: wenn Du auch etwas weißt, was den Angeschuldigten vollständig entlasten und die Untersuchungsbehörde auf die richtige Fährte bringen kann, behalt es für Dich, denn es geht nicht, daß Du schlauer bist als die Polizei. Dabei scheint das gar nicht so selten zu sein. In Alsbergs und Hesses „Voruntersuchung" war es der von allen verlachte Lebensphilosoph Scherr, der den richtigen Mörder fand. Siodmaks Verfilmung wurde nicht verboten, sie gehörte zur Produktion der Ufa.

Das Verbot will Tatsachen aus der Welt schaffen. Es will leugnen, daß auch der loyalste Richter durch die Ergebnisse der Untersuchung voreingenommen ist. Er braucht für das Urteil Unterlagen, und er schafft sie sich, — immer in der Richtung der Anklage. Dabei ist keine Spur von Verzerrung in dem Film, vielmehr wird ein Grad von Objektivität angestrebt, der das Verhalten des Untersuchungsrichters und des Gerichts verständlich erscheinen läßt. Man merkt die Hand des Juristen. Rechtsanwalt Arthur Brandt, bekannt aus dem Frenzelprozeß, der das Vorwort zu dem Film sprach, wird dem Manuskriptverfasser und Regisseur Georg Klaren manchen Hinweis gegeben haben. Dadurch hält sich der Film von jeder Übertreibung fern, er arbeitet teilweise mit so feinen Andeutungen, daß jede Inhaltsangabe vergröbernd wirken muß.

Was sich aber die Kammer mit der Inhaltsangabe in ihrer Verbotsbegründung geleistet hat, zeugt von einem derartigen Dilettantismus, daß man sich neugierig fragt, welche Zensuren der Autor dieser Stümperei unter seinen Schulaufsätzen gehabt hat. Denn ein Sekundaner, der sich erlauben würde, seinem Lehrer eine solche Talentlosigkeit unter die Augen zu legen, würde mit Fug und Recht ein glattes Mangelhaft einstecken müssen. Und sowas darf über Kulturwerte richten. Vor allem aber zeigt die Inhaltsangabe eine tendenziöse Färbung, die einer Umbiegung des Inhalts gleichkommt. So wird behauptet, der Schlafbursche verführe das Mädchen mit Hilfe eines Armbands. Das ist glatt erfunden, denn sie sagt ausdrücklich in ihrer naiven Art, er sei ihr auch so sympathisch. Die Kam-

mer hat sich nicht die geringste Mühe gegeben, dem Film gerecht zu werden. Ihr paßte die ganze Richtung nicht. Ihr paßte es auch nicht, daß vier Menschen einen einzigen Raum bewohnen.

Der Obersittenwächter Seeger wird an dem Urteil bestimmt nichts ändern. Dafür sorgt schon Herr Wirth, der sich den Film bereits angesehn hat. Auch Herrn Seeger soll er schon bekannt gewesen sein, bevor er der Kammer des Herrn Zimmermann vorgeführt wurde. Der Schluß liegt nahe, daß dieser von seinem Vorgesetzten Direktiven empfing und also voreingenommen an die Arbeit ging. Entspricht diese Methode dem Sinn des Lichtspielgesetzes? Aber was schert das die Metterniche der Leinewand. Sie entledigen sich ihrer Aufgabe, alle Filme auszurotten, die nicht auf der Linie des Militärschwanks, des Rhein-Wein-Wien-Heidelbergkitsches liegen, mit einer an Gehirnakrobatik grenzenden Geschicklichkeit. Justizirrtum — gibts nicht, Wahnsinn des Krieges und des Militarismus — gibts nicht: Wir verbieten die Wahrheit.

*Walther Karsch*

## Gefährliche Titel

Karl Wilczynski hat einen Schlager „Ich möchte dir im Dunklen mal begegnen" vollendet.

Unter dem Titel „Wer ist denn mein Nächster?" hat das Friederikenstift in Hannover einen Film aus seiner Arbeit herstellen lassen.

## Deutscher Militärschwank

Aus der umgebenden Staffage
erhebt sich als des Stückes Held
ein Mann mit dämlicher Visage,
der immerfort vom Pferde fällt.

Er trägt mit Stolz des Königs Sachen.
Was er im übrigen versteht,
Das ist: Den Mädchen Kinder machen.
Und dazu ist er fast zu blöd!

Dann haben wir noch den Sergeanten,
der wie ein Schwein beim Fressen schwitzt
und brüllt wie hundert Elefanten,
jedoch ein gutes Herz besitzt.

Hernach stellt die Regie den kessen
und feschen Offizier heraus.
Der tobt auch nur Geschlechtsinteressen,
jedoch in bessern Kreisen, aus.

Es treibt sie alle, zu erkunden,
was hinter Röcken sich verbirgt,
Indem kein Zensor noch gefunden,
daß so etwas verrohend wirkt.

Der Sperrsitz kann sich kaum beherrschen.
Hier geht so schöner Schwachsinn vor
bei Drill und bei Parademärschen.
Ja, das ist deutscher Filmhumor!

*Hans Bauer*

## Tetzners Hinrichtung, von einem Schmock gesehn

Bereits um 5 Uhr morgens waren Ansammlungen vor dem Gerichtsgebäude zu bemerken. Der Andrang wurde immer größer. In einer Ecke des Gefängnishofes war die Guillotine aufgerichtet, die von einer schwarzen Draperie umgeben war. Gegenüber in einer andern Ecke des Gefängnishofes hängt an einem Gerüst die Totenglocke. Um 6 Uhr 30 Minuten sind der gesamte Gerichtshof und sechs Pressevertreter, die zur Hinrichtung zugelassen wurden, versammelt. Um 6 Uhr 46 Minuten erscheint Oberstaatsanwalt Durdi. Er nimmt eine Probe mit dem Fallbeil vor. Vor das Hochgerüst wird nun ein Tisch gestellt, dar-

auf kommt ein Kruzifix, flankiert von zwei Kerzen, die entzündet werden.

Um 6 Uhr 55 Minuten öffnen sich die Tore des Gefängnisses. Alle Augen sind gespannt auf das dunkle Tor gerichtet. Tetzner erscheint, in ein schwarzes Totenhemd gehüllt, geführt von einigen Justizbeamten. Er ist totenblaß und kann nur mühsam einen Fuß vor den andern setzen. Er soll zunächst auf einem Stuhl vor dem Schafott Platz nehmen. Er kann sich nicht setzen. Er muß niedergedrückt werden. Seine Augen suchen die Anwesenden ab, irre geht sein Blick von einem zum andern und bleibt schließlich an seinem Verteidiger Doktor Satter haften. Dann senkt Tetzner den Kopf. Gleich darauf wird das Urteil noch einmal verlesen und dann beginnt der Geistliche ein Gebet, das er mit dem Vaterunser beschließt.

Unheimliche Stille lagert über dem Gerichtshof. Die Anwesenden haben alle Mühe, die Haltung zu bewahren. Besonders der Gefängnisdirektor Bauer kann sich kaum beherrschen. In diese atembeklemmende Stille fällt auf einmal der Klang der Totenglocke. Ihr helles Bimmeln dringt durch Mark und Bein. Und nun geht es rasch. Die Henkersgehilfen nehmen Tetzner den schweren Kragen ab, fesseln ihm die Hände auf den Rücken und verbinden ihm die Augen mit einer schwarzen Binde. Nun soll Tetzner den letzten Gang antreten. Er kann aber nicht aufstehen. Er versucht es und sinkt sofort in den Sessel zurück. Mit Hilfe der Henkergehilfen steht er endlich. Kaum lassen sie ihn los, wankt er. Er kann nicht gehen. Er scheint zu Boden zu sinken. Da packen ihn die Henkersknechte unter den Armen und führen ihn auf das Schafott. Die Totenglocke läutet ununterbrochen. Neben dem Schafott steht der Scharfrichter. Er packt sofort Tetzner. Tetzner schreit auf, der Scharfrichter wirft blitzschnell Tetzner um, schnallt ihn auf ein Brett, das Brett wird unter das Fallbeil geschoben, Tetzner rührt sich nicht mehr.

Und nun eine kurze atembeklemmende Pause. Sie mag vielleicht nur eine Sekunde währen und kommt doch den Anwesenden unendlich lange vor. Die Totenglocke läutet noch immer. Ein schwerer Fall, dumpf schlägt das Fallbeil auf, und das Blut strömt in Massen zu Boden. Die Totenglocke hört auf. Der Scharfrichter nimmt seinen Zylinder ab und meldet: „Urteil vollzogen." Der Oberstaatsanwalt fordert die Anwesenden auf, den Tod Tetzners festzustellen. Aber nur ein Teil der Anwesenden folgt dieser Aufforderung. Der Kopf Tetzners liegt in einem Netz. Er ist über und über mit Blut besudelt, die Augen sind weit aufgerissen. der Körper wird dann in einen Sarg gelegt.

Mit einem neuerlichen Gebet ist die Hinrichtung, die fünfundzwanzigste, die Scharfrichter Reichhardt vollzog, beendet.

*‚Neues Wiener Journal'*
*3. 5. 31*

### Zum Fall Kürten

Der Mörder wird gefragt: Bereuen Sie? Er sagt: Ja. Er kann aber nicht bereuen, denn es liegt nicht in der Möglichkeit

eines Menschen, eine Tat zu bereuen, die er naturgewollt getan hat. Für ihn ist die böse Tat genau so notwendig und beglückend wie für den normalen Menschen die gute Tat. Das Morden ist für den Mörder so selbstverständlich, daß er hinterher vielleicht erstaunt ist, daß er so etwas getan hat, aber bereuen kann er höchstens, daß er so ungeschickt war, sich fangen zu lassen. Man braucht sich darum auch nicht über die Ruhe und Kühle seiner Aussage zu wundern. Sie ist noch ein Zeichen einer gewissen Ehrlichkeit. Weinerlichkeit und reuevolle Zerfleischung können in diesem Fall nur Theater sein, gemacht, Gnade zu finden.

*Valeska Gert*

### Theobald Tiger spricht

Wir sind hier in der Prosaklasse, und der Tiger meldet sich immerzu. Was hast du denn? Du sagst doch sonst bloß Verse auf? Was willst du denn? Mußt du mal raus? Wackel doch nicht so mit dem Arm! Na, da sags schon, damit einmal Ruhe ist...

— „Ich möchte mal was sagen. Seit achtzehn Jahren singe ich meins in Versen, aber dieses hier möchte ich ganz ausnahmsweise in Prosa von mir geben. Herr Lehrer, ich muß petzen:

ich werde so furchtbar beklaut.

Von wem? Von den Cabarets. Es ist wirklich nicht hübsch, was sie da aufführen.

Kein Cabaretist, kein Conférencier, kein Cabaret-Direktor käme auf den sicherlich fruchtbringenden Gedanken, sich einen Anzug zu mausen; keiner von ihnen stellte an ein Elektrizitätswerk das Ansinnen, den elektrischen Strom umsonst zu liefern... aber einen Text? Einen Text kauft man nicht; den stiehlt man.

Sie stehlen eine Ware. Denn jedes literarische Produkt ist, neben allem andern, eine Ware wie ein Pfund Butter; das trifft auf Operetten zu wie auf die Verse Stefan Georges, und dabei ist auch gar nichts Herabwürdigendes. Waren aber sollte man nicht stehlen. Und die Cabaretleute klauen, daß jeder Taschendieb von ihnen lernen könnte.

Noch niemals habe ich von pazifistischen Organisationen, von Dilettanten oder von Arbeitervereinen, die meine Verse oder Szenen verwerten, Geld gefordert oder erhalten. Das ist auch ganz etwas andres: die wollen nur der Sache dienen, unsrer Sache; sie verdienen mit ihren Darbietungen nichts, diese kleinen Spieltrupps der Arbeiter sind ja froh, wenn sie ohne Unkosten durchkommen. Ihnen sei alles, was ich jemals geschrieben habe, mit Freuden gegeben.

Der Cabaretist aber lebt von diesen Texten; er verdient sich sein Brot damit. Dann sollte er mir meins nicht wegnehmen. Er mag durch mich verdienen, so viel er will — aber nicht an mir.

Da ist noch etwas andres.

Sie fragen nicht einmal, ob ich mit der Art der Rezitation einverstanden bin, und so erleben wir denn, daß da oben Verse aufgesagt werden, die niemals für den Vortrag geschrieben sind, also nicht für das Ohr, sondern für das Auge — und das ist ein himmelweiter Unterschied. Davon wissen die meisten Schauspieler nichts. Sie sagen munter auf, was ihnen grade, beim Lesen, gefallen hat — und dann wundern sie sich, wenn kein Mensch lacht, und

wenn das nicht gefällt. Und der Autor ist der Dumme. Ich habe einmal in einem berliner Cabaret so etwas erlebt: da betrat eine bleichgesichtige Nutte das Nudelbrett und quäkte etwas, was ich geschrieben hatte, und ich wollte vor Scham in den Boden sinken.

Sie sagen auf. Sie rezitieren, und wie rezitieren sie! Ich höre meine Verse, auch die pathetischen, recht ruhig, und wenn ich sie je vorlese, so lese ich sie auch so vor, nämlich still. Sie brüllen. Sie schnalzen. Sie rollen und donnern. Sie fuchteln und agieren. Sind das noch meine Verse? Das sind nicht mehr meine Verse. Die Mädchen machen sich niedlich damit und hopsen sie kaputt, von allen guten Geistern verlassen. Und dann bezahlen sie noch nicht mal.

Sie sprechen das auf Schallplatten. Sie ‚bearbeiten' es. Sie modeln es um; sie ‚bringen' es. Und der Autor guckt in den Mond.

Natürlich gibt es Ausnahmen. Willi Schaeffers ist ein anständiger Mann; was mein Freund Paul Graetz von mir spricht, hat er erworben, und er verständigt mich vorher über alles. Claire Waldoff ist sauber. Und noch ein paar. Der Rest aber klaut; leider auch die ‚Katakombe'.

O Zuhörer. Wahrlich, ich sage dir: wenn du ein Gedicht von mir in einem Cabaret hörst, ein Chanson oder sonst etwas: meist kann ich nichts dafür."

*Kurt Tucholsky*

### Beinchen

Beinchen wollen stehen.
Beinchen wollen gehen,
Sich im Tanze drehen.
Beinchen wollen ruhn.
Beinchen wollen spreizen,
Wollen ihren Reizen
Jegliche Gelegenheit
Geben. Haben jederzeit
Muskulös zu tun.

Beine dick und so und so,
Beine dünn wie Stange.
Alle Beine sind doch froh.

Arme, arme Schlange!

*Joachim Ringelnatz*

---

## Hinweise der Redaktion

### Berlin

Deutsche Liga für Menschenrechte. Dienstag 20.30: Plenarsaal des Reichswirtschaftsrats, Bellevuestr. 15. Streitgespräch über das Problem der Todesstrafe, Rudolf Olden und Paul Bloch. In der Diskussion u. a.: Landgerichtsrat von Holten, Willi Braubach, Ministerialrat Korsing.
Weltbühnenleser. Mittwoch 20.00. Café Adler, am Dönhoffplatz. Der Verrat in Indien, J. Najdu.
Marxistische Arbeiterschule. Anmeldung und Auskünfte über den Sommerlehrplan (Acht-Tage- und Wochendkurse): Wilhelmstr. 20, 17—20 Uhr. Tel. Bergmann 7159.
Galerie Neumann-Nierendorf, Königin-Augusta-Straße. Ausstellung Amédée Ozenfant.
Porza, Budapester Str. 3. Ausstellung: Die fahrenden Leute.

### Bücher

Botho Laserstein: Ludwig Börne oder Die Ueberwindung des Judentums. Richard Lanyi, Wien.

### Rundfunk

**Dienstag.** Berlin 16.05: Ich komme soeben von den Balearen, Gerhard Pohl. — 19.10: Schallplattenaußenseiter, Hans Winge. — Breslau 20.00: Die Hermannsschlacht von Grabbe. — **Mittwoch.** Berlin 17.00: Friedrich Torberg liest aus eignen Werken. — Königsberg 17.50: Novellen von Klabund. Hermann Noack. — 19.30: Die heutige Lage der Intellektuellen, Kurt Walter Goldschmidt. — Leipzig 20.30: Kunst in der Technik, Erik Reger und Hanns Küpper. — Frankfurt 21.15: Dichter hören Musik, Thomas Mann und Franz Wallner. — **Donnerstag.** Frankfurt 12.20: Günther Birkenfeld liest. — **Freitag.** Leipzig 14.30: Junge Lyrik aus Mitteldeutschland. — Berlin 20.45: Tyll Ulenspiegel, Funkspiel nach de Costerschen Motiven von Walter Nissen und Robert Seitz. — **Sonnabend.** Frankfurt 18.10: Zu Unrecht vergessene deutsche Dichter, Gerhard Pohl. — Berlin 18.50: Maler als Dichter, Ludwig Kunz und Willi Wolfradt. — 20.00: Quer durch die Zeitsatire, Alfred Kerr. — Frankfurt 22.00: Hans Reimann und seine Schallplatten.

# Antworten

**H. Lackmann, Langenberg.** Sie haben als erster Vorsitzender des langenberger Stahlhelms einen Aufruf unterzeichnet, in dem ziemlich offen zugegeben wird, daß man sich gegen alle, die das Volksbegehren nicht durch Einzeichnung unterstützten, weitere Maßnahmen vorbehalten werde. „Wir werden uns die Listen sehr genau ansehen, lieber Freund, und unser Urteil über die, die nicht drinstehen, wird kurz, hart und folgerichtig sein." Eine hübsche Drohung. Vielleicht interessiert sich die Reichseisenbahnverwaltung auch mal dafür. Denn Sie sollen doch der einzige Lieferant für die Fahrkartenpappe der Eisenbahn sein. Sie leben von diesem System, Sie sollten also ganz stille sein. Aber vielleicht erwarten Sie von einem „gereinigten Deutschland" noch größere Geschäfte. Welches Interesse die Reichsbahnverwaltung dann aber noch an Ihnen hat, ist uns nicht ganz klar.

**Fremdenlegionär H. N.** Sie wünschen einen Briefwechsel mit einigen unsrer Gesinnungsfreunde, und Sie fügen hinzu, daß Sie keine Notschreie ausstießen, kein Heiratsschwindler seien ... Das zu betonen wird nicht nötig sein. Wer mit Ihnen korrespondieren mag, schicke seinen Brief an die Redaktion; sie wird ihn weiterleiten.

**Berliner Theater.** Vor einem Monat hat das ‚8-Uhr-Abendblatt' einen Sonntag Vormittag lang öffentlich diskutiert, wie das deutsche Theater zu retten ist. Die wichtigste Frage durfte nicht beantwortet werden: wie es von den Anwesenden zu retten ist. Zwischen heimlichen Pleiten und offenen Konkursen habt Ihr als neuesten Trick das Barnowsky-Studio ausgeknobelt. Das will Stücke in Anwesenheit des Publikums proben, und nach jeder Probe soll zwischen Autor, Regisseur, Publikum und dem jeweiligen Star oder dem, der sich als sowas vorkommt, ausgehandelt werden, wie das Stück weitergeht. Ihr scheint aus Angst vor der Pleite völlig hirnlos geworden zu sein. Diese ältesten Faschingswitze pariser Kabaretts will jetzt die angeblich erste Theaterstadt der Welt todernst imitieren? Im Kabarett der Komiker war das einmal eine hübsche Nummer. Und Ihr hofft wirklich, zu solchen Zwecken Eure Freikarten loszuwerden? Ausgeschlossen. Die berliner Presse wünscht Euch dazu begeistert Glück. Keine Angst, nach der Aufführung schlägt sie Euch tot. Die Treue dieser Presse bürgt dafür. Warum macht Ihr immer Studios für Stücke, die Ihr selbst zu schlecht für eine Aufführung findet? Spielt doch in einem Studio endlich Stücke, die Ihr selbst zu gut für eine Aufführung findet. Ihr werdet sehen, das zieht. Der Mann von der Straße und die Dame aus Berlin W, an die Ihr dauernd denkt und die Euch dauernd im Stiche lassen, existieren doch nur in Eurer Phantasie. Treibt es doch nicht immer in derselben Richtung weiter. Schlechter kann es nicht werden. Reinhardt führt Regie in Riga und Jeßner in Altona. Ist das das Ende? Hoffentlich der Anfang.

**Neugieriger.** Der Artikel von Max Brod in dieser Nummer ist das Nachwort zum ersten Band der demnächst erscheinenden französischen Gesamtausgabe von Franz Kafkas Werken. (Im Verlag Gallimard, Herausgeber A. Vialatte.)

---



---

**Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto. Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112**

# Abschied von Briand von Carl v. Ossietzky

Die Geschichte wird den 13. Mai 1931 mit einem schwarzen Kreuz registrieren. An diesem Tage hat der europäische Gedanke in Versailles eine entscheidende Niederlage erlitten. Die deutsche Presse hält sich mit gutem Grund an die Oberfläche der Geschehnisse, wenn sie den plötzlichen Absturz Briands auf Intrigen und Unstimmigkeiten innerhalb der französischen Linken zurückzuführen sucht. Aber Briands Kandidatur ist nicht von Franklin-Bouillon und Louis Marin ruiniert worden, sondern von Curtius und Schober. Mit seinen giftigsten Gegnern in der Kammer konnte Briand in offener parlamentarischer Feldschlacht fertig werden. Seine vorsichtige und immer ein wenig nachgebende Taktik in der Behandlung Deutschlands fand dagegen in den Reihen der Linken bis zum Kreise des Herrn Paul-Boncour immer weniger Mitgänger. Die erste geheime Abstimmung mußte also dazu dienen, sich eines Staatsmannes zu entledigen, dessen liebenswürdige Geduld und wachsende Versöhnlichkeit auch manchen seiner engern Freunde zuletzt als die Vorboten unbarmherzig heranziehenden Greisenschwachsinns erschienen waren. Deutschland verdankt Aristide Briand viel. Von Poincaré wund und lahm geprügelt jammerte es im Winkel der Weltpolitik, als Briand es wieder in den Rat der Völker holte. Seit dem Tode Stresemanns stand er verwaist, er hatte keinen deutschen Gegenspieler mehr. Die feinen Herren in der Wilhelm Straße gerieten immer mehr unter die Fuchtel der nationalistischen Gosse. Anstatt den Mann in Paris nach besten Kräften zu stützen, unterhöhlten sie den Boden, auf dem er stand. Schließlich überrumpelten sie Briand und die ganze Welt mit dem Projekt der Zollunion und versetzten ihm damit den Coup de Jarnac, den kurzen Messerstoß in den Rücken.

Das französische System der Präsidentenwahl vereinigt beide Kammern zu einer Wahlkörperschaft. Das führt naturgemäß zu einem Übergewicht des rechten Flügels, da auf den Radikalismus der Senatsradikalen nicht grade viel Verlaß ist. So gelang es vor sieben Jahren dem Linksblock der Kammer zwar, den Präsidenten Millerand mit glänzendem Elan aus dem Elysée zu fegen, aber in der darauf folgenden Neuwahl konnte er seinen Kandidaten Paul Painlevé nicht gegen Gaston Doumergue, den Mann der Gemäßigten, durchbringen. Doumergue war gewiß immer ein äußerst korrekter Präsident, und auch Paul Doumer, das neue Oberhaupt der Republik, wird kein persönliches Regiment pflegen. Aber durch eine Art Tradition ist der Präsident immer mehr zu einem Hüter der „nationalen Einigkeit", das heißt der bürgerlichen Sammlung geworden. Der Präsident wacht auch darüber, daß die nationalistische Terminologie nicht völlig von freundlicheren Tönen verdrängt wird. Es ist noch in frischer Erinnerung, wie Präsident Doumergue in einer in Nizza gehaltenen Rede sein außenpolitisches Testament niederlegte, und dabei zeigte sich, wie viel

Groll gegen Briands weichere Tendenzen der ewig lächelnde Präsident im Herzen trug. Auch gegen einen andern Mann der Linken als Briand hätten Kammer und Senat wohl einen Präsidenten vorgezogen, der sichere Gewähr gegeben hätte, als konservative Hemmung zu wirken. Da Briand, die Festigkeit seiner Position verkennend, sich selbst nominiert hatte, so bot sich der offenen und maskierten Reaktion die einzigartige Gelegenheit, nicht nur eine Kandidatur sondern gleich ein Programm zu erledigen.

Die deutschen Zeitungen stehen neben diesem traurigen Resultat wie das Kind beim Dreck und bohren sich verlegen die Nase. Sie haben nach mehr „außenpolitischer Aktivität" gerufen. Nun, das Trümmerfeld legt beredtes Zeugnis von der angewandten Energie ab. Die französische Linke hat gewiß nicht klug getan, ihren ohnehin schwachen Zusammenhalt durch falsche Manöver noch fragwürdiger zu machen. Aber ist die gouvernementale Presse in Berlin der Platz, ihr deswegen Vorwürfe zu machen? Wenn Briand auch von falschen Freunden in den Abgrund gestoßen wurde, deutsche Kräfte sind es gewesen, die ihn dem Abgrund so nahe gebracht haben. Welch ein Gemengsel von Torheiten bedeutet nicht die deutsche Außenpolitik seit Stresemanns Tod! Das immer in falscher Situation neu einsetzende Revisionsgeschrei, die kadettenhaften Renommistereien des Herrn Treviranus, die Tumulte am Rhein unmittelbar nach dem Abzug der Besatzungsarmee, das alles verböserte die deutsch-französischen Beziehungen, wobei allerdings die elastische Hand Briands die endgültige Wendung zum Nochschlimmern verhinderte. Dann kam die harte Belastungsprobe der Hitlerwahlen. Die Marins schrien nach der Wiederbesetzung der Rheinlande; der Außenminister wehrte ruhig ab und mahnte zur Geduld. Und dann kam als glorreicher Abschluß der schlechte dilettantische Hinterhaltsstreich der Zollunion, der von der überwiegenden Mehrzahl der deutschen Blätter als erlösende Tat für Deutschland und Österreich, und nebenbei auch für Europa, gefeiert wurde. Soviel Unverstand mußte der französische Friedensminister erliegen.

Ein nicht wieder gutzumachender Schaden ist angerichtet worden. Die deutschen und die französischen Nationalisten triumphieren. Wenn unsre Außenpolitik noch ein Quentchen Vernunft bewahrt hat, so zieht sie wenigstens jetzt endlich das Unionsprojekt zurück. Engländer und Italiener werden es doch mit Einwänden und Gegenentwürfen ins Ungewisse zurückschieben, und nachdem neuerdings die zerbrechliche Wirtschaftslage Österreichs bei einer eben verhinderten Bankkatastrophe wieder offensichtlich geworden ist, beantwortet sich auch die Frage von selbst, ob Deutschland imstande sein wird, zu seiner eignen auch noch die österreichische Misere in Generalregie zu nehmen. Es glaubt schon heute niemand mehr, daß das Projekt jemals effektiv werden wird. Ein genfer Rückzugsgefecht nimmt sich also ziemlich überflüssig aus. Was zu beweisen war, ist auch gegenüber dem hartgesottensten Zweifler erwiesen: daß nämlich ein altgedienter habsburgischer Hofrat und ein vor seiner eignen Bureaukratie kuschender Provinzadvokat, daß zwei mäßig begabte außenpolitische Amateure es

in zielbewußter Zusammenarbeit zu erreichen vermögen, den besten Außenminister Europas von seinem legitimen Amtsstuhl zu stoßen. Der Nachweis ist zum Weinen gut geglückt. Jetzt gebt endlich Frieden und laßt diesen unseligen Popanz von einer Zollunion nicht als Fliegenden Holländer durch eine Reihe weiterer Konferenzen spuken.

---

# Warum haben wir noch keinen Krieg?

von K. L. Gerstorff

Es gab einen Satz, der während des letzten Krieges von Tausenden geschrieben und von hunderten von Millionen gläubig hingenommen wurde: Dieser Krieg werde der letzte sein.

Das grauenhafte Elend, das er mit sich geführt hätte, würde schon an sich dafür sorgen, daß die Machthaber keinen neuen Krieg anzetteln würden, weil die Massen nicht mitgingen. Reichlich zwölf Jahre sind seitdem vergangen. Sie haben mit aller Deutlichkeit gezeigt, wie verfehlt solche Argumente waren. Die Verschärfung der ökonomischen Widersprüche in der Niedergangsepoche des Kapitalismus veranlaßt die weitere Verschärfung der außen- und innenpolitischen Gegensätze. Litwinoff hatte seinerzeit in Genf ganz recht, als er den Vorsitzenden der vorbereitenden Abrüstungskonferenz um Entschuldigung bat, daß er das Wort „Abrüstung" gebrauche. Denn in Wirklichkeit wird überall aufgerüstet, stehen die militärischen Budgets aller europäischen kapitalistischen Staaten — von Deutschland abgesehn — weit über dem Friedensniveau. Von Deutschland abgesehen; aber wie lange Deutschland noch sein verhältnismäßig kleines Militärbudget haben wird, steht dahin. Man soll nur nicht annehmen, daß die erzwungene Abrüstung Deutschlands durch den Versailler Friedensvertrag ausschließt, daß der deutsche Kapitalismus aktiv in die imperialistischen Händel eingreift. Wenn die politische Konstellation es begünstigt, so wird die deutsche industrielle Umstellung auf einen Krieg in sehr kurzer Zeit zu organisieren sein. Erinnern wir uns doch an den Eintritt Englands in den Krieg. England hatte keine allgemeine Wehrpflicht gekannt, war ein Land ohne militärische Tradition, und es hat im letzten Krieg nur ungefähr fünf Monate gedauert, bis England ein Heer besaß, das seiner industriellen, ökonomischen Position entsprach. Seit 1914 aber hat sich die Kriegsführung weiter entwickelt. War schon damals der Krieg ein industrieller, ein Maschinenkrieg, so ist er dies heute in noch stärkerm Umfange, seitdem in der Kriegsführung der Luftkrieg, der chemische Krieg und der Gaskrieg eine so erhebliche Rolle spielen. Je mehr aber der Krieg ein industrieller, ein Gaskrieg wird, um so kürzer ist die Spanne, in der ein so hoch industrialisiertes Land wie Deutschland sich auf die Kriegsführung ein- und umstellen kann. Die Voraussetzung dafür ist die richtige politische Konstellation. Das hat ein Mann wie Seeckt in seinem Buche über das Neue Reich ohne jede Verschnörkelung gesagt. Seeckt konstatiert dort, daß der deutsche Kapitalismus bisher keine sehr aktive deutsche Außenpolitik ge-

trieben habe, auch nicht habe treiben können. Der Grund dafür ist für Seeckt nicht die Unterschreibung des Versailler Friedensvertrages, der Versailler „Schuldlüge", wie es die Nazis meinen, sondern eben der verlorene Krieg. Seeckt fragt dann weiter, wie man zu einer aktiven deutschen Außenpolitik kommen könne, und antwortet: Die alten imperialistischen Gegensätze sind durch den Versailler Vertrag nicht beseitigt, sondern verschärft und vertieft worden. Zu diesen alten imperialistischen Spannungen aber sind eine Anzahl neuer gekommen. Diese Spannungen muß die deutsche Außenpolitik ausnützen, um sich wieder aktiv einzuschalten. Das Programm ist ein eindeutiges. Die Verschärfung der imperialistischen Gegensätze müsse vom neudeutschen Imperialismus dazu verwandt werden, irgend einer Konstellation die deutsche Bundesgenossenschaft zu verkaufen. Im gleichen Sinne bewegt sich heute die deutsche Außenpolitik. Und weit über die Kreise der Nationalsozialisten hinaus heißt es heute: Wenn die andern nicht abrüsten, dann müßte Deutschland eben aufrüsten. Es ist interessant, daß das gesamte deutsche Bürgertum sich hier mit verschwindenden Ausnahmen im Schlepptau des Nationalsozialismus hält. Bei dem Verbot des Remarque-Films erklärte die ‚Germania', daß an Remarque — und sie fügte hinzu, am Pazifismus — das deutsche Wesen nicht genesen werde. Die Phrasen, die man einst über „realen" Pazifismus gemacht hat, werden heute vom Großbürgertum selbst als Phrasen zugegeben. Man überläßt es dem Reformismus innerhalb der Sozialdemokratie, heute bei der ständigen Zuspitzung der imperialistischen Gegensätze an einen realen Pazifismus im Rahmen der kapitalistischen Produktionsweise zu glauben. Angesichts dieser Tatbestände, angesichts der weitern Verschärfung der Weltwirtschaftskrise ist es nicht mehr sehr schwer, die Zunahme der außenpolitischen Spannungen zu analysieren —; wir müssen vielmehr fragen: wieso haben sie bisher noch zu keiner direkten Entladung geführt, wieso haben wir noch keinen neuen Krieg?

Einer der entscheidenden Gründe ist, daß zwei ungefähr gleich starke Kräftekonstellationen sich in Europa bisher nicht gezeigt haben. Man sprach eine Zeit lang von einem deutsch-italienisch-russischen Bündnis gegen Polen-Frankreich und die Kleine Entente. Nun ist es fraglos, daß der italienische Imperialismus, der von seinen Bundesgenossen um die Friedensbeute betrogen wurde, und der deutsche Imperialismus, der keine kolonialen Expansionsmöglichkeiten mehr hat, gegenüber den kolonial saturierten Westmächten gewisse gemeinsame imperialistische Ziele haben, und es ist ebenso fraglos, daß der Sowjetdiplomatie diese Gegensätze sehr recht sind, um die russische Isolierung zu mildern. Aber von dort bis zu einem militärischen Bündnis ist noch ein weiter Weg, ein Weg, der kaum in irgend einer absehbaren Zeit gegangen werden wird. Verkennen wir nicht, daß die Franzosen den Italienern militärisch weit überlegen sind. Bei einem Krieg auf der Basis der skizzierten Konstellation würde Frankreich einige Armeekorps an der italienischen Grenze lassen und mit seinem Hauptheer sofort in Deutschland einrücken. Wer soll den Franzosen

hinderlich sein? So lange Deutschland so abgerüstet ist wie heute, können die Franzosen nicht gehindert werden; sie haben einen Vorsprung. Und daß die russische Armee nicht so stark ist, die Franzosen in Deutschland zu schlagen, darüber dürfte eine einheitliche Meinung zwischen dem deutschen und dem russischen Generalstab bestehen. Nebenbei bemerkt, denkt natürlich kein ernsthafter Mensch in Sowjetrußland daran, bei kriegerischen Zusammenstößen zwischen einzelnen imperialistischen Mächtegruppen aktiv auf der einen Seite einzugreifen. Denn was könnte Sowjetrußland besseres passieren als ein Krieg zwischen kapitalistischen Staaten, während Sowjetrußland neutral bleibt und den Krieg so zur weitern Entwicklung des Sowjetgedankens in Europa benutzen kann. Das wissen natürlich auch die Leiter der europäischen Außenpolitik. Man weiß, daß ein neuer Krieg bei Neutralität Sowjetrußlands in der heutigen Situation ein außerordentlich riskantes Spiel ist, daß dies bedeutet, Zündhölzer neben dem Pulverfaß brennen zu lassen, daß man so die Fäden leicht nicht mehr in der Hand behalten wird.

Diese Kombination ist also vorläufig nicht sehr wahrscheinlich. Bleibt der Krieg gegen Sowjetrußland. Und es ist kein Zweifel, daß dieser Krieg — vor allem bei einer weitern Verschärfung der Weltwirtschaftskrise — für die Kapitalisten etwas sehr Verlockendes hat. Herr Rechberg ist nicht der einzige, der uns immer wieder erzählt, wie wenig entlastend dieses Sowjetrußland mit seinem Fünfjahresplan auf den schweren krisenhaften Zustand in den kapitalistischen Ländern wirkt. Wenn man das Sowjetsystem beseitigt und aus Rußland ein Kolonialland machen könnte, wenn man damit gleichzeitig der gesamten nationalen Bewegung in Asien einen schweren Stoß gibt, dann würde noch einmal der Siegeszug des Kapitalismus über die ganze Welt einsetzen. So lange wie in der Vorkriegszeit würde er zwar nicht dauern, aber er würde doch eine Atempause schaffen. Für die jetzige Generation, sagen die Kapitalisten mit Herrn Rechberg, wäre damit gesorgt, und unsre Kinder werden schon sehen, wo sie bleiben.

Sicher ist, daß das ungeheure Elend, das die Weltwirtschaftskrise mit sich führt, diesen Gedanken in großkapitalistischen Kreisen immer breitern Fuß fassen läßt. Aber wer sollte einen Krieg gegen Rußland führen? Die Kleine Entente und die Randstaaten können es nicht. Die Franzosen müßten es tun; sie können es nur bei einer deutsch-französischen Verständigung. Liegt diese im Bereich der Möglichkeit? Ist in absehbarer Zeit ein französisch-deutsch-polnischer Krieg gegen Sowjetrußland wahrscheinlich? Manche Kreise in Frankreich vertreten heute diesen Gedankengang. Die Weltwirtschaftskrise greift auch auf die französische Wirtschaft über. Die französische Schwerindustrie ist nicht mehr voll beschäftigt, und der Absatzrückgang nimmt zu. Bei einer deutschen Aufrüstung könnte man einen sehr wesentlichen Bruchteil als Auftrag für die französische Schwer- und Rüstungsindustrie herausbekommen. Frankreich erstickt dazu heute im Goldreichtum. Der Saldo der französischen Zahlungsbilanz ist jedes Jahr weit größer als der französische Kapitalexport. Die Bank von

Frankreich hat mehr Gold und Devisen als die Bank von England und die deutsche Reichsbank zusammengenommen. Bei einer deutsch-französischen Verständigung könnte ein starker Kapitalexport nach Deutschland einsetzen, und man würde an der Zinsspanne sehr gut verdienen.

Gewisse französische Kreise haben also ein gewichtiges materielles Interesse an einer deutsch-französischen Verständigung und an einem Krieg gegen Sowjetrußland, und wer in Deutschland darüber schreibt, kann immer einige französische Zeitungen nennen zum Beleg seiner Anschauungen. Das aber muß ganz nachdrücklich betont werden — es ist so gut wie ausgeschlossen, daß die französische Außenpolitik hier mitmachen wird. Aus einer sehr einfachen Erwägung: wenn man für den Krieg gegen Sowjetrußland Deutschland aufrüsten läßt und dafür die französische Rüstungsindustrie stark anspannt, so kann man am Anfang zwar noch vieles dirigieren, aber nicht mehr am Ende. Man kann im Laufe eines Krieges nicht verhindern, daß die deutsche Aufrüstung weitergeht, auch wenn es den Franzosen nicht paßt. Man kann dann nicht verhindern, daß der deutsche Kapitalismus sich die militärischen Machtpositionen schafft, die seiner industriellen Kapazität entsprechen. Dann aber wird der Machtkampf zwischen Deutschland und Frankreich in Europa akut, und den fürchten die Franzosen vor allem. Das Verhältnis der Bevölkerung Deutschlands zu der Frankreichs ist wie 3 : 2. Da die landwirtschaftliche Bevölkerung in Frankreich weit größer ist als in Deutschland und die Industrie in Deutschland weit stärker entwickelt ist, so ist das Verhältnis in der Industrie nicht nur wie 3 : 2 sondern sogar wie 2 : 1. Die deutsche industrielle Überlegenheit ist außer Zweifel — damit auch die militärische, wenn Deutschland ohne Hemmungen aufrüsten kann, wenn seine militärischen Positionen seiner industriellen Kapazität entsprechen.

Selbst angenommen, ein französisch-deutsch-polnischer Krieg gegen Sowjetrußland endete mit einem Siege und die innerpolitischen Konflikte würden bereinigt sein, selbst dann wäre die Position Frankreichs eine weit ungünstigere als heute, denn ein aufgerüstetes Deutschland wäre die militärisch stärkste Macht Europas. Das wissen die verantwortlichen Außenpolitiker Frankreichs, daher sind sie taub gegenüber den deutschen Abrüstungsvorschlägen, daher weisen sie jede deutsche Aufrüstung zurück. Daher ist ein französisch-deutsches Bündnis gegen Sowjetrußland in absehbarer Zeit nicht sehr wahrscheinlich.

Dieser scharfe deutsch-französische Gegensatz ist durch die jüngste deutsche außenpolitische Aktion, die im Ergebnis eine Zollunion zwischen Oesterreich und Deutschland herbeiführen sollte, natürlich noch gesteigert worden. Der Briandsche Gegenzug ist nicht ausgeblieben. Die Verschärfung der Spannung zwischen Deutschland und Frankreich zeigt sehr deutlich, daß die Vertiefung der Weltwirtschaftskrise sich bisher nicht in der Richtung ausgewirkt hat, die imperialistischen Gegensätze zu vertagen, um gemeinsam gegen Rußland, um gemeinsam zur Kolonisierung in Asien und Afrika vorzugehen, sondern grade umgekehrt in der Richtung, die Spannungen zwi-

schen den imperialistischen Mächten selbst zu verschärfen. Und ebenso hat das deutsche Kreditabkommen mit Rußland gezeigt, daß eine einheitliche Stellung der westeuropäischen Mächte gegen Sowjetrußland zur Zeit nicht vorhanden ist. Wenn die deutschen Kapitalisten das Geschäft nicht gemacht hätten, wären die Kapitalisten der andern Staaten an ihre Stelle getreten. Das stellt die fromme ‚Germania' mit großem Bedauern fest. Sie konstatiert mit Recht die große Bedeutung, die das deutsche Russengeschäft für die Durchführung des Fünfjahresplans hat. Sie schreibt: „Die Erfüllung des russischen Fünfjahresplans ist zu einer Prestigefrage des Sowjetsystems geworden, das dem kapitalistischen System und der abendländischen Kultur mehr als feindlich gegenübersteht. Daß aber dieses neue Geschäft die Ausführung des Plans und damit die Lage der jetzigen russischen Regierung erleichtert, darüber besteht kein Zweifel. Wenn aber das Ausland an dem Abschluß dieses Geschäftes jetzt mit ähnlichen Argumenten Kritik übt und Deutschland vorwirft, die Interessen Mittel- und Westeuropas zu verkaufen, so muß doch darauf hingewiesen werden, daß diese wirtschaftliche Betätigung nach Rußland hin nicht ganz freiwillig und nicht aus Liebe zum Sowjetsystem erfolgt." Und nachdem sie auf die deutsche Notlage verwiesen hat, schließt sie ihren Aufsatz: „... Aber auch dann hätten solche Betrachtungen nur Sinn, wenn das Ausland, das heute das deutsche Vorleben kritisiert, selbst bereit ist, in Zukunft den Russen jede wirtschaftliche Unterstützung zu versagen, sonst würde aus den jetzigen Stimmen nur zu deutlich der krasse Konkurrenzneid sich erkennen lassen." Die deutsche imperialistische Außenpolitik, wie das neue Kreditabkommen, machen also für absehbare Zeit ein französisch-deutsches Militärbündnis gegen die Sowjetunion unwahrscheinlich. Aber unmöglich ist es nicht, ebensowenig, wie die von uns anfangs skizzierte Kräftekombination unmöglich ist. Denn wir dürfen bei der ganzen Analyse nicht außer acht lassen, daß ein niedergehendes System große Dummheiten außen- und innenpolitischer Art machen kann. Es ist von marxistischer Seite oft der Fehler begangen worden, sich den Gegner — um das Bild zu gebrauchen — als marxistisches Generalkartell mit umgekehrten Vorzeichen vorzustellen, als Generalkartell, das über alle Fehler erhaben ist. Davon kann keine Rede sein. Das zeigen die Ereignisse im Kriege, bei der Errichtung der proletarischen Diktatur in Rußland sehr deutlich. Wenn England und Frankreich, wenn die zaristischen Kreise in Rußland die Lage „richtig" eingeschätzt hätten, so hätten sie Kerenski anders manövrieren lassen, als dies damals der Fall war. Die herrschende Klasse hat zu dieser Zeit in Rußland sehr wesentlich politische Fehler gemacht; sie hat damit den Bolschewiken die Machtergreifung erleichtert. Was damals in Rußland geschah, kann in nächster Zeit in Westeuropa geschehen. Wenn die Krise sich immer mehr verschärft, wenn die ökonomische Krise immer mehr zur politischen Krise wird, wie in der letzten Zeit in Polen und Deutschland, dann werden auch außenpolitische Dummheiten möglich, wenn das kapitalistische System dadurch eine Lösung aus seinen Widersprüchen zu erreichen hofft.

# G.P.U. von Hans Siemsen

## I

### *Ihre Aufgaben*

Der Rußland-Wanderer, Rußland-Sucher, einerlei, ob er im Geiste, mit Überlegung, Erwägung, Abwägung durch Zeitungen, Meldungen, Bücher, politische und Wirtschaftsprogramme wandert und mit der Laterne des Diogenes sucht, oder ob er in der Wirklichkeit durch das sehr reale Rußland wandert mit einer Fahrkarte und einem Paß in der Tasche, auf eignen Füßen, um mit eignen Augen und Ohren zu sehen und zu hören, — der, der die Wahrheit suchend durch Rußland wandert, stößt immer wieder auf eine unheimliche Mauer. Sie ist unheimlich, weil sie unsichtbar ist. Man fühlt sie, denn man stößt sich den Kopf an ihr. Aber man sieht sie nicht. Manchmal merkt man lange nichts von ihr, aber sie ist da. Man geht einen Weg und glaubt schon: der führt ins Freie, in die Zukunft. Plötzlich ist die unsichtbare Mauer da. Niemand weiß genau, wo sie anfängt, wo sie aufhört und noch weniger, was hinter ihr vorgeht. Niemand weiß, wie der Weg, der auf sie zuführt, hinter ihr weitergehen wird.

Diese Mauer ist die Diktatur. Man kann sie vergessen, diese Mauer, man sieht sie nur selten, man spürt sie nicht immer, aber sie ist immer da, steht am Ende jeden Weges, verriegelt jeden Ausblick in die Freiheit, macht den Ausblick in die Zukunft schwer. Sie umschließt ganz Rußland und gibt dem, was ein Paradies sein soll oder werden soll, eine verfluchte Ähnlichkeit mit einem Gefängnis. Ein Gefängnis, in dem manches besser ist als in unsrer sehr fragwürdigen europäischen „Freiheit". Aber auch das beste Gefängnis ist ein Gefängnis und das modernste Zuchthaus ist kein glückliches Haus.

Diese unheimliche, unübersteigliche, finstere Mauer der Diktatur, selten sichtbar, immer spürbar, wird am spürbarsten und sichtbarsten in dem äußersten, heftigsten, konsequentesten Organ der Diktatur — in der G.P.U., der Geheimen Politischen Polizei.

Sie ist nicht nur Polizei. Sie heißt wörtlich: „Staatliche Politische Verwaltung". Aber sie ist keine „Verwaltung". Sie ist Polizei, Ankläger, Richter und Henker in einem. Und sie ist „geheim". Sie ist die Konsequenz und die Realisation der Idee „Diktatur". Sie ist die Verewigung der Revolution, die Verewigung des Bürgerkriegs, die Fortführung des Bürgerkriegs mit andern Mitteln, mit „legalen" aber geheimen Mitteln. G.P.U. bedeutet: Gewalt, Terror und Tod — die letzte unvermeidliche Konsequenz jeder Diktatur.

Der bis zu Ende gedachte Pazifismus Tolstoischer Prägung muß in einem bestimmten Moment zur Aufgabe des eignen Lebens führen. Die konsequente Diktatur muß herrschen, sich behaupten, Gewalt anwenden, terrorisieren, muß töten.

Das tut in Rußland die G.P.U.

O, man kann sehr wohl im Geist und in der Wirklichkeit in Rußland wandern und suchen, ohne auf die finstere, unheimliche Mauer zu stoßen, ohne der G.P.U. zu begegnen, und man wird sich recht wohl und glücklich dabei fühlen. Viele Rußlandsucher, Rußlandfreunde haben mir ehrlich erstaunt gesagt: „Ich habe nichts von der G.P.U. gemerkt."

Ich beneide diese naiven und fröhlichen Wanderer, deren guten Glauben ich nicht bezweifeln will, aber ich möchte nicht mit ihnen tauschen.

Wer von der G.P.U. „nichts gemerkt" hat, der kann kein richtiges Bild von Rußland haben. Er hat nur die eine, die helle Seite gesehen. Die G.P.U. — das ist die dunkle, die Schatten-Seite.

Ich habe gesagt, die unheimliche, finstere Mauer der Diktatur würde in der G.P.U. am ehesten sichtbar. Ich muß sofort hinzufügen, daß sie auch hier nur bruchstückweise, nebelhaft und undeutlich sichtbar wird.

Jeder, der von der G.P.U. reden und berichten will, muß zuerst einmal laut und deutlich zugeben, daß nicht alles, was er von der G.P.U. „weiß", ja, sogar nur sehr wenig davon, vollkommen verbürgt und wahr ist. Das kann nicht anders sein. Wer kann von einer Geheimen Polizei etwas vollkommen Authentisches wissen? Und die Traditionen einer im Geheimen arbeitenden Polizei sind in Rußland weiter entwickelt als in irgend einem andern Lande der Welt. Jahrhundertelang hat das Zarenregime diese Tradition gezüchtet. Und die Bolschewisten profitieren von dieser Tradition. Kein Mensch (das ist wörtlich gemeint), kein Mensch weiß genau, wie die G.P.U. arbeitet, weiß alles, was innerhalb der G.P.U. vor sich geht. Nicht nur kein Ausländer, auch kein Russe weiß es. Auch dann nicht, wenn er tätiges Mitglied der Partei ist, deren Exekutivorgan die G.P.U. ist. Und grade das, daß man etwas Gewisses, Sicheres, Authentisches nicht weiß, nicht erfahren kann, weil niemand es weiß, das ist vielleicht das Unheimlichste an der G.P.U.

Die Angst der Ausländer vor der G.P.U. beruht auf einem Fehlschluß. Viele Rußlandreisende wissen zu erzählen, daß jeder Ausländer in Rußland von G.P.U.-Spitzeln umgeben sei. Das schmeichelt ihrer Eigenliebe. Halb gruselig, halb eitel erzählen sie davon. Sie sind töricht, wie alle eitlen Leute. Die G.P.U.-Spitzel gelten nicht ihnen, sondern den Russen, die mit ihnen verkehren und mit ihnen sprechen. Der Ausländer braucht keine Angst vor der G.P.U. zu haben. Sie beobachtet ihn vielleicht. Aber das Schlimmste, was sie mit ihm macht, ist, daß sie ihn ausweist. Das ist das, was jede Polizei in jedem Lande der Welt mit „lästigen" Ausländern zu tun pflegt. Nicht für Ausländer, nur für die Russen ist die G.P.U. lebensgefährlich.

Wie die Rote Armee die Waffe Rußlands nach außen ist, so ist die G.P.U. die Waffe der herrschenden Partei im Innern, im Bürgerkrieg, der in Rußland immer noch weiter ausgetragen wird, wenn auch nicht mehr auf den Barrikaden, am heftigsten vielleicht, wenn auch unterirdisch, in der kommunistischen

Partei selber. Deshalb spielt auch die G.P.U. eine so wichtige und unheimliche Rolle in den Meinungs- und Machtkämpfen der Partei. Eine völlig unkontrollierbare Rolle.

Offiziell wird die G.P.U. von dem Generalprokurator, dem Generalstaatsanwalt kontrolliert. Aber wer in Rußland glaubt an diese Kontrolle? Kontrolle ist nicht eine Frage der „Befugnisse", sondern eine Frage der Macht. Die G.P.U. kontrolliert den Staatsanwalt, wie sie jeden Menschen in Rußland kontrolliert und überwacht, auch die Führer der Partei, die weit mächtiger sind als der Staatsanwalt.

Wenn Trotzki beseitigt werden soll, so ist es die Aufgabe der G.P.U., nicht nur das Verbannungsurteil durchzuführen, sie hat auch das Material gegen Trotzki gesammelt und die Anklage vorbereitet. Warum soll, was heute Trotzki geschieht, nicht morgen Stalin geschehen? Ist Stalin noch Herr der G.P.U.? Sehr ernste Russen und Rußlandkenner, auch Bolschewisten, antworten: „Nein! Er könnte, selbst wenn er wollte, die Macht der G.P.U. nicht mehr einschränken."

Und die Führer der G.P.U.? Jeder von ihnen übersieht nur einen Bruchteil der G.P.U., sein Ressort. Jeder von ihnen kann eines Tages „mißliebig" werden. Öffentliches Gerichtsverfahren kennt die G.P.U. nur, wenn sie will. Wenn sie will, arbeitet sie lautlos. Lautlos würde auch ein „mißliebiger" Führer der G.P.U. verschwinden. Die G.P.U. braucht kein Gerichtsverfahren, sie kann auch ein Todesurteil „auf dem Verwaltungswege" fällen und vollstrecken. Mißtrauisch belauert sogar innerhalb der G.P.U. einer den andern. Wer weiß, wer morgen der Mächtigere ist? Heute fallen Trotzki und Rakowsky. Warum nicht morgen Bucharin und Rykow? Warum nicht übermorgen Stalin selbst? Die G.P.U. wird „Material" gegen jeden herbeischaffen.

Je größer die Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Partei sind, je heftiger die Machtkämpfe zwischen den Diktatoren selber, desto größer die Macht der G.P.U. Wie weit ihre Macht und ihr Einfluß innerhalb der Partei gehen, das läßt sich schwer oder gar nicht sagen. Aber daß jeder, der die G.P.U. nicht auf seiner Seite hat, den wichtigsten Teil der Macht verloren hat, daß, wer innerhalb der Partei bestimmen und herrschen will, es nur im Schutze der G.P.U. und mit ihrer Hilfe tun kann, — das ist wohl kaum zu bezweifeln.

Wie weit sich Stalin auf die G.P.U. verlassen kann, das ist eine wahrscheinlich nicht einmal von ihm selber zu beantwortende Frage. Daß ohne G.P.U. seine Rolle innerhalb der kommunistischen Partei, sein Kampf, sein siegreicher Kampf gegen den „Trotzkismus" und gegen die „Rechtsopposition" unmöglich wäre, das ist wohl sicher. Wie die diktatorische Partei in Rußland die G.P.U. gegen ihre Gegner im Lande braucht, so braucht Stalin sie innerhalb der Partei selber.

Offiziell und dem Grundgedanken ihrer Entstehung nach ist die G.P.U. die revolutions-geborene Waffe gegen die Konterrevolution, die „legal" gewordene Barrikade der Revolution, die schärfste Waffe der herrschenden Klasse oder Partei in allen innenpolitischen Kämpfen, die schärfste Waffe und die

äußerste Konsequenz der auf Terror basierenden Diktatur. Eine andre Art von Diktatur, Diktatur (auch Revolution) in Filzpantoffeln oder mit Sammethandschuhen gibt es nicht, kann es nicht geben. Diktatur (auch Revolution) bedeutet: Gewalt, Terror und Tod. (Womit bereits gesagt ist, daß Konterrevolution dasselbe bedeutet.)

Die Bekämpfung jeder Art von Konterrevolution ist die eigentliche Aufgabe der G.P.U. Sie ist eine politische Kampforganisation. Und obwohl sie richterliche Befugnisse hat, darf man von ihr nicht mehr „Recht und Gerechtigkeit" verlangen, als von einem Sturmbataillon im Schützengrabenkampf. Nicht Gerechtigkeit, sondern Kampf ist ihre Aufgabe, Kampf gegen die „Konterrevolution".

Nun ist aber der Begriff „Konterrevolution" ein sehr weiter, ein Gummi-Begriff. Stalin zum Beispiel sieht, wenn es ihm paßt, in Trotzki einen „Konterrevolutionär", und Trotzki wird über Stalin gewiß nichts andres denken.

Gestern war es noch kein Verbrechen, „Kulak" zu sein (wohlhabender Bauer, der ärmere Bauern zur Landarbeit mietet, also Arbeitskraft ausnutzt, „Kapitalist" ist), heute in der Epoche der Kollektivisierung der Landwirtschaft ist es ein Verbrechen, Kulak zu sein, und zwar ein „konterrevolutionäres" Verbrechen. Die G.P.U. greift ein. Die G.P.U. führt den Kampf gegen den „Kulaken", sammelt „Material", klagt an und vollzieht das Urteil, enteignet, deportiert oder erschießt. Alles „auf dem Verwaltungsweg". Die G.P.U. „liquidiert" (wir würden sagen: „rottet aus") das Kulakentum, beherrscht also eine der wichtigsten, schwerstwiegenden Epochen im Kampf um den kommunistischen Aufbau Sowjetrußlands.

Aber auch in weit weniger wichtigen, nicht so hochpolitischen Fällen, wird die G.P.U. eingesetzt.

Ein kleiner Händler schiebt mit Butter oder Seife. Gestern, in der Epoche der „Nep", war das vielleicht nur „unzulässig", heute ist es „Konterrevolution", — und nicht das ordentliche Gericht verurteilt den kleinen Schieber zu ein paar Monaten Gefängnis, sondern die G.P.U. erschießt ihn kurzerhand.

1929 wurden in Rußland Silberrubel geprägt und ausgegeben. Obwohl ihr realer Metallwert gering war, glaubten „Ungläubige", vor allem Bauern, die immer und überall Metallgeld höher bewerten als Papier, diese Silberrubel wären mehr wert als die Papierrubel. Die Silberrubel verschwanden. Sie wurden gehamstert.

Wenn man Diktator ist, kann man, eins, zwei, drei, drakonische Gesetze erlassen, um begangene Irrtümer und Fehler „gut" zu machen. „Leute, die Silberrubel hamstern, werden erschossen! Es soll eine Abschreckungsmaßnahme sein. In jedem Bezirk soll ein Exempel statuiert werden!"

So wurden in Moskau Händler erschossen, die wirklich große Mengen gehamstert hatten. In entlegenen Bezirken aber wurden Menschen, die kaum hundert Silberrubel „gehamstert" hatten, erschossen. Um ein Exempel zu statuieren. Ein Fährmann, in entlegener, ländlicher Gegend, bei dem nicht einmal

fünfzig Silberrubel gefunden wurden, verteidigte sich: er bekäme von seinen Fahrgästen immer Kleingeld, könne aber nur alle paar Wochen einmal in die nächste, viele Stunden entfernte Stadt zum Wechseln fahren. Möglich, daß das eine Ausrede war. Wer kann das wissen? Er wurde erschossen.

Das sind die kleinen Aufgaben der G.P.U.

Bis ins erschreckend Unbegrenzte erweitert aber erscheint die Aufgabe und Arbeit der G.P.U. in den sogenannten Sabotage-Prozessen, bei denen man mit dem Begriff „Prozeß" zwar nicht immer den Begriff eines Gerichtsverfahrens, geschweige denn einer öffentlichen Verhandlung verbinden darf.

Diese „Prozesse" und Erschießungen sind politische „Maßnahmen", weiter nichts. Das hat mit Recht und Gerechtigkeit nichts mehr zu tun, nicht einmal mit Justiz. Das ist Kampf, legalisierter Bürgerkrieg, Terror. Es ist aber, wie wir sehen werden, vielleicht auch noch etwas andres.

Und bevor ich nun erzähle, was man mir in Rußland über die Sabotage-Prozesse und über die G.P.U. erzählt hat, muß ich noch einmal betonen: was ich jetzt erzähle, ist nicht alles durchaus authentisch und verbürgt. Einen durchaus authentischen, in allen Einzelheiten richtigen Bericht über die G.P.U. kann niemand geben, kein Ausländer und kein Russe, — er sei denn Mitglied der G.P.U. Grade dann aber wird er sich hüten, was zu erzählen.

Ich habe mit einer Frau gesprochen, der die G.P.U. im Juli 1930 ihren Mann erschossen hatte. Er wurde eines Tages „abgeholt", vierzehn Tage später brachte ein Mann der G.P.U. der Frau die Kleider ihres Mannes wieder. Das war alles. Kein Gerichtsverfahren, keine Anklage, kein Urteil, — nur eine Erschießung. Ich habe mit einem kaukasischen Bauern gesprochen, dem die G.P.U. im Mai 1930 den Sohn erschossen hatte. Beide, Vater und Frau, waren gar nicht mal so sehr erbittert und aufgeregt. Fatum! Schicksal! Früher taten es die Zaren. Heute tut es die G.P.U. Menschenleben gilt nicht viel, hat nie viel gegolten in Rußland. Das war mein (vielleicht falscher) Eindruck.

Näher als in diesen beiden Gesprächen (abgesehen von der erheiternden Begegnung mit einer sehr dummen Provokations-Spitzelin) bin ich der G.P.U. und ihrer Tätigkeit nicht gekommen. Alles weitere, was ich erzähle, ist nur das Resumé von Gesprächen, Geschichten, Gerüchten. Wenn ich das Resumé dieser Gerüchte und Meinungen wiedergebe, so tue ich es nicht deshalb, weil ich sie für unbedingt richtig und wahr halte, sondern deshalb, weil ich sie für richtiger und wahrscheinlicher halte als das, was man in Europa und der übrigen Welt über die G.P.U. und die Sabotage-Prozesse sagt und schreibt. Und weil sie einigermaßen richtig die allgemeine Meinung Rußlands über die G.P.U. wiedergeben, das heißt die allgemeine Meinung außerhalb der kommunistischen Partei.

Aus dem Buche „Rußland — Ja und Nein" von Hans Siemsen, das demnächst im Rowohlt-Verlag erscheint. Weitere Artikel folgen.

# Amédée Ozenfant von Henri Guilbeaux

Maler, Schriftsteller, Musiker sind nicht immer intelligent. Starkem künstlerischen Empfinden kann Klugheit vollkommen abgehn, und der Ausdruck „dumm wie ein Dichter" gilt immer noch. Aber Klugheit hat einem Künstler nie geschadet: sie fördert, im Gegenteil, seine Entwicklung, bereichert seine Begabung und gibt ihm eine solide Grundlage.

Daß ein Maler schreibt oder ein Dichter malt, ist noch kein Beweis für seine Intelligenz. Ebensowenig, wenn ein Philosoph, der, über moderne Malerei befragt, antwortet, daß er etwas von der bildenden Kunst versteht. Das bewiese nur eine gewisse geistige Vielseitigkeit.

Aber unter Intelligenz muß man beim Künstler allgemeine Kultiviertheit verstehen, wissenschaftliche Bildung, Kenntnis der sozialen Zustände und das Interesse, das er andern, ihm fernliegenden Gebieten entgegenbringt. So gesehen waren Goethe, Stendhal, Leonardo da Vinci, Männer von Intelligenz. Solche Künstler sind in unsrer Zeit selten, da herrscht Unwissenheit und Analphabetentum.

Nun hat aber ein sehr begabter Maler ein Werk veröffentlicht, das Zeugnis von einem umfassenden Geist seltener Art ablegt. In großartigem Aufbau läßt er vor uns die ganze künstlerische Entwicklung der letzten Jahrzehnte entstehen: Architektur, Dichtung, Malerei, Musik. Man kann seine Ansichten für absolut falsch halten, aber wer überhaupt klare Gedanken schätzt, muß einem Mann Achtung entgegenbringen, der die Tradition der Encyklopädisten wahrt.

Es ist Amédée Ozenfant. Und sein Werk hat den sehr einfachen, aber großen Namen: „Kunst." In Frankreich erschien es 1928 und jetzt eben erscheint, in ausgezeichneter Übersetzung von Gertrud Grohmann, die deutsche Ausgabe (Müller und Kiepenheuer, Potsdam). Mit den Ausstellungen seiner Werke in Deutschland ist der Name Karl Nierendorf eng verknüpft, der, uneigennützig, großzügig und mutig wie wenig Galerien, Neuerer und Avant-Gardisten sucht und unterstützt. Für Ozenfant macht er eine unermüdliche Propaganda.

*

Nach Kriegsende betrachtete Ozenfant es als seine Aufgabe, gegen Chaos und Unordnung, gegen Snobismus und Schiebung zu kämpfen. Mit dem Architekten Le Corbusier zusammen, der in Wirklichkeit Jeanneret heißt, gründete er eine illustrierte Zeitschrift, die nach der Absicht ihres Gründers eine internationale künstlerische Rundschau sein sollte.

Es ist ein besonderer Vorzug Ozenfants, daß er den echten vom falschen Revolutionär unterscheiden kann, das heißt, den innerlichen Revolutionär von dem, der von der Revolution lebt und ihre Formulierungen mißbraucht. Er prangert mitleidlos diejenigen an, die eingebildete Bastillen erstürmen. Er beweist, daß die Technik kein Ziel, sondern ein Mittel ist, ein Vermittler, ein Handwerkszeug, und daß die Kunst eine Erhebung ist. Künstlerische und soziale Revolutionen entstehen nicht auf Befehl. Sie können sich nicht täglich wiederholen. Krach und Skandal sind keine Revolution. Er bestreitet nicht

den Wert realistischer Schriftsteller oder kubistischer Maler, aber er führt sie auf das richtige Maß zurück. Er hält sie nur für einen Teil des Symbolismus und zeigt auf, daß die meisten Dadaisten und extremen Realisten nur ein Spiel mit Worten, ein ungereimtes Reden, etwas Halbes markieren, von jenem Commis-voyageur-Geist, der vor ihnen bei den Boulevard-Feuilletonisten galt.

Es ist bezeichnend, daß die ‚Révolution surréaliste' sich selbst „die skandalöseste Zeitschrift der Welt" nannte!

In bezug auf die Malerei wendet Ozenfant die gleiche Methode an und zeigt auch die gleiche Objektivität. Er findet ganz richtig, daß der Kubismus eine übertriebene Cézanne-Manier war. Nicht ohne Humor schreibt er: „Cézanne nahm sich ungeheure Freiheiten der Natur gegenüber heraus, die Kubisten taten das gleiche mit Cézanne." Er schreibt begeistert über Rodin, der auch einmal der Geschmack der Snobs gewesen ist, der aber heute „beim Studium der modernen Kunst fast ausgeschlossen wird," obwohl er eine große befreiende Tat vollbracht hat. Ozenfant stellt fest: Futuristen, Kubisten und alle folgenden Schulen verdanken alles diesen beiden Meistern und van Gogh.

Der Kubismus war die notwendige Reaktion gegen den Impressionismus. Von Cézanne ausgehend, war er bald nur noch „ein Bild ohne innere und äußere Harmonie". Der Kubismus, der nach Ozenfant etwas übertrieb, war von 1903 bis 1912 „heroisch" und „kollektiv" und wurde dann zur Picassomanier ohne den herrschenden Einfluß Picassos und danach bald zu einer Abart. Dem Kubismus und der Picassomanier folgte eine Art Neonaturalismus, der im Grunde genommen ein Ausdruck der damaligen Epoche ist.

Diese Rückwärtsbewegung, die Ozenfant schon vor einigen Jahren voraussah, nennt er mit einer wenig glücklichen Bezeichnung: Purismus. In der Geschichte der französischen Kunst und Literatur kommt dieses Wort jedesmal wieder, wenn es sich um einen Verfall, um eine Verflachung und eine Verkleinerung großer Ideen handelt. Jedesmal, wenn die griechisch-lateinische Tradition, die trocken wissenschaftliche, von Pedanten und Schulmeistern der wahren französischen, gallischen Tradition gegenübergestellt wird. Ob es sich nun mit Ronsard um „Renaissance" oder in unsrer Zeit um Neo-Klassizismus mit dem Griechen Jean Moréas handelt. Ozenfant erklärt selbst, daß für ihn die „Reinheit" nicht gleichbedeutend ist mit Abgezirkeltheit; er gebraucht das Wort im Sinne von Klarheit, Genauigkeit. Wenn aber der Ausdruck „Reinheit" vielleicht gelten kann, so ist doch die Bezeichnung „Purismus" äußerst gefährlich und allzu akademisch.

Man wird auch zu Ozenfant kritisch Abstand nehmen müssen, wo er sich für die Surréalisten begeistert. Er macht zwar seine Vorbehalte und bemerkt ganz richtig, „daß Träume auch eine Realität sind". Aber im gleichen Zusammenhang stellt er die absolut falsche Behauptung auf: „Zweck von Wissenschaft und Kunst ist, Träume zu schaffen, die uns über die Wirklichkeit trösten".

Diese Angst vor der Wirklichkeit, diese Sucht, sich ihr zu entziehen, ist ein Gefühl, das man heute bei den meisten

Intellektuellen findet. Die allgemeine Enttäuschung, die dem Krieg gefolgt ist, sowohl in den Siegerländern als auch bei den Besiegten, die schnelle Abkühlung der Begeisterung, die die russische Revolution entfacht hatte, die schwere, fast verzweifelte wirtschaftliche Lage, in der sich die Intellektuellen befinden, haben diese Angst hervorgebracht. Es ist symptomatisch, daß ein so wertvoller Mann wie Ozenfant sich von dieser Strömung hat fortreißen lassen.

Es ist eigentlich seltsam, daß ein Mann von dieser Weitsicht und diesem Wissen das bedeutsame Kapitel des wirtschaftlichen und sozialen Einflusses auf die künstlerische Entwicklung der letzten zwanzig Jahre nicht anschneidet.

*

Aber in diesem wichtigen und inhaltsreichen Werk findet man allenthalben originelle und tiefe Bemerkungen und Gedanken. Wenn er von der Architektur spricht, kritisiert Ozenfant die Architekten, die nur zu oft hübsche Fassaden zeichnen, die weiter nichts als eine Maske sind. Bei dieser Gelegenheit schreibt er: „Kraft ohne Eleganz ist nichts als Brutalität. Aber auch keine Pseudoeleganz! Keinen Schmuck! Verträgt eine gutgeformte und starke Hand einen Ring?"

In dem Kapitel, das er der Musik widmet, wendet er sich gegen die Komponisten, die umarbeiten, zusammenstellen und Volksweisen und alte Werke orchestrieren, „herrichten" etcetera. Eine Art, wie sie heute bei allen Künsten üblich ist. Wieviel Literaten dichten um, modernisieren, pfuschen an Meisterwerken herum! Mit wütender Ironie und scharfer Intelligenz illustriert Ozenfant in der französischen Ausgabe dieses Kapitel in der Art eines Prospektes einer Hutfirma, die Chapeau Claques herstellt: So sah er vorher aus, so sieht er jetzt aus!

Nachdem er eine bestimmte Stelle aus der Rede eines sowjetrussischen Generals zitiert, wo dieser die Anlage des Parks von Versailles mit ihrer „entsetzlichen" Geometrie scharf kritisiert, zeigt Ozenfant im Photo den Vorbeimarsch der Roten Armee in französischer Uniform und französischer Sturmhaube am Grabe Lenins. „Kubisches Mausoleum, viel geometrischer als Versailles", wo „der einbalsamierte und geschminkte Körper Lenins unter Glas den Augen der Gläubigen gezeigt wird, genau wie in Lisieux das Wachsbild der kleinen Schwester Therese in einer Jesuitenvitrine."

Mutig bekämpft er die Theorie der Unwissenden und Analphabeten, nach denen Kunst eine Angelegenheit der Inspiration und sonst nichts ist und nach denen Intelligenz und Fleiß der Entwicklung des Talents schaden. Gegen diese nachträgliche Rechtfertigung der Unwissenheit, die von Künstlern und Schriftstellern versucht wird, die eine Art Primitivismus ankündigen und begeistert das Beispiel Rousseaus preisen, stellt Ozenfant Michelangelo, Leonardo da Vinci, Signorelle Piero della Francesca, die Gelehrte waren. „Das Studium der Biologie, der Psychologie, der tiefgründigen Analyse helfen dazu, dem modernen Menschen vollkommen gerecht zu werden." Und an andrer Stelle: „Der Mechaniker ist gebildet genug, um von einer höhern Warte aus über Mechanik und andre

Dinge zu sprechen, der Künstler ist eine Art Maschine ohne Führer geworden."

Universale Kunst, das ist es, was Ozenfant wünscht und liebt, und am schönsten drückt er das in dem Kapitel aus, das er dem „Menschen von heute" widmet:

„Kann man denn wirklich an geistige Grenzen glauben? Kann man überhaupt an einer Kapelle, an einer Schule, für eine Gruppe, an einem Wettbewerb, für eine Landschaft, eine Provinz, eine Nation arbeiten? Und nicht vielmehr immer für alle Rassen, für den Menschen schlechthin. Keine Abschließung mehr. Jedes Volk muß mit seinem eignen Genie für alle Völker arbeiten. Eine solche Kunst ist möglich, weil alle Menschen gleichmäßig vor rot und schwarz, vor der Liebe und dem Tod reagieren..."

*Deutsch von Milly Zirker*

# Funkreportage über Kürtens Hinrichtung

Achtung, Achtung! Hier ist Berlin, Stettin und Königswusterhausen. Sie hörten soeben den Vortrag der Vorsitzenden der vereinigten berliner Frauenvereine über das Thema „Wie erziehen wir unsre Kleinen zur Tierliebe". Sie hören jetzt die einmalige Sonderveranstaltung, die Hinrichtung des Massenmörders Peter Kürten.

Unser Funkreporter Alfred Braun, dessen letzte Arbeit, die Inszenierung des Traumspiels „Maiennacht in Werder" noch in aller Erinnerung ist, hat das Wort.

*

„Meine Damen und Herren, unser Mikrophon befindet sich am Eingang. Unsre Veranstaltung ist vom besten Wetter begünstigt. Trotz der Morgenfrische wirbeln Staubwolken auf von den Autokolonnen, die immer wieder Scharen von Besuchern an die Kassen bringen. Die Staubatome schimmern golden in den Strahlen der sommerlichen Frühsonne. Wir haben uns einen einigermaßen geschützten Platz ausgesucht, weil sonst der Kampf um die Eintrittskarten unsern hochwertigen Apparat gefährden könnte. Zwar die Hundertmarksitze sind schon seit Tagen vergriffen. Aber da die rührige Regie der Sonderveranstaltung, ihren bekannten sozialen Grundsätzen folgend, um Interessenten aller Kreise das seltene Schauspiel zugänglich zu machen, auch volkstümliche Eintrittskarten bereitgestellt hat, so ist nun der Andrang derer groß, die der herrliche Sonntagmorgen ins Freie gelockt hat. Der aufmerksamen Direktion ist es gelungen, den Schwarzhandel fast vollkommen auszuschalten.

Schon seit einer halben Minute hören Sie aus der Ferne stramme Marschmusik. Das sind die Kapellen der frontsoldatischen Vereinigungen, die sich geschlossen in seltener Einmütigkeit und unter Zurücksetzung aller weltanschaulichen Gegensätze zur Weihe des außerordentlichen Tages zur Verfügung gestellt haben. Wie Sie wissen, hat der Herr Polizeipräsident in Übereinstimmung mit dem Herrn Innenminister für heute das Verbot des Uniformtragens sowohl der S.A.-Verbände als des roten Frontkämpferbundes aufgehoben. Die Melodien der Internationale vermengen sich mit den Tönen des Horst-Wes-

sel-Liedes. Und schon tauchen am Horizont die kräftigen, braunen Farben der lang vermißten Hitlerhemden auf, die einen prächtigen Akkord geben mit dem ernsten Grau der Dritten Internationale. Die anschwellenden Hochrufe, die Sie jetzt vernehmen, gelten dem anrollenden weißlackierten und rot abgesetzten Mercedes-Benz-Luxuskabriolett der Frau Thea von Harbou, die in Begleitung ihres Gatten, des Herrn Filmregisseurs Fritz Lang, herannaht. Bei ihnen hat Peter Lorre, der Hauptdarsteller des Peter-Kürten-Films „M", Platz genommen, neben ihm der Präsident des Verbandes der Ringvereine, Herr Emil Cziburra, genannt der Tiger vom Friedrichshain. Jetzt hält der Hoch-Kompressorwagen. Mit jugendlicher Elastizität schwingt sich die Dichterin vom Volant zu Boden. Sie wird begrüßt von einem weißgekleideten kleinen Mädchen, das ihr, welch feines Symbol, einen Strauß feuerroter Schwertlilien überreicht.

Es ist schwer, sich von dem lieblichen Bild loszureißen. Aber unsre Monteure geben uns Zeichen, von dem Mikrophon zurückzutreten, das jetzt in den Innenraum des Stadions transportiert wird.

Wir halten unterwegs. Soeben schreitet an uns vorüber die beschwingte jugendliche Gestalt des Reichskunstwarts Doktor Redslob. Man sieht an der künstlerisch einwandfreien Aufmachung der heutigen Sonderveranstaltung, wie notwendig es war, daß der Reichstag der Versuchung widerstanden hat, diesen kulturell eminent wichtigen Posten der an sich durchaus gebotenen Sparsamkeit zum Opfer fallen zu lassen. Herr Reichskunstwart wird selbst einige Worte ins Mikrophon sprechen."

Reichskunstwart Doktor Redslob:

„Es handelte sich um die schwierige Aufgabe, trotz der sehr beschränkten Mittel, deren Knappheit eine Folge der unerträglichen Tributlasten ist, dem Rhomboid der Aschenbahn einen mehr epilepsoiden Charakter zu geben, der allein hier den Ernst der Gelegenheit zugleich mit der allgemeinen Befriedigung wiederspiegeln konnte. Es konnte von vornherein kein Zweifel daran bestehen, daß die Lösung des innenarchitektonischen Dimensionsproblems nur nach den Prinzipien der neuen Sachlichkeit in Anlehnung an die prinzipiellen Traditionen des Orgival zu erreichen waren. Zugleich war es nötig, bei aller Berücksichtigung des zu erwartenden Massenandranges die Stimmung sowohl feierlich zu gestalten, als auch ihr nicht jeden intimen Reiz zu nehmen. Darum mußte die Mittelachse des Kopfraums entsprechend der quadratartigen Tendenz des Hauptstücks der Richtmaschinerie in eine kongruente Relation zu den schwarzausgeschlagenen Pylonen gebracht werden, die den ernsten Akt flankieren. Von ihnen lodern anklagende Flammen zum Firmament."

„Achtung, Achtung! Die Logen haben sich gefüllt. Wir genießen von unserm Standort aus einen unvergleichlichen Rundblick in das gewaltige Stadion. Die breit ansteigenden Zuschauerterrassen bieten den Anblick grandioser Blumentreppen. Ihre Ausschmückung stammt von der Firma Herrmann Rothe. Jedoch rührt der bezaubernde Eindruck hauptsächlich

her von dem bunten Flor der leichten Damenkleider in Crêpe Georgette, Chiffon und Voile, zu denen die dunkelblauen Uniformen unsrer Schutzpolizeioffiziere einen prächtigen Kontrast bilden. In den untern Reihen allerdings herrschen die schwarzen Gehröcke vor, untermischt mit den schlichten Uniformen unsrer Reichswehr, auf denen wir zahlreiche Eiserne Kreuze I. Klasse, Pour le Mérites und Hausorden von Hohenzollern schimmern sehn.

Aber immer wieder wird unser Blick abgelenkt von dem festlichen Anblick zu dem dunkel gehaltenen Aufbau des Blutgerüsts, dessen künstlerisch hervorragende Formung wir Herrn Intendant Jeßner verdanken. Es gleicht der Einrichtung der Mittelbühne, wie wir sie seinerzeit in Shakespeares entzückendem Lustspiel „Wie es Euch gefällt" im Staatstheater bewundern durften. Die maschinelle Einrichtung hat nach einem soeben zum Deutschen Reichspatent angemeldeten Verfahren die Siemens und Halske A.-G. geliefert. Da in Kürtens Heimatprovinz noch heute der Code Napoléon gilt, so findet der Akt vermittels des Fallbeils statt, dessen Schneide aus Kruppschen Nierosta-Stahl gefertigt ist. Es ist desinfiziert mit dem sterilisierenden Präparat „Semper Sanitas" der Leverkusenschen Fabrik der I. G. Farben. Hier zum ersten Mal wird das Ideal des Doktor Guillotin erreicht sein, daß der Akt selbst auf den Delinquenten nur noch wie eine leichte, in Anbetracht der Hitze besonders den Hals angenehm erfrischende Berührung wirkt.

Auf dem obersten Pivot des Aufbaus ist nunmehr in Frack, Zylinder und weißer Binde eine stämmige, aber doch elegante Erscheinung aufgetaucht. Herr Dampfwäschereibesitzer Gröpler aus Magdeburg verbeugt sich dort in lässiger aber würdiger Haltung vor dem jubelnden Publikum. Wir begeben uns hinauf, um dem Vollstreckungsaltmeister, Herrn Gröpler, das Wort zu einer kurzen Ansprache zu erteilen."

Der Henker, Herr Gröpler:

„Geehrte Volksgenossen! Es ist mir eine große Befriedigung, kurz vor Beendigung meiner Laufbahn endlich konstatieren zu können, daß das Vorurteil, das früher gegenüber meinem Beruf bestand, verschwunden ist. Ich habe es immer als schweres Unrecht gegenüber meinem Stand empfunden, daß ich meine, als segenvoll anerkannte Tätigkeit sozusagen heimlich ausüben mußte. Bei Fortdauer der verderblichen Humanitätsduselei würde sich unser Vaterland nie wieder von den Fesseln befreien können, in die der Feindbund uns durch den Diktatfrieden geschlagen hat. Endlich ist Wandel eingetreten. Während ich noch bei meiner letzten dienstlichen Anwesenheit in Plötzensee kein Quartier finden konnte, hat diesmal die Hotelbetriebs-A.-G. mir und meinen braven Gehilfen telegraphisch eine Zimmerflucht im Hotel Adlon zur Verfügung gestellt, die mir vollkommene Nachtruhe vor der Ausübung meines schweren Amts gewährt hat."

„Achtung, Achtung! Soeben rollen auf dem weichen Boden der Aschenbahn die Autos des Staatsministeriums herein. Trommelwirbel durchzittert die Luft. Die Kapelle Fuhsel bläst einen Tusch. Dem vordersten Wagen entsteigt der Mann, den

seine Feinde den ungekrönten Diktator Preußens nennen und der dennoch, grade dadurch, daß er die heutige Sonderveranstaltung ermöglichte, bewiesen hat, daß nach Jahren der Staatsleitung sein Herz noch in gleichem Takt mit dem Herzen des Volkes schlägt, — Ministerpräsident Otto Braun. Neben ihm geht Justizminister Doktor Schmidt, bekanntlich früher ein Gegner der Todesstrafe, der jedoch den bedauernswerten Angehörigen der unglücklichen Opfer Kürtens die Befriedigung des heutigen Tages nicht versagen zu können glaubte. Er ist es auch, der einer Anregung des Rechtsanwalts und Ritters vom Hausorden von Hohenzollern Doktor Peterpaul Bloch folgend, bei den Veranstaltern durchsetzte, daß diesen Bemitleidenswerten die beiden Logen gleich neben den Sitzen des Staatsministeriums eingeräumt wurden. Der Ministerpräsident, der sich eigentlich im Urlaub befindet, ist heute morgen unter Verzicht auf den gewohnten Pürschgang extra aus der Schorfheide zu der Sonderveranstaltung herbeigeeilt.

Ein Trauermarsch ertönt in dumpfen Tönen. Oberstaatsanwalt Köhler, der bekannte demokratische Publizist, mit seinem leuchtend blondem Haar über der schwarzsamtenen Robe, eine glänzende Erscheinung, tritt zwischen den Aufbau und die Tribüne. Auf seiner Brust schimmert, der neuen justizministeriellen Verfügung folgend, das Eiserne Kreuz. Er verbeugt sich tief vor dem Ministerpräsidenten. Es naht sich der Delinquent. Seine schmale Gestalt verschwindet fast zwischen der ernsten Figur des Kaplans Fahsel und dem stattlichen Cutaway des Generalsekretärs der Deutschen Liga für Menschenrechte, Herrn Kurt Großmann, der es sich nicht hat nehmen lassen...

„Achtung, Achtung! Es ist vorbei. Die Stoppuhr ergibt, daß der Akt nur eine dreiviertel Sekunde gedauert hat, eine Zeit, die alle amerikanischen Rekorde bricht.

Nach einem Augenblick lautloser Stille macht sich die allgemeine Entspannung in lebhaften Gesprächen Luft.

In der Gruppe der Prominenten, die sich am Fuß des Aufbaus gebildet hat, um den sich soeben wieder die schwarzseidenen Draperien schließen, bemerken wir neben der Mistinguett Tennismeister Prenn und Paula von Reznicek, auch Geheimrat Haarig, den ehrwürdigen Nestor des Strafrechts. Wir eilen zu ihm und bitten ihn ans Mikrophon."

Geheimrat Professor Doktor h. c. Haarig:

„Obwohl bekanntlich ein grundsätzlicher Gegner der Todesstrafe, deren unermüdliche Bekämpfer unzweifelhaft in ihrem tapfren Streit von der Sonne der Kultur und des Fortschritts gewärmt werden, darf ich doch, nach der siebenundfünfzigsten Hinrichtung, der ich beigewohnt habe, konstatieren, daß mich auch diesmal, wie ich früher schon im einundzwanzigsten Bande der ‚Deutschen Juristenzeitung' mitteilte, ausschließlich das Bewußtsein befriedigten Rechtsgefühls erfüllt."

*

„Achtung, Achtung! Die Reportage unsres Mitarbeiters Alfred Braun über die Hinrichtung Peter Kürtens ist zu Ende. Auf Wiederhören in zwei Minuten beim Frühstückskonzert des karlsbader Kurorchesters."

# Kino-Rondo von Rudolf Arnheim

Was den Film „Die Heilige Flamme" von Berthold Viertel anlangt, so wäre es ein sinniger Propagandaeinfall gewesen, den Nachbarinnen der Premierenbesucher kleine Riechfläschchen als Gastgeschenk überreichen zu lassen. Es ist nicht zu verstehen, wie man einen solchen Film in einem großen Kino herausbringen kann statt ihn vor den Augen jeglicher Kritik keusch zu verbergen. Ohne mehr über die Leistungen der mitwirkenden Schauspieler begeben wir uns frohen Herzens zu Fritz Langs Kriminalfilm „M", denn hier darf der Besucher auf spannende Unterhaltung und der Polemiker auf einen dankbaren Stoff hoffen. Lang ist der Verfasser, lang ist auch diesmal wieder sein Film, und kurz ist allein der Titel, aber wenn nach fast zweieinhalb Stunden der letzte Schupo von der Bildfläche verschwunden ist, findet man weniger Anlaß zu unerwünschter Heiterkeit als zu einer Gratulation. Das Ehepaar Lang-Harbou, vom Monde zur Erde und von der Ufa zur Nero hinübergewechselt, hat uns diesmal einen bei weitem bessern Film geliefert. Die Beiden liebten es, Politik und Wissenschaft für die Zirkusmanege zu dressieren, Zeitprobleme zu verwagnern, dekorative Bärte und dito Menschenmassen wallten endlos über die Projektionswand, und so wurde die nüchterne Wirklichkeit durch kostspielige Schönheitsreparaturen korrigiert. Diesmal weht irdischere Luft, weder Gerda Maurus noch Klein-Rogge behindern die Aussicht, und vom alten Fritz-Lang-Stil ist eigentlich nur die Freude an feierlichen round table-Konferenzen geblieben. Auch diesmal setzt es wieder weidlich Generalversammlungen, deren Apotheose, das mißglückte Ganovengericht der letzten Szene, anzusehen ist wie eine Gruppenaufnahme vom Stiftungsfest der Komparsenbörse. Diese, die ideetragende und dramatische Szene ist ungeschickt und theatralisch, aber zuvor gibt man uns ein lebendiges und dichtes Bild der jovialen Feindschaft zwischen Polizei und Verbrecherwelt. Kriminalkommissare und schwere Jungen erscheinen weniger dämonisch als berlinisch — Vertreter zweier solid bürgerlicher Berufe, die im Begehen und Verhindern strafbarer Handlungen ihr täglich Brot finden. Der geheimnisvolle Mörder als Geschäftsstörung für die organisierte Konkurrenz im Bouillonkeller und als Renommeeschädigung für die Herren vom Alexanderplatz. Und als wirksamer Widerpart dieser vorwiegend geschäftlichen Transaktionen die Mörderfigur, das aufgeweichte Babygesicht des Tiermenschen, den unvernünftige Lust beherrscht und der zwischen lauter hemdsärmeliger Sachlichkeit zu einem grausigen Generalvertreter der Gemütssphäre, des Unpraktischen wird, eine pervertierte Spielart des Künstlertums. Lang-Harbou und ihr Operateur Fritzarno Wagner gestalten hundert kleine, einfallsreiche Bilder mit einer angenehmen Routine, die Mittel des Tonfilms sind zuweilen mit Geschick ausgenutzt, so wenn der Mörder sich sein eignes Leitmotiv pfeift, und einmal, bei der indirekten Darstellung des Lustmordes, gibt es einen ganz großen Augenblick: aus dem Mordgebüsch schwebt die groteske Ballonpuppe empor, verfängt sich zappelnd in den Telegraphendräh-

ten, ein skurriles Abbild der Seele des ermordeten kleinen Mädchens.

Während man im Fall Fritz Lang einem Mann, der schon schlechtere Tage gesehen hat, Achtung und Anerkennung zollt, kann man bei René Clairs „Le Million" nach Herzenslust begeistert sein. Clairs zweite Tonfilmoperette, gespielt von freundlichen jungen Leuten, die, wenn sie verzweifelt sind, nicht mit den Händen im Haar wühlen sondern kindlich an den Fingernägeln knabbern, übertrifft noch seine erste, „Sous les toits de Paris". Clair arbeitet äußerlich mit konventionellen Mitteln: weder der Montmartre-Maler, der seinen Gläubigern entflieht, noch der eitle Tenor Ambrosio Sopranelli kommt uns überraschend, aber jede Einzelheit ist durchsetzt von einem intelligenten Humor, der die Akrobatentricks der amerikanischen Groteske mit südlichem Temperament erwärmt. Ein charmanter Künstler ist hier am Werk, der derbe Pointen wie Ballastsäcke abwirft, auf daß der Ballon nur um so leichter schwebe. Man darf sich dafür bedanken, daß der Film in der Originalfassung vorgeführt wird, denn die Behendigkeit des französischen Dialogs wäre in einer Übersetzung nicht zu retten gewesen. Ganz großartig, weil nicht künstlich gestellt sondern der Wirklichkeit gestohlen, ist die Parodie auf die Liebeskitschfilme: ein Liebespaar ist auf eine Opernbühne verschlagen worden, nun hocken sie ängstlich, während der Vorstellung, hinter einem Versatzstück; sie können voneinander nicht lassen, denn sonst bekäme das Publikum im Parkett sie zu sehen, und so beschließen sie, für ewig beieinander zu bleiben... eine Frühlingslandschaft aus Pappe ist um sie, der Mond baumelt am Prospekt, und während ein geschäftiger Bühnenarbeiter auf dem Schnürboden einen Blütenregen inszeniert, liefert ein muskulöses Sängerpaar vorn an der Rampe die passende Tonuntermalung. Dieser Film hatte bei einem anspruchsvollen berliner Publikum einen spontanen Erfolg, und als René Clair erschien, tobte der Beifall so lange, bis der Parfümzerstäuber im Kronleuchter aus Opposition zu zischen und zu pfeifen begann. Dieser Minorität hat sich die Bildstelle des Zentralinstituts angeschlossen, indem sie unter dem Vorsitz des Regierungsrats Voelger dem Film das Prädikat „künstlerisch wertvoll" und damit die Lustbarkeitssteuer-Ermäßigung verweigerte. Folgende Gutachter haben, wie der ‚Film-Kurier' berichtet, an diesem blamablen Urteil mitgewirkt: Theaterbesitzer Holleufer, Doktor Curt Glaser, der Maler Professor Sandkuhl und der Musiker Doktor Reichenbach. Was würde eigentlich geschehen, wenn man Herrn Sandkuhl für die Juryfreie Kunstschau oder Herrn Glaser für die Kunstbibliothek ein Richterkollegium auf die Nase setzte, bestehend etwa aus einem Filmregisseur, einem Professor für Kirchenmusik, einer Geographielehrerin, einem Kunsthändler und keinem einzigen Maler! Die Besetzung des „Lampe"-Ausschusses wechselt, aber fast nie nimmt jemand stimmberechtigt an den Sitzungen teil, der sich hauptberuflich mit dem Film beschäftigt, und die Ergebnisse sind denn auch danach. Auf den großen Erfolg des Clair-Films hin hat sich übrigens Herr Doktor Voelger bereit erklärt, sein Urteil noch einmal zu überprüfen, — eine sympathische Handlung, zu der nur wenige den

Mut finden, die aber ein neuer Beweis für die in der Potsdamer Straße herrschende Unsicherheit ist.

Was die Entgleisung des „D-Zugs 13" im U-T Kurfürstendamm und die des neugebackenen Regisseurs Kurt Gerron in seiner ersten „Groteske" anlangt, so wäre es ein sinniger Propagandaeinfall gewesen ... (siehe oben).

# Der neue Remarque von Ignaz Wrobel

Wenn in Deutschland ein Musikprofessor berühmt wird, dann beginnen sich zwei Gruppen um ihn zu streiten: die Radfahrer etwa und die Briefmarkensammler. Fast jeder deutsche geistige Streit verläuft heute auf einer falschen Ebene, nämlich auf einer, wo er nichts zu suchen hat. Man sehe sich die Gegner Einsteins, Emil Ludwigs oder Chaplins an; man betrachte die Freunde jener geistig provinziellen Schriftsteller, die uns als Heimatdichter angepriesen werden — und man weiß Bescheid. Was Freund und Feind gleichermaßen aus den Pantoffeln kippen läßt, ist der Erfolg des Kritisierten — es muß da ein Induktionsstrom des Neides vorhanden sein ... und somit hielten wir denn bei Remarque.

„Der Weg zurück" (erschienen im Propyläen-Verlag zu Berlin).

Die Bilderbuchethik der braven oder wilden Patrioten sei nicht angerührt. Denen war Remarque immer ein Stein im Schnürstiefel: er erschien ihnen pazifistisch, weil er statt unkontrollierbarer Schwammigkeiten sehr reale und konkrete Geschichten aus dem Kriege aufgemalt hat; das wollten sie nicht. Durchfall stört die Romantik: die falsche nämlich.

Brüllt auf so ein Buch die heulende Scylla der Rechten ein, so pfeift die Carybdis der Linken: „Wie hältst dus denn mit der Partei? Hast du dein Parteibuch dabei?" Der Dichter hat es nicht leicht — die Meistersinger von Moskau prüfen ihn auf Haut und Knochen, und Fleisch braucht er gar nicht zu haben, wenn es nur mit der Dogmatik stimmt. Und zum Schluß knallt ihm noch die penetrante Besserwisserei Alfred Döblins eins um die Ohren, ohne daß der Getroffene Zeit hätte, diesem maßlos überschätzten Schriftsteller dessen Wappenspruch entgegenzurufen: „Worauf herauf?" — Doch nun wollen wir wirklich von Remarque sprechen.

Das neue Buch ist eine saubere und anständige Arbeit, nicht mehr und nicht weniger.

Es ist ein Buch, das begrenzte Gültigkeit hat; nicht ausgeschlossen ist, daß es trotzdem im Ausland Erfolg hat. Während „Im Westen nichts Neues" für alle galt, gilt diese Schilderung nur für Deutschland. Im übrigen sollte man sich abgewöhnen, Remarque nun ein für alle Mal mit dem großen Erfolg seines Lebens abzustempeln. Der Mann will mehr. Ob er mehr kann, wird er zu erweisen haben. In diesem Buch hat er es nicht erwiesen.

Es ist saubere, einfache und klare Epik.

Die Rückkehrer können sich nicht ins bürgerliche Leben zurückfinden; der Gestalter Remarque auch nicht. Schildert er Kampfszenen, den Rückmarsch, den Geist der alten Kumpane,

ihren Krach, ihre Sauferein und ihre Späße: dann ist das immer gut und echt und stellenweise auch stark. Schildert er irgend etwas andres, eine Bar, eine Szene beim Arzt, eine Familie —: dann ist das blaß, flächig, ohne Hintergründe, mager und ganz und gar gleichgültig. Sieht dieser Mann nur seine Kompagnie? Hat er nie etwas andres gesehn? Ist das sein Erlebnis gewesen, das einzige in seinem Dasein?

Manchmal gehts darüber hinaus. Da ist etwa eine kleine Szene, wie die deutschen und die amerikanischen Soldaten zu tauschen beginnen: Arthur Ledderhose und ein Amerikaner stehen einander gegenüber und fixieren sich. Wer wen übers Ohr hauen könnte — das ist brillant gesehn und in zehn Zeilen famos wiedergegeben. Da ist eine Klamaukszene, wie einer den Schinder-Feldwebel wiederfindet, es der Kumpanei ankündigt und vor Aufregung den Schlucken bekommt; da steht ein Satz „Aber wer kann einen sterbenden Bauern täuschen!" — da sind knappe, scharfe Formulierungen: „Ihm gegenüber erzählt eine Dame von ihrem gefallenen Mann, und sie macht sich so wichtig dabei, als wäre sie gefallen und nicht er." Oder: „Sie haben den Krieg nur bis zum Bahnhof gesehn, von dem wir abfuhren." Das ist alles gut, und das sitzt. Aber damit ist es auch beinahe aus, und was dann kommt, ist nicht mehr viel.

Es fällt mir gar nicht ein, Remarque auf eine Parteizugehörigkeit zu prüfen. Doch läßt er den Leser völlig ratlos zurück, so ratlos, wie es die Leute seiner Kompagnie sind, die mir eigentlich am besten gefallen, wenn es für sie etwas zu hauen gibt. Aber damit kann man doch wohl nicht alles lösen. Und so sitzen wir denn alle zusammen da: der Dichter, seine Freunde und seine Leser, und sie wissen alle miteinander nicht, was denn da nun eigentlich werden soll. Ja, wenn man genauer hinsieht: viele wissen auch nicht genau, was man mit ihnen gemacht hat, vier Jahre lang, und wer es gemacht hat, und warum es so hat sein müssen, und wie es vielleicht anders werden kann. Kein Wort davon. Und das brauchte nun eben nicht in feierlichen Tiraden gepredigt zu werden; man könnte das ja auch gestalten, aber Remarque kann es nicht. Es langt nicht.

Das soll uns nicht hindern, zu sagen: Wenn nur alle Bücher so sauber gearbeitet, so hübsch grundiert und ausgemalt, so reinlich gestaltet wären. Aber es langt nicht.

Auf Remarque als Kämpfer können wir nicht zählen, seit er sich von dem Kammerjäger Goebbeles so leicht hat besiegen lassen. Da hat nun schon mal einer von uns so einen großen Erfolg, daß er auf alles husten kann — und dann stellt er sich nicht heraus. Schade. Bleibt abzuwarten, ob man auf den Dichter Remarque in Zukunft wird zählen können. Will er die Bessern unter seinen Lesern befriedigen, so mache er sich mit Picke, Seil und Axt auf, hinauf zu höhern Gipfeln und heraus aus dem platten Flachland braver Leitartikel, die keinen leiten. „Im Westen nichts Neues" hätte anonym erscheinen sollen, weil es ein anonymes Buch ist — namenlos wie das Leiden jener, denen es aus dem Herzen geschrieben ist. Nicht so weiter, wie dieses zweite Buch; nicht so weiter.

# Das Calatrava-Kreuz

von Alexander Lernet-Holenia

Das kuriose Abenteuer, von dem nachfolgend Bericht gegeben wird, hatte man im Schloß Leopoldskron vor etwa zwei Jahren, anfangs September. Die Gesellschaft, in der wir soupiert hatten, war keine zahlreiche gewesen; nach Tisch besprach ich mich mit Reinhardt in Angelegenheit einer von Hofmannsthal hinterlassenen, musikalischen Komödie, die ich zu Ende bringen und mit der angeblich das Theater am Kurfürstendamm eröffnet werden sollte. (Nb. ward das Stück später gänzlich verändert, auf den Namen „Kavaliere" getauft und kommt nun woanders heraus.)

Wir saßen in der Bibliothek, und ich war eigentlich schon im Begriff, mich zu empfehlen, wartete aber, nach beendigtem Gespräch über die musikalische Komödie, noch die Erledigung einer andern schwebenden Angelegenheit ab. Ich weiß nicht, ob es allgemein bekannt ist, daß Reinhardt die Gewohnheit hat, zwar wenig zu sprechen, dafür aber umso mehr die Zunge dazu zu verwenden, nach einem Gegenstande zu suchen, der sich in seinem Munde oder zwischen seinen Zähnen anscheinend gerne zu verbergen pflegt; so auch an diesem Abend, und ich war, nachdem ich Reinhardts Bemühungen längere Zeit mitangesehen hatte, zur Überzeugung gekommen, der fragliche Gegenstand müsse sich diesmal links oben rückwärts befinden. Ich wartete, wie ich gestehen muß, mit Spannung darauf, daß der Professor endlich des an diesem Abend offenbar besonders widerspenstigen Dinges mit der Zunge habhaft werden möchte. Mit einem Male aber schien ihm dies gelungen zu sein, und ich stand, befriedigt, auf, um mich zu empfehlen, als die Szene unvermittelt eine Veränderung erfuhr, indem nämlich plötzlich die Tür, die aus dem großen Saal in die Bibliothek führt, geöffnet ward und ein anscheinend ganz fremdes Individuum eintrat. Es war dies aber ein Mensch von ungefähr fünfzig Jahren, viel jünger jedoch aussehend, als es seinem Alter eigentlich entsprochen hätte, und sehr groß und schlank. Er trug einen grauen, bestaubt und abgerissen aussehenden Reiseanzug. Er sah uns ebenso erstaunt an, wie wir ihn ansahen.

„Nun, was gibts?" fragte schließlich Rudolf Kommer. „Wer sind Sie? Wie kommen Sie hierher?"

„Ach, verzeihen Sie," sagte der Fremde, „ich bin nur ganz zufällig da", und weil der Bediente, der anwesend war, gleichfalls nicht anzugeben vermochte, wie der Unbekannte ins Haus gekommen wäre, so meinte Kommer: „Wie konnten Sie denn so mir nichts dir nichts herein!" Doch erwies sich alsbald, daß der Fremde keinesfalls ein Dieb sondern bloß ein Herumstreicher war. Er mochte, wohl auf der Suche nach einem Nachtquartier, vom Garten her ins Haus eingetreten und darin so lange umhergegangen sein, bis er in die Bibliothek gekommen war. Während Reinhardt nach einer Kleinigkeit zu suchen begann, die er diesmal rechts unten rückwärts im Mund zu haben schien, sah er den Mann immerzu an, Kommer aber gab Auftrag, dem Unbekannten etwas zu essen zu geben und ihn im Wirtschaftsgebäude übernachten zu lassen.

Als der Bediente den Fremden hinausführte, empfahl ich mich gleichfalls und ging gleich mit hinunter, um zur Stadt zu fahren. Im großen Saal, in den wir eintraten, spiegelte das Mondlicht auf den roten Marmorfliesen. „Ich bin," sagte der Fremde, „eigentlich nur aus Zerstreutheit heraufgekommen." Er sprach ein sehr korrektes, aber merkwürdig fremdartiges Deutsch. Die große Treppe hinabgehend und ein kleines Bündel, das er mithatte, schwenkend, fragte er: „Wie heißt eigentlich der Stil, in dem hier alles dekoriert ist?" — „Barock", erklärte ich ihm. — „Es ist alles ausgezeichnet gehalten," sagte er. „Man sieht das doch sonst gar nicht." Er hatte so eine eigentümliche, ein wenig oberflächliche Art.

Unter der Einfahrt stieg ich in den Wagen und fuhr nach Hause. Den Fremden brachte man, soviel ich gehört habe, neben den Stallungen unter. Er soll dann auch noch gefragt haben, ob die ungefähr achtzig Kühe, die er im Stall stehen sah, viel einbrächten.

Auch das Folgende weiß ich nur vom Hörensagen. Am nächsten Nachmittag, es war an einem Sonntag, als die Dienstleute Ausgang hatten und Kommer eben zur Stadt fahren wollte, sah er mit Erstaunen, daß eine Kuhmagd das spanische Calatravakreuz umhängen hatte. Um Gottes Willen, dachte Kommer, das muß einer der Gäste, die im Sommer hier gewesen sind, verloren haben. Er, der in solchen Dingen schon Übung hatte, erkannte es sofort: es war ein Kreuz aus vier gegeneinander gestellten, roten Lilien, am ponceauroten Bande zu tragen. „Was ist das?" fuhr er auf die Magd los. — „Ein Anhänger", stotterte die Magd. — „Nein," rief Kommer, „das ist kein Anhänger! Aber woher haben Sie es?" Die Magd behauptete zwar zunächst, es von irgendwem als Geschenk erhalten zu haben, allein schließlich stellte sich heraus, daß der Fremde, der, von gestern auf heut, im Wirtschaftsgebäude übernachtet hatte, das Kreuz auf seiner Lagerstatt vergessen haben mußte, zum mindesten lag es da, als er, man wußte nicht wohin, fortgegangen war.

Mit dem Kreuz in der Hand eilte Kommer zu Reinhardt und kombinierte unterwegs: wenn der Fremde das Kreuz nicht gestohlen hatte, so mußte er wohl einer der vielen, seit den Revolutionen unerkannt umherirrenden Prinzen oder Minister gewesen sein, und dies Insignium einstiger Größe hatte er im Bündel mitgetragen! Wer er wohl gewesen sein mochte? Reinhardt, indem er begann, mit der Zunge nach etwas zu suchen, das sich links oben, ziemlich weit vorn in seinem Munde verborgen zu haben schien, vermied es, irgend eine direkte Meinung zu äußern, und meinte, man müßte die Sekretärin, Fräulein Adler, fragen. Die wisse immer alles. Zugleich aber schlug Kommer im Lexikon den Calatravaorden nach und fand, dieser hätte mindestens ebensoviele Klassen, wie Leichenbegängnisse, Schulen und gewisse andre öffentliche Anstalten Klassen haben. Welcher Klasse der Orden war, den er in der Hand hielt, war nicht so ohne weiteres zu entscheiden. Wahrscheinlich war es, der Größe nach zu schließen, eine sehr hohe Klasse. Kommer suchte also im Hofkalender nach Leuten, die das Großkreuz oder das Kommandeurkreuz von Calatrava besitzen mochten,

hauptsächlich aber bei den Portugiesen, denn die spanischen Calatravaritter hatten ja damals, vor zwei Jahren, noch keinen rechten Grund, verkleidet umherzuirren. Er fand aber da in der Eile nur eine Beschreibung, die auf den König von Portugal paßte, den „Gebieter über Algarbien, diesseit und jenseit des Meeres in Afrika, den Herrn von Guinea, durch Eroberung, Schiffahrt und Handel von Aethiopien, Persien und Indien, usw.", und das schien ihm denn doch unwahrscheinlich, aber immerhin schlug er mit einem gewissen Schauer den Hofkalender zu.

Der Fremde jedoch hat sich sein Calatravakreuz nicht wieder abgeholt, noch hat man von ihm je wieder etwas erfahren, gehört oder gesehen.

---

# Aus der Deutschen Chronik von Erich Kästner

Anno 1931
war die deutsche Filmzensur sehr fleißig,
und die Leinewand kam ins Gedränge.
Deshalb schickte man dem Zensor Seeger,
einen gut erhaltenen Bettvorleger,
daß er den als Vollbart um sich hänge.

Weil auch dieser kleine Scherz nichts nützte
und Herr Wirth*) den Zensor unterstützte,
sah man sich nach andern Mitteln um.
Die Zensur begann sich zu erregen,
daß im Film die Hühner Eier legen,
ganz egal, ob tönend oder stumm.

Die Zensur verbot gefilmte Küsse,
weil das höchst verrohend wirken müsse.
Sie verbot im Film den Tanz zu zweit.
Sie verbot photographierte Betten,
und daß Frauen Frauenbeine hätten.
Schließlich sprach das Volk: „Das geht zu weit."

Und das Volk beschloß, sich selbst zu wehren
und dem Staat kein Kind mehr zu gebären.
Ein Jahr später war der Jammer groß.
Die Statistik kam nicht von der Stelle.
Und Herr Wirth sprach auf der Deutschen Welle:
„Was, zum Donnerwetter, ist denn los?"

Tags darauf ging folgende Erklärung
(zu der unterbliebnen Volksvermehrung)
der Regierung zu. Man las und sah:
„Storch hat sich dies Jahr nicht blicken lassen.
Unterzeichneter kanns auch nicht fassen.
Gruß an Seeger.
Deutsches Volk G. m. b. H."

*) Anm.: Ein gewisser Doktor Joseph Wirth, seinerzeit Reichsinnenminister.

# Bemerkungen

## Die Havarie der Rothschild-Bank

Die Oesterreichische Credit-Anstalt, das ist nicht nur irgend eine Großbank, irgend ein finanzielles Großkraftwerk unter vielen, mit der Aufgabe, den Geldbedarf eines größern oder kleinern Teiles der Wirtschaft eines Lands zu befriedigen; die wiener Rothschild-Bank, das ist seit einundeinhalb Jahren Oesterreich selbst. Sie ist die größte Finanzmacht in Oesterreich und den Nachfolgestaaten und sie beherrscht mehr als zwei Drittel der österreichischen Industrie. Der überwiegende Teil der österreichischen Industrie gehört durch Aktienbesitz ihr; auf diese hat sie bestimmenden Einfluß. Oesterreich, das ist heute eine Domäne Rothschilds. Kein Land der Welt, auch nicht das kapitalistische Amerika, weist eine für die „Expropriation der Expropriateure" so reife Kapitalkonzentration auf wie Oesterreich. Oesterreich ist zugleich auch der schwächste Punkt im europäischen Wirtschaftssystem, es ist aber auch dadurch der schwächste Punkt in dem durch die Friedensverträge geschaffenen politischen System in Europa. Danach versteht man vielleicht, was der Zusammenbruch der Credit-Anstalt, deren Leitung vor wenigen Tagen plötzlich feststellen mußte, daß sie im letzten Jahr ihr Kapital und die Reserven verloren hat, für Oesterreich, aber auch für ganz Europa, bedeuten würde: eben den wirtschaftlichen Zusammenbruch Oesterreichs selbst, aber auch eine schwere Schädigung der mitteleuropäischen Wirtschaft und die Aufrollung der Revisionsfrage.

Das Schlimmste wurde im Augenblick verhütet. Der österreichische Staat hat Rothschild gerettet. Ein Dienst ist den andern wert. Vor einundeinhalb Jahren war es eben umgekehrt.

Im Sommer 1929 wollte Monsignore Seipel, Altbundeskanzler und Führer der mit Italien konspirierenden Klerofascisten, in Oesterreich zum entscheidenden Schlag ausholen. Monatelang hatte man die Heimwehren gegen die Arbeiter, die stärkste Säule der Demokratie, gerüstet. Die Regierung führte Streeruwitz; sie wurde von den Austrofascisten das Kabinett Facta genannt, sie wollten es zu dem machen. Der Bürgerkrieg war bedenklich nahe. Die politische Spannung kam jedoch nicht zur Entladung. Seipel mußte die Entscheidung ganz plötzlich vertagen, denn mittlerweile war die Oesterreichische Boden-Credit-Anstalt zusammengebrochen.

Die Boden-Credit-Anstalt war damals die zweitgrößte Bank Oesterreichs. Durch den seit Jahren andauernden Schrumpfungsprozeß der österreichischen Wirtschaft innerlich längst ausgehöhlt, durch Sieghardt dilettantisch geführt und um den Rest der Widerstandskraft gebracht, konnte sie dem Bürgerkriegsgetrampel der Seipelschen Horden nicht lange standhalten. Namenloses Elend drohte damals über Oesterreich hereinzubrechen. Da sprang Louis Rothschild ein und rettete den Staat: die Credit-Anstalt übernahm die Boden-Credit-Anstalt.

Der Bissen war allerdings auch für die Rothschild-Bank zu groß. Die Credit-Anstalt konnte die Boden-Credit-Anstalt bisher nicht verdauen. Bei der Übernahme wurden die bereits eingetretenen und die noch erwarteten Verluste vom Kaufpreis abgezogen. Die Rechnung erwies sich aber trotz aller Vorsicht als zu hoch: es ergaben sich darüber hinaus noch weitere Verluste von zirka 60 Millionen Schilling. Die Credit-Anstalt hat aber selbst auch wunde Stellen in ihrem Industrie- und Banken-Konzern, an dem verlor sie 1930 80 Millionen Schilling. Damit sind das Aktienkapital der Bank, das 125 Millionen Schilling beträgt, und die Reserven von 40 Millionen zum allergrößten Teil verloren. Nun zeigt es sich deutlich: die Kapi-

talsausrüstung der Bank war zu schwach, ihre kranken Glieder zu retten, zumal da grade zur Zeit der Übernahme, zum Teil bedingt durch die wirtschaftlichen Erschütterungen, die der Boden-Credit-Anstalts-Krach mit sich brachte, die schwere Wirtschaftskrise ihren Anfang nahm, wobei das neuerliche Aufflackern der Bürgerkriegsbewegung der Heimwehren, vor allem aber die Weltwirtschaftskrise, ihre Wirkung erheblich verschärften.

Daß die Credit-Anstalt durch die Fusion mit der Boden-Credit-Anstalt nicht gestärkt, sondern geschwächt worden ist, daß wußte man bald. Daß das Experiment überhaupt mißlingen könnte, diesen Gedanken schob man gern beiseite. Man getraute sich die Folgen eines solchen Mißlingens nicht auszumalen. Also bebte und bangte man und betete gesund. Man war glücklich, daß die Sprünge, die dieses Gebäude bald zeigte, außen nicht sichtbar wurden; die Bank war immer flüssig. Auch das Ausland war über die wirkliche Lage der Bank, über ihre wunden Stellen, nicht uninformiert, es vertraute aber dem Giro Rothschilds, und zwar so sehr, daß selbst noch zuletzt sich die Credit-Anstalt im Ausland das Leihkapital billiger beschaffen konnte als zum Beispiel deutsche Großbanken.

Die Bank wird nun vom österreichischen Staat saniert, der es sich 100 Millionen Schilling kosten läßt. Damit wird er der Großaktionär, der Beherrscher der Credit-Anstalt, in der fast die ganze Privatwirtschaft Oesterreichs — die Landwirtschaft ausgenommen — trustmäßig zusammengeschlossen ist. Vielerorts hört man jetzt von einer Staatssozialisierung der ganzen Wirtschaft Oesterreichs sprechen. Nun, soweit wird die Regierung wohl nicht gehen. Sie will die Credit-Anstalt-Aktien je eher je lieber verkaufen. Aber wem? Das ist keine finanzielle, das ist eine politische Frage, denn wer die Credit-Anstalt erwirbt, erwirbt die Wirtschaft — nein, der erwirbt Oesterreich. Ein Treppenwitz der Geschichte. Mit 100 Millionen Schilling kann so Oesterreich gekauft, kann die Zollanschlußfrage im deutschen oder französischen Sinne entschieden werden.

*Joseph*

## Dreiser gegen Paramount

Sonntag nacht im Romanischen Café.

Die neuste Montag-Zeitung macht die Runde um den Literaten-Stammtisch. „Achtung, Ladies und Gentlemen, bitte um einen Augenblick Gehör. Theodore Dreiser hat von der Paramount 150 000 Dollar für die Verfilmung seines Romans ‚Eine amerikanische Tragödie' bekommen ..." — „Kleinigkeit ..." — „... und da meckert der Mann auch noch bei 630 000 Mchen ..." — „Ja, aber man verschandelt ihm seinen Roman, beschneidet den Text, läßt wichtige Teile aus, verwässert die Tendenz ..." — „Was heißt hier Verwässern? Bei 150 000 Dollar hat ers Maul zu halten, und den lieben Gott und Josef von Sternberg einen guten Mann sein zu lassen."

Nun, Theodore Dreiser hält das Maul nicht und meckert gewaltig. Die amerikanischen Zeitungen sind spaltenlang voll davon. Der große Gerechtigkeitsfanatiker der U.S.A. hat niemals Gnade für Recht ergehen lassen. Wo er eine Eiterbeule fand am großen Volkskörper Amerikas, stach er sie auf. Wenn es auch manchmal zum Himmel stank. Finanzkorruption, Sexualverlogenheit, den gesellschaftlichen Mord, die Schrecknisse des elektrischen Stuhls hat er in seinen Romanen und Polemiken bekämpft.

Diesmal geht es gegen die Chimäre Hollywood. Schon seit einiger Zeit ertönten Stimmen, die das Als-Ob der großen Menschenfängerin kritisieren. Aber das mögen Opponenten aus Sensation sein. Dreiser kämpft in eigner Sache für alle. „Machen wir uns doch nichts vor" — meint er. Nicht nur, daß der heute in Hollywood produzierte Film

Amerika blind macht gegen seine eignen sozialen Fragen, erniedrigt er auch das Land in den Augen der übrigen Welt, indem er seine Beschränktheit aufzeigt. Erst gab der Bürgerkrieg den Stoff zu beweglichen Dramen, dann — nach einem Abstecher ins Vornehme — mußte das Sexualproblem heran, das heißt, die Beziehungen der Geschlechter zu einander durch die puritanische Brille gesehn. Noch immer ist die richtige Meterlänge der gefilmten Küsse das A und O der Produzenten. Nur daß sie heute nicht mehr von Maharadschas im Stile Valentinos sondern vom Gangster, dem Helden der Unterwelt, der Partnerin mit blonden oder brünetten Sex Appeal aufgedrückt werden.

Man erinnere sich eines speziell konstruierten Meßapparates, der aus der erhöhten Anzahl der Pulsschläge der Zuschauer sichern Schluß auf den sexuellen Anreiz des Darstellers oder der Darstellerin ziehen ließ. Aber selbst Greta Garbos Stern, der damals am hellsten strahlte, hat nach unerhörter Kurve des Aufstiegs bereits die Klimax überschritten. Man hat vor lauter Angst um den Publikumserfolg, das heißt, das gute Geschäft, die Eigenart der Künstlerin nivelliert. Als sie nicht mehr zu ziehen schien, folgte ein andrer Star, der heute noch Marlene Dietrich heißt, wofür als sicherstes Symptom die bisherige Garbo-Kopie der Millionen westlich orientierter Frauen bereits einer Marlene-Imitation zu weichen beginnt.

Aber man kann sich aus den amerikanischen Spitzenfilmen, die in Europa gezeigt werden, nur ein halbwahres Bild machen. Man muß schon in eins der vielen kleinern Kinos gehen, die den Broadway von Up- bis Downtown pflastern. Hier wird der Geist Babbitts geprägt, das genormte Glück des amerikanischen Kleinbürgers. Hier lernen die amerikanischen Kinder die sentimentale Sexualverlogenheit, die den Mädchen beibringt, ihre Jungfernschaft später einmal teuer zu verkaufen, und die starke und feurige Knaben zu jenen von Alkohol und Sexus abhängigen Typen prägt, wie sie jeder Überseedampfer zu Aberhunderten an Europens Küste speit.

Aber noch schlimmer sind die Religions- und Rasseverlogenheiten. Man erinnert sich noch mit Zähneknirschen jenes heuchlerischen Griffithfilms, der auf Kosten der Neger das Werden einer Nation glorifizierte und die schwarzen Amerikaner für unabsehbare Zeit mit dem Stigma der Lächerlichkeit belegte.

Wird das anders werden, wenn die amerikanischen Filmkonfektionäre (pant-pressers = Hosenbügler) durch Bankiers und Industrielle ersetzt werden? Der Fall Dreiser wird — wenn Dreiser seine Absicht ausführt, vor die amerikanischen Gerichte zu gehen — erweisen, auf welcher Seite das Publikum bei diesem Kräftemessen stehen wird.

Hollywooder Götterdämmerung? Well. Aber three cheers jederzeit und uneingeschränkt für die amerikanischen Photographen.

*Lina Goldschmidt*

### Der patriotische Schneider

Paul Poiret ... der Schneider, ganz richtig: der Dicke, der in jedem Jahr vor dem Kriege die Karikatur für die Moden

des nächsten Winters lieferte, derselbe, der die Frauen nicht anzog, sondern dekorierte: er hat seine Memoiren geschrieben. Das Hübscheste daran ist ihr Titel: „En habillant l'Epoque." Kann ich nicht übersetzen. Ich bin mächtig neugierig herangegangen: I! dachte ich, die Franzosen kriegen ja manches Kunststück fertig; vielleicht können sogar ihre Schneider schreiben, haben sie doch so viele Schneider unter ihren Schriftstellern gehabt. Heute werden aber in Frankreich schwere deutsche Brillen getragen. Aber Patou, nein: Worth, nein: Poiret, wer kann denn diese Schriftsteller alle auseinanderhalten, Poiret hat mich nicht nur enttäuscht. Ich habe nur bis Seite 197 gelesen.

Bis dahin gehts ziemlich langweilig zu. Der Mann hat so etwas Schmuddliges, das man sich nicht erklären kann — es ist wie ein pariser Parfüm, aber auf der Haut einer balkanesischen Vierteldame. Irgend etwas stimmt mit ihm nicht. Dies und jenes ist ganz lustig; wer hat nichts Lustiges erlebt! So, wie eine russische Fürstin oder Großfürstin zu ihm kommt, das ganze Haus ist in Aufruhr, alles baut sich am Lift auf, Paulchen vornean, und dann steigt eine kleine Person aus, eine Handvoll Prinzessin, und schnurrt im allerrussischsten Akzent: „Poirret, zeigge mirr deine Kleiderr!" Auspeitschen lassen hat sie ihn dann nicht, merkwürdigerweise. Ja, also Seite 197.

Das ist das Kapitel über den Krieg. Poiret hatte damals Gäste bei sich, in der Bretagne, wo er drei Villen gemietet hatte, es kann ja nicht genug kosten. Ein wiener Künstlerehepaar war unter den Gästen. Er erfährt den Kriegsausbruch. Nun:

„Kaum war ich zuhause, ließ ich die Koffer packen und den Wagen fertig machen. Wir mußten noch am selben Abend fort. Ich sagte zu unserm Wiener, ich würde ihn nach Paris mitnehmen; er antwortete, sein Fahrrad wäre entzwei. ‚Von Fahrrad kann hier gar keine Rede sein', entgegnete ich. ‚Oesterreich hat Frankreich den Krieg erklärt. Gestern waren wir Kameraden, heute können wir das nicht mehr sein. Ich bin Franzose, und ich kann nicht gegen Oesterreich ins Feld ziehn und Oesterreicher in mein Haus lassen. Ich nehme Sie mit, und Sie werden der erste sein, der auf die Gefangenenliste kommt!' Ich nahm ihn auch nach Paris mit, behandelte ihn rücksichtsvoll, er mußte neben dem Chauffeur sitzen, und am nächsten Morgen, in der Frühe, lieferte ich ihn auf der Kommandantur ab, und die sperrte ihn ein."

Dann habe ich das Buch nicht weitergelesen; patriotische Pornographie habe ich nicht gern.

Zusatz in irgend einem dieser unsäglichen Patriotenblätter: „Der Franzose hat eben seine Pflicht getan. Sehr vernünftig. Da sieht mans. Die Freunde unsrer Pazifisten beschämen die letztern... Erst das Vaterland. Sehr richtig. Rait oder rong mai köntrieh!" (Deutscher, sprich Deutsch!)

Besoffen oder nicht besoffen: meine Mutter. Das kann man sagen. Aber mir ist ein anständiger Kerl, der wie ein Gentleman handelt, lieber als ein patriotischer Schneider.

*Peter Panter*

### Das Schlagwort

Was alles — schrieb die ,Weltbühne' ungefähr — geht nicht unter dem Titel „Kulturbolschewismus": Geburtenregelung — flache Dächer — Demokratismus der Brüder Mann — die Musik Hindemiths.

Dazu ein Beispiel:

Es gibt einen „Schutzverband Deutscher Schriftsteller, Gau München." Da hatten sie bisher einen braven Vorsitzenden mit Namen R... In der letzten Jahresversammlung ließen sie R... fallen und wählten an seine Stelle Thomas Mann. Empört sprang R... auf und rief in den Saal:

„Moskauer Einflüsse."

### Aus dem „Judge"

In Wall Street ist es in diesen Tagen so still, daß man eine Stecknadel zu Boden fallen hört. Natürlich fällt sie.

*

Tonfilm. „Herr Direktor, hier ist ein Manuskript; das scheint sehr brauchbar. Hamlet, von William Shakespeare, amerikanische Fassung von Charley Lynch." — „Das muß gut sein! Den Lynch kenn ich!"

*

Heimkehr des Feuerwehrmanns. Die Frau. „Ihr seid noch zu einem Feuer gefahren? Hauch mich mal an!"

### Der Anwalt

Zu Doktor Klöckner in die Sprechstunde kam ein Fräulein und weinte sehr.

„Ach", sagte sie, „ich habe gar kein Geld, Herr Doktor — ich werde Ihnen nicht zahlen können."

„Eins vor allem, Kindchen! Wie alt sind Sie?"

„Fünfzehn... Morgen ist mein Geburtstag, da werde ich sechzehn."

„Nun", sprach Doktor Klöckner leutselig, „kommen Sie morgen wieder — da redet sichs leichter."

*Roda*

### Ein fröhlicher Weinberg

*1929er Cröver Nacktarsch*

uralte, eingetr. Lage, aus eignem Weingut, blumig, elegant, zu RM. 1,20 p. $^1/_1$ Fl. mit Orig.-Ausstattg., ab hier, Glas u. Kiste leihweise, anbietet: Weingut Schnitzius-Müller, Cröv (Mosel).

*,Frankfurter Zeitung'*
*10. Mai 1931*

## Hinweise der Redaktion

### Berlin

Jugendliga für Menschenrechte. Montag 20.00: Reichswirtschaftsrat, Bellevuestr. 15 (Plenarsaal): Die Jugend im Kampfe gegen die Reaktion. Es sprechen: Werner Burmeister, Helmuth von Gerlach, Alfons Goldschmidt, Wolfgang de Haas, Herbert Jhering, Polizeioberst a. D. Hans Lange, Hubertus Prinz zu Löwenstein, Conrad Rosenstein.

Weltbühnenleser. Mittwoch 20.00. Café Adler am Dönhoffplatz: Sozialismus und Freiwirtschaft, Fräulein Blumenthal.

Jungpazifisten. Jeden Freitag 20.00. Jugendheim Genthiner Str. 17, Zimmer 3.

Porza, Budapester Str. 8. Film- und Werkphotoausstellung Robert J. Flahertys.

Kamera, Unter den Linden 14. Lupu-Pick-Gedächtniswoche.

### Bücher

Sinclair Lewis: Unser Herr Wrenn. Ernst Rowohlt, Berlin.

René Schickele: Meine Freundin Lo. Ernst Rowohlt, Berlin.

Rudolf Schlichter: Zwischenspiel. Ernst Pollack, Berlin-Charlottenburg.

### Rundfunk

**Dienstag.** Mühlacker 19.30: Der Dichter und die Richtungen, Wilhelm von Scholz und K. Goldschmidt. — Berlin 21.10: Karl Kraus liest Raimunds Alpenkönig und Menschenfeind. — München 21.10: Antigone von Arthur Honegger. — **Mittwoch.** Langenberg 20.00: Chinesisches Theater in New York, Manfred Hausmann. — **Donnerstag.** Berlin 17.50: Weshalb wandern die Menschen? Alfons Goldschmidt. — München 19.10: Calderon de la Barca, Eugen Gürster. — 20.35: Der Richter von Zalamea von Calderon de la Barca. — Frankfurt 21.00: Calderon de la Barca. — Königsberg 21.00: Brand von Ibsen. — Leipzig 21.30: Gegenwart vor hundert Jahren, Querschnitt von Hannes Küpper. — **Freitag.** Breslau 17.45: Die Zeit in der jungen Dichtung, Martin Raschke. — Frankfurt 18.05: Avantgarde Berlin-Paris, Hans Tasiemka und Pem. — Langenberg 20.30: Der Richter von Zalamea von Calderon de la Barca

# Antworten

**Republikanische Beschwerdestelle.** Der preußische Landtag hat einen Antrag angenommen, deine Eingaben nicht mehr zu prüfen, falls nicht die Quelle dabei angegeben ist. Das bedeutet, daß die Gewährsmänner der Rachsucht reaktionärer Amtsstellen preisgegeben werden sollen. Die antragstellende Deutsche Volkspartei will dir das Beschweren abgewöhnen, du sollst dich mit ihr über die Vollkommenheit des derzeitigen republikanischen Zustandes freuen. Die offizielle Ablehnung deiner Arbeit, die immer uneigennützig gewesen ist und niemals die geringste Aussicht auf Anerkennung oder gar Belohnung hatte, wird dich nicht kränken. Du wirst deine Pflicht weiter erfüllen. Denn die Republik ist für dich nicht ein Stück Papier oder ein Herr Minister sondern die Gemeinschaft der Menschen im Lande, die willens sind, sie bis zum Letzten zu verteidigen. Was tut es da, wenn die Deutsche Volkspartei meint, daß schon genug beschwert worden ist. Weiter machen.

**Diplomat.** Die Rechtsblätter haben eine neue deutschabträgliche Moritat entdeckt, den Fall des Doktor Egon Wertheimer im Informationsbureau des Völkerbundes. Doktor Wertheimer, früher Korrespondent des ‚Vorwärts' in London, arbeitet seit einem Jahr als Nachfolger von Doktor Max Beer in Genf, zunächst provisorisch. Da er demnächst fest angestellt werden sollte, mußte etwas geschehen, schon deswegen, weil Wertheimer seinerzeit einen Rivalen von der Telunion ausgestochen hatte. Es begann zunächst eine wenig originelle Serie von Verleumdungen in der nationalsozialistischen Presse. Wertheimer wäre Adjutant Kurt Eisners gewesen, dann Kurier der münchner Räteregierung, er habe dem flüchtigen Bela Kun Unterschlupf gewährt etcetera. Weit lebhafter dagegen engagiert sich der ‚Angriff': „Im Auswärtigen Amte hat ein Skandal peinlichstes Aufsehen verursacht, den der sozialdemokratische Dr. Wertheimer bei der Presseabteilung des Völkerbundes verursacht hat. Dr. Wertheimer, der durch Indiskretionen jeder Art schon oft und peinlich aufgefallen ist, hat kürzlich bei einem politischen Frühstück mit Beamten des Völkerbundes über die Zollunion Äußerungen getan, die der deutschen Sache mehr als abträglich sind. Wertheimer erklärte nämlich, daß man in Berlin und Wien die Zollunion ernstlich gar nicht wolle, sondern sie nur als Druckmittel für andre politische Forderungen benutzen wolle. Die Reichsregierung werde deshalb bei der Maitagung auf der Zollunion nicht bestehen, sondern einen vollen Rückzug antreten. Die Sozialdemokratie habe sich bereits mit ihren französischen Genossen entsprechend verständigt. Curtius sei ebenfalls bereit, auf der ganzen Linie nachzugeben, weil er die innenpolitische Opposition der Sozialdemokraten fürchte." Und überhaupt sei Wertheimer der Vertraute des französischen Sozialisten Grumbach. Seine Informationen würden von seinen französischen Kollegen im Bureau stets nach Paris weitergemeldet. So sei denn auch Sauerweins Reise nach Wien und sein Interview mit Schober zustandegekommen. Der ‚Angriff' meint schließlich, daß der deutsche Gesandte in Bern und das Auswärtige Amt die Abberufung Wertheimers verlangten. Ein waidgerechtes Kesseltreiben also gegen einen hochgebildeten Journalisten, der wie wenige für sein Amt geeignet ist, denn der Völkerbund bietet doch keine Sinekuren für zeitweise beschäftigungslose Baltikumoffiziere. Woher bezieht der ‚Angriff' seine Informationen? Wer leitet diese Campagne? Die Spuren führen nach dem Auswärtigen Amt hin. Denn der ‚Angriff' ist, nach allen Erfahrungen, nicht imstande, solche Recherchen aus eignen geistigen Mitteln zu bestreiten. Goebbels, der nicht weiß, wo Gott wohnt, weiß erst recht nicht, wo Genf liegt und was es gar mit dem Informationsbureau des Völkerbundes auf sich

hat. Seit Herr von Bülow im Auswärtigen Amt regiert, wird eine reaktionäre Verschärfung deutlich bemerkbar. Aber geht das bis zur Tolerierung einer Nazizelle im Amt? Die Verleumdungen gegen Wertheimer weisen deutlich auf rechtsradikale Komplotteure unter den „permanent officials" hin. Man wird das A. A. schärfer ins Auge fassen müssen.

**Leopold Schwarzschild.** Die ‚Deutsche Zeitung' zitiert ausführlich, was Sie zugunsten von uns Landesverrätern vorgebracht haben. Aber etwas von Ihren Ausführungen verschweigt sie: daß nämlich der Abgott der ‚Deutschen Zeitung', der auf ihren Propagandaplakaten als riesiger Schatten über das Reichstagshaus fällt, daß nämlich Bismarck selbst von Wilhelm II. des Landesverrats bezichtigt wurde und ihm deshalb der Prozeß gemacht werden sollte. Wir Landesverräter befinden uns also in bester Gesellschaft. Im übrigen fordert das alldeutsche Blatt eine Notverordnung, um den Pazifisten das Handwerk zu legen. Nette Kollegen die Herren von der ‚Deutschen Zeitung'.

**Kurt Hiller.** Sie schreiben: „Die ‚Weltbühne' ist mehrfach gegen den von gewissen Literaten immer wieder verübten Unfug eingeschritten, auf den Literaten zu schimpfen. Zuletzt wandte sich, in Nummer 1 dieses Jahrgangs, Ignaz Wrobel gegen die Albernheit. Aber in Nummer 19 erklärt Anton Kuh, das neue Buch von Rode würdigend: ‚... die Amateure schreiben heute besser als das ganze aus dem Tintenfaß gekrochene literarische Zünftlerpack.' Aus was für einem Faß kroch eigentlich Kuh? Ich frage nicht als Getroffener; denn ich komme ja, wie Rode, von der Juristerei und verließ sie nur früher als er. Sondern ich frage als Mann einer Zunft, die sich als einzige dauernd selber beschimpft und deren Adepten übrigens fast alle anfangs ‚Amateure' waren, sintemalen sie fast alle aus einem bürgerlichen Fach (nicht: Faß) in den Schriftstellerberuf sprangen. Sie fingen als Philologen, Historiker, Ärzte, Ingenieure, Architekten, Arbeiter, Angestellte, Beamte, Offiziere, Börsianer, Juristen an; manche blieben es sogar. ‚Amateure' und ‚Zünftler' erweist sich grade hier als Ungegensatz; bloßes Amateurtum genügt freilich nicht, es bedeutet Stümperei — während Zunftroutine ohne den Liebes-Eifer nur Scheingeist erzeugt. Mit andern Worten: Alle Großen der literarischen Zunft sind ‚Amateure' gewesen, und kein Liebhaber der Literatur hat es literarisch zu etwas gebracht, der nicht durch gründliches Studium und Training des literarischen Handwerks ein tüchtiger ‚Zünftler' geworden wäre. Brechmittel gibts in jedem Beruf, also auch unter den Schreibern. Aber darum (und gar in einer vorwiegend von Berufsschriftstellern geschriebenen Zeitschrift) das Berufsschriftstellertum in seiner Gesamtheit als ‚Pack' zu etikettieren, das heißt doch die Kuh beim Schwanz aufzäumen." Ich bin mit Ihnen einer Meinung über den groben Unfug, daß ein Literat den andern Literat schimpft. Namentlich von kommunistischen und rechtsradikalen Literaten wird eine solche Art zu argumentieren gern geübt. Aber Anton Kuh hat eine Minderwertigkeit der Literaten nicht aus ihrem Beruf hergeleitet, das ist ihm gar nicht eingefallen. Er findet nur, daß die heutigen Leistungen der Berufsschriftsteller von einigen Amateuren übertroffen werden. Das ist ein Urteil, das meinen Ohren ebenso wenig angenehm klingt wie den Ihren, aber es ist eine Meinung, die zu unterdrücken ich keine Veranlassung sehe. Ob Amateure heute besser schreiben als wir vom Bau, das ist eine Ansicht, über die wir Literaten ruhig diskutieren können, wobei wir allerdings das Bewußtsein nicht verlieren dürfen, daß die letzte Entscheidung darüber nicht bei uns liegt, sondern beim Publikum, das uns liest. Ließen wir das außer Acht, so wären wir wirklich „Zünftler", das heißt, wir verteidigten den äußern Habitus unsres Berufes auf Kosten des Geistes. Also: Kuh

hat mich stutzig gemacht und auch ein wenig betrübt. Aber grade die handfeste Grobheit, mit der er seine Meinung heraussagt, läßt kein Gift zu. Wenn einer mit der Faust auf den Tisch schlägt und schreit: Herrgott, was sind wir für ein Pack!, so ist das ein schnurgrader Appell an alle guten Geister des Humors und kann gar nicht anders verstanden werden. Gewiß, in einer Kommission zur Bekämpfung von Schund und Schmutz wird in solchem Falle wahrscheinlich ein Herr aufstehen und sehr korrekt fragen: „Bitte schön, wie meinten Sie das?" Wie gesagt, der Literat in mir fühlt sich von dem Kuh leicht angepiekt, aber er kann darauf nicht reagieren wie ein gereizter Schalterbeamter.

**Pazifist.** Es ist so gekommen, wie wirs hier prophezeiten. Doktor Georg Lüders und der Redakteur Wilhelm Soldes sind vom Amtsgericht Berlin-Mitte zu je hundert Mark Geldstrafe verurteilt worden. Der ehemalige Unteroffizier Ewald Grünbein habe sich mit Recht durch die Ausführungen Doktor Lüders anläßlich seiner Besprechung von Peter Riss' „Stahlbad Anno 17" beleidigt gefühlt, da der Leser den Eindruck haben müsse, jeder Unteroffizier gehöre zu dem von Lüders charakterisierten Typus. Während bisher alle derartigen Prozesse, zum Beispiel die jüdischer Organisationen gegen antisemitische Pöbeleien, mit einer Abweisung der Klage endeten, wurde hier ein Ausnahmerecht statuiert. Die Verteidigung der beiden Übeltäter ist entschlossen, wenns sein muß, bis ans Reichsgericht zu gehn. Sollte dies ebenfalls im Sinne der ersten Instanz entscheiden, so wäre damit ein Präzedenzfall geschaffen, dessen Ausnutzung man nicht allein beleidigten Himmelstößen überlassen sollte. Jeder Pazifist, Marxist, Sozialist, Kommunist oder Jude würde dann ebenfalls das Recht haben, gegen verallgemeinernde Beschimpfungen Klage zu erheben.

**Jurist.** Der Internationale Arbeiter-Verlag wollte am 12. Mai in den berliner Pharussälen einen sogenannten Massenkritikabend über das Buch von Klaus Neukrantz „Barrikaden am Wedding" veranstalten. Man kann über den Wert einer solchen Diskussion streiten, — worüber man nicht streiten kann, ist: daß sie einen literarischen Charakter trug. Die Polizei schien andrer Meinung zu sein. Sie verbot die Veranstaltung kurz vor Beginn, weil sie nicht angemeldet sei. Sollte das Wort „Barrikade" eine derartige Sinnesverwirrung im Roten Haus am Alexanderplatz angerichtet haben, daß die Herren nicht einmal mehr literarisch und politisch auseinanderzuhalten imstande waren? Was doch die Notverordnung für merkwürdige Auslegungen erfahren kann, wenn sie nach links angewandt werden soll. Nach dem Verbot des Wespen-Cabaretabends ist dies das zweite Mal, daß sich die Polizei an Veranstaltungen vergreift, die nicht unter den § 1 der Notverordnung fallen. Wir raten den Herren, nun auch die Versammlungen von Skatklubs aufs Korn zu nehmen. Da soll nämlich auch hin und wieder ein Wort über Politik fallen.

---

**Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten: es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.**


Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto. Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

# Cuno und Curtius von Carl v. Ossietzky

Deutschland ist das Land, wo die großen Nieten immer wiederkommen. Der Ruhm eines Politikers wird nach dem Umfang des von ihm angerichteten Schadens bemessen. Deshalb wünschte sich auch eine Gruppe von Industriellen und Agrariern Herrn Geheimrat Cuno als Außenminister. Cuno —? Warum nicht gleich Ludendorff? Aber Ludendorff ist bei all seinen Verschrobenheiten dennoch ein bedeutender Fachmann, während Cuno nur ein gleichgültiger höherer Beamter ist, der in seiner Carriere mehr Glück gehabt hat als das deutsche Volk mit ihm. Die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung', die Herrn Cuno so tüchtig vorgearbeitet hat, wäre ohne die verfrühte Nennung seines Namens ohne Zweifel erfolgreich gewesen. Dieser Name aber wirkte abschreckend. So führte die Pressekampagne nur zu einer schweren Verletzung des Herrn Curtius, ohne daß die Erhebung des Herrn Cuno gelungen wäre.

Dieser harte und wirkungsvolle Vorstoß der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' zeigt wieder einmal aufs deutlichste, daß die wirkliche Macht auf der deutschen Rechten nicht bei dem lärmenden Straßenfascismus liegt, sondern bei jenen kleinen schwerindustriellen Gruppen, die sich ganz nach Bedarf auch ein liberales Air zu geben vermögen. Deren Stirnrunzeln genügt, um auch einen weniger schattenhaften Minister als Curtius zum Wackeln zu bringen. Denn Curtius ist als Außenminister erledigt, auch wenn er von Brüning noch eine Weile gehalten wird. Die Schnelligkeit, mit der die Presse aller Farben von ihm abrückte und seinen vollen Mißerfolg in Genf feststellte, bezeichnet den Grad seiner Vereinsamung. Die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung' hat einen guten Mann begraben, und niemandem war er mehr.

Es ist natürlich ein Unsinn zu behaupten, Curtius habe die deutsche Sache in Genf in eine Katastrophe geführt. Deutschland steht wieder einmal isoliert da, aber das liegt nicht daran, wie das Projekt der deutsch-österreichischen Zollunion vor dem Völkerbund vertreten wurde, sondern in der Existenz dieses Projektes selbst. Eine weitsichtigere und weniger von nationalistischen Strömungen abhängige deutsche Außenpolitik würde es vermieden haben, alle Welt gegen sich aufzubringen, während sie noch über dem viel schwierigeren Gedanken brütete, wie man in absehbarer Zeit eine aussichtsreiche Debatte über die Youngzahlungen eröffnen könne. Die deutsche Außenpolitik hat, wie so oft, das Lebenswichtige einer nutzlosen patriotischen Spielerei geopfert. So kam Curtius nach Genf, umrauscht von nationalistischen Fanfaren, die er gewiß weder gewünscht noch bestellt hatte, die aber seine Sache noch mehr diskreditierten. Deutschland blieb ohne Genossen, ohne Ver-

teidiger; es stand einer Wand von Ablehnung und Zweifeln gegenüber. Die freundliche Geste, die Arthur Henderson im Namen Englands fand, hat auch etwas fatales an sich: es war die des alles verstehenden Onkels, der selbst vor den ärgsten Exzentrizitäten der lieben Kleinen den Humor behält.

Curtius wird es als ein bitteres Schicksal empfinden, daß der Überfall auf ihn grade von denen inszeniert wurde, die seinerzeit nicht genug tun konnten, ihn zur Zollunion zu beglückwünschen und die ihn seither aufs heftigste angespornt haben. Curtius ist im besten Bewußtsein in eine Falle gerannt, er glaubte an seine Zollunion, an ihre deutsche und europäische Bedeutung. Die guten Leute jedoch, die ihn immer wieder ermahnten, sie wie eine magna charta zu verteidigen, glaubten nicht so fest daran. Ihnen war sie höchst belanglos. Sie sahen in ihr nur einen Sprengstoff für die genfer Verhandlungen, den idealen Anlaß zum Krach. Die deutsche Reaktion lebt seit Jahren von den außenpolitischen Niederlagen Deutschlands, aus ihnen leitet sie ihre These von der angeblichen Pariastellung Deutschlands her. Sie hat grade jetzt Grund genug, einen neuen Schulfall für ihre Behauptungen zu wünschen. Denn je geknechteter, je ärger beleidigt Deutschland erscheint, desto besser gehen die Geschäfte der von der Schwerindustrie und ihren Banken ausgehaltenen Revancheparteien. So hat man den bemitleidenswerten Curtius wie einen Urias grade dorthin geschickt, wo die Pfeile am dichtesten fallen. Von der Zollunion, die jetzt in Genf still beigesetzt worden ist, wird bald niemand mehr reden. Sie hat ihren Dienst, Unruhe zu stiften, hinreichend erfüllt. Wir haben das, im Gegensatz zu den meisten republikanischen Blättern, lange vorausgesagt. Von der liberalen Presse hat nur das ‚Berliner Tageblatt' dem törichten Projekt gegenüber eine ehrenvolle Skepsis bewahrt.

Den großkapitalistischen Verschwörern kommt es selbstverständlich nicht nur auf eine innenpolitische Machination an. Ihre Ziele reichen weiter. Der Frühjahrskrach in Genf soll nur den Austritt aus dem Völkerbund im Herbst vorbereiten. Deutschland soll wieder „freie Hand" bekommen, es soll aufhören, Reparationen zu zahlen. Das ist der Inhalt der sogenannten außenpolitischen Aktivität, wobei auf die Unterstützung Rußlands und Italiens gerechnet wird. Man unterschätze die Gefahr solcher Gedankengänge nicht; wenn sich auch die Politiker noch recht zurückhaltend zeigen, so ist ihnen wenigstens literarisch schon sehr kräftig vorgearbeitet worden. Die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung' schreibt noch sehr behutsam, nicht nationalistischer Machtrausch treibe sie, es sei aber „Überprüfung des deutschen Verhältnisses zum Völkerbund" erforderlich. Da hierzu schlechterdings kein Anlaß vorhanden ist, so mußte einer geschaffen werden. Das Beispiel der französischen Reaktion, die dem pazifistischen Außenminister

unmittelbar vor seiner Reise nach Genf den Todesstoß versetzte, ermutigte die deutschen Confratres, auch gleich mit Briands deutschem Kollegen aufzuräumen. In der ,Deutschen Allgemeinen Zeitung' war dies Geschäft besonders gut aufgehoben, denn deren Chefredakteur, Herr Doktor Klein, eine Begabung, die der berliner Publizistik aus Siebenbürgen zugewandert ist, hat auf Curtius einen besondern persönlichen Pique. Im vergangenen Sommer, als Herr Treviranus noch der große Mann war, richtete Herr Doktor Klein seinen Ehrgeiz darauf, Pressechef in der Wilhelm-Straße zu werden oder richtiger, eine Art von Reichspropaganda-Chef. In der Umgebung des Außenministers jedoch empfand man Herrn Doktor Klein als aufdringlichen Wichtigtuer. Der deutsche Patriot aus Siebenbürgen blitzte ab. Er hat diese Kränkung nicht vergessen.

Wenn auch die Schilderhebung Cunos diesmal mißglückt ist, die von Curtius schwach genug verwalteten Reste Stresemannscher Politik sind schwer lädiert. Es braucht ja nicht Herr Cuno zu sein, der die neue Linie der Außenpolitik beginnt. Für die ,Deutsche Allgemeine Zeitung' lag der Herr Geheimrat natürlich am nächsten, weil er zum engern Kreise ihrer Ernährer zählt, für die Herren von der Schwerindustrie, weil er der Reichskanzler der Inflation war, der Deutschland schon einmal an den Bettelstab gebracht hat, und weil unter seinem Regime mitten im allgemeinen Elend die Schwerindustrie verdient hat wie noch nie. Herr Cuno ist nicht die einzige staatsmännische Potenz dieser Art, es laufen noch andre beschäftigungslos herum, und ihre Chance steigt, je geringere Aussicht die Reichsregierung hat, noch weiter auf Tolerierung durch die Sozialdemokratie zu zählen, je mehr sie sich auch offen der radikalen Rechten verschreiben muß.

---

# Wie Doumer gewählt wurde von Simson Carasco

Selten noch war eine französische Präsidentenwahl so scharf, und selten noch war sie von einer so wichtigen internationalen Bedeutung. Und niemals kam das Resultat so unerwartet. Die ganze Welt war überzeugt davon, daß Briand gewählt werden würde. Fast alle pariser Blätter hatten ihre Nummer, die den Sieg Briands ankündigen sollte, fix und fertig. Die geheime Wahl hat alle Vorhersagen zunichte gemacht. Briand, von hinten überfallen, stürzte zusammen. Sehr würdig zog er sich zurück und gab seine Demission als Außenminister.

Wie war dieser Sieg der Rechten, oder besser gesagt, des im Aufstieg begriffenen französischen Großkapitalismus möglich?

*

Der politische Unterschied zwischen dem Außenminister Briand und Paul Doumer, dem Präsidenten des Senats, ist ein ganz geringer. Ersterer gehört dem linken Zentrum an, letzterer

dem rechten. Beide sind Repräsentanten jener alten liberalen Bourgeoisie, die sich in ganz Europa in hoher Dekadenz zeigt. Der Unterschied ist ein so geringer, daß Briand selbst, vor einigen Monaten, als er noch gar nicht an die Präsidentenschaft dachte, Doumer vorschlug. Die Radikalen, Herriot, Daladier und ihr Organ ‚La République' unterstützten zuerst diese Kandidatur, die jene der Linken sein sollte. Oder zumindest eines Teiles der Linken. Die Sozialisten ihrerseits wünschten sie nicht. Der Name Doumer ist symbolisch für manchen Verrat. Der Mann gehörte anfangs zur äußersten Linken. Im Jahre 1895, als Finanzminister, schlug er eine Einkommensteuer vor und wurde gestürzt. Da begann er das Land zu durchreisen und machte eine ungeheure Propaganda für sein Projekt. Doch plötzlich, zum Erstaunen aller, ließ er seine ganze Aktion im Stich. Die Rechte, die ihn gestürzt hatte, bot ihm den Posten des Gouverneurs von Indo-China an, wo sich Doumer ein Riesenvermögen machte. Er kam nach Frankreich zurück und meldete sich bei den Präsidentschaftswahlen von 1906 als Kandidat. Er wurde von den Linken geschlagen. Und als Caillaux den Plan einer Einkommensteuer wieder aufnahm und ihn durchführte, vereinigte sich Doumer mit der Rechten gegen Caillaux.

Am Tage der Präsidentenwahl sagte Léon Blum: „Hätte Briand nicht seine Kandidatur vorgeschlagen, würde Doumer überhaupt keinen Erfolg gehabt haben. Er hätte nicht einmal achtzig Stimmen bekommen. Die Rechte hätte einen andern Kandidaten aufgestellt, Lebrun oder Bérard."

Das Wichtige an diesem Fall ist weniger der Mann, der gewählt wurde, als die Situation, die durch diese Wahl geschaffen wurde, das heißt besser noch, der Wille jener, die Doumer gewählt haben.

Es ist kaum ein Monat her, daß die Sozialisten, durch die Feder Léon Blums, des „maître-gaffeur" der französischen Politik, Doumer die Kandidatur Briands entgegenstellten. Die Kampagne hatte Erfolg. Die Radikalen schlossen sich dieser Kandidatur an und ließen Doumer fallen. Doch die Rechten nahmen sie nicht sofort auf. Zuerst kam die Affäre Coty. Auch Coty zögerte. Er ließ Briand um eine Audienz bitten. Coty, der davon träumte, Senator zu werden, wollte wahrscheinlich Briand irgend ein Geschäft vorschlagen. Aber Briand empfing ihn nicht. Da wandte sich Coty an Doumer und schlug diesem ein Geschäft vor, das heute öffentlich bekannt ist: der Parfumfabrikant verpflichtete sich, Doumer zu unterstützen, wenn dieser ihm, im Falle er Präsident werden würde, seinen freiwerdenden Senatorensitz von Korsika überließe. Das Geschäft wurde abgeschlossen. Und die Presse Cotys begann Briand zu beschimpfen und Doumer als großen Mann hinzustellen. Von da an wurde Doumer der Kandidat der Rechten, die Lebrun und Léon Bérard fallen ließ.

Wie ist die Kandidatur Briands entstanden? Sie war, wie seine Niederlage, die Folge der Zollunion. Sie ist der falschen Beurteilung der internationalen Lage entsprungen. Die deutschen Reichstagswahlen vom September 1930 bedeuteten den ersten schweren Schlag für Briand. Die deutsch-

österreichische Zollunion vom 19. März 1931 war ein zweiter, noch schwererer Schlag für ihn. „Mir konnten Sie das antun?" war die Antwort Briands an den deutschen Botschafter, als dieser ihm den Text der Zollunion mitteilte. So erzählt man sich.

Tatsächlich wurde dadurch bewiesen, daß die Politik Briands überholt war. Sie hatte auf ein neues Deutschland spekuliert, und es erwies sich, daß Deutschland seit dem U-Bootkrieg nichts dazugelernt hat und daß noch immer die alte preußische Tradition regiert. Die deutsch-österreichische Zollunion schien die Kritik der französischen Nationalisten an Briand zu rechtfertigen. Nach der Ruhr und nach Poincaré war die Politik Briands sehr notwendig, um die Wolken am politischen Himmel Europas zu zerstreuen. Obwohl sie von der gesamten Linken unterstützt wurde, waren doch nicht alle Linken damit einverstanden. Es ist wahr, daß es ihr an Entschlossenheit fehlte, an einer „fermeté pacifiste", die man der „fermeté nationale" der Rechten hätte entgegenstellen müssen; es ist richtig, daß sie voll Sentimentalität war und daß es ihr an Inhalt fehlte. Wer das heutige Deutschland kennt, mit seinen Rüstungen und seiner plumpen Politik, konnte leicht voraussehen, daß die Politik Briands einer Katastrophe entgegenging, aus der die Rechte Nutzen gezogen hätte.

Geschah es bewußt oder unbewußt, daß man diese Situation sofort nach der deutsch-österreichischen Aktion retten wollte, indem man die Kandidatur Briands aufstellte? Sicher war dies eine Lösung der Frage. Doch gab es noch eine zweite, die wir oben angedeutet haben, nämlich die der „politique de fermeté pacifiste et internationaliste", die sich auf eine deutsch-französische oder europäische Linke stützen sollte. Briand hätte diese Politik verfolgt. Doch ist die französische und deutsche Linke heute noch allzusehr in kleinbürgerlichem Patriotismus befangen. Sie repräsentiert noch allzu sehr den Liberalismus, den sie vor einem Vierteljahrhundert bekämpft hat, um für eine derartige europäische Politik reif zu sein. Man will Europa ohne Europäer machen. Nach dem unerwarteten Schlag der Zollunion gab es nur eine Lösung: Briand zum Präsidenten zu wählen, um Zeit zu gewinnen und die pazifistische Maske des militaristischen Frankreich zu retten.

*

Auf diese Weise wurde Briand zum Gegenkandidaten Doumers aufgestellt, den er selbst vorgeschlagen hatte. Die Rechte ergriff eiligst diese Gelegenheit. Sie erblickte darin die Möglichkeit, Briand zu vernichten und sich seiner zu entledigen. Die Präsidentenwahl in Versailles ist geheim. Viele, die Briand seit sechs Jahren zwang, für seine Politik zu stimmen, hatten jetzt Gelegenheit, sich zu rächen. Tardieu, der Coty gegen Briand aufhetzte, versicherte Briand, daß seine Kandidatur alle Chancen habe. Briand zögerte. Eine Delegation der Linken ging zu Briand. Einige Rechte, von Tardieu angetrieben, schlossen sich ihnen an und baten Briand, seine Kandidatur zu nominieren.

In einer Tragödie Corneilles ruft ein alter Römer aus: „Ich umarme ihn, um ihn besser erwürgen zu können!" Dies ist ganz der Fall Briand. Als er seine Kandidatur aufstellte, mobilisierte Tardieu seinen ganzen Stab gegen ihn. Es handelte sich darum, zwanzig Abgeordnete zu verschieben, um Briand schon im ersten Wahlgang ein Bein zu stellen. Man telephonierte alle Hilfstruppen herbei. Im Namen Tardieus wurden die schönsten Dinge versprochen: Auszeichnungen, Portefeuilles, Titel. Es gab Sozialisten, die sich anlocken ließen. Der Sozialist Fernand Bouisson, Präsident der Kammer, ist ein intimer Freund Tardieus. Er führte seine Freunde herbei. Am Tage der Wahl wurden riesige Polizeikräfte aufgeboten, um Manifestationen zu verhindern, „falls Briand gewählt würde." Es handelte sich darum, jene alten Abgeordneten und Senatoren einzuschüchtern, die Manifestationen nicht lieben. Als dagegen die Niederlage bekannt wurde, verschwanden mit einem Schlag alle Polizisten. Man hatte sogar eine Art Feme arrangiert. Am Morgen des Wahltags erhielten alle Abgeordneten und Senatoren in einem geschlossenen Brief folgende anonymen Zeilen: „Wehe dir, wenn Briand gewählt wird!" Man ließ Telegramme aus England und Deutschland zirkulieren, um zu beweisen, daß Briand „Kandidat des Auslandes" sei. Die Wahlstimmen sollen sich folgendermaßen verteilen: 190 Senatoren, 219 Abgeordnete von rechts, 19 Radikale und 14 Sozialisten. Das sind 33 Radikale und Sozialisten, die den Sieg Doumers über Briand gesichert haben.

Als man das Resultat veröffentlichte, war der größte Teil der Nationalversammlung erstaunt und erschrocken zugleich. „Es gab unter den 900 Wählern vielleicht nur 200, die an den Sieg Doumers glaubten", sagte Loucheur am Tage nach der Wahl. „Die im ersten Wahlgang für Doumer wählten, hatten ganz ohne Hoffnung gewählt." Und alle, die in Versailles anwesend waren, sind sich darüber einig, daß der zweite Wahlgang, der den Sieg Doumers sicherte, wie ein heimtückischer Streich vor sich ging. Die Zahlen sprechen klar: Zwischen dem ersten und zweiten Wahlgang gewann Doumer, der seines Sieges sicher war, bloß 60 Stimmen. Ein armseliger Sieg. Der Gewählte wurde kaum akklamiert. Und nach einem Ausspruch Tardieus „schlichen sich die Wähler wie die Diebe davon".

Nach der Wahl ging Tardieu mit trauriger Miene auf den alten Deputierten von Konstantine, Herrn Thomson, einen eifrigen Anhänger Briands, zu und ihm die Hand entgegenstreckend, sagte er: „Wir sind geschlagen. Armer Briand!" Stille. Thomson rührt sich nicht. „Du reichst mir nicht die Hand?" fragt Tardieu. „Ich will mich nicht beschmutzen, Monsieur," antwortete Thomson, „wir werden an andrer Stelle und öffentlich die Sache austragen."

*

Es handelte sich also weniger darum, Doumer, den ehrgeizigen Greis, zu wählen, als Briand zu schlagen. Tardieu hatte es am Tage nach der Wahl selbst eingestanden: „Doumer ist ein mittelmäßiger Mensch und im Grunde genommen kümmert man sich nicht um ihn (on se fout de lui). Es war aber der einzige, der Briand schlagen konnte!"

# Ferdinand Fried und ‚Die Tat' von K. L. Gerstorff

Die zahlenmäßige Bedeutung der Mittelschichten für die heutige politische Situation in Deutschland kann schwer überschätzt werden. Von den reichlich dreißig Millionen Erwerbstätigen sind nur die Hälfte Industriearbeiter, die Arbeitslosen inbegriffen, fast 45 Prozent bildet der „alte" und der „neue" Mittelstand. Das sind in den Städten die Handwerker, Kleinhändler, Beamten und Angestellten, auf dem Lande die Bauernschaft, und nur die restlichen wenigen Prozent fallen auf die eigentliche Bourgeoisie. Man sieht also, daß die gesamten Mittelschichten sehr erheblich voneinander verschieden sind. Nur in einem Punkt zeigen sie etwas Gemeinsames: Wir stehen heute in Deutschland mitten in der Proletarisierung dieser Mittelschichten, ein Prozeß, der nicht etwa mit der Weltwirtschaftskrise erst begonnen hat. Ein großer Schritt auf diesem Wege war die Inflation. Die Mittelschichten verloren den größern Teil ihres Vermögens, das Großkapital verzehnfachte sein Kapital. Der Prozeß der Proletarisierung in den Mittelschichten setzte sich dann weiter fort. Es ist dies die direkte Konsequenz der immer stärkern monopolistischen Konzentration im Niedergang des deutschen Kapitalismus. Der Anteil der Monopole am gesamten Profit wächst heute, während der Profit bereits zurückgeht. Daher erfolgt heute die Zunahme der finanziellen Macht des Monopolkapitals, während die Einkommen aller andern kapitalistischen und mittlern Schichten nicht nur relativ, sondern absolut zurückgehen. Dazu kommt aber noch folgendes: Die Mittelschichten haben nicht nur in der Inflation ihr Vermögen zum großen Teil verloren, sie haben nicht nur im weitern Verfolg der monopolistischen Entwicklung einen immer größern Teil des Profits an das Monopolkapital abtreten müssen, sie sind also nicht nur von der Besitzseite aus proletarisiert, sondern sie verlieren heute die letzte Basis, die ihr Dasein von dem proletarischen trennt, die Existenzsicherung durch Arbeit. Bei den Angestellten ist dies heute am deutlichsten. Sie werden genau so arbeitslos wie die Arbeiter. Eine halbe Million arbeitslose Angestellte haben wir heute, das heißt, es gibt heute ebensoviel arbeitslose Angestellte, wie es in der Vorkriegszeit überhaupt Arbeitslose gab. Aber die Arbeitslosigkeit trifft ja nicht nur die von der Statistik erfaßten Angestellten. Sie gilt auch für das gesamte Heer des kleinen, sogenannten selbständigen Mittelstandes, für das Heer der Kleinhändler, der Handwerker, der Bauern. Hier herrscht eine ungeheure Überfüllung der Berufe. Diese Mittelständler arbeiten zwölf Stunden, beuten die ganze Familie, beuten Frau und Kinder aus und verdienen dann kaum das Notwendigste zum Leben. Hier gibt es also eine Arbeitslosigkeit, die nach innen geschlagen hat. Wenn es in den Städten keine fünf Millionen Arbeitslose gäbe, würde die Überfüllung in diesen mittelständischen Berufen längst geschwunden sein, da die Überzähligen sich andern Berufen zuwenden könnten. So aber wirkt sich der Niedergang des kapitalistischen Systems mit seinen ungeheuren Arbeitslosenzahlen in der chronischen Überfüllung dieser Berufe, das heißt

in einer chronischen innern Arbeitslosigkeit aus. Dadurch wird die letzte Barriere niedergerissen, die ökonomisch das Proletariat von der Mittelschicht trennte. Die grundlegenden Veränderungen in der gesamten Lebenssituation der Mittelschichten stellen die revolutionären Marxisten fest, stellen die deutschen Kapitalisten fest — stellen jetzt immer mehr die Mittelschichten selbst fest.

Die Konsequenz für den revolutionären Marxismus ist eindeutig: nachdem durch die kapitalistische Entwicklung die ökonomische Barriere niedergelegt wird, die bisher Mittelschichten und Arbeiterschaft trennte, gilt es, die Bresche zu schlagen in die gesamte Ideologie, die diese Schichten noch mit dem alten System verknüpft, um sie in die antikapitalistische revolutionär-marxistische Einheitsfront einzugliedern. Die Konsequenz für das Monopolkapital ist ebenso eindeutig: nachdem die ökonomische Barriere zwischen Mittelschichten und Proletariat gefallen ist, gilt es durch die Nationalsozialistische Partei, wie durch die Anknüpfung an alle alten Ideologien, besonders auch an die nationale, die Mittelschichten vom Bund mit dem Proletariat abzuhalten, sie wieder politisch passiv zu machen, oder mit Unterstützung von Hitler zur Prätorianergarde der Konterrevolution.

Was aber sagen die Vertreter der Mittelschichten selbst? Sie haben ihr repräsentatives Organ in der Monatsschrift ‚Die Tat' gefunden. Als die schwere deutsche Depression durch die Weltwirtschaftskrise ihre Verschärfung erfuhr, wurde die ‚Tat' im Oktober 1929 umgestellt. Sie bekam, wie Eugen Diedrichs in der Einleitung schrieb, „eine neue, realere Richtung". Wofür sollte der Kampf geführt werden?

Jeder ehrliche Kampf ging bisher für die Freiheit. Und wir werden diesen Kampf führen um die Freiheit jener Schicht, die bereit ist, geistige Werte vor den andern Werten gelten zu lassen. Es ist schwer, diese Schicht heute soziologisch festzulegen. Will man aber eine Abgrenzung und Festlegung — und wir gehen ihr nicht aus dem Wege! — so geht dieser Kampf um die neue bürgerliche Jugend, der die schwerste Aufgabe im Ringen um die deutsche Zukunft zugefallen zu sein scheint.

Der Kampf geht, nach Diedrichs, um die neue bürgerliche Jugend; der Kampf ging von der bürgerlichen Jugend aus. Es handelt sich, wie Hans Zehrer kurz darauf schreibt, um eine Aktivität, „die in dem Gegensatz zwischen links und rechts aus der Mitte herauskommen wird". Was sollen aber die Aufgaben für diese Mittelklasse sein? Zehrer formulierte sie im Dezemberheft 1929 in folgender Weise:

Eine Bewegung wie diejenige der Mittelklassen, deren soziologische und wirtschaftliche Struktur so mannigfach und verschieden ist, kann nur durch ein überaus festes und theoretisches Band zusammengehalten werden. Dieses Band stellen bis 1918 alle jene Ideen staatlicher außenpolitischer und bildungsmäßiger Natur dar, die z. T. heute noch existieren, aber viel zu dünn geworden sind, um den Zusammenhalt noch zu sichern. Was diese Mittelklassen heute brauchen, ist ein neues theoretisches System, in dem vor allem ihre wirtschaftliche und soziologische Stellung fixiert werden muß. Ein System, in dem namentlich die verschiedenen wirtschaftlichen Tendenzen der Bauern, Angestellten, Mittelständler, Beamten und geistigen Arbeiter unter-

sucht, einander angeglichen und unter ein gemeinsames Programm gebracht werden. Das ist heute vornehmlich die Aufgabe der jungen Intelligenz.

Hier wird also nichts Konkretes über die neuen Aufgaben gesagt. Hier wird nur verlangt, daß sie gestellt werden müssen. Wir werden weiter unten noch darauf einzugehen haben, daß nicht aus Zufall auch in den spätern Heften kein konkretes Programm festgelegt wurde; wo man zu Forderungen kam, entbehrten sie der ökonomischen Fundamentierung, waren sie romantisch unklar. Wenn im April 1930 im Leitaufsatz erklärt wird:

> Der heute geschichtlich geforderte europäische Widerstand gegen Kapitalismus, Bolschewismus und Amerikanismus — wahrscheinlich entscheidend bestimmbar durch die Schicksale, die sich im deutschen Raum entscheiden — hängt ab vom Werden und Durchsetzen eines neuen Menschentypus, dessen seelische Grundstimmung eine andre und dessen Stehen in der Welt, Lebensführung, Handeln und Wirtschaften ein andres ist...

... so muß die Frage aufgeworfen werden, wie das Bürgertum, das im kapitalistischen Niedergang immer mehr zerrieben wird, in dieser Periode der Zerreibung einen Menschentypus hervorbringen soll, der den Widerstand gegen den Kapitalismus organisiert. Bürgertum und Mittelschichten werden heute immer mehr zerschlagen. Das ist dem Mann, der der ‚Tat' die entscheidende ökonomische Fundamentierung gegeben hat, Ferdinand Fried, kein Geheimnis. Aber seine ökonomischen Feststellungen, und die Folgerungen, die sein Kreis daraus zieht, sind nicht zu vereinen. Im September 1930 wurde in der ‚Tat' bereits vor den Reichstagswahlen der Zusammenbruch der bürgerlichen Parteien genau erklärt und analysiert; aber was werden im Leitaufsatz von dem Anonymus * * * daraus für Folgerungen gezogen? Er stellt fest, daß die Wirtschaftspartei sich verhältnismäßig gut behauptet. Er schreibt weiter:

> Wir begrüßen es, daß das Bauerntum sich immer deutlicher auf seine ständischen Grundlagen zu besinnen beginnt und auf eine große Bauernpartei hinsteuert. Wir vermissen vorläufig noch die Partei der Angestellten, für die im Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband und im Gewerkschaftsbund der Angestellten die Grundlagen bereits geschaffen sind. Wir vermissen die große Beamtenpartei, für die die Vorbedingungen in den einzelnen Verbänden ebenfalls geschaffen sind. Wir halten diese Entwicklung zum politischen ständischen Zusammenschluß für unabwendbar und zwangsläufig und wir halten sie für die einzige wirkliche Chance, die dem Bürgertum gegeben ist... Wenn die Mittelschicht und mit ihr das Bürgertum sich in Deutschland behaupten und nicht zwischen Kapital und Masse zerrieben werden will, gibt es nur den Weg des ständischen Zusammenschlusses der Politik! Dieser Zusammenschluß ist jedoch noch aus andern Gründen wichtig. Wir kennen die heutige soziologische Basis des neuen Bürgertums noch nicht. Die alte ist zerstört, die neue noch nicht klar geworden.

In diesem Heft werden also neue ständische Parteien gefordert, Parteien zwischen Bourgeoisie und Proletariat, die nur dann eine Basis haben, wenn ihre Träger sich nicht nur ideologisch, sondern auch ökonomisch von der Arbeiterschaft differenzieren. Im gleichen Heft wird aber im Leitaufsatz festgestellt, daß die alte soziologische Basis des Bürgertums zerrieben ist und man die heutige aber noch nicht kennt. In

diesem gleichen Heft bringt Fried den schlagendsten, zahlenmäßigen Beweis, daß die Mittelschichten in der heutigen Niedergangsepoche des deutschen Kapitalismus keine ökonomische Basis mehr haben. Seine Ergebnisse faßt er in folgender Statistik zusammen:

| Menschen | Schicht | Vermögen | Einkommen |
|---|---|---|---|
| 50 Millionen | Nichtbesitz | 16 Milliarden | 45 Milliarden |
| 4 Millionen | Mittelstand | 35 Milliarden | 17 Milliarden |
| 100 000 | Besitz | 35 Milliarden | 5½ Milliarden |

Die beiden Güter zusammengezogen und Menschen und Güter prozentual aufgeteilt, ergeben folgende Schichtung:

| Menschen | Schicht | Güter |
|---|---|---|
| 93,60 | Nichtbesitz | 40 |
| 6,25 | Mittelstand | 34 |
| 0,15 | Besitz | 26 |

Die gesellschaftliche Schichtung des deutschen Volkes springt aus dieser Zusammenstellung klar und deutlich in die Augen. Da das Ergebnis gleichzeitig niederschmetternd und überzeugend ist, werden Wissenschaft und Interessenten gewiß mancherlei daran auszusetzen haben.

Fried hat mit seinem letzten Satz Recht behalten. Die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung', die die Interessen des Monopolkapitals absolut klassenbewußt vertritt, hat mit kläglichen statistischen Manövern die Friedschen Beweisgänge angezweifelt, die ihn zu seinem Ergebnis geführt haben. Denn sie wußte, daß ein Bekanntwerden dieser Zahlen das Klassenbewußtsein der Mittelschichten entwickeln würde. Sie ist im Gegensatz zum Kreis um Fried nicht romantisch. Sie lächelt über Parolen, wie sie im gleichen Heft der ‚Tat' aufgestellt werden:

Da die überwiegende Majorität beim Nichtbesitz liegt, kann diese Lösung nur auf Kosten des Besitzes erreicht werden.

Das deutsche Monopolkapital ist diesen Ratschlägen nicht gefolgt. Es hat die Lasten der Krise weiter auf die breiten Massen abgewälzt, es hat sich durch keine Appelle reformistischer Gewerkschaftler und Sozialdemokraten an seine Vernunft davon abbringen lassen und durch keinen Appell der ‚Tat' an die tiefe Verpflichtung des Eigentums.

*

Die weitere Entwicklung bestätigte die Voraussagen der ‚Tat': Die bürgerlichen Parteien wurden zerrieben, die ökonomische Krise verschärfte sich und mit der Krise der deutschen Finanzen die gesamte politische Krise. In den Wintermonaten 1931, wo die bürgerliche Presse in Optimismus machte, und mit Konjunkturhoffnungen auf die Vereinigten Staaten, auf eine starke Besserung der deutschen Wirtschaft die Spalten füllte, faßte Fried in einer ausgezeichneten Analyse seine Anschauung dahingehend zusammen:

Nirgends vermögen wir zu Beginn dieses Frühjahrs Anzeichen zu erkennen, die auf einen neuen kapitalistischen Aufschwung hindeuten — überall nur Sturmzeichen: Brodeln, Gärung, Umbildung. Selbst die übliche Frühjahrsbelebung scheint in diesem Jahr wesentlich schwächer ausfallen zu wollen also sonst. Auf fast allen Gebieten

funktionieren die altbewährten kapitalistischen Gesetze nicht mehr — aber in Todesangst klammert man sich an ein versinkendes System und preist es immer seliger. Je schlechter es geht, je weiter dem Abgrund zu, um so lauter, lärmender und krampfhafter der Mut, der Optimismus, um so größer die letzte rettende Hoffnung:

Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Der Abschnitt ist ganz zitiert worden, mit den Versen am Ende. Es ist nicht der einzige Aufsatz Frieds, der mit Versen schließt. Denn es gibt von Fried keinen Aufsatz, der mit konkreten Forderungen endet. Er gibt ein ausgezeichnetes konkretes Anschauungsmaterial über die Verfallerscheinungen im Niedergang des Kapitalismus, aber er gibt keine Parolen. Der Appell an die Verpflichtung des Eigentums wird ihm nicht sehr imponieren. Er ist geschichtlich geschult genug, um zu wissen, daß noch keine herrschende Klasse in der Weltgeschichte freiwillig auf die Ausbeutung der Unterklasse verzichtet hat. Und was hat der Kreis der ‚Tat' sonst für ein Programm? Wieder ein romantisches. Geht in der Weltwirtschaftskrise ein Schrumpfungsprozeß der gesamten Weltwirtschaft vor sich, nun dann möglichst starken Abschluß von der Weltwirtschaft. Wörtlich heißt es im gleichen Heft, in dem Fried die weitere Vertiefung der Krise analysiert, im Leitaufsatz, den wieder der Anonymus * * * zeichnet:

Wird ... ein weltwirtschaftlich verflochtener Staat besiegt und will er dem neuerwachenden Nationalgefühl seines Volkes, das in erster Linie die Forderung nach Freiheit, Selbständigkeit und Unabhängigkeit stellt, Rechnung tragen, so kann er es nur, wenn er sich abschließt, seine Verbindungen zur Weltwirtschaft, die in Wirklichkeit Ketten bedeuten, mit denen er gefesselt ist, löst und zerschneidet, und zum geschlossenen, nationalen Wirtschaftsraum mit Autarkie zurückkehrt.

Und kurz darauf:

Der „Zug aufs Land", die Müdigkeit und Resignation an den blechernen Gütern der Zivilisation, die nicht glücklich machen, die Flucht aus der kapitalistischen Neurose — diese Tendenzen sind heute bereits viel stärker, sie werden die nächsten Jahrzehnte bestimmen.

Die alte Losung: stets, wenn eine Umwälzung im Produktionsprozeß stattfand, tauchten die romantischen Lösungsversuche auf. Als der Kapitalismus begann, predigte Rousseau den Zug zur Natur, als die ersten großen kapitalistischen Krisen eintraten, predigte Sismondi die Rückkehr zur vorkapitalistischen Wirtschaftsform; heute, in der Krise des Weltkapitalismus, ist die romantische Losung: zurück zum nationalen Kapitalismus — und gleichzeitig zurück zur Landwirtschaft, und nicht einmal das weiß man im Zusammenhang dieses Aufsatzes, daß in der Landwirtschaft die vorkapitalistischen Inseln immer mehr aufhören, daß der Kapitalismus mit Traktor und Combinemaschinen stürmisch vorstößt. Die Leute von der ‚Tat' sind in der Sackgasse. Sie wollen zur realen Politik vordringen, wollen eine eigne Politik der Mittelschichten. Aber ihr eigner Ökonom Ferdinand Fried weist nach, daß die Basis der Mittelschichten zerstört wird, immer mehr zerstört werden muß. So bleibt für Fried am Ende die Skepsis, das Gedicht und die Parole: Abwarten, für den Kreis um ihn die Ro-

mantik. Aber romantische Parolen sind heute Verhaltungsweisen, die objektiv das Monopolkapital unterstützen, denn sie entziehen der Front gegen das Kapital einen Teil der Elemente, die antikapitalistisch gerichtet sind. Der Kreis der ‚Tat' hat geglaubt, eine Mittellinie beziehen zu können zwischen dem Monopolkapitalismus und dem revolutionären Marxismus. Diese Mittellinie gibt es nicht, so wie die Mittelschichten zwischen Kapital und Arbeit zerrieben werden, so auch ihre Parolen. Die ‚Tat' wird bald zu wählen haben zwischen dem Monopolkapitalismus und der revolutionären Arbeiterbewegung.

---

## Bildersturm von Kurt Hiller

Es wird zusehends bunter. „Vormärz" ist schon keine mehr zutreffende Kalenderbezeichnung. Mitten in der Wilhelms-Ära durfte Ludwig Rubiner (er wäre jetzt Fünfzig) öffentlich drucken lassen: „Maler bauen Barrikaden"; er meinte es halb symbolisch halb wörtlich, halb feststellend halb fordernd. Heute kassiert die Republik in überparteilichen Ausstellungen Bilder, auf denen Barrikadisches knapp von ferne angedeutet ist; weniger noch: ein kultureller Reformgedanke verfassungstreu propagiert wird (anti218), für den nicht nur die revolutionäre, nicht nur die gemäßigt-linke Partei eintritt, nein, auch das liberal-demokratische Bürgertum. Maler dürfen offenbar unter der Republik nicht an der geistigen Bewegung teilnehmen; es ist ihnen verwehrt, Andres zu malen als „Stillleben mit Hummer" oder „Hochalm in der Schneeschmelze".

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung, im Schloß Bellevue, wurden auf Geheiß der Polizei das Bild „Die Politischen" von Paul Fuhrmann und eine sogenannte Propagandaplastik von C. P. Haacker entfernt. Die Schupo berief sich dabei auf Notverordnung und Rotfront-Verbot. Fuhrmanns komplexes Bild zeigt: den Agitator vor der Masse; den von zwei Polizisten niedergeknüttelten Demonstranten; fünf trotzige Angeklagte vor ihren Richtern, deren Tisch mit dem Kruzifix geschmückt ist; eine überlebensgroße, etwas problematisch wägende Justitia; riesig in der Runde den Kerker, Zelle an Zelle, Mensch an Mensch hinter dem Käfiggitter. Das Bild wirkt mehr beschreibend als aufrüttelnd; abstrakt und wahr; die Gummiknüppelszene: so wahr wie eine Momentaufnahme. Handelte die Polizei etwa pro domo? Ein Staat, der die Wahrheit zu zeigen verbietet, soll sich schämen.

Haackers „Plastik" ist harmloser als Lämmerwölkchen: ein paar Stufen, ein paar schulhaft schlichte stereometrische Figuren, ein Fähnchen und die Buchstaben R.F.B. Sie bezeichnen einen Bund, der verboten ist. Weil er verboten ist, dürfen seine Initialen nicht geformt und ausgestellt werden. Nächstens darf der Safe-Einbruch nicht mehr im Film gezeigt werden, weil der Safe-Einbruch verboten ist. Und erst der ‚Tell', mit seinem politischen Attentat! Arme Tertianer.

Schön. Die Darstellung der Zörgiebelei und des Vierten Senats, die Skulptur der verhaßten roten Initialen — das alles mag unter der „Notverordnung", unter dem Belagerungszustand

verbietbar sein. Aber ein Bild, das sich gegen die Bestrafung der Schwangerschaftsunterbrechung wendet? Hier hat selbst heute die Polizei nichts zu untersagen. Und das tat sie auch nicht. Hier ging vielmehr das Finanzministerium vor. Wie, bitte? Jawohl: das Preußische Finanzministerium.

Die Arbeit der Malerin Alice Lex bringt eine hochschwangere Proletariersfrau; vor ihr sechs andre in kraftvoll tätiger Einheit: sie stoßen ein großes Kreuz um, auf dessen wagrechtem Balken „§ 218" steht. Das Kreuz scheint als das Zeichen des Leides gedacht und wohl auch als das einer Kirche, die von ihrem Stifter nicht mehr viel in sich trägt. Niemand kann uns hindern, auszusprechen, daß die Strafrechtspolitik des offiziellen Katholizismus dem Geiste der Nächstenliebe diametral entgegengesetzt ist. Lediglich im Rundfunk kann der Vatikan uns hindern, dies auszusprechen — durch seinen Beauftragten, Doktor Wirth. Ob das Bild der Alice Lex „künstlerisch" gut ist, läßt mich ziemlich kalt; es ist gesinnungsrichtig, klar und wirksam. Mithin unter den Kriterien der Künstlerin, die es schuf, ohne Zweifel auch künstlerisch gut. Philosophie, nicht die Staatsregierung hat die Kriterien der Künstler auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Hier hilft Malerei der Politik, der Kulturpolitik, der allgemeinen geistigen Bewegung. Das soll sie unter der Republik nicht dürfen? Einfach ein Skandal.

Die Aufforderung, dieses Bild zu entfernen, wurde an die Ausstellungsleitung von der „Preußischen Bau- und Finanzdirektion" gerichtet; diese Behörde ist dem Finanzministerium unterstellt. Sie hat über die Räume des Schlosses Bellevue zu verfügen und manipulierte mit der niedlichen Drohung, die Regierung werde, falls die Künstler sich weigerten, in Bezug auf das Schloß „die Konsequenzen" ziehn.

Zähneknirschend gab man nach. Das Bild der Frau Lex hängt nicht mehr. Den Luxus, sich exmittieren zu lassen, kann die schwerer denn je um ihre Existenz ringende Künstlerschaft sich nicht leisten. Wir wollen uns hüten, den Stab über Kameraden zu brechen, die annähernd selbstmörderisch gehandelt hätten, wenn sie hier heroisch gehandelt hätten. Es war in der Ordnung, daß sies nicht zum Konflikt kommen ließen. Sie mußten der Pression weichen.

Aber durfte sie gewagt werden? Was unter dem Schutzmantel einer wenig bekannten Unterbehörde irgendein anonymer Oberregierungsrat schimpflich ausheckt, dafür haftet der Öffentlichkeit gegenüber der Minister. Unser berühmter Herr Höpker-Aschoff ist doch — wie? — ein alter Demokrat und ein Liberaler? Und was meinen der Herr Ministerpräsident zu dem Vorfall? Und ergrimmt der Herr Kultusminister nicht? Stellt die preußische Sozialdemokratie sich schützend vor den Abtreibungsparagraphen? Seit wann? Seid ihr denn, zum Donnerwetter, jetzt endgiltig und völlig an Rom versklavt? Hier geht es um mehr als um die Freiheit der Kunst — welche der Rinnsteingegner Wilhelm nicht in dem Maße anzutasten wagte; hier geht es um die Entscheidung, ob Fortschrittsmut in der Republik eine Stätte haben soll oder nur elende, geistwidrige, unprotestantische Feigheit.

# G.P.U. von Hans Siemsen

## II

### *Die Erschießung der Achtundvierzig*

Als ich in Rußland war, geschah grade die „Erschießung der 48". Achtundvierzig auf mehr oder minder leitenden Posten der Lebensmittelversorgung, besonders im Fischerei- und Fleischtrust beschäftigte Beamte wurden ohne Prozeß, ohne Gerichtsverfahren einfach erschossen.

Nicht nur ich, der Fremde, ganz Rußland, von den fanatisch gläubigen Parteikommunisten abgesehen, die niemals „fragen", wenn die Partei etwas anordnet, und sei es die Erschießung von achtundvierzig Menschen, — ganz Rußland fragte: Warum sind sie erschossen? Es erhielt eine offizielle Antwort, die ich weiter unten wiedergeben werde. Ich, der Fremde, erhielt neben der offiziellen viele inoffizielle Antworten von Russen und Nichtrussen, Gegnern und Freunden des Systems. Und alle diese sehr verschiedenen Antworten und Erklärungen, von sehr verschiedenen Menschen gegeben, von sehr verschiedenen politischen Anschauungen beeinflußt, stimmten im wesentlichen überein.

Diese Erschießungen, so lautete jede Antwort und jede Erklärung, sind eine politische, innenpolitische Maßnahme. Sie sind kein Einzelfall. Sie sind ein Fall in einer Reihe ganz ähnlicher oder gleicher Fälle.

Die Politik der kommunistischen Partei, Stalins Politik, steht und fällt mit dem Fünfjahresplan. Der Fünfjahresplan, was von vornherein jeder wissen konnte, funktioniert nicht so, wie er theoretisch funktionieren sollte. Dieser Zweig der Industrie versagt, ein andrer versagt auch. Die Versorgung der Bevölkerung mit lebensnotwendigen Waren stockt hier, stockt da. Wer hat die Schuld? Der Fünfjahresplan? Das Prinzip? Also die Partei? Die Regierung Stalin? Das kann, das darf nicht sein! Der Fünfjahresplan und das Prinzip sind über jede Kritik erhaben, dürfen keiner Kritik ausgesetzt werden! Also muß die Schuld woanders liegen! Schuldige werden gesucht. Und die G.P.U. schafft sie herbei.

Im vergangenen Jahre wurden unter anderm fünf Eisenbahningenieure erschossen, darunter zwei von internationalem Ruf. Die Urteilsbegründung, die in diesem „Verwaltungsverfahren" oft völlig gleichlautend ist mit der Anklageschrift, beschuldigte sie, sie hätten Schlafwagen so konstruiert, daß die schlafenden Reisenden in diesen Wagen hätten seekrank werden müssen. Warum? Um in Rußland reisenden Ausländern den Glauben beizubringen, die russischen Eisenbahnen taugten nichts, es wäre beschwerlich, ja ungesund, in Rußland zu reisen.

Die zweite Beschuldigung hatte einen ernsthaftern Hintergrund. Die erschossenen Ingenieure, hieß es in der Urteilsbegründung, hätten Lokomotiven konstruiert und in Auftrag gegeben, die zu schwer waren für die russischen Eisenbahnstrecken, die den russischen Gleisbau ruiniert haben würden.

Das stimmt. Das haben die erschossenen Ingenieure selber zugegeben. Aber sie gaben eine sehr plausible Erklärung

dafür. Diese Erklärung lautete: „Der Fünfjahresplan sieht eine ungeheure Belastung der Eisenbahnen mit schweren Lasten von Roheisen und schweren Maschinen voraus. Der heutige Unterbau der russischen Eisenbahnen kann diese Belastung nicht tragen, die heutigen Lokomotiven können die vorausgesehenen Lasten nicht transportieren. Wir haben nicht nur neue und schwerere Lokomotiven konstruiert, wir haben zu gleicher Zeit eine Erneuerung des Gleis-Unterbaus gefordert. Denn ohne die Erneuerung des Unterbaus und des Lokomotivparks ist der Fünfjahresplan nicht durchzuführen." Aber diese Erklärung und Verteidigung wurde in der Urteilsbegründung nicht erwähnt.

Die fünf Ingenieure sind tot. Und wenn, wie sie vorausgesagt haben, die russische Eisenbahn den Fünfjahresplan nicht durchhält, dann werden sie, die tot sind, die Schuld haben.

Ganz ähnlich, nur etwas komplizierter, ist der Fall der achtundvierzig Erschossenen aus der Lebensmittelindustrie.

Die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln hat sich seit 1927 dauernd verschlechtert. Das hat zwei Gründe. Der Fünfjahresplan konzentriert alle Energie auf den Auf- und Ausbau der Schwerindustrie. Die Produktion von Bedarfsartikeln, die Bedürfnisse des Menschen werden vollkommen vernachlässigt. Und die überstürzte Kollektivisierung der Bauern, verbunden mit der Ausrottung des „Kulaken", des wohlhabenden Bauern, der am meisten produzierte, also auch am ehesten das über seinen persönlichen Bedarf an Lebensmitteln Produzierte verkaufen konnte, hat dazu geführt, daß ein ungeheurer Mangel an gewissen Lebensmitteln herrscht. Rußland verhungert nicht, aber es hungert oder leidet Mangel.

Daran ist der Fünfjahresplan schuld? Ausgeschlossen! Es muß „Schädlinge" geben, die den unantastbaren, geheiligten, gänzlich fehlerlosen Fünfjahresplan sabotieren! Es muß „Schuldige" geben — und die G.P.U. besorgt sie.

Damit sei nicht gesagt, daß diese „Schuldigen" immer ganz und gar unschuldig sind. Ein Körnchen Wahrheit findet sich wohl in der Anklage. Bestechung, Schiebung, Unfähigkeit, auch gefühlsmäßige „bourgeoise" Gegnerschaft gegen das Sowjetregime wird den Angeklagten, die fast immer ehemalige „Burschui" sind, manchmal nachgewiesen. Aber das alles ist noch keine offene Konterrevolution, das alles ist noch nicht Verschwörung, Hochverrat, planmäßige Sabotage, „organisierte Schädlingsarbeit". Bestechungen, Schiebungen sind sozusagen „Privatverbrechen". Als solche würden sie auch in Rußland, mit Recht, bestraft werden. Aber man braucht nicht einen Schieber-Prozeß, man braucht zur Beruhigung der hungernden Bevölkerung einen Sabotage-Prozeß, in dem die „entlarvt" werden, die die Schuld an der mangelhaften Versorgung tragen! So wird aus einfacher Bestechung „organisierte Sabotage" gemacht, und aus Unfähigkeit wird Konterrevolution.

Der Fall der Achtundvierzig liegt aber noch viel komplizierter. Die achtundvierzig Angeklagten (und Erschossenen) zerfallen in drei ganz verschiedene, durch nichts verbundene Kategorien.

Da sind zuerst ein paar ehemalige Fischhändler (Fischsohn,

Eppstein, Rubinstein), nach der Revolution als leitende Beamte im Fischereitrust tätig. Ihnen ist passive und aktive Bestechung nachgewiesen. Sie haben damit nichts andres getan, als daß sie die Usancen des Fischhandels von vor dem Kriege fortsetzten, von dem man in ganz Rußland wußte, daß Schmier- und Bestechungsgelder eine beinahe legalisierte, allgemein bekannte Rolle in seinem Budget spielten. Fischsohn zum Beispiel erklärt, daß er von einer englischen Firma 30 000 Rubel bekommen habe. Wofür? Dafür, daß er dieser Firma eine einträgliche Konzession zuschob. Also ganz einfach eine Konzessionsschiebung und Bestechungsaffäre. Ohne Zweifel strafbar. Die Anklage aber behauptet: mit diesen 30 000 Rubeln habe die englische Firma die Konterrevolution finanzieren wollen. Eine englische Fischhandlung also mengt sich in die große Politik und will mit 30 000 Rubeln die Sowjetherrschaft stürzen? Man stelle sich das einmal vor! Ein nicht ganz sauberes Geschäft haben diese Herren machen wollen, wie sie es von vor dem Krieg gewöhnt waren. Das ist alles. Die G.P.U. aber macht daraus ein hochpolitisches konterrevolutionäres Verbrechen und verurteilt die bestochenen Händler zum Tode.

Die zweite Kategorie der Angeklagten setzt sich zusammen aus ehemaligen Professoren, Offizieren, hohen zaristischen Beamten, die nach dem Umsturz wohl ihr Können und ihre Arbeitskraft dem neuen Regime zur Verfügung stellten, mehr oder weniger gezwungen, die aber gewiß nicht mit ihrem Herzen dem neuen Rußland dienten, vergleichbar etwa manchen alten kaiserlichen Beamten in den Ministerien und Ämtern der jungen deutschen Republik.

Endlich findet sich unter den Angeklagten eine dritte Kategorie von Sowjetbeamten, die, wenn nicht Parteikommunisten, so doch durchaus Anhänger der Revolution und des Sowjetsystems, nicht contre coeur und widerwillig, sondern willig und ehrlich mitarbeiteten, die aber Gegner des Fünfjahresplanes waren, den sie für undurchführbar, deshalb für schädlich hielten. Sie waren also etwa derselben Meinung wie die Rechtsopposition innerhalb der Partei. Ihnen warf die Anklage nicht Bestechung und Schiebung vor, sondern bewußte und organisierte Sabotage, teils in der Form passiver Resistenz, teils in der Form von absichtlich ausgeklügelten, untauglichen, die Lebensmittelversorgung schädigenden Plänen und Anordnungen.

Solche Dinge sind möglich, aber sehr schwer zu beweisen. Wenn irgendwo zu wenig Kühlanlagen gebaut werden, so daß Gemüse verfault, wenn der Fischfang nicht die geplanten 100, sondern nur 80 oder 60 Prozent erreicht, wenn der Markt eines Rayons mit Fleisch überfüllt ist, während andre Rayons Mangel leiden, so kann das böse Absicht sein, es kann auch Unfähigkeit bedeuten, ja ebensogut kann es an Umständen liegen, für die die Angeklagten überhaupt nicht verantwortlich waren. (Ganz abgesehen davon, daß seit langer Zeit kein einziger Rayon in Rußland mit einer Überfülle von Fleisch belastet gewesen ist.)

Ob und wieweit es der Anklage gelungen ist, zu beweisen, was sie behauptete, das kann niemand kontrollieren, da es

weder eine öffentliche noch eine geheime Verhandlung gegeben hat. Es gab monatelange Einzelverhöre, das „Urteil" und die Erschießung. Das war alles.

Nach der Erschießung wurde folgendes Urteil veröffentlicht:

Im Auftrage des Zentralvollstreckungskomitees der U.d.S.S.R. und des Rates der Volkskommissare der U.d.S.S.R. untersuchte das Kollegium der Staatlichen Politischen Verwaltung (G.P.U.) die Angelegenheit der konterrevolutionären Organisation, die auf dem Gebiet der Lebensmittelversorgung tätig war. Die Materialien hierüber wurden in der ‚Prawda' vom 22. September 1930 veröffentlicht. — Beschluß: Rjasanzew, Karatygin (folgen die Namen der Achtundvierzig) — wurden als aktive Teilnehmer der Schädlingsorganisation und als Todfeinde der Rätemacht zum Tode durch Erschießen verurteilt.

Das Urteil ist vollzogen.

Vorsitzender der Staatlichen Politischen Verwaltung:
Menschinski

Die „Materialien hierüber", die in der ‚Prawda' veröffentlicht waren, bestanden in „Geständnissen" der Angeklagten, die nun keine Angeklagten mehr waren, sondern Leichen. Bruchstücke von Geständnissen aus monatelangen Verhören. Ich zitiere sie nach der ‚Deutschen Zentral-Zeitung', dem deutschen Ableger der ‚Prawda':

Was sie vereinigte, drückte am besten Professor Karatygin (gewesener Redakteur kadettischer Zeitungen, im Handelskommissariat Vorsitzender des wissenschaftlich-technischen Rates der Nahrungsmittelindustrie) aus:

„Uns alle vereinigten antisowjetische Stimmung und ideologische Meinungsverschiedenheiten mit der Kommunistischen Partei. Charakteristisch für uns war der Unglauben an den Wiederaufbau der Wirtschaft durch die Sowjetmacht, eine Kritik der eingeschlagenen Tempos im Sinne ihrer Unerfüllbarkeit, eine Verneinung der Zweckmäßigkeit der Kollektivisierung in der Landwirtschaft, eine Einstellung auf die individuelle und vor allem auf die Kulaken- und Großbauern-Wirtschaft, die Verneinung des Produktionszusammenschlusses mit dem Bauerntum, und die Überzeugung, daß die privatkapitalistischen Beziehungen dem Lande erhalten werden müßten."

Rjasanzew erklärt: „Die Errichtung einer bürgerlich-demokratischen Republik ist nur mit Unterstützung der kapitalistischen Staaten möglich, da die einheimische Bourgeoisie zerschlagen und entkräftet ist. Insbesondere war ich der Ansicht, daß sich in erster Linie England, als Land höchster kapitalistischer Entwicklung, daran beteiligen müsse."

Lewandowski, der Leiter der Abteilung für Fleischabsatz des Fleischtrusts: „Die Fachleute (Spezialisten) dürfen nicht für die Verdrängung des Privatkapitals vom Fleischmarkt vorgesehenen Tempos unterstützen, sondern im Gegenteil eine Sprengung dieser Tempos anstreben. Aufgabe der Schädlinge ist es, nicht die organisatorischen Mißstände zu beseitigen, die im ersten Stadium der Tätigkeit des Fleischtrusts auftreten, sondern im Gegenteil — dieselben zu vertiefen, um das Land zum Hunger zu bringen, und damit zu erreichen, daß der Staat die Regulierung der Fleischversorgung aufgibt und sie dem Privatkapital überläßt.

„Die Schädlingsorganisationen im ‚Sojusplodoowoschtsch' (Trust für Gartenfrüchte- und Gemüsebau) waren durch Brailowski mit dem in der Konservenindustrie tätigen Rosenberg verbunden. Aus einzelnen Äußerungen des Brailowski ist zu schließen, daß er irgendeine Verbindung mit Professor Rjasanzew und Professor Karatygin besitzt."

Fischsohn erklärt offen: „Die Gelder kamen von ausländischen Konzessionsteilhabern in einer Summe von 30 000 Rubeln. Talanow hat von ausländischen Käufern der Fischereiwaren annähernd 15 000 Rubel Bestechungsgelder erhalten."

Das sind die einzigen, anscheinend wörtlich wiedergegebenen „Geständnisse", alle andern Äußerungen der Angeklagten werden nur interpretiert wiedergegeben und besagen gar nichts.

Aber auch diese „wörtlich" zitierten Geständnisse besagen wenig. Sie machen nicht einmal den Eindruck, als wären sie wirklich wörtlich zitiert. Wird ein Konterrevolutionär und dem sicheren Tode verfallender Feind des Systems seinen Todfeinden das Vergnügen machen, zu „gestehen"? Wird er von sich selber als von einem „Schädling" reden, seine Organisation eine „Schädlingsorganisation" nennen? Wird von diesen, wenn sie verschworen waren, unter dauernder Lebensgefahr arbeitenden Verschwörern jeder jeden andern verraten, sich selbst und alle andern schwer belasten? Diese „Geständnisse", diese Bruchstücke von Geständnissen, die ein todeswürdiges Verbrechen und eine hochpolitische, wohlorganisierte Verschwörung beweisen sollen, beweisen gar nichts.

Sie sind in einem Ton gehalten, der im höchsten Maße unklar, romanhaft und unglaubwürdig ist. Sie ergehen sich in allgemeinen „konterrevolutionären" Redensarten und enthalten auch nicht eine einzige konkrete Aussage über die Art der angeblichen Organisation und über die begangenen „Verbrechen".

Die einzigen konkreten Angaben handeln von den Bestechungsgeldern der Fischhändler, deren „Geschäftsgewohnheiten" jedes Kind in Rußland kannte. Schiebergeschäfte, die strafbar sind, mit Politik, Hochverrat und Umsturzplänen aber nichts zu tun haben. Die Verbindung zwischen diesen offensichtlichen Schiebern mit den übrigen Angeklagten soll durch den Satz „bewiesen" werden: „Aus einzelnen Äußerungen des Brailowski ist zu schließen, daß er irgendeine Verbindung mit Professor Rjasanzew und Professor Karatygin besitzt."

Was heißt das: „irgendeine Verbindung"? Was heißt das: „aus einzelnen Äußerungen ist zu schließen"?

Damit will man irgendetwas beweisen? Damit will man beweisen, daß zwischen den eigensüchtigen kleinen Schiebern, dem internationalen Kapital und den aus politischen Gründen antisowjetistisch oder auch nur anti-Fünfjahresplan eingestellten andern Angeklagten eine gefährliche und organisierte Verbindung bestand, die den Sturz des Sowjetregimes zum Ziele hatte? Das ist durch diese Art von „Material" niemals bewiesen. Grade auf diese „Verbindung" aber kam es der Anklage der G.P.U. und ihren Auftraggebern an. Nicht ein paar Schieber sollten verurteilt werden, sondern eine gefährliche Organisation von Verschwörern und Konterrevolutionären sollte entlarvt werden, die man verantwortlich machen wollte dafür, daß die Lebensmittelversorgung nicht funktioniert.

Das ist trotz monatelanger Verhöre nicht gelungen. Wäre es gelungen, so hätte man weit aufschlußreichere „Geständ-

nisse" veröffentlicht. Wäre es gelungen, hätten die Angeklagten wirklich gestanden, so hätte man sich ganz gewiß nicht die propagandistische Gelegenheit einer öffentlichen Verhandlung entgehen lassen. Etwas aber mußte geschehen! „Schuldige" mußten da sein! So erschoß man einfach die achtundvierzig Angeklagten und veröffentlichte nach ihrer Erschießung „Geständnisse", die nichts beweisen und die, was schlimmer ist, kein Mensch mehr kontrollieren kann

Die Schieber- und Bestechungsaffäre der Fischhändler ist einigermaßen bewiesen, sie war von vornherein ziemlich offensichtlich. Und eine Revolutions-Regierung hat innerhalb des noch immer andauernden verkappten Bürgerkriegs vielleicht das Recht, solche Leute kurzerhand zu erschießen.

Weshalb aber warf man in diesem Prozeß, der keiner war, Schieber, bestechliche Beamte, kleine, eigensüchtige Betrüger mit Männern in einen Topf, denen man nicht gewinnsüchtigen Betrug, sondern hochpolitische Absichten zugestand oder unterschob?

Auf diese Frage bekam ich in Rußland die Antwort: Das ist der eigentliche Sinn dieser Erschießungen, die keine Rechtshandlung, sondern eine politische Maßnahme sind.

Die Auftraggeber der G.P.U. — oder sagen wir lieber klipp und klar: Stalin wollte mit dieser Erschießung zweierlei. Er brauchte „Schuldige" für das Versagen der Lebensmittelversorgung, und er wollte der Rechtsopposition, die bekanntlich Gegner des Fünfjahresplans oder doch seines überstürzten Tempos ist, eine böse Warnung erteilen.

Heute werden ein paar unbekannte Leute, die keine Politiker, keine Parteimitglieder sind, erschossen. Ihre Meinung und Haltung hat eine gewisse Ähnlichkeit mit den Meinungen der Rechtsopposition. Was also wird morgen der Rechtsopposition passieren?

Reichlich unverhüllt zeigt ein Absatz der ‚Zentral-Zeitung' (das offizielle Zentralorgan der kommunistischen Partei) diese Absicht. Er lautet:

> Sind das nicht bekannte Noten! Sind das nicht ihre Echos, die wir in einer Reihe von opportunistischen Darlegungen gehört hatten? Die offenen Erklärungen dieser Schädlinge und Todfeinde des Proletariats öffnen breiten Massen der Werktätigen die Augen und zeigen ihnen, wo die Wurzeln des Opportunismus liegen.

Das ist eine ziemlich unverhüllte Drohung an die Rechtsopposition. Wohlverstanden: an die Rechtsopposition innerhalb der Partei! An Menschen, von denen selbst ihre politischen Gegner nicht ernsthaft behaupten, daß sie „Konterrevolutionäre" sind. Sie sind nur einfach andrer Meinung als die offizielle Parteimehrheit, deutlich gesagt: andrer Meinung als Stalin. Aus diesem Grunde mußten die Achtundvierzig erschossen werden. Deshalb wurden kleine Privatschieber, kleine Betrüger und Menschen, die vielleicht ganz unschuldig waren, die, wenn sie schuldig waren, nicht aus eigennützigen, sondern aus ideellen, aus politischen Gründen gehandelt haben, in einen Topf geworfen, zusammen angeklagt, als ob sie Verbündete wären, zusammen verurteilt, zusammen erschossen.

# Die Diktatur der GEMA von Herbert Connor

Bis zum ersten Juni des Jahres müssen die Beschlüsse der römischen Konferenz von 1928, die Revision des Berner Abkommens betreffend, ratifiziert sein. Da es sich um ein internationales Grundgesetz handelt, ist die Ratifizierung zwingend. Seit Monaten wird im Ministerium daran gearbeitet, und aller Voraussicht nach wird bereits in der nächsten Reichstagstagung die Diskussion über die Reform des deutschen Urheberrechts beginnen. Eine besondere Rolle wird in dieser Diskussion die Neuregelung des deutschen Musiktantiemenwesens spielen. Diese Frage ist grade im letzten Jahr sehr akut geworden, da durch den Zusammenschluß der GEMA und der G.D.T., der beiden größten deutschen Musikschutzgesellschaften, ein Monopol zur Verwertung musikalischer Aufführungsrechte geschaffen worden ist, das in seinem Umfang Anlaß zu stärksten Besorgnissen geben muß. Jeder, der die ungesunden Verhältnisse in der GEMA kennt und der in der kürzlichen Vereinigung der beiden Gesellschaften, die jahrzehntelang in erbitterter Feindschaft miteinander lebten, nur den Sieg eines kapitalkräftigen, ochlokratischen Verwertungssystems über eine materiell geschwächte und verzweifelt um ihre Existenz kämpfende Berufsgenossenschaft sieht, hat die Pflicht, zur Klärung der Sachlage beizutragen.

1903 wurde, auf Grund des neuen Urheberrechtsgesetzes, von Richard Strauß und seinem Freund und Mentor, dem Kapellmeister Friedrich Roesch, die Genossenschaft Deutscher Tonsetzer (G.D.T.) gegründet. Waren früher alle Aufführungsrechte vertraglich in den Besitz des Verlegers übergegangen, so hieß jetzt die Parole: Die Aufführungsrechte dem Komponisten. Es blieb der Verlegergruppe, wollte sie überhaupt an den Aufführungsrechten partizipieren, nichts weiter übrig, als sich der G.D.T. anzuschließen. Allerdings mußte sie sich, während im Heiligtum der G.D.T. Richard Strauß samt seinen Paladinen thronte, mit einem bescheidenen Platz im Vorhof begnügen. Anteil an der Verwaltung wurde ihr keinesfalls gestattet, von den Einnahmen erhielt sie ein Viertel.

Die G.D.T. war ihrem ganzen Sinne nach eine ausgesprochene Komponistengesellschaft, besonders eine Berufsvertretung der ernsten Musik.

1912 erscheint eine Novelle zum Urheberrechtsparagraphen, der die mechanischen Rechte betrifft. Als Friedrich Roesch auch diese für die Komponisten beanspruchen will, protestieren die Verleger und treten, 51 an der Zahl, fristlos aus der G.D.T. aus. Ihr Austritt ist nur als Protestaktion gedacht, an den günstigen Verlauf dieser Aktion glauben sie wohl selbst nicht. Im darauf folgenden Prozeß stützt sich Friedrich Roesch mit allem Nachdruck auf den Hauptparagraphen seiner Statuten, der den dauernden Verfall der Aufführungsrechte eines Komponisten an die G.D.T. erklärt und lehnt jedes Kompromiß ab. Damit bricht er sich selbst das Genick. Die Verleger gewinnen den Prozeß in allen drei Instanzen. Das Gericht erklärt diesen Paragraphen als „dem deutschen Rechtsempfin-

den nicht entsprechend". Sämtliche Verträge, welche die G.D.T. bis dahin geschlossen hatte, waren damit durch diese überspitzten Forderungen null und nichtig geworden.

Das Jahr 1915, in dem der Prozeß entschieden wurde, bedeutet gleichzeitig das Geburtsjahr der Genossenschaft zur Verwertung musikalischer Aufführungsrechte (GEMA). Diese neue Gesellschaft wird von den aus der G.D.T. ausgetretenen Verlegern gegründet und stellt sich so in bewußten Gegensatz zu den Standesprinzipien der alten G.D.T. Überall zeigt sich der maßgebende Einfluß der geschäftstüchtigen Verleger. In erster Linie bei der Zusammensetzung der Verwaltung: der Präsident, das geschäftsführende Vorstandsmitglied, der Präsident des Aufsichtsrates — alle sind Verleger.

Dagegen scheitern sämtliche in den folgenden Jahren, teilweise unter Führung des Preußischen Kultusministeriums, vorgenommenen Versuche, zwischen der GEMA und der G.D.T. eine Einigung zu erzielen, an demselben Punkt: an der prinzipiellen Weigerung der G.D.T., den Verlegern Anteil an der Verwaltung zu geben. Nichts konnte den grundlegenden Unterschied, der zwischen den beiden Gesellschaften bestand, klarer zeigen.

Bereits 1915 erkennen die Gründer der GEMA die Möglichkeiten, die sich ihnen aus der Tendenz einer neuen Zeit bieten. War die Unterhaltungsmusik bei der G.D.T. so gut wie rechtlos gewesen, so scharten die GEMA-Verleger einen Kreis von populären Komponisten um sich, der repräsentiert wurde durch Victor Hollaender, Jean Gilbert und Walter Kollo. Auch mit der österreichischen Gesellschaft der Autoren, Komponisten und Verleger (A.K.M.) schloß man einen Vertrag, um Wien, das Zentrum der Unterhaltungsmusik, erfassen zu können. Schon die G.D.T. hatte sich aus Gründen des Standesinteresses mit den Wienern zusammengeschlossen. Aber bereits 1911 waren die Oesterreicher aus dem Vertrag ausgetreten, da ihnen die Abrechnungen, wie bei der Haltung der G.D.T. zur Unterhaltungsmusik nicht anders zu erwarten war, viel zu gering erschienen. Anders bei der GEMA. Sie gründete mit der A.K.M. einen Verband, der die beiden Gesellschaften durch einen gemeinsamen Inkasso- und Aquisitionsbetrieb aufs engste verknüpfte. Sie gründete diesen Verband, obwohl ihr, bei paritätischer Verwaltung der Aufführungsrechte in Deutschland, vertraglich jeder Einfluß auf die Verwertung nicht nur der österreichischen sondern auch der deutschen Rechte in Oesterreich versagt blieb, ein Zustand, der übrigens bis zum heutigen Tage keine Änderung erfahren hat. Das Interesse an der österreichischen Unterhaltungsmusik überwog jedes andre Bedenken.

Damals setzte sich die Verwaltung noch paritätisch aus Vertretern der ernsten Musik und der Unterhaltungsmusik zusammen. Auch die Generalversammlung war auf ihre gesetzlichen Rechte beschränkt (Statutenänderung, Genehmigung der Jahresbilanz, Wahlen etcetera).

Die ersten Jahre verlaufen sehr ruhig. Die Einnahmen in der Kriegs- und Nachkriegszeit sind gering. Die Künstler

haben wenig Gelegenheit, sich um Verwaltungsdinge zu kümmern. Da kommt aus Amerika der Jazz. Der Schlager, bisher nur Einzel- oder Zufallsprodukt, erhält eine ungeahnte Bedeutung.

Der Verbrauch an Tanzmusik in diesen Jahren war ungeheuer. Hier setzte die Spekulation gewisser Musikverleger ein: nachdem sie erkennen, was für materielle Werte in den hohen Aufführungsziffern eines Schlagers liegen, versuchen sie jetzt mit allen Mitteln amerikanischer Reklame auf künstlichem Wege Schlager zu züchten. Je größer die Produktion, kalkulierten sie, umso größer die Wahrscheinlichkeit, daß sich unter den zahlreichen Nummern einige wirkliche Treffer befinden. Die erste Welle spekulativer Schlagermusik überflutete das Land. Der Erfolg war verblüffend. Die Zeit hatte die Rechnung der GEMA bestätigt.

Sprungartig fangen die Einnahmen der GEMA an zu steigen. Sowie die Genossen Geld wittern, wird es mit einem Schlage in den bisher nur spärlich besuchten Generalversammlungen lebendig. Sofort setzt eine starke Agitation für die Produktion von Schlagermusik ein. Eine Opposition wird organisiert gegen die ernste Musik und das sogenannte Programmsystem, nach dem bisher die Einnahmen verteilt wurden. Die Beherrschung der GEMA durch eine Schlagerclique nimmt ihren Anfang. Das Schwergewicht gleitet vom Vorstand immer mehr auf die Generalversammlung ab. Hier verstärken jetzt in demagogischem Maße neben den Verlegern die Textdichter, neben den Komponisten die Bearbeiter ihren maßgebenden Einfluß. Immer erregter werden die Versammlungen. Eine dunkle Affäre in der Verwaltung kommt der wilden Agitation zugute (Doktor Oliven in den GEMA-Nachrichten: „Es rast der See und will sein Opfer haben"). 1927 erfolgt unter unbeschreiblichen Tumulten der Umsturz. Künnecke und Leonhard, beide Vertreter der Unterhaltungsmusik, ziehen in den Vorstand ein.

Die erste Maßnahme des neuen Regimes ist die Abschaffung des alten Programmsystems, bei dem als Maßstäbe für die Bewertung eines Komponisten die Zahl seiner Aufführungen genommen wurde, die aus den von den Kapellmeistern eingesandten Aufstellungen hervorgingen. Statt dessen wird das Schätzungssystem eingeführt.

Dies System, nach dem bis zum heutigen Tage die Gelder verteilt werden, ist eine Quelle unaufhörlichen Ärgernisses geworden. Das neue Regime ist seit 1927 charakterisiert durch Tumulte und Skandalszenen, deren unmittelbarer Anlaß das Schätzungssystem ist. Was das aber für ein Regime war, kann man aus der Tatsache ersehen, daß bereits einige Monate nach Einführung des Schätzungssystems die Gründer dieses Systems, Roehr, Frey, Nemeti, Götze, die selbst in der Schätzungskommission saßen, abberufen wurden, weil sie sich der einseitigsten Bevorzugung und offensichtlichsten Vetternwirtschaft schuldig gemacht hatten. So hatte der eigentliche Gründer des Systems, Roehr, damals Besitzer eines kleinen unbedeutenden Verlages in Zürich, sich selbst mit der höchsten erreichbaren Punktzahl in die erste Klasse einschätzen lassen.

Man glaube aber ja nicht, daß sich dadurch das Prinzip, Genossen durch Genossen abschätzen zu lassen, von selbst ad absurdum geführt hätte. Die Gründer des Systems zwar flogen: denn sie waren plump genug gewesen, ihre eigne Clique vor den Kopf zu stoßen. Das System aber blieb: denn seine Möglichkeiten waren für die Schlagerleute unerschöpflich. Man bedenke: Eine Schätzungskommission bestand aus zwei Verlegern, zwei Komponisten, zwei Textdichtern und zwei Bearbeitern. Die gleiche Zusammensetzung wies sowohl die Berufungskommission auf, an die man sich wenden konnte, wenn man mit seiner Einschätzung unzufrieden war, wie auch die später eingerichtete aber nach einem Jahr wieder abgeschaffte Kontrollkommission, die, laut Statuten, auf eventuelle Fehlschätzungen und Statutenverletzungen aufmerksam zu machen hatte. Die Wahl dieser Kommissionsmitglieder geschah aber durch die Kurien der Generalversammlung, deren ochlokratischen Charakter wir bereits festgestellt haben. Bevor wir auf die daraus resultierenden grotesken Zustände eingehen, müssen wir den Begriff der Schlagerclique noch näher definieren.

Die Schlagerindustrie basiert auf einer besonders starken Abhängigkeit ihrer Elemente voneinander, als da sind: Schlagerverleger, Komponisten, Textdichter, Bearbeiter. Der Schlagerkomponist ist in nicht vereinzelten Fällen gar kein Musiker. Er kann sich nicht einmal eine Melodie anständig harmonisieren, keinen Klaviersatz machen, von einer Instrumentation gar nicht zu reden; oft kann er sich nicht einmal die Melodie selber aufschreiben. Er ist absolut dem Bearbeiter hörig, der den „Einfall“ erst richtig verwertet, ihn aufbaut, am wirkungsvollsten entwickelt, harmonisiert und instrumentiert. Ein sehr gewichtiger Mann ist auch der Textdichter: mit der Schlagzeile, die er erfindet, steht und fällt der Gassenhauer. Die wichtigste Person aber ist der Verleger, der als Unternehmer sein Dreigespann mit festen Zügeln in der Hand hält. Er pflegt in vielen Fällen die Erwerbung eines Textes oder einer Musik von der Bedingung abhängig zu machen, daß er als Textdichter oder Komponist mitgenannt wird. Seit einiger Zeit genügt ihm das schon nicht mehr: er will auch als Alleinkomponist gelten. Deswegen hält er sich einen Hauskomponisten, einen Bearbeiter, der dem Verleger dafür, daß er sämtliche Salonorchesterausgaben des Verlages instrumentieren darf, ab und zu einen kleinen Foxtrott oder Tango aufschreibt, den dieser dann unter seinem eignen Namen herausbringt.

Es ist klar, daß eine Gesellschaft, die auf solch gemeinsame Weise der „gewerblichen Musikschinderei“ huldigt, wie Pech und Schwefel zusammenhalten muß. Leider hat sich ihr auch eine Gruppe der sogenannten Unterhaltungsmusik angeschlossen, die man also praktisch in den Begriff der Schlagerclique einbeziehen muß.

Aus diesem Kreise also rekrutieren sich seit vier Jahren die Kommissionsmitglieder der GEMA. Als Beispiel greife ich die Schätzungskommission von 1928 heraus, die aus folgenden Mitgliedern bestand: Birnbach (vorwiegend Schlagerverleger), Schwabach (Schlagertextdichter), Hohmann-Webau (Schlagerbearbeiter), Translateur (Unterhaltungsmusik), Doktor Bibo

(Schlagertextdichter), Roland (Unterhaltungsmusik) und als einziger Vertreter der ernsten Musik Lienau, Inhaber des Verlages Schlesinger.

Was sind es nun für Grundsätze, nach denen diese Herren die eingenommenen Gelder an die achthundert Mitglieder der GEMA verteilen? Wir lesen in dem berüchtigten § 34 der GEMA-Statuten darüber folgendes:

1. Für die Einschätzung eines Genossen ist sein materieller Wert, gegebenenfalls seine Prominenz für die GEMA maßgebend.
2. Bei der Bewertung seines Schaffens sind, unter Einbeziehung aller zur Verfügung stehenden Unterlagen, sowohl das Gesamtschaffen, als auch insbesondere das Schaffen der letzten zwei Jahre zu berücksichtigen.
3. Die Bewertung eines Genossen und seine Einschätzung in die einzelnen Gruppen ist zu ermitteln durch Vergleich mit den Genossen seiner eignen Kurie.
4. Gehört ein Genosse verschiedenen Kategorien an, so ist er in jeder dieser Kategorien einzuschätzen.

Die Kurzlebigkeit eines Schlagers und die Ambition des Schlagerverlegers, zum Zweck höherer Einnahmen auch als Komponist und Textdichter aufzutreten, finden in diesen Richtlinien ihren adäquaten Ausdruck. Der ausschließliche Zuschnitt des Schätzungssystems auf die Schlagerclique wird evident.

Das Ungeheuerliche aber ist: dieses von der Schlagerindustrie zur Ausbeutung ihrer Produkte geschaffene System bekommt kanonische Gültigkeit. Es findet Anwendung auf die gesamte deutsche Musik. Das bedeutet praktisch: Schreker oder Hindemith müssen sich nach ihrer „Prominenz" und ihrem „materiellen Wert für die GEMA" von Schätzungskommissionen einschätzen lassen, in denen Schlagerfabrikanten sitzen, wie die oben geschilderten.

Sehen wir zunächst von der moralischen Unmöglichkeit dieses ganzen Systems ab, so ergeben sich aus ihm auch schwere materielle Schäden für die ernste Musik. Ein Beispiel: Die Akquisition der GEMA wird durch sechzehn Vertreter im ganzen Reich betrieben, die wieder ihre Untervertreter haben. Die Provision für abgeschlossene Verträge belief sich einst auf 15—20 Prozent, heute auf 10 Prozent der Jahresbeträge, desgleichen die Provision für das Inkasso. Bei 6 300 000 Reichsmark Einnahmen im letzten Jahr erhielten die Vertreter 10 Prozent von frühern, 20 Prozent von im Laufe des letzten Jahres abgeschlossenen Verträgen. Die ganze Akquisition und die mit ihr zusammenhängenden Prozesse erstrecken sich naturgemäß fast ausnahmslos auf die Gastronomie, wo Tanzmusik gespielt wird. Trotzdem muß die ernste Musik an diesen Spesen partizipieren. Noch schlimmer: während zur Zeit des Programmsystems für die verschiedenen Musikarten: Tanz-, Kino-, Unterhaltungs-, Rundfunk- und andre Musik verschiedene Fonds existierten, in die jeweils die Einnahmen hineinflossen, wurden mit Einführung des Schätzungssystems die gesamten Einnahmen in einen Topf geworfen, und ihre Verteilung blieb dem Gutdünken der Schlagerclique ausgeliefert. Der Willkür und Vetternwirtschaft waren somit Tür und Tor geöffnet. Wer vermochte zu kontrollieren, ob

Einnahme und Verteilung der für die ernste Musik bestimmten Gelder auch nur in einem annähernd richtigen Verhältnis zueinander standen? Betrachten wir nach allem hier über das Schätzungssystem Gesagten einige Ergebnisse der letzten Jahresschätzung, so werden wir, wenn wir sie richtig zu lesen verstehen, unsre Erwartungen noch übertroffen finden:

| | |
|---|---|
| Edition Meisel | 600 Punkte |
| „Komponist" Meisel | 400 Punkte |
| | |
| Schlagerkomponist Rosen | 675 Punkte |
| Schlagerkomponist Hans May | 521 Punkte |
| | |
| 6 Schlagerbearbeiter mit je | 325 Punkte |
| | |
| Schlagerverlag Karl Brüll | 600 Punkte |
| Schlagerverlag Meisel | 600 Punkte |
| | |
| Bedeutende Komponisten wie: | |
| Grieg, Reger, Graener, Hindemith erzielten je | 325 Punkte |
| | |
| Seriöse Verleger: | |
| Peters | 575 Punkte |
| Schott | 550 Punkte |
| Breitkopf & Härtel | 525 Punkte |

1 Punkt = 40.— RM.

Eine solche Entwicklung konnte natürlich nicht ohne Einfluß auf die Vertreter der ernsten Musik bleiben. Man erwog schon 1927 ernsthaft den Gedanken eines Übertritts zur alten Standesvertreterin, der G.D.T., ließ ihn aber wieder fallen, weil die G.D.T. inzwischen durch ihre unkaufmännische Geschäftsführung in eine so schlechte finanzielle Lage geraten war, daß man vom Regen in die Traufe gekommen wäre. Außerdem erwartete man mit Bestimmtheit einen baldigen Zusammenschluß der GEMA mit der G.D.T. Dieser sollte denn auch 1930 kommen, allerdings in einer so traurigen Form, daß er für die ernste Musik ohne Bedeutung blieb.

Die G.D.T. befand sich zur Zeit ihres Abkommens mit der GEMA in einer Zwangslage. Diese Vereinigung war eine Kapitulation vor der neuen Zeit, war die letzte Möglichkeit, sich in irgend einer Form zu behaupten. Wie kläglich es dabei um die Interessen der ernsten Musik bestellt war, kann man aus der prozentualen Verteilung der Einnahmen zwischen GEMA, A.K.M. und G.D.T. ersehen, von denen die erste 48,58 Prozent, die zweite 37,42 Prozent und die G.D.T. nur 14 Prozent erhielt. Charakteristisch ist auch, daß in der Direktion des Verbandes nur die A.K.M. und die GEMA, also die beiden hauptsächlich der Unterhaltungsmusik dienenden Gesellschaften, vertreten waren, während der G.D.T. kein eigner Direktor bewilligt wurde. Daß es sich aber bei der ganzen „Einigung" der drei Gesellschaften nicht um eine wirkliche Verschmelzung, sondern nur um eine ganz lose, äußerliche, unorganische Bindung handelte, kann man am besten aus dem Umstand ersehen, daß alle drei Gesellschaften ihre verschiedenen Verteilungssysteme beibehalten haben: Die G.D.T. das alte Programmsystem, die GEMA das Schätzungssystem und die A.K.M.

das gemischte sogenannte Musterprogrammsystem. Tatsächlich bedeutet also die Form der neuen Gemeinschaft nichts weiter als eine Vereinigung der Akquisition- und Inkassotätigkeit. Das Wichtigste, die Verwaltung und Verteilung des Ertrages, bleibt nach wie vor getrennt und grundsätzlich verschieden.

Die heutige Vormachtstellung der GEMA beruht, wie wir gesehen haben, ausschließlich auf materieller Grundlage. Es bleibt noch zu untersuchen, wieweit diese Grundlage auf die Dauer für eine Institution, wie sie eine Genossenschaft zur Verwertung musikalischer Aufführungsrechte darstellt, allein genügt.

Ein wichtiges Kapitel, diese Frage zu klären, ist das Verhältnis der GEMA zu den Musikveranstaltern. An Reibungen zwischen diesen beiden Gruppen hat es nie gefehlt. Verhandlungen zwischen den einzelnen Teilen der Konzertunternehmer und der GEMA sind von Anfang an versucht worden. Sie haben zuletzt zu einer partiellen Verständigung zwischen der GEMA und dem sogenannten Reichskartell Deutscher Musikverbraucher über Tariffragen geführt. Aber dieses Tarifabkommen, auf das die GEMA so stolz ist, wird dem Eingeweihten nicht sehr bedeutungsvoll erscheinen: kaum die Hälfte der Konzertunternehmer ist überhaupt organisiert; außerdem haben sich die gesamten Lichtspieltheater dem Vertrage nicht angeschlossen.

Auch darüber muß man sich im klaren sein: die Animosität, die gegen die GEMA in der ganzen Gastronomie herrscht, läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Der Grund hierfür liegt nicht nur im natürlichen wirtschaftlichen Gegensatz, sondern auch zum großen Teil in der Wahl der Mittel, mit denen der Wirtschaftskampf von Seiten der GEMA durchgeführt worden ist: ich erinnere nur an die gegen alle guten Sitten verstoßende Methode der GEMA, um Gaststätten, die mit ihr keinen Vertrag hatten, zu provozieren. Sie schickte in diese Lokale Spitzel, welche sich unter die Gäste mischten, den Kapellmeistern Bier spendierten und diese dann aufforderten, ihr „Lieblingsstück", natürlich aus dem Repertoire der GEMA, zu spielen. Da der Kapellmeister in den meisten Fällen nicht genau wußte, was G.D.T. und was GEMA-Repertoire war, entstand ein Prozeß, den der Besitzer des Lokals von der GEMA an den Hals gehängt bekam. Solche und ähnliche Dinge lassen sich nicht so leicht vergessen. Auch durch ein Tarifabkommen nicht. Man sieht, daß materielle Macht selbst bei der GEMA keine absolute Größe ist. Auch sie befindet sich in einer Wechselwirkung mit der Gemeinschaft, und muß mit Notwendigkeit die Ausstrahlungen, die von ihr ausgehen, wieder rückwirkend empfangen.

Das öffentliche Barometer zeigt im Moment wahrlich keinen günstigen Stand für die GEMA. Die bei ihr zwar eingetragenen, aber nicht der Clique angehörenden Komponisten (darunter Prominente, wie Hugo Hirsch, der im letzten Jahr 120 Punkte für notorisch 10 000 Aufführungen bekam, im Gegensatz zu den Vorstandsmitgliedern Künnecke und Kollo, von denen der eine für nur 3000 Aufführungen 250 Punkte, der

andre für nur 6000 sogar 450 Punkte erhielt), haben teils Prozesse angestrengt, die dazu angetan sind, in die Machenschaften der GEMA hineinzuleuchten, teils haben sie sich in die Presse geflüchtet, die einstimmig und sachlich gegen die GEMA Stellung genommen hat. Das Reichskartell deutscher Musikverbraucher wartet nur auf den Augenblick, um ein willkürliches und drückendes Joch abzuschütteln. Auch die ernsthaften Kreise der G.D.T. und alle Vertreter der deutschen Musik, die noch einen Funken Standesgefühl im Leibe haben, hoffen zuversichtlich, daß diese unwürdige Beherrschung der deutschen Musiktantiemen bald ihr Ende findet.

Alle diese Dinge wird man bei der Reform des musikalischen Urheberrechtes berücksichtigen müssen. Um so mehr, als sich die GEMA durch ihren Zusammenschluß mit der A.K.M. und G.D.T. und durch die von ihr schon früher geschlossenen Gegenseitigkeitsverträge mit fremden Gesellschaften, die ihr die Verwaltung der Auslandsrechte in Deutschland sichern, eine kartellähnliche Machtstellung über das ganze Gebiet der Weltmusik geschaffen hat. Es ist Zeit, zu erkennen, daß hier keine privaten Interessen vorliegen, daß es sich hier vielmehr um ein kulturelles Gut handelt, an dem die Allgemeinheit partizipiert. Es ist auch Zeit, sich darauf zu besinnen, daß der Urheberrechtsparagraph nicht zu dem Zweck geschaffen worden ist, einen zum Bahnhof gerollten Käse zu schützen. Die sechseinhalb Millionen Mark, die jährlich an Musiktantiemen in Deutschland eingenommen werden, sind Volksvermögen. Die Öffentlichkeit hat Anspruch darauf, daß dieses Geld nach bestem Wissen und Gewissen verteilt werde.

---

## Geschwister Reins von Alfred Polgar

Die Geschwister Reins — der Bruder hat in Berlin einen Geldbriefträger ermordet und die Schwestern stehen unter Verdacht, um die Tat vorher gewußt zu haben oder zumindest nachher deren planvolle Nutznießer gewesen zu sein — die Geschwister Reins sind schnell erwischt worden.

Den Kragen, bei dem die Polizei den Mörder bald hatte, ließ dieser selbst am Tatort zurück. Im Hotel zu Genua, wohin die Drei geflüchtet waren, meldeten sie sich treuherzig unter ihrem richtigen Namen, kaum über die Grenze, schrieben sie auch schon der Mutter einen Brief, eine Art Stimmungsbericht, telephonierten ihr noch überdies. Der Brief erreichte sein Ziel nicht, das Telephongespräch kam nicht zustande, aber sowohl von jenem wie von diesem erfuhr die Behörde... und die Verbrecher waren schon gefunden, ehe sie noch wußten, daß sie überhaupt gesucht würden.

Der junge Reins, als man ihn verhaftete, hatte in den Taschen berliner Journale, in denen über seine Tat berichtet war. Die Zeitungstelegramme, die von jenem Fund erzählten, nannten mit leisem Stolz den Namen der eignen Zeitung als jener, die der Mörder in der Tasche gehabt hatte. Man muß die Feste feiern, wie sie fallen.

Daß Reins und seine Schwestern es der Polizei so leicht gemacht hatten, wurde ihnen als Beweis von Unintelligenz angekreidet. Besonders der Brief an die Mutter und die wiederholten Versuche, sie telephonisch zu erreichen, hatten eine schlechte Presse. Da zeigte sich, hieß es, das auch für schlaueste Verbrecher typische jähe Aussetzen der Vernunft, die charakteristische „Mörder-Dummheit", die den Übeltäter selbst das Garn knüpfen läßt, in dem er sich fängt.

In der Tat, vom Standpunkt der Geschwister Reins waren Brief und Telephongespräch eine verhängnisvolle Dummheit. Was aber hieß sie diese Dummheit begehen? Was verleitete zu ihr? Welcher Regung folgten sie da? Einer menschlichen. Sie hatten das Verlangen, ein Wesen, das ihnen nahestand und um ihr Schicksal zitterte, zu beruhigen. Sie waren einen Augenblick lang nicht böse Verbrecher, sondern gute Kinder. Sie dachten, als sie den Brief schrieben und zum Telephon gingen, nicht an sich selber. Wenn man so sagen darf: das Gemüt machte ihnen einen Strich durch die Rechnung des Kopfes.

In seine Mörder-Dummheit, viele Kriminalfälle erweisen das, stolpert der Verbrecher, weil es ihm schwerfällt, konsequent Scheusal, ganz und gar und rundherum kalter Mann zu sein. Daß seine Schlechtigkeit nicht komplett ist, wird ihm zum Verderben, der Rest von wärmerm Empfinden, der in ihm steckt, macht ihn blöde. Dann sorgt er statt nur um sich auch um andre, läßt etwa der Geliebten, läßt den Freunden von der Beute zukommen, erinnert sich des Nächsten, kümmert sich um Mutter und Familie, gibt, was er wahrlich nicht dürfte, Gefühlen der Anhänglichkeit, der menschlichen Verbundenheit oder dergleichen nach — kurz, verrät den Teufel, dem er sich durch seine Tat verschrieben hat, an den lieben Gott, der den Verräter sogleich der Polizei ausliefert.

Mit andern Worten: die Mörder-Dummheit kommt in den Mörder hinein, beziehungsweise tritt aus ihm heraus, weil und wo sein Egoismus nicht fugendicht schließt. Die lichten Stellen in seiner schwarzen Seele sind es, die der Rache Strahl den Weg weisen, der Rest von Menschentum, den der Unmensch noch in sich hat, trübt seine klare Erwägung, und indem er das erste und höchste Gebot aller Immoralität mißachtet: nur und ausschließlich an das eigne Wohl zu denken, begeht er seine Sünde wider den Geist. Daß es dem Bösewicht schwerfällt, geschlossener, absoluter Bösewicht zu sein, daß auch der schlechteste Kerl in irgendeiner Beziehung guter Kerl sein mag und muß, gibt den Verfolgern ihre große Chance.

Kleines Postscriptum: Gilt nicht für die Tat überhaupt, was für die Untat gilt? Begeht nicht eine mörderische Dummheit, ist nicht geliefert, ausgeliefert, wer, zu edlem oder bösem Zweck Übergewöhnliches unternehmend, hiebei dem sogenannten Gemüt erlaubt, in das Diktat der Vernunft hineinzupfuschen? Auch die gute Tat kommt am sichersten zum guten Ende, ist am besten geschützt durch den vollkommenen Egoismus des Täters. Der sittliche Zwiespalt, der hier etwa entstehen könnte, wird einfach durch den Trick gelöst, daß Mensch und Werk sich miteinander identifizieren.

# Regime Wallauer von Käte de Neuf

Durch Vermittlung der berliner Presse habe ich Mitteilungen über die herrschenden Mißstände in der Leitung der Bühnengenossenschaft an die Öffentlichkeit gelangen lassen und einige Anfragen daran geknüpft. Das Präsidium der Bühnengenossenschaft hat bis heute noch keine davon sachlich beantwortet, sondern sich nur mit billigen Dementis begnügt. Die Hilflosigkeit der Leitung spiegelt sich in einem Rundschreiben an die Presse wieder, in dem um alle Dinge herumgeredet und schließlich gesagt wird, daß es sich um interne organisatorische Fragen handele, die für die Öffentlichkeit nicht geeignet seien. Aus den Kommentaren, mit denen ein Teil der Presse Auszüge dieses Rundschreibens abdruckte, konnte man ersehen, welchen Eindruck dieses Zirkular gemacht hatte. Da die Diskussion — allerdings durch die Schuld des Präsidiums eine einseitige — nun einmal in Fluß ist, darf sie erst nach völliger Klarlegung aller strittigen Punkte verstummen.

Die Genossenschaft Deutscher Bühnenangehörigen bezeichnet laut § 2 ihrer Satzung als ihren Zweck: die Wahrung und Förderung der sozialen, wirtschaftlichen, rechtlichen und künstlerischen Interessen ihrer Mitglieder, sowie der kulturellen Aufgaben des deutschen Theaters. Besonders: b) Fürsorge für erwerbsunfähige und erwerbslose Mitglieder.

Was ist in dieser Hinsicht geleistet worden? Die zagen Ansätze, die durch die Errichtung des Schauspielerheims gemacht waren, hörten mit dem 1. April dieses Jahres auf. Grund: Erschöpfung der Wohlfahrtskassen. Der Entrüstungssturm gegen mich brach los, als ich in meiner Eigenschaft als de facto einziges geschäftsführendes Mitglied der berliner Erwerbslosen-Kommission mir die Anfrage erlaubte, ob denn auch rationell gewirtschaftet worden sei? Ich verrate wohl kein Geheimnis, wenn ich sage, daß Künstler im allgemeinen in Wirtschaftsfragen Kinder sind, und ebensowenig, wie man Kindern Schießwaffen in die Hand gibt, wird man sie als die geeigneten Verwalter eines Wirtschafts-Instrumentes ansehen können, dessen Jahresumsatz im Geschäftsjahr 1928 immerhin rund 320 000 Mark betrug. Die Gewinn- und Verlustrechnung, sowie die Bilanz 1928 sind von der ordentlichen Vertreter-Versammlung, der ich als Delegierte angehörte, en bloc genehmigt worden. Sie ist außerdem von einem vereidigten Bücherrevisor geprüft. Formell ist also alles in bester Ordnung. Aber ich weiß, daß es bereits auf der Delegierten-Versammlung unmöglich war, Spezifikationen über einzelne wichtige Punkte zu erhalten. Interessant für die Öffentlichkeit sind vielleicht folgende Zahlen:

| | |
|---|---|
| Gehälter der höhern Beamten | 58 867,80 Mark |
| Gehälter der Bureaubeamten | 48 631,55 Mark |
| | 107 499,35 Mark |
| Eine Position „Verschiedene Sitzungen" | 4 412,64 Mark |
| Gesamtkosten für Sitzungen im Jahre 1928 | 13 969,60 Mark |

Alle Anfragen, auf wieviel Personen sich die Gehälter der höhern Beamten verteilen, wieviel auf den Einzelnen entfalle, prallten an der unüberwindlichen Schutzmauer des Verwal-

tungsrates ab, der durch seine vorher erteilte Genehmigung für alle erklärungsbedürftigen Ausgabepositionen einen hinreichenden Grund zur Verweigerung sachlicher Auskünfte geschaffen hatte. Es muß hier mit aller Deutlichkeit ausgesprochen werden: das Vorlegen eines Jahresabschlusses vor einem Gremium von Schauspielern, die nüchternen Zahlen weder Verständnis noch Interesse entgegenbringen, ist eine lächerliche Farce. Aber es soll hier nicht an Dingen Kritik geübt werden, die bereits länger zurückliegen, sondern ich will nur zeigen, daß, wenn auch nicht formell, so doch tatsächlich das Präsidium und der Verwaltungsrat in Finanzdingen diktatorisch und unkontrolliert wirtschaften. Kein Wunder, daß die Genossenschaftsleitung sich auch künftig nur ihrem so überaus bequemen „Kontrollorgan", wie es die Vertreterversammlung darstellt, und nicht der Öffentlichkeit gegenüber verantworten will. Da aber die Genossenschaft aus Veranstaltungen, aus Zuschüssen des Reichs, des Staates und der Kommunen in nicht unerheblichem Maße Mittel der Allgemeinheit für sich in Anspruch nimmt, muß dieser Schleier einmal gelüftet werden. Die Bilanz 1928 weist auf der Passivseite einen Posten Wohlfahrtskasse mit 108 034,21 Mark auf. Davon sind Darlehen mit 80 452,79 Mark bereits in Abzug gebracht, es bleibt ein Bestand von 27 581,42 Mark.

Nach den jetzigen Angaben der Genossenschaftsleitung über die Erschöpfung aller Wohlfahrtsmittel dürfte die Bilanz 1930 für diesen Posten überhaupt keinen Bestand mehr aufweisen. Wir verlangen zu erfahren, wofür das Geld verausgabt worden ist. Für die Zwecke des Schauspielerheims sind in zwei Jahren als ausgegeben verbucht rund 60 000 Mark. Mir liegt eine unterschriebene Erklärung des frühern Ökonomen sowie des Vertrauensmannes dieses Heims vor, daß nach vorsichtigen Angaben die dem Heim an sich zugeflossenen Beträge höchstens 40 000 Mark erreichen. Die durchschnittlich monatlichen Erwerbslosen-Tourneen haben regelmäßig mit Fehlbeträgen geendet. Die Tournee „Kyritz-Pyritz", mit einem besonders hohen Mitgliederbestand von dreiundzwanzig Personen, bei einer Reisedauer von rund drei Wochen hat nach den eignen Angaben des Bezirksobmanns Bernhardy ein Defizit von über 12 000 Mark erbracht. Es wurden keine übertrieben hohen, sondern nur die Mindestgagen bezahlt. Die Tournee „Entführung aus dem Serail", die nach zehn Tagen abgebrochen wurde, hat gleichfalls einen Fehlbetrag von annähernd 10 000 Mark gebracht. Gewiß, es soll gar nicht bestritten werden, daß für alle Ausgaben Unterlagen vorhanden sind, aber sind diese Belege auch kritisch geprüft worden? Wanderbühnen verdienen doch manchmal sogar an ihren Unternehmungen. Bei den Genossenschaftsvorstellungen im Rahmen des Theaters höherer Schulen sind unverhältnismäßig hohe Zuschüsse des berliner Magistrats erforderlich. Die Reisen der Präsidenten, im ‚Neuen Weg' mit zweihundertdreiunddreißig Tagen im Jahr 1930 angegeben, erfordern außer Reisegeldern, freier Unterkunft und Spesen noch Tagesgelder von 40 Mark pro Person. Mit dem bereits erfolgten einfachen Dementi ist das nicht abgetan. Wenn diese Angaben nicht stimmen sollten, wollen wir wissen, was diese Reisen kosten. Die Präsidentengehälter sind offen-

bar mit Rücksicht auf die jetzt so schwere Notlage erhöht worden. Herr Wallauer bezieht 1800 Mark, Herr Otto 1600 Mark monatlich. Falls diese Zahlen nicht stimmen sollten, bitten wir um Gegenangabe. Bis zum Jahr 1929 war das Amt des zweiten Präsidenten ein unbesoldetes Ehrenamt. Die Vertreterversammlung hat in ihrer Ahnungslosigkeit einer Satzungsänderung zugestimmt, wonach der zweite Präsident besoldet werden kann. Und prompt wurden die Bezüge festgesetzt. Die höchsten Funktionäre haben bei ihrem beträchtlichen Einkommen Darlehen und Vorschüsse erhalten, die in die Tausende gehen. Aus welchen Mitteln? Was bezieht Frau Grete Ilm an Spesen? Wieviel hat sie Darlehn erhalten? Wenn beamtete Funktionäre mit hohen Bezügen den ihrer Verwaltung überlassenen Wohlfahrtsgeldern persönliche Darlehen oder Vorschüsse entnommen haben sollten, so wären das bedenkliche Fälle von Interessenkollision. Es entbehrt nicht eines besondern Beigeschmackes, daß eine an den Verwaltungsrat gerichtete Beschwerde über die hohen Vorschüsse des Herrn Wallauer und der Frau Ilm mit einem formellen Brief beantwortet worden ist, der als einzige Unterschriften die Namen Wallauer und Ilm trägt. Was hat der ehrenamtlich tätige berliner Bezirksobmann Bernhardy für Einnahmequellen, die es ihm ermöglicht haben, eine Villa in Klein-Machnow zu beziehen, nachdem er deren Vorbesitzerin, die niemals etwas mit dem Theater zu tun hatte, unberechtigterweise in die Genossenschaft aufgenommen hatte?

Inzwischen steigt draußen die Not. Täglich drängen sich Hunderte in den unzureichenden Räumen des Bühnennachweises und der Filmbörse. 500 Mark monatlichen Zuschuß für das Schauspielerheim sind nicht aufzubringen. Das Präsidium schweigt weiter und hat nur gegen mich ein Ausschlußverfahren eingeleitet, weil ich „das Ansehen der Genossenschaft in gröblicher Weise geschädigt habe." Ich glaube, das Ansehen der Genossenschaft wird durch die geschädigt, die sich weigern, auf Anfragen präzise Auskünfte zu erteilen und die viele Hunderte von erwerbslosen Kollegen tatenlos und ohne Notwendigkeit weiterer Verelendung entgegengehen lassen.

*

Das Präsidium der Bühnengenossenschaft versucht, Frau de Neuf mit allen Mitteln mundtot zu machen, statt den Streit in aller Öffentlichkeit zu bereinigen. So hat man eine einstweilige Verfügung erwirkt, nach der Frau de Neuf untersagt wird, zwei bestimmte Punkte öffentlich zu erörtern. Der Artikel war bereits im Druck, so daß eine Änderung aus technischen Gründen unmöglich wurde. Auch soll die Genossenschaft von ihren Angestellten eine eidesstattliche Versicherung verlangt haben, daß sie Frau de Neuf keine Informationen zugehn ließen. Mit andern Worten: wer nicht unterschreibt, kann fliegen, wer unterschreibt, kann unter Umständen eine falsche Erklärung abgeben. Wie schwach muß doch die Position der Genossenschaft sein, wenn sie keine andern Mittel weiß! Die Bühnengenossenschaft ist eine Gewerkschaft, die in erster Linie die Interessen ihrer Mitglieder wahrzunehmen hat. Wenn sie nur dekorativen Zwecken dienen will, dann ist sie überflüssig. Und wenn sie nicht einmal pro Monat fünfhundert Mark für das Heim zur Verfügung stellen kann, wo monatlich allein von den Erwerbslosen wenigstens 1200 Mark gezahlt werden, dann sollte sie lieber den Konkurs anmelden.

# So verschieden ist es im menschlichen Leben!

von Peter Panter

Ich reiste im Traum nach Kottbus und ließ dortselbst meine Handtasche stehen. Jetzt muß ich zurückträumen und sie holen.

*

Willst du eine reizende Damenbekanntschaft machen? Vergiß, dich zu rasieren.

*

Die Militaristen irren. Es ist gar nicht die Aufgabe der Pazifisten, sie zu überzeugen — sie sollen vielmehr in einem Kampf, der kein Krieg ist, besiegt, nämlich daran gehindert werden, über fremdes, ihnen nicht gehöriges Leben zu verfügen. Man mache sie unschädlich; einzusehen brauchen sie gar nichts. Ich bin für militaristischen Pazifismus.

*

Die meisten berliner Theater- und Cabaret-Abende gehören dem einen oder dem andern Typus an: jüdische Hochzeit oder münchner Atelierfest.

*

Die Apologetik der katholischen Kirche —: das ist wie ein Luftschiff auf Rädern.

*

„Wozu noch Lust? Ich liebe ihn doch!" Da war sie neunzehn Jahre. „Wozu noch Liebe? Sie belustigt mich doch!" Da war er vierzig Jahre. Als sie fünfzig wurden, kam er in die zweite Jugend und liebte, wieder. Sie hatte nie aufgehört, zu lieben.

*

Ein boxender Buchhändler, der mäßige Vorträge über Plato hält —: kein Mensch hörte danach hin. Zieht sich aber derselbe Mann einen Kaplansrock an: dann bibbert das Publikum. Bei den Männern tauchen die alten Kinderideen von der Größe der Kirche auf, und die Damen denken: „Darf er? Er darf nicht. Tut ers? Wenn ja, mit wem? Und warum nicht mit mir?"

Wie interessant kann doch Plato sein!

*

Solch ein friedliches Land —! Da tragen die Polizisten noch Säbel.

*

Welche Hochachtung hat doch der Franzose vor der Sprache! „Il a trouvé ce mot . . ." Das Wort war vorher da; der Autor hat es nur gefunden.

*

Es gibt Auslandskorrespondenten, die wollen die fremden Völker, zu denen man sie geschickt hat, nicht erkennen. Sie wollen sie durchschauen.

*

Manche Schriftsteller sammeln große Männer. „Haben Sie schon Mussolini? Ich habe ihn doppelt!"

*

Sie sprach so viel, daß ihre Zuhörer davon heiser wurden.

*

Nie geraten die Deutschen so außer sich, wie wenn sie zu sich kommen wollen.

*

Er besuchte alle Premieren — nicht aus Liebe zur Kunst, sondern um als Erster Nein sagen zu können.

*

Lungenhaché... das sieht aus wie: „Haben Sie das gegessen oder werden Sie das essen?"

*

Zwei Kriegsminister: Churchill kann Trotzki nur verhöhnen. Aber Trotzki kann Churchill mitdenken.

*

Gott schuf Kluge, Dumme, ganz Dumme und Geschäftsführer der SPD-Presse.

*

Die Engländer werden mit ihren Arbeitslosen nicht fertig; die Franzosen quälen ihre Strafgefangenen, die männlichen in Guyana und die weiblichen in Rennes, daß es einen Hund jammern kann; die Jugoslawen quetschen mißliebigen Politikern die Fingernägel ab, die Ungarn den ihren die Hoden, und die Rumänen befassen sich liebevoll mit den gefangenen Frauen — alle, alle aber sind sich darin einig, daß das Sowjetsystem ein verrottetes System sei. So verschieden ist es im menschlichen Leben!

---

# Mathilde, aber eingerahmt von Erich Kästner

Es lebe das Großreinmachen!
Man findet, wenn man säubert und siebt,
Briefe und Bilder und andere Sachen,
die es eigentlich gar nicht mehr gibt.

Vorgestern habe ich über zwei Stunden
in meinen Schreibtischfächern gekramt.
Ganz unten links hab ich dich gefunden:
Visitformat, schwarz eingerahmt.

Ein Bild von dir mit sieben Jahren.
In einem Kieler Matrosenkleid.
Mit hohen Stiefeln und langen Haaren.
Ich dachte,, Gott, vergeht die Zeit.

Als wir uns kannten, ach Mathilde,
warst du bereits dreimal so alt
wie auf dem kleinen alten Bilde
und dientest mir als Aufenthalt.

Ich sah dem Photo in die Augen.
Dein Kinderblick war treu und echt.
Wann fingst du an, nichts mehr zu taugen?
Als wir uns kannten, warst du schlecht.

Als kleines Mädchen gut und milde,
mit zwanzig Jahren ein Stück Mist!
Hast du dich je gefragt, Mathilde,
wie es dazu gekommen ist?

Du lagst mir damals auf der Tasche,
bei andern Herrn lagst du im Bett.
Ich soff den Kognak aus der Flasche
und wurde langsam zum Skelett.

Ich lernte heimlich scheibeschießen.
Ich lag die Nächte ohne Schlaf.
Es kam zu keinem Blutvergießen.
Du gingst, eh ich ins Schwarze traf.

Auf das, was war, fiel Staub und Puder.
Vorbei. Ich will nichts mehr von dir.
Jedoch dein Kinderbild, du Luder,
das stell ich morgen aufs Klavier.

# Bemerkungen

## Die Rotstift-Schere

Die Kämpfe, die Heine und Börne gegen die Zensur auszufechten hatten, standen unter dem Zeichen des Rotstifts. Der Zensor strich.

Die Kämpfe, die der Film gegen die Zensur auszufechten hat, stehen unter dem Zeichen der Schere. Der Zensor schneidet.

Eine Pressefreiheit gibt es nicht, so man nämlich fragt: „Frei wovon?" Eine Buchfreiheit gibt es so einigermaßen. Jedesmal aber, wenn die Technik ein neues Mittel zur Reproduktion von Meinungsäußerungen erfunden hat, fährt den reaktionären Stieseln ein Schreck ins Gebein. Und jedesmal fallen auch prompt die sogenannten Fortschrittsparteien auf diesen Schreck herein. „Man kann doch aber nicht jeden Film..." Genau, genau so hat einst die fromme Geistlichkeit gesprochen, als die Buchdruckerkunst aufkam und jedes Buch das Imprimatur des Erzbischofs oder seines Landesherrn tragen mußte; damals druckte man nur mit allerhöchster Erlaubnis. Es hat lange gedauert, bis sich die gedruckte Literatur aus diesen Fesseln befreit hat.

Was Radio und Film heute produzieren, ist chemisch gereinigtes Zeug, das seinen Naturgeschmack verloren hat. Der Aether ist eine einzige große Kinderstube, die Filmleinewand ein Sabberlätzchen, das man dem Baby Masse vorgehängt hat. Immer hübsch ein Löffelchen nach dem andern und nur Milchbrei.

Es ist, wie am Beispiel des Buches zu sehen, einfach dummes Zeug, zu sagen, daß die gewöhnlichen Strafgesetze nicht ausreichten. Natürlich ist ein Bild eindrucksvoller als der Buchstabe. Wenn aber wirklich Schweinereien photographiert werden oder Roheiten oder Beleidigungen, so kommt man mit dem Strafgesetz allemal aus. Rundfunk und Radio sind in Mitteleuropa in der Hand der herrschenden Klasse, und da sind sie nicht gut aufgehoben: sie verbiegt die neuen Instrumente, so daß sie lange nicht alles hergeben, was sie hergeben könnten.

Was jene flaue Ausrede von der „Gesinnung der Andersdenkenden" angeht, „die man nicht verletzen dürfe", so ist das Unfug. Man gewöhne die Herren Schulze und Levi daran, daß sie einen Film, der ihnen nicht gefällt, links oder rechts liegen lassen, und daran, daß man eine Antenne auch erden kann. Die Diktatur dieser Mittelmäßigkeiten ist beinah so schlimm wie der kaum noch verhüllte Fascismus, der im Film und im Radio wütet. Diese Zensur besteht aus Frechheit und aus Angst.

Sie hat nicht einmal System.

Der einzige Pol in der Verbote Flucht ist die deutliche Tendenz gegen links: die Aktien könnten wackeln, wenn jemand einmal aufzeigt, was an der Fabrikation einer Glühlampe nun wirklich verdient wird. Vom „Thema" darf nicht gesprochen werden, sagte jener kaiserliche Schutzmann, ergriff seinen Helm und löste die Versammlung auf. Sonst ist aber von einem Grundgedanken bei dieser lächerlichen Zensur nichts zu merken. Oft ist die Kirche beleidigt, das ist sie ja immer, und ein Scherzgedicht wie das von Klabund über die Heiligen Drei Könige darf zwar gedruckt werden, allerdings nicht ohne daß der Sozialdemokrat Braun in einem jämmerlichen Entschuldigungsschreiben an das Zentrum die Verse „unflätig" nennt — o, Bebel, Bebel! Aber das Gedicht darf nicht im Rundfunk verbreitet werden. Jede Erklärung dieser Inkonsequenz ist eine Lüge: Rundfunk und Film sind einfach wirksamer als das Buch und haben sich noch nicht ihre Freiheit erkämpft. Also kann man sie knuten, also kann man sie zensurieren.

Lest Bücher! Sie sind kleine Inseln der Freiheit im Meer der Zensur.

*Ignaz Wrobel*

## Lämmle lästert Gott

Am 16. Februar 1931 hat mich das gemeinsame Schöffengericht in Zwickau wegen Vergehens gegen § 166 StrGB. (Gotteslästerung) zu vier Monaten Gefängnis verurteilt, nachdem dasselbe Gericht vorher freigesprochen, das Reichsgericht dieses Urteil aber wieder aufgehoben hatte. Wiederholt wurde an dieser Stelle über den Prozeß berichtet. Die für den 21. Mai anberaumte Berufungsverhandlung steht, da diese Zeilen geschrieben werden, noch bevor, ihr Ausgang ist jedoch für das, was hier berichtet werden soll, gleichgültig.

Die satirische Skizze „Zwischen zwei Halunken", die die angebliche Gotteslästerung enthält, stammt von Paul Körner, einem kommunistischen Schriftsteller aus dem Kreise der ‚Linkskurve'. Sie war übrigens auch in der ‚Roten Fahne' publiziert, ohne daß diese prozessiert worden wäre. Das zwickauer Urteil sieht die Gotteslästerung darin, daß ein sterbender Zuchthäusler als letzten Wunsch äußert, Anstaltsgeistlicher und Anstaltsdirektor möchten rechts und links von ihm Platz nehmen, und als dies geschehen ist, sagt: „Nun kann ich ruhig abreisen. Unser Jesus starb ja auch zwischen zwei Halunken."

Das Bekanntwerden des zwikkauer Urteils vermittelte mir die Bekanntschaft des folgenden schwäbischen Gedichts:

*Em Pfeffer vo Stetta sei letzter Stroich*

Dr Pfeffer hot sei Leaba lang
Zu Lompereia ghet en Hang,
Ond so ist ear ao blieba,
Hot Schultheß, Pfarr und Gmoinderät
Ond de ganz Welt fer Narre ghet
Ond nex als Possa trieba.

Jetz leit 'r uf am Taotabett,
Jetz, mo-n-er so gern 's Leaba hätt'!
Dr Pfefferle vo Stetta!
Dr Teufel holt da Schendersknoch,
Jetz pfeift 'r uf am letzta Loch,
Jetz goht 'r bald ge'flöta!

Sei Geigle hangt selt an dr Wa'd,
Ach Gott, wia schwach ist Kopf und Ha'd
So'st tät r's no mol langa,
Sei Weib ond seine Kender send
Äll bei-n-ehm, jedes wart ufs End
Ond tuat se weagam blanga!

Do aoxt 'r: „Hol da Pfarrer rom,
Sag ao em Schultheß, daß 'r komm,
Saisch, i wöll Frieda schließa!"
Ond mo dia zwe no do gwea send,
Nemmt ear oin reachts, oin lenks, no hent
S'ehm ällbed d' Ha'd gea müassa.

„Gottlob ond Dank 'etz!" hot 'r gsait,
„Wenns jetzet goht en d' Ewichkeit,
No ka-n-i-et verderba!
Jetz goht mrs wia am Heiland no,
Dear hot ao müassa zwischa so
Zwe Übeltäter sterba!"

Dieses Gedicht stammt von August Lämmle, der ihm indessen nur die Form gegeben haben dürfte, da es sich um eine Volksanekdote handelt, die im Schwäbischen nicht nur allgemein bekannt, sondern auch hier und dort Schullektüre gewesen ist. Lämmle selbst ist im stuttgarter Landesamt für Denkmalspflege tätig und keineswegs wegen Gotteslästerung vorbestraft. Das Gedicht ist nachzulesen in seiner bereits vor dem Kriege erschienenen Sammlung „Schwobabluat", Verlag Eugen Salzer, Heilbronn. Das Buch ist gedruckt im Christlichen Verlagshaus G. m. b. H. Stuttgart.

So sehen heute Gotteslästerungen aus.

*Walther Victor*

## Das Bild an der Wand

Als die modernen Innenarchitekten die Samtvorhänge, Etageren, Gipsgekröse und Holzdrehereien die Treppe hinunterwarfen, weil es galt, aus theatralischen Prunkräumen wieder

die machine à habiter zu machen, da kratzten sie auch die Bilder von der Wand. Das war gut so, denn die Menschen hatten vergessen, was eine Wand, was gar die Schönheit einer Wand sei, und man mußte sie ihnen wieder einmal ganz nackt zeigen. Jetzt aber darf der Bildersturm abflauen, denn er hat seine Schuldigkeit getan. Wir wissen jetzt, daß das Bild die Wand nicht überwuchern und zerstören darf, sondern daß es dazu dienen kann, sie zu gliedern und zu unterstützen. So wie man längst wieder begonnen hat, die Wände durch farbige Flächen aufzuteilen, weil man einsieht, daß die völlige Leere ebenso formlos ist wie die altbürgerliche Dschungeleinrichtung, so fürchtet man sich nicht mehr vor dem Bild, sondern sucht es.

Was aber der Architekt erlaubt, scheint vielen Kunstfreunden verwerflich. Sie sagen, daß man früher die Kunst zum Wandschmuck degradiert habe, daß man die Forderung, sich mit ihr auseinanderzusetzen, abgegolten habe, indem man ihr als Aftermieterin Kost und Logis in seinem Heim einräumte. Ein Gemälde immer vor sich zu haben, sei ebenso schändlich, als wenn man Tag und Nacht immer wieder dasselbe Musikstück spiele. Also solle man die Bilder wie Kakemonos zusammenrollen oder aber alle paar Tage andre an die Wand hängen. Diese Meinung entspringt gutem Willen aber schlechter Psychologie. Denn nicht alles, was objektiv da ist, ist auch subjektiv immer da! Wir sind in unsrer Wohnung ja keine Neuankömmlinge, mustern sie ja nicht unaufhörlich, und so kann das Bild an der Wand hängen und schweigen und bescheiden seinen Dienst tun als ein Stück unsrer Lebensform — wir werden es oft wochenlang überhaupt nicht bemerken, und ab und zu, in einem guten Augenblick, wird es uns bereit finden, und wir werden es sehen. Wer Bilder im Schrank versteckt, ist ein instinktloser Dogmatiker, und wer den Wechselrahmen empfiehlt, ist ebenso verdächtig wie einer, der für verstellbare Wände und versenkbare Betten schwärmt. Denn ob einer das Bedürfnis nach einer festgeformten Umgebung hat, das verrät, ob er das Leben wichtig zu nehmen versteht.

Also Bilder an die Wand! Aber woher das Geld dazu nehmen, solange der Maler sein Werk in einer Auflage von einem einzigen Exemplar herausbringt! Selbst ein ganz unbekannter Künstler muß zweihundert Mark für ein Bild verlangen, und wenn wir die aufbringen, so tun wir es mit Be-

dauern, weil wir lieber einen Cézanne, einen Corinth, einen Kokoschka hätten. Das ist weder Snobismus noch Verrat an der jungen Kunst, denn es fällt ja beispielsweise auch den jungen Schriftstellern niemals ein, darüber zu schelten, daß sich die Bücherfreunde nach wie vor Goethes Werke in den Schrank stellen. Wer aber liefert uns Meisterwerke zu erschwinglichen Preisen?

Die Ausstellung der Piper-Drucke, die jetzt in Berlin zu sehen war, gibt darauf eine bemerkenswerte Antwort. Wer den Ausstellungsraum betrat, prallte fast zurück vor so viel leuchtender Schönheit, vor dieser erlesenen, gesiebten Kollektion von Meisterstücken, wie sie kein Museum der Welt zu bieten hat. Van Goghs feuriges Kornfeld und Holbeins edle Männerköpfe. Rembrandts grinsendes Altersporträt und Pieter Bruegels buntes Figurenspiel vor blauen Bergen, Hendrickje und Olympia, Hille Bobbe und der Kaufmann Gisze, zwei der herrlichsten Frauenporträts — eins von Veneziano und eins von Corot, und das Protektorat hat Liebermanns Hindenburg. Reproduktionen, gewiß, und wer die gute Gewohnheit hat, Bilder mit der Nase anzusehen, wird in zwanzig Zentimetern Entfernung vor diesen Drucken erschrecken wie vor einer täuschend gearbeiteten Wachsfigur, aber grade dies Entsetzen beweist am besten, wie unheimlich nahe der Wirklichkeit hier die Technik gekommen ist. Nichts von der trübseligen Stumpfheit der alten Öldrucke, nichts von der widerwärtigen Verfälschung der Farbtöne durch Reduktion auf wenige unpassende Farbplatten! Ob man zu genießen oder zu lernen wünscht — diese Reproduktionen enttäuschen nicht. Sie geben Renoirs Sonnengeflimmer ebenso treu wie die kalkige Strenge eines alten Holländers, den flotten Oberflächenstrich des Frans Hals wie den leidenschaftlich furchenden des van Gogh. Man kann nachspüren, wie Cézanne in hundert Tönungen seine Palette abtastet und wie Cranach mit haardünnen Weißstrichelchen Glanzlichter setzt. Das unbekümmerte Leuchten der modernen Bilder ist getroffen und die distanzierende Patina der alten. Sehr häufig ist das Originalformat gewahrt, und nur in einzelnen Fällen wird durch Verkleinerung die Wirkung geschwächt und verändert. Der Preis dieser Reproduktionen ist immer noch hoch, zwischen fünfundzwanzig und vierzig Mark, aber was man dafür erhält, ist mehr als eine ungefähre Erinnerung an ein unersetzliches Original. Was mancher in vollgehängten Museumssälen, erschreckt durch ausgedörrte Kopistinnen, bärbeißige Aufsichtsbeamte und die hallenden Predigten durchgeistigter Studienrätinnen, nicht recht erreichen kann, das wird sich im ungestörten Zusammenleben mit einem einzelnen Werk vielleicht ergeben: die beglückende, bildende Transfusion eines genialen Weltbildes.

*Rudolf Arnheim*

### Zu Upton Sinclairs Erfolg

Mit seinem neusten Roman „So macht man Dollars" hat Upton Sinclair das Musterbeispiel einer Reportage geliefert: spannend von Anfang bis zu Ende, voll äußrer Sensationen — aber ohne jeden Ansatz zu tieferm Eindringen in die Struktur der Aktion und der Akteure. Ein ungeheures Tatsachenmaterial

wird gesichtet und geordnet, Stein auf Stein getürmt, und so baut sich eine Handlung auf, die zu verfolgen dem Leser nur allzu leicht wird. Nie zeigt Sinclair, was sich hinter der Oberfläche verbirgt. Gezeigt wird nur die Fassade, wenn auch mit allen ihren Einzelzügen, gewissermaßen unter dem Mikroskop. Aber warum vermag das nicht hinzureißen, dem Leser ein Ja oder Nein abzuringen?

Es wäre albern, von Sinclair zu verlangen, er solle stets mit erhobenem Zeigefinger auf die Verwerflichkeit seiner Figuren hinweisen und Abhilfe fordern. Eine aufrüttelnde Wirkung könnte seine untadelige Gesinnung nur dann haben, wenn Sinclair vermöchte, seinen Menschen und Dingen die Haut abzuziehen und die Nerven bloßzulegen. Dieser vollkommene Mangel an Psychologie ist es, der Sinclairs Bücher immer wieder auf die Ebene hochbegabter Reportage herabdrückt. Wir Europäer sind von einer manchmal fast krankhaften Motivierungssucht, die wir aber gegen einen psychologischen Primitivismus lieber nicht eintauschen wollen. Der Eindruck drängt sich auf, daß Sinclair von seinen Landsleuten allein die sozialistische Gesinnung unterscheidet. Ketzerisch, auszusprechen, daß der Fundus seines Denkens und Glaubens nicht stärker ist als der des Denkens und Glaubens seiner Romanfiguren? Aber kratzt doch einmal die Gesinnung ab, ihr werdet dahinter den gleichen Hohlraum finden. Sinclairs Bücher sind immer vordergründig, soweit sie nicht theoretischer Natur sind. Das steht aber hier nicht zur Debatte.

Darum ist es verkehrt, Sinclairs Beliebtheit der Überzeugungskraft seiner Gesinnung zuzuschreiben. Eine so intensitätslose Gesinnung wird immer ohne Wirkung bleiben. Was wirkt, ist allein die meisterhafte Wiedergabe der Oberfläche. Aber erst wer zum Kern der Dinge und der Menschen vorstößt, die innern Gesetze ihrer Handlungen aufzeigt, sie analysiert, erst der vermag sein Bild abzurunden und seinem Wollen Gewicht zu verleihen. Bei Sinclair bleibt alles flächig, und das Gesinnungsmäßige läßt kalt. Der Nichtprimitive wird sich bei ihm auf die Dauer langweilen. Es ist alles so leer, dieser schnurgrade Ablauf der Geschehnisse. Und was nutzt schließlich alle Forderung, aller gute Wille, alle Besserungsabsicht, wenn der Funke nicht überspringt, weil der Antriebsstoff fehlt. Sinclair ist — verzeiht, ihr Herren — ein businessman der Seele. Und es wäre gut, die Verehrung auf das richtige Maß zu bringen: Respekt vor der Erzählungskunst, vor der Aufrichtigkeit seines Wollens — aber Klarheit darüber, daß wir es hier nur mit einem außerordentlich talentierten Reporter ohne viel Substanz zu tun haben.

*Walther Karsch*

### Die Trauerkunde

Vor Jahren einmal, im Café des Westens, saßen wir mit Rudolf Johannes Schmid. Man erzählte: Rezniczek, der Simplicissimus-Zeichner, sei gestorben.

Rudolf Johannes schüttelte ungläubig den Kopf. „Gestorben ... Zu einer so ernsten Handlung ist der Mann viel zu oberflächlich."

*Roda Roda*

**Ewiges Lied der Toten**

Wieder wachsen harte Sterne
an den grauen Himmel eurer Gassen.
Winde stehen auf,
Mädchen erblühen mit frühen Tränen
in den lauten Hallen der Fabriken.

Und wie ehedem fahren
die geschäftigen Bahnen,
sehen verlassne Kinder
mit hungrigen Augen
in eine fremde Welt.

Der Rauch steiniger Schlote
beizt eure verwitterten Schläfen;
von fern nur duftet draußen die Landschaft,
herbe und rein, reifende Trauben,
staubiger Wein hängt an rotem Spalier.

Uns aber decken Dünen und Hügel,
knorriges Unterholz,
Schollen so weich
und vom Pfluge durchzogen. —
Letzter Gedanke im Feldhospital,

dämmerndes Sterben, morphiumleicht,
hängt uns noch an, leiser Geruch.
Jetzt nur noch flüchtiger Schatten,
hausend in fremden Träumen,
in eines Kindes Abendgebet,
einer Mutter vergilbten Tränen.
Kaum noch geliebt, und entrückt,
Opferrauch, blaß schon am Himmel verschwelt.
Aus dem Dickicht der Schmerzen
nie mehr tretend in eure Kammern:

Ewig verhaßter, verschollener Sohn!

*Alfred Prugel*

**Weib unterm Hammer**

Pfandversteigerung

Am Mittwoch, dem 29. April 1931, vormittags 11 Uhr, werden durch mich in der Pfandkammer Dircksenstraße 43/44

1 Ölgemälde, welches angeblich von Böcklin stammt und eine Frauensperson darstellt, gemäß § 1235 BGB.

ferner zwangsweise:

1 Posten besserer Möbel, Bureaumöbel, Schreibmaschinen u. a. m., 1 Persianermantel mit Skunksbesatz (neu)

öffentlich meistbietend gegen sofortige Barzahlung versteigert.

*Gohdes, Obergerichtsvollzieher, Berlin W 57, Großgörschenstraße 27.*

# Hinweise der Redaktion

## Berlin

Arbeiter-Theater-Bund Deutschlands. Freitag 20.00: Pharussäle, Müllerstr. 142. Gegen die Unterdrückung des Arbeitertheaters. Es sprechen: K. A. Wittfogel, Paul Friedländer, Artur Pieck, Ernst Schneller.

## Bücher

Kurt Heuser: Die Reise ins Innere. S. Fischer, Berlin.
Hugo von Hofmannsthal: Die Berührung der Sphären (Aus dem Nachlaß). S. Fischer, Berlin.

## Rundfunk

Mittwoch. Mühlacker 19.15: Kleine Prosa von Max Barth: — Königswusterhausen 19.20: Der neue Stil in der Kunst, Schultze-Naumburg und Prof. Waldmann. — Donnerstag. Breslau 20.30: Treibjagd von G. W. Pijet; anschließend Diskussion zwischen Siegfried Marck, H. H. Adler, R. Reiße und G. W. Pijet. — Langenberg 21.00: Stierkampf von Rudolf Leonhard. — Berlin 21.30: Querschnitt durch Jack London von Hermann Kasack, Edlef Köppen. München 21.55: Jacob Haringer liest. — Mühlacker 22.50: Rhapsodie aus Gedichten von Hermann Hesse. — Freitag. Berlin 17.30: Georg Schwarz spricht über Erik Regers Union der festen Hand. — Mühlacker 21.00: Renaissance, Barock, Rokoko. — Hamburg 21.15: Brigade-Vermittlung von Ernst Johannsen. — Sonnabend. Berlin 19.00: Justiz und Presse, Alfred Unger und Rudolf Olden. — Mühlacker 19.45: Erlebte Geschichten, Marieluise Fleißer.

# Antworten

**Sozialdemokrat.** Zu dem Konflikt in der Volksbühne hat dein ‚Vorwärts' nach einigen recht reservierten diplomatischen Tastversuchen jetzt durch Robert Breuer sehr dezidiert Stellung nehmen lassen. Herr Breuer bringt mit sehr geschickter Dialektik die Sache auf eine im Grunde doch allzu primitive Formel: „Wahrung der Disciplin für jedermann... und die Ausschaltung derer, die das Vereinsleben der Volksbühne nichts angeht." Womit Karl Heinz Martin bedeutet werden soll, daß er es nur mit den berufenen Instanzen der Volksbühne zu tun hat und nicht berechtigt ist, außerhalb dieses Kreises Sukkurs zu machen. Diese Auffassung wäre zutreffend, wenn es sich um den Theaterverein Apollo 1904 handelte, einen Verein, der geschlossene Vorstellungen arrangiert. Die Volksbühne ist mit Recht nicht so bescheiden, sondern wendet sich mit ihrer Vorstellung an eine Öffentlichkeit, die weit über ihr organisatorisch faßbares Territorium hinausgeht. Und es gibt überhaupt keine Sache des Geistes oder der Kunst, die eine Angelegenheit des Vereins bliebe, auf dessen Boden sie gewachsen ist. Herr Breuer setzt ein eisernes Vertrauen in die „Ordner", daß sie die künstlerische Freiheit Martins nicht antasten, aber, gesetzt, die Herren „Ordner" selbst erhielten Zuzug von Elementen, die bisher in der Volksbühne fremd waren, etwa antisemitisch-nationalistischer Art, würde Herr Breuer auch dann noch sagen: „Dieses ganze demokratische System der Volksbühne und dessen Handhabung bleibt die alleinige Angelegenheit der Mitglieder" —? Würde er dann nicht auch in die demokratische Presse gehen, überallhin, wo man der Volksbühne, auch als Nichtmitglied Freundschaft und Verständnis entgegenbringt —? Man muß also mit dem Argument, Nichtmitglieder haben nicht mitzureden, vorsichtiger umgehen, als es Herr Breuer tut. Im übrigen aber täte dein ‚Vorwärts' gut, sich nicht so entschlossen auf die Seite des Vorstandes und der „Ordner" zu stellen. Die Volksbühne ist keine sozialdemokratische Parteisache, und auch unter den sozialdemokratischen Mitgliedern der Volksbühne ist die Meinung über die Ursachen dieses Konfliktes sehr geteilt. Mit richtigem Instinkt hat sich der ‚Vorwärts' zunächst zurückgehalten. Jetzt, wo Herr Breuer von den „Ordnern" etwa so spricht, wie Cäsar von der zehnten Legion, ist von dieser vernünftigen Taktik leider nichts mehr übrig geblieben.

**Max Reichardt-Verlag, Freiburg i. Br.,** Talstr. 16. Sie geben eine Anthologie moderner literarischer Chansons heraus. Redaktionsschluß ist am 1. Juni.

**Weltbühnenleser in Zürich.** Geben Sie Ihre Adresse an Herrn Hans Joachim Adler, Zürich 7, Gloriastr. 76, Tel. 20.054, der regelmäßige Zusammenkünfte der züricher Weltbühnenleser in die Wege leiten will.

---

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

**den Abonnementsbetrag für das III. Vierteljahr 1931**

einzuzahlen, da am 10. Juli die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

---

**Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten: es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.**



Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

# Zum Leipziger Parteitag von Carl v. Ossietzky

Der diesjährige Parteitag der Sozialdemokratie in Leipzig ist der ernsteste seit langem, wenn er auch kaum klare Entscheidungen bringen wird. Aber nach einem Jahre von Fehlschlägen und politischem Trabantentum in der Sphäre Brünings, und nachdem sich gezeigt hat, daß auch die Wählermassen nicht mehr geneigt sind, der Partei Blankowechsel auszustellen, muß die Führerschaft darauf verzichten, diesen Kongreß als ein Spektakel mit verteilten Rollen aufzuziehn. Das historische „Schweineglück" der Sozialdemokratie hat inzwischen gründlich die Partei gewechselt.

In frühern Zeiten waren diese Parteitage Stechbahnen des Geistes. Jetzt sind sie schon lange nur noch Kontrollversammlungen, Schaustücke von Funktionären für Funktionäre, mit einer sorgsam rationierten Opposition. Das geht diesmal nicht so leicht, und die Hochmögenden müssen schon etwas weiter ausholen und Fragen zulassen und beantworten, die noch vor kurzem als linkeste Ketzerei verlästert gewesen wären. So wird man vermutlich mit den neun „Disziplinbrechern" glimpflicher verfahren, als dies noch kürzlich der Fall gewesen wäre. Man wird sie nicht gleich an den Galgen schleppen, sondern es nochmals beim Rade bewenden lassen. Das Ergebnis der oldenburgischen Wahlen ermutigt nicht grade zu einem Scherbengericht gegen die Neun, die gegen den Panzerkreuzer stimmten. Im Gegenteil, die bessern Taktiker unter der kompakten Majorität werden diesen Oppositionellen innerlich vielleicht dankbar sein, daß sie der Welt das so kompromittierende Schauspiel einer in dieser Frage geschlossenen Sozialdemokratie erspart haben. Es bleibt noch abzuwarten, ob die Klugheit so weit geht, jenen wehrfreudigen Patrioten den Mund zu verbinden, die sich offen zu der Devise: „Lieber mit Groener als mit den Kommunisten!" bekannt haben. Allerdings hat auch die Linke ihre Stunde gründlich verpaßt. Im vergangenen Herbst, nach dem großen Schrecken der Hitlerwahlen, war die Masse der Parteigenossen aufgelockerter als je. Damals war die Partei zu haben. Der Seydewitzgruppe fehlte die Entschlossenheit zu handeln, deshalb muß sie jetzt, anstatt den Kongreß zu beherrschen, sich ihrer Haut wehren, um nicht gemaßregelt zu werden.

Dennoch wird sich die Partei bald zu einer gründlichen Revision entschließen müssen, wenn sie ihre Zukunft nicht an die Kommunisten verlieren will, die zwar noch problemreich genug sind, aber doch die Logik der Situation für sich haben. Grade jetzt, mitten in der Wirtschaftskrise, verkörpert die Kommunistische Partei jene mitreißende Unzufriedenheit, die nicht an kleinen Errungenschaften klebt, sondern neuen Anfang verheißt. Ob die Kommunistische Partei im Endeffekt besseres bietet als die ältere Schwester, soll hier nicht beantwortet werden. Aber sicher ist, daß sie die jungen Elemente immer mehr gewinnt, weil das, was sie zu bieten hat, nicht abgestanden, nicht satt, nicht pharisäisch wirkt. Das Unglück

der Sozialdemokratie ist, daß sie sich gewöhnt hat, alle Dinge von einer mittlern Höhe anzusehen, von der Stelle, wo das Tal winzig klein unten liegt, der Gipfel aber noch in unerreichbarer Ferne ragt, von der Stelle grade, wo man gern seßhaft wird. Nun ist aber in einer Epoche des ungehemmten Gesellschaftszerfalls die Seßhaftigkeit am wenigsten geeignet, als repräsentative Tugend anerkannt zu werden. Die Partei, die von den Gegnern auf der Rechten als die eingefleischte Destruktion und Zersetzung denunziert wird, ist in Wahrheit die einzige, die noch ganz und gar in der Illusion des allerbravsten Ordnungsstaates lebt. Sie behauptet, die Demokratie durch Unterstützung Brünings retten zu wollen, aber sie verkennt dabei, daß die Demokratie unter Brüning zur Fiktion, das Parlament zur Attrappe geworden ist. Daß nicht lebendig erhalten werden kann, was schon nicht mehr lebt und was man nur noch als leeres Abbild besitzt. Wenn die Sozialdemokratie den demokratischen Staat retten will, muß sie ihn neu schaffen, muß sie aber auch ganz andre Trümpfe ausspielen als bisher. Das ist aber nur möglich, wenn sie in die Urgründe sozialer Rebellion zurückgeht, denen sie ihre Existenz, ihren gewaltigen Auftrieb in der Vergangenheit verdankt.

„Republikanisch-legitimistische Haltung", so hat Walther Pahl in den ‚Sozialistischen Monatsheften' die Seelenverfassung der Führerschaft in unübertreffbarer Formulierung genannt. Dieser Legitismus und Fassadenkult, dieser Radikalismus der Embleme à la Hörsing bedeutet die schwerste innere Hemmung für eine neue Aktivierung. Die Partei sehnt sich nach „dem Staat", „der Nation", und fühlt nicht, daß sie dabei ihre einzige wirkliche Lebensquelle verliert: die Klasse. In der Besinnung auf ihre klassenmäßige Grundlage liegt ihre größte Chance, aber hier wird auch der schärfste Widerstand der Honoratioren und Parvenus einsetzen. Wer in der Politik eine Wegmeile Fortschritt durchsetzen will, muß zehnmal so viel fordern. Weil die Sozialdemokratie diese alte Erfahrung vernachlässigt, lebt sie seit Jahr und Tag in einer recht unglücklichen Defensive und sucht den Verlust traditioneller sozialpolitischer Positionen der Arbeiterschaft durch Couloirschacher zu verhindern. Wenn aber die Sozialpolitik auch nur halbwegs in altem Umfange erhalten werden soll, muß mindestens die Nationalisierung von Kohle und Eisen gefordert werden, ebenso wie der agrarische Brotwucher nur gebändigt werden kann durch eine expropriatorische Offensive gegen den Großgrundbesitz. Die Sozialdemokratie verdirbt an der Lumperei der Bescheidenheit. Diese Millionen wohlorganisierter Arbeiter bedeuten keinen Schrecken, kaum ein politisches Druckmittel mehr. Und das ist kein Wunder, denn die Partei mit dem sozialistischen Programm ist die einzige, die in dem wilden sozialen Hin und Her dieser Tage absolut wirtschaftsfriedliche Tendenzen verkörpert und deshalb stets wie eine entbehrliche Größe beiseite geschoben wird. Es ist ein bizarres Schauspiel, daß jede skandalierende Bäckerinnung mehr erreicht als eine Gewerkschaft von Hunderttausenden, deren Klagen nicht über die ministeriellen Vorzimmer hinausdringen.

# Das wahre Griechenland von Hartmut Berlet

Vor einiger Zeit wurden die Fensterscheiben der Griechischen Gesandtschaft in Berlin mit Steinen eingeworfen, die in Proteste gegen die griechische Justiz gewickelt waren. Ein großer Teil der Presse berichtete von diesem Vorfalle, und selbst linksstehende Blätter bezeichneten ihn als ein Bubenstück.

Wer damit die Steinwürfe abtut, kennt nicht den wahren Zusammenhang. Diejenigen, die jetzt in der Presse begeistert über Griechenland berichten, wissen anscheinend auch nichts von der Schmach dieses Landes, besonders in Rechtsprechung und Strafvollzug.

Venizelos hat 1928 durch den Direktor der öffentlichen Arbeiten auf eine Anfrage eines französischen Schriftstellers, ob etwas wahr sei an den Nachrichten über die Verfolgungen der Arbeiter in Griechenland, erwidern lassen:

Erstens: Es gibt keinen einzigen politischen Gefangenen in den griechischen Gefängnissen. Es ist daher ein Widersinn, von einer Amnestie für politische Vergehen zu sprechen.

Zweitens: Es hat im wahren Sinne des Wortes niemals einen Gesetzentwurf zur Verteidigung der Staatsform gegeben, denn sogar der Ausdruck „Verteidigung der Staatsform" steht in absolutem Widerspruch zu dem juristischen System des Landes. Höchstens könne es sich darum handeln, als Spezialdelikt die „revolutionäre Propaganda" zu bestrafen. Und wirklich, von der frühern Regierung ist das geplant worden; aber die Regierung Venizelos denkt nicht daran, etwas Derartiges einzuführen.

Drittens: Koalitions- und Streikrecht ist allen Arbeitern Griechenlands gewährleistet. Eine einzige Ausnahme wurde durch ein Gesetz von 1925 eingeführt in bezug auf die Beamten, und zwar wurde nur ihr Streikrecht eingeschränkt, nicht aber ihre Koalitionsfreiheit.

Viertens: Die Möglichkeit zu Zwangsverschickungen gibt es auf Grund eines Gesetzes von 1924. Mit ihm ist während der Diktatur Pangalos Mißbrauch getrieben worden. Zu Zeiten gab es bis zu zweihundert Deportierte. Aber bei einer Revision des Strafgesetzbuches wird die Deportation abgeschafft werden. Auf jeden Fall wird keine Deportation als Verwaltungsmaßnahme durchgeführt oder eines Gesinnungsdeliktes wegen verhängt. Sie werden nur auf Grund gerichtlichen Urteils und für im Gesetz besonders bestimmte strafbare Handlungen verhängt.

Fünftens: Keine Arbeiterorganisation, ebensowenig eine Unterstützung von Arbeitern ist verboten oder kann in ihrer Aktivität behindert werden, vorausgesetzt, daß die Organisation sich in Übereinstimmung mit ihren Statuten betätigt. Aber selbst wenn das nicht der Fall ist, sind die Gerichte außerordentlich tolerant.

Endlich: „Das sind Probleme, die nicht mit Methoden gelöst werden können, die ich, mit Verlaub, typisch balkanisch nennen möchte."

Am 24. Juli 1929 aber wurde auf Drängen desselben Venizelos das Ausnahmegesetz vom gleichen Tage in der griechischen Abgeordnetenkammer beschlossen. Sein Titel: „Maßnahmen zur Sicherung der Gesellschaft und Befriedung des öffentlichen Lebens in Griechenland" läßt ebenso den Zweck des Gesetzes erkennen wie der Inhalt des § 1: „Wer revolutionäre Propaganda betreibt, wird mit Gefängnis nicht unter sechs Monaten und Verbannung bestraft."

Dieses Gesetz gibt der Justiz die Handhabe, die linksstehenden Organisationen aufzulösen, deren Vermögen und sonstiges Eigentum zugunsten des Staates zu beschlagnahmen und die Führer und Anhänger auf Jahre, viele Jahre unschädlich zu machen.

Und die Justiz weiß dieses Gesetz anzuwenden.

Am 11. Dezember 1930 hat vor dem Schwurgericht in Piräus ein Prozeß gegen die drei Führer der Kommunistischen Partei von Hellas

stattgefunden, dem ich als Mitverteidiger beiwohnte. Die Angeklagten wurden beschuldigt, durch die Presse kommunistische Propaganda getrieben zu haben. Zu dem Prozeßverfahren ist nicht viel zu sagen. Im Saal und vorm Gebäude große Polizeiaufgebote wie bei uns. Man trägt keine Talare; im Verhandlungssaal wird geraucht und Kaffee getrunken, bis die Richter den Saal betreten. Das entspricht den Sitten des Landes. Peinlich berührt es, daß hier, bei einem politischen Delikt, die drei Angeklagten mit Ketten aneinandergefesselt in den Verhandlungssaal geführt werden. Die Besetzung des Schwurgerichts ist die gleiche wie in Deutschland. Damit ist aber nicht geholfen, denn der Einfluß der Geschworenen wird durch die Judikatur beseitigt; Venizoles bedarf nicht eines Herrn Emminger.

Man macht das dort folgendermaßen:

Nach der griechischen Staatsverfassung (Art. 700) müssen alle politischen Delikte von dem Schwurgericht abgeurteilt werden; also unter Ausschluß der Richter entscheiden zwölf Geschworene über die Schuldfrage. Das gleiche gilt von den Delikten, die durch die Presse begangen werden, soweit sie nicht das Privatleben betreffen.

Mit dieser Bestimmung der griechischen Staatsverfassung hat Venizelos früher schlechte Erfahrungen gemacht. Auch in diesem Prozeß merkte man ganz deutlich, daß die Angeklagten Sympathien bei der Mehrzahl der Geschworenen hatten. Über Zuständigkeitsfragen entscheiden jedoch die drei Berufsrichter allein. Der Staatsanwalt beantragte deshalb, die Sache an den Amtsrichter zu verweisen. Hier die wörtliche Begründung: „Es handle sich um kein politisches Delikt, denn die Angeklagten hätten kommunistische Propaganda getrieben; das habe mit Politik nichts zu tun, sondern richte sich gegen das Privateigentum als solches. Allerdings sei zuzugeben, daß das Delikt der Angeklagten durch die Presse begangen sei, da es aber nicht einzelne Staatsmänner oder andre öffentliche Funktionäre wegen ihrer Tätigkeit in der Öffentlichkeit angreife, sondern sich an die Gesamtheit der Bürger wende, welche unter der bestehenden sozialen Ordnung lebten, so betreffe es das Privatleben."

Man möchte meinen, daß auf diesen Unsinn der Vorsitzende seine ernsten Besorgnisse über den Geisteszustand des Anklagevertreters dessen Dienststelle mitteilte. Weit gefehlt. Die drei richterlichen Mitglieder schlossen ich dieser Auffassung an. Und das trotz energischem Protest eines zur Ordnung gerufenen Geschworenen. Sie konnten sich dabei noch auf einen Beschluß des Areopags berufen (Nr. 570/1930 Band B. Berichterstatter Grigerogiannis, der Name verdient der Nachwelt erhalten zu werden). Die Sache wurde also an den Einzelrichter verwiesen. Damit waren die Geschworenen ausgeschaltet und der Ausgang des Prozesses nicht mehr zweifelhaft.

Ist es da noch verwunderlich, daß die politische Amnestie vom Oktober 1929 mit der gleichen Begründung allen wegen kommunistischer Propaganda Verurteilten von den Gerichten verweigert wurde?

Ist es da noch verwunderlich, daß das Berufungsgericht zu Larissa auf die Beschwerde der ‚Arbeiterbörse' gegen ihre Auflösung im Urteile (Nr. 174) schreibt: „Mit lebhaftem Befremden nehmen wir die Frechheit und Unverfrorenheit dieser Gewerkschaft zur Kenntnis die es wagt, die Verfassung und die Prozeßordnung für sich in Anspruch zu nehmen." Das ist entfesselte Justiz.

Untersuchungshaft und Strafvollzug sind unbeschreiblich.

Ich habe am Tage nach jener Verhandlung ein griechisches Untersuchungsgefängnis besichtigt, etwa zwei Stunden vor meiner eignen Verhaftung, die nach drei Stunden durch die energische Intervention der griechischen Anwälte beendet war. Es gibt in Griechenland kein Gefängniswesen, es gibt ein Gefängnisunwesen. Die jugendlichen, die kriminellen und die politischen Untersuchungsgefangenen sind weder voneinander noch von den Gefangenen der Schuldhaft getrennt un-

tergebracht. Einzelzellen gibt es überhaupt nicht; in kellerähnlichen Gewölben liegen jeweils zehn bis zwanzig Menschen, Männer und Frauen in verschiedenen Gebäuden. Der Staat wirft für die Beköstigung nichts aus. Die fensterlosen Räume sind nicht groß genug, daß alle Gefangenen sich nachts gleichzeitig hineinlegen könnten. Betten gibt es nicht; Ärzte kaum. Das sind Untersuchungsgefangene!

In der Strafhaft und in der Verbannung ist es noch schlimmer. Prügeln und Festbinden ist erlaubt und an der Tagesordnung. Der Zustand auf den Strafinseln, besonders auf Kalpaki, kam in dem Prozeß gegen die beiden meuternden Soldaten Markovitis und Panusis frühere Studenten, zur Sprache, die beide wegen ihrer revolutionären Gesinnung auf die Strafinsel Kalpaki versetzt worden waren.

Diese Verbannten hatten sechs Stunden täglich Zwangsarbeit zu leisten. Der Gouverneur Faturos verlängerte diese eigenmächtig auf acht bis zehn Stunden. Gegenvorstellungen wurden mit Quälereien und mit der Peitsche beantwortet, deren Gebrauch erlaubt ist.

Der kommunistische Soldat Flatos hat am 1. September 1930, als wieder die Zwangsarbeit durch Befehl des Gouverneurs verlängert wurde, unmittelbar nach dem Mittagessen mit sieben andern eine Kundgebung zugunsten der Kürzung der Arbeitszeit veranstaltet. Er wurde verhaftet, um wegen Meuterei vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Als am nächsten Morgen das Signal zur Arbeit gegeben wurde, traten die übrigen sieben vor und verlangten ohne jede Gewalthandlung die Freigabe des Flatos und Verminderung der Arbeitszeit. Da stürzte sich der Gouverneur mit den schwerbewaffneten Wachmannschaften auf sie und schlug Markovitis mit seinem Revolver an den Kopf. Markovitis wehrte sich und Panusis versuchte ihm zu helfen. Die Soldaten wurden von der Wachmannschaft überwältigt und festgenommen. In dem folgenden Kriegsgerichtsverfahren wurden Markovitis und Panusis zum Tode, die übrigen fünf Meuterer zu schweren Kerkerstrafen und anschließender langjähriger Verbannung verurteilt.

Am 13. Dezember 1930 hat eine Abordnung von athener Anwälten der ich mich anschloß, bei dem Justizminister, beim Direktor des Bureaus des Herrn Venizelos und beim Stabschef des Kriegsministeriums um Begnadigung der Soldaten gebeten. Die Empörung gegen die Todesurteile war allgemein. Die griechische Geistlichkeit veröffentlichte am gleichen Tage einen Aufruf zugunsten der zum Tode Verurteilten.

Die Begnadigung wurde uns in Aussicht gestellt, und der Chef des Stabes im Kriegsministerium gab sogar unumwunden zu, daß auf Kalpaki schwere Übergriffe festgestellt worden seien und diese Strafkompagnie nicht ihren Zweck erfülle; man erwäge ihre Auflösung. Man erwägt das heute noch.

Venizelos ist ein Kreter. Er ist für einen Kreter noch besonders klug. Er hält sich für einen Europäer. Sforza hat in „Gestalten und Gestalter des heutigen Europas" gezeigt, wie gut Venizelos früher seinem Lande diente und welches Unglück dieser Mann seit 1920 über das Land gebracht hat.

„Worauf es jetzt in Wahrheit ankommt, ist nicht das kleine Griechenland; worauf es ankommt, das ist ihre große Idee eines Völkerbundes," durch diese üble Schmeichelei erreichte Venizelos, daß Wilson seinem ehrgeizigen Plan, Smyrna den Griechen, zustimmte. Das Ende ist bekannt: zwei Millionen Griechen vertrieben nach eben demselben kleinen Griechenland, das selbst nur sechs Millionen Einwohner hatte. Durch glatte Phrasen hat Venizelos jetzt erreicht, daß man das heutige Griechenland zu den zivilisierten europäischen Ländern rechnete. Seine Unwahrhaftigkeit und seine scheindemokratische Diktatur wird das Unglück des Landes vervielfachen. Noch löst er alle Fragen durch Methoden, die ich, mit Verlaub, typisch balkanisch nennen möchte.

# Offener Brief an den Oberbürgermeister Doktor Sahm von Bruno Frei

Herr Oberbürgermeister! Die politischen Gegensätze zwischen Ihnen und mir können mich nicht hindern, Ihnen die folgende Mahnung zuzuleiten, und Sie nicht, diese zu beachten. Haben Sie doch zugleich mit der Übernahme Ihres Amtes versprochen, für die Sauberkeit und Korrektheit der berliner Städtischen Verwaltung zu sorgen.

Herr Oberbürgermeister! Es ist zu Ihren Ohren gekommen, daß ein hohes Gericht, die IV. Große Strafkammer des Landgerichts I. der Amtsführung des Ihnen unterstellten Berliner Landesjugendamtes die schlimmste Verlotterung attestiert hat, die jemals einer deutschen Behörde vorgeworfen werden konnte. Das Gericht hat festgestellt, daß die verantwortliche Dezernentin des Landesjugendamtes, Frau Weyl, den scheuener Erziehungsdirektor Straube, von dem das Gericht als objektiv erwiesen ansieht, daß er ein Menschenschinder und Totschläger ist, begünstigt hat. Das Gericht hat festgestellt, daß eben diese Dezernentin in grober Fahrlässigkeit die schlimmen Zustände von Scheuen verschuldet hat.

Wenn es sich um irgend eine Behörde handelte, die nur Akten zu verwalten hat, sagen wir etwa die Steuerbehörde, wären diese Vorwürfe schlimm genug. Aber es handelt sich, Herr Oberbürgermeister, nicht um Akten, sondern um Kinder dieser Stadt, deren Wohl diesem Amt anvertraut ist. Um Kinder, Herr Oberbürgermeister! Ist es möglich, daß Sie nicht verstehen, daß es Ihre Pflicht ist, über alle bureaukratischen Bedenken hinweg, sofort einzugreifen und zu verhindern, daß neues Unglück verschuldet wird, neues Leid entsteht, neue Folterungen vertuscht werden.

Zur gleichen Zeit, als Sie Ihr Amt übernahmen, wurde der Magistrat neu zusammengesetzt. Frau Stadtrat Weyl übernahm aus Gesundheitsrücksichten nicht mehr das Amt einer Stadträtin für die Jugend- und Wohlfahrtspflege. Schon damals hatte ihr ein erstinstanzliches Urteil bewußte Vertuschung zugunsten des Straube, begangen durch die Rede in der Stadtverordnetensitzung am 8. März 1930 vorgeworfen. Frau Stadtrat Weyl hat nach Fällung jenes Urteils gegen sich eine Disziplinaranzeige erstattet, die beim Oberpräsidenten anhängig ist. Es ist mir nicht bekannt, ob in diesem Disziplinarverfahren auch nur eine einzige Vernehmung der Beschuldigten vorgenommen worden ist. Frau Weyl hat es vorgezogen, das Ergebnis dieses Disziplinarverfahrens nicht abzuwarten und aus dem Amte zu scheiden. Das Urteil im zweiten Scheuen-Prozeß hat vor aller Welt gezeigt, daß dieser Entschluß sehr klug und sehr überlegt war. Denn wäre sie nicht vor der Verhandlung freiwillig aus dem Amte geschieden, so hätte sie nach der Verhandlung aus dem Amte gejagt werden müssen.

Frau Weyl ist nicht mehr im Amte — aber Obermagistratsrat Knauth ist noch im Amte. Er ist der böse Geist des Landesjugendamtes, der Mann, dessen Amtsführung, wie nach den gründlichen Untersuchungen vor dem Gericht feststeht, in Wahrheit den Scheuen-Skandal verursacht hat. Wir wissen

heute, daß das Gericht, hätten wir alle gegen Frau Weyl erhobenen Vorwürfe gegen Obermagistratsrat Knauth erhoben, uns vorbehaltslos freigesprochen hätte. Der Autoritätsdünkel dieses Mannes, der alte wilhelminische Kasernenhofdrill, die Auffassung, Erziehung von Verwahrlosten sei eine Art Exerzierreglement mit Gamaschendienst — haben den Geist Straubes hochkommen lassen. Mindestens seit 1927 hätte der Menschenschinder sein Handwerk nicht mehr ausüben können, wenn Obermagistratsrat Knauth und Frau Weyl ihre Aufsichtspflicht ausgeübt hätten. Vor Gericht stand diesmal Obermagistratsrat Knauth als Gerichteter. Eine ganze Kette von notorischen Unwahrheiten wurde ihm nachgewiesen. Sein Zusammenbruch war so vollkommen, daß er hart an der Grenze des Meineids sich ständig selbst korrigierend schrittweise zurückweichen und zugeben mußte, was man ihm vorhielt, nachdem er es erst geleugnet hatte. Dieser Obermagistratsrat hat keine Akten geführt über die angeblich von ihm geführten Untersuchungen, sondern er hat das, was er für zweckmäßig hielt, als Privatnotizen festgehalten. Als er im Falle Rudolf Böhning den Versuch machte, dem Gericht aus diesen Privatnotizen Vorlesungen zu halten, Dinge, die in den Akten Böhnings selbst nicht enthalten waren, da stellte der Verteidiger den Antrag, Sie Herr Oberbürgermeister, darüber zu vernehmen, daß diese von Herrn Knauth geübte Untersuchungspraxis in der städtischen Verwaltung absolut unzulässig ist. Das Gericht hat Sie nicht geladen, weil es, was selbstverständlich ist, Ihre Bekundung im Sinne des Verteidigers als wahr unterstellt hat.

Wollen Sie, Herr Oberbürgermeister, das Gericht Lügen strafen? Sie tun es, wenn Sie noch einen Tag länger den pflichtvergessenen Beamten an der Spitze eines Ressorts lassen, dessen Aufgabe es ist, die Fürsorgezöglinge der Stadt Berlin zu betreuen.

Daß hier Gefahr im Verzuge ist, haben wir gleichfalls im Gerichtssaal bewiesen. Wir haben zum Entsetzen der Sachverständigen feststellen müssen, was Obermagistratsrat Knauth erst geleugnet hat, um es dann, an seinen Eid erinnert, zuzugeben, daß das Landesjugendamt die in den städtischen Erziehungsanstalten untergebrachten Angeklagten des lüneburger Strafverfahrens gegen den Willen des zuständigen Staatsanwalts verhaften ließ. Der Sachverständige, Professor Doktor Bondy, hat in seinem Gutachten dieses Verfahren für ein erschreckendes Zeugnis des pädagogischen Ungeistes erklärt, der im Landesjugendamt herrscht.

Jeden Tag hat Herr Obermagistratsrat Knauth in seinem Ressort Verfügungen zu treffen, Akten zu unterschreiben, Entscheidungen zu fällen. Jede ist ein Schicksal. Jede kann zur Anklage gegen Sie werden, der Sie an der Spitze der berliner Verwaltung stehen. Die berliner Bevölkerung hat, nachdem der erste Scheuenprozeß die Greuel im Erziehungsheim und der zweite Scheuenprozeß die nicht minder argen Greuel des Landesjugendamts offenbart hat, das stärkste Mißtrauen gegen das Landesjugendamt und die schwerste Sorge um das Schicksal der berliner Fürsorgezöglinge, solange nicht gründlich reiner Tisch gemacht worden ist.

Ich fürchte fast, Sie verstehen nicht ganz den Ernst der Lage. Ich fürchte, Ihre Ratgeber werden Ihnen sagen: Sie brauchen sich um die Stimme eines oppositionellen Publizisten nicht zu kümmern. Seien Sie dessen gewiß, daß dieser oppositionelle Publizist nicht aufhören wird, sein ceterum censeo so lange zu wiederholen, bis der Geist der Firma Knauth & Weyl aus dem Landesjugendamt restlos ausgemerzt worden ist. Er weiß, daß zuviel Tränen, zuviel Schmerzen, zuviel Sorgen auf dem Spiele stehen.

Der beleidigende Artikel, der die Lawine ins Rollen gebracht hat, schloß mit dem Satz: „Nun ist der Fall Straube erledigt und der Fall Weyl beginnt." Es liegt in Ihrer Hand, Herr Oberbürgermeister, daß es später nicht heißen soll: „Der Fall Weyl ist erledigt, der Fall Sahm beginnt." Entfernen Sie Knauth, den Komplizen der Frau Weyl, unverzüglich aus dem Amte.

# Die Tragödie Berlin von Bernhard Citron

Oberbürgermeister Sahm hat kürzlich geäußert, man solle endlich aufhören, nach den Schuldigen an der berliner Finanzmisere zu suchen, sondern durch praktische Arbeit die Fehler der Vergangenheit wieder gutmachen. Von den neuen Männern ist es gewiß vornehm gedacht, sich nicht durch die scharfe Kontrastwirkung zwischen gestern und morgen in ein besonders gutes Licht setzen zu wollen; die Geste ist auch billig, da sich die Vorstellung von berliner Mißwirtschaft in den meisten Köpfen so festgesetzt hat, daß auch ohne weitere Enthüllungen dem Magistrat die Schwierigkeit seiner Aufgabe geglaubt wird. Dennoch ist es aus sachlichen Gründen notwendig, den Ursachen nachzuspüren, die zu den herrschenden Zuständen in Berlin geführt haben, um wenigstens in Zukunft ähnliche Fehler zu vermeiden.

Drei verschiedene Quellen des Übels sind zu unterscheiden: Zwangsläufige Ursachen, Fehler in der Finanzpolitik und gewöhnliche Korruption. Die Öffentlichkeit ist gern geneigt, den letzten Grund als den wichtigsten zu betrachten, besonders wenn sich die kompromittierten Persönlichkeiten im gegnerischen Lager befinden. Natürlich ist es auch für den objektiven Beobachter schwer, zwischen Fahrlässigkeit und betrügerischer Absicht scharfe Grenzen zu ziehen, ebenso wie der eine Ausgaben für „zwangsläufig" hält, der andre für überflüssig.

Der frühere Reichsbankpräsident Doktor Schacht betonte zum Beispiel immer wieder, daß moderne Schulhäuser, Bäder und Grünflächen einen übertriebenen Luxus darstellen, während die überwiegende Volksmehrheit Einsparungen an dieser Stelle eines kulturell hochstehenden Gemeinwesens für unwürdig hält. Es zeugt von der außerordentlichen Notlage, in der die Stadt Berlin sich befindet, daß auch die von der zentralen Finanzverwaltung geprüften Etatstitel nur teilweise verbraucht werden dürfen. Einmalige Ausgaben sind vorläufig bis auf wenige Ausnahmen gesperrt. Auf Antrag der Sozialdemokraten hat die Stadtverordneten-Versammlung lediglich die Bereitstellung von 50 Prozent der Mittel für Schulbauten beschlossen. Für andre wichtige kulturelle Einrichtungen — vor-

nehmlich des Erziehungs- und Wohlfahrtswesens — darf im allgemeinen monatlich nur ein Zwanzigstel der Jahressumme in Anspruch genommen werden. Jene Sozialleistungen, die im Zusammenhang mit der Arbeitslosigkeit stehen, werden natürlich auch weiterhin laufend erfüllt. Denn hier ist man sich über die „Zwangsläufigkeit" wohl einig.

Wenn von schweren Fehlern in der bisherigen Verwaltung der berliner Stadtgemeinde gesprochen wird, richtet sich dieser Vorwurf in erster Linie gegen die Grundstückspolitik, die der bisherige Magistrat getrieben hat. Der verstorbene Stadtrat Busch, der Inspirator der munizipalen Terrainspekulanten, hat kurz vor seinem Tode geäußert: in spätern Jahren werde ihm die dankbare Vaterstadt ein Denkmal errichten. Anno 1950 oder 1960 wird man vielleicht die Weisheit loben, mit der in den „zwanziger Jahren" Grundbesitz an der „damaligen" Stadtperipherie erworben wurde, und in Düppel wird ein künftiger Oberbürgermeister gar ein Denkmal für Stadtrat Busch enthüllen. Aber um der Vorteile willen, die sich möglicherweise in Jahrzehnten bieten, durfte die Stadt niemals an den Rand einer Finanzkatastrophe geführt werden.

„Den Preis der von Busch angekauften Vorort-Terrains berechnet Stadtbaurat Wagner (‚Berliner Volkszeitung' vom 17. April) auf 137 Millionen, während der Magistrat für City-Grundstücke 160 Millionen anlegen mußte. 300 Millionen Reichsmark sind in solche Geschäfte investiert worden, deren tatsächlicher Wert um 100 Millionen hinter diesem Kaufpreis zurückbleibt ... 300 Millionen Reichsmark beträgt nach dem Verkauf der Bewag noch immer die schwebende Schuld, deren Konsolidierung den Stadtvätern viel Kopfzerbrechen macht. 100 Millionen bleiben in dem neuen, durch Einsparungen und Steuererhöhungen aufs äußerste angespannten Etat ungedeckt. Diese Zahlen reden eine deutliche Sprache. Die Fehl-Investitionen führten zur Illiquidität der Kassen, die in der Höhe der schwebenden Schuld ihren Ausdruck findet. Die 100 Millionen aber, um die Berlin übervorteilt wurde, fehlen zur Dekkung des Haushalts 1931/32.

Unerquicklich wie die Grundstückspolitik sind auch gewisse Personalausgaben bei den städtischen Gesellschaften. Wenn die Vorstandsmitglieder hohe Gehälter und Tantiemen beziehen, so könnte man geltend machen, daß in den nach privatwirtschaftlichen Grundsätzen geleiteten Betrieben auch die leitenden Posten entsprechend besoldet werden müssen. Aber sollen die städtischen Monopolgesellschaften, zu denen neben den Gas-, Wasser- und bisher auch Elektrizitätswerken ein Unternehmen wie die Berliner Anschlag- und Reklamewesen G. m. b. H. gehört, Gehälter zahlen, die sonst nur leitende Industrie- und Bankdirektoren erhalten? Auch befinden sich unter den zahlreichen, erst vor wenigen Jahren ins Leben gerufenen Betrieben manche, die aus wenig verständlichen Gründen in Gesellschaftsform überführt worden sind, obwohl sie nur den Zweck einer Amtsstelle erfüllen. Daher wurde kürzlich die viel umstrittene Berliner Anschaffungs-G. m. b. H. in ein Anschaffungs-Amt umgewandelt. Als Geschäftsführer verkleidete Magistratsräte können aber nicht

höhere Ansprüche stellen als andre, mit nicht geringerer Verantwortung beladene Beamte.

Sehr übel ist die Vermischung von Politik und Geschäft, wenn es sich darum handelt, daß Parteimänner plötzlich als Notare auftreten, und auf dieser Weise fette Honorare einstreichen wollen. Als es zum ersten Male im Roten Hause ruchbar wurde, daß der volksparteiliche Stadtverordnete Hallensleben, ein bekannter Jurist, an einem Notariatsvertrag für die Stadt sehr gut verdient hatte, war man bei einigen Parteien entrüstet. Leider ist man in den andern Lagern in der Verquickung von Politik und Geschäft nicht skrupelvoller. Der Grundstücksreferent der sozialdemokratischen Fraktion, der als Jurist weniger bekannte Rechtsanwalt S. Loewy, hat an Notariatsgebühren für die Grundstückskäufe der Verkehrsbetriebe 120 000 Mark verdient. Als jetzt der Bewag-Vertrag abgeschlossen werden sollte, bemühten sich auch verschiedene politische Persönlichkeiten um dieses Geschäft. In erster Linie glaubte ein ehemaliger Reichsminister Berücksichtigung finden zu müssen, da er sich auf die Protektion eines sehr hochstehenden Parteifreundes berufen konnte. Erfreulich ist es, daß der neue Magistrat den Vertrag durch eine angesehene, dem politischen Leben fernstehende Anwaltsfirma ausfertigen ließ.

*

Die Überexpansion hat auch in der Privatwirtschaft oft genug zu Liquiditäts-Stockungen geführt. Eine Sanierung ist in solchen Fällen nur durch Abstoßung großer Beteiligungen möglich. Leider geht es der Stadt Berlin nicht anders als illiquiden Industrieunternehmungen, die zur Veräußerung wertvollen Besitztums genötigt werden. Überflüssige Terrain- und Siedlungs-Gesellschaften sind nicht verkäuflich, aber die Hingabe der Bewag hat 210 Millionen bares Geld erbracht. Trotz der zum Schutze der Stadt und der Verbraucher eingefügten Vertragsklauseln bleibt die Tatsache bestehen, daß sich die berliner Elektrizitäts-Gesellschaften überwiegend in Privathand befinden — die Majorität des Elektrizitäts-Werks Südwest übernahm im vergangenen Jahre die Gesellschaft für elektrische Unternehmungen. Noch bleiben, sofern sich der Betrag nicht durch das Haushalts-Defizit erhöht, 300 Millionen zu konsolidieren. Der Magistrat hofft, die Abstoßung der Gaswerke vermeiden zu können; er rechnet damit, daß nicht nur die öffentlichen Institute, sondern auch die Danatbank, als Führerin des Bankenkonsortiums, die demnächst fälligen Kredite prolongieren wird. Vorläufig will man sich durch die neue Biersteuer-Erhöhung Mittel verschaffen. Nach der vorjährigen Erhöhung sollte diese Steuer 13,5 Millionen erbringen, es sind aber nur 11,3 Millionen eingegangen. Aus der Getränkesteuer sind im ersten Quartal 1931 statt 3,2 nur 2,1 Millionen der Kämmereikasse zugeflossen. Das sind trübe Aussichten für die neue Steuerschätzung.

Vernachlässigung elementarer Kulturaufgaben, Opferung wertvollen Besitztums und Erschließung drückender Verbrauchsteuern, deren Erfolg recht zweifelhaft ist, sind die Folgen der tragischen Zusammenwirkung von Schuld und Schicksal in der bisherigen berliner Kommunalpolitik.

# G.P.U. von Hans Siemsen

## III

### *Der Ramsin-Prozeß*

Der sogenannte Ramsin-Prozeß (auch „Prozeß gegen die Industriepartei" genannt) nimmt eine Sonderstellung in der Reihe der Sabotage-Prozesse ein. Er wurde öffentlich verhandelt, in denkbar größter Öffentlichkeit. Er wurde sogar durch Radio übertragen und tongefilmt. Auch das Ausland hat diesen Prozeß mit großem Interesse verfolgt.

Sieben Wissenschaftler, Gelehrte, Professoren (ihr Führer: Ramsin) waren des Hochverrats angeklagt, der konterrevolutionären Konspiration mit russischen Emigranten und französischen und englischen Politikern, Diplomaten und Militärs. Ziel der Verschwörung: Aufstellung eines Emigrantenheeres mit englisch-französischer Hilfe, bewaffneter Einfall in Rußland und Sturz der Sowjets. Scheint dieser Plan der ungemein gut ausgerüsteten Roten Armee gegenüber schon reichlich kindlich, so scheint die Behauptung, ein so kluger Politiker und Staatsmann wie Poincaré habe sich mit durch nichts legitimierten, gänzlich machtlosen russischen Emigranten und Kaffeehaus-Verschwörern in außenpolitische Pläne gefährlichster Tragweite eingelassen, — einfach albern. Ganz rätselhaft an diesem Prozeß aber war die unerhörte Offenheit, mit der alle Angeklagten ihre konterrevolutionären Verbrechen eingestanden, Verbrechen, die ihnen mit tödlicher Sicherheit das Todesurteil bringen mußten. Den sichern Tod vor Augen gestanden sie in stundenlangen Reden so ausführlich und detailliert, beschuldigten sich selbst so schrankenlos, daß man schon nicht mehr von Geständnisfreudigkeit, sondern von einem Rausch der Selbstanklage sprechen muß.

Um dies Rätsel der durch Radio übertragenen, wohlformulierten Selbstbeschuldigung, Selbstanklage, Selbstbeschimpfung und Selbstverurteilung der sieben dem Tode verfallenen Männer zu erklären, stieg man tief in die „russische Seele" hinab, zitierte Dostojewski und sprach von dem Demütigungs- und Selbsterniedrigungs-Fanatismus, dem Seelenmasochismus des „russischen Menschen". In Rußland wußte man schon lange vor Beginn des Prozesses, ganz ohne Dostojewski und Seelenanalyse, eine weit plausiblere Erklärung für diesen erstaunlichen Prozeß, dessen Verlauf man voraussah und voraussagte.

Schon sechs Wochen vor Beginn des Prozesses hat man mir in Rußland von verschiedensten Seiten seinen Verlauf vorausgesagt. Man wußte damals bereits, daß der Prozeß öffentlich geführt werden sollte. Und man sagte: „Das ist das Zeichen dafür, daß die G.P.U. dieser Angeklagten ganz sicher ist, daß sie schon jetzt genau weiß, was sie vor Gericht sagen werden und was sie nicht sagen werden. Die G.P.U. behauptet ja, daß auch die 48 Erschossenen ‚geständig' waren. Warum hat sie denn nicht jenen Prozeß auch öffentlich geführt? Wären jene 48 wirklich so ‚geständig' gewesen, wie die G.P.U. behauptete, dann hätte man auch ihren Prozeß ganz gewiß öffentlich geführt. Niemals hätte man sich diese Propaganda

entgehen lassen. Also werden die Ramsin-Leute bedeutend ‚geständiger' sein als die 48, von denen man behauptet, sie hätten ‚alles' gestanden. Eine öffentliche Verhandlung — das macht die G.P.U. nur, wenn sie ganz sicher ist, daß während der Verhandlung nichts geschieht, was den beabsichtigten Eindruck stören könnte."

„Sie glauben also, daß man die Ramsin-Leute durch die Folter der Untersuchungshaft mürbe gemacht hat? Vielleicht gar durch wirkliche Folter?"

„Im Gegenteil! Diese Geständnisse sind ganz und gar nicht durch Folter oder Mißhandlung erzwungen. Durch Folter oder Untersuchungshaft kann man einen Menschen wohl zu einem Augenblicksgeständnis bringen, aber nicht dazu, in tagelang währender Verhandlung vor aller Öffentlichkeit eine bestimmte Rolle zu spielen. Ein durch Folter erpreßtes ‚Geständnis' hält nicht lange und am wenigsten in der Öffentlichkeit. Denken Sie einmal, die Angeklagten wären wirklich mißhandelt worden. Wie leicht wäre es möglich, daß dann einer von ihnen vor dem Radio, vor den ausländischen Journalisten plötzlich die Wahrheit herausschreit. Und was dann? Einer solchen Möglichkeit wird sich die G.P.U. niemals aussetzen! Wenn sie den Prozeß öffentlich führt, dann weiß sie von vornherein genau, wie er verlaufen wird."

„Und wie wird er verlaufen?"

„Ganz einfach: Die Angeklagten werden genau das sagen, und gestehen, was die G.P.U. mit ihnen verabredet hat: Verschwörung, Hochverrat, Konterrevolution, Konspiration mit Emigranten nud wahrscheinlich auch mit ausländischen Politikern und Militärs."

„Aber dann werden sie zum Tode verurteilt?"

„Gewiß! Aber sie werden nicht hingerichtet. Sie werden begnadigt werden! Passen Sie auf, ob wir recht haben! Wenn die Leute nicht begnadigt werden, dann haben wir unrecht gehabt. Aber Sie können sich darauf verlassen, daß sie begnadigt werden! Das ist die Belohnung für ihre Geständnisse und für die Rolle, die sie im Prozeß spielen werden. Und sie haben gar keine andre Wahl. Wenn sie sich weigern wollten, diese vorgeschriebene Rolle zu spielen, dann würde es gar keine öffentliche Verhandlung geben, dann würden sie sang- und klanglos erschossen wie die 48. Und nach ihrem Tode würden ein paar nichtssagende ‚Geständnisse' veröffentlicht, die kein Mensch kontrollieren kann."

„Und wenn sie nicht begnadigt werden?"

Darauf bekam ich drei verschiedene Antworten. Die erste lautete: „Dann haben wir uns geirrt." Die zweite: „Das ist ausgeschlossen! Sie werden ganz sicher begnadigt!" Die dritte: „Auch das würde meine Überzeugung nicht ändern. Wenn erst die Verhandlung vorbei ist, kann die G.P.U. mit den Gefangenen machen, was sie will. Dann haben sie nicht mehr die Möglichkeit, zur Öffentlichkeit zu sprechen. Dann sind sie stumm. Aber daß man ihnen Begnadigung versprochen hat, ist sicher."

„Und Sie halten es für möglich, daß die G.P.U. dies Versprechen nicht halten wird?"

„Warum soll das nicht möglich sein? Bei der G.P.U. ist alles möglich. Und in der Politik ist alles erlaubt. Jeder echte Kommunist wird Sie auslachen, wenn Sie von ihm in der Politik eine andre als ‚revolutionäre' Moral verlangen."

Ich gebe diese Gespräche wieder, um zu zeigen, wie nicht ganz kritiklose, politisch interessierte Menschen in Rußland schon vor Beginn des Ramsin-Prozesses über diesen Prozeß dachten, und weil ich glaube, daß diese Erklärung der Geständnisfreudigkeit der sieben Angeklagten plausibler und einfacher ist als alle Dostojewski-Zitate und alle tiefsinnigen Analysen des „demütigen russischen Menschen".

Man darf nicht etwa glauben, daß ganz Rußland so dachte. Verhältnismäßig Wenige dachten so. Aber der Verlauf des Ramsin-Prozesses hat den Voraussagen dieser Wenigen sehr weitgehend recht gegeben.

Nicht der geringste die Propaganda störende Zwischenfall passierte. Die Angeklagten gestanden, wurden verurteilt — und begnadigt.

Es ist das erste Mal, daß in Sowjetrußland „überführte", zum Tode verurteilte Konterrevolutionäre, sogar in einer „Partei" organisierte Konterrevolutionäre, begnadigt wurden.

Es gibt Freunde der Sowjetunion, die — groß in der Begeisterung aber klein im Glauben — es allen Ernstes für notwendig halten, nicht immer der Wahrheit, sondern unter Umständen auch der Unwahrheit die Ehre zu geben ad majorem Sowjetrussiae gloriam. Sie halten es für nötig, alles in Rußland nicht nur zu bestätigen, sondern zu verherrlichen, nicht nur die G.P.U., auch ihre Fehler. Sie erklären die Geständnisfreudigkeit, die Selbstanklage und Selbstverurteilung der Ramsinleute folgendermaßen: „Sie waren Gegner des Bolschewismus, aber sie sind bekehrt. Spät — aber doch haben sie sich von der Größe und Richtigkeit der bolschewistischen Ideen überzeugen lassen. Sie haben ihr Unrecht wirklich eingesehen und wollen es gut machen. Deshalb gestehen sie schrankenlos und bekennen ihr Unrecht und ihre Missetaten."

Das wäre eine immerhin plausible Erklärung, wenn — ja, wenn auch nur ein einziger der Angeklagten ein einziges Zeichen solcher Erkenntnis und „Bekehrung" gegeben hätte, bevor er verhaftet und angeklagt wurde. Daß aber alle sieben Angeklagten ausgerechnet in den Gefängnissen der G.P.U. sich von der Herrlichkeit und Wahrheit des, bis dahin von ihnen bekämpften, bolschewistischen Systems überzeugt haben sollen, daß erst die Gefängnisse des Systems sie zu Anhängern dieses Systems gemacht haben sollen, daß ausgerechnet die G.P.U. sie „bekehrt" haben soll, — das dürfte wohl nicht einmal durch den Hinweis auf die rätselvollen Seltsamkeiten der „russischen Seele" zu erklären sein. Die G.P.U. und ihre Todesdrohung mag viel erreichen. Aber so etwas „Bekehrung" zu nennen, ist bitterböse, im wörtlichen Sinn des Wortes „blutige" Ironie.

### *Die wahren Saboteure*

Kann man nun sagen, daß alle diese Sabotage-Prozesse die gewünschte Wirkung tun?

Von dem Ramsin-Prozeß kann man es ohne Zweifel sagen. Denn die Skeptiker, die in ihm von vornherein eine abgekar-

tete Sache sahen, sind, wie gesagt, ein geringer Prozentsatz. Ganz Rußland hat an dem Schauspiel teilgenommen, und fast ganz Rußland (nicht nur die alles glaubenden Kommunisten) hat es nicht als Schauspiel, sondern blutig ernst genommen. Die Angst vor feindlicher Intervention, seit Jahren eingeschlafen, ist wieder entfacht und mit ihr Abwehr- und Kampfwille. Und schon während des Prozesses hat sich gezeigt, daß äußere Gefahr, Kriegsgefahr, alle schweren Gegensätze in Rußland zum Schweigen bringen wird, daß jeder Angreifer von außen es nicht nur mit der kommunistischen Partei und der Roten Armee, sondern mit ganz oder doch fast ganz Rußland zu tun haben wird. Die riesigen Menschenmassen, die vor dem Gerichtsgebäude in Moskau und auf den Plätzen aller Städte Rußlands gegen die im Prozeß „enthüllten" Interventionspläne demonstrierten, bestanden keineswegs nur aus Kommunisten und „Sympathisierenden". Diese deutliche Warnung an die Adresse interventionslüsterner Antibolschewisten außerhalb Rußlands war eine der politischen Absichten dieses Prozesses.

Die übrigen Sabotage-Prozesse und Erschießungen haben dagegen die gewünschte Wirkung nicht in demselben Maß gehabt. Nicht ganz Rußland glaubt daran, daß nur die immer wieder „entlarvten" Saboteure die Schuld tragen an dem nicht restlosen Gelingen des Fünfjahresplanes und an den mit seiner Durchführung verbundenen Entbehrungen. Hungernde Mägen und frierende Füße zu beschwichtigen, ist schwerer, als nationale Begeisterung, Angst und Kampfeswillen aufzupeitschen.

Unter den gläubigen, alles glaubenden Mitgliedern der Partei haben die Sabotage-Prozesse wohl die gewünschte Wirkung getan. Grade da aber ist Propaganda und Beschwichtigung am wenigsten nötig. Doch erträgt man auch Not mit Begeisterung.

Die Belegschaften vieler Fabriken haben unter „flammendem Protest" die Erschießung der 48 gefordert. Ja, das für „bürgerliche" Begriffe Ungeheuerliche geschah, daß die Arbeiter einzelner Fabriken darum „baten", man möge einer von ihnen zu wählenden Delegation erlauben, der Hinrichtung beizuwohnen. Auch dieses revolutionäre Wohlverhalten wurde noch überboten von jener Belegschaft, die sich selbst als Henker anbot, die vorschlug, man möge einer Delegation ihrer Fabrik die Vollstreckung des Urteils übertragen.

Man weiß, wie in Rußland solche Resolutionen, solche Beweise revolutionären Wohlverhaltens zustande kommen. Sie gehen von den schlechtesten Elementen der Partei, oft auch von Parteilosen aus, die päpstlicher als der Papst sein wollen und um eine gute Note für ihre „revolutionäre" Gesinnung betteln.

Maßgebend für die wirkliche Stimmung sind solche bestellten, oft über das bestellte Maß hinausschießenden Resolutionen nicht. Rußland denkt anders.

Die Wirkung der Sabotage-Prozesse und Erschießungen auf Europa und die außer-russische, nicht-kommunistische Welt aber scheint Stalin ganz fehl- und auch zu unterschätzen. Er weiß nicht oder (auch das ist möglich) er will nicht wissen, daß diese Prozesse und Erschießungen Sowjetrußland im Ausland

sehr geschadet haben. Nicht nur, daß sie jedem Antibolschewisten schwere und kaum zu entkräftende Gründe und Anklagen gegen das „System" in die Hand geben, nicht nur, daß sie Rußland ideell und moralisch immer mehr isolieren (das beabsichtigt Stalin vielleicht), — auch unter den zahlreichen Nicht-Kommunisten der kapitalistischen Welt, die trotzdem bis zu sehr weitgesteckten Grenzen mit Sowjetrußland sympathisieren, mindestens aber das „Experiment des Bolschewismus" durch äußere An- und Eingriffe nicht gestört wissen wollen und die durch diese sympathisierende oder mindestens abwartende Haltung in allen Ländern der Welt ein nicht zu unterschätzendes Bollwerk gegen jede Art von kriegerischem Antibolschewismus darstellen, — auch unter diesen in der Stärke ihrer Sympathien allerdings sehr verschiedenen Freunden des neuen Rußland wirken diese Prozesse und Erschießungen in einem für Rußland ganz gewiß nicht günstigen Sinne.

Diese Tatsache der auch im kommunistischen, grade im kommunistischen Sinne sehr ungünstigen Wirkung im Ausland bildet den ideellen Nährboden einer gradezu ungeheuerlichen Theorie, der ich in Rußland wiederholt begegnet bin, und die, so ungeheuerlich sie uns anmutet, doch keineswegs ganz unwahrscheinlich ist.

Die wahren Saboteure, die wahren Gegner des Systems, sagt diese Theorie, sitzen in der G.P.U. selber! Es sind dieselben Sozialrevolutionäre, die schon in der Tscheka saßen.

Die Sozialrevolutionäre waren vor der Revolution Terroristen. Warum sollten sie es nach der Revolution nicht geblieben sein? In der G.P.U. wird ihr Terror sogar legalisiert. Es kommt nur darauf an, gegen wen sie ihn richten!

Daß noch heute in der G.P.U. (wie früher in der Tscheka) zahlreiche Sozialrevolutionäre arbeiten, ist sicher. Daß sie keineswegs alle überzeugte Bolschewisten geworden sind, ist auch sicher. Daß manche von ihnen gradezu Gegner des Systems sind, dem sie „dienen", ist mehr als wahrscheinlich.

Man muß bei den Sozialrevolutionären sehr scharf die beiden Flügel trennen. Alle waren und sind Terroristen, in den Mitteln, die sie schon in der Zarenzeit anzuwenden gewohnt waren, denkbar radikal. Dem rechten Flügel aber ist der Bolschewismus in seinen Zielen zu sehr, dem linken Flügel zu wenig radikal.

Linke Sozialrevolutionäre waren es, die den Brest-Litowsker Frieden sabotieren wollten, linke Sozialrevolutionäre haben das Attentat auf den deutschen Gesandten Mirbach inszeniert. Sie waren damals Mitglieder der „Tscheka", der Vorläuferin der G.P.U. Der Spiritus rector dieses Attentats, Blumkin, war während des folgenden Prozesses „nicht aufzufinden". Einige Jahre später war er wieder da — als Beamter der G.P.U. Er ist es, dem die Überwachung Trotzkis im Exil aufgetragen war. Er soll, so heißt es, diese Gelegenheit benutzt haben, um mit Trotzki, dessen Radikalismus ihm verwandter war als die Politik Stalins, zu konspirieren. Jedenfalls ist er sang- und klanglos plötzlich erschossen worden, — ein hoher, wichtiger Beamter der G.P.U. — von derselben G.P.U. erledigt, oder, wie man in Rußland sagt, „liquidiert".

Blumkin war linker Sozialrevolutionär. Das Gerücht, das behauptet, die wahren, die gefährlichsten Saboteure des Systems säßen in der G.P.U. selber, glaubt, daß es sich in den jetzigen Fällen um rechte Sozialrevolutionäre handelt, die ihre Position in der G.P.U. benutzen, um dem herrschenden System möglichst viele innen- und außenpolitische Schwierigkeiten zu bereiten.

Sie, behauptet das Gerücht, erschießen absichtlich die falschen Leute, deren Wissen und Können für den Aufbau wertvoll war, deren Tod eine Schädigung für Rußland bedeutet. Wie zum Beispiel im Fall jener Eisenbahn-Ingenieure, unter denen die zwei einzigen russischen Eisenbahn-Ingenieure gewesen sein sollen, die wirklich internationale Bedeutung hatten.

Sie, behauptet das Gerücht, verstehen es, den Meinungs- und Machtkampf innerhalb der Partei zu schüren und bis zum äußersten zu treiben. Sie, behauptet das Gerücht, haben es verstanden, grade die besten Köpfe, die tüchtigsten Führer der Partei mattzusetzen, von Trotzki bis Rakowski.

Sie verstehen es, den außenpolitisch ungünstigsten Moment für die Todesurteile und Erschießungen zu wählen. Immer wenn im Ausland eine leise Welle der Annäherung an Sowjetrußland zu spüren ist, immer wenn der moralische und finanzielle Kredit Rußlands im Ausland sich zu heben scheint, immer dann passiert in Rußland ein politischer Prozeß, der mit Todesurteilen und Erschießungen endigt, mit dem Resultat, daß nicht nur der moralische Kredit Rußlands wieder sinkt, sondern auch der finanzielle. Denn, ganz abgesehen von den kapitalistischen Regierungen, auch mancher Privat-Kapitalist, der vielleicht den Gedanken erwog, in Rußland Kapital zu investieren, wird dann immer wieder sagen: „Wo solche Sachen passieren, kann man keine Geschäfte machen. Rußland ist immer noch zu unsicher".

Sowjetrußland aber braucht ausländisches Kapital, braucht „Valuta" bitter nötig. Wären die regelmäßig wiederkehrenden Sabotage-Prozesse und Erschießungen nicht, wäre schon längst mehr ausländisches Kapital nach Rußland geflossen.

Das zu verhindern, behauptet das Gerücht, ist Absicht der Sozialrevolutionäre, die in der G.P.U. arbeiten. Deshalb die Sabotage-Prozesse, Todesurteile und Erschießungen! Deshalb die Erschießung der Eisenbahn-Ingenieure, deshalb die Erschießung der 48, deshalb der groß aufgezogene Ramsin-Prozeß! Die Erschossenen sind die sichtbaren Opfer, in Wahrheit aber sind die Schüsse, die die Halb- oder Unschuldigen oder vielleicht auch mal wirklich Schuldige töten, gegen das bolschewistische Regime gerichtet.

Ich betone noch einmal: Diese ungeheuerliche Theorie ist eine Behauptung, ist ein Gerücht, das ich in keiner Weise kontrollieren kann!

Aber daß solch eine Theorie überhaupt entstehen kann und ernsthaft diskutiert wird, ist immerhin bezeichnend für die politische Situation in Rußland und für die Rolle, die die G.P.U. in ihr spielt. Auch wiegt solch ein Gerücht im Munde ernst zu nehmender Männer, ausgezeichneter Kenner des heu-

tigen Rußland schon etwas schwerer, als im Munde voreingenommener, außerrussischer Antibolschewiki.

Diese Leute waren sehr zurückhaltend in ihren Urteilen. „Niemand", sagten sie selbst, „kann beweisen, daß diese Theorie Wahrheit ist. Aber leider kann auch niemand das Gegenteil beweisen. Sobald es sich um die G.P.U. handelt, tappt man im Dunkeln. Nichts oder sehr wenig läßt sich beweisen. Aber alles ist möglich."

Der gesunde Menschenverstand sagt jedem, daß man nicht allen Gerüchten über die G.P.U. Glauben schenken darf und daß es schwer, ja unmöglich ist zu entscheiden, welche Gerüchte unmöglich, welche möglich, welche wahrscheinlich und welche ganz und gar wahr sind.

Aber selbst wenn wir alle diese sehr wenig kontrollierbaren Gerüchte ignorieren wollen, wenn wir über die Tätigkeit der G.P.U. nichts Authentisches wüßten, — ihre Existenz läßt sich nicht leugnen. Daß sie eine geheime, völlig unkontrollierbare, ganz im Dunkeln arbeitende Körperschaft ist, die mit schrankenloser Macht ausgestattet, ohne Gerichtsverfahren „auf dem Verwaltungswege" Todesurteile fällen und vollstrecken darf, die Polizei, Ankläger, Richter und Henker in einem ist, — all das läßt sich nicht leugnen.

Eine so im Geheimen arbeitende, mit solch unbeschränkter Macht ausgestattete, völlig unkontrollierbare Institution (und auch das System, das sie geschaffen und zu seinem Bestehen nötig hat) muß es sich gefallen lassen, daß auch unmögliche Gerüchte über sie möglich sind und unglaubliche geglaubt werden. Wir haben mehr als ein Beispiel in der Geschichte dafür, daß Exekutivorgane der Diktatur sich gegen die Diktatoren selber richteten. Weshalb sollte das in Rußland unmöglich sein? Noch liegen keine überzeugenden Beweise dafür vor, daß es so ist, aber auch keine dafür, daß es nicht so sein kann.

Machen wir hinter die Gerüchte und Berichte über die G.P.U. ein Fragezeichen, das wir nicht mit „ja" oder „nein", sondern mit „möglich" beantworten wollen. Halten wir uns von Pharisäertum fern, da wir wissen, daß „Klassenjustiz" keine Erfindung und Eigentümlichkeit der Bolschewiki ist, und daß nicht nur in Rußland unter dem Namen „Justiz" furchtbare Dinge geschehen. Denken wir, wenn wir von Terror reden, auch an Ungarn, Rumänien, Polen; Jugoslawien, Italien, denken wir ruhig auch an uns selber! Vergessen wir auch nicht, daß jede Revolution wenn nicht ihre eigne Gerechtigkeit, so doch ihr eignes Recht hat, daß Revolution und Bürgerkrieg in Rußland, wenn auch die Bolschewiken selber oft das Gegenteil behaupten, noch lange nicht „liquidiert" sind und daß, wie ohne Rote Armee nach außen, ohne G.P.U. nach innen das bolschewistische Regime sich nicht behaupten könnte.

Aber das eine ist sicher: Solange die G.P.U. unentbehrlich ist, solange sie nicht verschwindet oder auf normale Machtbefugnisse beschränkt wird, solange ist Sowjetrußland nicht gesichert, nicht gesund, nicht konsolidiert. Solange steht hinter dem „Experiment des Bolschewismus" noch immer ein Fragezeichen. Ein unbeantwortetes, nicht zu beantwortendes.

# Katholische Aktion von Heinz Pol

> Der Kampf gegen die Badeunsitten wird zu einem Prüfstein der „Katholischen Aktion", und kein künftiges Geschlecht soll dem christlichen Volk den Vorwurf machen können, daß es gegenüber den Entartungen der Leibespflege versagt hätte.
>
> *Aus einer katholischen Kampfbroschüre*

Nicht nur das keineswegs überraschende oldenburger Wahlergebnis ist ein Beweis für den stetigen Vormarsch der deutschen Zentrumspartei. Überall im ganzen Reiche, und zwar nicht nur über die Gefilde der Politik, sondern auch über die vom sozusagen fortschrittlich gesinnten Bürgertum längst feige im Stich gelassenen Fluren der Kunst und Kultur hebt die vor fünf Jahren ins Leben gerufene Katholische Aktion drohend ihr Haupt. Der Katholizismus hat auch in Deutschland Politik und Seelenfang immer nur auf weite Sicht getrieben. Wer die Zeit hat, hat das Ziel. Dennoch kann die Katholische Aktion in Deutschland bei der kurzen Dauer ihres Bestehens bereits auf eine beachtliche Serie von Erfolgen zurückblicken. Man ist schon längst von der bloßen Defensive zum Angriff übergegangen. Die maßlos verschärfte Filmzensur unter der Aegide des eifrigen Rompilgerers Wirth ist nur ein winziges Glied in der großen Kette, die uns bald ganz umspannen wird.

Ein großes Spiel zweifellos. Die Kräfte, die heute die Katholische Aktion in der ganzen Welt ankurbeln, sind die einzigen ernst zu nehmenden Gegner des sozialistischen Gedankens. Freilich sie allein würden es nie schaffen. Das wissen sie ganz genau. Deshalb muß sich die Kirche mit allen jenen Kräften verbinden, die aus wirtschaftlichen und machtpolitischen Gründen das höchste persönliche Interesse an einer ewigen Stabilisierung der herrschenden Ordnung haben. Die jüngste Rundfunkrede des Papstes war unheimlich klar in der Formulierung des Ziels.

Man spricht viel davon, daß zurzeit hinter festverschlossenen Türen mehr oder minder verbindliche Gespräche zwischen dem Brüningkreis und den Nationalsozialisten vor sich gehen. Daß der Kanzler in jeder Beziehung klüger ist als der Besitzer des Braunen Palastes, bedarf keiner Erwähnung: Jedenfalls hat Hitler die drohenden Fanfaren gegen das Zentrum in seiner Presse ganz offensichtlich abblasen lassen. Und Gregor Straßer, der einzige Kopf der Nazis, bot sich im ‚Völkischen Beobachter' der katholischen Kirche als bester Bundesgenosse ohne Umschweife an.

Formell ist Severing der Innenminister des größten Landes im Reich. Aber nicht er regiert, sondern einer der Initiatoren der Katholischen Aktion in Deutschland, der nicht ganz unbekannte Ministerialdirektor Klausener. Vielleicht erkundigt sich Herr Severing einmal bei diesem seinem Vorgesetzten, wieviel zentrumsgetreue Referendare und Assessoren im letzten Jahr in die wichtigsten Stellen der preußischen Verwaltung, besonders der Polizeiverwaltung, eingesetzt wurden. Er würde sein schupoblaues Wunder erleben.

Herr Klausener bewährt sich auch sonst. Obwohl er durchaus kein klösterliches Leben führt, erbebte sein Herz beim Anblick von Tanzgirls, die die Schamlosigkeit besitzen, mit unbekleideten Beinen den harmlosen Besucher mehr oder minder mondäner Tanzetablissements geschlechtlich zu erregen. Infolgedessen eine empörte Denkschrift an die vorgesetzten Dienststellen.

Sie ist nicht die einzige dieses Tons und dieser Art. Vor wenigen Tagen hat die Zentrumsfraktion des Preußischen Landtages einen geharnischten Antrag gegen die „Mißstände im Badebetrieb" eingebracht. Wir wissen nicht, was Herr Braun darauf erwidern wird, wohl aber wissen wir, daß es sich bei diesen Dingen nicht nur um sporadische Vorstöße einzelner Allzueifriger handelt, sondern daß jenen Denkschriften und Anträgen ein großzügiger, bis in die kleinsten Details ausgearbeiteter Generalangriffsplan zugrundeliegt.

In diesem Sommer hat sich also die Katholische Aktion unter anderm auch auf die Badehose geworfen. Wer erfahren will, wie die aktiven Kreise des Zentrums eine solche Offensive inszenieren, der besorge sich für wenige Pfennige die Broschüre „Strandbad, ists wirklich so schlimm?", erschienen im Verlag Katholische Tat, Köln. Donnerwetter, da können die gerissensten Agitatoren aller Parteien noch etliches draus lernen. Zum Beispiel das: „Das Gros im wilden Strandbad sitzt, liegt, wälzt sich und lungert herum, gähnt die Welt an, läßt sich von der Sonne schlapp und heiß brennen — eine Gesamtsituation, die fraglos die beste natürliche Voraussetzung bildet für ein moralisches Sichgehenlassen, für schmutzige Phantasien und Begierden."

Und wie sieht diese „Gesamtsituation" im einzelnen aus? Ein katholischer Aktionär aus Rhöndorf am Rhein bezeugt: „Neulich sah ich, wie eine Frauensperson ohne Badehose ins Wasser ging und badete, ganz nah an der vorbeiführenden Rheinpromenade." Die ‚Godesberger Volkszeitung' weiß gar zu vermelden: „In unsern sogenannten Familienstrandbädern liegen die Männer in kurzen Badehosen — oft ist es nur ein dreieckiges Läppchen — neben Mädchen, Frauen und Kindern stundenlang am Strand, oder sie machten in besagtem ‚Kostüm' vor den Augen des weiblichen Geschlechts Freiluftspiele." Und Schreckliches hat sich auch in Köln-Poll ereignet: „Im vergangenen Jahre ist es vorgekommen, daß Schulburschen aus dem Stadtteil der linken Rheinseite in der Badehose über die Brücke kamen." Ganz zu schweigen von einem zweiten Entsetzensbericht der ‚Godesberger Volkszeitung': „In der Nähe der Siegmündung wurden — wie uns absolut zuverlässig mitgeteilt wird — im vorigen Sommer mehrfach gemischte Damen- und Herrengesellschaften angetroffen, die schon vormittags in Kraftwagen aus der Gegend von Köln kamen. Sie entkleideten sich höchst ungeniert, badeten gemeinsam in dürftigsten Badehosen in der Sieg, führten nach den Klängen einer mitgebrachten Ziehharmonika und eines Grammophons auf der Wiese moderne Tänze auf, verbrachten nachmittags eine Stunde und mehr unter mitgebrachten klei-

nen Zelten... und zogen erst am Abend in ihren Autos wieder ab. Dies alles geschah vor den Augen der sonntäglichen Spaziergänger, vor dem sehr erstaunten männlichen und weiblichen Jungvolk der benachbarten Dörfer. Und niemand schritt ein." Man beachte die drei Pünktchen hinter dem Wort „Zelten". Welch Maß von Denunziantentum und billigster Aufreizung aller schmutzigen Phantasien ist in ihnen verborgen!

Aber diese Patentschnüffler machen beileibe nicht nur in moralischer Entrüstung — man muß ja auch Bundesgenossen aus den andern Lagern werben! Also muß bewiesen werden, daß das Freibad nicht nur unsittlich, sondern auch im höchsten Maße gefährlich ist. Hat man doch festgestellt, daß das Liegen in der Sonne die Nerven ruiniere und den Magen überhungrig mache! Außerdem sei es selbst für den geübten Schwimmer weitaus schwieriger, in einem offenen Fluß- und Seebad sich durch das Wasser zu bewegen, statt im überdachten und nach Geschlechtern getrennten Hallenbad.

Der ganz große Trumpf kommt aber erst ziemlich am Ende. Man hat nämlich auch herausgefunden, daß das Freibad „unsozial" sei. Angeblich sollen von den letzten Jahren her noch zweihundert Leichen Ertrunkener im Rheinstrom liegen. Und nun fährt die Broschüre fort: „Die Gemeinden, bei denen der wirtschaftliche Vorteil eines möglichst komfortablen Bades eine Rolle spielt, sollten doch einmal bedenken, welche Soziallasten ihnen durch ihre Fahrlässigkeit gegenüber dem wilden Badebetrieb und den dadurch geförderten Leichtsinn der dort Ertrunkenen entstehen." Ein pikfeiner Alt-Leichenhandel das!

Am Schluß die „Mindestforderungen", die sich übrigens auch der Zentrumsantrag der Landtagsfraktion zu eigen gemacht hat. Punkt 1: Auch die Männer müssen den Badeanzug bis zur Schulter hinauf tragen. Punkt 4: Trennung der Geschlechter in örtlich auseinander liegenden Strandbädern. Und schließlich stärkste Beschränkung der Freibäder nach Gutdünken der Ortspolizeibehörden. Um diese Mindestforderungen durchzudrücken, wendet sich die Broschüre mit erfreulicher Offenherzigkeit an diejenigen Kreise, mit denen das Zentrum vielleicht schon morgen die politische Ehe eingeht: „Jeder vaterländisch denkende Mitbürger müßte den Kampf unterstützen, den viele Gemeinden auf dem Lande um die Erhaltung ihrer berechtigten einfachern Sitte gegen das Eindringen großstädtischer Schamlosigkeiten und Strandbadeunsitten führen."

Wenn Hugenberg und Goebbels auf Landagitationstour gehen, sprechen sie auch nicht viel anders.

Gegen die Freibäder, für die Film-, Theater- und Buchzensur, für den Paragraphen 218, gegen die Freidenker, Konkordate, Bau von immer neuen Kirchen und Krankenhäusern, Werbevorträge und Propagandaschriften oratorisch und schriftstellerisch begabter Pater, Besetzung wichtiger Schlüsselstellungen des Staatsapparates mit getreuen und aktiven Anhängern — so kommt ein Tropfen zum andern.

# Malerei und Film von Ernst Kállai

Der Streit in der Berliner Sezession, die Diskussion Döblin-Behne-Osborn im Rundfunk haben an schwere Wunden der Malerei gerührt. Diese Auseinandersetzungen sind gut, so schmerzlich sie für manches friedvolle Palettengemüt sein mögen. Sie bleiben selbst da zu begrüßen, wo sie danebenhauen, in gesundes Fleisch schneiden. Lieber ein zu hartes Urteil im notwendigen und unausbleiblichen Gericht über die Kunst, als der Zustand des trägen Fortwurstelns, in dem Kunst und Kunstbetrieb sich heute mit wenigen Ausnahmen befinden. Es kann nicht genug Klarheit geschaffen werden über den ganzen Umfang der sozialen und geistigen Krise der Malerei. Nicht allein, um das, was fallen will, auch noch zu stoßen. Nur ein klares Wissen um das Gefährdete und Verlorene kann zur Entdeckung neuer schöpferischer Möglichkeiten verhelfen.

Die Krise der Malerei wird in aller Schärfe an dem Wettbewerb deutlich, in den sie mit dem Film hineingeraten ist. Dieser Wettbewerb macht sich zunächst in der Abwanderung aller Nur-Schaulustigen an das Kino bemerkbar. Zwar haben auch Sportereignisse viel mehr Zugkraft als Galerien und Museen. Doch diese Volkstümlichkeit ist durch „Sehenswürdigkeiten" ganz besonderer Art bedingt und fordert daher nicht so offenkundig zum Vergleich heraus. Aber zwischen dem spärlichen Besuch der Kunstausstellungen und dem Massenbetrieb der Lichtspiele bestehen schon ganz enge unmittelbare Wechselbeziehungen.

Lichtspiele sind nicht allein Theaterstätten. Sie dienen zur Vorführung des optischen Weltbildes unsrer Zeit schlechthin. Abgesehen von der üblichen Wochenschau und den überdies zumeist auch erzählerisch oder dramatisch eingerahmten Kulturfilmen, bietet jeder Spielfilm eine wechselvolle Reihe von Schilderungen der Umwelt. Der gegenständliche Inhalt des Films ist auch ohne jedes literarische Beiwerk schon derart reich und fesselnd, daß er sehr wohl den Teil der Zuschauer den Kunstausstellungen abspenstig machen kann, der sich doch nur um das gegenständliche Was, um das Motiv der Bilder zu kümmern pflegt. Und das sind zumeist neunzig vom Hundert aller Ausstellungsbesucher. Leute, die einst Kunstausstellungen, besonders große Jahresschauen nur deshalb massenweise besucht haben, weil sie dort soundsoviel gegenständlich Sehenswertes „aus nah und fern" bestaunen konnten, und durch Geschichtenbilder jeden Genres auch sonst auf ihre Gemütskosten kamen, besuchen heute lieber das Kino. Sehr begreiflich. Denn welche Ausstellung könnte wohl mit der Fülle von Bildern aus aller Welt wetteifern, die im Kino Abend für Abend vor den Augen des Zuschauers vorüberzieht? Und diese Bilderfülle hat außer der zahlenmäßigen Überlegenheit des Gegenständlichen noch ganz andre Vorteile, die ihr bei den Zuschauern und besonders bei den großstädtischen Zuschauern den Sieg über alle Kunstausstellungen sichern können. Vor allem natürlich die Bewegung und damit den erhöhten Anschein des Wirklichen, neuerdings sogar noch durch die Tonwiedergabe gesteigert. Dann die weitere Verschärfung dieses

Scheins durch die Größe und Leuchtkraft der Bilder. Schließlich die photographische Mechanisierung der Darstellung selbst. Sie fügt sich der Gesamttendenz der modernen technischen Wirtschaftsbetriebsamkeit, die zur Mechanisierung und Typisierung nicht allein des toten, sondern auch des lebenden „Bestandes" drängt. Der Mensch wird überall dort zu einer Art von Berufsautomaten, wo moderne Großbetriebe die Wirtschaft und mit ihr das Leben beherrschen. Diese Entwicklung läßt sich besonders in den Großstädten verfolgen. Sie führt notwendigerweise zu einer gewissen Gleichregelung auch der geistigen Erlebnistriebe. Diese verlieren fast alles an persönlicher Zusammengesetztheit und Tiefe, gewinnen dafür aber den Anschluß an eine gewaltig-breite Allgemeinheit des Massenempfindens. Auch die Schaulust des modernen Großstädters unterliegt dieser Wandlung. Sie wird äußerlich und mechanisch, aber durch die Typisierung ihrer Neigungen und Betätigungen zur selben Zeit auch demokratisch, im umfassendsten Sinne des Wortes. Die seelisch-neutrale Photomechanik des Lichtspiels kommt dieser Augendemokratie sehr entgegen, weil sie den Weg zur Einfühlung in das Bildmotiv grundsätzlich allen offen läßt. Der sachliche Gehalt des Filmbildes kommt ohne die bei der malerischen Darstellung vorherrschenden, oft recht verwickelten persönlichen Umdeutungen zur Geltung. Er ist leichter zu erfassen als ein Gemälde, dessen inneres Wachstum und Harmoniegesetz sich nur einer gesammelten und vertieften Betrachtung erschließen. Leider: nur den Augen einer verschwindend kleinen Minderheit von Kunstliebhabern und Kennern. Der in seiner photomechanischen Darstellungsweise allgemeinverständliche Film hingegen ist Massenerlebnis. Das Kinopublikum erhält bei einem Mindestmaß von geistiger Schautätigkeit ein Höchstmaß von Schaugegenständen verschiedenster Art vorgesetzt. Es zerstreut sich glänzend — und worauf läuft denn die Schaulust des großen Publikums hinaus, wenn nicht auf den Wunsch, möglichst viel und möglichst leichte Zerstreuung zu haben?

Der Film ist so recht das Standardvehikel für die Unstetigkeit und Vielsucht unsres modernen Sehens. Seine springlebendige Apparatur flimmert uns ununterbrochen neue, von überallher geschnappte Eindrücke vor, die ohne Rest in Bewegung aufgehen. Sein mechanisierter Impressionismus ist von äußerster Folgerichtigkeit. Er zerpflückt und zerstreut die Dinge zu einer Flucht ihrer wechselnden Erscheinungen. So ergibig und so raffiniert, daß alle Bemühungen der Malerei, der Vielfalt des Sichtbaren auch nur annähernd Herr zu werden, neben dieser Konkurrenz zum Scheitern verurteilt sind.

Auf dieser Linie ist für die Malerei nichts zu holen. Nicht nur keine Popularität, sondern von vornherein: keine lebendige Eindringlichkeit, keine Spannung, kein Nerv. Und sei sie noch so scharfsichtig und emsig hinter den Impressionen her wie Monet etwa hinter den Licht- und Luftvariationen seiner Strohtriste. Darum bleibt die Malerei tatsächlich eine Postkutsche. Der Film aber hat Tempo. Wie Auto und Flugzeug.

Es fragt sich nur, ob denn die Verstrickung in die äußerste Aufgeschlossenheit und Flucht der Erscheinungen, ob

die verwirrende Bewegungs- und Bilderfülle der Moderne, besonders der modernen Großstadt, das A und O jeglicher Kunst schlechthin sei? Ob denn nicht überhaupt „Tempo“ mit allem, was drum und dran, schon ein allzu zeitgemäßer Begriff geworden ist? Beim nähern Zusehen ist ja dieses Tempo als eine Erscheinung nicht eigentlich der Technik, sondern der kapitalistischen Anarchie, der chaotischen Desorganisation unsres gesamten Lebens zu erkennen. Als ein völlig hysterisches Gezappel des Leerlaufs im Betrieb-um-jeden-Preis. Der Mensch wird durch die zwangsläufigen aber sinnlos und unnütz gehäuften Bewegungen seiner Produktions- und Verteilungsanarchie in ein kreisendes Wettrennen von steigender Geschwindigkeit und Aktionsweite hineingetrieben. Um das Rennen zu meistern, um diesen Höllenkreisel endgültig zu überrunden und dem Feld der Konkurrenz zu entrinnen, legt er noch mehr Tempo ein. Aber der Kreisel wird nur noch dichter, noch rasender. Kein Entrinnen. Und angekettet an die Wirtschaft rast alles mit: das ganze Leben, seine Vergnügungen, seine Erholungspausen, seine Kunst. Aus der Not wird schließlich zwar keine Tugend, aber Sport gemacht. Jagd auf Rekorde. Das Tempo dieser kreisenden Bewegungssucht wirkt gleichsam als Zentrifugalkraft. Der Mitte im Menschen, seiner naturbedingten Fähigkeit, sich in einer tiefen, beharrungsvollen Einheit aller Lebensbeziehungen zu sammeln, wird allmählich jede Substanz entzogen. Sie zerschleudert sich in alle Winde. Was zurückbleibt ist ein seelischer Hohlraum, Platz für die falschen Überlegenheitskonstruktionen des Rationalismus und Utilitarismus. Platz für das ganze Blendwerk von Sensationen der Sinne und der Nerven, die der moderne Mensch, Held und Opfer dieser Überlegenheiten, sich zu seinem Vergnügen erfunden hat. Den Film obenan.

Auf diesen Platz kann die Malerei neidlos verzichten. Ihr im Grunde statisches Wesen hat eine bessere Bestimmung: unberührt vom hysterischen Kreisen der Temposucht, der entfesselten Kinesis und der haltlosen Jagd nach Bildwechsel eine neue Sammlung und Geschlossenheit des Lebens zu suchen. In der Tiefe, in der Einheit, in der Beharrung. In einer neuen Organik also, der sich die mechanistischen Kräfte der Wirtschaft und Technik zu fügen hätten. Es geht um nichts mehr und nichts weniger als um die künstlerische Vorausfühlung einer endlich wieder sinnvoll und menschenwürdig gebundenen Form des Lebens. Jenseits von individualistischen Formzerlösungen und den monströsen Zwangsformen unsrer Gegenwart. In sauberer Trennung von der skeptisch-rationalistischen Beweglichkeit Hans Dampf in allen Gassen und erlöst von dem ideologischen Albdruck der götzenhaft aufgedonnerten Gewalten: Kapital, Staat und Kirche.

Die Möglichkeiten der Malerei, wieder zu einer Kunst für die Gemeinschaft zu werden, fallen genau mit den Möglichkeiten einer solchen neuen Organik des sozialen und geistigen Lebens zusammen. Und seit ihrer Abkehr vom Impressionismus, seit dreißig Jahren streckt die Malerei ihre Fühler nach dieser neuen Organik aus. Nicht die ganze Malerei, versteht sich. Es gibt nicht nur eine Berliner Sezession, es gibt noch

vieles in der Malerei, was man als Konkursmasse des Impressionismus und seiner neuen Amalgamierungversuche bezeichnen könnte. Ganz abgesehen von der sogenannten neuen Sachlichkeit, dieser etwas verprügelten und eingeschüchterten Rückkehr zum alten Biedermeier. Das sind Reaktionen. Das Neue sieht anders aus. Sehr unzeitgemäß und sehr wirkungslos freilich, wenn man es mit der optophonetischen Großmacht und dem Träger aller Aktualitätsrekorde, dem Film, vergleicht. Wenig volkstümlich diese neue Malerei. Sogar verhaßt — von reaktionären und revolutionären Materialisten — von Bürgern und Antibürgern. Aber diese Malerei von Munch und Nolde bis Kirchner, Klee, Picasso, Kandinsky, Malewitsch, Mondrian und Arp und den Jüngern: sie hat einen Glauben zu vertreten, der ihr Kraft geben mag, selbst in der eisigsten Isolierung auszuharren. Um diesen Glauben wird sich noch eine kommende Gemeinschaft bilden. Oder die Welt geht Tempo! Tempo! vollends aus den Fugen. Dann allerdings wird das Filmauge das letzte brechende Auge der Menschheit sein: Kino triumphans.

## Auf dem Nachttisch von Peter Panter

„Das ärztliche Volksbuch", herausgegeben von Heinrich Meng, K. A. Fließer und Paul Federn. Drei stattliche Bände, erschienen in dem höchst verdienstvollen Hippokrates-Verlag zu Stuttgart. Das ist wieder mal ein „Doktor-Buch", zu dem man Ja sagen kann.

Nicht nur der mechanisierte Krankenhaus-Betrieb macht eine seelische Mitwirkung beim Vorgang der Heilung unerläßlich; es gibt überhaupt keine Heilung, die ganz und gar einseitig an einem Patienten, als Objekt, vollzogen würde. Will aber der Patient mittun, so kann er das unter rational gebildeten Menschen nicht mehr allein durch Anspannung seiner meist ramponierten Seelenkräfte; er muß es über den Umweg des Rationalismus tun: er muß also wissen, „was ihm fehlt". Das ärztliche Volksbuch unterrichtet ihn in ausgezeichneter Weise.

Um das einzig Negative vorwegzunehmen, das mir aufgefallen ist: die Photos sind gut, aber die farbigen Tafeln haben so etwas Verwaschenes, man geht nicht immer mit ganz klaren Vorstellungen davon. Der Text ist sauber, klar und vor allem ganz und gar vernünftig. Er belehrt ohne erhobenen Zeigefinger, und die Herausgeber haben noch dazu etwas sehr Gescheites getan: sie lassen nicht eine medizinische Schule allein zu Worte kommen, sondern mehrere: Homoiopathen und Allopathen, und vielerlei Therapie wird, soweit ich das beurteilen kann, vorurteilsfrei und ruhig besprochen. Ganz besonders gescheit und aufklärend ist alles, was über die Hygiene des Alltags gesagt ist: über die Vorbeugung gegen Krankheiten, über Geschlechtskrankheiten und Geschlechtsgesundheit; Atmung und Turnen: so ein Buch wird gewiß nur Gutes stiften. Es ist daneben für Laien das beste medizinische Nachschlagewerk, das ich kenne. Und wenn es auf Abzahlung ist: „Wer zwei Paar Hosen hat", sagt Lichtenberg, „mache eines zu Gelde und kaufe dieses Buch." Denn wie ein Radioapparat innen aussieht, das wissen viele, aber wie der Mensch innen aussieht, das wissen viele nicht, und die meisten beginnen, sich auch erst dann dafür zu interessieren, wenn es für sie zu spät ist.

„Es glüht wieder unter harter Kruste." Wie bitte? „Es glüht unter der Kruste." Gewiß, aber ... was ... wie — „Vorstoß. Prosa der Ungedruckten." Herausgegeben von Max Tau und Wolfgang von Einsiedel (erschienen im Verlag Bruno Cassirer, Berlin).

Eine Anthologie schlechter Prosa. Wenn einer schreibt: „Aus den Vorräumen vernahm man charakteristischen Lärm, als verwehrte das Gesinde Herzudrängenden den Eintritt", so versteht der Schreiber nichts von Epik, denn „charakteristisch" ist ein Zeitungswort, und gestaltet ist so gar nichts. Aber diese Autoren sind in ihre aufgeschnappten Modewörter so verliebt, daß es einer zu dieser immerhin beachtlichen Leistung bringt: „Ein roter, über die ganze Breite seiner mitleidslosen Stirn verlaufender Strich meldete menschlich, daß der Helm dieses Haupt drückte — aber wohl schon verbildet hatte." Das Haupt des Helden, nicht das des Autors. Wenn einer schreibt: „Dostal bleibt abgängig dem Dienst und dem Hause, unwillig abwehrend Zuspruch", so ist diese scheußliche Mischung von österreichischem Amtsdeutsch und Sternheimschen Komödiendeutsch was?

„Darum sprechen sie aber auch nicht in der Sprache der Literaten, sondern sie wenden sich an alle, denen es noch um echte Dichtung zu tun ist." Sie: das sind die in dieser Anthologie vertretenen Autoren. Diese Autoren, unter die auch Walter Bauer geraten ist, werden uns in der Vorrede und in den Reklamen als „nicht zünftige Schriftsteller" vorgestellt. Das habe ich gern. Es scheint also so zu sein, daß man, um anständige Literatur zu produzieren, nicht nur Autobusschaffner sein kann, sondern es sogar sein muß, als ob nicht ein Beruf von 1931 im Gegensatz zu dem Stadtschreiberamt Gottfried Kellers dem Schreibenden die Hauptsache fortnimmt, die er für eine saubere künstlerische Leistung braucht: Zeit. Grade die hat er nicht. Ich muß mir eine Grippe lachen, wenn ein Schriftsteller darauf stolz ist, daß er es ist — aber lassen sich die Herren Anthologie-Herausgeber ihren Blinddarm bei einem Gärtner herausnehmen? Ich beim Arzt. Der hat das nämlich gelernt, und wenn er ein guter Spezialist ist, dann hat er Jahre seines Lebens damit verbracht, zu operieren. Schriftsteller im Nebenberuf sind meist keine.

Selten ist wohl eine schlechte Anthologie dreister und dümmer eingeleitet worden als es die beiden Herren tun, die den „Vorstoß" herausgegeben haben. Wer sind sie eigentlich? Auf Grund welcher Leistungen spielen sie sich so auf? Sie halten es wirklich für einen Vorzug, in diese Anthologie aufgenommen worden zu sein — weil sie die Manuskripte angenommen haben? Sie hätten vor allem eines zurückweisen sollen: ihre Vorrede. „Die Prüfung der verschiedenartigen Einsendungen erfolgte zunächst nach Richtlinien, die sich aus ihrem besondern Formcharakter ergaben." Ja. Und es glüht unter harter Kruste, und nun wollen wir aber alle mal nicht mehr vom „Wissen um ..." schreiben, und wie diese paar gleichgültigen Feuilletons da eingeleitet werden, das ist nicht zum Blasen! Von „Snobisten" reden diese Literaturisten, und: „Das Neue der echten Dichtung liegt nämlich weniger in dem, was sie sagt, als in dem, was sie verschweigt. Und die Autoren dieser Sammlung, sie können wieder verschweigen." Sogar ihr Talent; es ist ganz innerlich, außen ist gar nichts zu sehn. Kurz und gut: auf diesen Vorstoß kann ich keinen Zurückzieher machen; so sieht der Nachwuchs hoffentlich nicht aus.

Land und Leute: Angelica Balabanoff „Wesen und Werdegang des italienischen Fascismus" (erschienen im Verlag Heß & Co., Wien). Zeigt den Werdegang Mussolinis, geschildert von seiner ehemaligen Genossin. Der gradezu grauenerregenden Schmeichelei, mit der deutsche liberale Interviewer Mussolini angehimmelt haben, weil er ihnen nicht mit dem nackten Hintern ins Gesicht gesprungen ist, sondern sich wie ein gesitteter Mensch benommen hat („Ich weiß gar nicht, was Sie wollen: Er ist doch so ein netter Mensch!") — solcher unwürdigen Haltung steht dies Buch gegenüber. Man muß einen Teil Ressentiment abziehen. In Jules Romains „Diktator", der zwar nichts gestaltet, aber vieles klug umredet, werden der zur Macht gekommene Genosse und der in der Theorie verbliebene Genosse gezeigt. Das ist ein unüberbrückbarer Gegensatz, und das Wort „Verrat" flammt auf. Im

Falle Mussolini hätte es einen Sinn, von Verrat zu sprechen, wenn der Mann jemals ein echter Sozialist gewesen ist, was ich bezweifle. Frau Balabanoff läßt kein gutes Haar am Fascismus; ich stimme ihr gefühlsmäßig zu. In den Grundzügen macht das Werk den Eindruck höchster Wahrhaftigkeit: sicher ist der Fascismus eine Herrschaft gegen die Arbeit, ebenso sicher umkleidet er sich mit arbeiterfreundlichen Gesetzen, und die hundsgemeine Terrorisierung des Einzelnen, die Präponderanz des Staates noch im Nachttopf des Italieners: das ist abscheulich. Ganz besonders lehrreich der Anhang, der das Konkordat und die Carta del Lavoro zum Abdruck bringt.

Balabanoff ja. Robert Michels nein. Der hat bei Orell Füßli in Zürich ein Werk „Italien von heute" erscheinen lassen, und das darf denn doch wohl als ein Skandal bezeichnet werden. Von dem mörderischen Stil gar nicht zu sprechen: „Da aber sowohl ein Überhaupt-nicht-organisiert-sein als auch ein Nicht-in-einer-anerkannten-Gewerkschaft-organisiert-sein gestattet ist..." Viel schlimmer ist die Gesinnung dieses Buchs. Hier haben wir den an das herrschende Regime eng angeschlossenen Professor in Reinunkultur, jenen, der alles, aber auch alles, was geschieht, mit seinen sakralen und statistischen Mätzchen umgibt, um zu beweisen, es sei gut, was geschehen sei. Ich bin fest davon überzeugt, daß Michels genau dasselbe Buch andersherum geschrieben hätte, wenn Italien heute kommunistisch wäre, oder wenn es gelungen wäre, den Fascismus abzuwehren. Alles, was ist, ist vernünftig, sagt Hegel. Er hätte gewisse Professoren ausnehmen sollen.

Eine solche Verkennung der Tatsachen ist gradezu unerhört. Kein Wort vom Terror; kein Wort über die widerwärtigen Verfolgungen der Nicht-Fascisten; kein Wort vom andern Italien. Dafür aber so: „In diesem Punkt geben Mussolini und viele aus seiner Umgebung mit ihrer treuen Arbeitssamkeit, die sich beim Duce selbst bis ins Unglaubliche steigert, das beste Beispiel." Weiß dieser schmeichelnde Soziologe nicht, daß ein Diktator für sich arbeitet? daß es seine Sache ist, für die er Nächte und Nächte schuftet? Es handelt sich nicht um Geld. Es handelt sich um viel mehr: es handelt sich um Geltung. Wir wollen doch die törichte Legende von den Staatsmännern, die „sich aufopfern", beiseite lassen. Mussolini hat viele andre geopfert, und wenn Michels, dieser Hofgeschichtsschreiber, ihm den hohen Mut lobend anmerkt, mit dem jener sich angeblich ohne Bewachung unter das Volk mischt, so spricht das nicht grade für die Beliebtheit des Mannes. Das Buch ist dumm und unbrauchbar; nicht etwa, weil es den Fascismus lobt, sondern weil es ihn dumm lobt. Michels gleicht jenem Typus, den Lewis im „Babbitt" beschreibt: dem Professor, der den Kapitalisten die nötige wissenschaftliche Weihe für ihr Tun gibt. Es ist immer einer da, der weiht. Robert Michels braucht sich nicht mehr zu entwickeln; der Mann ist fertig. Friede seiner Universität.

Max Hodann „Sowjet-Union" (erschienen bei der Deutschen Verlags-Aktien-Gesellschaft Universitas in Berlin).

Mit diesem Buch hat sich Hodann zwischen sämtliche vorhandene Stühle gesetzt; schon deshalb ist das Buch zu loben. Den Sozialdemokraten ist es zu sowjetfreundlich, und den Kommunisten sicherlich zu wenig. Wobei denn einmal auf den gänzlich unbegründeten Hochmut, auf den peinlichen Studienrats-Ton hingewiesen werden mag, mit dem in den Organen der schläfrigen sozialdemokratischen Bildungsarbeit Bücher besprochen werden. Auf Grund welcher Leistungen sich diese verkümmerten und verstaubten Bonzen eigentlich erlauben, mit erhobenem Zeigefinger zu lehren, was sie nicht verstehen, weiß ich nicht. So viel Mißerfolge und dann noch frech? Diese Kerle sind die schlimmsten Hindernisse bei der so nötigen Einheitsfront gegen den Fascismus.

Das Buch Hodanns will die russischen Eindrücke seines Verfassers so wiedergeben, wie er sie gehabt hat — das gelingt ihm vor-

trefflich. Es will sie deuten — das gelingt ihm nicht so gut. Kein Vergleich mit Feilers grandiosem „Experiment des Bolschewismus", das noch da, wo es irrt, turmhoch über fast allen andern Rußland-Büchern steht (erschienen im Societäts-Verlag zu Frankfurt am Main). Rußland ist ein hinter der europäischen Zivilisation zurückgebliebenes Land, das alles einholen will, was es in zweihundert Jahren versäumt hat. Es versucht dort ferner eine revolutionäre Regierung, ihr Programm durchzusetzen. Das sind zwei verschiedene Dinge. Diese beiden Dinge gehen häufig ineinander über, aber man darf sie nicht vermengen. Das Buch Hodanns ist breiter als tief, aber es ist ein anständiges, ganz und gar unbeeinflußtes Werk: keine Schleuder, keine Harfe — eine gute Untersuchung. Es gibt dem Leser keinen konfektionierten Standpunkt — er mag selber nachdenken und aus den gebotenen Tatsachen lernen.

„Das Käthe Kollwitz-Werk" (erschienen im Verlag Carl Reißner, Dresden). Wunderschön und gar nicht genug zu empfehlen. Schade, daß Arthur Bonus die Einleitung geschrieben hat. Er versucht darin, das Herz der Kollwitz auf die halbreligiöse Formel von Friedrichshagen 1902 zu bringen, etwas ganz und gar Schreckliches. Man lese etwa heute Boelsche... aber dann schon lieber Katholizismus, tausendmal lieber. Boelsche ist ein Altarkelch mit Lagerbier.

Die Reproduktionen der Radierungen sind so gut, wie sie nur sein können — natürlich geht auf dem Wege über den Druck viel verloren. Wo aber ist dieses einmalige Pathos geblieben? wo gibt es ein dieser Kraft ebenbürtiges Werk in der jetzigen revolutionären Bewegung? Es sähe heute anders aus, gewiß; es wäre weniger gefühlvoll, es wäre härter — aber wo ist es? George Grosz liegt auf einem andern Feld. Die Kollwitz ist für uns etwas Einmaliges. Laßt uns den Hut abnehmen.

Zum Schluß finde ich gar keine Worte des Entzückens. „Aus der Frühzeit der Photographie 1840—70", von Helmuth Th. Bossert und Heinrich Guttmann (erschienen im Societäts-Verlag, Frankfurt am Main). Ja, also das ist etwas für uns Idylliker, Reichsverband Deutscher Idylliker, E. V., Sitz: Dinkelsbühl.

Früher habe ich alte Photos gesammelt; ich besitze noch einen ganzen Kasten voll, und ich bin dankbar, wenn mir einer welche schenkt. (Zaunpfahl.) Das ist bezaubernd, was es hier zu sehen gibt. Die Technik aus den ersten Anfängen der Photokunst ist wundervoll, und es kommen heute schon viele Leute auf den Geschmack an diesen alten Blättern oder Daguerrotypien. Das wäre aber nur für die Photographen. Doch liegt der Zauber dieses Buches in etwas anderm.

Hier ist ein Stück Leben aufbewahrt. Es ist rührend, das alles zu sehen — nicht etwa, weil es „niedlich" ist. Wir kennen ja diese fürchterliche Zeit epigonalen Bürgertums, das sich in Attituden und Posen seiner alten Epochen gefiel. Niedlich... nein. Doch sind uns die dargestellten Leute, Berühmtheiten und ganz anonyme Menschen, so nahe, wie keine Zeichnung das je vermitteln kann. Man riecht die Menschen. Man wittert sie und ihre Zeit. Keine Linse ist objektiv, wenn das Ding auch so heißt. Aber ein Stück Wirklichkeit gibt sie doch, und es ist ganz wunderbar, was wir hier zu sehn bekommen. Ein Beispiel für viele: niemals gibt uns irgend ein in Prowangssa-Öl gemalenes Hofbild so einen Friedrich Wilhelm den Vierten, wie den auf dem Photo: einen satten, wohlgenährten, nicht einmal uneleganten Aristokraten, soweit ein Hohenzoller dieser Observanz das zu sein vermochte. Man versteht die Leute viel besser, wenn man ihre alten Photos sieht: schade, daß es von Goethe keine gibt. Sicherlich hätte er darauf ein bißchen ausgesehn wie Possart, halten zu Gnaden. Und erst die Frauen...! Und die Gruppenaufnahmen...! Und das alte Paris...!

Wer auch nur ein Paar Hosen hat, mache auch sie zu Gelde und kaufe dieses Buch.

# Bemerkungen

**Befehl is Befehl . . .**

Heiliger Schwejk, er wußte das! Er hätte sich auch gar nicht über den Tagesbefehl verwundert, den der Hauptmann Sévenier am 14. März dieses Jahres beim Rapport verlesen ließ. In der Reihe der Pfeifendeckel des 18. französischen Pionierregiments stehend, hätte der kluge Schwejk lautlos in sich hineingeschluckt, die Hände an die Hosennaht gepreßt — diesmal nicht an die seelische, wie Peter Panter es wundervoll formulierte —, um nicht loszuplatzen. Und er hätte bestätigt gefunden, daß er die Welt dieser Narren und Ferkel richtig sah.

Also, wie aus den Mitteilungen der „Potins Lorrains" hervorgeht, ist dem 18. französischen Pionierregiment eine Brieftaubenabteilung für den militärischen Erkundungsdienst angegliedert. Die Pflege der Tiere ist, wie denn anders, den Pionieren übertragen. Das Gewehr, Knöpfe und Stiefel geputzt, haben die Tapfern den Täubchen Futter zu streuen, die Schläge zu säubern, klares Wasser vom nahen Quell zu holen, und was der zarten Handlungen mehr sind. Man sieht, es wird da oft der Mund zu voll genommen von Pazifisten und so, gegen das rohe Militär. Im Gegenteil, in den Zeiten des sanften Kriegsgottes wird der Soldat zum lyrischen Sänger der Natur, zum verstehenden Beschützer der sich liebend mehrenden Kreatur, zum Helden bukolischer Idyllen — wie man gleich sehen wird.

Die Brieftauben besitzen, wie bekannt, in Europa mehrere Kriegsdenkmäler. Wenn sie sie erkennen könnten, würden sie ihnen gewiß von oben was drauf machen, aber sonst leben sie in Friedenszeiten, behütet von den braven Pionieren, ein durchaus würdiges Leben. Bis eines Tages...

Doch hier der Befehl des Capitain Sérenier:

1. Die Begattungen der Tauben finden am 16. März 1931 statt.
2. Die Pioniere, die einem Taubenschlag zugeteilt sind, gehen an diesem Tag und in der folgenden Zeit nicht zum Essenholen.
3. Sie erhalten des weitern während der gesamten Brutzeit weder Stundenurlaub, noch Freizeit von längerer Dauer.
4. Das Eierlegen hat aufmerksam überwacht zu werden.
5. Die Pioniere haben zu diesen Behufe den Taubenschlag von morgens bis abends nicht zu verlassen.
6. Zerbrochene Eier werden streng bestraft; für jedes Ei einen Tag Gefängnisarrest.

   Unbefruchtete Eier werden mit einem Monat Urlaubsentzug bestraft...

Nicht auszudenken. Vor dem unentschlossenen Getue der militärischen Tauben steht der lyrische Muschkote und fleht in saftigem Jargon den Liebesgott an, ihm den Urlaub nicht zu verhunzen! Hilft den degoutierten Tieren die Liebe zu machen, leistet, so gut er kann, Hebammendienste an den mißbrauchten Trägern künftiger Kriegsbotschaften. Steht Tag und Nacht und bezahlts mit Gefängnisarrest, wenn eins der kostbaren Liebesprodukte schon jetzt in Trümmern gehen sollte, ohne seinen Dienst vor dem Feind geleistet zu haben! Steht und starrt die köstlichen Körperteile an, „le cul des colombes, — wie die ‚Potins Lorrains' wörtlich schreiben — afin de s'assurer que leurs ébats voluptueux ne donnent pas naissance à des oeufs clairs et que les oeufs chargés d'espoirs tombent bien douillettement dans les nids."

Schwejk grinst, schluckt, hustet, geht an den militärisch besetzten Taubenschlag, in dem die verdammten Viecher von der Liebe nichts wissen wollen.

Beim Zeus, wenn es grad kein Vaterland zu verteidigen gibt, weiß unsre Zeit Männer zu beschäftigen.

*Jonathan Wild*

### Das Slawenlied

Viele unsrer jungen Romanschriftsteller möchten einerseits Selbsterlebtes, also Autobiographisches verarbeiten, fühlen aber andrerseits das Bedürfnis und die Verpflichtung, nicht nur vom Schicksal des Einzelmenschen sondern von dem des Staatsganzen zu sprechen. Diese beiden ausgezeichneten Grundsätze vertragen sich nun häufig schlecht miteinander. Denn da diese jungen Dichter zumeist nicht die Leute sind, die die Politik machen, sondern solche, an denen sie nur verübt wird, also keine Abgeordneten, keine Generäle, keine Revolutionsführer, so reicht ihr Erleben und damit ihre Gestaltungskraft nur an die Auswirkungen aber nicht an das Getriebe dessen heran, was sie gern darstellen möchten.

Dies zeigt sich wieder deutlich an dem neuen Roman des sehr begabten F. C. Weiskopf („Das Slawenlied", Verlag Gustav Kiepenheuer, Berlin). Seine Begabung äußert sich in dem sichern Sinn für die Bildkraft einer Episode und in der Fähigkeit, ohne Wortschwall eine Menschenfigur, die Stimmung einer Straße, eines Zimmers zu skizzieren. In einem saubern, von allen Unarten freien Deutsch erzählt er die Geschichte der Tschechoslowaken vom Frieden mit Rußland bis zum Versanden der Revolution in dem, was wir „SPD-Regime" nennen würden. Wäre nicht der merkwürdige Doppelcharakter dieser politischen Bewegung, die zugleich Befreiung der Slawen vom Oesterreichertum und Sturz der k. k. Monarchie bedeutete, so könnte man das Buch gradezu als einen Schlüsselroman der deutschen Revolution lesen. Als einen Roman? Weiskopf sagt an einer Stelle: „Es war wie eine Film-Wochenschau." Und wie eine Film-Wochenschau ist eigentlich sein ganzes Buch. Er zeigt uns Demonstrationen und Straßenkämpfe, Diskussionen vor den Plakaten, Unterhaltungen im Familienkreis, Versammlungsreden; hundert Figuren, mit wenigen Strichen trefflich geschildert, laufen vorüber, sagen ein paar Worte und kommen nie wieder, und wenn sie wiederkommen, so ist es Zufall. Viele Verordnungen, Proklamationen, Erlasse, lange und kurze, sind im Wortlaut abgedruckt, und die Romanfiguren stehen neben ihnen und lesen sie. Es kann nicht anders sein, denn das Steuer der Ereignisse, um die es geht, hat nicht der randalierende Soldat im prager Café, nicht der klug politisierende Onkel Rudolf aus der Portierloge des Jüdischen Krankenhauses in der Hand. Und drinnen waltet der Präsident Masaryk, der im Personenverzeichnis des Buches nicht vorkommt, nicht vorkommen kann.

So wird die Ich-Figur des Helden zurückgedrängt durch Begebenheiten, die an sich wichtig, in diesem Roman aber nicht genügend legitimiert sind. Was dem Jungen, der von der Schulbank zu den Soldaten kommt, örtlich nahesteht, Klassenzimmer und Lehrer, Kameraden und Genossen, Tagebücher, Briefe und Landschaft, das blüht — was ihm nur gesinnungsmäßig nahe geht, steht dürr in Maueranschlägen, Leitartikeln und Versammlungsreden. Sehr charakteristisch auch, wie die handelnden Figuren nicht genügend Teilnahme beim Leser finden, wenn sie allzu stark vom Politischen her konstruiert sind. Der Mensch soll ein politisches Wesen sein, aber das politische Wesen sei ein Mensch! Die Frauen, die — bis auf die eine,

ganz im Schatten verschwimmende — keinen politischen Part haben, bleiben ohne alle innere Triebkraft, sind begehrliche und begehrenswerte, zuweilen halbnackte Episodengeschöpfe, bei denen einem jungen Mann eher schlecht als gut wird.

Und doch ist grade für den politischen Roman warmes Blut so besonders notwendig. Es müssen nicht Frauen sein, aber Weiskopf hat auch keine Lust am Mann, er hat Lust an Ansichten, im doppelten Sinne des Wortes. Wenn er seine bemerkenswerte, disziplinierte Fähigkeit, lebendige Oberflächen zu schildern, dorthin weiterführt, wo auch in der Tiefe Leben sitzt, wird er auch das darstellen können, was er diesmal nur reportiert: das Schicksal des Staates. *Rudolf Arnheim*

## Die Frau im Auto

Wo sie den Asphalt aufreißen, morgens um fünf, bis in den heißen Nachmittag hinein, da steht Ali. Ali kneift das eine Auge zu beim Arbeiten. Die Hemdsärmel sind gerollt. Auf dem Muskel des linken Arms tanzt ein fettes Weib, rechts zittert eine Salome, wenn er das Brecheisen oder den elektrischen Bohrer ansetzt. Ali hat sie beide geliebt und für die Tätowierung sechs Mark bezahlt, zwei Jahre vor dem Krieg. Ali hat sie umschichtig geliebt. Die Dicke hieß Ella, die Dünne Marie. Die Dicke ist verheiratet, ein Hering ist der Mann. Aber daran denkt Ali nicht. Dann würde er nicht das linke Auge zukneifen. Ali ist wütend, daß er in der Kolonne vor dem Hotel arbeitet. Drüben halten die Autos. Während der Bohrer in seiner Hand rattert, klappen dicht neben ihm Autotüren, lachen Stimmen, duftet es fremd und gewaltsam herüber, in seine Hitze hinein, in den feinen Asphaltstaub, in seine Wut. Ali prüft mit dem linken Auge, das er nicht zukneift, die Weiber und die Männer. Feine Weiber. Jede würde sich lohnen. Fette gibt es und magere. Keine wird dabei sein, die wie Marie eine Maus auf den Bauch tätowiert hat, eine Maus, die in einem Loch verschwinden will. Das gibt es bei denen her nicht.

Ein rotes Auto rollt langsam heran, ein riesiges Vieh von Maschine. Ein schmales Gesicht liegt am Fenster und sieht ihn an. Ein Gesicht wie die Eine aus dem Kino, er behält den Namen nicht, aber das ist sie. Ali weiß genau, das ist sie. Er hatte auf den Hering nur ein paar Töpfe Bier gießen wollen, aber das Weib hatte ihn ins Kino geschleppt. Der Wagen hält neben ihm, aber sie hat noch keine Lust zum Aussteigen. Sie sieht ihm zu. Sie sieht ihm zu. Sie ist viel schöner als auf der Leinwand, wo es doch immer wie Regen von oben nach unten läuft. Verdammt noch mal. Ali läßt seine Muskeln spielen. Er zerdrückt fast den Bohrer, er sieht zu der Schauspielerin hin, und sie lächelt. Er arbeitet feste weiter. Er ist wie im Rausch. Und

er sieht erst wieder hin, als sie das Auto verläßt.

Ali ist in seinen Gedanken hinter ihr her. Der Bohrer in seiner Hand läuft, wie er will. Ali sitzt mit ihr und trinkt Sekt, er hat Worte, er kleidet sie aus. Ali hat eine schöne Stunde bei seiner Arbeit.

Nun fährt der rote Wagen weiter vor. Ali sieht, daß er in seine Nähe kommt. Der Mann von gestern ist bei ihr. Mit einem Blick hat das Ali weg. Der neben ihr, das ist der von gestern. Scheinbar geht die Sache weiter. Sie ist traurig und blaß. Der Bursche will sich wohl noch immer nicht zufrieden geben. Er hat eine hundsgemeine Art mit ihr zu reden. Hier in der hellen Sonne vor dem Hotel wird es deutlicher als auf der Leinewand. Ali tritt an das Automobil heran. Sie steigen ein, aber der Chauffeur kann noch nicht fahren. Im Wagen weint sie. Ali kann es durch die Scheiben sehen. Der Schauspieler lacht.

Ali hat einen Stein in der Hand und fährt durch die Scheibe. Drohend. Brüllt dem geschniegelten Burschen drohend unflätige Worte zu. Der wird ganz blaß. Der Chauffeur springt ab und kommt um das Auto herum. Aber nicht deswegen zieht Ali den Arm zurück. Sondern weil sie ihn erschreckt angesehen hat. Verständnislos. Entsetzt. Menschen sammeln sich. Ali nennt dem Chauffeur ruhig seinen Namen.

*Otto Bernhard Wendler*

## Die brennende Lampe

Wenn ein jüngerer Mann, etwa von dreiundzwanzig Jahren, an einer verlassenen Straßenecke am Boden liegt, stöhnend, weil mit einem tödlichen Gas ringend, das eine Fliegerbombe in der Stadt verbreitet hat; er keucht, die Augen sind aus ihren Höhlen getreten, er verspürt einen widerwärtigen Geschmack im Munde, und in seinen Lungen stichts, es ist, wie wenn er unter Wasser atmen sollte —: dann wird dieser junge Mensch in einem verzweifelten Blick an den Häusern hinauf, zum Himmel empor, fragen: „Warum —?"

Weil, junger Mann, zum Beispiel, einmal in einem Buchladen eine sanfte grüne Lampe gebrannt hat. Sie bestrahlte, junger Mann, lauter Kriegsbücher, die man dort ausgestellt hatte; sie waren vom ersten Gehilfen fein um die sanft brennende Lampe herumdrapiert worden, und die Buchhandlung hatte für dieses ebenso geschmackvolle wie patriotische Schaufenster den ersten Preis bekommen. Deswegen.

Weil, junger Mann, deine Eltern und deine Großeltern auch nicht den leisesten Versuch gemacht haben, aus diesem Kriegsdreck und aus dem Nationalwahn herauszukommen. Sie hatten sich damit begnügt — bitte, stirb noch nicht, ich möchte dir das noch schnell erklären, zu helfen ist dir ohnehin nicht mehr — sie hatten sich damit begnügt, bestenfalls einen allgemeinen, gemäßigten Protest gegen den Krieg loszulassen; niemals aber gegen den, den ihr sogenanntes Vaterland geführt hat, grade führt, führen würde. Man hatte sie auf der Schule und in der Kirche, und, was wichtiger war, in den Kinos, auf den Universitäten und durch die Presse national vergiftet. So vergiftet, wie du heute da liegst: hoffnungslos. Sie sahen nichts mehr. Sie glaubten ehrlich an diese stumpfsinnige Religion der Vaterländer, und sie wußten entweder gar nicht, wie ihr eignes

Land aufrüstete: geheim oder offen, je nach den Umständen; oder aber sie wußten es, und dann fanden sie es sehr schön. Sehr schön fanden sie das. Deswegen, junger Mann.

Was röchelst du da —? „Mutter"? Ah, nicht doch. Deine Mutter war erst Weib und dann Mutter, und weil sie Weib war, liebte sie den Krieger und den Staatsmörder und die Fahnen und die Musik und den schlanken, ranken Leutnant. Schrei nicht so laut; das ist so gewesen. Und weil sie ihn liebte, haßte sie alle die, die ihr die Freude an ihrer Freude verderben wollten. Und weil sie das liebte, und weil es keinen öffentlichen Erfolg ohne Frauen geben kann, so beeilten sich die liberalen Zeitungsleute, brave Familienväter, die viel zu feige waren, auch nur ihren Portier zu ohrfeigen, so beeilten sie sich, den Krieg zu lobpreisen, halb zu verteidigen, jenen den Mund und die Druckerschwärze zu verbieten, die den Krieg ein entehrendes Gemetzel nannten; und weil deine Mutter den Krieg liebte, von dem sie nur die Fahnen kannte, so fand sich eine ganze Industrie, ihr gefällig zu sein, und viele Buchmacher waren auch dabei. Nein, nicht die von der Rennbahn; die von der Literatur. Und Verleger verlegten das. Und Buchhändler verkauften das.

Und einer hatte eben diese sanft brennende Lampe aufgebaut, sein Schaufenster war so hübsch dekoriert; da standen die Bücher, die das Lob des Tötens verkündeten, die Hymne des Mordes, die Psalmen der Gasgranaten. Deshalb, junger Mann.

Eh du die letzte Zuckung tust, junger Mann:

Man hat ja noch niemals versucht, den Krieg ernsthaft zu bekämpfen. Man hat ja noch niemals alle Schulen und alle Kirchen, alle Kinos und alle Zeitungen für die Propaganda des Krieges gesperrt. Man weiß also gar nicht, wie eine Generation aussähe, die in der reinen Luft eines gesunden und kampfesfreudigen, aber kriegablehnenden Pazifismus aufgewachsen ist. Das weiß man nicht. Man kennt nur staatlich verhetzte Jugend. Du bist ihre Frucht; du bist einer von ihnen — so, wie dein fliegender Mörder einer von ihnen gewesen ist.

Darf ich deinen Kopf weicher betten? Oh, du bist schon tot. Ruhe in Frieden. Es ist der einzige, den sie dir gelassen haben.

*Kaspar Hauser*

## Etikette

Im agramer Truppenspital wollten sie mir mal den Blinddarm operieren. Ich war damals Oberleutnant.

Schon lag ich, wie mich Gott erschaffen, auf der Wachsleinwand des Operationstisches — schon hatte der Herr Stabsarzt dem Sanitätswärter eine Ohrfeige hineingehauen, weil die Gefäße so dreckig waren — und wusch sich sofort wieder die Hände („Weil man, weißt, eine Infektion sorgfältig vermeiden muß") — schon hatte mir der Hilfsarzt die Aetherhaube aufgesetzt — ich zählte: Eins, zwei ... bis acht — da erinnerte sich der Hilfsarzt: Herr Gott, er hatte versäumt, sich mit mir, dem Rangältern, vorschriftsgemäß bekanntzumachen.

Er riß mir die Aetherhaube von der Nase, knallte die Hacken zusammen, verbeugte sich stramm und rief:

„Herr Oberleutnant! Assistenzarzt-Stellvertreter in der Reserve Robert Ornstein, Sani-

tätskompagnie Nummer 9, stellt sich gehorsamst vor."

Was, meinen Sie, habe ich ihm geantwortet? Sie dürfen dreimal raten.

*

### Die Weltfernen

Gestern im Café treffe ich zwei münchner Bibliophilen. Sie sind hergekommen dem Grundsatz zuliebe: „Jeder einmal in Berlin."

Und sie schildern ihre Eindrücke: Verkehr — Lichtreklame — Museen — Cabarets — Theater.

„Bleibt ihr lange?" frage ich.

Sie haben noch allerhand anzusehen; ziehen eine lange Liste hervor.

Auf dieser Liste der siebente Punkt: Nackte Mädchen.

„Hört mal," rate ich, „da geht nicht hin! Ihr wärt sehr enttäuscht. Ist nur eine Sache für Agrarier aus der finstersten Provinz. Dummer Schwindel."

Die Münchener sehen einander fragend an.

Der Eine — feuchten Auges:

„So streich ich halt die nackten Mädchen aus."

Der andre — tief sinnend:

„Nicht gleich ausstreichen ... klammer es nur ein."

*Roda Roda*

### Kalte Küche

„Also wozu der Rucksack?" — „Für den Fall, daß man Lust hätte, im Freien zu essen." — „Was hast du denn alles mit?" — „Schinken, Käse, Brot, eine Flasche Wein, einen Band Goethe und etwas Verbandzeug." — „Das auch?"

*Arthur Schnitzler:*
*Flucht in die Finsternis*

### Besuch in der Landes-Heilanstalt

Wie freute sich dieser idiotische
Knabe,
Als ich ihn einmal besucht habe!
Er dankte mit zitternder Hand.
Denn seine Anstalt ist fernes und
weites,
Ist abgeschlossenes, niemals befreites,
Verwunschenes Land.

Und ist dort alles aufs beste erwogen
Und alles mit Güte durchdacht.
Es wird der Sonne Strahl vor
der Nacht
Doch abgebogen.

Nun fragt mein Fragen: Warum
ihr seid,
Die ihr nicht wacht und auch
nicht schlaft?
Und wen das tausendfache Leid,
Das mit euch geht, wohl lohnt
und straft?

*Joachim Ringelnatz*

---

## Hinweise der Redaktion

### Berlin

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Freitag 20.00. Café Adler am Dönhoffplatz. Öffentliche Diskussion: Prinzipien der Außenpolitik einer revolutionär-sozialistischen Partei Referenten: Hans Bauer, Prof. Alfons Goldschmidt, Kurt Hiller.

### Rundfunk

Dienstag. Frankfurt 18.15: Für das Theater, Herbert Ihering. — 20.30: Länder-Querschnitt: Rußland. — Berlin 20.30: Das Mädchen von Orleans. Aus den dramatischen Dichtungen zusammengestellt von Friedrich Burschell. — Mittwoch. Breslau 19.25: Dichter als Weltreisende, Armin T. Wegner. — Berlin 21.10: Querschnitt durch europäische Bauernromane von Hans Georg Brenner und Ernst Bringolf, Edlef Köppen. — Donnerstag. Berlin 19.30: Literarische Moden, Oskar Loerke und Rudolf Kayser. — Langenberg 20.00: Balearischer Bilderbogen, Gerhart Pohl. — Königsberg 20.45: Zwischenspiel von Arthur Schnitzler. Freitag. Berlin 18.05: Alte und neue Publizistik, Erik Reger und Hannes Küpper. — Königsberg 19.00: Calderon de la Barca. — Leipzig 21.10: Hölderlin. — Königsberg 21.15: Gerda Müller-Scherchen liest aus Hölderlin.

## Antworten

**Neugieriger.** Weißt du, wo diese erkenntnisdurchleuchteten Zeilen zu finden sind —? „Der Durchfall Briands bei der Präsidentenwahl braucht für die Lösung kein ungünstiges Zeichen zu sein. Seine verschwommenen Ziele finden in Frankreich selbst keine allseitige Zustimmung. Vielleicht verschwindet mit ihm am ungezwungensten sein ganzes Paneuropa-Projekt, so daß der Weg frei wird für eine andre Lösung. Es gibt ja auch bei uns wie bei den Franzosen Leute, die meinen, unter Ausschaltung der auf Briand eingeschworenen Linken sei eher eine Verständigung zwischen Paris und Berlin zu erreichen als unter Briands Führung. Dabei schwebt immer der Gedanke der Einigung des ganzen Abendlandes gegen Sowjetrußland im Hintergrund." Auf irgend einer publizistischen Stahlhelm-Hintertreppe, nicht wahr? Du irrst. Dieser blamable Stammtischschwafel steht im ‚Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel'. Wie lange läßt sich der nicht geistesschwache Teil der Buchhändler das noch bieten?

**Schauspieler.** Deine Bühnengenossenschaft hatte dieser Tage zu einer Pressebesprechung geladen, „um über die in der Öffentlichkeit erhobenen Angriffe Klarheit zu geben". Eigentümlich war dabei, daß aus Fragen, die bei uns und in andern Blättern gestellt waren, Angriffe gemacht wurden, die mit dem Brustton tiefster Entrüstung zurückgewiesen wurden. Der Vizepräsident Otto übernahm für den auf einer „unaufschiebbaren Dienstreise" befindlichen Präsidenten Wallauer die Verteidigung. Es sei vor allen Dingen festgestellt, daß der ganze Streit, der leider unerquickliche Formen angenommen hat, seinen Ausgangspunkt in der vollzogenen Schließung des Schauspielerheims hat. Erst als die Bühnengenossenschaft sich hier taub stellte, fingen die gegenseitigen Verunglimpfungen an. Wir wollen uns heute lediglich darauf beschränken, das darzulegen, was der Verwaltungsrat in der Konferenz auseinandergesetzt hat, und dabei die Darstellung der Gegenseite berücksichtigen. Wenn die Bühnengenossenschaft Ausdrücke wie „Verleumdung", „Lüge", „Betrug" etcetera gebraucht, so muß festgestellt werden, daß dies keine Art ist, Fragen, die gestellt wurden, zu beantworten. Herr Otto fuhr mit Zahlen auf, daß einem schwindlig werden konnte. Niemand hat behauptet, daß die Bücher der Genossenschaft nicht in Ordnung seien. Dazu bedurfte es gar nicht der Erklärung, daß eine dreifache Kontrolle, unter andern von Seiten der Stadt und des Staates, stattfinde. Zu der Gehälterfrage äußerte Herr Otto, daß diese mehrere hundert Mark unter den angegebenen Summen von 1800 und 1600 Mark liegen. Wir konnten uns überzeugen, daß nach den Satzungen, die bis 1929 Gültigkeit hatten, der zweite Präsident besoldet werden mußte, während er nach den neuen Satzungen nur besoldet werden kann. Der sachliche Irrtum in unserm Artikel sei hiermit also berichtigt. Weiter wurde angegeben, daß Reisegelder nur in Höhe von 35 Mark und nicht in Höhe von 40 Mark gezahlt werden. Auch müssen von diesen 35 Mark alle Spesen außer den Eisenbahnfahrtkosten abgedeckt werden. Demgegenüber erklärt die andre Seite, daß ein führendes Mitglied nach Abgabe einer Kostenrechnung in Höhe von 94 Mark großmütig auf die ihm außerdem zustehenden 40 Mark pro Tag verzichtet habe. Herr Otto gab dann detaillierte Angaben über den Posten „Sitzungsausgaben", ebenso über die 60 000 Mark Zuschuß für das Heim. Wer diese und alle andern Bilanzen liest, wird zugeben müssen, daß eine allzugroße Sparsamkeit nicht grade geherrscht hat. Daß Unterschlagungen vorgekommen sind, hat niemand behauptet, am allerwenigsten Frau de Neuf. Wenn ein gewisses Blatt sich vorsichtig zu solchen Behauptungen versteigt, dann ist das nicht die Schuld Frau de Neufs. Man kann schließlich nicht für seine Nachbarn verantwortlich gemacht werden. Weiter wurde bekanntgegeben, daß sich die

58 000 Mark höherer Beamtengehälter von 1928 auf acht Beamte verteilen. Was sonst Herr Otto ausführte, war ein einziger Lobgesang auf die Arbeit der Genossenschaft. Wozu diese Selbstbeweihräucherung? Mit dem Eigenlob ist das so eine merkwürdige Sache. Was nun den Ausgangspunkt des Streites anlangt, so behauptet die Genossenschaft, der verlangte Zuschuß sei 2500, nicht 500 Mark. Uns liegen zwei Schreiben vor, aus denen deutlich hervorgeht, daß 500 Mark gefordert wurden. Gewissermaßen als Trumpf aber spielte Herr Otto ein Schreiben vom 17. Dezember 1930 aus, in dem Frau de Neuf erklärt hat, daß sie nach dem 31. März 1931 keine Zuschüsse mehr für das Heim in der Anhaltstraße fordern werde. Nun, die Genossenschaft weiß genau, daß sich dies ausschließlich auf das Heim in der Anhaltstraße bezog und nicht auf das Schauspielerheim an sich. Es sollte in die Nähe des Bühnennachweises kommen, dessen Placierung eine zeitlang unsicher war. Die Erhaltung des Heims ist dringend notwendig, schon allein, weil an den Sprechstundentagen mehrere hundert Besucher nach den Angaben der Frau de Neuf im Heim waren. Die Genossenschaft kennt als Höchstzahl 120. Die Herren sollten sich überlegen, daß Frau de Neuf eine große soziale Arbeit geleistet hat. Das bestätigen alle Schauspieler, die ihre Hilfe genossen haben. Über dieses Faktum helfen keine ehrenrührigen Vorwürfe hinweg. Hier kämpft ein Mensch um sein Werk. Daß er es mit allen Mitteln tut, ist angesichts der Verständnislosigkeit auf der andern Seite nur erklärlich. Es wird in der Genossenschaft jährlich mit Summen gerechnet, die in die Hunderttausende gehen. Und da sollen keine 500 Mark für das Heim aufzubringen sein? Das ist die Frage, die immer wiederholt werden muß. Die gegenseitigen Vorwürfe, die sich im Laufe der Auseinandersetzung ergeben haben, dürften von keiner der beiden Seiten durch noch so lange Erklärungen, Dementis und einstweilige Verfügungen aus der Welt geschafft werden können. Es kann zur Reinigung der Atmosphäre nur beitragen, daß zwei Beleidigungsverfahren angestrengt sind. Eine objektive Behörde wird also Gelegenheit haben, festzustellen, ob die Anfragen der Frau de Neuf „Verleumdungen" sind und was von ihren Behauptungen stimmt. Worauf es uns ankommt, ist, der Genossenschaft vorzuhalten, daß ihr Verhalten in der Frage des Schauspielerheims wenig Verständnis für die Lage der notleidenden Kollegen beweist.

**Musiker.** Sie geben uns zu dem Artikel von Herbert Connor aus der vorigen Nummer eine interessante Ergänzung. Danach ergibt sich aus der gradezu kautschukartig zu nennenden Dehnbarkeit eines Paragraphen der GEMA-Statuten, daß ein Genosse, der einmal nach der Schätzung sagen wir 6000 Mark erhalten hat, im nächsten Jahr, auch wenn er nichts Neues produziert, siebzig Prozent des Betrages erhält, also in unserm Beispiel 4200 Mark, im darauffolgenden Jahre 2940 Mark, und so weiter ad infinitum. Wenn man bedenkt, daß Ralph Erwin für seine beiden Schlager „Ich küsse Ihre Hand Madame" und „Vier Worte möcht' ich Dir jetzt sagen" in dem betreffenden Jahr 32 000 Mark erhielt, so kann man sich ausrechnen, daß er durch diese enorme künstlerische Leistung auf Jahre hinaus versorgt ist, auch wenn er nichts weiter produziert. Der Schöpfer der „Amalie mit dem Gummikavalier", Siegwart Ehrlich, bezieht dafür noch heute 3000 Mark. Wir danken Ihnen für diese Bereicherung unsres Materials über die GEMA.

**Münchner.** In Ihrer Stadt fand vor kurzem eine Kundgebung des Bayrischen Heimat- und Kriegerbundes statt, verbunden mit der Feier des zweiundsechzigsten Geburtstages Rupprechts von Bayern. Lamentationen beschäftigungsloser Schwärmer für die „gute, alte Zeit"? Dies zu glauben, hieße Blindheit für ein Kriterium politischer Ver-

nunft halten. Die Herren haben sich angepaßt. Sie benutzen in geschickter Weise die gegenwärtige Notlage, um zu demonstrieren, daß sie allein in der Republik ihre Quelle habe. Der Redner des Abends, Enoch Freiherr zu Guttenberg, jonglierte mit Zahlen, die im Augenblick kein Mensch nachprüfen konnte, um zu beweisen, daß an allem Unglück Bayerns nur die in Weimar vollzogene Vernichtung der finanziellen Selbständigkeit Bayerns schuld sei. Auch das Arbeitslosenproblem finde darin seine Erklärung. Denn „die Hälfte der bayrischen Arbeitslosen ist ein Opfer der kassierten bayrischen Finanzhoheit und zumal der Weimarer Verfassung". Hier spricht nicht partikularistische Beschränktheit, hier äußert sich der bewußte Wille, mit den dümmsten Behauptungen die Stellung der Republik zu erschüttern, um so auch die Arbeitslosen reif für den offen ausgesprochenen Plan einer Loslösung Bayerns vom Reich zu machen. „Wenn Bayern unter den Verhältnissen, wie sie durch die Weimarer Verfassung heraufbeschworen seien, dem Reich die Gefolgschaft kündige, dann sei das kein Unrecht mehr. Es sei der beste Dienst, den es dem Reich erweisen könne." Der nationale Mob, der sich in Gewalttaten und Verwünschungen gegen rheinische Separatisten nicht genug tun konnte, wird an diesem Bekenntnis zum Separatismus nichts zu tadeln wissen. Es soll ja auch alles in „legaler" Form vor sich gehen. Ein Volksentscheid soll darüber befinden. Und wenn dieser zum glücklichen Ende geführt sei, dann wird der Weg zur Wiederherstellung der bayrischen Monarchie frei sein. An diese „friedlichen" Mittel wird nur ein deutscher Staatsanwalt glauben. Hochverrat, Umsturz — das gibts allein auf der Linken. Nun, wenn die bayrischen Dickschädel durchaus wollen, bitte. Es käme vielleicht nur der Republik zugute, wenn wir diese reaktionären Querköpfe los würden.

**Komitee für Selbstbezichtigung gegen § 218.** Ihr veröffentlicht einen Aufruf, in dem Frauen und Ärzte zur Massenselbstbezichtigung aufgefordert werden, um auf diese Weise die Hinfälligkeit dieses Gesetzes zu demonstrieren. Eure Adresse ist: Berlin-Charlottenburg 2, Hardenbergstr. 40, hochparterre. Wir wünschen euch viel Glück. Aber kann selbst bei einer solchen Angelegenheit kein einheitliches Vorgehen erzielt werden? Warum schließt ihr euch nicht dem Kampfausschuß gegen § 218 an? Das wird unter annehmbaren Bedingungen sicher möglich sein und wäre im Interesse der Sache nur angebracht.

---



---

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

**den Abonnementsbetrag für das III. Vierteljahr 1931**

einzuzahlen, da am 10. Juli die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

---

**Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten: es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.**


---

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757 — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

# Brünings schwarze Woche von Carl v. Ossietzky

Auch wer niemals daran gedacht hat, den Reichskanzler Brüning mit liberaler Gemütlichkeit zu behandeln, wird ihm doch in bestimmten Augenblicken ein Mitgefühl nicht versagen können angesichts der furchtbaren Belastungsproben, denen seine Nerven oft in einem kleinen Zeitraum ausgesetzt sind. Dieser Kanzler, der die Demokratie so ruhig und zielsicher abgebaut hat, wird von denen immer am heftigsten bedroht, für die er arbeitet. Der Machtdünkel und die Tolpatschigkeit dieser Schwerindustriellen und Agrarier bedeuten die ärgste Gefährdung für den jesuitisch geschliffenen Kanzler, der Klamauk verabscheut, an seine Wirkung nicht glaubt.

Was hat die vergangene Woche Herrn Brüning nicht alles beschert! Am Sonntag die Stahlhelmparade von Breslau, eine herausfordernde Schaustellung von ehemaligen Potentaten und triumphierend grinsenden Generalsfratzen. Sofort entsteht das Gerücht von einem Plan des Exkronprinzen, im nächsten Jahre als Präsidentschaftskandidat aufzutreten, und diese Kundgebung sei nur die Vorbereitung der Schilderhebung. Dann wird in Rom der Konflikt zwischen Fascismus und Vatikan akut, und Mussolini scheint plötzlich zu den „Gottlosen" gegangen zu sein. Die Rückwirkung auf die deutschen Nationalsozialisten, die schon bereit waren, vor dem Zentrum zu Kreuze zu kriechen, ist offenkundig. Und nun wird auch die Schwerindustrie wieder mobil. Wie vor kurzem gegen Curtius fliegt jetzt gegen den Finanzminister Dietrich eine Mine auf. Der Langnamverein, „die Union der festen Hand", fordert auf der düsseldorfer Tagung die offene Diktatur, ein regierendes Direktorium als Exekutivorgan der schwerindustriellen Wünsche. Zugleich kündet der volksparteiliche Führer Dingeldey Opposition gegen die neuen Notverordnungen an, weil sie ihm allzusehr nach Marxismus riechen. Das ist etwas zu viel für eine Woche, und vor allem zu viel für einen Kanzler, der von dem englischen Ministerpräsidenten zu einer Unterhaltung eingeladen worden ist, bei der ein Staatsmann mit beschädigter Autorität es doppelt schwer hat. Es ist ein schwacher Trost nur für Brüning, daß die Sozialdemokratie sich auf ihrem Parteitag so gouvernemental wie nur möglich gezeigt hat. Aber die Sozialdemokratie zählt nicht mehr als Machtfaktor. Sie hat in Leipzig soeben mit erschütternder Majorität ihren Selbstmord beschlossen.

Als die Einladung nach Chequers erging, stand die Regierung im Zenith ihres Ansehens. Damals wurde in der ganzen Welt die Behauptung unsrer Linkspresse geglaubt, Brüning habe die Demokratie gerettet und Hitler zersprengt. Damals war eben der schwere Winter überstanden, man fühlte sich wieder konsolidiert und träumte von bessern Zeiten. Es ist kein Wunder, daß sich Ramsay MacDonald einmal mit bürgerlichen Politikern aussprechen wollte, die mit dem Fascismus so glänzend fertig geworden waren.

Seitdem hat sich alles wieder gründlich verschlechtert. Hitler hat sich wieder erholt und beweist von neuem seine Werbekraft. Die Reaktion erhebt sich wieder ungestümer als zuvor; die Leute, die nicht warten können, fordern die Diktatur, um die Reste sozialer Einrichtungen zu zerschlagen und den Arbeitern die Lohntarife auf der Bajonettspitze zu präsentieren. Vor ein paar Wochen noch wäre Brüning wie ein stolzer Sieger nach England gekommen. Heute erscheint ein abgekämpfter, bekniffener Mann, der alle Mühe hat, sich seiner Haut zu wehren. Auch die meisten der liberalen Blätter, die den Ruhm des Kanzlers erst gemacht haben, finden die neuen Notverordnungen antisozial und erwarten bösartige Folgen. Diese Phase seines Kampfes hat Brüning verloren.

Es wird trotzdem nicht seine letzte sein. Im Grunde können ihn die aufgeblasenen Langohren vom Langnamverein ebensowenig entbehren wie Hitler. Aber grade die Ereignisse dieser letzten Woche zeigen, über wie wenig politische Potenz die deutsche Rechte bei aller wirtschaftlichen Macht verfügt, was für ein trübseliges Bierphilistertum in diesen gewaltigen Herren von Kohle und Eisen doch steckt. Wenn Brüning im Endspurt dennoch straucheln sollte, dann gewiß nicht über die Sozialisten, sondern über die Unzulänglichkeit der eignen Hilfstruppen.

# Das Toleranzedikt von Leipzig von K. L. Gerstorff

Der sozialdemokratische Parteitag in Leipzig zeigt in den Abstimmungen eine weit größere Einmütigkeit als seinerzeit der Parteitag in Magdeburg; stieg damals die Minorität gegenüber der reformistischen Politik des Parteivorstandes bei manchen Abstimmungen bis auf ein reichliches Drittel der Delegierten, so war dieses Mal die Mehrheit für den Parteivorstand weit größer. In der entscheidenden politischen Abstimmung, in der der Disziplinbruch der Neun bei der Panzerkreuzerfrage verurteilt und gleichzeitig erklärt wurde, daß ein Wiederholungsfall parteischädigend sei (daß also bei einem nochmaligen Disziplinbruch der Ausschluß erfolgt), hatte der Parteivorstand eine ungeheure Majorität; 6 zu 1 war das Verhältnis. Und doch ist kein Zweifel darüber möglich, daß der sozialdemokratische Parteiapparat in schwerster Krise steht; sie ist nur der Ausdruck für die weitere Verschärfung der ökonomischen Situation da draußen. Seitdem die ökonomische Krise in Deutschland durch die Weltwirtschaftskrise ihre so außerordentliche Verschärfung erfahren hat, hatte die reformistische Majorität durch ihre Wortführer alle paar Monate einmal erklären lassen, jetzt müsse bald eine Wendung, eine Besserung kommen; und in der bald einsetzenden Konjunktur würde für die Arbeiterklasse das wieder herausgeholt werden, was man in der Krise notwendig preisgeben müsse. Der Fascismus sei eine Fiebererscheinung, die mit dem Anstieg der Konjunktur wieder verschwinden würde. Also Tolerierung der Regierung Brüning für diese schlimme Zeit; und wenn die Arbeiter zeitweilig auf die Butter für das Brot verzichten müßten, später bekämen sie es kiloweise zurück. Noch im November des vergangenen Jahres schrieb Naphtali, einer der führenden

Theoretiker des Reformismus, die Krise wäre auch in ihrer quantitativen Wucht kaum von frühern Krisen unterschieden. Dann kam der Winter mit seinen fünf Millionen Arbeitslosen, dann kam das Frühjahr, und die Arbeitslosigkeit ging von ihrem überhöhten Stand weniger zurück als im vergangenen Jahre. Die Kapitalisten haben früh die neue Situation erkannt. Sie wälzen die Lasten auf die breiten Massen ab, sie bauen die Arbeitslosenversicherung ab und schaffen damit den günstigsten Boden für die neue Lohnabbauwelle. Und so war Paul Löbe, der Reichstagspräsident gezwungen, in einem vielbeachteten Artikel im ‚Vorwärts' Naphtali und die extremen Reformisten zu desavouieren. Diese Krise, so schrieb Löbe, sei eine Krise des Systems, nicht eine Krise wie jede andre; und weiter, man müsse sich bald auf eine neue Frontrichtung einstellen; die Fascisten hätten alle bürgerlichen Parteien bis aufs Zentrum überrannt. Die Ansicht, der Fascismus sei eine Fiebererscheinung, sei durch die Tatsachen widerlegt, wie lange das Zentrum noch standhalten werde, wisse man nicht, wie lange die Preußenkoalition halten werde, wisse man nicht. In absehbarer Zeit könnte Hitler legal in die Regierung gehen, das sei die neue Konstellation, auf die man sich einrichten müsse. Was ungefähr vor einem halben Jahre von mir in der ‚Weltbühne' in einem Aufsatz über den legalen Fascismus als die nächste Etappe vorausgesagt wurde, das wurde kurz vor dem Parteitag von Löbe, natürlich in verklausulierter Form, aufgenommen. Unter dieser historischen Konstellation tagte der Parteitag von Leipzig.

Die Krise ist tiefer als jede andre; das mußte sogar im ersten Referat, das ein Gewerkschaftler hielt (Tarnow, der Vorsitzende des Holzarbeiterverbandes), zugegeben werden. Tarnow sagte wörtlich: „Die gegenwärtige Krise ist zweifellos umfangreicher und in ihren Wirkungen tiefer als alle früheren Krisen." Mit dieser Feststellung distanzierte sich auch der Parteitagsreferent von den Ausführungen, die früher Naphtali und die Reformisten zur Krise gemacht hatten. Aber was für Konsequenzen sind daraus zu ziehen? Tarnow verbaute sich schon die Analyse durch folgenden Satz, in dem er die Quintessenz aus seinen ganzen Ausführungen zog: „Die These vom automatischen Zusammenbruch der kapitalistischen Wirtschaft wird in der Sozialdemokratie von niemandem vertreten, die These von der Endkrise des kapitalistischen Systems der Gegenwart wird in der Sozialdemokratie von niemandem verteidigt." So einfach liegen die Dinge nicht; so einfach ist der Gegensatz nicht: diese Krise ist eine Krise wie jede andre — oder diese Krise ist die Endkrise des kapitalistischen Systems. Der Gegensatz ist vielmehr der: die frühern Krisen waren Krisen in einem aufsteigenden Kapitalismus; die heutige Krise dagegen ist eine Krise im Niedergang des kapitalistischen Systems, im Niedergang, der in Deutschland in einem besonders schnellen Tempo auftritt. Ob diese Krise zu einer Endkrise wird, ist niemals ausschließlich ökonomisch zu entscheiden, sondern nur durch die politische Tat der Arbeiterklasse. Was aber hat die Sozialdemokratie in dieser Krise zu tun? Das ist die Frage, die von Millionen Arbeitern an den Parteitag gestellt wurde.

Tarnow empfahl eine Menge von Gegenwartsmaßnahmen, von denen er sich eine Milderung der Situation versprach. Aber er spürte selbst, daß es nicht genügt, diese Forderungen aufzustellen und sagte wörtlich: „Was bedeuten diese Forderungen, wenn wir doch nicht in der Lage sind, sie durchzusetzen? Wenn wir diese Frage aufwerfen wollen, dann möchte ich Sie allerdings bitten, das nicht bei meinem Referat zu tun, sondern vielleicht bei dem Bericht der Reichstagsfraktion." Der Parteitagsbericht verzeichnet an dieser Stelle Heiterkeit; weil ja alle Delegierten wußten, daß beim Bericht der Reichstagsfraktion darüber nicht gesprochen werden würde, weil alle Delegierten wußten, daß die neue Notverordnung all dem, was Tarnow verlangt, ins Gesicht schlug. In dem Bericht von Breitscheid über den Fascismus wie von Sollmann über die Reichstagsfraktion war denn auch nicht die Rede davon und es konnte davon nicht die Rede sein, weil man es strikt vermied, über die weitere Taktik etwas zu sagen.

Dies vermied nicht nur die Mehrheit, sondern auch die Opposition. Die Majorität fragte die Minderheit bei jeder Gelegenheit, welchen andern Weg sie vorschlage, wenn sie die Tolerierungspolitik gegenüber der Regierung Brüning für falsch halte. Die Opposition gab keine eindeutige Antwort darauf. Sie begnügte sich ihrerseits damit, die Mehrheit nach dem weitern Weg zu fragen. Sowohl Breitscheid als auch Sollmann hatten ausdrücklich betont, daß sich im Gefolge der Notverordnung Situationen ergeben könnten, die eine weitere Tolerierung der Regierung Brüning nicht mehr ermöglichen. Also, sagte die Opposition, was wollt Ihr dann tun? Keiner gab eine Antwort; daß die Mehrheit sie nicht gab, ist kein Wunder. Daß die Opposition sie nicht gab, ist ein schwerer Fehler. Denn nur dann, wenn den Massen ein klarer Weg gezeigt wurde, was nach Bruch mit der Tolerierungspolitik zu geschehen habe, nur dann konnte die Opposition aus ihrer Verteidigungsstellung zum Angriff übergehen. Die Opposition äußerte sich nur darüber gelegentlich; so, wenn der breslauer Delegierte Eckstein unter stürmischen Protesten der Mehrheit des Parteitages, unter brausendem Beifall der Jugend auf der Galerie in den Saal hineinrief, daß der einzige Paragraph der Verfassung, der noch in Kraft sei, der Artikel 48 wäre, daß es eine Illusion wäre, noch von Demokratie zu sprechen; so, wenn manche Gewerkschaftsvertreter nachdrücklich darauf hinwiesen, daß die Macht der Arbeiterklasse im wesentlichen nicht im Parlamente liege, sondern bei den breiten Massen, in den Betrieben selbst; so, wenn in einem Antrag zur wirtschaftlichen Lage von der Opposition erklärt wurde, daß bei der veränderten Situation der Kampf auch mit außerparlamentarischen Mitteln geführt werden müsse. Aber die Opposition sagte all diese Dinge nur spontan, nur gelegentlich, nicht systematisch. Sie konnte es daher nicht durchsetzen, daß durch diese Ausführungen der Tenor des Parteitages bestimmt wurde. Eine systematisch geführte Linke hätte erklären müssen: in dieser heutigen deutschen Krise des Kapitalismus ist eine neue Taktik notwendig. Beharren auf Demokratie und Parlamentarismus in einem Augenblick, in dem sich das Parlament auf

Befehl Brünings selbst entmündigt, ist anachronistisch. Notwendig ist die Aktivierung der gesamten Kräfte der Arbeiterklasse, notwendig ist der Übergang zu allen außerparlamentarischen Kampfmethoden. Notwendig ist dies so gewiß, so gewiß die Tiefe der ökonomischen Krise die Bourgeoisie selbst zur politischen Kursänderung zwingt, sie zwingt, die Basis der formalen Demokratie zu verlassen und auch nach außen immer offener, immer brutaler die Diktatur anzuwenden.

Da die Opposition diese Gedankengänge, die ihr theoretisch nicht fremd waren, nicht betonte, blieb sie unklar, akademisch, hatte der Parteivorstand ihr gegenüber eine leichte Aufgabe, die er mit aller Demagogie ausnützte. Bei dem Versagen der Opposition an dieser Stelle mochte ein besonderer Grund eine Rolle gespielt haben: man wollte die Gegensätze nicht verschärfen, nachdem überall das Gespenst der Spaltung auftauchte. Man wollte aber auch die Gegensätze nicht verschärfen, da man sich noch in manchen linken Kreisen über die Eroberung der Mehrheit in der Sozialdemokratie Illusionen machte und wohl noch macht. Deshalb ist es notwendig, hier davon zu sprechen, da diese Illusionen verhängnisvolle Folgen haben können. Liest man den vorhin genannten Aufsatz Paul Löbes im ‚Vorwärts', so findet man sicher dort Gedanken vertreten, die Monate früher von der Opposition geäußert wurden. Also erklärten die Wortführer der Linken: Wir fühlen uns auf dem Parteitag nicht als Angeklagte, nicht als Schädlinge. Wir bekennen uns zu dem, was wir getan haben, und sind der Überzeugung, daß unsre Politik bald die Politik der Mehrheit der Partei sein wird. Wir haben also nur einige Monate früher das verlangt, was die Partei einige Monate später tun wird. Wie kam die Opposition zu diesem Standpunkt? Nun, die Opposition meinte, die weitere Entwicklung dränge darauf hin, daß die Regierung ihrerseits die Tolerierungspolitik ablehnen wird. Und wenn dies soweit wäre, so würde die gesamte Sozialdemokratische Partei die von den Linken verlangte Oppositionsstellung beziehen. Hier liegt eine verhängnisvolle Illusion vor. Was würden die Wels und Breitscheid tun, wenn in einer zunächst legalen Art die Nazis in die Regierung eintreten würden? Natürlich würden sie die Regierung nicht mehr tolerieren. Sie würden sie bekämpfen. Aber wie würden sie sie bekämpfen? Wie sie seinerzeit die Deutschnationalen in der Regierung bekämpft haben: auf parlamentarisch-demokratischer Basis. Wels und Breitscheid würden erklären, Brüning und Hitler haben die Majorität im Reichstag. Da wir auf dem Boden der Demokratie stehen, müssen wir uns mit den Mehrheitsverhältnissen abfinden und auf bessere Zeiten hoffen. Eine nur parlamentarische Bekämpfung einer Regierung Brüning-Hitler ist aber in Wirklichkeit keine Bekämpfung, ist in Wirklichkeit ihre Tolerierung. Bekämpft werden könnte eine Regierung Brüning-Hitler nur, wenn sie durch die gesamten parlamentarischen und außerparlamentarischen Kräfte der Arbeiterklasse bekämpft würde. Das wird der reformistische Parteivorstand niemals tun. Und da er das nicht tun wird, ist die Hoffnung der Linken, daß sie für ihre Politik die Mehrheit des Apparates bekommen werde, illusionär.

Wir sagten eingangs, daß die Majorität des Parteivorstandes diesmal weit größer war als seinerzeit in Magdeburg; aus zweierlei Gründen. Der eine war die ungeheure Apparatdiktatur; die Opposition hat an vielen Stellen sich sehr entschieden dagegen verwahrt, wie der sozialdemokratische Parteivorstand, der Brüning gegenüber immer auf dem Boden der Demokratie steht, innerparteilich die Demokratie vermissen läßt. Und es ist auch ganz klar, daß die Mehrheit ihren Machtapparat genügend ausnützte. Auf dem Parteitag war das Verhältnis der Majorität zur Minorität wie 6 : 1. Hätte die Opposition genügend Bewegungsfreiheit gehabt, hätte ihr die Presse im Reiche so zur Verfügung gestanden wie der Majorität, hätte sie die gleiche Zahl bezahlter Funktionäre gehabt, so wäre das Verhältnis bei den sozialdemokratischen Parteimitgliedern vielleicht wie 1 : 1 gewesen, bei den 8,5 Millionen sozialdemokratischer Wähler hätte die Opposition wahrscheinlich die Majorität. Aber es hat noch einen andern Grund, warum der Parteivorstand so brutal durchgreifen konnte. In Magdeburg war die politische Plattform der Linken eine Diskussionsfrage und nicht eine politische Taktik, die von jedem Einzelnen starke persönliche Opfer verlangt hätte. In Leipzig war das anders: Jeder Bruch mit der bisherigen Politik, jede Aufgabe der Tolerierungspolitik, jeder neue Schritt der Sozialdemokratie, um ihrerseits der Verschärfung der ökonomischen und politischen Situation nicht mehr auszuweichen, jeder Versuch der Sozialdemokratie, die außerparlamentarischen Kräfte der Arbeiterklasse zu mobilisieren, verlangt persönliche Opfer von allen Nutznießern der zehn Jahre Koalitionspolitik. Davor schreckte alles zurück, und darum ist der zuerst merkwürdig anmutende Tatbestand festzustellen, daß auf dem Parteitag, der in eine Zeit fällt, wo die Geschichte draußen die reformistischen Illusionen immer mehr zerreißt, die zahlenmäßige Stärke der reformistischen Richtung größer wurde, natürlich nicht der politische Einfluß im Lande. Die Jugend ist nicht in der Sozialdemokratie, und keine organisatorischen Maßnahmen gegen die Meuterer, kein Verbot der jungsozialistischen Bewegung wird daran etwas ändern.

Der Einfluß der Sozialdemokratie nimmt ab. Das zeigt sich nicht nur bei den letzten Nachwahlen, die fast überall eine Verringerung der Stimmen bringen, von denen ein Teil zu den Kommunisten stößt; die riesenhafte Kugel, die die Sozialdemokratie darstellt, wird nicht nur am äußern Rande benagt. Sie wird vielmehr durch die geschichtliche Entwicklung von unten unterhöhlt. Die Gewerkschaften haben bei allen Wahlen die Sozialdemokratie ganz offen unterstützt. Aber die lange Dauer der Krise unterhöhlt die Gewerkschaften immer mehr. Die Gewerkschaften führen keine großen Kämpfe mehr, und die Unterstützungssätze, die sie bisher zahlten, werden immer geringer, so daß auch dieses Bindeglied zu den Massen eine immer geringere Wirkung hat. Dazu kommt die neue Notverordnung, dazu der Panzerkreuzer, dazu der Abbau der gesamten Sozialpolitik, der die Basis bildet für den neuen Abbau der Löhne. All das unterhöhlt die Einwirkung der SPD und der unter ihrer Führung stehenden Gewerkschaften auf

die Massen. Die Einheit und Geschlossenheit der Partei brauchte in Leipzig nicht ständig betont zu werden, wenn sie auf fester, solider Basis stünde. So steht es nicht. Die Verschärfung der ökonomischen und politischen Widersprüche des Kapitalismus hat in Deutschland das gesamte Parteiwesen umgestülpt. Alle bürgerlichen Parteien bis aufs Zentrum sind davon betroffen. Die neue Zuspitzung der Situation, die sich im Eintritt der Nationalsozialisten in die Reichsregierung, im Bruch der Preußenkoalition dokumentieren wird, wird auch die großen Arbeiterparteien in stärkste Mitleidenschaft ziehen.

Eine neue Epoche in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung ist im Entstehen; auch von der taktischen Meisterung der Aufgaben wird es abhängen, ob im Kampfe mit der Konterrevolution die Arbeiterschaft vorwärtskommen wird.

---

## Chequers von Felix Stössinger

Das alte Rom hatte die Größe, nationale Fest- und Gedenktage nicht nur zur Erinnerung seiner Siege, sondern auch zur Erinnerung seiner Niederlagen zu begehen. Ein monumentaler, moralisch erhebender Wirklichkeitssinn spricht sich in diesem Kultus aus. Kein Volk hatte nach Rom die gleiche Größe. Aber alle Völker und Staatsmänner, die Weltmacht besaßen und gewirkt haben, waren durch die Kraft ausgezeichnet, die Wirklichkeit zu erfassen und auszusprechen. Der Wirklichkeitssinn der Engländer ist berühmt und bewährt. Sie sprechen von ihren Niederlagen ebenso nüchtern wie von ihren Siegen. Auch die französische Geschichte hat aus dem Selbstbewußtsein der Nation die Kraft geschöpft, Niederlagen zu gestehen und ihnen gemäß zu handeln. Frankreich hat im November 1898 Faschoda auf englischen Befehl geräumt und im Juni 1905 Delcassé auf deutschen Befehl gestürzt. Es hat nach dem Kriege auf englischen Einspruch hin das Projekt der französisch-belgischen Zollunion bedingungslos und postwendend zurückgezogen. Obwohl es in diesem letzten Fall über ganz andre Kräfte als Deutschland verfügte, hat es darauf verzichtet, sie für eine Sache zweiten Ranges in einem falschen Augenblick einzusetzen. Es hat begriffen, daß ein halber Sieg gefährlicher ist als ein freiwilliger, männlicher Verzicht.

Die Aussichten Deutschlands, die Zollunion mit Oesterreich gegen alle Staaten Europas durchzusetzen, waren wesentlich geringer als die Aussichten Frankreichs, unterstützt von zahlreichen europäischen Staaten, seine Zollunion mit Belgien gegen England durchzusetzen. Daß Deutschland die Entscheidung in Genf gefordert und heute noch nicht auf seinen Plan verzichtet hat, dessen Nutzen minimal wäre, macht unsre Niederlage in Genf nicht nur zu einer politischen, sondern auch zu einer geistigen. Auch ein besiegter, reparations- und tributpflichtiger Staat ist nicht völlig machtlos. Auch ein mächtiger Staat ist es, wenn er seine Macht verkennt und vor aller Welt offen zu Boden gerungen wird. Deutschlands Machtstellung beruhte in den letzten Jahren ausschließlich auf dem Wohlwollen seiner ehemaligen Kriegsgegner. In einem Rechtsstreit wie dem gegen Polen hat Deutschland gesiegt, nicht weil die Macht, sondern weil das Recht auf seiner Seite war. Mit

Sicherheit mußte es die Fiktion seiner Machtstellung verlieren, wenn es mit Trotz einen Plan durchsetzte, den die wirklichen Mächte als Rechtsbruch betrachteten. Die Frage, ob wir ein „Recht" auf die geplante Zollunion hatten, ist den Tatsachen gegenüber ganz wesenlos. Sämtliche im Völkerbund vertretenen Staaten der Welt haben einstimmig gegen Deutschland votiert. Haben nun alle Staaten der Welt den Sinn für Recht verloren? Wie der Aufgang der Sonne war diese Niederlage zu erwarten. Schon im November 1930 stellte hier Carl von Ossietzky fest, „daß feinere Organe die Ohrfeige durch den Weltenraum sausen hören, die nächstens auf Deutschland klatschend niederfallen wird". Deutschland mußte diese Niederlage erleben, weil es sinnlos und verblendet die Wirklichkeit verkannt hat, weil es nicht durch politisches und wirtschaftliches Schaffen seine Gleichberechtigung erkämpft, sondern mit der trotzigen Parole, daß ihm Gleichberechtigung gewährt werde, eine Politik treibt, die sich selbst gleichberechtigte Staaten, wie Frankreich bei seinem belgischen Zollpakt England gegenüber, heute nicht mehr leisten können. Überhaupt ist diese sinnloseste der neuen außenpolitischen Parolen von der Gleichberechtigung gradezu geschaffen, Deutschlands Wiederaufstieg zu verhindern. Welche weibische Schwäche, welche geistige Verworrenheit, in den Sphären politischer Macht mit Phrasen zu kämpfen, statt durch Taten zu wirken, aus denen Gleichberechtigung wie von selbst hervorgehen wird. Was heißt hier überhaupt Gleichberechtigung? Warum nur mit Frankreich, warum nicht auch mit England und Amerika? Warum nur in den Waffen, warum nicht auch im Geld, im Talent? Die deutsche Politik verfolgt die fixe Idee, daß Frankreich uns unsre alte Machtstellung schenken soll, dann erst werden wir zu einer europäischen Einigung bereit sein. Nicht das Veto Frankreichs, nicht die französischen Trabanten, wie wir höhnisch die Staaten zu nennen lieben, deren Freundschaft wir dringend brauchen, sondern die Welt hat gegen Deutschland entschieden.

„O ja, sie sind ungeschickt, die Deutschen", schrieb der sozialistisch geleitete pariser ‚Soir' über den Zollpakt. „Sie begehen eine Dummheit, und dann tanzen sie schwerfällig darum im Kreise". O ja, wir tanzen nicht nur um unsre Dummheiten, sondern auch um unsre Niederlagen. Hat nicht die deutsche Politik die Pflicht, die demütigende Niederlage in Genf einzugestehen, und sie ins Gedächtnis des Volkes zu graben? Wiederum ist wie seit Jahren die Niederlage von Genf nachträglich geleugnet und bagatellisiert worden. Nichts war demütigender und beschämender als die schuljungenhafte Unterwürftigkeit, mit der Schober sein Gesicht dem knock-out Hendersons entgegenhielt. Durch nichts kann bestritten werden, daß England die Niederlage Deutschlands in Genf mitbestimmt und mitbewirkt hat. Aber England wäre nicht England, wenn es nicht nach diesem knock-out Deutschland nachträglich mit Pressestimmen tröstete, die dazu bestimmt sind, diese Niederlage zu leugnen und, man staune nur, Frankreich als den Blamierten von Genf hinzustellen. Ein Artikel des ‚Daily Herald', in dem Frankreich vorgeworfen wird, daß es

auf die politische Aktivität Deutschlands in Genf „mit einem Nervenzusammenbruch reagiert habe", läuft mit begeisterten Überschriften durch die deutsche Presse. Man stelle sich doch nur die Wirkung dieses phantastischen Schwachsinns auf das arme, belogene Volk vor; wie soll es Außenpolitik verstehen, wenn es derart irregeführt wird? Auch über Italien hieß es nach Genf, daß es keineswegs mit Frankreich „übereinstimme" und aus ganz andern „Gründen" gegen Deutschland votiert habe.

Die Niederlage in Genf ist fürchterlich. Fürchterlicher, daß Deutschland auch durch sie noch nicht zur Wirklichkeit zurückgefunden hat. Diese Wirklichkeit ist von absoluter Eindeutigkeit. England hat durch die erste Einladung nach Chequers die Differenz, die der Zollpakt zwischen Deutschland und allen Kontinentalstaaten aufriß, benutzen wollen, um sich als Schiedsrichter aufzudrängen. Daß die Einladung nach Chequers nichts andres bedeutete, als eine Fortsetzung der alten englischen Politik, die Uneinigkeit kontinentaler Staaten zur Stärkung seiner eignen Schiedsrichterposition zu benutzen, ist von der französischen Presse einmütig festgestellt und zurückgewiesen worden. Die deutsche Politik ist weiter bemüht, dem deutschen Volk zu verschweigen, daß Frankreich die direkte Verständigung mit Deutschland wünscht und aus europäischem Gemeininteresse es ablehnt, seine Differenzen mit Deutschland vor dem englischen Richterstuhl auszutragen. Lange genug hat Frankreich aus Machtgründen diesen politischen Modus nicht vermeiden können. Diese Zeiten sind vorbei. Das weiß Frankreich, das weiß England, das weiß die ganze Welt, und nur Deutschland weiß es nicht. Es hat nicht begriffen, daß die Verschiebung der Unterhaltungen von Chequers auf einen Termin nach Genf nichts andres bedeutet hat, als daß Frankreich den englischen Schiedsrichteranspruch in dieser Frage zerschlagen hat. Daß der deutsche Reichskanzler und der deutsche Außenminister hinterher trotzdem nach Chequers fahren, so als ob England wirklich noch immer seine alte Schiedsrichterstellung besäße, bedeutet nichts andres als die Fortsetzung dieser unmännlichen Politik des Klebens und Festhaltens an Illusionen, deren Sinnlosigkeit evident ist. Man hat vor Genf in der Zollunion Frankreich verärgert, indem man statt direkt zu verhandeln zum englischen Kadi lief. Man macht denselben Fehler nach Genf, indem man die Vorbesprechungen über die Youngrevision in England führt statt in Frankreich. Aber während früher die englische Politik Deutschland in die trügerische Sicherheit wiegte, daß der englische Schiedsrichter Deutschland einen bessern Vergleich mit Frankreich verschaffen werde als Deutschland sich selbst bei direkten Verhandlungen, ist auch diese Zeit endgültig vorüber. Die deutschen Unterhändler fahren nach Chequers, um von England eine Einwirkung auf Frankreich zu erzielen, aber die englische Presse versichert ihnen, bevor sie noch Berlin verlassen haben, daß England nicht in der Lage ist, Deutschland irgend einen Vorteil zu verschaffen. Unter diesen Umständen ist die Reise nach Chequers mehr als kläglich. Wenn früher unsre deutschen Politiker bei d'Abernon antichambrierten, so hatten sie wenigstens noch die Hoffnung, von d'Abernon

Tröstungen und Konzepte für deutsche Regierungserklärungen zu erhalten. Der Rat, den Brüning und Curtius in Chequers erhalten werden, ist dagegen schon im voraus negativ. England kann nichts, aber auch gar nichts mehr anbieten.

Die Reise nach Chequers bedeutet also eine neue Epoche in der deutschen Politik. Zum ersten Mal fahren deutsche Unterhändler hoffnungslos, völlig hoffnungslos nach England. Zum ersten Mal erklärt die deutsche Presse, daß, wenn die Verständigung in England nicht zu erreichen ist, Deutschland nichts andres übrig bleiben wird, als mit Frankreich zusammen eine europäische Front gegen Amerika, den Tributempfänger, zu bilden. Gewiß erfolgen diese Erklärungen noch unter Vorbehalten, die sie entwerten. Noch treten sie nicht als politisches Programm auf, sondern als Drohung. Trotzdem kündet sich in dieser Erkenntnis der Anbruch einer neuen Politik an. Welche Niederlagen Deutschland noch ertragen muß, um sich zu ihr durchzuringen, ist unbestimmt. Aber es muß festgestellt werden, daß seit zehn Jahren die französische Politik Deutschland diesen Weg als den einzigen Ausweg gezeigt hat.

Auch eine andre Erkenntnis beginnt in Deutschland aufzudämmern. Daß es nämlich für Deutschland keine andre Erleichterung in den Reparationen gibt als die Umwandlung der Geldleistungen in Sachleistungen. Das Sachleistungsprinzip ist seit zwölf Jahren das französische Reparationsprogramm; die Verhinderung der Sachleistungen ist das Um und Auf der englischen Reparationspolitik. Das französische Finanzministerium hat am 28. Mai amtlich mitgeteilt, daß das im Youngplan vorgesehene Kontrollkomitee für die deutschen Sachlieferungen zusammentrifft. Der ‚Figaro' hat dazu bemerkt, daß dieses Komitee sich unverbindlich mit einer Reform des Youngplans beschäftige und die Erhöhung der Sachlieferungsquote trotz des englischen Widerstands prüfe. Eine sensationelle Nachricht! Welch ein Verbrechen, welch ein Landesverrat, daß die deutsche Presse diese Tatsachen wie nebenbei der deutschen Öffentlichkeit mitteilt, während sie gleichzeitig in riesigen Schlagzeilen die Massen gegen Frankreich aufhetzt! Der einzige lichte Augenblick, den die deutsche Schwerindustrie auf der Tagung des Langnamvereins hatte, trat ein, als Albert Vögler forderte, daß Deutschlands Zahlungen allein durch Sachleistungen abgetragen werden müßten. Es hat lange gedauert, bis die Schwerindustrie von der Sabotage der Sachlieferungspolitik zu ihrer Propagierung überging. Sie besitzt den Presseapparat, Deutschland mit dieser Forderung zu beleben, die freilich nur durch das Zusammenwirken mit Frankreich, wenn nötig gegen England, erfüllt werden kann. Heute noch ist es möglich, durch ein großes Sachlieferungsprogramm die deutsche Wirtschaft anzukurbeln und durch Ausfuhr von Waren statt Gold eine gewaltige Entlastung des Geldmarktes und eine Belebung des Arbeitsmarktes herbeizuführen. Die Tragödie der deutschen Politik besteht darin, daß ihre Leiter sich in dieser Woche in dem Lande befinden, das der hartnäckige Feind dieser Politik ist. Nach Chequers gibt es nur noch die direkte Verhandlung mit Frankreich, ohne jeden Vermittler, oder den Marasmus. Die Entscheidung liegt bei Brüning.

# Karl Gareis von Albert Winter

Motto: Frick, wo ist Dein Bruder Gareis?

Vor zehn Jahren, am 9. Juni 1921, gegen Mitternacht wurde der unabhängig-sozialistische Abgeordnete Karl Gareis in München von der rechtsradikalen Feme ermordet. Mit ihm fiel der unerschrockenste Gegner jener dunklen Mord-, Terror- und Putschgewalten, die unter dem von ihnen aufgerichteten Regime Kahr-Pöhner-Roth Bayern vergewaltigten und die sich heute anschicken, unter der Maske des Hitlerschen Nationalsozialismus ganz Deutschland unter die blutbefleckte Reitpeitsche des hysterischen Dekorationsmalers aus dem oberösterreichischen Innviertel zu zwingen.

Gareis war erst im zweiunddreißigsten Lebensjahre, als er von reaktionären Gewalten, die sich mit wilder Verzweiflung gegen die revolutionären Konsequenzen ihres äußern militärischen und diplomatischen Zusammenbruchs aufbäumten, tödlich getroffen wurde. Ein echt deutsches Schicksal hatte sich wieder einmal unter den Mordkugeln der Reaktion vollendet, die bis heute das bestimmende Gesetz der geschichtlichen Entwicklung in Deutschland gewesen ist. Gareis trat mit seinem Tode in die Märtyrerreihe der Liebknecht, Luxemburg, Jogisches, Eisner, Haase, Paasche, dann auch Erzberger und Rathenau, die trotz aller Unterschiede des Charakters und der politischen Haltung in einem Punkte etwas Gemeinsames hatten, das in der deutschen Geschichte stets die Todesstrafe oder die völlige Isolierung nach sich gezogen hat: nämlich den Versuch, das deutsche Leben neu zu gestalten und den Albdruck der reaktionären Tradition endlich zu überwinden. Es sind immer Juden oder Abtrünnige der sogenannten bodenständigen Bürger-, Beamten- oder Feudalfamilien wie Gareis gewesen, die den Bann der konservativen deutschen Entwicklung durchbrechen wollten. Der Zusammensturz des wilhelminischen Systems, die Novemberrevolution und die Republik schienen nach vier Jahrhunderten deutscher Verkrampfung die Möglichkeit zu bieten, den konservativen Mächten die Initiative des politischen Handelns zu entreißen und sie dem neuen demokratisch-republikanisch-sozialistischen Deutschland zu übergeben.

Zehn Jahre nach dem Tode von Gareis hat sich die deutsche Reaktion im Hitlerfascismus eine neue Ideologie und eine neue politische Kraft geschaffen, die zur entscheidenden Auseinandersetzung mit der katholischen und sozialistischen Parteimaschine des neuen republikanischen Deutschland der parlamentarischen Demokratie angetreten ist. Der Primat des politischen Handelns, der sich mehr und mehr auf die Seite des reaktionären Traditionalismus geneigt hat, ist auf das heftigste umstritten. Auch die katholischen und sozialistischen Organisationen (inklusive kommunistische), denen der Zusammenbruch des wilhelminischen Deutschland eine Chance gegeben hat, setzen sich mit wesentlich konservativen Mitteln zur Wehr.

Auf der demokratischen, sozialistischen und kommunistischen Linken beachtet man zu wenig die Gesetzmäßigkeit des konservativen deutschen Traditionalismus und der reaktionären Psychologie. Man vergißt immer wieder das innere Fort-

wirken dieser Gesetzmäßigkeiten, die wie mittelalterliche Bastionen im modernen Leben stehen und uns immer wieder zurückwerfen, wenn wir vergessen haben, sie von innen heraus zu sprengen. Jahrelang hat man den Hitlerfascismus als eine mehr komische und lokalbayrische Angelegenheit betrachtet und verabsäumt, seinen sozialpsychischen Wurzeln nachzuspüren. Heute ist die Hitlerei der münchner Bierkeller zur zentralen Frage der deutschen Politik geworden. Heute steht im Reich und in Preußen ein Regime Kahr vor der Tür, das den Hitlerfascisten zwar nicht die volle Macht, aber doch Macht in einem gefährlichen Maße verschaffen müßte. Man muß dieser Alternative fest ins Auge sehen und ihr mit den Erfahrungen zu begegnen versuchen, die uns das Leben und Sterben von Gareis unter den historisch-politischen Bedingungen des Systems Kahr im Bayern der Jahre 1920/21 beschert hat.

Gareis fiel nicht nur als bloßer Demokrat, Republikaner und Sozialist, er fiel als früherer Frontoffizier und bürgerlicher Renegat, der zum überzeugten Demokraten, Republikaner und marxistischen Sozialisten geworden war und sich der USP. zur Verfügung gestellt hatte, die er damals als die einzige wirkliche Oppositionspartei unter deutschen Verhältnissen betrachtete. Die Mehrheitspartei war ihm noch zu sehr mit dem alten Deutschland verbunden, die KPD. zu sehr den Bedingungen der bolschewistischen Machtpolitik unterworfen. Von der USP. aus, in der er die würdige Nachfolge des gemeuchelten Kurt Eisner antrat, wollte er an der Konzentration aller sozialistischen Kräfte in der deutschen Republik arbeiten.

Gareis entstammte einer alten bayerischen Beamtenfamilie und war in der Ausbildung zum Gymnasiallehrer begriffen, als der Krieg ausbrach, der seiner innern Gärung einen Ausweg zu eröffnen schien. Er trat sofort in den Heeresdienst ein und geriet bald als schwerverwundeter Offizier in französische Gefangenschaft. Er unternahm mehrere Fluchtversuche und wurde nach Afrika verschickt, wo er wegen seiner kameradschaftlichen Fürsorge für die deutschen Gefangenen, die ihn als deutschen Vorgesetzten hatten, des öftern harte Strafen verbüßen mußte. Er zog sich schließlich eine Lungenkrankheit zu und kam 1916 als Austauschgefangener nach Davos. Hier vollzog sich seine Wandlung zum überzeugten Sozialisten und Gegner des wilhelminischen Systems. Er gab sich davon Rechenschaft, daß die nationale Gemeinschaft, von der im Krieg soviel geredet wurde, nur in einem neuen sozialistischen Deutschland möglich ist. Er hatte in der Front- und Schützengrabengemeinschaft den Anschluß an das Volk gesucht und dabei einen schärfern Blick für die Wirklichkeit des wilhelminischen Systems und der Kasten- und Klassengegensätze gewonnen. Sein angeborenes Kameradschaftsgefühl, das seine Kriegskameraden und seine spätern Mitkämpfer in der USP. in rührender Erinnerung haben, fand erst in der sozialistischen Bewegung die ersehnte Heimat.

Nur ein kurzes Jahr dauerte die politische Tätigkeit von Gareis als führender Abgeordneter und schließlich als Sprecher der Opposition gegen das Regime Kahr-Pöhner-Roth, unter dem nicht die Volksvertretung regierte, sondern die be-

waffneten Formationen des Rechtsradikalismus. Aber es war ein Sturmjahr, das im Wüten der zur Herrschaft gelangten weißen Bestie alle Säfte der jungen Seele und des unverbrauchten Geistes erbarmungslos verzehrte, bis der Körper selbst im Nichts versank.

Nach der Niederwerfung der münchner Räterepublik und der gewaltsamen Beseitigung der Regierung Hoffmann im März 1920 tobten in Bayern die entfesselten Terror- und Machtinstinkte der gesamten deutschen Reaktion. Mit französischen Militärs wurden landes- und hochverräterische Pläne geschmiedet, die beinahe zur Trennung Bayerns vom Reiche geführt hätten. In der Einwohnerwehr bildete sich eine regelrechte Putsch- und Staatsstreicharmee, die nicht für die Entente, wohl aber für die republikanische Verfassung im Reiche gefährlich wurde. Schließlich entstand unter dem Schutze der Regierung und der von Pöhner und Frick geleiteten münchner Polizei eine organisierte Feme, die Gareis aufdeckte, als nach der Ermordung des Dienstmädchens Sandmayr der Mordanschlag auf den Reichswehrsoldaten Dobner mißlang. Gareis mußte die wüstesten Schmähungen und Verleumdungen über sich ergehen lassen, in denen sich vor allem der spätere bayerische Ministerpräsident Held auszeichnete, der lieber heute als morgen wieder mit Hitler zusammenarbeiten würde, wenn nicht im Augenblick kirchliche Schwierigkeiten im Wege stünden. Man vergesse nicht: Die Morde an dem Kellner Hartung, an Gareis, an Erzberger und Rathenau konnten erfolgen, nachdem sich die Regierung Kahr mit den sie stützenden Parteien in der Affäre Dobner-Pracher im Oktober 1920 schützend vor die münchner Mordzentrale gestellt hatte.

So konzentrierte sich Anfang Juni, als die Auflösung und Entwaffnung der bayerischen Einwohnerwehr angeordnet wurde, die ganze Mordhetze auf Gareis. Im ‚Miesbacher Anzeiger' und in andern Kahrblättern wurde offen zur Ermordung von Gareis aufgefordert, die nicht lange auf sich warten ließ.

Im Falle des Dienstmädchens Sandmayr kam es wenigstens zur Ausfertigung der Anklageschrift, der keinerlei Prozeß folgte, im Falle Dobner erhielten die Täter 250 Mark Geldstrafe wegen Körperverletzung und der beinahe Ermordete wurde des Landes verwiesen, im Falle Hartung wurden zwei Täter freigesprochen, im Falle Gareis kam es nicht einmal zur Ermittlung der Täter, geschweige der Anstifter, die den Regierungs- und Polizeiorganen genau bekannt sein mußten. Aber wozu saßen denn Kahr und Roth in der Regierung, Pöhner und Frick in der Polizei? Ohne ihre Förderung und Deckung hätten die rechtsradikalen Mordorganisationen und die Hitlerbewegung nicht so üppig ins Kraut schießen können. In der Zeit der Ermordung von Gareis und des Dienstmädchens Sandmayr bekam der Leutnant Schweikhardt, einer der Haupttäter, von der Polizei des Herrn Frick falsche Pässe. Man wird Herrn Frick, der seine Drückebergerei in der Etappe Pirmasens durch einen hysterischen Nationalismus vergessen machen will, fragen müssen: Cui bono? Wem zunutze? Dies um so mehr, als die jüngste Reichstagsamnestie eine juristische Klärung auch der bayerischen Fememorde ein für alle Mal abge-

schnitten hat. Herr Frick war Naziminister in Thüringen. Er ist von seinem Chef Hitler als zukünftiger Reichsinnenminister ausersehen. Herr Frick hat auch einmal mitgeputscht. Nun, aus einem Rechtsputschisten mag ebenso wie aus einem Linksputschisten ein demokratisch-parlamentarisch-republikanischer Legalist werden. Dagegen wäre an sich nichts einzuwenden. Aber Herr Frick ist politisch, intellektuell und auch persönlich mit den unaufgeklärten bayerischen Fememorden als ehemaliger münchner Polizeiprotektor so verquickt, daß man an ihn und seine Hintermänner und ausführenden Organe die hochnotpeinliche Frage stellen muß: Wo ist Dein Bruder Gareis?

Ein Frickkurs im Reiche und in Preußen würde bedeuten, daß in ganz Deutschland ähnliche Zustände des politischen Terrors und der Fememorde einreißen, wie sie in Bayern von 1920 bis 1923 geherrscht haben. Das ist die aktuelle Lehre des Mordes an Gareis.

---

## Besuch im Vatikan von Hanns-Erich Kaminski

Es gibt wohl keinen Menschen, der nicht mit einem religiösen Gefühl auf dem Petersplatz steht, — sofern Religion Bewußtsein der eignen Nichtigkeit und Ehrfurcht vor dem Übermenschlichen bedeutet. Bei sich zu Hause mag einer ein Banause, ein Snob, ein Blasierter oder ein Zyniker sein, er mag zu allem Nein sagen oder sich noch so viel einbilden, in Rom wird er sich klein und bedeutungslos vorkommen, wenn er auf dem riesigen Platz zwischen dem Säulenwald des Bernini, über die beiden Fontänen und den Obelisken hinweg, auf die Fassade der Basilika und die alles überragende Kuppel Michelangelos blickt. Ganz anders jedoch ist das Gefühl der meisten, die dann nach rechts abbiegen, um durch den berühmten Portone di Bronzo Einlaß in den vatikanischen Palast zu finden und Hunderte von Stufen emporzuklimmen, weil sie nach stundenlangem Warten schließlich dem Papst den Ring küssen dürfen. Die neigen sich nicht mehr vor dem Göttlichen, das Stein geworden ist, die knien mit Wollust vor einem Menschen, dessen Größe ganz von dieser Welt ist, der Macht ausübt, der von dem glänzend inszenierten Prunk eines durchaus undemokratischen Herrschers umgeben ist. Ich habe den preußischen Organisator eines Pilgerzuges beobachtet, der immer wieder nachsah, ob die Frauen auch nicht ein Stückchen Fleisch unter den vorgeschriebenen Schleiern zeigten, und der einen jungen Mann anheimelnd anschrie: „Mensch, das nennen Sie Richtung?" Und sie halten Richtung, sie knien stramm, sie küssen den Ring mit vorschriftsmäßiger Ehrerbietung, sie antworten, wenn sie das Glück haben, vom Papst angesprochen zu werden, laut und deutlich „Ich bin aus Dingsda, Heiliger Vater!" Manche weinen vor Rührung, und alle sind geblendet, wenn der Nachfolger des Fischers Petrus erscheint, flankiert von Soldaten, ordengeschmückten Würdenträgern und Dienern in Frack und Livree. Es ist wie bei allen Paraden, wie vor allen Königinnen oder Diktatoren.

Es ist nun nicht etwa so, daß die Kirche unschuldig ist an dieser Haltung und Auffassung der Gläubigen. Im Gegenteil,

ganz bewußt und raffiniert wird hier ein riesenhafter Apparat gehandhabt, um die weltliche Macht des Papsttums darzutun. Die kleinen Geistlichen, die aus allen Ländern gebannt nach Rom schauen oder eine Reise nach der heiligen Stadt als die Krönung ihres Lebens ansehen, gehören auch nur zur Masse. Wer sich mit Angehörigen des italienischen und erst recht des römischen Klerus unterhält, staunt dagegen immer von neuem über die kritische Respektlosigkeit, mit der hier vom Papst gesprochen wird. Diese Geistlichen sind Politiker, nur Politiker. Sie sind deshalb auch durchaus nicht einig, es gibt Rechte und Linke unter ihnen, aber alle, die Fanatiker wie die Diplomaten, sind sie Nationalisten, die immer an die Macht und das Prestige ihrer Nation, nämlich der Kirche, denken.

Die katholische Kirche ist reaktionär an sich, denn reaktionär sind die Prinzipien der Autorität und der Hierarchie, auf denen sie beruht. Auch die sozusagen linken Geistlichen stehen deshalb für unsereinen auf einem andern Pol. Aber wenn man sich einmal von außen her und folglich objektiv auf den katholischen Standpunkt stellt, wird man ihrem ablehnenden Urteil über den Lateranpakt zustimmen müssen. Was war denn der Kirchenstaat, wenigstens seit der Französischen Revolution bis zu seinem Untergang, anders als ein lächerliches und verachtetes Gebilde? Die Jahrzehnte seit 1870, in denen das Papsttum sich notgedrungen auf die geistige Beeinflussung der Menschheit beschränkte und mit der Fiktion der Gefangenschaft wirksam an die Sentimentalität der Gläubigen appellierte, ist ihm glänzend bekommen. In Wahrheit befindet sich die Macht der Kurie heute auf einem Höhepunkt wie seit Jahrhunderten nicht mehr. Leicht möglich, daß ihre neue Anerkennung als Territorialstaat für künftige Geschlechter der Wendepunkt sein wird, an dem wieder der Abstieg beginnt.

Der neue Kirchenstaat ist das Werk der reaktionären Richtung im Vatikan und vor allem von Pius XI. selbst. „Dieser Staat ist nur klein, aber er ist größer als die Welt", erklärte der Papst nach der Unterzeichnung der Verträge. Aber in Wirklichkeit ist er als Staat unter Staaten doch nur eine Duodezherrschaft, geschaffen allein zur Bekräftigung eines längst überholten Souveränitätsprinzips. Im Namen dieses Prinzips forderten zum vorletztenmal in der Geschichte auf dem Wiener Kongreß die depossedierten deutschen Kleinfürsten die Wiederherstellung ihrer Staaten, und sogar Metternich ging darüber zur Tagesordnung über. Pius XI. ist rückständiger als Metternich, dessen Legitismus wenigstens vor dem geschichtlich Gewordenen haltmachte.

Wenn der Papst jetzt den Fascismus attackiert, so spricht aus seiner Entrüstung sicherlich viel enttäuschte Liebe. Denn was heute der azione cattolica widerfährt, ist genau das Gleiche, was gestern dem partito popolare widerfuhr. Der Papst nahm die Zertrümmerung der katholischen Partei und der katholischen Gewerkschaften hin, weil er mit Mussolini, dem er sich geistesverwandt fühlt, gern eine Wegstrecke gemeinsam zurückgelegt hätte. Das Reich des Duce schien ihm geeignet, die katholische Macht zu werden, die das Oesterreich-Ungarn der Habsburger war. Mitten im Krieg hatte Erzberger

den Vatikan durch das Versprechen zu gewinnen versucht, die Mittelmächte würden nach ihrem Sieg den Kirchenstaat wiederherstellen. Das erschien damals als das närrische Projekt eines Phantasten. Und nun stellte das Haupt des italienischen Nationalismus selbst den Kirchenstaat wieder her, als hätte Erzberger ihm seine Pläne eingegeben! Aber der Fascismus und die Kirche sind sich darin ähnlich, daß sie beide „totalitär" sein wollen. Indem sie sich verbündeten, dachten sie beide nur daran, dem Partner einen Köder hinzuwerfen, um ihn am Ende zu verschlingen. Ein Konflikt war folglich unvermeidlich; daß er so rasch und so heftig ausbrechen würde, glaubten freilich nur wenige.

Es gibt nun also wieder einen Kirchenstaat mit Militär, Verwaltungsbehörden, Untertanen, Gesetzen und Gerichten. Der Mensch aus dem zwanzigsten Jahrhundert aber kann über diese ganze Spielerei nur lächeln. Da stehen die Schweizer im Gewand mittelalterlicher Landsknechte, Hellebarden in der Faust, an allen Toren der vatikanischen Stadt, und auch Gewehre haben sie. Wilhelm II. hat sie Pius X. geschenkt, als er ihm einen Besuch abstattete. „Machen Sie auch Schießübungen?" fragte ich einen Schweizer. „Nein, dazu ist nicht genügend Platz da." Und so sieht der ganze Kirchenstaat aus. Es ist alles da, aber nur aus Prinzip; praktischen Wert hat es keinen.

In einer Stunde kann man um den Staat herumspazieren, von dessen Boden der vatikanische Palast mit seinen zwanzig Höfen und tausend Sälen mehr als ein Zehntel bedeckt. Er hat annähernd tausend Bürger, und außer den hundert Schweizern, die das Heer markieren, gibt es noch Gendarmen und sogar Kriminalbeamte. Es gibt auch Richter und Beamte, aber die meisten von ihnen arbeiten nur vormittags, um am Nachmittag im italienischen Ausland einem andern Beruf nachzugehen.

Zwischen England und Irland liegt eine kleine Insel, die ein londoner Millionär gekauft hat, und da mit dem Besitz der Insel gewisse Souveränitätsrechte verbunden sind, ist der Millionär ein Souverän. Im übrigen dürfte es bei ihm ähnlich zugehen wie in der vatikanischen Stadt. Der Papst hat in der Tat eine Radiostation und ein Observatorium, ein Telephonamt und ein Elektrizitätswerk, eine Zeitung und ein Postamt, eine Klinik und eine Apotheke. Freilich, der englische Millionär muß sich den Spaß, einen Staat zu besitzen, selber bezahlen. Der Papst bekommt alles geschenkt. Die Telephonanlage mit der aufs modernste eingerichteten Zentrale ist die Gabe einer amerikanischen Gesellschaft, das Elektrizitätswerk hat unsere fromme A.E.G. gestiftet, und eins der vier Luxusautos, die in den päpstlichen Garagen stehen, haben die Mercedeswerke geschenkt. Die andern drei sind natürlich auch fromme Gaben.

Überhaupt ist die Souveränitätsspielerei ein glänzendes Geschäft. Vor den Schaltern des päpstlichen Postamts stehen die Leute Schlange, um die Briefmarken des Vatikans zu kaufen, und die Beamten des Gouvernements haben alle Hände voll zu tun, um die neuen Münzen an Käufer aus der ganzen Welt zu verschicken. Dabei wird das Geld, das sogar Goldstücke enthält, nur in geschlossenen Sätzen abgegeben. Leider

muß es vorläufig allerdings noch im Ausland geprägt werden. Die deutsche Regierung hätte dem Papst vor zwei Jahren lieber eine Münzanstalt als eine Kopie vom Tafelservice Friedrichs des Großen schenken sollen. Da der Papst nicht in Gesellschaft essen darf, wird das Service wie zahllose ähnliche Geschenke vermutlich doch nur in einem der Schränke des vatikanischen Museums liegen.

Vorläufig ist der neue Staat immer noch im Aufbau. Ein Bahnhof, ein Gerichtsgebäude, ein Gouvernementspalast und sogar ein Gefängnis werden errichtet, und auf dem Petersplatz wird fieberhaft gearbeitet, um im Pflaster die Grenzlinie zu Italien sichtbar zu machen. Auch wenn alles fertig sein wird, werden die Frauen der vatikanischen Staatsangehörigen jedoch im Ausland wohnen müssen. Der Kirchenstaat ist für sie nicht groß genug. Übrigens bleiben die Kinder nur bis zum fünfundzwanzigsten Jahr päpstliche Bürger; dann verlieren sie ihre Nationalität und müssen unter Umständen sogar im italienischen Heer nachdienen.

Der Papst verleiht das Bürgerrecht wem er will. Er ist nicht nur ein regierender Fürst, er regiert auch absolut, kein Parlament und nicht einmal eine Oberrechnungskammer kontrolliert ihn. Sein Staat ist in Wahrheit nur klein, aber er ist der rückständigste der Welt. Wir wollen dem Souveränitätsprinzip, das Pius XI. aus der Rumpelkammer der Geschichte hervorgeholt hat, nicht ein andres Prinzip entgegenstellen: wir sind keine Prinzipienreiter, und man braucht den ganzen Kirchenstaat nicht weiter ernst zu nehmen, auch wenn hinter seiner Schaffung der gleiche Gedanke steht, der einen Innozens III. zum Anspruch auf die Weltherrschaft veranlaßte. Aber wir wollen doch nicht vergessen, daß, während alle fortgeschrittenen Geister nach den Vereinigten Staaten von Europa rufen, der Papst zur Balkanisierung Europas nach Kräften beigetragen hat.

Schon zeigt sich, daß die Kleinstaaterei nicht einmal der Kirche bekommt. Kaum existiert der Kirchenstaat, da befindet er sich auch schon im Kampf um die höchsten Güter der Duodezstaaten, nämlich um sein Prestige und um seine Souveränität. Kaum ist der Papst wieder Landesherr, da hört man auch schon aus seinem Mund: „Man kann uns das Leben nehmen, aber man kann uns nicht zum Schweigen bringen" — Worte, wie sie seit 1870 kein Inhaber des heiligen Stuhls mehr gebraucht hat.

Selbstverständlich sind alle Beschwerden über fascistische Gewalttaten berechtigt. Aber warum erhob der Papst seine Stimme nicht, als eine Horde von Schwarzhemden den Priester Don Minzone ermordete? Damals war er frei, damals gab es zwischen dem italienischen Staat und der Kirche nur moralische, nicht völkerrechtliche Bindungen. Jetzt ist der Kampf zwischen Fascismus und Vatikan im wesentlichen ein diplomatischer Konflikt, er kann darum auch nur mit einem Kompromiß enden. Der König des Kirchenstaats kann niemals der Führer und nicht einmal der Bundesgenosse der italienischen Revolution sein. Die italienische Revolution wird auch vor dem Lateranpakt und dem Konkordat nicht Halt machen.

# Wir Zuchthäusler von Ignaz Wrobel

Dies ist der Titel eines Buches von Georg Fuchs (erschienen bei Albert Langen in München). „Wir Zuchthäusler, Erinnerungen des Zellengefangenen Nr. 2911."

Fuchs geht über die Tatsache seiner Verurteilung zu zwölf Jahren Zuchthaus hinweg, und auf diese Verurteilung kommt es hier auch nicht an. Es sei nur so viel gesagt, daß er von einem bayrischen sogenannten Volksgericht zu dieser fürchterlichen Strafe verurteilt worden ist, wegen Hochverrats, es kann auch Landesverrat gewesen sein, so genau weiß ich den Vorwand nicht mehr. Der Wahnwitz der nationalen Hexengerichte, die den religiösen Fanatismus in einen patriotischen gewendet haben, geht durch alle Staaten — es werden auch heute noch vom Reichsgericht, meist unter Ausschluß der Öffentlichkeit, in dieser Hinsicht Urteile gefällt, die unter die Notverordnung fallen und die hier nicht charakterisiert werden sollen, wie sie es verdienten. In dreihundert Jahren wird kein Mensch verstehn, warum sich die Leute um ihre murksigen Vaterländchen so abgestrampelt haben — es ist ja in der Tat vollkommen gleichgültig, ob die Pfalz französisch, das Elsaß deutsch, die Rheinlande separatistisch sind, und der schäumende Eifer, mit dem eben dieser Satz, der heute einer bessern Gotteslästerung gleichkommt, in nationalen Blättern nachgedruckt werden wird, zeigt nur die elende Verwirrung der meisten Geister dieses Kontinents. Beruhigt euch; es gibt weitaus wichtigeres und höheres als eure lächerlichen Fahnen.

Georg Fuchs also flog hinein; inzwischen ist er wieder herausgeflogen; sie haben ihn begnadigt. Und nun hat er seine Zuchthaus-Erinnerungen publiziert.

*

Das Buch enthält sehr gutes Material über den Strafvollzug. Fuchs schreibt weitschweifig; dieser münchner Bühnenreformator und Aesthetiker ist nie ein guter Schriftsteller gewesen — als ich die ersten Kapitel gelesen hatte, schätzte ich den Autor auf 64 Onkeljahre; ich hatte mich geirrt, Fuchs ist 63.

Der erste und letzte Eindruck der Lektüre ist der vom vollendeten Stumpfsinn dieses Strafvollzugs, der eine einzige Sinnlosigkeit darstellt. Wir werden gleich sehn, warum.

Nicht alle Einzelheiten sind so erschütternd wie die in dem großartigen und nie genug zu empfehlenden Buch Max Hölzens (im Malik-Verlag); diesen Sträfling hier haben sie nicht geprügelt; es ist, nach seinen Schilderungen, überhaupt sehr „human" in diesem bayrischen Zuchthaus Ebrach zugegangen. Dreckig und human. Da hätten wir gleich eine sehr bezeichnende Stelle. Fuchs hat während seiner Strafzeit keine Wanzen gefunden. „Das ist Deutschland!" vermerkt er, und er ist so stolz darauf, dieser arme, geduckte, lebendig begrabene Mann hält noch das Banner hoch: das ist Deutschland! Das ist es wirklich; aber ganz anders, als ers meint.

Dreckig gehts in Ebrach zu: die Schweinerei mit den Abortkübeln in den Zellen riecht auch dort zum Himmel em-

por ... und waschen? Es wird schlecht geheizt; in den Jahren 1923 bis 1927 wurden die Schlafsäle nur Sonnabend nachmittags etwas erwärmt, aber nie mehr als auf 12° Celsius. „Es ist nicht möglich, sich hier richtig zu waschen. In der Frühe tritt die ganze Belegschaft, einer hinterm andern und jeder mit seinem blauen Emailbecher voll Wasser in der Hand, an einen mit Blech ausgeschlagenen Trog, nimmt ein Maul voll Wasser, läßt es über die Hände laufen und reibt sich damit schnell das Gesicht ab." Bayern hat stets eine katholische Mehrheit gehabt. Gott sieht aufs Herz.

Also: körperliche Reinlichkeit keine; Essen unschmackhaft und auf die Dauer anwidernd ... das muß aber so sein. Denn, so hat nach Fuchs ein Strafanstaltsdirektor gesagt, der Gefangene muß zwar ernährt werden, doch so, daß ihm die Nahrungsaufnahme keine Lust bereite. Dem Direktor hat dieser Satz sicherlich viel Lust bereitet. Da bleibt denn also die sittliche Einwirkung der Strafe. Und um dieses völlige Manko festzustellen, leistet das Buch gute Dienste.

Fuchs spricht dabei wenig von sich — er erzählt sehr viele Einzelschicksale aus der Anstalt; er spricht sehr gemäßigt und sehr ruhig von den Beamten, und seine Besserungsvorschläge zeigen, daß der Mann so gut wie unpolitisch ist. Um so größerer Glaube ist seinen Erinnerungen beizulegen; ihr Verfasser geht von keiner Tendenz aus, was ja nichts schadete, aber er kommt gar nicht in die Gefahr, zu färben. So wie er es beschreibt: so mags da wohl aussehn.

Und so sieht es aus:

Gewiß nicht unschuldige Rechtsbrecher; zieht man die ungeheuere Quote von Schuld ab, die die Erbmasse des einzelnen und die sozialen Umstände am Rechtsbruch tragen, bleibt natürlich auch individuelle Schuld. In den etwas zähflüssigen Darlegungen Fuchsens leuchtet ein blendendes Paradox auf, jener Satz, den er als Urteil über die Zuchthaus-Insassen sagt: „Viel besser als die da draußen sind sie auch nicht." Aber natürlich tausendmal besser als ihre Peiniger.

Also zunächst der Rechtsbruch. Darauf eine Gerichtsverhandlung, die in den allermeisten Fällen Fabrikware schlechtester Observanz ist. Die Richter werden mit dem Wust von überflüssigen Anzeigen nicht fertig, ihre Vorbildung ist ungenügend; ihre Auswahl klassenmäßig —: es ergibt sich jene uns allen bekannte halb- oder mehrstündige Farce von Verhandlung, in der mit den Angeklagten umgesprungen wird, als seien sie Bauklötzer. Es ist wie beim Militär: der Angeklagte soll nicht auffallen — es lebe der bequeme Angeklagte! Der Apparat herrscht; der Angeklagte ist um der Richter willen da. Und so fällt denn auch das Urteil aus. Wozu, so frage ich mich immer, wozu nur diese langwierigen und kostspieligen Verhandlungen! Wäre es nicht praktischer, die Herren teilten ihr Urteil dem Angeklagten auf einer Postkarte mit —?

Urteil. Irgendwas: vier Jahr Gefängnis; drei Jahr Zuchthaus; fünf Jahr Zuchthaus — man kann sich das an den Knöpfen abzählen oder man kann es auch auswürfeln. Da kaum einer der beteiligten Unabsetzbaren überhaupt ahnt, was ein Jahr Einsperrung bedeutet, so knallen diese Urteilssprüche

herunter, abgeschossen von Leuten, die ihre Geschosse nie am eignen Körper ausprobiert haben. Sie wissen es nicht. Was sie nicht entschuldigt.

Zuchthaus. Und da beginnt nun etwas ganz und gar Gespenstisches.

Mordet ein Lustmörder einen kleinen vierjährigen Jungen und kommt der Vater dazu, so wäre es durchaus begreiflich, wenn der Mann in seiner Raserei den Mörder erwürgte. Ich spräche ihn frei. Rache? Verständlich, wenn sie eben aus dem Affekt stammt. Und wenn sie vom Beteiligten, also vom Betroffenen, ausgeübt wird. Der Verletzte aber darf sich nach unserm Strafrecht nicht rächen; er wird auch in den wenigsten Fällen zivilrechtlich entschädigt — den strafrechtlichen Anspruch auf Vergeltung übernimmt für ihn der Staat. Und der vergilt nun.

Es ist ganz und gar blödsinnig. Da sitzen also in allen Ländern hunderte und tausende von Strafanstaltsbeamten herum, die rächen. Natürlich ist ihnen das in vielen Fällen selber unbequem; es sind auch weiche und sanftmütige Männer darunter, die ihren Beruf natürlich nicht als Berufung erwählt haben, sondern weil man irgend etwas werden muß und wegen der Pensionsversorgung. Sie rächen nun — und da läuft alles kunterbunt durcheinander:

Echter Sadismus kleiner Beamtenseelen (findet sich bei den akademisch gebildeten Herren öfter als bei den einfachen Wärtern); Grausamkeit aus Faulheit; Stumpfsinn; Bureaukratismus und Kretinismus, wie es grade trifft. Und alle, alle sind sich in einem Punkt einig: der Strafgefangene ist um ihretwillen da und sie um des Betriebes willen, und die Hauptsache ist, daß der Apparat läuft wie geölt. Nichts kränkt diese Leute mehr, als wenn es irgend eine Stockung oder Unordnung in der Maschine gibt; dann schlagen sie fürchterlich zu.

Vor dem Urteil der Öffentlichkeit haben sie wenig Furcht und noch weniger Achtung; die Öffentlichkeit bringt zwar durch Steuergelder die Gehälter dieser Beamten auf, hat aber so gut wie gar kein Recht und auch keine Möglichkeit, sich in die Einzelheiten des Strafvollzuges zu mischen. Der spielt sich hinter verschlossenen Türen ab und seine Kontrolle in verschlossenen Akten. Dieser Unfug da wird nur geduldet, weil sich zu wenig Menschen um ihn kümmern.

Da haben wir also einen meist sinnlos verurteilten Rechtsbrecher, der schon das Verfahren nicht richtig verstanden hat — und auf der andern Seite einen Haufen wild zusammengewürfelter Schreiber, Ärzte, Prediger, Wärter ... die rächen. Wen? Was? Das wissen sie nicht.

Die Wirkung auf die Gefangenen ist katastrophal. Das kommt in kaum einem Buch so klar und deutlich heraus wie in diesem Buche von Georg Fuchs. Er hat richtig gesehn, daß kein Mensch auf die Dauer so leben kann wie der christliche Codex dieser Strafanstalten das verlangt: nämlich dauernd im Unrecht, dauernd büßend, dauernd gedrückt. Das gibt es nicht — täte es einer, er endete durch Selbstmord. Was also geschieht —?

Es bildet sich eine Seelenkruste um den Gefangenen. Druck erzeugt Gegendruck; der Gefangene stemmt sich gegen die sinnlose Vergewaltigung und bezieht die Tat, die er begangen hat, in sein Seelengebiet ein; und wenn es eine Weile so gegangen ist, dann hat er auch noch recht. Von Buße ist nicht die Spur zu merken.

Fuchs hebt nun sehr gut hervor, daß eine Buße, die durchaus nicht kirchlich zu sein braucht, notwendig wäre — doppelt notwendig für so belastete Psychopathen, wie wir sie im Zuchthaus antreffen. Aber die angewandte Gewalt läßt ein derartiges Sühnegefühl fast niemals aufkommen. Und das Bild sieht dann so aus:

Der Täter hat eine Tat begangen, und das Gericht hat ihn für den Tatbestand verurteilt; die Zuchthausverwaltung quält ganz sinnlos auf dem Mann herum, und so kommen Schuld und Strafe niemals zusammen. Sie laufen aneinander vorbei; es wird gewissermaßen ganz jemand anders ... nicht einmal gestraft, nur geschunden. Besserung: Unsinn. Innere Einkehr: vacat. Strafe: dummes Zeug. Es ist so, wie wenn jemand, der ein Los gewonnen hat, in ein rot tapeziertes Zimmer gebracht würde — ein völlig sinnloser Vorgang.

So sieht die Strafe aus, die die Staaten über ihre Rechtsbrecher verhängen. Es gibt keinen einsichtigen Menschen, aber keinen, der jemals unter diesen Leuten gelebt hat, oder der sie kennt, der da nicht sagte: Was hier getrieben wird, ist viel schlimmer als eine Schlechtigkeit: es ist die sturste Dummheit, die sich nur einer ausdenken kann.

Daran ändern, wie Fuchs richtig herausgearbeitet hat, die neuen Verfügungen über den Strafvollzug gar nichts. Der Grausamkeitsduselei steht nicht einmal die viel geschmähte Humanitätsduselei gegenüber — es ist eine idiotische und blöde Quälerei, die gar nichts erzeugt, wenn man von den vollgeschmierten Akten absieht. Ja, richtig: und dann macht sie die Gefangenen kaputt.

Aber dann prügelt doch lieber! Das Herzchen, der Wallace, dessen Bücher man fortab boykottieren sollte, hat sich mit erfrischender Deutlichkeit für die Prügelstrafe (an andern) ausgesprochen, und die Vulgäransicht der Stammtische kann es gleichfalls nicht grausam genug bekommen. Dann trinken sie ihr Bier aus und denken auch nicht einen Augenblick daran, was aus den so Geschundenen nun eigentlich wird. Und sie können nicht daran denken, weil sie genau so wenig wie die Richter die Struktur der menschlichen Seele kennen. Fibelvorstellungen beherrschen sie — sie und die Kirche, soweit es sich um den gewöhnlichen Geistlichen handelt. Es ist nichts mit ihnen.

Fuchs zeigt an den einzelnen Leuten, deren Leben er vor uns aufrollt, wie dem Ideal der Verwaltung am meisten diejenigen entgegenkommen, die vollkommen stumpfsinnig geworden sind. Die machen wenigstens keine Schwierigkeiten.

Solange einer noch denkt, fühlt, remonstriert, also: lebt — solange wird ein Kleinkrieg zwischen Strafer und Gequältem geführt, der an Unerbittlichkeit nicht seinesgleichen hat. Sie haben da in Ebrach einen Mörder, der ein Leben wie ein ge-

fangener Gorilla hinter sich hat. Monate und Monate hat er — nach Ausbruchsversuchen und einem geglückten Ausbruch, nach Anfällen und Getobe — in diesen Mauerlöchern des Dunkelarrests hingebracht... sie haben seinen Willen nicht gebrochen. Und eben das soll geschehn. Buße? Wie bitte? Sühne? Sie hören doch: der Wille soll gebrochen werden. Es ist ein reizender Strafvollzug. Es ist gar keiner — es ist ein einziger stupider Unfug.

Lehrreiche Einzelheiten: Wie der Arzt, ein alter Medizinalrat, dem man nicht in die Finger fallen möchte, mit unzulänglichen Instrumenten und ohne Narkose operiert, was also, wenn das richtig wäre, eine nette kleine Körperverletzung darstellte, — wobei allerdings der geschulte Jurist zu wissen hat, daß Körperverletzungen durch Ärzte allenfalls in der Privatpraxis vorkommen können...

Leben an Leben dieser Gefangenen zieht vorüber, und ob es an der süddeutschen Landschaft liegt: manche dieser Lebensgeschichten könnten von Jakob Wassermann stammen — das gleiche Hell-Dunkel liegt auf diesen Lebensläufen. Besonders die Geschichte von dem blutschänderischen Adligen: wenn Fuchs sie wahrheitsgetreu erzählt hat, ist sie eine schöne Novelle (für den Leser) und ein tragisches Ereignis für den, ders erlitten hat. Manchmal macht sich der Paragraphenstall völlig selbständig und funktioniert nun wie irrsinnig. Da ist also dieser Mörder ausgebrochen, unter gradezu unmenschlichen Mühen, es ist ihm geglückt, er ist draußen, er verbirgt sich bei einem Bauern, und da fangen sie ihn. Als er mit Triumph ins Zuchthaus zurückgeführt wird, photographieren Neugierige den Zug. Und während nun dieser nie gebändigte Mann wieder in seinem Loch sitzt, gebunden und gefesselt, macht er — eine wundervolle psychopathische Leistung — das „Recht am eignen Bilde" geltend, und weil wir doch in einem Rechtsstaat leben, wo der Paragraph alles, das Individuum aber nichts gilt, muß ihm sein ius werden, der Apparat spielt, und es werden auf seine Eingaben und Beschwerden alle Photos, derer man habhaft werden kann, eingezogen. Inzwischen schinden sie ihn weiter. Denn Recht muß doch Recht bleiben.

Man lernt viel aus diesem Buch — viel auch über Bayern, viel über die von den Schreihälsen der Nazis ausgebrüllte Sittlichkeit der Bauern; hier finden sich die besten Seiten, die Fuchs geschrieben hat: Blutschande, Abtreibung... wer Ohren hat, der höre. Aber diese Esel haben lange Ohren und doch keine.

Es ist ein lehrreiches Buch.

Hat auch einige Geleitworte von Schriftstellern, Juristen und Ärzten, die sich mit derlei befassen. Jeder hat das seine gesagt — nur einer tanzt aus der Reihe, dreist, ohne die leiseste Ahnung... es ist der Kegelkönig Spengler.

Goethe untersuchte einen Schafsknochen; Stammtische denken in Kontinenten. Was Spengler hier von sich gegeben hat, ist beispiellos. Er stellt fest, daß „die deutsche Justiz vor dem Kriege an Unbestechlichkeit und Würde in der Welt unübertroffen dastand", was einfach eine Unwahrheit ist, denn

die englische Justiz ist immer mindestens so gut gewesen, wie die deutsche. Nun aber: „... so gehört es zu den Erscheinungen jeder Revolution, ein sentimentales Mitgefühl nicht mit dem Ermordeten, sondern mit dem Mörder zu haben. Das ist eine Erscheinung, die wir gegenwärtig bis zum Ekel um uns herum wahrnehmen müssen, über deren Zuchtlosigkeit sich das Ausland mit Recht lustig macht und die letzten Gründe darauf zurückführt, daß zwischen Revolutionären, Verbrechern und Literaten kein Wertunterschied besteht, von andern Unterschieden ganz zu schweigen." Und da darf denn diesem Racker-Latein gegenüber wohl gefragt werden:

Wer ist Spengler? Ein Literat. Ein Literat aber, der einen Literaten einen Literaten schilt, ist ein Dummkopf. Der Mann läßt sich mit trutzigen Augenbrauen photographieren und sieht aus wie ein geschlagener General, der in der Theorie gesiegt hat. Was bildet sich dieser gipserne Groschen-Napoleon ein? Er hat ein paar Bücher geschrieben. Das kann viel sein — in diesem Falle ist es nicht viel. In dem Augenblick aber, wo er sich verräterisch gegen den Geist auf seiten einer klobigen und vermeintlichen Aktivität stellt, gehört ihm eins auf die Finger. Nicht nur, weil ihm alle Zuchthausstrafen noch nicht scharf genug sind. Sondern weil sich hier der Geltungsdrang eines kleinen Stubengelehrten austobt, dem es nicht vergönnt ist, im praktischen Leben eine Rolle zu spielen, in jenem Leben, das er, eben weil er es nicht meistert, so überschätzt. Daher die Unerbittlichkeit, die nichts kostet; die eherne Grausamkeit auf dem Papier, die den Männern der Praxis ein Anlaß sein kann, noch gemeiner zu verfahren, als sie es ohnehin tun; daher die Verachtung des eignen Berufs: der Literatur. Beschimpfte jemand Stefan George, weil er kein Ozeankapitän sei, so wäre das töricht; für diesen Spengler aber ist kein Wort des Vorwurfs hart genug, denn er mimt den Kapitän; doch ist er keiner. Mann der Tat... aber dieser Dschingiskhan z. D. wäre ja nicht einmal imstande, eine kleine Klosettpapierfabrik anständig zu leiten, denkt aber in Äonen und Kontinenten und will uns weismachen, rücksichtsloses Geschreibe sei Feldherrnenergie und Tatwille. Wie dumm und seicht ist alles, was er hier — angesichts so vieler unglücklicher Menschen — zu sagen hat! Da predigt er unter anderm eine unsinnige Überschätzung der Politik, dieser neuen Religion, die er ausdrücklich aus der allgemeinen Skala der Strafen herausgenommen haben will. Politische Delikte seien sozusagen Kriegsverbrechen. Das ist Nonsens. Sage mir, wie ein Land mit seinen schlimmsten politischen Gegnern umgeht, und ich will dir sagen, was es für einen Kulturstandard hat — ob das nun Italien, Amerika, Deutschland oder Rußland ist. Es ist verständlich, daß sich ein so schwer kämpfendes Land wie Rußland seiner Gegner zu erwehren versucht; das mißtönende Geheul aber: „An die Wand! Erschießen! Erschießen!" klingt nicht gut in unsern Ohren.

Spengler lebt in einer Zivilisation, die er ständig anpöbelt; er profitiert von ihr und steckt bis an den Hals in dieser Kaufmannszeit. Ein Heros des Füllfederhalters. Und Menschen leiden, leiden... Was weiß dieser Möchte-Attila davon! Nichts

weiß er davon. Ein Mann, der überhaupt kein Gefühl für das Einzelwesen hat, aber mit dem Kosmos herumwirtschaftet. Er thront auf einer unerreichbaren Höhe von 1,25 Meter und predigt, es komme auf die großen Zusammenhänge an. Wenn ich recht unterrichtet bin, gebären unsre Mütter nicht Deutschland und nicht Europa, sondern kleine Menschenwesen, Oswald oder Maria geheißen. Dieser Literat ist kein guter Literat. Sondern ein buckliges Titänlein.

Das Buch von Georg Fuchs aber sei angelegentlichst empfohlen.

# Der Fritz Lang-Film

I

## Der Film des Sadismus von Gabriele Tergit

Der Mörderfilm M ist rascheste Konjunkturausnutzung. Eben noch der Tiermensch vor Gericht, schon auf der Leinwand!

In diesem Film kommt alles vor, was sonst die Zensur noch in ihren harmlosesten Abarten streicht: Der Mörder greift in die Tasche, wetzt das Messer, sadistischer kann eine Szene nicht sein.

Der Staat wird verhöhnt, die Ringvereine werden heroisiert. Nur edle Karle Moors wachsen am Schlesischen Bahnhof. Ein hohes Lied auf die Asozialen, ein hohes Lied auf die Gewalttätigen. Verbrecherromantik schlimmster Sorte! Die Selbstjustiz wird als das Wahre hingestellt. Die Polizei wird mit einer Geste abgetan, der Kriminalrat Gennat von unten her photographiert wie die Sowjetleute Kerenski photographiert haben oder alte Zarengeneräle.

Der Mörder will vor dem Femegericht der Ringvereine, das über ihn zu Gericht sitzt, fliehen. Er wird von vier Burschen daran gehindert. Es ist eine typische Lynchszene. Hinten, Premiere, schrie eine Dame: „Vierteilen müßte man den Kerl."

So wirkt es auf die rohesten Instinkte, die überall schlummernde Grausamkeit.

Aber auch sonst: Nie war ein blutiger Wildwestfilm im Vorstadtkino geschmackloser. Denn ganz arg ist alles erst dann, wenn rohe und unzivilisierte Gesinnung sich mit verfeinertstem und hochzivilisiertem Können verbindet!

Vielleicht ist der Name Kürten schon nicht mehr grauenerregend genug. Kürten, der vor dem Kannibalentum nicht zurückschreckte. Aber man stelle sich vor, die Taten des Menschenschlächters Denke würden mit Clownerien verbrämt aufgeführt worden sein!

Es gibt auch einen Humor des Grauens, einen Humor, der im übrigen typisch nordisch-deutsch ist, der Humor Holbeins und Dürers, Cranachs und Breughels, aber auch noch der Humor Munchs und Kubins, dieser Humor, der wahnsinnig und kosmisch zugleich ist. Man könnte sich einen Mörderfilm von Strohheim vorstellen, gestaltet nach den Phantasien E. T. A. Hoffmanns, ein vorübergehender Spuk: „Das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil." Aber hier handelt es sich um den flachsten Humor der Posse!

Wenn Kriminalrat Gennat erfährt, daß die Ganoven den Mörder gefangen haben, dann geht er rasch aus dem Zimmer und hält den Kopf unter die Dusche, bitte, in einem Kürtenfilm, einem Film, der an die letzten Dinge zu rühren wagt, an jene dunkle Mauer der Triebe.

Neben die Albernheit stellt man die Rührseligkeit. Buster Keaton, großartigste Szene, hebt im „Filmreporter" höflich das Messer auf, das dem grausamen Chinesen hinfiel, als er ihn ermurksen wollte. Das ist rührend, weil es grotesk und nichts als Symbol ist. Jedermann fühlt, daß alle zarten und guten und unwissenden Kreaturen hilflos so selber ihren Henkern die Messer reichen. Aber hier wird aus der Groteske Naturalismus, und wenn das kleine Kind sich bückt, um seinem Mörder das Messer zu geben, so ist das dick aufgetragene Rührseligkeit.

Der Film als Ganzes ist weder rührend noch gruselig, sondern nur geschmacklos für jene Instinkte berechnet, die Kriminalschmöker bevorzugen und sadistische Erzählungen und für die vor fünfzig Jahren eine Hinrichtung ein Volksfest war.

Wenn der Mörder Lorre in einem fast dichterisch zu nennenden, jedenfalls schauspielerisch großartigen Ausbruch die Getriebenheit schildert, die Kreaturangst, die grauenvolle Macht eines abseitigen Sexus und einer der edlen Ganoven ruft: „Der will woll'n § 51 haben, dett kenn wa!", dann klatscht ein Premieren-Publikum begeisterten Beifall. Jeder Totschläger ein Träger der ethischen Beurteilung des Mordes. Jedes Mitglied der berliner Unterwelt ein Schinderhannes! Ist alles Duselei, was die Humanität an edler Menschlichkeit erträumte und was später durch exakte Methoden zur Erforschung der menschlichen Seele wissenschaftlich begründet wurde? Ist auch der Irre schuldig, wie es noch zwei Jahrhunderte vor uns auffaßten? Der § 51 kennt nur das geistige Irresein, das psychische kennt er noch nicht. Auf dieses Noch kommt es an!

Der Mensch ist so beschaffen, daß er schnell rast und schnell ein Opfer will. Kratzt ein bißchen, und es kommt überall ein Tartar zum Vorschein. Es waren viele Tartaren im Ufa-Theater am Zoo bei der Premiere. Über diesen Film wäre gar nicht so viel zu reden, wenn nicht Lang als der Repräsentant des deutschen Films angesehn wäre, wenn nicht dies der maßgebende Film für die Beurteilung des deutschen Schaffens wäre.

Dieser Film wirkt sicher überall als eine gekonnte Geschmacklosigkeit, am erschütterndsten wirkt bei uns und drei Wochen nach dem Kürtenprozeß, daß Lang und Thea von Harbou sich dazu hergegeben haben, das Grauen selbst zu benutzen um guter Bilanz willen, Satan selbst einzubeziehen in den Geschäftskalkül und aller Ehrfurcht und allen Ernstes bar aus der Not der ihrer Kinder beraubten Mütter, aus dem Schrecken einer ganzen Stadt kleine Pfennige des Erfolges zu schmieden.

Wird man es wagen, diesen Film auch in Düsseldorf zu spielen? Werden sich auch dort Fritz Lang im Smoking und Thea von Harbou im weißen Kleid verneigen?

*

II

## Eine Minute Pause! von Rudolf Arnheim

Kampf ist gut, und heißes Blut ist gut, und die staatsparteiliche Friedlichkeit des alten Attinghausen, der seine Ruhe haben will, weil er sie ohnedies bald haben wird, ist heute eine sehr unpassende Haltung. Aber Kampf und Keilerei ist nicht dasselbe, und ein Pferd, das sinnlos mit allen Gliedmaßen um sich schlägt, weil ihm eine Stechfliege auf der Kruppe sitzt, ist kein guter Anblick. Gewiß, es ist nicht verwunderlich, daß die Menschen nervös werden, denn die Fliegen stechen von allen Seiten, lebensgefährliche Angriffe gegen Freiheit und Vernunft bedrohen unbehindert den Wehrlosen, und in einer Panik pflegt die Strategie zu kurz zu kommen. Aber grade in einem Lande, dessen wichtigste politische Partei von schlecht behandelten und schlecht ernährten Volksgenossen gegründet worden ist aus dem schlichten Bedürfnis, Krach zu machen, ganz gleich wem — grade da sollte man sich hüten, über dem Kampfgeräusch das Kampfziel zu vergessen. Was das anlangt, so stehen die Nazis beinahe noch am besten da; denn sie marschieren in geschlossener Phalanx auf kein Ziel los, während sich ihre Gegner einem gemeinsamen Ziel zuliebe gegenseitig die Köpfe eintrommeln. Eulenspiegel hat die Schuhe durcheinandergeworfen, nun prügelt der Freund den Freund.

Dies Chaos hat lange an den Bezirken der Kunst haltgemacht. Hier herrschte bis vor kurzem eine Wochenendstille, die allerdings mehr dem Stumpfsinn und der Müdigkeit als der Harmonie entsprang; friedlich lagerte der Löwe neben dem Lämmchen am kalten Büfett. Nun aber, nachdem die Herren Piscator, Frick, Schultze-Naumburg, Seeger aus verschiedenen Windrichtungen politische Luft in die Bude geblasen haben, ist auch hier der Teufel auf den Beelzebub losgelassen, der friedliche Kunstkritiker wird zur tobenden Wildsau, und der Savonarola vom Alexanderplatz ruft im Lyzeumklub zum Bildersturm. Man verrät die Kunst an die Gesinnung und die Gesinnung an die Kunst. Man bekämpft den Gegner mit seinen eignen Waffen, die man nachher in der Eile aus der Hand zu legen vergißt. Man hat Grundsätze statt Augen, man stolpert über das Gute, wenn es zu nah liegt, man verübelt dem Andern, was man sich selbst zum Lobe ankreidet.

Besingt ein Dichter den Frühling und die Liebe, so ruft man nach der Zeitdramatik. Verfilmt aber einer die Geschichte des düsseldorfer Mörders, einen zeitgemäßen Stoff, der alle Volksgenossen packt und angeht, so nennt man das Konjunkturausnutzung und Spekulation auf die berüchtigten „niedrigen Instinkte". Arbeitet ein Künstler gratis, so werfen ihm seine Kollegen das als unfaires dumping vor. Nimmt er aber Geld, so heißt das „kleine Pfennige des Erfolges aus dem Schrecken einer ganzen Stadt schmieden". (Während doch die Geschmacklosigkeiten des Lang-Films gar nicht in der Themenwahl oder in der Entlohnung der Hersteller liegen sondern darin, daß man ihm — wie Frau Tergit ja selbst andeutet — anspürt, wie wenig diese Hersteller von ihrem Thema „ergriffen" sind, im

unsentimentalsten Sinne des Wortes. Wie bei allen Virtuosen reicht ihr Ernst und ihre Leistung nur bis zum Handwerklichen, aber nie bis zum Gegenstand.) Schnitzelt der Zensor an der Dreigroschenoper herum, weil darin das Verbrechertum verherrlicht und die Polizei lächerlich gemacht werde, so gibt es Krach; verbietet er den „M"-Film nicht, so macht man sich eben diese Argumente zu eigen, als wenn man sie niemals bekämpft hätte. Weil man Fritz Lang nicht leiden kann, vergißt man gern, daß von Shakespeare bis Wedekind so manches hohe Lied auf die Asozialen und die Verbrecherromantik gesungen worden ist. Man erschrickt vor einem Messer wie Herr Seeger vor einem Schlüpfer, nur weil der Gegner diesmal zu erschrecken vergessen hat. Man schildert den „fast dichterisch zu nennenden, jedenfalls schauspielerisch großartigen Ausbruch", mit dem der Mörder seine Position verteidigt, ignoriert dies aber sogleich wieder, weil auch der altera pars nicht das Maul verboten wird, was wieder bei andrer Gelegenheit als undemokratisch gälte. Man nimmt die Reaktion des Publikums zum Maßstab für die Darbietung, was man niemals täte, wenn eine bejubelte Kitschoperette zu verreißen wäre. Wo es auch triftige Gegenargumente gäbe, da verwendet man sehr anfechtbare, weil man keinen eignen Standpunkt hat sondern nichts ist als der Widerpart seines Gegners. Man tanzt um diesen Gegner herum und bemerkt nicht, daß man sich plötzlich selbst den Rücken dreht. Durch so etwas wird besser fundierten Angriffen die Stoßkraft genommen.

Frau Tergits Aufsatz ist nur ein kleines Beispiel für die Haltung oder besser Nichthaltung vieler, die für die Sache der Freiheit und der Vernunft zu kämpfen glauben. Warum einen Filmregisseur, der sein Streben zum Besseren deutlich erweist, bedingungslos zurückstoßen? Warum mit Kanonen danebenschießen, wo man mit einem Revolver treffen könnte? Warum von Fritz Lang verlangen, was man bei Zuckmayer nicht vermißt? Warum, in anderen Fällen, einen schlechten Film herausstreichen, nur weil ihn die Zensur verboten hat? Warum sich einmischen, wenn man, wie es neulich geschah, nicht einmal die Filmprüfstelle von der Bildstelle des Zentralinstituts zu unterscheiden weiß? Warum eine regelrechte Hetze gegen Herrn Voelger inszenieren, wo er doch grade durch sein Verhalten bei dem „Million"-Fehlurteil bewiesen hat, daß er kein verbockter Bureaukrat ist? Wie kann man hoffen, den Gegner zu beeinflussen, wenn man seiner Haltung nicht im Primitivsten gerecht wird? Aber es geht vielen gar nicht darum! Sie wollen diesseits, nicht jenseits der Barrikade wirken. Es geht ihnen um die Matadorpose vor den eignen Reihen. Die Barrikade ist ja auch zu hoch, als daß man über sie hinwegschauen könnte. Wenn einer spricht, so hören es immer nur die Seinen, und die achten mehr auf den Ton als auf die Argumente. Dies Chaos von Monologen heißt dann Öffentliche Meinung.

So kommts auch dazu, daß manchem nur der Kampf in den eignen Reihen Vergnügen macht. Denn nur da spürt er, daß der Getroffene sich wehrt. Schneidig und böse polemisiert man gegen den Nachbarn. Wir haben uns hier neulich über Herrn Seeger lustig gemacht, weil er die Kaiserschnittopera-

tion in Granowskys „Lied vom Leben" als Sensationsmache abgelehnt hatte. Nun bringt die ‚Neue Rundschau' von unserm Gesinnungsgenossen Arthur Holitscher einen blindwütigen Verriß desselben Films, und auch da wird der Kaiserschnitt abgelehnt, mit einer medizinischen Begründung, die der Verfasser auf einer seiner Weltreisen von einem Schamanen der Fidschi-Insulaner entlehnt haben muß („Die junge, werdende Mutter erleidet eine Schwergeburt — weshalb eigentlich? mit solch prachtvollem Gatten —" . . . „Der Kaiserschnitt . . . ist also, wie gesagt, nicht grade aus dem Problem des Lebensliedes notwendig geworden — begreiflicher wäre er gewesen, wäre die Diva nicht ihrem geilen Lüstling von der Hochzeitstafel davongelaufen!") Was soll man dazu sagen? Was sollen unsre Gegner dazu sagen?

---

## Nestroy einst und jetzt von Béla Balázs

Ich weiß nicht, ob man in Berlin heute die Komödien des Aristophanes oder die Molières und Nestroys spielen könnte. Aber muß es denn heute sein? Solche Stücke, in denen eine Zeit lebt, leben noch einige Zeit und können bis morgen warten.

Doch die Volksbühne hat es eilig gehabt. Anscheinend in Ermangelung von Gegenwartsstücken hat sie die klassische alte Zauberposse vom „Lumpacivagabundus" modernisiert, das heißt des lebendigen alten Geistes entleert und ausgestopft. Womit? Das wird ein Absatz für sich. Diese Bearbeitung und Aufführung der Volksbühne ist künstlerisch eine plumpe Barbarei ohnegleichen und politisch ein Tendenzstück gegen Standpunkt und Gesinnung überhaupt. Um dies zu beweisen, sei mir gestattet, Einiges über den Lumpacivagabundus von Nestroy zu sagen.

Es ist das wiener Hoheliedl, das Hohegestanzl des Kleinbürgertums, aus der Zeit, als es noch eine aufsteigende Klasse war, im Aufstieg gegen Aristokratie und fettes, beamtetes Patriziertum. Herrlich zu sehn, wie in dieser moralischen Selbstbewußtheit jede Ideologie durchsichtig wird und jeder Gedanke, jedes Gefühl in naiver Offenheit seine ökonomischen Wurzeln bloßlegt.

Dies ist die Grundidee des Stückes: die Liebe (die „wirkliche", wie besonders betont wird) ist die einzige Gewähr für die bürgerliche Ordnung. Denn nur sie vermag die unsozialen Leidenschaften, Abenteuerlust und Landstraßensehnsucht zu bezwingen. Denn Liebe — die „wirkliche" — bedeutet Familie, Kinder, soliden Beruf und seßhafte steuerkräftige Genügsamkeit. Liebe ist der zuverlässigste wirtschaftliche Faktor.

Diese Idee erscheint um so seltsamer, als ja in der gesamten Dichtung von den Gesängen Homers bis zur neuesten Zeit, das Gegenteil behauptet wird, nämlich daß die Liebe der Störenfried sei, jene wilde, ungebändigte Naturkraft, die alle Ordnungsformen der Gesellschaft und Familie untergräbt. Warum wird sie vom Kleinbürger anders besungen? Weil die Welt des Kleinbürgers — die Nestroys — die Welt ohne Ele-

mentarität ist. Denn nicht der Kleinbürger hat sie für sich erkämpft, aus dem Chaos geformt. Er bekommt sie fertig von Tradition und Obrigkeit vorgeschrieben. Er kennt nur Ordnung und Verordnung, und dunkle Naturkräfte leugnet er. Auch die Liebe scheint ihm nur wirklich, wenn sie in seinem Betrieb zu verwenden ist, wie das Feuer im Herd. Sein Herd ist nicht groß und kann sich wilde Flammen nicht leisten. Und wenn der Kleinbürger einmal ein Raubtier mit einem Stück Fleisch in die Falle gelockt hat, so meint er, der Hunger wäre die ordnende Kraft und die Grundlage der Sicherheit.

Wie herrlich und bedeutend ist doch ein Stück, das die Gesinnung einer Klasse mit solcher Schärfe ausdrückt!

Das Feenreich dieser Zauberposse, in dem Fortuna eine zweifelhafte und unsolide Persönlichkeit, die Liebesgöttin ein Überschadchen und der Geist der Bohème der Teufel selber ist, zeigt uns die Mythologie des Kleinbürgertums. Daß Nestroy selbst, mit gewissermaßen Byronschem Trotz, sich im Gefühl auf die Seite dieses Luzifers und seiner verdammten Jünger stellt, ändert gar nichts an der Hierarchie dieses Olymps. Darum sind die vaganten Gesellen der Landstraße auch mythische Gestalten. Wie es die Dryaden, Nymphen, Faune und Kentauren für die Griechen waren, so sind sie für den Kleinbürger jene gesellschafts- und zivilisationsjenseitigen Wesen, die zwar auf der Erde und in der Nähe, aber außerhalb der vernünftigen, rationellen, menschlichen Ordnung ihren Spuk treiben. Daher auch ihre merkwürdige Unsterblichkeit und daß sie zu ständigen komischen Figuren der Kleinbürgerphantasie geworden sind. Alles nämlich, was für die bürgerliche Familie ein unlösbares Problem ist, erstarrt zu einer grotesken Naturtatsache, die verlacht wird, weil man mit ihr nichts anzufangen weiß. So ist jene komische Mythologie entstanden, zu der auch die stereotypen Gestalten der Schwiegermutter und der alten Jungfer gehören.

Ein schönes Drama, das solche symbolische Kraft hat!

Die dramatische Technik dieser Zauberposse besteht darin, daß im mythischen Vorspiel die Grundidee und der Inhalt der Handlung im voraus angegeben werden. Das Gerüst des Stückes wird gleich zu Beginn aufgedeckt. Dies ist klug und notwendig, weil die Szenen der eigentlichen Handlung wie absichtslos, schlendernd und verweilend, ohne vorgefaßte Richtung sich fortzubewegen scheinen. Daher ihre liebenswürdige Leichtigkeit. Die feste Schale tut not, weil sie nur einen feinen Geschmack, ein Aroma, aber kein Getränk enthält. Die Wurzeln sind da und der Duft. Dazwischen ist kein greifbarer Baum. Und so sind auch diese Nestroyschen Gestalten. Sie haben alle einen besondern Charme —, aber eigentlich keinen Charakter. Sie haben ihre Eigenart und keine Eigenschaften. Sie haben viel Persönliches und ergeben keine Person. Darum sind auch diese Nestroyfiguren mit den allgemeinen Möglichkeiten einer schauspielerischen Gestaltung nicht darzustellen. Es sind nicht Rollen für Schauspieler, sondern Gelegenheiten für Persönlichkeiten, die „so ihre Art" haben. Gelegenheiten für ursprünglichste und stärkste Bühnenwirkung. Willy Thaller

und Maierhofer haben einmal die beiden Liederlichen des bekannten Kleeblatts in Wien gespielt. Waldau und Max Adalbert hätten sie vielleicht sogar unwienerisch spielen können. Aber locker. Denn die Vagabunden Nestroys sind keine Revolutionäre. Sie sitzen bloß zu locker in einer Welt, deren geschlossener Bau grade dadurch demonstriert werden soll, daß Einige über Bord fallen. Daß ihnen Nestroy selber einen wehmütigen, vielleicht sehnsüchtigen Blick nachwirft? Gewiß. Er hätte diese Kleinbürgermoral nicht so rundherum zeichnen können, wenn er ganz innerhalb gestanden wäre. Jede scharfe Charakteristik ist ein Ansatz zur Karikatur.

Nun, grade diese Selbstironie Nestroys, seine Distanz zu sich selber hätte auch das heutige Publikum noch als seine eigne Distanz zum Stück, als seinen Standpunkt einnehmen können. Eine kleine Überbetonung in der Aufführung hätte diese Posse zwischen Anführungsstriche gesetzt und aus der innern Ironie eine offene Parodie gemacht, ohne die poetische Liebenswürdigkeit zu zerstören. Das an sich unangetastete Stück hätte als Ganzes ein spöttisches Fragezeichen bekommen. Von welcher Seite diese spöttische Beleuchtung kommt, wäre dabei nicht offensichtlich geworden, und man hätte sogar eine proletarische Ablehnung des Kleinbürgertums hineindeuten können.

Dies genügte der Volksbühne nicht. Radikal und revolutionär, wie sie nun einmal ist, ließ sie Nestroy durch Anton Kuh bearbeiten. Da aber Kuh bekanntlich keine Inkonsequenz dulden kann, so litt er es nicht — wie er es im Programmheft selber schreibt —, daß Nestroy in diesem Stück Ja sage, wo er doch sonst ein Verneiner gewesen ist. Freilich galt Nestroys Nein ganz andern Dingen als sein Ja in diesem Stück. Aber Anton Kuh verträgt keine Unordnung. Nestroy hat nicht leise ironisch zu sein, er hat klipp und klar abzulehnen.

Und so geschah es. Anton Kuh verlegte die Ablehnung des Kleinbürgertums in das Stück selber. Die Vagabunden behalten das letzte Wort und sagen und singen die Parole des Stückes. Und was geschah dadurch? Das Stück wurde veraltet und reaktionär. Denn nun sehen und hören wir, von welcher Seite die Ablehnung kommt. Vom Bohémien, vom Vagabunden! Jetzt ist da nicht nur ein Gegen, sondern auch ein Für. Für den Lumpen! Es ist nicht nur ein Protest, sondern auch ein Programm. Und dieses ist aus dem vorigen Jahrhundert. Denn damals hatte die Bohème noch eine revolutionäre Bedeutung. Damals war es die einzige literarische bewußte Form der Auflehnung gegen die Bourgeoisie. Man ging selber aus der Gesellschaft heraus, gegen die zu kämpfen es damals keine Möglichkeiten gab. Man schlug ihr ein Schnippchen. Heute, liebster Anton Kuh, sind Sie damit etwas zu spät dran. Auch die Volksbühne.

Anton Kuh ist ein interessanter, ein blitzender Kopf. Aber aus der liebevoll-skeptischen, wehmütig-ironischen Kleinbürgeridylle, die auf der heutigen Bühne ganz von selbst zur Parodie geworden wäre, ist ein Tendenzstück für das prinzipiell prinzipienlose Vagabundentum geworden. „Es gibt zu viel Gesinnung", heißt es da, und „Ob rechts- oder linksradikal,

das ist egal, das hängt ab vom Lokal", wird von den Helden gesungen. Früher einmal nannte man so etwas skeptische Satire. Heute ist das etwas, das sich bloß Kuh erlauben darf, die Volksbühne nicht. Es gibt nämlich einen kleinen Unterschied zwischen Ironie und Arroganz. Der kommt vom Standpunkt. Man kann etwas ablehnen, weil man etwas andres will, oder auch bloß, weil es Einen überhaupt juckt. Wobei man noch außerordentlich witzig sein kann.

---

# Uralzew und der Kredit von Celsus

Herr Uralzew hat jetzt in seinem dresdner Prozeß zum soundsovielten Male geschildert, wie er die fromme Raiffeisen-Bank um zahlreiche Millionen geschwächt hat. Obgleich wir den technischen Hergang schon zur Genüge kennen, so ist uns der psychologische noch immer nicht ganz klar. Noch immer liegt die Frage im Dunklen, wie sich ein großes Bankunternehmen mit einem Abenteurer einlassen konnte, der nichts aufzuweisen hatte, als einen romanhaften Namen und eine unkontrollierbare russische Vergangenheit. Aber das führt schon zu der weitern Frage, wie überhaupt solche Figuren, die aus dem Habenichts kommen und denen ihr Industrierittertum auf den leeren Taschen geschrieben steht, immer wieder unter den betont seriösen und nüchternen Geschäftsleuten ihre Gläubigen finden, die dann schnell zu Gläubigern avancieren. Neben Uralzew sitzt auf der Anklagebank Herr Bedenk, ein abgerissener Offizier und kleiner Partitenmacher, wiederholt wegen allerhand Betrügereien vorbestraft. Und dieser notorische Herr Bedenk macht jetzt dem Gericht den großartigen Vorschlag, den Prozeß durch Zahlung der 600 000 Mark, um die sich alles dreht, einfach abzukaufen; den Geldmann habe er schon dafür. Renommisterei eines Megalomanen, der sich aus einer ihm selbst fühlbar werdenden unrühmlichen Situation einen tönenden Abgang schaffen möchte? Nein, nein. Nur wer das törichte Menschenhirn nicht kennt, wird zweifeln, daß Herr Bedenk die Wahrheit spricht. Er hat seinen Mann ebenso gefunden, wie Uralzew die Raiffeisen-Direktoren Lange und Krause gefunden hat.

Als der dresdner Fabrikant, dem Uralzew seinerzeit diese 600 000 Mark abgeknöpft hatte, es mit der Angst bekam, wurde er von ihm den beiden großen Herren von Raiffeisen vorgestellt. Herr Lange meinte etwas hochnäsig, der Dresdner brauche sich „wegen der paar Mark" nicht zu beunruhigen, während Herr Krause beschwörend rief: „Was glauben Sie wohl, was Herr Uralzew bei uns für einen Kredit genießt!" Da kam sich der stolze Fabrikant aus Dresden wie ein kleiner, häßlicher Pinscher vor und zog beschämt ab.

Das hört sich etwas phantastisch an, und man kann zur Erläuterung nur sagen, diese beiden Direktoren wären eben Schwachköpfe gewesen und hätten außerdem einem jener unbezwinglichen Hochstapler gegenübergestanden, die in Blick und Wort den Magneten tragen, der Gold an sich zieht. Ach, wenn das so leicht wäre! Sie, verehrter Leser, sind ganz ge-

wiß ein Mann, der aufzutreten weiß — aber, seien Sie aufrichtig, haben Sie schon mal einen Bankier fasciniert? Es ist eben ein Irrtum, anzunehmen, diese gegen alle Hinterhälte und Falltüren des Gefühls gefeiten, diese eisenfesten Geldmenschen, wären im Grunde unintelligent und ständen unter Suggestion, wenn sie zweifelhaften Kantonisten Millionen zuwerfen, deren bescheidensten Bruchteil sie tausend anständigen Kaufleuten versagen. Suggestion ist wohl dabei, aber nicht die Geschäftstüchtigkeit ist es, die sich benebeln läßt. Die Herren wissen, mit wem sie es zu tun haben, und deshalb geben sie so reichlich. Sie wissen, daß kein Kredit sich schneller und reicher verzinst als der einem betrügerischen Spekulanten gewährte. Ihnen fehlt der Mut, es selbst zu tun, und deshalb hängen sie sich so leicht an einen Fremden, der nicht nach Skrupeln duftet. Bei Raiffeisen hatte man gewiß Maximen aus bestem evangelischen Gesundheitsflanell, seine Konsistorialräte und Provinznotablen sind in den Korintherbriefen bewanderter als in Pfandbriefen. Und nun steht plötzlich, wie aus der Kanone geschossen, Uralzew aus Riga vor ihnen, entwickelt Projekte, zeigt ein mysteriöses Juwelenkästchen vor und trägt bald Riesensummen nach Haus.

Womit Uralzew aus Riga diese soliden Herren klein kriegt, das ist nicht die raffinierte Aufmachung etwas degoutanter Projekte, sondern der grade nackte Appell an die Gewinnsucht der Geldgeber, an das zweite, weniger sittlich gepflegte Ich in jedem Menschen. Womit Uralzew siegt, das ist nicht das bißchen kaufmännische Getue in seinem Vortrag, sondern die Art, wie er den Herren dabei steif in die Augen blickt, denn dieser Blick besagt: „Warum tut ihr es nicht? Es ist doch so leicht, und Spitzbuben sind wir alle!" So wie ein perfekter Don Juan sich bei einer tugendhaften Pute nicht mit einer langen und leicht in Gewissensbisse führenden erotischen Propädeutik aufhält, sondern einem einzigen schamlosen Griff vertraut, der Wäsche und Prinzipien in Fetzen reißt. Hätte Uralzew nur auf einem eignen Konto für seine mehr oder weniger hellen Geschäfte bestanden, er wäre wahrscheinlich abgeblitzt, aber er bot noch ein andres Konto, ein Geheimkonto Lange-Krause, und mehr Magie brauchte der Versucher nicht anzuwenden. Er hielt den braven Leuten, die er zu scheren gedachte, zunächst einen fetten Köder hin und machte sie dann zu Mitschuldigen. Wenn die Herren Direktoren am Ende doch die Dupierten geblieben sind, so liegt es daran, daß ihnen die psychologische Sicherheit, die harte erpresserische Hand fehlte, ihren Goldmacher bei der Partie zu halten. Von Uralzew wird immer nur ein zweiter Uralzew profitieren. Das haben die Herren von dem keuschen Raiffeisen-Institut gründlich übersehen.

Der Hochstapler und der Kredit, das ist ein altes Stück, zu dessen großen und kleinen Szenen der Vorhang immer wieder neu aufgezogen wird. Mag der Staatsanwalt die tiefsten Register der Entrüstung greifen, diese Glücksjäger und Industrieritter, die fremde Millionen heiter balanzieren, durchbrechen auf ihre Weise das kapitalistische Gesetz von dem vorher bestimmten Kreislauf des Geldes, und wenn sie es auch nicht

in die richtigen Taschen leiten, so doch wenigstens einmal in andre. Deshalb kein moralischer Ostrazismus über Uralzew und seine Gilde. Sie haben ihr Mandat direkt von Fortuna, und sie rächen alle ehrlichen und saubern Menschen, die sich an der eiskalten und harten Legitimität der seriösen Bankherren vergeblich die Stirne blutig gestoßen haben. Kennen Sie diesen skeptischen Blick der Herren Bankiers? Er heißt: „Ein anständiger Kerl — daran läßt sich nichts verdienen..." Der große Betrüger wendet sich an ganz andre Instinkte, und das öffnet ihm die dicksten Tresors. Denn er weiß, die Welt will nicht nur betrogen sein, sie will auch mit betrügen helfen.

---

## Lied ans Grammophon von Theobald Tiger

*Nobody's fault but your own*
*Brunswick A 8284*

Nun komm, du kleine Nähmaschine,
und näh mir leise einen vor.
Ich denke dann an Clementine,
du säuselst sanft mir in das Ohr.
Und am Klavier ohn Unterlaß
führt rhythmisch einer seinen Baß.

Sie war so lieb. Kocht ich im Grimme,
weil jemand mich geärgert hat,
dann sang sie mit der Oberstimme
und strich mir alle Falten glatt.
Und am Klavier ohn Unterlaß
führt rhythmisch einer seinen Baß.
pom-pom

Still sah sie immer nach dem Rechten
und stellte alles so nett hin.
Am Tage kühl. Doch in den Nächten
zerschmolz die süße Schaffnerin.
pom-pom

O spiele weiter!
Clementine
war ihrerseits aus Brandenburch.
Sie trog mich mit der Unschuldsmiene
und ging mit einem Dichter durch.

Bei dem ist sie bis heut geblieben.
Gewiß... der Mann hat keinen Bauch.
Und er hat alles klein geschrieben;
stefan george tut das auch.
und im klavier ohn unterlaß
führt rhythmisch einer seinen baß.

Du spielst. Ich muß mich still besaufen.
Voll ist das Glas und wieder leer.
He! Holla! Du bist abgelaufen...
Die Nadel knirscht. Du singst nicht mehr.
In meinem Ohr ohn Unterlaß
rauscht rhythmisch unser Schicksalsbaß:
pom-pom.

# Bemerkungen

### Konzertkrise

In Berlin wurde ein „Konzertgeberbund" gegründet; Zweck des Vereins: Verbilligung der Konzerte. Vielleicht gibt es noch irgendwo naive Leute, die der Ansicht sind, konzertieren wäre nicht nur ein Beruf, sondern biete nach langen Jahren teuren und mühevollen Studiums auch Existenzmöglichkeiten. Es war einmal so, es sollte vielleicht so sein, aber es ist nicht so. Von den Prominenten, den ganz Prominenten abgesehn, tragen die Künstler das Risiko ihrer Konzerte, das heißt, sie bezahlen Saal und Reklame aus ihrer Tasche und verschenken die Karten, um überhaupt spielen zu können, selbstverständlich in der meist trügerischen Hoffnung auf künftige Erfolge. Dies hat praktisch die Ausschaltung aller Unbemittelten zur Folge; was nützt dem alles Talent, der arm ist? Wer tausend Mark nicht erübrigen kann, hat meist auch achthundert nicht, die Verbilligung um zehn, um zwanzig Prozent wird dem Unbemittelten, aber Begabten nicht viel helfen. Trotz alledem wäre die Aktion im Interesse der Künstler sehr zu begrüßen, stellte sich nicht bei näherm Zusehen heraus, wieviel Kurzsichtigkeit und Ahnungslosigkeit hier am Werk ist, wie verderblich es letzten Endes auch für den Künstler sein muß, immer nur die eine Seite der Frage zu sehen und zu erörtern, nämlich allein den Unternehmergewinn der Konzertdirektionen für alles Übel verantwortlich zu machen und von seiner Ausschaltung alles Heil zu erwarten — statt von der gänzlich veränderten Stellung der Kunst Kenntnis zu nehmen, statt einzusehen, daß es Entwicklungen gibt, die nicht rückgängig zu machen sind, an die es sich aber anzupassen gilt — denn alle Kunst erhält Sinn nur durch die Menschen, die ihrer begehren.

Es begibt sich Abend für Abend: alles ist da in trautem Verein, Konzertdirektion, Reklame, Presse, der Künstler — nur eine Kleinigkeit fehlt: das Publikum. Die Schar von Verwandten und Freunden, sowie die vom Konzertgeber oder der Konzertdirektion durch Anweisung von Freikarten sozusagen Geladenen, dieser persönlich interessierte, kritiklos applaudierende Kreis — das ist doch kein Publikum, eher notwendige Staffage, Kulisse, vor der sich dieses Seltsame abspielt, das immer noch Konzert genannt wird und schon lange keines mehr ist — Industrie ohne Konsum, Angebot ohne Nachfrage, ein ewiges „als ob", ein Schauspiel von gradezu erhabener Sinnlosigkeit. Was ist das andres als Vogel-Strauß-Politik, Flucht in die Vergangenheit, um die Gegenwart nicht zu sehen. Zu der mag man nun stehen, wie man will, die Auseinandersetzung mit ihr bleibt keinem erspart.

Die Zahl der Menschen, die Konzerte besuchen, ist gegen früher sehr gering und sinkt ständig; die Zahl der konzertierenden Künstler ist viel größer als früher und steigt ständig — was sollen da Erleichterungen für die Künstler bewirken? So verständlich sie sind, sie werden schließlich doch nur die Zahl der Konzertgeber vermehren helfen; das Gegenteil grade täte not. Dabei ist die Überproduktion keineswegs letzte Ursache der geschilderten Ver-

hältnisse, sie ist selbst die Folge andrer tiefer liegender. Einen Teil der Schuld trägt wohl unsre musikalische Erziehung; Lehrer und Konservatorien, Schulen und Hochschulen sind um möglichst viele Schüler bemüht, niemand rät den jungen Menschen ab, diesen Beruf zu wählen — aus Eigennutz, aus Trägheit. Denen, die Musiker werden wollen, müßte immer und immer wieder gesagt werden, wie gering die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges ist. Wirtschaftskrise und Rationalisierung tragen ebenfalls dazu bei, wenn auch lange nicht in dem Maße, wie meist behauptet wird — das Ausschlaggebende, das Entscheidende aber ist wohl, daß das, was jenseits der äußern Form das Wesen des Konzerts bestimmt, in unsrer Zeit sich schwer oder gar nicht verwirklichen läßt, da die früher vorhandenen Voraussetzungen fehlen. Wenn ein modernes Nachschlagewerk unter Konzerten „Aufführungen von Kunstwerken" versteht, „zu denen die Öffentlichkeit gegen Eintritt zugelassen wird", scheint uns in diesem Definitionsversuch das Wesentliche nicht berührt zu sein: nicht nur Aufführung und Entree sind für das Konzert charakteristisch, sondern vor allem eine homogene, musikalisch, künstlerisch annähernd gleich gebildete Schicht, wie sie im 18. Jahrhundert durch die Aristokratie, im 19. durch das Bürgertum repräsentiert wurde. Die romantische Musik arbeitete zwar mit der Fiktion, sie sei für alle Menschen da — so demokratisch sie sich auch gab, sie wurde immer voraussetzungsreicher, differenzierter und aristokratischer (wie jede späte Kunst) und auf das notorisch gebildete, traditionell beflissene Bürgertum angewiesen. Diese Fiktion einer künftigen Gemeinde machte die Schaffenden unabhängig von aller lebendigen Gegenwart, entfremdete aber das Publikum dem Schaffen seiner Zeit, bis die Kluft nicht mehr überbrückbar war. Die Folge davon waren die historisch orientierten Programme, die artistische Freude an den Vortragsnuancen unzähligemal gehörter Werke und die Überschätzung des Interpreten. Den besten ihrer Zeit war die romantische Musik, wenn man will das romantische Konzert, eine Art Gottesdienst voll geheimnisreicher Symbolik und kultischer Exstase.

All diese Voraussetzungen sind nicht mehr vorhanden. Eine bürgerliche Schicht mit geistiger und künstlerischer Tradition ist, soweit überhaupt, nur sehr spärlich vorhanden — Krieg und Nachkriegserscheinungen haben für gründliche Umschichtung gesorgt — das Interesse für Kunst hat große Einbußen erlitten; soweit es noch besteht, sind die Perspektiven gänzlich verändert. Die Heutigen hegen einen oft erstaunlichen Widerwillen gegen gefühlsmäßige Übersteigerung und unklaren Rausch, gegen pathetische Artistik und artistisches Pathos — gegen Riesenorchester und Riesenkonzertsäle, gegen

Monstrekonzerte und Massensuggestion; sie schätzen das Werk und weniger den Interpreten, sie suchen Verbindung mit der Produktion ihrer Zeit (die den Kontakt mit ihnen erstrebt), ihr Ideal ist das vielgepriesene achtzehnte Jahrhundert — unpathetische, gegenwartsnahe Musik, dem Leben des Einzelnen anders verbunden als durch die feierliche Form des Konzerts, das so zum Anachronismus wird, zu einer nicht mehr zeitgemäßen Ausdrucksform.

Es ist nicht unsre Sache, zu prophezeien, wie sich unser Musikleben entwickeln, wie sich die Sozialisierung der Musik durch die mechanischen Reproduktionsmittel auswirken wird — wie die unbürgerliche (nicht auf eine wohlhabende Klasse beschränkte) Basis aussehen wird, auf der unser Musikleben wird neu aufgebaut werden müssen; uns scheint es unabhängig davon wichtig genug, die Entwicklung klar zu übersehen, dementsprechend ohne Sentimentalität und ohne Überschätzung der Vergangenheit zu handeln —, und der Gegenwart ihr Recht zu geben. *Arnold Walter*

## Schallplatten

### *Gesang*

Bei aller Liebe zu Verdi: sein „Rigoletto" gefällt mir nicht, und was Apollo Granforte, der Tonio der „Scala", mit Helfershelfern auf Electrola DA 1128 singt, ist bis auf ein paar Takte ungenießbar. Auf EG 2166 sind Lotte Schöne und Marcell Wittrisch zu hören: zwei Duette aus der ansonsten arg überschätzten „Nacht in Venedig" (die vor Jahren mit Hermann Feiner ein Gewinn war), zum Entzücken. Lotte Schöne (als Parallele zu Chaplins verschlucktem Pfeifchen) hat die graziöseste Flöte in der Kehle. Wittrisch allein schmettert auf EG 2167 den Gruß an Venetia und das ihm nicht liegende Treu-Sein: von Richard Tauber kaum zu unterscheiden. Tauber veredelt zwei Lieder von Carl Beines („Sehnsucht" und „Rosen"), die justament dort aufhören, wo man glaubt, daß sie anfangen. Talmi, von Tauber berührt, wandelt sich im Nu zu Gold (Odeon O—4981). Vortrefflich und rein gelang das Duett aus Aida („Wehe, mein Vater"), von der Rethberg und Giuseppe de Luca auf Electrola DB 1455 vorgetragen. Auf DB 1403 bewundere ich den satten, fülligen, düstern Alt der ausgezeichneten Irene Minghini-Cattaneo (Ulrica, „Maskenball"), auf EW 82 den quellfrischen Sopran der Elisabeth Schumann, dieses menschgewordenen Maimorgens (noch nie wurde die „Unschuld vom Lande" so süß exekutiert, noch nie der „Herr Marquis" so verführerisch ausgezwitschert), auf Parlophon P 9553 die fabelhafte Koloratur und die Innigkeit Gitta Alpars (in der schönen Szene und Legende aus „Lakmé"). Die Jeritza (Electrola

DB 1459) ist eine Enttäuschung; Brünnhildes Schlachtruf und Bitte wirken flach wie Pappe, und bei starker Nadel ahnt man die Anstrengung. Auch Luise Szabo (Ultraphon E 760) ist kein Gewinn. Daß die Stimme so gut herauskommt, liegt am Ehrgeiz des Aufnahmeleiters. Die Sängerin scheint bei Offenbachs Puppenwalzer eine Apfelsine zu schälen; die Kehle macht ihr Ding für sich; und wie man den Liebeslieder-Walzer singen kann, das zeigt uns Adele Kern auf Grammophon 27 228 auf das Süperbste. Und die zwei unbedingt zu erwerbenden Gesangsplatten: Odeon O—8745 und Grammo 95 385. Die erste von der Lotte Lehmann (Isoldes Liebestod): nur Meta Seinemeyer besaß diese Wärme und dieses Überirdische. Die zweite von der Elisabeth Ohms („Rosenkavalier"): jeder Ton vollendet und vollkommen. Was den Bariton Alex Krajeff betrifft (Ultra A 739), so beweist er mit einer Arie Rubinsteins gutes Material. Schlusnus beweist mehr. Er beweist, daß er seit Brodersens allzu frühem Hinscheiden der beste Liedersänger ist. Brodersen, ohne sonderlich großes Material, machte es mit Intelligenz, Gestaltungskraft und dem Fonds seiner Persönlichkeit. Schlusnus verfügt über ähnliche Qualitäten. Seine Liederplatten sind ausnahmslos ideal. Auch Grammo 62 366 („Die Nacht" und „Das Geheimnis", Richard Strauß) ist eine wahre Wonne. Auf 67 012 singt er Verdi („Für dein Glück") und Rossini („Faktotum"), wie es die Komponisten erträumt haben mögen. Von Theodor Scheidl begeistert zu sein, ist keine Kunst. Sein Fliedermonolog und die Klage des Amfortas (Grammo 66 671) gehören zu den reifsten Reproduktionen dieser Stücke. Grammo 78 512 will als Gedächtnis-Mal bewertet werden: Caruso („Holde Aïda") und die Nellie Melba („O du süßestes Mädchen"), von der Nachgeburt eines Orchesters unterstützt, betreten sozusagen unser im Voraus gerührtes Ohr. Nicht auszudenken, was geschehen wäre, wenn diese beiden gottbegnadeten Kehlen die elektrische Aufnahme erlebt hätten! Auf Ele RB 1454 wuchtet der von Tränen befeuchtete Gigli („Mondnacht" von Doda und „Se" von Denza). Das Köstlichste leistet Friedrich Schorr auf Ele EJ 585: ungestüm, ja aggressiv in Mendelssohns „Des Herrn Wort" und anfänglich resignierend, dann ehern sich reckend, zuletzt wieder unterwürfig im „Es ist genug" des „Elias": eine deutsche Eiche. Aufnahme, Wiedergabe, Komposition, Orchester und Sänger in jedweder Beziehung schlechthin grandios.

### *Opernmusik*

Die Ouvertüren zu „Cosi fan tutte“ und zu „Figaros Hochzeit“ erscheinen auf Grammo 27 066 (Pfitzner) liebenswürdig, tüchtig, pfleglich, etwas hausbacken. Ultraphon A 726 (Meyrowitz), sehr mikrophonnahe ist ein Lortzing-Potpourri für Sonntagsnachmittags. Fünf ausgezeichnet gelungene Platten sind die folgenden: Grammo 95 418, Schuberts Zwischenaktmusik zur „Rosamunde“, von Furtwänglers Hand sorgsam abgewogen; Electrola EH 558 und 559: die als „Rosamunden“-Ouvertüre bekannte Einleitung zur „Zauberharfe“, vom Doktor Sargent brillant aufgemacht; Electrola EH 533: die Ouvertüre zu Webers „Euryanthe“ in der Interpretation durch Schmalstich, klar und durchsichtig und bis zu Hörnern und Pauke ungemein plastisch; und das Nonplusultra: Ultraphon E 853, der Rosenkavalier-Walzer (Kleiber), dies verfeinerte Abbild der „Dynamiden“, beängstigend in der originalgetreuen Ton-Spiegelung jedes einzelnen Instruments. Neben Stokowskis „Salome“-Tanz (bei Alberti in der Ranke-Straße zu haben) derzeit die phantastischste Orchester-Platte. Ebenso delikat in den Feinheiten wie robust in den von Strauß so geschätzten Kirchweih-Effekten (vergleiche den Walzer im „Intermezzo“). Eine ungewöhnlich hübsche „Carmen“-Platte wird von Leo Blech beigesteuert. (Ele EJ 654): das von Stokowski unterschlagene Sätzchen der „Arlésienne“ nebst Stutzer-, Zigaretten- und Ballet-Chor.

### *Chöre*

Die eben genannte Platte. Alsdann eine etwas doof geratene: Ele EG 2113 („Muß i denn“ und „Sah ein Knab“). Eine von den Don Kosaken (Columbia), quälend anzuhören, ein Mißgenuß trübster Sorte. Diejenigen Chor-Platten, die ein anständiger Mensch (abgesehn vom Pegel der verdammten Brieftasche) sein eigen nennen müßte, sind die von den Zöglingen des Professors Bakule in Prag: Ultraphon B 582, B 584, B 586, B 587 und B 589. Eine wie die andre schlechthin überirdisch. Und die Aufnahmen aus der Abtei Beuron, bei Electrola erschienen. Und die Platten des Irmler-Chores, zum Beispiel Parlophon P 9302 („Joseph, lieber Joseph“ mit Gertrud Baumann und Max Reger) oder Mozarts „Lobet den Herrn“ auf P 9108, das auf Electrola EH 173 durch die Holdseligkeit der Ursula van Diemen fast noch köstlicher geriet.

*Hans Reimann*

## Einsteins Chance durch Tonfilm

Es war kein Zufall, daß Professor Einstein die überwältigende Popularität gewann, die früher dem Filmstar gehörte. Nachdem man den Filmstar auf einmal verstehen kann, wendet man sich dem Ersten zu, der des Weges kommt, den man nicht verstehen kann.

*‚Film-Kurier‘*

## Hitlers Vorgänger

Und es scharten sich um ihn allerlei Bedrängte, sowie Jeder, der einem Gläubiger verfallen war, und allerlei mißvergnügte Leute, und David wurde ihr Hauptmann.

*1. Samuel 22, 2*

# Hinweise der Redaktion

## Rundfunk

**Dienstag.** 17.50: Essays, Rudolf Kayser. — Leipzig 19.00: Victor Auburtin. — **Mittwoch.** Hamburg 11.30: Maurice Ravel. — Berlin 17.30: Aktualität und Ewigkeitswerte, Erich Franzen und Ernst Gläser. — 18.20: Notschrei eines Theaterleiters, H. Meißner. — Königswusterhausen 19.20: Christentum und Sozialismus, Lic. D. Mumm und Wilhelm Sollmann. — Berlin 20.30: Die Tragödie des William Fox von Johannes R. Becher. — Mühlacker 20.35: Renaissance, Barock, Rokoko. — **Donnerstag.** Hamburg 20.00: Der Tod bei Verdi, Felix Stössinger. — **Freitag.** Breslau 17.25: Die Zeit in der jungen Dichtung, Hermann Gaupp und Alexander Runge. — Königsberg 21.20: Nju von Ossip Dymow.

## Antworten

**Emil Lind.** Sie drücken uns im ‚Neuen Weg' Ihre Unzufriedenheit aus, weil wir der Frau de Neuf Raum gegeben haben für ihre Anfragen an das Präsidium der Bühnengenossenschaft, denn Frau de Neuf wäre bei der „seriösen Presse" abgefallen. Verehrter Herr Lind, ich weiß nicht, ob Sie sonst jemanden nach seinen Beziehungen zur „seriösen Presse" beurteilen. Übrigens ist die Begeisterung, mit der diese „seriöse Presse" für das Präsidium der Genossenschaft Partei ergriffen hat, nicht überwältigend. Und das ist leicht verständlich. Frau de Neuf hat nichts getan, als das Präsidium über Einzelheiten der Kassenführung zu interpellieren. Darauf hat das Präsidium mit dem Hausknechtsargument des Hinauswurfs geantwortet. So etwas ist weder demokratisch noch gewerkschaftlich, und deshalb haben wir uns des Falles angenommen. Wenn Sie, Herr Lind, auf die erwirkte einstweilige Verfügung pochen und sie wie eine Siegestrophäe schwingen, so verstehe ich das nicht ganz. Sie wissen doch eben so gut wie ich, daß in der Literatur- und Theatersphäre die einstweilige Verfügung heute ebenso beliebt ist wie die Notverordnung in der hohen Politik. Es ist furchtbar leicht, so ein diktatorisches Stück Papier zu erwirken. Das besagt nur, daß die Partei, die es erwirkte, fixer ist als die andre, aber nicht, ob sie sich auch im Recht befindet. Überhaupt überschätzen Sie, meines Erachtens, die Bedeutung geschickten Manipulierens in dieser Affäre. Werfen Sie doch der Frau de Neuf sogar vor, sie wäre „so ungeschickt, die Genossenschaftsleitung just in den Punkten anzugreifen, in denen sie unantastbar dasteht". Nennen Sie bitte die Punkte, in denen die Leitung nicht unantastbar dasteht, vielleicht wäre Frau de Neuf dann in der Lage, geschickter zu operieren. Die Einwände, Herr Lind, die ich hier gegen Ihre Polemik erheben muß, ändern nichts an meiner alten Wertschätzung für Sie. Aber Sie haben bessere Sachen schon besser verteidigt.

**Leipziger.** In der Bücherstunde deines Rundfunksenders am 11. Mai befaßte sich der Rezensent nach einer Würdigung Ernst Jüngers mit zwei Werken aus dem Fackelreiter-Verlag: Konrad Seiffert „Brandfackeln über Polen" und Peter Riss „Stahlbad Anno 17". Der Herr fühlte sich bemüßigt, über diese beiden Bücher einen Schmutzkübel zu ergießen. Er nannte Seifferts Brandfackeln „ein verlogenes Buch, ein deprimierendes Buch, ein sinnloses Buch". Peter Riss „zwingt" ihn „zu der Feststellung, daß die Ehre der Armee und ihrer Toten durch solche Ausgeburten demagogischer Unverantwortlichkeit keineswegs angetastet werden kann". Es ist nur zu begrüßen, wenn der Rundfunk jeder Richtung das Wort verstattet, nur scheint uns, als ob er einem linken Bücherrezensenten niemals das Wort zu derart unsachlichen Schimpferein geben würde. Aber wer ist denn der Herr, der in einem so anmaßenden Tone hier loslegen darf? Die Namen, denen wir bei der Durchsicht der Programme unter der Rubrik „Bücherstunde" begegnen, scheinen in den meisten Fällen nur dem

Leiter des betreffenden Ressorts bekannt zu sein. Die Buchbesprechung im Rundfunk ist die Domäne, auf der sich die Minderwertigkeitsgefühle aller zu kurz gekommenen Auchschreiber austoben dürfen. Wie niveaulos ist diese Schimpferei, ja selbst das Lob auf Jünger ist so, daß dieser sich eigentlich seines Lobpreisers schämen müßte. Es muß verlangt werden; daß die Funkgesellschaften auch diese Sparte mit befähigten Kritikern besetzen. Wir haben gar nichts dagegen, wenn dazu auch Schriftsteller der Rechten herangezogen werden. Was aber unbedingt unterbunden werden muß, ist dieser krasse Dilettantismus, dessen einzige kritische Waffe das unflätige Geschimpfe ist.

**Otto Homann-Webau.** Sie schicken uns zu dem Artikel von Herbert Connor aus der Nummer 21 folgende Berichtigung: „Ich war in der Schätzungskommission nicht als Schlagerbearbeiter sondern als Bearbeiter der Unterhaltungsmusik (hauptsächlich meiner eignen Werke) vertreten und habe im Gegensatz zu Ihrer Auffassung die Interessen der Unterhaltungskomponisten in den mir gezogenen Grenzen weitgehendst wahrgenommen". Wir glauben, daß diese Richtigstellung nichts an dem Urteil des Verfassers ändert, nämlich daß man innerhalb der GEMA die Gruppe der sogenannten Unterhaltungsmusik praktisch in den Begriff der Schlagerclique einbeziehen muß. Der Verfasser hat dies ausdrücklich mit Bedauern festgestellt.

**Sozialdemokrat.** Ist dir bekannt, daß die gegenwärtige Agrarpolitik, die unter dem Namen des Ministers Schiele läuft, von seinem Berater, dem Sozialdemokraten Baade, gemacht wird? Ist dir bekannt, daß dieser Herr Baade nicht ein xbeliebiger Parteigenosse ist, sondern der offizielle Agrarsachverständige der Partei? Ist dir bekannt, daß auf dem ganzen Leipziger Parteitag der Name des Herrn Baade nicht genannt worden ist? Du weißt es jetzt. Merk es dir.

**Hans Siemsen.** Sie fügen zu Ihrem Artikel „G.P.U." (II) in Nummer 21, Seite 763, noch berichtigend hinzu: „Die ‚Zentral-Zeitung' ist nicht ‚das offizielle Zentralorgan der Kommunistischen Partei'. Es fehlt der Zusatz ‚für alle Deutschen in Rußland'. Die ‚Prawda' ist das Zentralorgan. Die ‚Zentral-Zeitung' ist nur ihr (allerdings offizieller) deutscher Ableger für sämtliche deutschsprechenden Kommunisten in Rußland, besonders für die Wolgadeutschen."

**Doktor Fritz Sternberg.** Sie ersuchen uns um Aufnahme folgender Erklärung: „Im Laufe der Verhandlungen des sozialdemokratischen Parteitages behauptete der Parteitagsdelegierte Richter-Düsseldorf, daß im Auftrag und als Spitzel der Kommunistischen Partei Deutschlands Herr Dokor Fritz Sternberg sozialdemokratische Kreise zu beeinflussen suche. Demgegenüber stelle ich fest, daß ich niemals auch nur einen Tag Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands war, niemals in irgend einer Weise schriftstellerisch oder organisatorisch, legal oder illegal für sie tätig war. Der Parteitagsdelegierte Richter behauptete weiter, daß der Abgeordnete Oettinghaus mit mir über Resolutionen oder Anträge verhandelt habe, die er auf dem Parteitag eingebracht habe. Demgegenüber stelle ich fest, daß ich niemals mit dem Abgeordneten Oettinghaus über Anträge oder Resolutionen gesprochen habe, die auf dem sozialdemokratischen Parteitag von ihm eingebracht wurden."

---



---

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757 — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto. Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

# Staatskrise

## I

## Ein Reichsdirektorium von Caestus

Die Regierung Brüning hat in ihrer gegenwärtigen Besetzung die längste Zeit gelebt. Mit der Stoppuhr in der Hand kann man ausrechnen, wann der Karren dieser Reichslenker derart festgefahren sein wird, daß er weder vor noch zurück kann. Die politische Situation hat heute verdammte Ähnlichkeit mit der vom Sommer 1918, nur mit umgekehrtem Vorzeichen. Vier Jahre lang militärische Höchstleistung mit immer stärkerer Aushungerung, mit politischen Mißerfolgen der Regierung und strategischen Fehlschlägen der Heeresleitung zerriß schließlich die Nerven von Heer und Volk. Gegen derartige Belastungsproben ist kein Kraut gewachsen, auch keine Notverordnung.

Dies war das Inflationsjahr des Krieges, der Militarismus sank rapide im Wert. Die Inflationsjahre des Geldes haben wir inzwischen auch kennen gelernt, und heute stehen wir mitten drin in der Inflation der Arbeit. Die Arbeit bekommt immer geringern Wert, zu Millionen liegen die Arbeitskräfte wertlos auf der Straße herum, immer größer wird die Schicht derer, die schon jahrelang der Arbeit völlig entwöhnt sind.

Ein richtiger Soldat wittert den Gegner, schon ehe er ihn erblickt. Sieht unsre allerchristlichste Regierung, das „Kabinett der Frontsoldaten", die herannahende Welle grenzenloser Enttäuschung und Erbitterung? Wittert sie den Blut- und Brandgeruch, der heute schon über allen Straßen liegt? Oder riecht sie nur die Tinte ihrer Notverordnungen?

Wer sind jene merkwürdigen Beisitzer, die Herrn Brünings Regierungstisch als „starkes Kabinett" zieren; in wessen Auftrag regieren sie, und was wollen sie? Angeblich soll durch sie der Parlamentarismus gerettet und die Demokratie gesichert werden. Seit zwölf Jahren wiegt sich Deutschland in dem Traum, es wäre eine demokratische Republik. In dieser trüben Zeit ist es eine große Wohltat, wenn auch eine schmerzliche, daß dieses Lügengeschwür von der deutschen Demokratie endlich aufplatzt, — indem niemand mehr daran glaubt. Was vorhanden ist, sind gewisse demokratische Hilfsmittel: demokratisches Wahlrecht, Pressefreiheit (schon stark durchlöchert), Koalitions- und Versammlungsfreiheit (unter teilweiser Mitwirkung der Polizei), und ähnliche Dinge. Diese Hilfsmittel sind nicht zu unterschätzen, aber sie sind nur eine Voraussetzung der Demokratie, nicht die Demokratie selbst. Diese geht weiter und tiefer. Sie geht weiter: wenn eine klare Majorität des Volkes der Regierung ihren Willen aufzuzwingen weiß; dies setzt aber voraus, daß sie zuerst tiefer geht: das heißt, daß ein bestimmter einheitlicher Lebensstil, ein einheitliches politisches Grundziel im Volk vorhanden ist und sich durchzusetzen versteht. Eine solche Manifestation des deutschen Volkswillens ist noch nicht vorhanden, denn es handelt

sich dabei um keine Fragen der Organisation, sondern um solche des organischen Wachstums. Deutschland ist weder national, noch demokratisch; denn beides bedingt sich gegenseitig. Ein Vergleich mit Frankreich zeigt, was damit gemeint ist.

Nachdem das Parlament sich selbst seine Unfähigkeit bescheinigt hat, bleibt nur noch das übrig, was man eine „Regierung der Ermächtigung", ein Direktorium, eine verschleierte Diktatur nennt. Warum immer diese Angst auf der Linken, wenn das Wort „Diktatur" fällt? Wie wollt ihr heute, und erst recht nach den nächsten Wahlen, eine parlamentarische Regierung bilden, dabei aber, um Gottes Willen, ohne Hitler? Gegen die Tatsache, daß Brüning zur Zeit unabhängig vom Parlament regiert, läßt sich nichts einwenden, wenn man nicht einer demokratischen Romantik nachjagen will. Wichtig ist, wie und mit wem regiert wird und was dabei erreicht respektive verschleiert werden soll. Dabei muß man zur Entschuldigung der Talentlosigkeit der deutschen Politiker sagen, daß gegenwärtig niemand vorhanden ist, der Brüning ersetzen kann. Aber die übrigen Mitglieder dieses Kabinetts, was machen sie in dem Halbdunkel, das sie zu ihrer Funktion benötigen? Es ist derselbe Hang zur Unklarheit und Nebelhaftigkeit wie in den Kriegsjahren, als sich die deutsche Regierung um jede sichtbare Entscheidung herumdrückte. Oder gehört dies etwa zum „deutschen Wesen"? Wären damals Tirpitz und seine Scharfmacher aus der Industrie und der Vaterlandspartei verantwortlich mit der Führung der Reichsregierung beauftragt worden, so hätten wir heute jedenfalls eine saubere politische Atmosphäre in Deutschland und nicht diesen verkrampften Zustand, der davon herrührt, daß die Deutschen in ihrer politischen Entwicklung die einzelnen Dinge niemals richtig verdaut haben. Führt man Krieg, dann soll man ihn richtig führen, und die Kriegstreiber an die Spitze stellen. Tirpitz hätte diesen Krieg ebensowenig gewonnen wie Hertling, aber für Stahlhelm- und Nazirummel wäre dann nur ein schwacher Boden vorhanden gewesen. Die deutsche Demokratie würde heute anders aussehen. Eine Neuauflage dieses Schauspiels der Verschleierung, in Zeiten, wo nur eine klar erkennbare Generallinie nottut, bietet die Regierung Brüning.

Gröner und Treviranus sind sicherlich nicht die schlechtesten in diesem „Kabinett der Köpfe". Aber grade diese beiden haben sich das schönste Halbdunkel ausgesucht. Man gebe Herrn Treviranus die volle Verantwortung für die Außenpolitik und Herrn Gröner die für seine Auf- und Abrüstung und die volle Freiheit des Handelns dazu, und man wird sehen, wie bald die verschiedenen nationalistischen Phrasen an der internationalen Realität zerplatzen. Niemand wird sich gegen die Erfolge wehren, die diese Minister dabei für Deutschland herausschlagen, aber bestimmt werden viele vorlaute Agitatoren in und hinter dem Wehrministerium und dem Auswärtigen Amt sehr kleinlaut werden. Das schlimmste was der nationalistischen und kapitalistischen Ideologie passieren könnte, das wäre die rücksichtslose Ausstattung mit der höchsten Verantwortung für alles. Dann ist aber auch kein Platz mehr für Halbheiten, als da

sind: Curtius, Dietrich, der fromme Wirth, Stegerwald, Schiele. All dies macht heute noch in Demokratie, als „starke Regierung". Dabei weiß jedermann, daß nebenher und hintenherum noch ganz andre mitregieren und mitprotestieren, Fallen stellen und den Kurs bestimmen.

Eine wenig klare Luft tut not in diesem vermufften Deutschland! Welche Kräfte regieren in Wirklichkeit? Etwa das Volk, oder das Parlament, oder die Gewerkschaften? Und nicht etwa das Monopolkapital, die Schwerindustrie, die Banken und die Großagrarier? Offiziell sitzen sie zwar draußen und protestieren kräftig, aber hinter dem demokratischen Vorhang sorgt die Regierung für ihre Interessenvertretung. Die deutsche Demokratie wird nicht früher aktionsfähig sein, ehe sie sich nicht an ihrem klar erkennbaren Gegner schulen und zusammenschließen kann. Nichts hat die Demokratie mehr depraviert als jene verwaschenen Regierungsmethoden, die seit 1916 in diesem Lande üblich sind. Eine ebenso abscheuliche Mißgeburt müßte eine Koalition zwischen Brüning und Hitler werden, die günstigstenfalls dazu führt, daß Brüning Herrn Hitler eines schönen Jahres ausbootet, um sich dann wieder mit der SPD zu verehelichen. Die anonymen Wirtschaftsmächte bleiben dabei immer im Hintergrund und zerren an jeder dieser Regierungen nach Belieben herum, ohne sich im geringsten dafür verantworten zu müssen.

Wenn in Düsseldorf die Vertreter des Kapitals eine „Regierung der Besten", unabhängig von den Parteien, also „ihre" Regierung verlangen, so ist dies ganz in Ordnung. Die Lage Deutschlands erfordert: entweder eine konsequente Politik auf der demokratisch-sozialistischen Generallinie oder eine auf der kapitalistischen Generallinie. Alles was dazwischen liegt, ist Blendwerk. Eine Regierung aus Zentrum und SPD wäre — staatsrechtlich betrachtet — mit dem Artikel 48 also möglich. Angesichts der absoluten Schwäche der sozialistischen Position und der Notwendigkeit, daß diese sich erst einmal neu formiert, verlangt die Zeit eine Regierung, in welcher die maßgebenden Führer der wirtschaftlichen Mächte sichtbar vertreten sind und die Politik des Reiches leiten und verantworten. Also mindestens die vier wirtschaftlichen Ministerien müssen mit den Exponenten des Monopolkapitalismus besetzt sein; die andern Ministerien (teilweise zusammengelegt, damit kein Rätselraten entsteht: wo bleibt der „Beste"?) sind mit den Vertretern der Parteien rechts vom Zentrum zu besetzen. Der Reichspräsident hat im Artikel 48 genügend Vollmachten, eine derartige Regierung in den Sattel zu setzen und sie eine Zeit lang zu halten. Ein solches Direktorium würde etwa folgendermaßen aussehen:

| | |
|---:|:---|
| Kanzler : | Brüning |
| Auswärtiges : | Treviranus |
| Wehr : | Gröner |
| Inneres und Justiz : | ein Volksparteiler |
| Finanz : | Schacht |
| Wirtschaft und Arbeit : | Vögler |
| Landwirtschaft : | Graf Kalkreuth |
| Post und Verkehr : | ein Deutschnationaler |

Man komme hier nicht mit der albernen Phrase, dieses Kabinett würde in der Sozial- und Lohnpolitik rücksichtslos abbauen. Dies wird Brüning ohnehin tun, ob mit Wirth oder mit Hitler. Und zweitens werden diese Herren, einmal an der Macht, die Arbeitslosenversicherung am allerwenigsten verschwinden lassen, wenn sie nicht haben wollen, daß Millionen hungernder Arbeitsloser ihnen die Fenster einwerfen. Aber man muß diesen Leuten Gelegenheit geben, ihr „Herz für den arbeitenden Mann", ihre nationale Gesinnung, die Parolen ihrer Volksgemeinschaft, ihre strategische Befähigung an der außenpolitischen und wirtschaftlichen Front zu entfalten, und zwar eindeutig erkennbar dem ganzen Volke gegenüber. Keine Angst, es wird deshalb noch keinen Krieg geben. Einmal, weil dabei nicht soviel über den „Weltfrieden" geplauscht werden wird, und dann, weil grade einer solchen Regierung das Ausland verdammt scharf auf die Finger sehen wird. Deutschland lebt nicht im luftleeren Raum, und eine Regierung mag noch so große Vollmachten im Innern besitzen, in ihrer Außenpolitik stößt sie überall mit den Realitäten der Andern zusammen und muß sich diesen anpassen. Welches Erwachen wird es dann bei den nationalen Spießern geben!

Entweder es gelingt dieser Regierung, die Arbeitslosen wieder in den Wirtschaftsprozeß einzureihen, den innern Markt zu kräftigen und die außenpolitische Lage Deutschlands mit diplomatischen Mitteln bessern, womit sie sich legitimieren würde; — oder diese Regierung wird im Eiltempo, trotz Reichswehr, Polizei und andrer Machtmittel die soziale Revolution herbeiführen. In ihrer Eigenschaft als unzweideutiger Ausdruck der kapitalistischen Klasse wird es ihr dabei sehr schwer möglich sein, mit nationalistischen Phrasen gegen eine revolutionsbereit gemachte Bevölkerung zu agitieren.

Noch jede bedeutende Änderung in der Weltgeschichte ist im Kampf, unter Opfern und unter Druck entstanden. Das Leben eines Volkes ist kein Versicherungsproblem, sondern eine Frage des Wachstums und der freien Entfaltung aller seiner Kräfte. Und nur diesen Sinn kann eine gesunde Demokratie haben, und nicht den, wie oft über irgend etwas abgestimmt wird.

Der Herr Reichspräsident hat das Wort...

* * *

## Wir müssen durch! von Carl v. Ossietzky

Caestus hat Recht. Die Tage von 1918 und 1923 kehren wieder. Abermals lebt ein abgewirtschaftetes System nur von der allgemeinen Ratlosigkeit und Entschlußlosigkeit. Das Juste milieu, das seit dem 14. September vorigen Jahres nur noch ein gespenstisches Dasein fristet, steht vor der Entscheidung, ob es sich schon jetzt in seine Gruft zurückziehen oder ob es noch die nächste, die kräftigere Beschwörungsformel abwarten soll, die es für immer zu den Schatten verweist. Die Rettung der Demokratie durch das Kabinett Brüning hat zu einer hoffnungslosen Auszehrung der letzten noch vorhandenen demokratischen Werte geführt. Der moralische Fundus der

Demokratie ist verschleudert, ihre letzte körperliche Substanz wird von den gefräßigen Steuerwürmern der neuen Notverordnungen schnell aufgesogen sein. Niemand hat ein Interesse, pseudokonstitutionellen Kulissenzauber zu erhalten, niemand eine Regierung zu konservieren, deren Energie sich darin erschöpft, den Hungerriemen um den verelendeten Leib Deutschland noch enger zu schnallen.

Die Politiker feilschen, intrigieren, zanken. Indessen wachsen überall im Lande Unruhen, die spontanen Volksaufständen verzweifelt ähnlich sehen. Wir überlassen es den Zeichendeutern der Regierungspresse, die Schuld an den Tumulten abwechselnd kommunistischen und nationalsozialistischen Anstiftern in die Schuhe zu schieben. Als ob es etwas anzuzetteln, als ob viel aufzuwiegeln gäbe! Ich sehe nicht wie Caestus die soziale Revolution im nahen Hintergrund, aber es wäre Torheit, darüber hinwegzutäuschen, daß die Situation revolutionär ist, daß die Revolte in der Luft liegt. Deutschland ist noch zu vital, um schweigend in den ihm von seiner Regierung verordneten Marasmus zu versinken.

Was wir in diesen Tagen erleben, ist mehr als eine Kabinettskrise, es ist eine Krise des Staates, die aus verfassungsmäßigen Zuständen herausführt und deren zerfließende Formen von der Verfassung nicht mehr gedeckt werden können, auch wenn man sie noch so kühn verbiegt. Und unsre Verfassung ist in dieser Hinsicht wahrhaftig einiges gewöhnt. Es gibt natürlich noch Mächte und Machtfaktoren, aber sie haben zu dem, was sich in Regierung, Ämtern, Parteien, Verbänden und Presse als Politik kristallisiert, keinerlei Beziehung mehr. Hier steht die konzentrierte Kraft der Schwerindustrie und Agrariertum, dort die durch Unterernährung zermürbte Masse der Arbeiter, von Parteimoden streng geteilt, trotzdem im Kern gesund und eines Willens. Dazwischen das in Demonstrationen, Hoffnungen, Ideologien und Wünschen zerrinnende Bürgertum. Drei Kräfte von Bedeutung, ungleich in allen Stücken, gewiß, aber einer Meinung doch darin, daß der politische Betrieb ihnen nichts mehr geben kann. Ihre Existenz kreuzt sich nicht mehr mit der Politik der Regierung und der Parteien, kaum mehr mit der Opposition. Eigentlich müßte die Gewalt jetzt demjenigen zufallen, der zuerst marschiert. Aber niemand marschiert. So bleibt das groteske Nebeneinander von Politik und Wirklichkeit bestehen. Die wahren Kämpfe werden auf einem andern Boden als dem von den Parteien bereiteten ausgetragen, und über alledem thront jener personifizierte Leerlauf, jene durch feierlich unterfertigtes Kanzleipapier wichtig gemachte Fiktion, die heute noch Kabinett Brüning und morgen vielleicht schon anders heißt.

Der verfassungsmäßige Bestand des Staates selbst ist es, der zur Diskussion steht. Weshalb hat denn diese Krise so völlig verrückte Maße angenommen? Wenn sich Sozialdemokratie und Zentrum heute zu einer offenen Koalition zusammenschlössen, so wäre damit zwar nicht grade der Geist des Sozialismus, wohl aber der Sinn der Verfassung gewahrt. Aber das lassen diejenigen Gruppen nicht zu, welche die Regierung Brüning inthronisiert haben und ihr dabei fortwährend Schwie-

rigkeiten machen, so daß die liebe, geduldige Sozialdemokratie Brüning immer wieder mit toleranzgeübten Händen auf dem wackelnden Sessel halten muß. Es gibt genug Schlauköpfe auf der Linken, die das für große Politik halten, aber es hat in Wahrheit nur zu einer unerhörten Verschmuddelung aller politischen Begriffe geführt, es hat die alte deutsche Neigung zur Trennung von Politik und Volk erst richtig stabilisiert.

Nicht die Ohnmächte der Parteien, die anonymen Mächte der Wirtschaft selbst sollen regieren. Sie waren seit 1914 die wirklich Treibenden und Bestimmenden und die Politiker nur ihre Diener. Darüber ist die Demokratie in Deutschland verdorben. Caestus fordert mit bestem Recht, einem Zustand der Verschleierung und Übertünchung ein Ende zu bereiten, der viel gefährlicher ist als die unverhüllte Gliederung in noch so feindlich starrende Fronten. Es wird Zeit, daß die wirklich ausschlaggebenden Geister des Finanzkapitals, die sich immer so gut im Nebel verborgen halten, endlich Gestalt und Gesicht annehmen. Sie sollen herauskommen aus dem bequemen Dunkel, und wir werden, wenn die Verantwortung in der ganzen Schwere auf den Schultern dieser Industriegiganten lastet, manche Jammergestalt und manches Schafsgesicht erblicken können. Sie sollen die Finanzen stemmen, diese Bizepshelden von der Ruhr, sie sollen ihre muskelstrotzende außenpolitische Aktivität in Genf und auf internationalen Konferenzen spazieren führen. Sie sollen, sie sollen! Die sogenannten starken Männer, die den Beruf zum Regieren in sich fühlen, sind es gewöhnlich nur, so lange sie nicht in die peinliche Lage kommen, diesen Beruf auszuüben. Herr Schacht würde in kurzer Zeit ein so manierlicher Finanzminister sein wie nur irgend einer; er würde bald gestehen müssen, daß die von ihm so maßlos aufgebauschten Reparationen nur ein Teilstück der Wirtschaftskrise darstellen, daß auch ihr Aufhören keine Erleichterung bringen kann. Und jener Herr von Hassel, der Schwiegersohn des seligen Tirpitz, den man zum Außenminister der neuen Aera ausersehen hat, würde kein ungestümeres Temperament entwickeln als jener heute schon legendäre Herr von Rosenberg, der 1923 an seinem leeren Schreibtisch saß und Neugierige auf den hohen Alliierten im Himmel verwies.

Jetzt wird sich natürlich der Einwand erheben: „Welch eine Frivolität, uns dem Fascismus auszuliefern!" Lassen wir uns dadurch nicht dumm machen. Auf jenem friedlichen Wiederkäuerkongreß zu Leipzig hat man dasselbe eingepaukt. Dort saßen lauter gutartige gernbetrogene Leute, ließen sich viel Schönes von der Rettung der Demokratie erzählen und merkten nicht, daß der Teufel, von dem sie redeten, ihnen schon eine Ekrasitpatrone unters Sitzleder schob. Es hat keinen Zweck mehr, vor der drängenden Gewalt der Reaktion die Augen zu verschließen. Es gibt keine Demokratie mehr zu retten, weil keine da ist, wohl aber eine zu schaffen. Weil die Krise mit parlamentarischen Mitteln nicht zu beheben ist, muß ihre Lösung außerhalb des Parlamentes gesucht werden, wo noch Kräfte vorhanden sind. Wenn der Feldherr eine Bastion unter den schweren Kalibern der Feinde zusammensinken sieht, so

läßt er sie räumen. Denn die Menschen sind mehr wert als die Steine und der Ruhm, bis zum letzten Blutstropfen gefochten zu haben. Es ist oft günstiger zu stürmen als zu verteidigen. Die Republikaner haben das Stürmen verlernt, sie sind an die Defensive durch kleine Mätzchen und Zugeständnisse gewohnt. Das Kapitol der deutschen Republik wird von diplomatisierenden Gänserichen à la Breitscheid betreut, die nur am Tage schnattern und in der Nacht zu schlafen pflegen. Die Republikaner müssen sich von der Illusion trennen, als ob sie bei dem gegenwärtigen Zustand noch die Nutznießer irgendwelcher Macht wären. Statt dessen sind sie den Giftstoffen der Verweichlichung und des innern Verfalls ausgesetzt, deren Virulenz grade heute aufs höchste gestiegen ist. Hinaus ins Freie und neu sammeln!

Der Führer der Deutschen Volkspartei, der Abgeordnete Dingeldey, hat die Forderung nach Einberufung des Reichstags erhoben. Die Nationalsozialisten tun dasselbe. Ebenso die Kommunisten. Morgen werden sich die kleinen Rechtsgruppen vielleicht anschließen. Die antiparlamentarischen Fraktionen fordern also den verfassungsmäßigen Weg, während die Sozialdemokratie, die demokratisch-parlamentarische Partei par excellence, in ihrem Fraktionsbeschluß vom vergangenen Freitag dessen keine Erwähnung tut. Welch bizarre Umkehrung aller hergebrachten Anschauungen und Vorstellungen! Und dieser Unsinn soll der Verteidigung, soll neuer Opfer wert sein? Da hilft keine Reichstagsauflösung, die doch keinen andern Effekt zeitigen könnte, keine Ersetzung von Curtius und Dietrich durch ein paar Mannequins der Industriekontore von Düsseldorf und Essen. Nochmals: die Herren sollen selbst!

Es kommt nicht darauf an, ob Herr Brüning seine Krise zur Zufriedenheit des Zeitungsviertels löst, sondern darauf, daß die deutsche Politik wieder in Einklang gebracht wird mit der deutschen Realität und daß der Kampf der falschen Fronten aufhört. Deutschland hat die Aera Brüning mit ungeheuerlichen kulturellen und sozialen Opfern fundiert und dafür als Gegenleistung nur die schamlose Auspowerung durch das System der Notverordnungen erhalten. Keine offene großkapitalistische Diktatur hätte mehr zu bieten gewagt. Eine radikale Opposition, die sich nicht mit Reichsbanner-Deklamationen begnügt, sondern sich klassenmäßig formiert, wird sich nicht bei dem heute üblichen Frosch-Mäusekrieg zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten aufhalten können, sie wird einer neuen Parteigliederung der Arbeiterschaft den Weg freimachen. Denn für das Kommende wird das Wort Benjamin Franklins gelten: „Wir müssen alle zusammenhängen, sonst werden wir alle einzeln hängen."

Wenn die republikanische Parteipresse ihre Pflicht erfüllen würde, dann hätte sie schon lange sagen müssen, wie sehr man sich in der Wilhelm-Straße auf das Zusammengehen mit dem Nationalsozialismus einrichtet. Statt der Wahrheit hat man die Brüninglegende serviert. Davon ist jetzt nichts mehr zu retten. Die reaktionär-fascistische Periode liegt vor uns wie ein böser Zauberwald voll von schreckerregenden Figuren und heimlichen Fallen. Es hilft nichts. Wir müssen durch.

# Der neugierige General Tournès

von Johannes Bückler

Fast die gesamte Tagespresse hat sich darüber aufgeregt, daß der französische General Tournès in einer ausführlichen Artikelfolge im ‚Echo de Paris' den Reichswehretat und seine Durchpeitschung im Reichstag kritisiert hat. Militaristen, gleichviel welcher nationalen Färbung, sind uns unsympathisch. Und wenn der französische Militär den sozialdemokratischen Abgeordneten Schöpflin zitiert, der da im Reichstag gesagt hat: „Wenn es sich um das deutsche Volk und das deutsche Vaterland handelt, gehe ich lieber zehnmal mit Herrn Gröner als einmal mit Herrn Stöcker", und sich von Herzen wünscht, die französischen Sozialisten möchten ebenso gute Patrioten sein, so ist damit unser Urteil über die Gesinnung des Generals schon gesprochen. Nicht aber können wir so leicht hinweggehen über die scharfe und klare Kritik von Tournès, wie wir sie in ihrer Art in deutschen Blättern vermißt haben, und unsre ungeteilte Bewunderung müssen wir wohl oder übel dem Franzosen dafür aussprechen, daß er sich durch den Urwald des deutschen Reichshaushaltsplans hindurchgefunden hat und offensichtlich Sätze verstanden hat, die uns keineswegs leicht eingehen.

Zum Beispiel: „Nach Einreihung der in Musikmeisterstellen stehenden Obermusikmeister werden von den 57 Stellen für Obermusikmeister 13 Stellen in Musikmeisterstellen der Gruppe C 13 zurückgebildet in der Weise, daß von je drei freiwerdenden Obermusikmeisterstellen immer die ersten beiden durch Beförderung besetzt werden, die dritte in eine Stelle der Gruppe C 13 umgewandelt wird." Und unter Gruppe C 13: 75 Musikmeister, steht dann: „Soweit die Stellen für Musikmeister am 31. März 1921 noch mit Obermusikmeistern besetzt waren, werden diese — unter weiterer Anrechnung auf die Zahl der Musikmeister — bis zur Einreihung in planmäßige Stellen für Obermusikmeister oder bis zum Ausscheiden aus dem Dienste dienstgradmäßig besoldet." Sagen Sie das, bitte, zehnmal hintereinander. Mir bleibt da bei dreißig Grad im Schatten die Spucke weg. So ähnlich klang das Sprüchlein, das meine Mutter uns Kindern beibrachte und das vom Kottbuser Potskutscher berichtete, der den Kottbuser Postkutschkasten putzte. Aber der Spruch des Reichswehrministeriums ist viel schwerer. Zur Gruppe C 15 wiederum gehören 1268 Oberfeldwebel und 22 Unterärzte. Welch pikante Zusammenstellung. Die Unterärzte haben sich seit dem vergangenen Jahr um neun vermehrt, was folgendermaßen begründet wird: „Die Vermehrung der Stellen für Unterärzte ist erforderlich, weil die Sanitätsoffiziere sich nicht mehr durch approbierte Ärzte, sondern durch Sanitätsoffizieranwärter ergänzen, die als Freiwillige eintreten." Was für Freiwillige? Ich habe den Satz dreimal gelesen, er ist mir nicht klar geworden. Ebenso schwer fällt es mir, unter A 4 b und A 4 c folgende wichtige Personen zu unterscheiden: Marinestabszahlmeister, Oberintendanturinspektoren, Marineverpflegungsamtsvorsteher, Verwaltungsoberinspektoren, Marineunterkunftsamtsvorsteher, Regierungsoberbauinspektoren, Obermarinegerichtsinspektoren, Ober-

inspektoren, Bibliothekobersekretäre, Oberregierungssekretäre als Registraturvorsteher, Marinezahlmeister, Marineoberzahlmeister, Oberintendantursekretäre, Obersekretäre, Oberverwaltungssekretäre, Oberregierungsbausekretäre, Obermarinegerichtssekretäre, Marineobersekretäre, Technische Sekretäre etcetera. Ich fürchte, daß jeder, der noch keinen deutschen Etat gesehen hat, glauben wird, ich hätte diese Aufstellung willkürlich und tendenziös zusammengestellt. Bitte, lesen Sie auf Seite 195 des Reichswehretats nach, Sie werden sehen, daß es nur eine lückenlose Teilfolge der Aufstellung ist.

Nun würde es ja meinem pazifistischen Herzen sehr wohl tun — vorausgesetzt, wir hätten zu viel Geld — wenn Reichsheer und Reichsmarine ausschließlich aus Obermusikmeistern, Unterärzten und Bibliothekobersekretären beständen. Dem ist aber durchaus nicht so.

Und mit all den vielen andern, weniger harmlosen Dingen hat sich die sogenannte deutsche Volksvertretung ganze anderthalb Stunden beschäftigt, trotz der Proteste der Kommunisten, die sehr bescheiden eine halbe Stunde mehr verlangten. Die einzelnen Parteivertreter durften höchstens zwölf bis fünfzehn Minuten sprechen, viel zu kurz natürlich, um irgendwelche Einwände ausreichend zu begründen. Sie haben anscheinend — mit Ausnahme der Kommunisten — auch gar nicht die Absicht gehabt. Ebensowenig die Presse. In den vergangenen Jahren haben doch wenigstens die demokratischen und sozialdemokratischen Zeitungen gut dokumentierte Artikel über die ungerechtfertigte Höhe der Militärausgaben gebracht. Wie auf Verabredung oder auf höhern Befehl ist das diesmal unterblieben, nur das ‚B. T.' hat sich etwas neugieriger gezeigt.

Und grade diese Diskretion hat den französischen Kritiker veranlaßt, sich den Etat der Reichswehr und Reichsmarine näher anzusehen. Er findet das Budget „formidable". Und er kann gar nicht fassen, daß das arme, ausgehungerte, arbeitslose deutsche Volk solche Lasten auf seine Schultern nehmen kann.

Nie sind die Zeiten so hart gewesen. Die wirtschaftlichen und politischen Schwierigkeiten häufen sich. Das Rechnungsjahr 1930/31 hat mit einem Defizit von weit über einer Milliarde Goldmark abgeschlossen. Die Arbeitslosenunterstützungen sind gekürzt worden. Die Beamtengehälter herabgesetzt. Überall werden am Etat der verschiedenen Ministerien Abstriche gemacht, aber die Reichswehr verlangt für eine Armee von 100 000 und eine Marine von 15 000 Mann einen Gesamtkredit von 657 Millionen, das heißt ganze 22 Millionen weniger als im Vorjahr.

Schon 1924 hat das Sachverständigenkomitee der Daweskommission das Reichswehrbudget als übertrieben bezeichnet. Dabei sind auf dem Weltmarkt seither alle Rohmaterialien, besonders Leder, Kupfer, Baumwolle, Wolle ungeheuer im Preis gefallen. Die 22 Millionen Ersparnisse sind aber kaum bei diesen Materialien gemacht, sondern in der Hauptsache durch die Herabsetzung der Gehälter. Übrigens irrt sich hier der General Tournès, indem er einmal Papier- und Goldfranken

verwechselt und zum andern, indem er dem Gesamtetat von 1931 den Reichswehretat ohne Reichsmarine von 1924 gegenüberstellt. Oder es sind fiktive Ersparnisse, buchmäßig folgendermaßen dargestellt:

| | |
|---|---|
| Ersatz von vier 28-cm-Küstenhaubitzen der Wattbatterie auf Borkum durch vier gleichkalibrige Geschütze 4. Teilbetrag | 30 000 Mark, |
| Für 1930 angesetzt | 600 000 Mark, |
| Mithin für 1931 weniger | 570 000 Mark. |

Das geht nicht in meinen Zivilistenschädel. Wenn die Batterien schon 1930 bis auf 30 000 Mark bezahlt waren, brauchen doch die 570 000 Mark nicht als Ersparnis eingesetzt zu werden. Nach diesem System könnte man den 1931 etwas voreilig vom Stapel gelaufenen Panzerkreuzer A 1932 noch einmal als Ersparnis durch die Bücher laufen lassen. Wie heißt doch eine derartige Bilanz im einfachen kaufmännischen Betrieb?

Abgesehen davon, wie ist es möglich, daß ein Feldgeschütz Kaliber 7,7 cm in Frankreich 18 350 Mark kostet gegen 50 000 Mark in Deutschland? Ein Maschinengewehr in Frankreich 1600 Mark, in Deutschland 4000 Mark, ein unvergleichlich besseres in Amerika aber viel weniger? Ein 10 000-Tonnen-Kreuzer in Deutschland 75 Millionen, die gleiche Größe mit dem gleichen Gefechtswert in Frankreich 40 Millionen, in den Vereinigten Staaten 64 Millionen und in England 59 Millionen Mark, wobei zu berücksichtigen ist, daß in den beiden letzten Ländern die Löhne bedeutend höher sind. Ein Kilo Feldgeschütz kostet in Frankreich 18 Mark, in Deutschland 50 Mark, während viel nützlichere Gegenstände auch in Deutschland wesentlich billiger sind. Da kostet zum Beispiel ein Kilo Nähmaschine 8—10 Mark und ein Kilo Autochassis 3—6 Mark. Ein Torpedo, dessen Wert höchstens 30 000 Mark beträgt, kostet 100 000 Mark. Das ist ungefähr das gleiche Verhältnis wie beim Weizen, dessen Preis in Deutschland dreimal so hoch ist wie der Weltmarktpreis. Die letzten Zahlen entnehme ich einer in diesem Herbst erscheinenden Studie von Otto Lehmann-Rußbüldt „Die Revolution des Friedens".

Noch einmal: Die Gesinnung des General Tournès ist die der Militaristen aller Länder; sie finden bei sich zu Hause alles schön, was sie bei andern verurteilen. Aber, daß er sich durch diesen Etat durchgefunden hat, alle Achtung! Wenn ich da zum Beispiel lese: „Konteradmiräle in Stellen von Chefs der Ämter erhalten eine Dienstzulage in Höhe des Unterschieds zwischen den jeweiligen Grundgehältern der Besoldungsgruppen B 5 und C 3 einschließlich des örtlichen Sonderzuschlags dazu sowie einschließlich des Unterschieds zwischen dem Wohnungsgeldzuschuß dieser Besoldungsgruppen aus Mitteln des Titels 2. (Ich habe kein Komma vergessen, es steht keins da.) Hiervon ist ein Betrag in Höhe des Unterschieds des Grundgehalts und des Wohnungsgeldzuschusses (Ortsklasse B) für die genannten Gehaltsgruppen ruhegehaltsfähig." Und wenn ich dann unter Titel 2 B 5 und C 3 suche, so finde ich dort noch immer nichts in Zahlen ausgedrückt.

Bei dieser Buchführung denke ich gerührt an meinen sehr netten Major beim Kommando in Oberschlesien. Der mußte pro forma die Abrechnungen unsres Zahlmeisters kontrollieren, obwohl er von Buchführung nichts verstand. Er machte sich dann jedesmal den gleichen Spaß mit dem erschreckten Zahlmeister. „Jahn", rief er mit gut gespielter Entrüstung, „die ganze Abrechnung stimmt wieder mal nicht! Alles, was wir nicht haben, steht auf der Habenseite!"

---

# Byzantinismus nach unten von Kurt Hiller

Ich zitiere: „Bezüglich der Sexualhandlungen bedeutet diese Erklärung des Abgeordneten W..., daß das Zentrum und die Bayerische Volkspartei nur ein Strafgesetzbuch annehmen werden, das die Bestrafung der Abtreibung, der homosexuellen Betätigung, der Sodomie und des Ehebruchs beibehält. Die deutschnationale Volkspartei ... Die Regierung ... Der Entwurf... Es sind nicht die Bewußtseinsinhalte der Werktätigen, die wiedergegeben werden, sondern es sind die überkommenen und anerzogenen Vorurteile des reaktionärsten Teils der Bevölkerung... Nachweis, daß die zurzeit in Deutschland herrschende Klasse weder willens noch fähig ist, derartige Fragen nach dem gegenwärtigen Stand der naturwissenschaftlichen, medizinischen Erkenntnis und entsprechend den Interessen der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung zu lösen... Die Werktätigen in Stadt und Land werden daher vor die geschichtliche Aufgabe gestellt werden, die Regelung des Strafgesetzes einschließlich des Sexualstrafrechts aus ihren Interessen heraus selbständig vorzunehmen... auf der Grundlage der materialistischen dialektischen Methode..."

Stop. Die Grundlage der materialistischen dialektischen Methode ist doch wohl die Anschauung, daß die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft die Geschichte von Klassenkämpfen sei (Marx-Engels, 1847) und daß die Produktionsweise des materiellen Lebens den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt bedinge (Marx, 1859). Auf der Grundlage dieser Grundlage soll also, beispielsweise, das Problem gelöst werden, ob Geschlechtsverkehr eines Menschen mit einem Tiere strafrechtlich verboten sein müsse oder nicht. Meine Herren! Die materialistische dialektische Methode ist in gleichem Maße geeignet, Fragen der Strafwürdigkeit zu entscheiden, wie etwa die psychoanalytische Methode, Fragen der Geometrie. Man kann mit einer Rasierklinge manches machen, aber einem Säugling die Haare damit bürsten kann man nicht; und eine Gießkanne wiederum eignet sich wenig zum Zahnstocher. Leute, die durchaus mit der Füllfeder Nägel in die Wand schlagen wollen oder mit dem Korkenzieher Kleider bügeln, sollten für Narren gelten und nicht für Theoretiker; am wenigsten für revolutionäre. Rasierklinge, Gießkanne, Füllfeder, Korkenzieher und materialistische Methode haben jedes ihren Wert, ihren Nutzen, ihren Sinn; Universalinstrument ist keines. Wie selbstverständlich! Dennoch, infolge einer links epidemischen Monomanie, wie verkündenswert!

Der zitierte Schriftsteller, Felix Halle, gehört zu den liebenswertesten Gelehrten; ein radikal-humanitärer, ein kommunistischer Jurist; Sowjetprofessor; die Stelle steht im Vorwort seines Buchs ‚Geschlechtsleben und Strafrecht' (1931, Mopr-Verlag). Das Buch ist in den Ergebnissen prachtvoll und, abgesehn von den Ergebnissen, unter dem Hund.

*

Als wir Knaben waren, da geschah es in der Algebra manchmal, daß Einer eine Aufgabe richtig gelöst hatte, obwohl er sie falsch gelöst hatte. Das Resultat stimmte — aber infolge zweier Fehler, die einander aufhoben. Ein oberflächlich korrigierender Lehrer, der nur die Resultate ansah, bewertete das dann als richtig, der sorgfältiger prüfende als falsch; wohl mit Recht.

Nun ist ein kritisch-programmatisches Werk über Strafgesetzfragen kein Algebra-Exempel; aber der Rezensent kann davor unter Umständen in die gleiche Lage geraten wie der (sorgfältige) Lehrer vor jenem Schulheft. Was nützen die schönsten legislatorischen Thesen, wenn ihre Fundierung entsetzt. Wenn sie Jeden entsetzt und entsetzen muß, der, wo immer er Gedanken formt, nicht mit Klischees hantiert, sich die Begründung kultureller Forderungen etwas kosten läßt, die bequemen Floskeln des landläufigen Gesinnungsblumenhandels mit Vorliebe zum Müll wirft, jede vulgäre Behauptung, die als Wahrheit daherspaziert, erstmal auf Herz und Nieren prüft — in klarer Erkenntnis, daß mit solchem Zweifel und solcher Prüfung alle Wissenschaft überhaupt beginnt. Zwischen Irrationalismus und Materialismus ist der Kritizismus heut unmodern geworden; und doch wird an seinem stählernen kleinen Kahn eher diese Scylla und jene Charybdis zerschellen, als er an ihnen. Soll das platteste Materialismusgewäsch, eine Dogmatik, die dem denkerisch Anspruchslosesten grade eben genug tut und den weniger Primitiven durch den Dreh zu ködern versucht, neben den Unsinn die Negation des Unsinns zu setzen und das Ganze ‚Dialektik' zu benamsen, soll ein Jesuitismus von links zur Herrschaft kommen? Soll die von Nietzsche ‚intellektuales Gewissen' genannte Funktion des Geistes bagatellisiert, verächtlich gemacht, zum Pathologicum bürgerlicher Pedanten degradiert werden? Wozu haben wir, als Jünglinge, denken gelernt? Unser bestes Können soll Vorurteil, soll bourgeoiser Mist sein? Der Denkfehler legitimiert sein, bloß weil Anwälte des Proletariats ihn begehn? Dagegen stehen wir auf. Wissenschaft ist keine, die, statt sich äußerster Anstrengung zur Objektivität hinzugeben, Interessen bestimmter Gruppen, politischer oder sozialer, dient. Gewiß, die Ergebnisse wissenschaftlichen Forschens sollen zum Nutzen der Leidenden, also beispielsweise zum Nutzen des Proletariats, praktisch ausgewertet werden; aber wohin gelangen wir, wenn innerhalb, wenn im Prozeß des wissenschaftlichen Forschens der Nutzen für das Proletariat, oder für sonstwen der Nutzen, zum Kriterium der Wahrheit wird? In das Banausentum gelangen wir damit, in die Lüge, in die geistige Un-

freiheit, in die Barbarei. Nicht „die Werktätigen in Stadt und Land" können „aus ihren Interessen heraus" „selbständig" entscheiden, ob — ich wähle mit Absicht eine den Meisten subjektiv höchst fremde Materie — die Zoophilie strafwürdig sei oder straffrei bleiben müsse, sondern allein die Einsicht der Einsichtigen kann das entscheiden. Die Denkkraft der Weisen ist hier kompetent; nicht „das Interesse der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung"! Dieses übertrifft in seinem Wert als legislatives Prinzip um nichts jenes berüchtigte „Rechtsbewußtsein des Volkes", auf dem seit den Tagen der Historischen Schule alle konservativen Argumentierer herumgeritten sind. Man glaubte den Klepper bereits beim Schinder. Hei lewet noch.

Ich war bisher der Meinung und habe sie in diesen Blättern vertreten, daß es heute auf Tendenzen ankomme, nicht auf das Woher und Wie der Ableitung von Tendenzen. Nach der Lektüre des Halle-Opus (so sehr es Tendenzen lanciert, für die ich seit 1908 arbeite) wage ich dieser Meinung nicht mehr zu sein. Sondern ich glaube, daß vernünftige Tendenzen durch eine unvernünftige Ableitung nur diskreditiert werden. Der Propagator einer Sache will schließlich Gegner seiner Sache überzeugen; warum propagiert er sie sonst? Überzeugbare Gegner, versteht sich; und die gibts! Man überzeugt aber niemanden durch bloßes Thesentuten; geschweige dadurch, daß man seine Forderungen, statt sie aus einem einleuchtenden Allgemeinprinzip abzuleiten und mit kritischer Akkuratesse plausibel zu machen, auf die glitschige Basis simplistisch-massenschmeichlerischer Redensarten stellt, auf ein Schlammpostament demagogischer Unwahrheit.

Dies, leider, ist der Fall Halle. Ich sage mit Bedacht ‚Unwahrheit' und nicht ‚Unwahrhaftigkeit'; denn subjektiv ist da alles ohne Zweifel piksauber. Hierauf kommts bei der ethischen Bewertung der Persönlichkeit an, nicht bei der politischen ihres Produkts. Um sie geht es mir.

Halle tritt in seiner Schrift erfreulicherweise für Straflosigkeit nicht nur der Abtreibung ein (heute die große Mode), sondern auch der sogenannten Blutschande, des Ehebruchs, des gleichgeschlechtlichen Verkehrs, des Verkehrs mit Tieren, gewisser heut strafbarer Fälle von Zuhälterei und „Kuppelei" — er sagt im Effekt, was schon 1908 im ‚Recht über sich selbst' stand; das Prinzip, kraft dessen eine gute Gesetzgebung, eine Gesetzgebung der Vernunft so zu verfahren habe, findet er nicht. Er will ja auch gar keine Gesetzgebung der Vernunft, er will eine Gesetzgebung des „dialektischen Materialismus", eine Gesetzgebung „nach dem gegenwärtigen Stand der naturwissenschaftlichen, medizinischen Erkenntnis und entsprechend den Interessen der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung". Schon dieses „und" — man kann die Platze kriegen. Es setzt eine Übereinstimmung der „Erkenntnis" und der „Interessen" als selbstverständlich voraus, welche doch höchst unselbstverständlich ist. Grade dort, wo Erkenntnis und Interesse kollidieren, beginnt ja die Aufgabe der Rechtsphilosophie. Ich nenne ein Beispiel: das Alkoholverbot. Die „medizinische Erkenntnis"... die medizinische Erkenntnis lehrt die Bedingt-

heit der Kriminalität durch den Alkohol. Soll mithin seine Konsumierung verboten werden? Die „Interessen der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung", der trinkenden und der vom Trinken wirtschaftlich profitierenden, verbieten das Verbot. Soll der Staat es trotzdem erlassen? Hier beginnt das Problem. Halle sieht es überhaupt nicht. Er sieht nicht, daß die Interessen der überwiegenden Mehrheit kein Kriterium darstellen; das wahre Interesse der Gemeinschaft kann dem empirischen der meisten ihrer Mitglieder durchaus entgegengesetzt sein. Muß nicht, aber kann. Er übersieht auch, daß es einen „gegenwärtigen Stand der naturwissenschaftlichen, medizinischen Erkenntnis" gar nicht gibt, wenigstens nicht in einem gesetzgeberisch irgend praktikablen Sinn; grade über Schwangerschaftsunterbrechung, über Homosexualität, über Inzest denken verschiedene zeitgenössische Naturforscher und Ärzte bekanntlich verschieden. Ist Doktor Friedrich Wolf der „gegenwärtige Stand der Erkenntnis" oder ist Professor Grotjahn es? Magnus Hirschfeld oder Herr Alfred Adler? Das sind Auffassungsspannungen nur innerhalb der Linken; es gibt ja noch viel stärkere.

Hinzukommt, daß etwa die Abschaffung der Gefängnisstrafe für Sexualverkehr mit Tieren offenkundig nicht „den Interessen der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung" entspricht! Natürlich widerspricht sie ihnen auch nicht; die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung, weil ihrem Empfinden Zoophilie völlig fremd ist, bleibt an dem Phänomen und seiner Behandlung durch den Staat völlig uninteressiert. Sie wird aber überall, wo sie uninteressiert ist, zur Konservativität neigen, und jeder Kenner der sogenannten Volkspsyche weiß, daß alles Abartige und Minoritäre nirgends so heftigen Kontra-Instinkten begegnet wie bei den einfachen Menschen der Masse. Die Denaturierung solcher Ur-Instinkte durch Ratio-Propaganda gelingt immer nur langsam. In einem tumben Werkmann, mag er auch rötlich oder rot wählen, wurzeln die Vorurteile der Jahrtausende viel tiefer als in einem mit allen Wassern des Intellekts gewaschenen katholischen Ordenspriester, mag der die losgespülten auch mit dem Bewußtsein viel krampfhafter festhalten.

Mit andern Worten: Die sexualstrafrechtlichen Linksüberzeugungen, die Halle hier, und das ist löblich, plakatiert, sind nicht „Bewußtseinsinhalte der Werktätigen", sondern Willensinhalte der Fortschrittlichen, die sie dem Bewußtsein der „Werktätigen" seit Jahren einzuhämmern suchen. „Werktätig" und „reaktionär" ist ein falscher Gegensatz. Es gibt reaktionäre Werktätige, und es gibt sexualpolitisch Linksradikale, die nicht im Sinne Halles „werktätig", nicht Proletarier sondern Bürger sind. Man schädigt die proletarische Bewegung nicht und tut dem Sozialismus keinen Abbruch, wenn man wahrheitsgemäß einräumt, wie rückständig viele Proletarier über sexualstrafrechtliche Dinge denken, wie sie, ihrer unverschuldeten Bildungslage nach, darüber denken müssen, zumal in der Kleinstadt, und daß Teile der Bourgeoisie hier in der Avantgarde stehn. Sehr dankenswert, daß die marxistischen Fraktionen sich seit einiger Zeit die Forderungen der sexualpolitischen

Radikale zu eigen gemacht haben. Auch daß der Papst den Rundfunk benutzt, macht Freude. Das katholische Dogma läßt dies zu; aber es folgt nicht aus dem katholischen Dogma. Wenn Halle am Schlusse seines Buches „die Forderungen des Proletariats an die Umgestaltung der Sexualgesetzgebung" (unter ganz kluger Benutzung der Vorarbeit eines Unerwähnten) zusammenstellt und, beispielsweise, „grundsätzliche Anerkennung eines Rechts der Befriedigung des natürlichen Geschlechtstriebes für Personen im geschlechtsreifen Alter" fordert und „Entfernung der Strafdrohungen gegenüber den Geschlechtshandlungen, bei denen ein Mensch nur über seinen eignen Körper oder über den Körper eines andern geschlechtsreifen Menschen mit dessen Zustimmung verfügt", so ist es ein penetranter Byzantinismus nach unten, solche Forderungen als „Forderungen des Proletariats" auszugeben. Es ist einfach unwahr, daß „das Proletariat" über derlei Dinge einheitlich denkt; als ob nicht beim Haken- und beim christlichen Kreuz gleichfalls Proletariat, und zwar in Fülle, wäre! Und als ob nicht selbst das marxistisch orientierte Proletariat in seiner überwiegenden Mehrheit erst durch die mühsame Aufklärungsarbeit von Naturforschern und Rechtsphilosophen bürgerlicher Herkunft zu den Ansichten hat gebracht werden müssen, die seinem Bewußtsein auch heute noch vielfach nur als ein leicht abkratzbarer Bildungsfirnis aufliegen. Es stimmt, daß das spezifisch proletarische Interesse und das sexualfreiheitliche Postulat Kreise sind, die sich zum Teil decken (§ 218! Prostitutionsfrage!), und brutal-törichte Gesetze, die Alle treffen, treffen den Proletarier immer am schwersten; aber nicht weil die Forderungen, für die Halle sich einsetzt, proletarische sind (gesetzt, sie wärens), sind sie vernünftig, sondern weil sie vernünftig sind, bleibt zu wünschen, daß das Proletariat in seiner Gesamtheit sie zu den seinen mache.

*

Warum aber sind sie vernünftig? Das folgt aus Erwägungen der Philosophie, nicht aus den Formen des Produktionsprozesses!

---

## Catalunya von Walter Mehring

I

Wanderer, kommst Du aus Spanien: nach seinen Maurenkastellen auf verkehrshindernden Felsen, Zigeunerlagern in verbrannter Steppe, in Blumen und Frömmigkeit versunkenen Städten, liederlichem Mörtelgebäck troglodytischer Dörfer, dann scheint Dir die Gegend so brav: manierlich gekleidete Vororte, vernünftige Autostraßen — das ist Barcelona!

Ohne die Berge und das Meer — und auf beide hat man nur da Ausblick, wo es gar nicht zu vermeiden ging — läßt sich als erste Impression aussagen: Barcelona ist sehr groß! Und, trotz geringerer Einwohnerzahl, übertrumpft es seine Vorgesetzte: Madrid. Baute Madrid Wolkenkratzer aus purem Übermut, für Klubs und Vereine, so begnügt sich Barcelona mit strengen Office-Hochhäusern. Und da steht es nun, in schönster Landschaft, rechtwinklig aufgeteilt durch seine stets

unübersehbar langen, protzig breiten platanen- und korbsesselbepflanzten Ramblas und Avenidas; alle sehr großzügig, ja, aber alle nach dem gleichen Gebrauchsmuster genormt. Barcelona, das so gern Klein-Paris sein möchte, ist vielmehr Preußen am Mittelmeer, nüchtern und herrisch.

Mit einer Extravaganz: dem Templo de la Sagrada Familia! Man kennt dieses Baumkuchen- und Tropfsteingebilde aus Leitfäden moderner Architektur. Und doch überrieselte mich beim Anblick in natura ein leiser Schauer. Zunächst, von der oft zitierten Kirche, deren Bau anno 82 begonnen wurde, in einer Umgebung wie etwa Friedenau, existieren bis jetzt nur trostlose Fragmente, die, dem ungeachtet, schon soundsoviel Millionen Almosen der Barmherzigkeit gefressen haben, soundsoviel Gläubige und soundsoviel Flächenraum fassen werden, wenn einstens das Monstrum fertig ist, was laut Katalog — Gott behüte! — in drei Generationen der Fall sein wird. In einem Schuppen prangt das ganze Modell, elektrisch illuminiert, farbig betupft; man möchte nach dem Hausarzt rufen! Antonio Gandi, der Architekt — gest. 1926... de mortuis...! — hat die Stadt noch mit mehreren Wohnhäusern beglückt, die ohne Gebrauchsanweisung nicht zu betreten sind. Sie zeigen Formen wie vom Bleigießen zu Sylvester. Und man brauchte nicht darüber zu reden, handelte es sich hier nicht um die „neue, garantiert bodenständige, katalanische Architektur", um eine aus viel Schweiß und Starrsinn erzeugte Separatistenkunst!

*

Die katalanische Irredenta läßt sich schwer mit einer andern vergleichen. Katalanien allein wäre nie lebensfähig, in Companie mit dem übrigen Spanien, das solcher Tüchtigkeit machtlos vis-à-vis steht, ist es dem erbfeindlichen Stammland über; und seit jeher gesondert von ihm, praktisch-kulturell, ökonomisch und historisch.

Sprachlich ein völlig selbständiges Idiom wie das ihm verwandte Provençalisch; leider gibt es nur wenige, die es zu schreiben vermögen; die fünfte, eben erschienene Auflage der offiziellen Grammatik wird im Vorwort als die erste maßgebende bezeichnet.

Ökonomisch konzentriert es durch seinen Hafen, durch seine Industrie die Kapitalmacht Spaniens in seinem Bereich.

Historisch datiert seine Antagonie gegen Madrid aus den Karlistenaufständen und dem Erbfolgekrieg. Und der Haß gegen die ersten Bourbonen blieb so populär, daß der Katalane, wenn er fein sein will, zu sagen pflegt: Moment! Ich muß mal auf Philipp-den-fünften!

Auch stammt aus jener Epoche die lange verbotene, jetzt wieder zu hohen Ehren gelangte Hymne: Els Segadors, die soviel Opfer gefordert hat:

Catalunya Comtat gran
qui t'ha vist tan rica i plena
ara el Rei nostre senyor
declarada ens te la guerra!
Bon cop de falç!
Defensors de la terra
Bon cop de falç!

Katalunia, stolzer Staat,
Reich und lachend anzusehen —
Doch der König unser Herr
Tät wider Dich den Krieg erklären!
Gut Sensenhieb
Ihr, unseres Landes Wehren,
Gut Sensenhieb!

* * *

Nach der Einigung in den Unabhängigkeitskriegen gegen Napoleon flammt in den achtziger Jahren die Bewegung von Neuem auf, angefacht durch den Dichter und Historiker Victor Balaguér; ihm schließt sich eine rasch wachsende Gruppe Intellektueller an, die 1902 zur Gründung der „Renaixanza" führt und durch Straßenpropaganda zum Separatismus treibt. 1906 erreicht die „Solidaridad catalunya" bereits eine Tageszeitung in eigner Sprache und kann Deputierte in die Cortes nach Madrid entsenden; Maciá, der heutige Präsident, ist unter ihnen.

Aber noch nach dem Weltkrieg wird das — bis dahin apolitische Bündlertum — vom Großkapital als anarchistisch, vom Arbeitertum als hochbürgerlich bekämpft. Erst als die Diktatur, der Blitzableiter für die Empörung gegen die Marokkoaffäre, Katalaniens Freiheitskampf zum Hauptvorwand nimmt, verbünden sich Separatisten, Sozialisten und Ultralinksradikale. Hier wütete am schlimmsten des Königs und Primos Tyrannei: Unterdrückung der Sprache in Schulen und selbst in den Kirchen, Zuchthausstrafen für die Verbreitung der Hymne; Einsetzung kastilianischer Beamter; Verbannung aller Führer; und die berüchtigte: Lei de fugas, die gesetzliche Erschießung auf der Flucht.

So entwickelte sich Katalonien zur Hauptmacht der antimonarchischen Kräfte Ganz-Spaniens, die sich im September 1930 zum Pakt von San Sebastian zusammenschlossen: Kataloniens Unabhängigkeit sollte der wichtigste Angriff gegen die Krone sein; glückte er, würde beim Sieg der Republik das Land zum Föderativstaat erklärt werden!

Und so wurde auch — das ist des Kataloniers Stolz heute — mit fünf Stunden Vorsprung vor dem übrigen Spanien in Barcelona die Republik zu einem Zeitpunkt ausgerufen, als man — in Ungewißheit — noch alles riskierte. Hätte der König nicht abgedankt: Barcelona allein stand zum Bürgerkrieg bereit. Teilnehmer dieses historischen Moments bezeugen: Als man Maura die Gründung der Katalanischen Republik — so hieß es erst, statt Generalidad; Grund vieler späterer Kontroversen! — nach Madrid telephonierte, stürzte Zamora an den Apparat mit den Worten: Was haben Sie getan! Welche Unvorsichtigkeit!

Also, gleich zum Beginn, entstand ein Konfliktstoff!

*

Der Katalane, spartanischer, gröber, eigentumssüchtiger als die Spanier, war stets seinen Landsleuten wesensfremd und unbequem. Ein Ausdruck seiner Eigenart sind die „Somatén". Im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts schon hatte ein Adliger diese Truppe als Zivilgarde aus dem Bauernstand rekrutiert. Als dann in der schweren Wirtschaftskrise nach dem

Weltkriege gelbe und rote Gewerkschaften in Barcelona sich täglich Straßenschlachten lieferten, wandelten sich die „Somatén" zum Selbstschutz des Bürgertums. Primo übernahm für das ganze Land diese ureigen katalanische Institution, die nun zur offen hochkapitalistischen Privatorganisation mit unbeschränkten Gewaltmitteln wurde. Wer Mitglied der „Somatén" war, an deren Spitze der Militärgouverneur Barcelonas als Vereinspräsident stand, konnte ungestraft jeden „Dieb oder Saboteur" über den Haufen knallen; die Somatén knüttelten alle Streiks nieder. Der Ausweis der Mitgliedschaft genügte, um bei jeglichem Vorfall von der Polizeisistierung freizukommen. Und der erste Akt der Maciá-Regierung war, die Somatén zu entwaffnen; sie werden in Barcelona aufgelöst, auf dem Lande zu ihrer ursprünglichen Bestimmung: Bauernschutzwehr, zurückgeführt werden.

*

Im gotischen Spitzbogengewölbe der Casa de la Diputación sitzt Maciá, Kataloniens erster Präsident, hager, elastisch, mit aufleuchtenden Fanatikeraugen, mit den raschen Bewegungen des Militärs, ein Zweiundsiebzigjähriger. Es sind vierundzwanzig Jahre vergangen, seit er, Offizier des Geniekorps, in einem Schreiben an den König gegen seine Kameraden protestiert hatte, als das Gebäude der katalanischen Redaktion von einer Kamarilla demoliert worden war. Verhaftung, Verurteilung zu langjähriger Festungshaft, von der Festung zum Deputierten gewählt: so begann seine Laufbahn als Streiter für Kataloniens Unabhängigkeit. In Argentinien, in Chile, in Frankreich, wo immer Katalanen saßen, predigte er zum Aufstand, wurde überall des Landes verwiesen, zuletzt aus Frankreich als Führer des katalanischen Komplotts gegen die Diktatur. Immer enger verbündete er sich den Sozialisten. Er gehört ihrer Partei nicht an, aber teilt ihre Anschauungen; bei allen katalanischen Arbeitern ist er geschätzt und populär.

„Ich werde nicht sterben, bevor ich nicht Kataloniens Freiheit erlebt habe!" war sein Spruch. Und bekanntlich pflegt solche Art Überzeugung zu konservieren.

Nun, als Greis, hat er das Ziel zum Greifen nahe; doch noch nicht in der Hand. Das Plebiszit wird der nächste Schritt sein; dann das damit anerkannte Programm von den Cortes. Und dann?

„Katalonien ist uns wichtiger als die Cortes!" sagt er, sagt seine Umgebung.

Ist das die Unabhängigkeit?

Eigne Sprache: das ist selbstverständlich! Und eigne Administration durch katalanische Beamte. Auch über den Freihafen wird man sich handelseinig werden.

Aber — ganz im geheimen — war das die Unabhängigkeit, für die ein Maciá so fanatisch gestritten hat?

Eine vage Verstimmung durch Madrid — und die überempfindliche Reizbarkeit des hartnäckigen Katalanen: was soll dann geschehen? Was Maciá gewollt hatte, hat er erreicht — und doch — ich glaube — er hatte es sich ganz anders geträumt!

# Bühnengenossenschaft oder R.G.O.?

Der Fall de Neuf veranlaßt uns, die Situation der Schauspieler einmal grundsätzlich zu beleuchten. Der Verfasser des ersten Beitrags legt Wert auf die Feststellung, daß die R.G.O. die Angriffe der Frau de Neuf untaktisch finde.

I

## Erwerbslose Bühnenkünstler von Fritz Erpenbeck

Mehr als viertausend engagementslose Bühnenkünstler allein in Berlin, zwei- bis dreihundert dagegen nur in langfristigem Vertrag. Langfristig? Acht, sechs, fünf Monate ist heute „langfristig". Dazu das „großberliner labile Ensemble". Unter dieser euphemistischen (oder zynischen?) Bezeichnung sind die drei- bis vierhundert Kollegen zu verstehen, die Abmachungen von einigen Monaten, Wochen oder gar ... Tagen getroffen haben. Gelegenheitsarbeiter der Kunst! Auch sie sind oft ein halbes Jahr lang und länger erwerbslos und unterliegen überdies noch allen nachteiligen Einwirkungen einer schlechten Konjunktur. So werden sie fast regelmäßig — besonders von den großen Unternehmern — um die ihnen tariflich zustehenden Vorprobenhonorare ganz oder teilweise geprellt. Trotzdem sie oft genug bei Monatsgagen von drei- bis sechshundert Mark in mittlern und bei Umbesetzungen in größern Rollen auftreten und einen guten Namen haben, laufen auch sie nach geleisteter Kurzarbeit wie jeder kleinere engagementslose Kollege Beschäftigung suchend umher. Nur kommt bei ihnen die fatale Tatsache hinzu, daß sie nicht einmal die öffentlichen Hilfen in Anspruch nehmen oder bei sich bietender Gelegenheit ein „kleines Engagement" abschließen dürfen; jeder künftige Talentpächter würde sich sofort den gedrückten Kurs zunutze machen.

Berlin ist das Zentrum der Arbeitsvermittlung für fast alle deutschen Bühnen. Hierher kommen die Direktoren, hier befindet sich der Sitz der Gewerkschaft, der „Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger", und — last not least — hier glaubt man, auch während der Zeit seiner Suche nach neuem Winterengagement anderweitige Erwerbsmöglichkeiten zu finden: im Film, im Funk, im Kabarett und in den zirka fünfzig, ständig das Personal wechselnden Theatern. Das sind aber leider meist Utopien.

Fragt man die Schauspieler nach den Ursachen der Misere, so machen die meisten dafür verantwortlich: die Konkurrenz des Films (neuerdings auch des Tonfilms), des Funks, des Sports, der politischen Meetings ... ja, sogar die Dilettantenvereine und Theaterschulen müssen herhalten!

Der Schauspieler ist zeitfremd und wird — als Propagandist einer verfallenden bürgerlichen Kultur — bewußt so erhalten. So darf zum Beispiel seine Gewerkschaftsleitung fast ohne Widerspruch die Behauptung aufstellen, „unpolitisch" zu sein. So darf es diese Gewerkschaftsleitung wagen, in das „Ehrenkomitee" ihres Bühnenballs einen Herrn Zörgiebel zu setzen. Kann es da wirklich noch Wunder nehmen, wenn

der Schauspieler den einfachsten wirtschaftspolitischen Vorgängen blind gegenübersteht? Daß ein Künstler eine Kunstgattung, die völlig andre, eigne Entwicklungsgesetze hat — für die materielle Pleite in seinen Kunstbezirken verantwortlich macht?

Die weniger Zeit- und Weltfremden geben bereits eine richtigere Antwort: Die Verarmung ganzer Volksschichten, die Massenerwerbslosigkeit ist schuld am schlechten Besuch unsrer Theater. Doch geht auch diese Antwort dem Übel nicht auf den Grund, da die Fragestellung falsch ist. Die Frage hat vielmehr zu lauten: Woher rührt die augenblickliche Massenerwerbslosigkeit, wobei die Bühnenkünstler nur Tropfen in einem Meer sind? Was geht hier vor?

Rationalisierung als direkte Folge der Weltwirtschaftskrise! Auch Kunstprodukte sind Waren mit all deren Merkmalen. Früher war eine andre Produktionsweise ökonomisch bedingt: Der „solide Handwerksmeister" produzierte mit seinem festen Stamm von Gehilfen, nämlich dem Ensemble. Die Weltmarktlage zwingt heute den Leiter, seine Ware serienmäßig, bei geringstem Personaleinsatz, mit minimalsten Unkosten und unter Ausnutzung jeder Konjunktur, dabei aber in möglichst hoher Qualität herzustellen, um nicht im Konkurrenzkampf zu unterliegen. Die Kosten trägt natürlich der Arbeitnehmer und darüber hinaus die Reservearmee, das Heer der Erwerbslosen.

Das Ensemble, das früher das hohe Niveau der deutschen Theaterkunst sicherte, hat dem amerikanischen Produktionssystem, der Arbeit mit Spezialisten (den Stars) Platz gemacht, um die, gleichsam am laufenden Band, eine Anzahl billiger Hilfsarbeiter gruppiert werden, die man stets, je nach Konjunktur, vermehrt oder vermindert. Es hat ferner dem Spielen eines Darstellers in mehreren Theatern an einem Abend, es hat, kurz gesagt, der Rationalisierung des Theatergroßbetriebs Platz gemacht. Als charakteristische Rationalisierungserscheinung ist ferner die Bedeutung zu werten, die der „Typ", im Gegensatz zum frühern „Fachschauspieler", heute mehr und mehr auch in der Provinz gewinnt.

Dilettanten hat es immer gegeben. Es muß beim bürgerlichen Schauspieler um den Glauben an seine künstlerische Überzeugungskraft schon sehr schlecht bestellt sein, wenn er seine Kampffront gegen diese „Konkurrenz" richtet, anstatt den Mut zu haben, sie seinem natürlichen Gegner, dem Unternehmer zuzuwenden. Eine wirkliche Konkurrenz gibt es allerdings: die Laienspieler, die aus Weltanschauung solche Werke darstellen, die das Berufstheater aus politischen Gründen oder auch aus künstlerischer Unfähigkeit nicht spielen kann. Diese Dilettanten, die man jetzt durch Verbote schikaniert, sind aber existenzberechtigter als das ganze heutige Berufstheater.

Es soll unbestritten sein, daß sich eine Unzahl obskurer Existenzen mit dem Theaternachwuchs befassen, daß viele Theater- und Filmschulen das Theaterproletariat vermehren, aber der Zulauf zum Theater ist prozentual nicht höher als zu andern Berufen, in denen die Erwerbslosigkeit relativ auch nicht geringer ist. Traurig bleibt nur, daß die unglücklichen Opfer nur das Lumpenproletariat anstatt das klassenbewußte

vermehren. Aber nicht durch Prüfungen und Siebungen ist hier zu helfen, sondern nur durch Kampf gegen den Unternehmer. Erst wenn dieser gezwungen ist, den Anfänger nach seiner Leistung (oder wie in Rußland sogar höher) zu entlohnen, wird die Auslese der wirklichen Talente erfolgen.

Eine gradezu groteske Erscheinung sind die Studios. Ursprünglich wohl in der löblichen Absicht entstanden, kompromißloses Gesinnungstheater zu spielen, oft vielleicht auch nur, um bei der Serienproduktion des laufenden Abendstücks künstlerisch nicht zu erstarren, später dann wohl auch als praktische Selbsthilfe engagementsloser Schauspieler gedacht, haben sie sich zu einem wirtschaftspolitischem Analphabetismus entwickelt, der seinesgleichen sucht! In den meisten Fällen ist Zeit, Geld und Arbeit umsonst aufgewandt; schlägt aber einmal so eine Matinée ein, wird das Stück in den Abendspielplan übernommen. Vorproben, Dekorationsunkosten, dramaturgische und Regiearbeit werden dem Unternehmer geschenkt; von Erwerbslosen geschenkt.

Wehrt sich der Engagementslose? Kämpft er? Gegen wen?

Er selbst kennt ja seinen wirklichen Gegner nicht. Die feindliche Stellung wird ihm ja von seiner „unpolitischen" Gewerkschaft aus politischen Gründen politisch sehr geschickt verschleiert. Er läßt sich einreden, daß er als „Künstler", als „Kulturträger" andern ökonomischen Gesetzen unterworfen sei als gewöhnliche Sterbliche, trotzdem er auf der andern Seite beispielsweise die Folgen des allgemeinen Sozialabbaus und den fast völligen Zusammenbruch der „produktiven Erwerbslosenfürsorge" am eignen Leib kräftig genug zu spüren bekommt. Er wehrt sich gegen die Bezeichnung Proletarier, trotzdem er, genau wie jeder andre Erwerbslose auch, im günstigsten Fall von siebzig Mark Unterstützung monatlich existieren muß. Er erwartet alles Heil vom Reichstheatergesetz, und merkt dabei nicht, wie alle Arbeitsgesetzgebung im kapitalistischen Staat sich nur zum Nutzen der Arbeitgeberseite auswirken kann. Er merkt das nicht, trotzdem ihm sogar die bescheidenen Arbeitsmöglichkeiten in Kinosketschen durch eine Verordnung aus dem vorigen Jahrhundert heute noch versperrt sind, nur um den Theaterunternehmen eine noch dazu eingebildete Konkurrenz zu ersparen. Er erhofft von der Verstaatlichung der Agenturen eine Besserung, er weiß aber nicht, daß die Einziehung der Agentenkonzessionen nur eine politische Konsequenz der ökonomischen Situation ist.

Und seine Gewerkschaft? Sie erkennt ihn laut Statut nicht einmal als vollwertiges Mitglied an; er hat ihr gegenüber nur Pflichten und keinerlei Rechte, ja nicht einmal das aktive und passive Wahlrecht. Dafür veranstaltet sie aber — angeblich für ihn — Bühnenbälle, auf denen sie sich zusammen mit dem Klassengegner tanzend amüsiert, kurz: sie täuscht ihm vor, die Erwerbslosenfrage charitativ lösen zu können.

Dagegen kämpft der ideologisch fortgeschrittenste Teil der Bühnenangehörigen bereits seit über vier Jahren in der Revolutionären Gewerkschafts-Opposition mit dem klassenbewußten Proletariat um eine andre Lösung: um die revolutionäre!

*

## Zwischenruf von Walther Karsch

Daß Fritz Erpenbeck ausdrücklich betont, die Revolutionäre Gewerkschafts-Opposition distanziere sich von Frau de Neuf, zeigt, wie uneinheitlich die Kampffront der oppositionellen Genossenschaftler ist. Beinahe jeder hat etwas gegen die Leitung einzuwenden, aber niemals finden sie sich zusammen. Deshalb war es dem Vorstand bisher immer ein Leichtes, die Einzelaktionen abzuwürgen. Der Tenor aller Klagen ist der gleiche: die Leitung der Bühnengenossenschaft sei verkalkt, sie laufe in völlig ausgetretenen Bahnen, es würden keine neuen Wege zur Überwindung der katastrophalen Zustände gesucht, eine Behauptung, die sich bei einer Lektüre des ‚Neuen Weges' nur bestätigt. Über das Negative sind sich die Kritiker einig, Vorschläge werden auch gemacht, aber es kommt zu keinem gemeinsamen Vorgehen. Das hat seine Ursache nicht darin, daß der Schauspieler, wie Erpenbeck behauptet, „bewußt zeitfremd" erhalten werde. Seine Interessensphäre wird doch wesentlich von ganz andern Faktoren bestimmt als von nur ökonomischen. Selbstverständlich blieb auch das Theater von der allgemeinen Wirtschaftskrise nicht verschont, aber diese als ausschlaggebend für die Theaternot anzusehn, heißt dem Theater seinen Eigenwert aberkennen. Erpenbeck wundert sich auch, daß mancher den Film für die Pleite der Theater verantwortlich mache. Natürlich ist diese Kunstgattung andern Gesetzen unterworfen, aber es ist nicht wegzuleugnen, daß ein Platz im Kino zwei- bis dreimal so billig ist wie im Theater. Keine Konkurrenz? Eine erhebliche.

Wozu die Übertragung einer im Wirtschaftlichen gültigen Doktrin auf künstlerisches Gebiet verführt, zeigt Erpenbecks Schilderung vom Verhältnis des Schauspielers zum Theaterunternehmer. Gewiß, der Kampf hat sich auch da verschärft. Aber es besteht hier eine geistige Interessengemeinschaft, die nicht wegzueskamotieren ist. Es ist darum nur angebracht, wenn die Schauspieler ihre Interessen in einer besondern Organisation wahrzunehmen suchen. Das ist kein Hochmut gegen Proletarier, es ist nur die Erkenntnis, daß eine Arbeiterorganisation wie die R.G.O. niemals den Sonderinteressen der Schauspieler gerecht werden kann, weil das Verhältnis zum Unternehmertum sich in diesem Fall nicht auf eine so einfache Formel bringen läßt, wie Erpenbeck das unternimmt. Darum ist es auch verkehrt, wenn er behauptet, der erwerbslose Schauspieler vermehre nur das Lumpenproletariat statt das klassenbewußte. Lumpenproletariat, weil sie glauben, ihre Interessen können bei einer Parteiorganisation nicht recht vertreten werden? Was ist das für eine pharisäische Engherzigkeit! Derselben Engherzigkeit entspringt es, wenn der Verfasser sagt, die Laienspieler seien existenzberechtigter als das ganze heutige Berufstheater, weil dies aus politischen Gründen oder aus künstlerischer Unfähigkeit gewisse Werke nicht aufführen könne, die jene „aus Weltanschauung" darstellen. Wir wollen diesen Laienspielern ihre Überzeugung und ihren guten Willen gern attestieren, eine künstlerische Überlegenheit gegenüber

den Berufsspielern zu konstruieren, heißt das Künstlerische vor lauter Gesinnungstreue nicht sehen können. Und der wirtschaftspolitische Analphabetismus der Studios? Natürlich ist dem entgegenzuarbeiten, daß sie dem Direktor die ganzen Kosten schenken, aber bedeutet nicht die Übernahme in den Abendspielplan eine starke Verbesserung auch ihrer wirtschaftlichen Position? Nein, mit dieser ausschließlichen Betonung des Oekonomischen läßt sich nicht viel erreichen. Und darum ist begreiflich, wenn die meisten Schauspieler sich nicht der R.G.O. anschließen, auch wenn sie in ihren politischen Ansichten stark nach links tendieren.

Die Bühnengenossenschaft wird weiter das Feld bleiben müssen, auf dem sich die Schauspielerschaft zum Kampfe sammelt. Die Akteure dieses Kampfes werden in erster Linie die engagementslosen Schauspieler sein und die nur selten beschäftigten, was wiederum darin seine Wurzeln hat, daß die Schauspielerschaft keine homogene Masse ist, daß also der Unterschied der Begabung und der Bezahlung gewisse Gegensätze zur Folge hat. Und doch habe ich den Eindruck gewonnen, daß mancher schon zu Ruhm Gekommene bereit wäre, dem Kleinern beizustehen. Soviel scheint sicher, die Genossenschaftsleitung hat im Wesentlichen versagt. Die Frage des Schauspielerheims war nur ein kleiner Ausschnitt. Der Eindruck des Versagens verdichtet sich immer mehr, wenn man mit Schauspielern über diese Dinge spricht. Reisen, um die Theater zu retten — ihr seid ein bißchen viel gereist, und was herauskam, sind nur Zwischenlösungen. Mir scheint manches, was so in den Unterhaltungen laut wurde, wichtiger zu sein. Da wird zur Belebung des Interesses am Theater vorgeschlagen, man solle die Ensembles austauschen, die Leute in den kleinern Städten hätten sich an dem ihren übergesehn. Wege, um das ehemalige Ensemble wiederherzustellen, werden vorgeschlagen. Wie begegnet man dem Umstand, daß jeder, der einmal irgendwo einen Brief über die Bühne getragen hat, sich Schauspieler nennt, nach Berlin kommt und hier das Schauspielerproletariat vermehrt? Und so werden sich, mehr oder weniger durchdacht, viele Anregungen und Vorschläge finden, die durchdiskutiert vielleicht zu einem praktischen Ergebnis führen können. Die Unzufriedenheit mit der Genossenschaftsleitung, die seit Jahr und Tag immer einen Pflock nach dem andern zurückgesteckt hat, ist groß. Mit dem „Es muß etwas geschehn" ist noch nichts geschehn. Bei einiger Initiative wird sich eine Basis finden lassen, auf der die mit Recht unzufriedenen Elemente zu einigen sind, um von da aus den Kampf gegen die Genossenschaftsleitung führen zu können und gegen die Theaterunternehmer, von denen manche wertvollen, das sollten Sie nicht vergessen, Fritz Erpenbeck, unverschuldet in Schwierigkeiten geraten sind. Man hilft seinen Kollegen nicht, wenn man diese Theaterbesitzer mit dem Aussaugertyp des Industriellen gleichsetzt. Das ist zu simpel. Solche Methoden könnten nur dazu führen, daß euch die Herren Direktoren eines Tages den Krempel vor die Füße werfen und den Laden ganz zumachen. Kampf, ja, — aber mit Mitteln, die der unzweifelhaft besonderen Situation angepaßt sind.

# So wohne alle Tage von Madrei

„Flaches Land — öde Kanäle — kein Baum — nichts als Äcker, Weiden und Windmühlen — der Gulden gleicht der Mark an Kaufkraft — es ist überhaupt nicht zu bezahlen! — und da wollen Sie hin? Herzlichen Glückwunsch. Wem nicht zu raten ist, dem ist nicht zu helfen." Also auf in die Niederlande.

Holländische Grenze. Ein paar Blätter werden vollgeschrieben. „Haben Sie was zu verzollen? Nein. Gut." Stichproben wurden nicht gemacht. Wir fuhren auf prachtvoller Straße, auf einer simplen Nebenstraße dieses unerschwinglich teuren Landes. In Oldenzaal sahen wir die erste Tankstelle. Wir dachten, wir hätten uns verlesen. Aber es blieb bei 10 Cents = 17 Pfennig für den Liter Benzin. Hoch die Vertrustung, an der wir unentwegt genesen. In Osnabrück hatten wir noch 34 Pfennig gezahlt. Wir hätten in Holland tanken sollen. Aber so ist alles.

Habt ihr schon eine Windmühle gesehn? Ich nicht.

Ein komisches Land. Wo sind hier die Kanäle? Wir können doch wohl verlangen, daß wir Kanäle sehen. Wie sieht das hier überhaupt aus in Hengelo, in Arnhem, in Zütphen und bis weit über Utrecht hinaus?

Das sieht folgendermaßen aus: breite, schöne und noch im Regen schleuderfreie Straßen führen Kilometer an Kilometer, Stunde um Stunde durch Wald, durch alten Buchen- und Eichenwald. Alt ist er, aber aufgelichtet und unterbrochen von Wiesen und Parks. Eigentlich ist das ganze ein Park; nie sieht man genau, wo der Staatswald aufhört und der Privatbesitz anfängt. Denn außer der Toreinfahrt trennt selten ein Gitter oder eine Mauer den Privatbesitz ab. Ein Wassergraben tuts auch oder eine Hecke aus üppig wucherndem, in allen Farben leuchtendem Rhododendron. Und wo kein Wald ist, ist eine Allee, eine Allee von vier Reihen; denn wir sind in einem valutastarken Land. Die Häuser sind Herrensitze in des Wortes bestem Sinn. Keine Schlösser. Sie sind so zwischen fünfzig und zweihundert Jahre alt und selbst der Stil der achtziger Jahre ist hier erträglich. Die Gärten sind wunderbar gepflegt und wirkungsvoll aufgeteilt, die Häuser liegen klugerweise fast nie direkt an der Straße, sondern eingebettet in Grün, ein wenig im Hintergrunde. Dies hier ist die schönste Parklandschaft des Kontinents, und sie geht durch fast zwei Drittel von Holland.

Und da, wo diese Landschaft am schönsten ist, steht Schloß Doorn, dort wohnt der arme alte Mann, dessen hartes Geschick für Hunderttausende immer noch ein Gegenstand tiefsten Mitleids ist. Bekanntlich ist es nirgends schön, wenn man zum Bleiben gezwungen wird, selbst das Paradies ist gegen den menschlichen Freiheitsdrang nicht aufgekommen. Immerhin, wollte man die noch lebenden, 50 bis 100 Prozent erwerbsunfähigen Kriegskrüppel vor die Wahl stellen, ihr Leben in Doorn beschließen zu müssen oder weiter in der deutschen Freiheit zu hungern — das Zünglein der Wage dürfte

sich wohl Doorn zuneigen. Hier also lebt ER, hier hat er sein berühmtes Rosarium, „geöffnet bis zu de Duisternis, Karten am Haupteingang."

Hier sieht man breithüftige blonde Frauen mit straff geknotetem Haar und ostelbischem Akzent das Parktor umkreisen und scheu ergebene Blicke in die Richtung des Schlosses senden. Nicht weit davon steht das Hotel, in dem allein das Frühstück 50 Prozent teurer ist als überall sonst in Holland. Ob das der Zuzug aus Deutschland macht...?

Die Holländer allerdings kümmern sich wenig oder gar nicht um den erlauchten Herrn. Bürger, die keine Steuern zahlen, sind in diesem ordentlichen und wohlhabenden Land unbeliebt. Und der arme alte Mann zahlt keine Steuern! Er kann es nicht, sagt er. Er hat es nicht, sagt er. Er hat zwar Schloß Doorn gekauft und bezahlt, aber er lebt nur gezwungen in diesem friedlichen Land. Und er hat gar kein Geld, der arme alte Mann. Wovon er lebt? Wahrscheinlich von der Differenz. Jedenfalls hat das nicht zur Beliebtheit Sr. Majestät in dero Adoptivvaterland beigetragen. Aber die Königin Wilhelmintje hält zu ihm, besucht ihn. Die Ideologie des „Gottesgnadentum" verbindet die Majestäten im Zeitalter der wankenden Throne auf innigste miteinander.

Das hörten wir und das sahen wir in Holland vom Exkaiser. Wir waren ja doch ein wenig über sein Schicksal beunruhigt gewesen, als wir in die Provinz Utrecht einfuhren. Wir haben sie vollkommen beruhigt und getröstet wieder verlassen.

So möchten wir alle Tage wohnen.

---

## Otto Müller von Adolf Behne

Im September starb in Breslau Otto Müller. Das Schlesische Museum bekannte sich in einer liebevoll besorgten Gedächtnisausstellung zu seinem Werk, und jetzt zeigt uns das Kronprinzenpalais einen Teil der Bilder und gleichzeitig die Galerie Möller, die Graphik. Wahrscheinlich werden noch einige andre Museen Müllers Bilder zeigen, das eine oder andre wird etwas erwerben, und dann wird es um Otto Müller still sein, stiller noch, als es um den Lebenden war. Otto Müller wird dann, in allen Ehren, beerdigt sein.

Aber es sollte anders sein, weil in der Arbeit Otto Müllers Kräfte sind, die wir hier in Deutschland sehr notwendig und für die Dauer brauchen. In seiner Malerei ist lebendig da, in jedem Strich, in jeder Form, in jeder Farbe, ganz selbstverständlich, ganz naturhaft, ganz unzerstörbar echt, was in aller deutschen Kunst so selten ist: Maß, Melodie und Wissen um die Welt. Der deutsche Maler fängt heilig an mit allem Besten und Höchsten der Welt und denkt, daß doch am Ende der reinen Bemühung, der ernsten Arbeit „Kunst" sich ergeben müsse wie das Gold in der Retorte. Otto Müller gehörte zu den ganz Wenigen, bei denen die Kunst da ist, nicht

am Ende der Mühen, als ihr Ziel, sondern im Beginn, als ihre Rechtfertigung. Otto Müller war ein strenger Arbeiter, ein treuer Handwerker, ein klarer Denker, aber nicht um Kunst zu zwingen, sondern weil Kunst ihn erfüllte, ihn hatte, ihn führte. Er produzierte nicht Kunst, sondern aus der Kunst heraus, und so ist die Entwicklung, die er nahm, sehr einfach ... und sehr kühn. Was zwischen den frühen, noch Böcklinisch bestimmten Akten und den Badenden der spätern Zeit liegt, ist gleichsam ein Start in die Stratosphäre. Aus der Gegenständlichkeit nah gesehener Leiber, deren banale Rundheit kein „Idealismus" wegbringen kann, schwingt er sich auf zu schroff, fast geometrisch umrissenen Figurenflächen ... in denen das Vielfache an Leben steckt. Es sind wahre Kostbarkeiten unter den Bildern dieser Zeit, in denen die rauhe, fast rissige Farbfläche elementarisch zusammengeht mit der herben Feinheit und subtilen Frische der Empfindung. Ich kenne kaum ein Bild aus dieser Zeit, das nicht seinen eignen und besondern Reiz hätte.

Aber in den letzten Jahren entstand eine Reihe von Bildern mit Zigeunern, in denen sich erst die Genialität Otto Müllers vollendet. Schade, daß das Kronprinzenpalais nicht die ganze Reihe zeigt. Es wird zu den dringendsten Aufgaben unsrer Galerie gehören, die wichtigsten dieser Bilder zu erwerben, ja am besten wäre, wenn sie hier für die Dauer beisammen blieben. Sie sind unvergleichlich in ihrer magischen Transparenz, gehören zum Freiesten und Erfülltesten unsrer Kunst. Letzte Einfachheit von Mensch und Tier, von Haus und Pflanze, in immer klarer, dabei kunstvoller Verschränkung. Leicht sind die Dinge im Bilde überschaubar: Häuser, Himmel, Sand. Fluß, Dorf, Himmel. Pferde, Bäume, Haus. Keine Frage nach Woher oder Wohin. Die Dinge sind da, das genügt. Aber auch viele Türen sind in diesen Bildern, lautlos aufzutauchen, lautlos zu verschwinden ... in einem Schwarz ohne Finsternis. Häuserwinkel, so einfach und so positiv gebaut wie bei Giotto.

Das eigentümliche Schweben zwischen Fremdheit und Vertrautheit wird Musik. Kein Zug im Bilde, der sich ihr nicht zart, mild und weise einfügte, und die Fläche eines Wassers, eines Himmels steigt auf wie eine Verdische Stimme. Triumph der Grazie über den ... nicht verachteten ... Staub.

Diese Bilder haben eine Mission zu erfüllen ... dem überbürdeten, sich immer mehr überbürdenden, dem komplizierten, in falsch verstandenem Amerikanismus sich selbst zerstörenden Deutschen zu zeigen, Stille, Wahrheit, Einfachheit und Schönheit.

Statt immer neue Schulbücher in ewig neuen Auflagen auszustreuen, sollte das Kultusministerium ... oder der Reichskunstwart ... einmal nachdenken, wie die Heilkräfte, die in der heroischen Arbeit eines Grünewald, eines Blechen, eines Leibl, eines Nolde und eines Otto Müller ruhen ... Kräfte, die einen bessern, glücklichern Typ des Deutschen aufbauen könnten ... wie die endlich aus musealer Enge zu wahrer Wirkung befreit werden könnten.

# Sturz der Industriekönige von Bernhard Citron

Königsthrone wanken. Industrielle Machthaber — durch Konjunkturwellen mit scheinbar unbegrenzten Kreditmöglichkeiten emporgetragen — sind Opfer einer anhaltenden Wirtschaftsdepression geworden. In Deutschland, in England, in Frankreich und den Vereinigten Staaten ähnliche Bilder. Der Goldüberfluß hat in den Hochkonjunkturländern fast die gleiche Wirkung ausgeübt wie einst bei uns die Inflation. Der Kampf um die Produktionsquellen führte dort zur Schaffung von jenem Typus des Vertikaltrusts, der uns aus der Aera Stinnes zur Genüge bekannt ist. Cyrus Eaton, so lautet der wahrhaft majestätische Name des nunmehr gestürzten amerikanischen „Stahlkönigs". Der drittgrößte Stahlkonzern der Vereinigten Staaten, die Republic Steels, war ihm untertan. Mit dem größten Trust, den United Steels, hatte er einen erbitterten Kampf zu führen. Cyrus Eaton war scheinbar nicht zu schlagen; in seinem Element war er wirklich „Stahl und Eisen". Aber was hatte nicht alles Platz gefunden im Reiche des Cyrus. Goodyear, wohl die größte Reifenfabrik der Erde, befand sich unter seinen Beteiligungen. Der Börsenfirma Otis, deren Inhaber Cyrus Eaton gewesen ist, schenkte er die größte Aufmerksamkeit. Der Mode entsprechend wurde ein Investment-Trust gegründet, die Continental Shares Incorp. Mit diesem Instrument erwarb der Stahlkönig Majoritäten und Beteiligungen an zahllosen Unternehmungen der verschiedensten Industriezweige. Weil man in Amerika den hohen Wert der sogenannten Public Utilities, der Tarifgesellschaften, die nach dem Zeugnis des Botschafters Sackett den amerikanischen Bürger zu Wucherpreisen mit elektrischem Strom beliefern, plötzlich erkannt hatte, wanderte in den Besitz des Stahlkönigs auch eine Holdinggesellschaft für Public Utilities, die United Light & Power Corp. Die Gesellschaft, die auch viele ausländische Interessen hat, stand grade im Begriff, eine Beteiligung an der Bewag zu erwerben, als es bereits im Gebälk des Eaton-Otis-Konzerns zu knistern begann.

Obwohl bei der Otis die kriminelle Note fehlt, so drängt sich doch der Vergleich mit Oustric auf, dem französischen „Schuhkönig", der nicht bei seinem Leisten blieb. Dessen Konzern, ein Sammelbecken heterogener Elemente, unter denen die Banken den wichtigsten Platz einnahmen, verdient überhaupt nicht mehr die Bezeichnung Vertikaltrust. Hier fehlt nämlich gänzlich der planmäßige Aufbau vom Urprodukt bis zur Fertigware.

Länder, deren Konjunktur engere Grenzen gesetzt sind, die nicht durch Gold- oder Noteninflation eine künstliche Ankurbelung ihrer Wirtschaft erfahren, neigen weit mehr zum Horizontaltrust, zur Zusammenfassung gleichartiger Unternehmungen, von der sie Verbilligung des Betriebes und Stabilität der Preise erhoffen. So erwuchs mit staatlicher Hilfe aus der Not des Reedereigewerbes heraus Englands gewaltiger Schiffahrts-Trust, die Royal Mail Steam Ship Co. Heute steht ihr Präsident, Lord Kylsant, vor seinen Richtern. England ist

streng und die Strafe für einen Industriekönig, der seinen Konzern mit Bilanzfälschungen gegen den Zusammenbruch verteidigt hat, besteht nicht nur im Verlust der Macht, sondern auch in der Verurteilung durch Gesetz und öffentliche Meinung.

Weniger die Gier nach Reichtum als Machthunger war die treibende Kraft, die hinter so manchen Prätendenten der industriellen Königreiche gestanden hat. „Er hatte den Ehrgeiz, Linoleum-König zu werden", sagte sehr treffend in der Generalversammlung der Deutschen Linoleum-Werke ein Opponent von dem bisherigen Generaldirektor Heilner. Für unternehmungslustige Industrieführer scheint lange Zeit hindurch auch Deutschland unbegrenzte Möglichkeiten gehabt zu haben. Bankkredite flossen, Aktienpakete konnten hoch beliehen werden, und bald schwang sich der Leiter eines mittlern Unternehmens mit geborgten Kroninsignien zum Beherrscher einer Industriegruppe auf. Um die Position zu verteidigen, wurden nicht Bilanzen gefälscht — sondern Kurse. Das ist kein strafwürdiges Verbrechen. Niemandem ist es verboten, durch Käufe den Kurs eines Wertpapiers zu stützen. Aber wenn es nicht mehr möglich ist weiterzukaufen, dann entwertet sich auch der hoch beliehene Aktienbesitz und deckt nicht die Kredite, die in Anspruch genommen wurden. Die Banken haben es einem Manne wie dem nun entthronten Linoleumkönig Heilner leicht gemacht, sein Reich auszudehnen. Sie haben ihn in den Sattel gehoben, aber sie konnten seinen Sturz nicht verhindern. Der Linoleum-Trust hatte seine Kraft nicht darauf konzentriert, den deutschen Markt zu überwachen, die Inlandspreise zu diktieren, er strebte über die Grenzen hinaus, wollte Europa erobern. Dabei ging der privatwirtschaftliche Sinn des Horizontaltrusts verloren. Schon in der Schweiz stießen die Continentalen Linoleum-Werke — die Dachgesellschaft des Konzerns — auf Schwierigkeiten. In Schweden und Holland stand man mitten im schärfsten Konkurrenzkampf. Die französische Beteiligung, Sarlino, erforderte große Kapitalinvestitionen und wurde durch den Oustric-Krach in Mitleidenschaft gezogen. Der Verwaltung ist von den Aktionären, zu denen auch der Linoleum-Trust selbst zählt, die Entlastung verweigert worden.

Die „Könige" kommen und gehen, aber die Götter in der Behrenstraße bleiben. Trifft sie in Fällen wie Deutsche Linoleum oder Karstadt eine Mitschuld? Zwei Seelen wohnen in der Brust einer Großbank, die Seele des Industriepatrons und des Kreditgebers. Die eine warnt vor gefährlichen Expansionen der betreuten Gesellschaft, die andre rät zu zinstragenden Kreditgeschäften. Aber die zweite Stimme ist oft lauter. So wuchs — mit Bank- und Emissionskrediten ausgestattet — der Rudolf Karstadt-Konzern zu einem Warenhaustrust heran, dem nicht allein eine riesige Anzahl von Kaufhäusern, sondern auch viele eigne Produktionsstätten untertan waren. Was im laufenden Geschäft verdient wurde — pfennigweise, denn das Einheitspreisgeschäft rentierte sich am besten — wurde von den Schulden aufgefressen. Aber Kommerzienrat Schöndorff, der Karstadt-Generaldirektor, fühlte

sich durchaus als Warenhauskönig, baute seinen Konzern immer weiter aus und glaubte so fest an seine Sendung, daß er sein eignes Vermögen aufs Spiel setzte, um noch im Jahre 1929 den Lindemann-Konzern für seine Gesellschaft zu erwerben. Schöndorff und Rudolf Karstadt, der Senior des Hauses, übernahmen die Kursgarantie für die eignen Aktien, die sie den Lindemann-Aktionären im Jahre 1929 zur Verfügung stellten. Beide haben ihr Vermögen verloren, während ihre ungedeckten Schulden bei der Gesellschaft auf ungefähr 20 Millionen geschätzt werden.

Für Könige ist kein Platz mehr in der Wirtschaft. Sie alle mußten verschwinden: Fox, der amerikanische Filmherrscher; Lord Melchett, der Präsident des englischen Chemietrusts, der — man verzeihe den Pleonasmus! — nach seinem Tode ein „toter Mann“ war; Lübbert, der Stahlhelmmann, der seinem in der A.-G. für Verkehrswesen verkörperten Kleinbahnkonzern einen Bautrust angliedern wollte.

Diese Männer, die in der kapitalistischen Welt mehr erstrebten, als nur Geld zu verdienen, sind gescheitert. Die einen sind noch Direktoren, aber unter der Kontrolle ihrer Geldgeber, andre mußten sich ganz vom Geschäft zurückziehen, manche stehen sogar mit ein bis zwei Beinen im Gefängnis. Die Kämpfer erweisen sich groß in den Feldschlachten der Konjunktur, klein aber im Stellungskrieg der Depression.

---

# Der Mensch

### Ein Schulaufsatz von Kaspar Hauser

Der Mensch hat zwei Beine und zwei Überzeugungen: eine, wenns ihm gut geht, und eine, wenns ihm schlecht geht. Die letztere heißt Religion.

Der Mensch ist ein Wirbeltier und hat eine unsterbliche Seele, sowie auch ein Vaterland, damit er nicht zu übermütig wird.

Der Mensch wird auf natürlichem Wege hergestellt, doch empfindet er dies als unnatürlich und spricht nicht gern davon. Er wird gemacht, hingegen nicht gefragt, ob er auch gemacht werden wolle. Früchte im Mutterleib werden vom Staat geschützt, solange sie noch nicht draußen sind; wenn sie erst einmal draußen sind, erlischt dieses Interesse.

Der Mensch ist ein nützliches Lebewesen, weil er dazu dient, durch den Soldatentod Petroleumaktien in die Höhe zu treiben, durch den Bergmannstod den Profit der Grubenherren zu erhöhen, sowie auch Kultur, Kunst und Wissenschaft.

Der Mensch hat neben dem Trieb der Fortpflanzung und dem, zu essen und zu trinken, zwei Leidenschaften: Krach zu machen und nicht zuzuhören. Man könnte den Menschen gradezu als ein Wesen definieren, das nie zuhört. Wenn er weise ist, tut er damit recht: denn Gescheites bekommt er nur selten zu hören. Sehr gern hören Menschen: Versprechun-

gen, Schmeicheleien, Anerkennungen und Komplimente. Bei Schmeicheleien empfiehlt es sich, immer drei Nummern gröber zu verfahren als man es grade noch für möglich hält.

Der Mensch gönnt seiner Gattung nichts, daher hat er die Gesetze erfunden. Darf er schon nicht, dann sollen die andern aber auch nicht.

Um sich auf einen Menschen zu verlassen, tut man gut, sich auf ihn zu setzen; man ist dann wenigstens für diese Zeit sicher, daß er einem nicht davonläuft. Manche verlassen sich auch auf den Charakter.

Der Mensch zerfällt in zwei Teile: in einen männlichen, der nicht denken will, und in einen weiblichen, der nicht denken kann. Beide haben sogenannte Gefühle: man ruft diese am besten dadurch hervor, daß man gewisse Nervenpunkte des Organismus funktionieren läßt. In diesen Fällen sondern manche Menschen Lyrik ab.

Der Mensch ist ein pflanzen- und fleischfressendes Wesen; auf Nordpolfahrten frißt er hier und da auch Exemplare seiner eignen Gattung, doch wird dies durch den Fascismus wieder ausgeglichen.

Der Mensch ist ein politisches Geschöpf, das am liebsten zu Klumpen geballt sein Leben verbringt. Jeder Klumpen haßt die andern Klumpen, weil sie die andern sind, und haßt die eignen, weil sie die eignen sind.

Jeder Mensch hat 1 Leber, 1 Milz, 1 Lunge und 1 Fahne; sämtliche vier Organe sind lebenswichtiger Natur. Es soll Menschen ohne Leber, ohne Milz und mit halber Lunge geben; Menschen ohne Fahne gibt es nicht.

Schwache Fortpflanzungstätigkeit facht der Mensch gern an und dazu hat er mancherlei Mittel: den Stierkampf, das Verbrechen, den Sport und die Gerichtspflege.

Menschen miteinander gibt es nicht. Es gibt nur Menschen, die herrschen, und solche, die beherrscht werden. Doch hat noch niemand sich selber beherrscht: weil der opponierende Sklave immer mächtiger ist als der regierungssüchtige Herr. Jeder Mensch ist sich selber unterlegen.

Wenn der Mensch fühlt, daß er nicht mehr hinten hoch kann, wird er fromm und weise; er verzichtet dann auf die sauern Trauben der Welt. Dieses nennt man innere Einkehr. Die verschiedenen Altersstufen des Menschen betrachten einander wie verschiedene Rassen; Alte haben gewöhnlich vergessen, daß sie jung gewesen sind, oder sie vergessen, daß sie alt sind, und Junge begreifen nie, daß sie alt werden können.

Der Mensch möchte nicht gern sterben, weil er nicht weiß, was dann kommt. Bildet er sich ein, es zu wissen, dann möchte er es auch nicht gern: weil er das Alte noch ein wenig mitmachen will. Ein wenig heißt hier: ewig.

Neben den Menschen gibt es noch Sachsen und Amerikaner, aber die haben wir noch nicht gehabt und bekommen Zoologie erst in der nächsten Klasse.

# Bemerkungen

## Nachrichtendienst zur See

Hat eigentlich der Herr Reichswehrminister Groener von jener Rede Kenntnis genommen, die sein Kollege Curtius vor wenigen Wochen auf dem Bankett des „Vereins der ausländischen Presse" gehalten hat? Anscheinend nicht. Da war viel zu hören von der staatspolitischen Notwendigkeit, gute Beziehungen zur Auslandspresse herzustellen und die bereits vorhandenen zu pflegen. Im Amtsbereich des Herrn Groener jedoch...

Zum Stapellauf des Panzerkreuzers „Deutschland" waren neben einer großen Anzahl deutscher Journalisten auch die meisten berliner Vertreter auswärtiger Zeitungen und Nachrichtenagenturen eingeladen worden. Am Vorabend des Stapellauftages fanden zwei Pressekonferenzen statt, gesondert für die deustchen und für die ausländischen Zeitungsvertreter. Die deutschen Kollegen bekamen Informationen, die fremdländischen Abendessen. Als man dem Vertreter des Reichswehrministerium zu verstehen gab, daß man zur Not auch ohne ihn zu Abend hätte speisen können, dagegen aber Nachrichtenmaterial von ihm brauche, erklärte der Herr Kapitänleutnant bedauernd, Nachrichten gäbe es nicht. Großes Erstaunen: „Ja, aber die deutschen Kollegen erhielten doch Informationen, ob man denn die nicht auch haben könne." Wiederum Bedauern: „Nein, leider unmöglich, die wären nur fürs Inland bestimmt, streng geheim."

Kleine Pikanterie: Bei dieser streng geheimen Pressekonferenz der deutschen Journalisten war, als einziger Ausländer, der japanische Marineattaché zugegen. Der Japaner war freundlich lächelnd in den Saal hineingeschlendert, und, da er nun einmal überaus nett und liebenswürdig ist, brachte es niemand von den Anwesenden übers Herz, ihn zu bitten, sich aus dem Raume zu entfernen. Und so weiß der japanische Marineattaché unsre geheimsten Geheimnisse.

Nachdem also mündliche Informationen nicht zu erhalten waren, baten einige der ausländischen Herren, wenigstens in das amtliche Druckschriftenmaterial Einsicht nehmen zu dürfen, das doch ihren deutschen Kollegen in Massen zugänglich gemacht worden war. Abermaliges Bedauern: „Nur fürs Inland bestimmt, streng geheim!"

Wie verträgt sich das denn nun aber damit, daß dieses „geheime" Druckschriftenmaterial dem berliner Chefkorrespondenten einer großen amerikanischen Nachrichtenagentur bereits drei Tage vorher kein Geheimnis mehr bedeutete, so daß er seinen Inhalt auszugsweise nach New York kabeln konnte? Hat man etwa diese Dinge, die ja doch kein Geheimnis bleiben können, nur deswegen mit dem Schleier des Geheimnisses umgeben, weil man einem bestimmten amerikanischen Nachrichtenkonzern einen Vorsprung vor der Konkurrenz geben wollte? Sehr wahrscheinlich ist das der Grund, sehr wahrscheinlich haben die meisten andern militärischen und maritimen „Geheimnisse" ähnliche Hintergründe.

Sehr wahrscheinlich sind auch die hierfür verantwortlichen Amtsstellen riesig stolz auf ihre diplomatischen Fähigkeiten. Haben sie sich doch durch ihre geschickte Regie einen großen und einflußreichen amerikanischen Nachrichtenkonzern verpflichtet. Aber sicherlich haben sie sich dadurch mit mindestens zehn nicht weniger großen und einflußreichen verfeindet. Die mit den Presseangelegenheiten im Reichswehrministerium betrauten Marineoffiziere brauchen natürlich nicht zu wissen, daß, veröffentlicht eine new yorker Zeitung einmal als einzige eine berliner Meldung von einiger Bedeutung, die berliner Korrespondenten der andern amerikanischen Blätter und Agenturen zwei Stunden später ein Kabel bekommen: „X meldet das

und das. Wünschen für unser Geld wohl zu schlafen." Man kann sich denken, daß ein solches Kabel auf einer auswärtigen Redaktion eitel Lust und Freude erweckt. Seine indirekten Veranlasser pflegt man sich zu merken.

Aber, wie schon gesagt, mit Presseangelegenheiten betraute höhere Marineoffiziere brauchen so etwas natürlich nicht unbedingt zu wissen. Denn: navigare necesse est; davon aber, daß navigieren, Kurs halten, notwendig ist, steht nirgends ein Wort. „Geheimnisse" sind ja auch viel romantischer.

*Manfred Leinath*

### Ewiger ABC-Schütze

Der heute dreizehnjährige Willi P. wurde am 1. April 1924 in die achte Klasse der Stadtschule Teltow aufgenommen. In dieser untersten Klasse der Grundschule verblieb Willi vier Jahre. Dann versetzt man ihn, wie es im Zeugnis ausdrücklich heißt, „nur seines Alters wegen", in die siebente Klasse. In dieser Klasse sitzt der Junge jetzt wiederum im vierten Jahre. Aus den Zeugnissen ergibt sich, was auch die Eltern zugeben, daß Willi keineswegs ein großes Licht ist. Man kann es kaum von ihm verlangen: er ist das Kind einer Magd, Vater unbekannt, geboren im Hungerjahr 1918, nach Aussage des Arztes bereits im Mutterleibe unterernährt. Ein halbes Jahr nach der Geburt verschwand auch die Mutter spurlos. Das kinderlose Ehepaar P. nahm Willi als eigen an, zog das kümmerliche Leben groß, dessen Austragung dieser gewalttätige Staat kategorisch verlangt, um sich dann von den Erziehungsbeamten dieses selben Staates bestätigen zu lassen, daß Willi für die Gesellschaft unbrauchbar ist. So geht das nicht. Daß Willi keine Schuld trägt an den Mängeln seiner Existenz, steht fest. Daß dieser Staat auch keine Schuld daran trage, läßt sich sehr bestreiten. Also hat der Staat, in diesem Fall die Schule, die Pflicht, Willi nicht nur zu ertragen, sondern sich seiner anzunehmen. Willi hätte spätestens mit dem siebenten Lebensjahr in eine Hilfsschule umgeschult werden müssen. Was in diesen Schulen von hochgesinnten Erziehern mit oft nahezu schwachsinnigen Kindern erreicht wird, ist erstaunlich. Auch Willi wäre hier weitergekommen, denn, das ist die andre Seite des Falles: Seine Unfähigkeit ist eine durchaus einseitige Angelegenheit. In allen Handfertigkeiten entwickelt er eine mehr als durchschnittliche Geschicklichkeit. Mit einer für sein Alter ungewöhnlichen Selbständigkeit bearbeitet er den Garten. Und seine liebste Beschäftigung ist basteln. Die vielfältigen Zusammensetzaufgaben löst er leicht und mit absoluter Genauigkeit. Damit ist bewiesen, daß Willi einer der ganz seltenen Fälle ist, in denen man wirklich von einseitiger Begabung sprechen muß. Von dieser Einseitigkeit her hätte Willi ohne Zweifel zu einer durchaus normalen Leistung entwickelt werden können. Was tat die Schule? Sie ließ Willi acht Jahre lang durch die Zeit dösen. Sie nahm einen Schulpflichtigen in Zwangsverwahrung, um ihn dann allerdings völlig unbrauchbar in eine ungewisse Zukunft zu entlassen.

*Wildangel*

## Lord Breitscheid auf dem Parteitag

Wie weit ist ein Sozialist vom Ziel,
aus dessen Mund das Wort vom „dreckigen Lumpenproletarier" fiel?

Es war einmal ein Sozialist,
ein gewisser Herr Christ,
der gern zu allem Lumpenpack
und zu den Verworfensten gegangen ist.

Der hatte allerdings keinen so gutgeschnittenen Frack.

Dem ward auch bei Priestern kein Behagen —
den haben die Bonzen ans Kreuz geschlagen.

Gott schütze die Armen allezeit
vor Führern und Lords,
denn wer die Armut verlumpereit,
der liebäugelt höheren Orts!

*Peter Scher*

## Die Revellers singen

Vier englische Herren im Frack, sichtlich eben von einem Kartenspiel aufgestanden, das ich nicht spielen kann, sichtlich noch angeregt von Geselligkeit und Whisky, stellen sich auf das Podium des widerwärtigsten, aber dafür größten berliner Konzertsaals und singen. Noch flattern ihre Stimmen ängstlich durch die kalte Riesenhalle wie arme Seelen, die keine Ruhe finden, noch können wir uns gar nicht daran gewöhnen, diese Stimmen so von fern und für tausend Menschen singen zu hören, wo sie doch sonst immer ganz nah und für uns allein da waren, wenn wir vor dem Grammophon saßen. Auch stehen auf dem Programmzettel viele fremde Lieder, aber das ist nur ein Trick, um uns zunächst zu enttäuschen, damit wir um so vergnügter sind, wenn der freundliche Baßsänger dann, als Zugaben, die bekannten Namen nennt — „Nola", das Liebeslied mit der klingelnden Begleitung, „Dina", „The Rose of Waikiki", das Mississippilied „Old Man River", den zierlichen Galopp „I'm in love again", und fürs Herz: „In a little spanish town". Das singen sie vor tausend Souffleuren, die jede Silbe des Textes, jeden Tonfall der Melodie kennen und mit unwillkürlichem Kopfnicken jeden Einsatz geben.

Schnell werden aus den vier Fräcken vier Bekannte. Jeder hat da seine Aufgabe: die beiden Kleineren in der Mitte, Tenor und Bariton, liefern die Substanz des Liedes; Sopran und Baß, die zwei stämmigen Eckpfeiler des Miniaturchors, haben eher Chargenrollen. Alle vier singen, ihrer Gesellschaftskleidung angepaßt, mühelos und ohne schweißtreibende Leidenschaft, sie wissen, daß es Liedchen sind, die sie da singen, und keine Arien, und so ist ihnen auch die Sehnsucht nicht mehr als ein lustiger Crescendo-Effekt, der nur angedeutet, nicht herausgetrompetet werden darf. Und ebensowenig wie den Ernst des

Lebens übertreiben sie die Heiterkeit der Kunst. All das kleine Begleitgebrumm, die tirilierenden Schmuckgirlanden, die stoßhaften Glissandi sind niemals — wie bei denen, die ihnen nachahmen und die, als echte Epigonen, sich an die äußern Manieren des Vorbildes halten statt an deren Gehalt — aufgedonnerte Virtuosität sondern ergeben sich bescheiden und wie zufällig aus dem Sinn des Liedes. Sie singen ohne Aufwand, als täten sies umsonst, und wenn der rundliche Baß manchmal aus Jux in Opernposen verfällt, weil ältere Herren zuweilen gern etwas Mimisches aufführen, mehr gutartig als begabt, dann treten die drei andern, etwas peinlich berührt, einen Schritt von ihm weg und betrachten ihn in einer Haltung, die besagt: Wir geben den Ausführungen des Kollegen Baß gern Raum, möchten uns aber mit ihnen nicht identifizieren.

Die Revellers einmal leibhaftig vor sich zu haben, ist schön, schon damit man den seit langem aufgehäuften Dank abtragen kann, den die Platten nicht entgegennehmen. Wenn man sich aber entscheiden müßte zwischen ihnen und ihren Platten — es könnte kein Zweifel herrschen. Ein Konzertabend, an einem Tage, den wir nicht festgesetzt, mit einem Programm, das wir nicht bestimmt haben, in einem Saal, den wir hassen, zwischen Menschen, die uns ablenken — und auf der andern Seite der stets bereite Schatz dieser Platten, der uns nicht tyrannisiert sondern darauf wartet, daß wir die Stunde des Musizierens bestimmen. Erfüllt die Musik, jede Musik, nicht auf diese Weise ihre Aufgabe viel besser, und entspricht es ihrem Sinn nicht viel mehr, daß wir von den Darbietenden nichts sehen? Denn die Herren im Frack, und seien sie noch so nett, sind ja nicht die Musik — sie machen sie doch nur! Und schien uns das, was aus dem schwarzen Kasten schallt, jemals eine unvollständige Darbietung? Ergänzte unsre Phantasie, was wir nicht sahen? Nein, es waren lebendige Stimmen, gänzlich selbständige Wesen, deren Ursprung uns wenig anging, und grade diese geheimnisvolle Existenz unsichtbarer Klanggeschöpfe, dieser unbekümmerte Verzicht auf alles, was nicht dem Zweck, der Musik, dient, grade das macht uns das Grammophon und den Rundfunk so lieb. Wie schnell hat sich da die Meinung geändert: was vor ein paar Jahren noch technisches Surrogat genannt wurde, erscheint uns heute als vollkommenere Verwirklichung!

Die Revellers haben gesungen. Wir haben uns gefreut, sie zu sehen, und hoffen, sie bald wieder zu hören. In der ersten Reihe saßen die Comedian Harmonists. Mit Recht.

*Rudolf Arnheim*

## Der Tod und die Dichter

Der Dichter A. ist erfolgreich, aber krank. Der Dichter B. ist erfolglos, aber kerngesund.

Der Dichter A.: „... Und nicht das geringste am Herzen?" (lauernd): „Aber die Leber?"

Der Dichter B.: „Vollkommen einwandfrei, du kannst dir die Aufzählung der Organe ersparen!"

Der Dichter A. (fast in bittendem Tonfall): „Und nicht einmal Sodbrennen?"

Der Dichter B. (überlegt, ob er dem andern das Almosen einer harmlosen Krankheit mitleidig zuwerfen soll): „Auch das nicht. Körperliche Beschwerden sind mir fremd. Mein Vater ist sie-

benundachtzig, meine Mutter einundachtzig. Beide kerngesund und rüstig. Makrobiotik, Langlebigkeit, mußt du wissen, vererbt sich. Das liegt in unsrer Familie. Ich werde mindestens achtzig Jahre alt. Deswegen kann ich mir auch Zeit lassen. Ich komme erst noch später ...

Der Dichter A. (resigniert): Ich habe eine Leberschwellung. Mein Vater starb mit achtundvierzig Jahren, meine Mutter mit einundfünfzig. Du wirst mir meinen Nekrolog schreiben. Versprich es mir. Wirst du?"

Der Dichter B.: „Aber wer sagt dir denn, daß du nicht trotzdem gut und gern siebzig Jahre alt werden kannst? Was sind denn schon die Gesetze der Vererbung! Übrigens, ich verspreche es dir: ich werde deinen Nekrolog schreiben gern — (er verbessert sich), „ich meine, ich werde dafür sorgen, daß man dich nicht vergißt ..." (Und ich, denkt er, beginne dann erst.)

Der Dichter A. (bitter): „Achtzig Jahre alt zu werden ... Ich lebe nicht lange, ich weiß es."

Der Dichter B (denkt): Wie gerecht ist die Natur, es wäre doch unerträglich, wenn Gesundheit und Ruhm ... er schweigt und transformiert im Gedankenumdrehen die Überlegung: Natürlich muß der, der nicht lange lebt, frühzeitig ernten. Ich habe Zeit.)

*

Zwei Jahre später ist das Begräbnis des Dichters B., der ungeachtet strotzender Gesundheit einem Gehirnschlag erlegen ist. Und A. schreibt ihm — entgegen allem Programm — einen wirklich schönen Nekrolog, der das eigenartige, aber nicht voll entfaltete Talent des Heimgegangenen würdigt.

Wie gütig von der Natur, denkt er, daß sie der schwachen Begabung einen ungewöhnlich starken Glauben an die Lebenskraft gab; so blieb ihm stets die Hoffnung nahe und die Enttäuschungen fern. Ich spornte mich mit einem Blick auf das nahe Grab, er aber sah einen weiten Weg vor sich, ließ sich Zeit, sagte: später, später, starb früh und doch rechtzeitig. Im närrischen Wettlauf zwischen Vertröstung und Verbitterung ging der weise Tod durchs Ziel.

Dies denkend, schrieb er das Gegenteil: daß der zu früh Verstorbene sein Bestes ins Grab genommen habe.

Und das stimmt, ganz gleich, was der Dichter B. etwa noch geschrieben hätte, auf jeden Fall.

*Hans Natonek*

## Kauft deutsche Waren!

Zu Beginn der Erdbeersaison ging ich in ein großes berliner Obstgeschäft. Behältnisse mit Erdbeeren in verschiedenen Preislagen waren ausgestellt. Ich musterte sie in der Nähe. Nirgends sah ich etwas Appetitreizendes. Die Erdbeeren waren erdig, gequetscht, fleckig, unscheinbar. Da fällt mein Auge auf den letzten Kasten: herrlich leuchtende Früchte, eine wie die andre, trocken, appetitlich in jedem Betracht. Ich frage nach dem Preise. Der Ladeninhaber sagt: „Das sind Holländer, die kosten doppelt soviel wie die teuersten deutschen". Ich kaufte sie doch, freilich nur ein halbes Pfund statt des ganzen, das ich mir vorgenommen hatte. Aber hätte ich von dem Pfund deutscher mehr gehabt, wenn ich vielleicht die Hälfte wegwerfen muß? Und hier hatte ich keine Mühe, keine Auslese nötig, kein Sand war abzuwaschen.

Zwei Zahlen gingen mir durch den Kopf: das große Deutschland hat 4½ Millionen Quadratmeter Gartenland unter Glas, das kleine Holland 25½ Millionen. Dafür hat Holland Freihandel, Deutschland aber die höchsten Zölle der Welt.

Als guter Deutscher kaufe ich deutsche Ware, wenn sie ebensogut und ebenso billig ist wie ausländische. Sonst aber halte ich es mit Bismarck, der auf den Vorwurf, daß er französische Weine bevorzuge, lächelnd erwiderte: „An meiner Kellertür macht mein Patriotismus halt."

*H. v. Gerlach*

### Die anstoßerregende Freiheit

Das Domkapitel hat den Weg für die Fronleichnamsprozession umgelegt, da auf dem seitherigen Wege das von Professor Elkan-Frankfurt geschaffene Befreiungsdenkmal auf dem Schillerplatz berührt würde. Dieses Denkmal stellt bekanntlich eine nackte Frauengestalt dar, an der katholische Kreise in Mainz Anstoß genommen hatten.

*'Höchster Kreisblatt', 29. 5. 31*

### Deutschland, Deutschland überall

In Ulm ist an einem Hause auf dem Schweinemarkt folgende Inschrift angebracht:

Auch auf dem Markt der Säue
Wohnt echte deutsche Treue.

*Friedensfest 1871*

### Der Sterndampfer

Was hat Stein in diesem Augenblick bewogen, sein Schifflein erneut an den Stern des preußischen Staates zu binden?

*Wilhelm Ziegler: Stein (Zentralverlag, Berlin)*

### Liebe Weltbühne!

Als sie dem Carl Laemmle die „Gefangene" von Bourdet zur Verfilmung angeboten hatten, kam ein aufgeregter Mann ins Bureau gestürzt und schrie: „Herr Präsident! Das können wir nicht machen! Die Heldin ist eine Lesbierin!" — „Das tut nichts", sagte Laemmle. „Da machen wir einfach eine Kalifornierin draus!"

## Hinweise der Redaktion

### Bücher

Essad Bey: Stalin. Gustav Kiepenheuer, Berlin.
Heinrich Mann: 5 Reden und eine Entgegnung zum 60. Geburtstag. Gustav Kiepenheuer, Berlin.
Hans Reimann: Vergnügliches Handbuch der deutschen Sprache. Gustav Kiepenheuer, Berlin.

### Berlin

Deutsche Liga für Menschenrechte. Montag (15.). Reichswirtschaftsrat (Plenarsaal), Bellevuestr. 15. 20,30: Das Neue Spanien, Prof. Javier Zubiri.
Internationaler Arbeiterverlag. Mittwoch 20.00. Pharussäle, Müllerstr. Das Verbot des Buches von Klaus Neukrantz: Tatsachen — staatsgefährlich! Es sprechen: Klaus Neukrantz, Renner u. a.
Rote Studentengruppe. Mittwoch 20.00. Tiergartenhof, Nähe Bahnhof Tiergarten: Kampf gegen Hochschulfascismus. Es sprechen: Schneller, M. d. R., Heydenreich und ein Vertreter der R. S. G.

Comofot. Tauentzienstr. 15. 9.30—17.00. Photoausstellung.

### Hamburg

Arbeitsgemeinschaft proletarischer Jugendgruppen. Donnerstag Volksheim Billh. Mühlenweg 41, großer Saal. 20.00. Der Fascismus und seine Bekämpfung, Fritz Sternberg.
Weltbühnenleser. Freitag 20.00. Timpe, Grindelallee 19. Notverordnung.

### Mannheim

Städtische Kunsthalle. Sonntag. Eröffnung der Ausstellung: 100 Jahre Illustrierte Zeitschrift in Deutschland.

### München

Bücherstube Horst Stobbe, Promenadenstr. 12. Montag (22.). Versteigerung der Theaterbibliothek Georg Schaumbergs.

### Rundfunk

**Dienstag.** Frankfurt 18.15: Saint-Simon, Ludwig Marcuse. — Hamburg 20.00: Tragikomische Helden. — **Mittwoch.** Berlin 14.00: Arturo Toscanini dirigiert, Schallplatten. — 17.30: Von der bildenden Kunst, Willi Wolfradt. — 18.20: Kinderaussagen vor Gericht, O. Lipmann und Landgerichtsdirektor Schmitz. — Breslau 20.00: Shakespeare spielt Revolution. — Langenberg 20.00: Die Vögel des Aristophanes. — Berlin 21.10: Zeitsatiren, Edlef Köppen. — **Donnerstag.** Berlin 15.40: Kritik als Kunst und Wissenschaft, K. W. Goldschmidt. — 18.20: Vagabunden-Dichtung, H. Düwell und Hans Reiser. — Frankfurt 21.00: Thomas Mann liest aus Joseph und seine Brüder. — **Freitag.** Breslau 17.35: Die Zeit in der jungen Dichtung. — Königsberg 18.50: Erich Fortner liest Hofmannsthal und Rilke. — Berlin 20.30: Fahnen am Matterhorn von Gasbarra. — **Sonnabend.** Berlin 18.20: Die Erzählung der Woche, Anna Seghers.

# Antworten

**Amerikaverehrer.** In Scottsborow, Staat Alabama, saßen acht Neger auf der Anklagebank, der älteste einundzwanzig Jahre, der jüngste vierzehn Jahre alt. Sie sollten sich wegen angeblicher Vergewaltigung zweier weißer Mädchen verantworten. Diese hatten bei ihrer ersten Vernehmung mit Bestimmtheit erklärt, daß die Verhafteten ihnen nichts getan hätten. Erst später warfen sie, sicher auf Grund von Beeinflussungen, ihre Aussage um und beschuldigten die Neger im Sinne der Anklage. Das Resultat der auffallend kurzen Verhandlung war, daß alle Angeklagten zum Tode auf dem elektrischen Stuhl verurteilt wurden. Sie sollen am 10. Juli hingerichtet werden. Es steht zu befürchten, daß hier ebenso wie im Fall Sacco und Vanzetti, aller Protest ungehört verhallen wird. Man kann sich kaum eine bessere Illustrierung des Kulturzustandes in diesem „freiesten Lande der Welt" denken, als die Hinrichtung eines Vierzehnjährigen, dessen einzige Schuld es ist, Neger zu sein.

**Referendar Berlowitz.** Sie sind dreiundzwanzig Jahre alt und durften auf Grund dieser durch den Geburtsschein belegten Tatsache auf dem Leipziger Parteitag als Vertreter der Jugend figurieren. Sie taten das mit dem freien Anstand Ihrer Jahre, gewürzt durch eine gewisse demagogische Geriebenheit und machten vor einem rechtens auf die höchste Galerie der Partei gehörenden Parkett von Funktionären viel Furore. Ja, viel mehr als zum Beispiel der sächsische Redner Kleineibst, der der Partei Anleihen bei den Nationalsozialisten vorwarf und deshalb von dem Vorsitzenden Wels sofort mit einem Präsidialrülpser beehrt wurde. („Wels: Wir nicht! Vielleicht sie!" Vorwärts, 5. 6. 31.) Dieser Redner mußte also widerspruchslos die Unterbrechungen durch den berliner Bockbierduce hinnehmen, und unter Geschrei und Gelächter zu Ende zu kommen versuchen, während Sie sich sofort das wohlaffektionierte Ohr der alten Genossen eroberten. Und selbst der präsidierende Retourkutscher hörte andächtig zu und knallte Ihnen nicht, wie der Opposition, mit der Peitsche zwischen die Beine. „Wenn Asphaltliteraten in der ‚Weltbühne' sich nicht genug über den mangelnden Geist in der Sozialdemokratie entrüsten können, dann ist es mir eine Ehrenpflicht . . ." Es ist eine. Komm an mein Herz, Goldjunge! Auf welchem niedersächsischen Bauerhof hat denn deine Wiege gestanden, welche deutsche Bärin hat dich denn gesäugt, um uns so freiweg „Asphaltliteraten" zu nennen, ein Wort, das doch aus dem Sprachschatz des Goebbels stammt? Berlowitz — wie duftet der Name nach Wiesenkraut und Schafmist und frisch gestütztem Roggen! „Wenn die Literaten der ‚Weltbühne' das Maul so aufreißen können, verdanken sie es nur der Kraft, mit der die Sozialdemokratie die Republik stützt." Bravo. Wo Berlowitz sitzt, ist immer oben. Hei, wie forsch und junkerlich das klingt, wie klein werden wir, wenn die Berlowitze und Köckeritze über die köllnische Heide gesprengt kommen. „Wer nicht zweifelt, wer seine Meinung gar nicht mehr ändern kann, ist geistig tot." Ich fürchte, Berlowitz, ich bin es. Denn ich habe mich nun mal in Sie verguckt. „Ich gestehe ganz offen, daß die Jungen vor dem Parteitag unsicher waren, ob die Partei noch die innere Kraft besitzt, wieder offensiv zu werden . . . Aber die Referate von Tarnow und Sollmann und besonders das Schlußwort von Breitscheid haben uns doch wieder gefestigt: Wenn die Demokratie fähig ist, solche Männer herauszustellen, hat sie doch nicht versagt . . ." Sie hat nicht versagt. Wenn ein Dreiundzwanzigjähriger schon so genial mit allen Würsten nach der Speckseite wirft, da ist, wenn auch nicht die Partei, so doch die Karriere dieses jungen Redners gesichert. In dreiundzwanzig Jahren wird sich Breitscheids Enkel mit einem dicken Lorbeerkranz für den alten Berlowitz revanchieren.

„Unsre Studenten haben in den Parteiversammlungen oft angeeckt: Genossen, messen Sie dem keinen Wert bei!" Niemand denkt daran. „Die jungen Menschen haben es heute schwer . . ." Wir Älteren auch, die wir antiquierte Begriffe von Jugend mitschleppen, die mit dem Phänomen Berlowitz nicht in Einklang zu bringen sind. Also, Berlowitz, lassen Sie uns noch ein bißchen leben, weil wir neugierig sind, was aus Ihnen noch werden wird. Ich fürchte im Interesse der Partei, daß Sie es noch sehr weit bringen werden. Gute Fahrt, die Begegnung war sehr lehrreich. Aber wenn Sie das mit den Asphaltliteraten noch einmal sagen, dann wende ich mich schutzflehend an den Verein zur Abwehr des Antisemitismus.

**Internationaler Arbeiter-Verlag.** Das bei euch erschienene Buch von Klaus Neukrantz „Barrikaden am Wedding" ist auf Grund der Notverordnung verboten worden. Schon einmal war es, wie hier mitgeteilt wurde, Gegenstand einer polizeilichen Aktion. Die Herren vom Alexanderplatz unterbanden kurzerhand einen Massenkritikabend über das Buch. Wir finden, daß die Polizei gut daran täte, die Schatten der ersten Maitage nicht wieder heraufzubeschwören. Sie würde keinesfalls dabei gut abschneiden.

**Jurist.** Sie erinnern anläßlich des Zuchthaus-Artikels von Ignaz Wrobel aus der vorigen Nummer der ‚Weltbühne' an das Schicksal des zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilten Karl Hans Weißkopf, der in demselben Ebrach seit dreiundzwanzig Jahren festgehalten wird. Hilde Walter hat hier, in Nummer 47 des Jahrgangs 1928, ausführlich geschildert, wie Weißkopf, der ein Sprachgenie genannt zu werden verdient, von dem Verlag Hermann Hillger um den Lohn seiner außerordentlich exakten und schöpferischen Mitarbeit am Lexikon der Firma geprellt wurde. Seit diesem Rechtsstreit hat die Anstaltsleitung für richtig befunden, Weißkopf mit Wollezupfen zu beschäftigen. Die Versuche der Liga für Menschenrechte, ihm durch Übersendung von Büchern Erleichterung und seinem geistigen Betätigungsdrang einen Ausweg zu verschaffen, scheiterten an der Hartnäckigkeit der Direktion, die Weißkopf in den eisernen Käfig sperrte, als er die Auslieferung der Bücher verlangte. Das nennen sie „strafen". Mit Recht finden Sie, daß nach dreiundzwanzig Jahren selbst ein Mörder genug „gebüßt" hat, und daß es einem neuem Morde gleichkommt, jemanden, der seine immense geistige Befähigung unter Beweis gestellt hat, die Zufuhr an geistiger Nahrung glatt abzuschneiden. Die Liga kann nichts mehr über Weißkopf in Erfahrung bringen, da die Zuchthausdirektion den Verkehr des Gefangenen mit ihr unterbunden hat. Wundern Sie sich nicht allzusehr: Ebrach liegt in Bayern, also in keinem Kulturstaat.

**Freidenker-Jugend.** Zur Gründung der berliner Ortsgruppe werden Gesinnungsfreunde gebeten, ihre Adresse dem Kleist-Verlag, Berlin W 62, Courbièrestraße 12, mitzuteilen.

**Leser im Wuppertal.** Wenn Sie Interesse an regelmäßigen wöchentlichen Zusammenkünften der Weltbühnenleser Ihrer Gegend haben, geben Sie Ihre Adresse an Herrn Michael Andermann, Elberfeld, Brillerstr. 13 (Tel. 35 322).

---



---

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

# Das gerettete Oesterreich / Der gerettete Brüning Leutnant Scheringer und die K.P.D.

von Carl v. Ossietzky

Die Bank von England hat Oesterreich mit einem Kredit von 150 Millionen Schilling unter die Arme gegriffen. Nicht aus Gründen der Menschenliebe, sondern um Interessen der City zu wahren, die durch den Zusammenbruch der Credit-Anstalt gefährdet waren. Während die österreichischen und französischen Vertreter noch hin und her verhandelten, und die französischen Politiker, die ihre Herkunft aus dem Notariat nicht verleugnen können, an einem umständlichen Kontrakt laborierten, hat der englische Außenminister die Sache mit einem Federzug erledigt. Mit viel improvisatorischem Geschick hat England wieder seine Chance ausgenutzt. Liegt eine besondere Großmut darin, daß es auf genau stipulierte Bedingungen verzichtete? Die Engländer schätzen das Schriftliche in Politik und Geschäft nicht hoch ein; es gibt nicht einmal eine geschriebene englische Verfassung. Aber wem England Kredit gewährt, der weiß auch, daß er sich in Zukunft nach seinem Geldgeber zu richten hat. Das ist ganz selbstverständlich, dazu werden keine unterschriebenen Bedingungen gebraucht. Das weiß auch Oesterreich.

Nur die reichsdeutsche Presse, die kurz nach dem genfer Schrecken die dicken Eichenbohlen vor dem Kopf durch noch dickere ersetzt hat, weiß es nicht. Sie behauptet allen Ernstes, England alimentiere damit das fernere Festhalten an der Zollunion. In Genf hat die englische Politik Herrn Curtius fallen lassen — und jetzt sollte England sein gutes Geld für die Fortführung dieser von der ganzen Welt abgelehnten Dummheit hergeben? Es wäre doch besser gewesen, wenn die Engländer diesmal einen schriftlichen Kontrakt gemacht hätten, dann gäbe es keinen irreführenden Zweifel darüber. So aber können unsre sogenannten außenpolitischen Aktivisten die Legende weiterverbreiten, das Foreign Office prämiiere das Festhalten an der Anschlußidee, während die Sadisten am Quai d'Orsay wieder einen ihrer teuflischen Tributpakte und Oesterreichs völlige Unterwerfung verlangt hätten.

Mussolini wünscht in Budapest, und möglichst auch in Wien, einen habsburgischen Zaunkönig von Italiens Gnaden. Auch in Frankreich haben infolge des Anschlußrummels die Anhänger der habsburgischen Restauration Boden gewonnen, und nicht nur unter katholischen Royalisten. Schon einmal, im Herbst 1929, als die Heimwehren losmarschieren wollten, schaffte ein Machtwort MacDonalds Ruhe. Daß Ignaz Seipel jetzt wieder von dunklen Kräften emporgehoben wird, beweist aufs deutlichste, daß sich die schwarzgelbe Reaktion noch nicht geduckt fühlt.

Aber was ist der österreichische Staat mehr als eine chronische Geldverlegenheit, um die sich Menschen verschiedener Bekenntnisse und Parteifarben darbend und hoffend

gruppiert haben? Und was sind schon 150 Millionen Schilling? Bald wird eine neue Sanierung fällig sein, und wer dann zuerst da ist, der steckt das arme Oesterreich, mit oder ohne König, in die Westentasche.

*

Die deutsche Regierungskrise ist inzwischen wieder abgeschwollen. Erst im Herbst wollen die Beteiligten sich wieder auf dem Streitroß sehen. Bei den Berufspolitikern mag der Wunsch nach Sommerruhe dabei ausschlaggebend sein, aber der Wirrwarr, den sie angerichtet haben, hat schon seine eignen Gesetze. Noch ist nicht bekannt, was der Kanzler mit Herrn Dingeldey verabredet hat und ob sein Bedränger nicht doch darauf bestehen wird, ein paar Minister über die Klinge springen zu lassen. Da Mitte Juli ausländische Staatsmänner wie MacDonald und Henderson und der Amerikaner Stimson, nach Berlin kommen werden, so läßt sich mit einiger Sicherheit darauf rechnen, daß Hugenberg und Schacht für diesen Zeitpunkt ein paar besonders duftende Skandalraketen in Bereitschaft halten. Die fremden Herren sollen doch mal unsre hochentwickelte Katastrophentechnik in der Nähe betrachten. Da können sie was lernen.

Offiziell wird gesagt, daß des innern Haders jetzt genug sei und die Außenpolitik dafür das Wort habe. So etwa begründete auch die Sozialdemokratie ihre Anstrengungen zur Rettung Brünings. Mit dieser Rettung ist es eine eigne Sache. Die Sozialdemokratie nimmt sich dabei aus wie ein friedlicher Spaziergänger, der einen ellenlangen Alligator im Wasser sieht und sich nun bemüht, das arme Tier an Land zu bringen, damit es nicht ersäuft. Jedenfalls hat der Kanzler seine Rettung nicht leicht gemacht; er hat gekratzt und gebissen, und seine Wohltäter sehen übel aus. Brüning braucht die Sozialdemokratie nicht mehr, und als sich ihre Gefälligkeit endlich nicht mehr umgehen ließ, da kompromittierte er sie noch nach Leibeskräften. Er wollte schon diesmal reinen Tisch machen; er möchte nicht länger von armen Teufeln toleriert werden, die heute schon selbst politische Toleranz nötig haben und morgen von den simpelsten Mitleidsgefühlen ihrer Landsleute leben werden. Wer fürchtet heute noch die Partei, wer kümmert sich überhaupt noch um sie? Ein überzeugter Sozialdemokrat muß es als brennende Schande empfinden, wenn ein Scharfmacherblatt, wie die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung', seiner Partei gutmütig zuredet, es wäre doch besser für sie, in die Opposition zu gehen, in die sie von rechtswegen gehöre, anstatt sich unnütz zu zerreiben. Der Labourlord Breitscheid hat das Zerstörungswerk des Parteitags von Leipzig vollendet.

*

Der völlige Zusammenbruch des Bürgertums und die schwere innere Erschütterung der Sozialdemokratie machen die Grenzen aller Parteien fließend. Wenn in der Politik die Rechte oft nicht weiß, was die Linke tut, so weiß heute keine Seite mehr richtig, ob sie nun rechts ist oder links.

Auch die Kommunistische Partei wächst gewaltig, und dieser Massenzustrom stellt sie vor Aufgaben, die sie zu einer

gewissen Lockerung ihrer Dogmatik zwingt. Man betont in der Agitation den engen parteigebundenen Charakter nicht mehr so stark und hat zur Anlockung der fascistischen Horchposten das nicht ganz wetterfeste Schlagwort „Volksrevolution" geschaffen, das mehr im Geiste Otto Straßers als dem Lenins empfangen zu sein scheint. So arbeiten jetzt auch die Unerbittlichen mit ideologischem Kleister und gewöhnen sich an, statt Klasse Volk zu sagen. Anno domini 1916 stellte der Wütendste aller Sozialpatrioten, der einstige Linksradikale und Luxemburgschüler Paul Lensch die machtvolle These auf, was der deutsche Generalstab betreibe, das sei schon die Weltrevolution und müsse deshalb von den Sozialisten unterstützt werden. Diese kleine Reminiscenz sei den Verkündern der Volksrevolution ehrfurchtsvoll gewidmet.

Als wirkungsvollstes Propagandastück stellt die KPD. den frühern Reichswehrleutnant Richard Scheringer heraus, der im Prozeß der ulmer Offiziere noch als strammer Hitlermann auftrat. Die Beziehungen der Kommunisten zu Feldgrau sind etwas pulvergeschwärzt, und deshalb kommen die Beteuerungen, die KPD. wäre die eigentliche nationale Partei und habe auch ein Herz fürs Militär, noch etwas beklommen heraus. Vielen der ältern Anhänger wird es auch nicht so leicht fallen, an Stelle der Internationale künftig zu singen: Der Soldate, der Soldate — das ist der schönste Mann im Zukunftsstaate... In der ‚Linkskurve' nimmt der junge Held nun selbst das Wort, um sich in der knappen Sprache des Exerzierreglements zu den brennendsten Jahrhundertfragen erledigend zu äußern. Am interessantesten daran ist der autobiographische Teil. Herr Scheringer hat als Saboteur im Rheinland angefangen und kam dann via Schwarze Reichswehr nach Küstrin, allwo er von den republikanischen Streitkräften gefangen genommen wurde. Und nun kommt ein unbezahlbares Humoristikum, denn Herr Scheringer schreibt: „Wieder ging es ins Gefängnis. Von dort entlassen, entschloß ich mich, zur Reichswehr zu gehen." Vor ein paar Monaten noch hätte die kommunistische Presse mit bestem Recht gerufen: Und so was kommt in die Reichswehr! Heute kann sie das nicht mehr, denn sowas kommt in die KPD. und stellt dort die Verhaltungsmaßregeln der proletarischen Revolution — Verzeihung! — der Volksrevolution auf. Es liegt mir ganz fern, Herrn Scheringer zu bespötteln, der das Produkt einer konfusen Zeit ist und der mir mit seinem galoppierenden Programmwechsel noch immer besser gefällt als manche der jungen Sozialdemokraten, die in der Hoffnung auf die republikanische Energie ihrer Führer mit isabellenfarbenen Hemden herumlaufen. Die KPD. kann jedoch nicht den gleichen mildernden Umstand wie Herr Scheringer für sich beanspruchen. Eine Partei, die sich nur als Produkt fühlt, wird niemals Ursache werden.

Nach Herrn Scheringer ist der nächste Schritt: „die Volksrevolution in Deutschland, die Zerreißung der Tributverträge und der revolutionäre Krieg gegen die wahrscheinliche Intervention der kapitalistischen Westmächte." Das ist ein etwas langer Schritt, und außerdem ist das falsch, falsch und nochmals falsch! Wir bezahlen keine Tribute, Herr Leut-

nant, sondern Entschädigungen für einen Krieg, den die Unfähigkeit unsrer Staatsmänner entfesseln und verlieren half. Was Sie Tribute nennen, das verschwindet rechnungsmäßig neben unsrer innern Last. Wer diese beiden Dinge mit einander vermanscht, wer Europa mit Krieg überziehen will, um Deutschland von den Reparationen zu befreien, der mag sich tausendmal als national gerichteter Kommunist fühlen, er bleibt doch nur ein ganz gewöhnlicher Nationalist, der Hörige einer Ideologie, die aus dem Zentrum bürgerlich-kapitalistischen Denkens kommt. Übrigens hat seit zehn Jahren in der KPD. immer die These der russischen Revolution als Doktrin gegolten, den imperialistischen Krieg in einen Bürgerkrieg zu verwandeln. Wo bleibt diese These in Scheringers Auslegung? Die Volksrevolution, also der Bürgerkrieg, soll verwandelt werden. Aber in was? In den nationalistischen Krieg, in den Revanchekrieg Hugenbergs und Hitlers? Wenn die Führung der KPD. so weitermacht, dann wird der Augenblick bald erreicht sein, wo sie einen frisch gecharterten Marineoffizier vorführt, der die Parteiversammlungen mit dem Schlachtruf belebt: Gebt uns unsre Kolonien wieder!

Von kommunistischer Seite wird mir natürlich entgegengehalten werden, daß eine große Partei Machtpolitik treiben muß und sich nicht bei pazifistischen Kinkerlitzchen aufhalten kann. Zugegeben. Jede revolutionäre Partei hat bisher versucht, mit Militärs in Verbindung zu kommen, die ein paar tausend Bajonette repräsentieren. Aber Herr Scheringer repräsentiert nichts als einen triefenden Füllfederhalter, und die Macht, die er der Partei zuführt, ist nur die der nationalistischen Stammtischphrasen. Die KPD. muß sich entscheiden, auf welchen Zuzug sie Wert legt. Will sie die in den Gewerkschaften aller Richtung vertretenen Arbeiter und Angestellten oder will sie krakehlende Studentchen und zeitweilig unbeschäftigte Freikorpsexistenzen? In der deutschen Arbeiterschaft überwiegt ein gefühlsmäßiger, ein tiefverwurzelter Antimilitarismus, der bei jedem Übergriff des Militärs gegen die Republik immer wieder spontan hervorgebrochen ist. Wenn die KPD. sich nationalistisch und militaristisch verkleidet, und sei es auch nur aus Opportunität, so tut sie damit der Partei der Panzerkreuzerbewilliger den größten Gefallen. Daß wir den nationalen Befreiungskrieg brauchen, werden ihr nur neugebackene Sozialisten abnehmen, die statt von Marx und Engels von Seeckt und Geßler herkommen. Herr Scheringer mag groß herausgestellt werden, wenn er sich in proletarischer Kampfesdisciplin bewährt hat; bis jetzt ist er nur ein verhetzter Bürgersohn, der die Bedeutung des Fahneneides nicht erkannt hat. Von allen heutigen Parteien hat die KPD. die größte Zukunft, aber noch immer eine auch ideologisch gefährdete Gegenwart. Deshalb bietet sie auch dem Fascismus nicht das notwendige Gegengewicht. Die Reaktion wächst von Tag zu Tag, und dabei sehen wir die beiden Arbeiterparteien jede auf ihre Weise verrannt; die eine blickt wie fasciniert auf den spitznasigen Jesuiten Brüning, die andre führt Freudentänze auf um einen geschaßten Leutnant.

# Jugend, Staat und S.P.D. von K. L. Gerstorff

In der Sozialdemokratie gibt es eine Jugendfrage; und es ist kein Zufall, daß auf dem leipziger Parteitag die Jugend in einem Sonderreferat behandelt wurde. Die Sozialdemokratie ist keine Partei der Jugendlichen. Das zeigt der Altersaufbau ihrer Mitglieder: 40 Prozent sind über fünfundvierzig Jahre und um 80 Prozent mehr als dreißig Jahre. Nur ein Fünftel fiel auf die Jahrgänge unter dreißig. Sie sind also bei der Sozialdemokratie in geringerm Umfange vertreten, als es dem Altersaufbau innerhalb der Gesamtbevölkerung entspricht; bei den Kommunisten dagegen um so stärker. Woran liegt das? Das ist nicht nur, wie manche Illusionisten glauben, eine Frage von Jugend und Alter, eine Frage des Verhältnisses der Generationen. Das ist eine durch und durch politische Frage. Warum ist die proletarische Jugend heute zum größten Teil nicht in der Sozialdemokratie? Weil sie mit der Politik, die die Sozialdemokratie heute verficht, nicht einverstanden ist. Warum aber ist grade die Jugend damit nicht einverstanden, warum bleibt ein viel größerer Prozentsatz der ältern Jahrgänge bei der Partei? Die Sozialdemokraten waren ja noch bei der letzten Wahl die stärkste Partei.

Warum die Jugend mit der heutigen Politik der Sozialdemokratie nicht einverstanden ist, das läßt sich nur erklären aus der völlig veränderten ökonomischen und soziologischen Situation dieser Jugend in der Zeit des Nachkriegskapitalismus. Die ältere Generation, die Jahrgänge von 1870 bis 1890, die sind noch aufgewachsen in einem aufsteigenden Kapitalismus, die sind aufgewachsen in einem Zeitraum, in dem die kapitalistischen Profite schnell stiegen, aber auch die Löhne der Arbeiterschaft, die sind aufgewachsen in einer Epoche, wo in der Sozialdemokratie gegenüber dem orthodoxen Marxismus der Reformismus, der Revisionismus, die jugendfrische neue Bewegung war. Die sind aufgewachsen in einem Zeitraum, in dem die Erhöhung der Löhne, die Abschwächung der Krisen und Klassenkämpfe einen friedlichen, evolutionären Übergang zum Sozialismus zu ermöglichen schienen. Es kam der Krieg und zerstörte viele Illusionen. Da half man sich darüber mit der Erklärung hinweg, daß für den Krieg nicht der Kapitalismus in erster Reihe verantwortlich sei, sondern die alten feudalen Gewalten, und daß man nach dem Sturz dieser Kreise zu einem demokratisch verbürgten, realen Pazifismus kommen könne. Dann kam die Inflation, und nachdem am Ende der Inflation die Arbeiter fast auf Existenzminimum standen, erhöhten sich ab 1924 die Löhne, die Produktion, der Außenhandel, und gleichzeitig entwickelte sich ein Spätsommer für alle reformistischen Anschauungen. Wirtschaftsdemokratie war die Parole, und man hoffte, nach endgültiger Liquidation von Krieg und Kriegsfolgen zu einem ökonomischen Aufschwung zu kommen, der dem der Vorkriegszeit entsprach.

Die Krise kam, sie verschärft sich von Monat zu Monat, die Arbeitslosenzahlen wachsen, die Löhne werden abgebaut.

Auch die alte Generation wird stutzig, auch ihr kommen immer wieder Zweifel. Auch sie spürt, daß wir heute in einer Krise leben, die anders als frühere Krisen ist, daß diese Krise eine Krise im Niedergang des gesamten kapitalistischen Systems ist. Wenn Marx gelehrt hat, daß bei der Veränderung des ökonomischen Unterbaus langsamer oder rascher sich der gesamte politische und ideologische Oberbau umwälze, so hat man in diesen Sätzen oft nur eines der wesentlichsten Fundamente der materialistischen Geschichtsauffassung gesehen, hat begriffen, daß die ökonomischen Kräfte im geschichtlichen Prozeß die entscheidenden sind. Man hat aber oft nicht beachtet, daß Marx hier ausdrücklich erklärt, daß der politische Oberbau oft nicht das Spiegelbild des ökonomischen Unterbaus ist, daß er vielfach hinter ihm zurückbleibt. Bei der alten Generation ist das heute überall zu spüren, und es ist eine der wichtigsten Aufgaben, dahin zu wirken, daß politischer Oberbau und ökonomischer Unterbau nicht zu sehr auseinanderklaffen. Die alte Welt, die den Reformismus geschaffen hat und in der die sozialdemokratische Vorkriegsgeneration aufgewachsen ist, sie erklärt, warum ihr Loslösungsprozeß vom Reformismus so langsam fortschreitet.

Bei der jungen Generation liegt dies anders. Sie hat die aufsteigende Epoche des Kapitalismus überhaupt nicht erlebt. Vergessen wir nicht: die Dreißigjährigen, die waren dreizehn Jahre alt, als der Krieg ausbrach, und siebzehn bei seiner Beendigung. Ihre Erlebnisse, soweit sie ökonomische Realitäten betreffen, fallen in die Niedergangsepoche des Kapitalismus. Die Jugend hat keine große, aufsteigende Kurve der Wirtschaft erlebt, eine lange Aufschwungsperiode kennt sie nicht; sie glaubt daher auch heute nicht daran, daß nach dieser Krise eine lange Konjunktur kommen wird. Und wenn auf dem Parteitag Tarnow in seinem Referat betonte, am Krankenbette des Kapitalismus sei die Arbeiterklasse Arzt und Erbe, so fühlt sich die Jugend nicht als Arzt, sondern als Erbe, aber als Erbe, der kämpfen muß. Ihr hat der Kapitalismus nichts geschenkt, so daß es sich lohnte, in ihm zu leben, sie hat nur die Ketten zu verlieren und eine Welt zu gewinnen. Diese Haltung der Jugend, die für die gesamte letzte Epoche gilt, hat sich in der heutigen Krise noch ganz erheblich verstärkt. Grade die Jugend wird besonders stark von der Arbeitslosigkeit betroffen. Bei ihr bedeutet aber die Arbeitslosigkeit, daß sie den Arbeitsprozeß überhaupt nicht kennen lernt. Wir haben heute in Deutschland riesenhafte Massen von Jugendlichen, die nicht einmal unter die Erwerbslosen-Unterstützung der Wohlfahrt fallen. Warum? Weil sie niemals in einem Betrieb gearbeitet haben und so nicht einmal Unterstützung beanspruchen können. Diese Jugend erblickt im Kapitalismus den Feind. Mit Recht. Sie hat von ihm nichts Gutes erfahren und sie hofft auch nicht mehr darauf. Sie lehnt sich daher auf gegen reformistische Politik. Die Sozialdemokratische Partei hatte früher Jugendorganisationen geschaffen, sie hatte von diesen Jugendorganisationen erwartet, daß sie ihr die Funktionäre, die sie brauchte, heranbilden würde. Aber diese Jugendorganisationen wurden keine Ausbildungsstätten für Parteifunktionäre, sie wurden

vielmehr ein Sammelbecken aller derer, die gegen den Reformismus Front machten. Daher der ständige Kampf des Apparates gegen die Jugend, daher auf dem Parteitag das lang erwartete Verbot der Jungsozialistischen Organisationen. Aber mit diesen Verboten wird man die Sozialdemokratie den Jungen nicht schmackhafter machen. Die Jugend wird immer radikaler. Sie ist dabei jedoch nur der Barometer, der zeigt, wohin bald die Massen der Arbeiterschaft strömen werden.

Die Massen der proletarischen Jugend stehen heute im Lager des revolutionären Marxismus; die Massen der bürgerlichen Jugend und der Mittelschichten stehen bei den Nationalsozialisten. Die Jugend steht im Protest zum heutigen Staat. Er hat ihr nichts gegeben, er wird ihr nichts geben. Er hat aber in seiner letzten Notverordnung auch etwas für die Jugend, und das nennt sich freiwillige Arbeitsdienstpflicht. Die Phrasen, mit denen man die eigentlichen Ziele zu bemänteln sucht, sind folgende: Die Jugend wird völlig demoralisiert, wenn sie überhaupt niemals in den Arbeitsprozeß eintreten kann. Also begründen wir Organisationen, die eine Arbeitsdienstpflicht für die Jugend schaffen, damit sie für die paar Mark, die sie an Arbeitslosenunterstützung bekommt, auch eine wirkliche Arbeit leistet.

Man faßt sich an den Kopf: Haben wir zu wenig Arbeiter, sind zu wenig Hände da, die im Produktionsprozeß tätig sein wollen, haben wir nicht vielmehr im Sommer mehr als vier Millionen Arbeitslose, und werden es nach dem neuesten Heft des Instituts für Konjunkturforschung im Winter nicht fünf bis sechs Millionen sein! Nehmen wir einmal an, die Organisation der freiwilligen Arbeitsdienstpflicht wäre über alle technischen, finanziellen und sonstigen Schwierigkeiten hinweggekommen und bereits in Tätigkeit. Dann müßten die Jugendlichen für ihre Arbeit etwas leisten; was aber die Jugend leistet und arbeitet, kann an andrer Stelle der Wirtschaft nicht gearbeitet werden, wenn die Krisensituation sich nicht ändert. Das heißt, durch die Arbeitsdienstpflicht wird die Arbeitslosigkeit auch nicht um einen Mann geringer, sie wird nur anders verteilt. Und das ist nur selbstverständlich: Denn es ist das Charakteristische an dieser Niedergangskrise, daß infolge der mangelnden Kaufkraft der Massen die so riesenhaft gesteigerte Produktivität der Arbeit zu immer größerm Massenelend führt.

Durch die Arbeitsdienstpflicht wird also die Arbeitslosigkeit nicht geringer. Warum aber wird sie propagiert? Darüber gewinnen wir schon einigen Aufschluß, wenn wir uns die Kreise ansehen, die sie propagieren. Hier finden wir die Nationalsozialisten, den Stahlhelm und den Jungdeutschen Orden, wir finden also die gesamte Rechte. Wenn sie zusammen mit dem Monopolkapital für die Arbeitsdienstpflicht eintreten, handeln sie in ihrem Klasseninteresse. Die junge Arbeiterschaft soll dort zu Sätzen arbeiten, die weit unter den ortsüblichen Tarifsätzen liegen. Den Unternehmern ist das recht, doppelt recht. Einmal beutet sie die Jugend, die für sie tätig ist, besonders aus, sie steckt also dabei einen außergewöhnlichen Profit ein. Auf der andern Seite kann man diese dienstpflichtige Jugend als Streikbrecher verwenden, als Druckmittel, um die Löhne

weiter abzubauen. Wir stehen, was in diesem Zusammenhang gesagt werden muß, vor einer neuen Lohnabbauwelle. Die Notverordnung hat dafür eine gute Basis geschaffen. Je mehr die Unterstützungssätze für die Arbeitslosen abgebaut werden, je schlechter es den Erwerbslosen geht, um so günstiger ist die Chance, auch den Betriebsarbeitern den Lohn herabzusetzen, und damit wird man nicht mehr lange warten. Als die Deutsche Volkspartei sich zunächst mit einer kleinen Majorität für die Einberufung des Reichstages erklärte und dann darauf verzichtete, war der Kaufpreis für ihren Umfall unter anderm, daß die Regierung Versprechungen machte, die Laufzeit der Tarifverträge herabzusetzen, so daß die Unternehmer nicht bis zum Herbst oder Winter zu warten brauchen, bis sie einen neuen Lohnabbau vornehmen. In diesem Zusammenhang kann die Arbeitsdienstpflicht der Jugendlichen eine nicht unwesentliche Rolle spielen. Sie schafft einen neuen positiven Faktor für die Unternehmerinteressen.

Aber diese lohnpolitische Wirkung ist nicht der einzige und auch nicht einmal der entscheidende Zweck dabei. Die Nationalsozialisten, — und wohl auch manche andern Kreise — verbinden damit weitere Absichten. Die arbeitsdienstpflichtige Jugend soll in straff organisierten Kaders zusammengefaßt werden, das aber bedeutet die Schaffung von Formationen, die für die innenpolitischen Kämpfe sehr bedeutungsvoll sein können. Wenn wir wissen, wer die Drahtzieher sind, so wissen wir damit, daß diese Formationen nicht im Interesse der Arbeiterschaft werden eingesetzt werden.

Die Krise der Jugend in der Sozialdemokratie — die Pläne über die Arbeitsdienstpflicht kommen beide aus einer Wurzel. Im heutigen Niedergang des Kapitalismus wird für die Jugend eine reformistische Politik zur völligen Unmöglichkeit. Das Monopolkapital sucht alle Lasten der Krise auf die Arbeiterschaft abzuwälzen. Arbeitsdienstpflicht soll den Lohnabbau erleichtern, soll gleichzeitig Formationen schaffen, auf die sich das System in der Folge stützen kann.

Der Kampf gegen die Arbeitsdienstpflicht ist daher nicht isoliert zu führen, er mündet ein in den gesamten politischen Kampf, in dem wir Zeugen und Akteure zugleich sind.

---

# Catalunya von Walter Mehring

## II

Die Corrida dieses Sonntags in Barcelona wurde von der Presse als Sensation gefeiert. Nicht nur wegen der Bravourleistungen des einen Torero, dem von der tücherschwenkenden Menge die Ohren des Stiers zuerkannt wurden, sondern vor allem dank dem Wiederauftreten des lang entbehrten portugiesischen „Rejoneador“ Simao de Vega. De Vega greift mit den Banderillos vom Pferde an. Und das ist in der Tat ein Schauspiel erregender Schönheit, zu sehen, wie der vollendet elegante Caballero, angetan mit Dreispitz und altportugiesischer Hoftracht, auf blütenreinem, federngekröntem Schimmel seine zirzensischen Dressurakte exekutiert, vorwärts und

rückwärts die hohe Schule abreitet, um die Arena hetzt, immer dicht vor dem schnaubenden, nachtschwarzen Stier.

Aber nicht darum erzähle ich von dieser Corrida, sondern um zweier politischer Details willen.

De Vega nämlich zeigte sich zum ersten Male wieder nach langjähriger Verbannung durch die Diktatur.

Und es geschah noch etwas.

Für den „bravsten" Stier wurden von der Tribüne dem Banderillero zwei Banderillas: mit der Trikolore der Republik die eine, die andre mit der gestreiften Flagge Kataloniens, zugeworfen, und beim Aufrollen entflatterte eine Schar weißer Tauben über das Rund des Kampfplatzes. Mit dem Toro dieser Runde gab es das blutigste Gemetzel; immer wieder, unter dem Gejohl der Zuschauer, raffte er sich hoch; so reich strömte sein Blut, daß beide Fahnen fleckenlos zu roten Fahnen sich färbten.

Und als nach Schluß dieser Corrida das mehrtausendköpfige Publikum hinausdrängte, empfingen es die Zeitungen mit den Schreckensnachrichten aus Madrid.

*

Die Bestürzung war allgemein, gemildert durch Schadenfreude: Natürlich! Die Herren Kastilianer haben wieder Ärger mit ihrer Republik! Die Monarchisten sollten es bloß mal hier versuchen!

Doch das sagte man schon mit Vorsicht — und Gerüchte beunruhigten fortwährend.

In der Nacht zuvor war es am Pulvermagazin des Montjuich, des Hafenberges von Barcelona, zu Schießereien gekommen; die Wache hatte ein Feuergefecht zu bestehen — aber sie wußte nicht, mit wem.

Die Regierung nahm einige Verhaftungen vor. Jesuiten und Mönche räumten die Klöster, alarmiert durch Telephonate von Unbekannten.

Nein, es schien nichts weiter zu folgen — trotzdem blieb das Gefühl: noch hat die Republik die Gefahrenzone nicht überstanden.

*

Der Montjuich bewahrt eine peinliche Erinnerung. In seinen Kasematten hatte Ferrer seine letzte Nacht vor der Hinrichtung zugebracht, stehend — denn es war ihm verboten worden, sich zu setzen — flankiert von zwei Reihen betender Mönche.

Damals war die Welt in Empörung: in Italien wurde der Generalstreik erklärt, in Rußland demonstrierten die Studenten, in Antwerpen boykottierte man spanische Schiffe, Deutschlands, Englands und Frankreichs Presse einte sich in Protesten.

Seltsam: hier, in Barcelona, gilt das Andenken an den katalanischen Freiheitshelden nichts mehr. Mit wem ich auch sprach: Republikanern, Sozialisten, Anarcho-Syndikalisten, man zuckte die Achseln: gewiß, man entsinne sich noch. Aber es sei zu lange schon her — und dann: Ferrer habe sich nie um katalanischen Separatismus gekümmert.

*

Und doch steht der Fall Ferrer und die „semana tragica" von 1909 im engsten Zusammenhang mit den jetzigen Ereignissen.

Auch damals begannen die Straßenrevolten aus dem Haß gegen die marokkanischen Soldateska-Abenteuer.

Auch damals gingen Klöster in Flammen auf.

Ferrer hatte nach langen Entbehrungen und wiederholten Verfolgungen die „modernen Schulen" gegründet, um durch Aufklärung gegen die Jesuiten zu wirken.

Nach dem Attentat auf Alphons XIII. wurde er fälschlich der geistigen Urheberschaft bezichtigt und ein Jahr im Kerker festgesetzt. Man mußte ihn freilassen, doch man schwor, ihm schon noch einmal beizukommen, und machte die Drohung wahr nach der Insurrektion von Barcelona.

Zu der Verhandlung, die mit dem Todesurteil endete und mit wirklichen Inquisitionsmethoden geführt worden war, schrieb der englische ‚Spectator': „Sollte dieser Prozeß nicht mit der nötigen Unparteilichkeit geführt werden, so wird die spanische Regierung die Konsequenzen eines solchen Justizirrtums einst zu büßen haben."

Was jetzt geschieht, ist die Erfüllung dieser Voraussage.

Francisco Ferrer ist — sehr zu Unrecht — in Barcelona vergessen worden. Unanzweifelbar hat das Werk des großen Mannes, haben die Gewaltakte gegen ihn und die Opfer der tragischen Woche diese Republik vorbereitet.

*

Sechs Wochen Spanien — eine flüchtige Stippvisite bei der jungen Republik. Um über ein Land Endgültiges auszusagen, muß man die Existenzmöglichkeiten erprobt haben. Und ich kenne nur die Einweihungsfeierlichkeiten der neuen Freiheit, nicht ihren Alltag. Und ich kenne die spanische Frau nicht — um sie zu kennen, müßte man sie heiraten. Und ich habe — bis auf kleine Zwischenfälle — keine der Revolten mitgemacht. An ihrer Art, wie sie unerwartet aufflammen und ebenso rasch verlöschen, merkt man das Fehlen jeder Organisation.

„Der spanische Syndikalismus", erklärte mir einer der Führer, „basiert auf Bakunins, Krapotkins und Mellas Theorien, und paßt sie der Wirklichkeit an!"

„Was nennen Sie: der Wirklichkeit anpassen?"

„Unser Grundsatz ist, uns der Politik fernzuhalten. Wir lehren einen produktiven Anarchismus, mit defensivem Charakter — Ablehnung der Gewalt. Durch die C.N. T. sind wir mit den ausländischen Genossen in Verbindung, aber wir treiben unsre eigne Taktik: durch naturgemäßen Ausbau der Syndikate die heutige Staatsform zu ersetzen. Unser nächstes Ziel: die Land- und Weinarbeitersyndikate. Dann die Syndikate aller Berufsgruppen, der proletarischen wie intellektuellen."

„Und die Kommunisten?"

„Ihre Führer bekämpfen uns natürlich! Aber die Mitglieder ihrer Partei sind fast ausnahmslos auch Mitglieder unsrer Syndikate. Und so haben wir sie in der Hand!"

„Aber die kommunistischen Demonstrationen am ersten Mai in Barcelona und Bilbao?"

„Das sind nur die Folgen vereinzelter Hetzereien! Zahlenmäßig ohne Bedeutung. Und dann, vergessen Sie nicht: wir haben unsern eignen, unsern spanischen Syndikalismus und Kommunismus!"

Und so sieht der spanische Nationalismus aus!

Ich habe nie von einem Spanier, von keiner Seite, je gehört, daß er sich mehr dünke als andre Nationen — nur: er möchte von allem sein Eigengewächs haben!

*

Es wird nicht dabei bleiben!

Die Empörung, die die Bourbonen verjagt hat, wird auch die Klassengegensätze verschärfen. Und die Republik hat eine verkorkste Buchführung zu liquidieren: der Herren Primo de Rivera, der das Telephon verschachert hat, Romanones, der sich an den Rifminen gesund machte, Cambo, des katalonischen Kork-, Metall- und Petroleummagnaten, der die schlechten Morgankredite ins Land brachte und gegen die Peseten spekuliert, der Jesuiten, die einen aufreizenden — nicht einmal durch Kunstwerte entschuldbaren — Reichtum an Edelmetallen und Juwelen aufhäuften und die Finanziers der Zeitung ‚A.B.C.' sind, gegen deren Redaktion der Aufstand in Madrid ausbrach.

Und das alles lange bemäntelt vom Purpur des letzten spanischen Monarchen, der jetzt ein Obdach sucht — „Mindestbedingung: vierzig Säle, in ruhigster Lage an der Riviera."

Aber daß eine der großen Diktaturen gestürzt wurde, das ist von europäischer Bedeutung.

---

# Wirtschaft am Tage vor der Diktatur

**von Sebastian Franck**

## I

**„Verhungert: drei."**

Während eines ganzen Jahres sind drei Menschen, zwei Männer und eine Frau, in Deutschland verhungert. Nicht mehr und nicht weniger. So sagt es die amtliche „Statistik der tötlichen Verunglückungen im Deutschen Reich". Von den 29 000 Menschen, deren Leben durch unnatürliche Ereignisse ein Ende nahm, sind nur drei in der Rubrik „Verhungern" aufgeführt. 44 Menschen konnten sich zum Beispiel den Luxus leisten, bei Winter- oder Sommersport, durch „Lawinen oder Absturz in den Bergen", zu sterben. Aber nur drei sind verhungert. 665 wurden sogar nicht einmal durch die hohen Gaspreise daran verhindert, durch das „Einatmen von Leucht- und Kochgas" ihrem Leben ein Ende zu machen. Und keine Rubrik dieser Statistik ist mit einer so winzigen Zahl besetzt, wie die des Verhungerns.

Man sieht, wir leben in einem sozialen Staat, und Herr Dietrich hat wohl doch recht, wenn er sagt, nirgends sei für die armen Leute so gut gesorgt wie in Deutschland.

Das Verhungern ist also nach der Statistik keine Lebensgefahr im deutschen Vaterlande. Und daß Menschen nicht verhungern, ist ja wohl doch letzten Endes das Ziel allen Wirtschaftens; womit ja dann alles in Ordnung wäre und es vielleicht nur an etwas Religion fehlen würde, um das Leben glücklich für alle zu machen. Und sogar niemanden verhungern zu lassen, ist nicht das Hauptziel des Wirtschaftens, wie wir es kennen, sondern: Profite zu machen, und die Menschen, die die Waren herstellen, mit denen die Profite erzielt werden können, — gewissermaßen nebenher — noch grade so zu ernähren, daß nicht mehr verhungern als man entbehren kann. Aber einst kam doch, wir erinnern uns noch dunkel, eine Zeit, in der man mehr wollte als Profit: sozialen Staat, freie Bahn dem Tüchtigen, Löhne, die ein höheres kulturelles Niveau erreichen ließen, eine kürzere Arbeitszeit, die die Voraussetzung für kulturellen Fortschritt abgeben sollte, bewußte Einschränkung des Profitmotivs („Besitz verpflichtet", sagte doch die legendäre Weimarer Verfassung), kurz alles das, was die Sozialdemokratie so schön mit dem Worte „Wirtschaftsdemokratie" bezeichnet. Sie sollte der Vorhimmel zu dem wahren Himmel des Sozialismus sein, und sie sollte weit entfernt liegen von der kapitalistischen Hölle, in der das Volk lang genug gequält worden war.

Daß alles dies erreicht worden sei und nun verteidigt werden müsse, das behaupten aber selbst die Sozialdemokraten nicht; nicht einmal wenn sie weitere und immer weitere Notverordnungen der Regierung Brüning als das „geringere Übel" schlucken. Aber in Deutschland verhungert man jedenfalls nicht, werden sie anführen. Denn das sagt die Statistik, und wer es ihr nicht nachbetet, der ist beinahe ein Kommunist.

Es gibt ja leider keine Statistik des Gesundheitszustandes, keine Mittel, mit denen man messen kann, um wieviel die Lebensdauer eines Menschen, um wieviel die Leistungsfähigkeit und die Lebensfreude eines Menschen durch den Mangel an einer wirklich gesunden ökonomischen Lebensgrundlage verkürzt worden ist, wieviele hunderttausende von Tuberkulosetoden, von Grippetoden, von Krebs- und Herztoden in Wirklichkeit das sind, was eine unparteiische, eine nicht „klassenbewußte" Statistik zum mindesten in Parenthese als Hungertode bezeichnen würde. Aber gibt es auch diese Statistik nicht, so gibt es doch Menschen, die in der Lage sind, durch die Beobachtung des Lebens, durch den Augenschein zu ersetzen, was die amtliche Statistik ihnen an Erkenntnis verweigert.

Manche Menschen gehen nämlich, wenn sie in Berlin wohnen, einmal über die gesellschaftliche Bannmeile hinaus, in die Gegenden um den Alexanderplatz, um den Wedding, nach Reinickendorf, Moabit, Niederschöneweide, oder wo sonst es sei. Sie gehen ab und zu in ein Hinterhaus, sie sehen ab und zu einem der Kinder auf der Straße in die stumpfen Augen, sie gehen einmal vor die Stempelstellen und sehen die Gesichter an, sie fragen, wie sich die Arbeitslosen eigentlich vor dem Verhungern schützen, sie fragen in den Krankenhäusern, wieviel Selbstmordkandidaten am Tage eingeliefert werden,

sie sprechen mit ein paar Wohlfahrtspflegerinnen, sie fragen bei den Betriebsräten einiger Werke nach, wieviele Arbeiter dort früher beschäftigt wurden und wieviele heute — und zu welchen Lohnsätzen. Und wenn sie dies wissen, wenn sie dies und noch manches andre mehr getan und den wirklichen Willen betätigt haben, zu sehen, was ist, so nehmen sie diese amtliche Ziffer „durch Verhungern gestorben: drei" nicht achselzuckend, geschweige denn beruhigt hin, sondern sie erkennen in ihr ein grausiges Symptom dafür, wie man sich in der heutigen gesellschaftlichen Ordnung mit sauber geführter Statistik, mit sorgfältig beschafftem und verwaltetem Argumentenmaterial vor der Wahrheit des Lebens die Augen verschließt. Wie man die Dinge, die man nicht sehn und nicht erkennen will, abseits der Statistik und abseits der politischen Argumentation läßt. Verhungert drei ...

Daß heute in Deutschland hunderttausende von Menschen hungern, effektiv hungern, und daß ihnen der Magen knurrt, wenn sie des Abends nicht etwa in ein Bett, sondern auf irgendeine notdürftige Schlafstelle gehn, das wird von sehr vielen Satten geleugnet. Von allen denen, die nur einen Haß kennen, die „Sozialrentner", den bedrohlichen Elendshaufen. „Sozialrentner", das sind die Menschen, die ihr Leben lang zu dieser oder jener staatlichen Versicherung Beiträge geleistet haben, die damit einen Versicherungsanspruch erkauften, die diesen Anspruch jetzt mit 20, 30, 40 oder 50 Mark im Monat einlösen — manchmal ist dieser Anspruch auch der sogenannte Dank des Vaterlandes an die Kriegsbeschädigten — und die dann scheel angesehen werden, weil sie sich nicht bequemen, mit 20, 30, 40 oder 50 Mark satt, ruhig, zufrieden und fromm zu werden, obwohl doch die Statistik beweist, daß ihr sogenannter Hunger nur Einbildung, Massenhypochondrie, Neid auf die „produktiv arbeitende Unternehmerschaft" ist; denn, wieviele Menschen sterben von 65 Millionen Menschen schon Hungers? — ganze drei, die Statistik zeigt es ja.

Die Herren in Deutschland, die an der Ruhr, und die in der Wilhelm-Straße, werden beruhigt durch diese Statistik: In Deutschland verhungert man nicht so leicht. Sie ziehen Schlüsse daraus: Solange die Menschen noch am Leben sind, die man in möglichst großer Zahl zum Zwecke der Weltgeltung des Vaterlandes und seiner eventuellen Verteidigung gegen böswillige Feinde einmal brauchen kann, die man zum mindesten zu einem erheblichen Teil selbst in Zeiten der Krise in den Fabriken und in den Bureaus noch nicht ganz durch Maschinen ohne Klassenbewußtsein ersetzen kann, solange kann alles, was heute kriselt, in Ordnung gebracht werden, Staat, Wirtschaft, Moral und Waffenstärke, wenn man es nur richtig anfaßt: weniger Sozialversicherung für den Plebs; weniger Löhne für die ohnedies schon viel zu großspurigen Arbeiter; weniger Gehälter für die Angestellten mit den Stehkragen, die sich ja ohnedies durch die Titulierung „Herr" und einige andre ideologische Abfälle der bürgerlichen Gesellschaft eng genug mit der Unternehmerschaft verbunden fühlen, um sich von ihr alles gefallen zu lassen; mehr Steuern und Zölle auf den Konsum; und bei alledem eine starke Reichswehr, die sich bewußt ist,

wer sie bezahlt, wer bereit ist, sie herrlichen Zeiten unumschränkten militärischen Herrschertums entgegenzuführen, die das Vaterland verkörpert, die die kapitalistische Staatsform mit Herz und Hand und Gewehr verteidigt, und sei es gegen den eignen Vater und die eigne Mutter. Mehr braucht man nicht. Gewiß, das Ausland steht im Hintergrund. Das liefert dann später das Echo der Weltgeltung, das benutzt man zum Absatz der überschüssigen Industrieprodukte, für deren Erwerb man seine eignen Arbeiter, Angestellten und Beamten ja aus vaterländischen Gründen nicht ausreichend bezahlen kann, und das ist schließlich einmal, wenn vaterländische Belange es fordern, das Objekt eines begeisterten Verteidigungskrieges, bei dem Vaterland und Weltzivilisation sich gleichzeitig des Schutzes einer solchen wohlgesinnten Reichswehr erfreuen.

Seit dem Tage, an dem eine solche Ideologie zum letzten Male auf Grund obrigkeitlichen Zwanges hundertprozentig gegolten hatte, seit dem 8. November 1918, sind mittlerweile dreizehn Jahre vergangen. In der Zwischenzeit lebte diese Ideologie vorübergehend nur zu niedrigeren Prozentsätzen, aber sie wuchs allmählich wieder zu gesundem Umfange an, sie verdrängte die mildern und schönern Ideologien, um die man einst revolutionär gekämpft hatte, die man dann allerdings selbst gegen eine halbe Million Pöstchen — vom Minister bis herab zum Gemeindeschreiber — verhökerte —, und jetzt erst ist der Zeitpunkt gekommen, an dem diese alte stramme Ideologie wieder offiziell mit klingendem Spiel als deutsche Staatsreligion anerkannt wird. Der Wiederaufstieg dieser Ideologie ist schon äußerlich demonstriert durch die endgültige Beseitigung des Traumes von der „Wirtschaftsdemokratie", durch die endgültige Aufrichtung der schon so lange und so erfolgreich vorbereiteten Wirtschaftsdiktatur.

In einem unterscheidet sich der heutige Zustand noch von dem, der in Kürze kommen und uns an den 8. November 1918 wieder anknüpfen lassen wird: Heute noch kann man sagen, was ist. Mit gewissen Einschränkungen zwar, aber doch immerhin in so großem Maße, daß man das Heulen bekommen könnte, wenn man sieht, wieviel schönes, reines Zeitungs-, Broschüren- und Buchpapier mit gleichgültigem und verlogenem Zeug bedruckt wird, und zwar von Leuten, die nicht etwa zu ahnungslos sind, um es besser zu wissen, sondern die wissen und sehen, was vorgeht, die aber zu feige sind, es ihren Mitmenschen zu sagen, ihre Mitmenschen aufzurufen, sich dieser Diktatur entgegenzustemmen, anstatt schon heute damit abgefunden zu sein, daß sie zehn oder zwanzig Jahre dauern wird, um dann dem Kommunismus zu weichen.

Hier soll skizziert werden, welchen Zustand, welche Art einer deutschen Wirtschaft die Diktatur am Tage ihres Herrschaftsantritts vorfindet, was sich hinter der Angabe verbirgt, von 65 000 000 Menschen seien verhungert: nur drei.

### Die Gewerkschaften sind unterminiert

Die deutschen Löhne und Gehälter sind im Laufe von zwölf Monaten um etwa zwölf Prozent abgebaut worden. Je zur Hälfte in Form von Tarifkürzungen und in Form von ab-

gebauten übertariflichen Zulagen. Die zweite Lohnabbauwelle steht bevor, hat in vielen Industrien bereits begonnen. Die Unternehmerschaft hat es klar und deutlich angekündigt, daß es so nicht weiter gehe, daß die Löhne zu hoch seien.

Aber es war für sie schwierig, diese zwölf Prozent herunterzuhandeln: es hatte der ganzen Einschüchterung der Arbeiterschaft bedurft, um Streiks zu verhindern; es bedurfte der ganzen allzu schwachen Bereitwilligkeit der Gewerkschaften, das geringere, und immer wieder das geringere Übel dem erheblich größern des Widerstandes vorzuziehen und nachzugeben. Es war schwierige Verhandlungsarbeit; man mußte zuviel fragen, zureden und so tun, als hätte man einen vollwertigen Verhandlungspartner vor sich. So will man nicht weiter arbeiten. So wäre es zu unbequem. Und das Volk ist mürbe genug, um jetzt einfacher, schneidiger, bündiger vorzugehen. Man will kurzerhand gegen die Lohntarife an sich Front machen, gegen diese Abmachungen, durch die der allergrößte Teil der gesamten Arbeitsverhältnisse in Deutschland kollektiv geregelt ist, zwischen Unternehmerschaft und Gewerkschaft. „Lohnspielraum", das ist die Formel, die die Zauberwirkung tun und mit einem Federstrich die Gewerkschaften so entrechten soll, wie es der große Bismarck mit einem schwierigen Gesetzgebungswerk, dem Sozialistengesetz, vor reichlich fünfzig Jahren nur mit vielen Federstrichen zu tun vermochte. Die Sache ist sehr einfach. Man gibt durch Reichsgesetz den sämtlichen (gesetzlich respektierten) Lohntarifen, die zur Zeit in Kraft sind, einen Spielraum — nach unten selbstverständlich — innerhalb dessen es sich die Gewerkschaften gefallen lassen müssen, daß ihre Vertragspartner, die Unternehmer, mit den Arbeitern ihres Werkes individuelle Einzelabkommen treffen. Mit andern Worten, die Löhne werden generell um das Ausmaß dieses Lohnspielraums — vielleicht 10 Prozent, vielleicht 20 Prozent — gesenkt.

Denn bei der heutigen Lage des Arbeitsmarktes ist es ja wohl ziemlich ausgeschlossen, daß sich auch nur in einem einzigen Industriewerk eine Gruppe von Arbeitern finden wird, die den Mut aufbringt, mit Tausenden verzweifelnder und verhungernder Konkurrenten im Rücken, den Streik gegen Lohnsenkungen — vielleicht wird es bald heißen: einen illegalen Streik — zu führen.

Einige Angaben mögen vergegenwärtigen, wie die Lage der Arbeiterschaft in Lohnverhandlungen geschwächt ist, wie der Staat sie nicht nur verläßt — was er bei den Konflikten der letzten Zeit ja schon ganz offen getan hat — sondern wie er sich sogar mit seiner vollen Gesetzgebungsmacht gegen sie wendet.

Von der gesamten deutschen Wirtschaft sind jetzt etwa 34 Prozent vollkommen arbeitslos. 20 Prozent stehen in Kurzarbeit, und nur der Rest, nicht einmal die Hälfte der gesamten deutschen Arbeiterschaft, steht in voller Arbeit und in vollem Lohn.

In der gesamten Industrie sind zur Zeit nur 52,6 Prozent der Arbeitsplätze besetzt, und, wenn man eine achtstündige

Normalarbeitszeit zugrunde legt, so wird jetzt in Deutschland nur mit 47,7 Prozent der Arbeitsstundenkapazität gearbeitet. Das sind Ziffern, die noch deutlicher sprechen als die Arbeitslosenzahlen von 4 Millionen; oder von 5 bis 6 Millionen, die das amtliche Institut für Konjunkturforschung schon jetzt als die wahrscheinliche Zahl des Winters angibt. Auch diese scheint übrigens wieder zu optimistisch gegriffen zu sein, und es gehört wenig Pessimismus dazu, für den Winter an eine höhere Arbeitslosenziffer als an die 6 Millionen zu glauben. Wer aber will mit 6 Millionen verzweifelten, zu allen Zugeständnissen bereiten Arbeitslosen im Rücken seinem Unternehmer beim Lohnabbau, beim Klassenkampf gegen die Gewerkschaften Widerstand leisten?

Doch noch eins ist in dieser Hinsicht zu berücksichtigen, wenn man zunächst einmal für den Arbeitsmarkt die Eröffnungsbilanz der Wirtschaftsdiktatur ziehen will. Es gibt außer den eigentlichen Arbeitslosen, außer denen, die die Statistik anführt, die bei den Arbeitsämtern gemeldet sind, noch Millionen von arbeitslosen Menschen, die aus dem Zustand der Selbständigkeit, des Rentnerdaseins, oder aber einfach aus der Schule heraus, in dieses undefinierbare Elendsreservoir abgesunken sind, das sich heute großstädtischer Mittelstand, großstädtisches Kleinbürgertum nennt. Diese Schicht, die sich nur noch durch den Stehkragen, und sei er schwarz vor Schmutz, oder aus Gummi, vom eigentlichen Proletariat unterscheidet, die diesen Unterschied aber gewissermaßen als ihren einzigen Lebensinhalt betrachtet — diese Schicht ist vorläufig noch zum großen Teil der Illusion nationalistischer Ideologien verfallen, sie fällt der klassenbewußten Arbeiter- und Angestelltenschaft in den Rücken, sie unterbietet sie, sie ist für die nächste Zukunft die Stütze des Fascismus im Volke.

Diese „mittlere" Schicht hat heute tatsächlich nichts zu verlieren als ihr Elend, und sie ist deshalb bereit, sich, jedenfalls zum großen Teile, blind dem Nationalismus der Herren Hitler und Hugenberg zu verschreiben. Wenn dasselbe nicht von der Arbeiterschaft gesagt werden kann, so liegt der Grund darin, daß die Arbeiterschaft ja trotz aller Lohnsenkungen und trotz allen Sozialabbaus noch viel zu verlieren hat: vor allem das Recht des freien Zusammenschlusses in den Gewerkschaften, die Organisation ihrer Macht. Die eben verzeichnete Absicht, einen „Lohnspielraum" zu schaffen, ist auch gegen das Koalitionsrecht der Arbeitnehmer ein erster energischer Schritt.

Auf diesem Gebiet wird die Diktatur ihre Aktivität zuerst entfalten, denn ihre Auftraggeber, die Unternehmer, werden vor allem eins verlangen: daß man sie nämlich wieder, wie früher, unbeschränkt „Herr im Hause" sein läßt. Und um dieses Ziel wieder zu erreichen — dieses Ziel, dem man heute schon durch das allgemeine Arbeitslosenelend, das den Widerstand der Arbeiterklasse geschwächt hat, so nahe gekommen ist — braucht man nur durch Notverordnung einige Gesetzesparagraphen zu streichen. Die Formel ist schon gefunden und an der Ruhr verkündigt worden: die gewaltige Not des Vater-

landes erfordert Sonderbestimmungen für eine vorläufig auf mehrere Jahre festzusetzende „Notzeit“... Auch von „Opferjahren“ könnte man sprechen, es würde sich ebenfalls sehr schön machen als Begründung für weitern Abbau der Sozialpolitik, für Knebelung der Gewerkschaften und was sonst noch der Zufriedenheit der Unternehmerschaft im Wege steht.

Leistungen der Sozialpolitik sind im allgemeinen nichts andres als Bestandteile des Lohnes, die nur einen andern Namen haben, und zwangsweise durch die Vormundschaft des Staates dem Lohnempfänger zur Verwendung für einen bestimmten Zweck entzogen werden. Spricht man heute davon, daß die Arbeiter und Angestellten im Durchschnitt etwa 10 Prozent ihres vereinbarten Lohnes für Sozialversicherungszwecke fortgeben müssen, daß die Unternehmer außerdem noch 9 Prozent des Lohnes für die gleichen Zwecke zahlen müssen, so ergibt sich nichts andres, als daß der wirklich vom Unternehmer an den Arbeiter gezahlte Lohn nicht zum Beispiel 50 Mark, sondern 50 Mark plus 9 Prozent gleich 54,50 Mark ist; während der Arbeiter weder diese 54,50 Mark noch die tarifmäßig abgemachten 50 Mark erhält; sondern daß er nur 50 Mark minus 10 Prozent, gleich 45 Mark bekommt. 18 Prozent des eigentlichen Lohnes beschlagnahmt also der staatliche Vormund „im Interesse des Arbeiters“, in Wirklichkeit aber im Interesse des Staates, der seinen Bestand dadurch schützt, daß er den in Not geratenen Lohnempfängern für gewisse Zufälle des Lebens, wie Krankheit, Invalidität, Unfall, und unter gewissen Bedingungen auch Arbeitslosigkeit eine kleine Rente verschafft, die grade noch groß genug ist, ihn vor dem Verhungern, vor dem Erscheinen in der oben erwähnten statistischen Spalte zu schützen.

Der Staat weiß gut genug, daß der Gesamtlohn des Arbeiters, daß die gesamten 54,50 Mark unsres Beispiels, an den notwendigsten Bedürfnissen des Tages gemessen, viel zu gering sind, als daß der Lohnempfänger es ohne den staatlichen Zwang fertig bringen würde, von seinem Lohn noch für diesen oder jenen Versicherungszweck etwas zurückzulegen. So zwingt er sie zum „vorsorgen“ und gebärdet sich angesichts der vom Lohn beschlagnahmten repräsentativen Milliardensummen „sozial“. Und auch die Unternehmerschaft weiß gut genug, daß die Sozialpolitik nichts mit Humanität, nichts mit Christentum und Selbstentsagung zu tun hat, sie weiß, daß sie eine egoistische Maßnahme zugunsten des sicherungsbedürftigen Kapitalismus ist. Denn die Arbeiterschaft würde ohne die sozialpolitischen „Wohltaten“ schneller zum Bewußtsein ihrer wirklichen Lage in der heutigen Gesellschaftsverfassung kommen, ihr am meisten leidender Teil würde nicht mehr nur indirekt am Hunger sterben, sondern sehr direkt und sehr sichtbarlich, und wenn selbst die Gesamtheit der Arbeiterschaft unter solchen Umständen nicht um mehr Lebensjahre betrogen würde als unter dem Mantel der Sozialpolitik, so würde alles doch so viel mehr am Tageslicht liegen, daß die Arbeiterschaft schneller revolutioniert werden würde.

Ist also der Sturm gegen die Sozialpolitik, der jetzt täglich von neuem losbricht, letzten Endes Heuchelei? In gewissem Sinne: ja. Denn niemand denkt im Unternehmerlager daran, die Sozialpolitik in einem Maße abzubauen, in dem aus dem Hungern das Verhungern, aus dem Knurren des Magens der Ruf „Auf die Barrikaden" entstehen würde. Der Kampf gegen die Sozialpolitik ist in der Hauptsache ein Scheinmanöver, ein Angriff auf Lohn- und Lebenshaltung der Lohnempfänger, ein Angriff auf die stärkste Position der Sozialdemokratie, zu deren Gunsten sie für immer auf ihre revolutionäre Haltung verzichtet hat, ein Angriff, für den die finanzpolitischen Schwierigkeiten nur den Vorwand bieten, der in Wirklichkeit eminent politisch begründet ist — ein Teil der großen Gesamtattacke gegen die organisierte Arbeiter- und Angestelltenschaft, gegen die Gewerkschaften, gegen die letzten Reste der Weimarer Verfassung.

Die Minen gegen die Gewerkschaften sind gelegt: die Regierung, die von ihnen und ihrer politischen Partei, der Sozialdemokratie, geduldet, unterstützt, aus Schwierigkeiten gerettet wird, wann immer Brüning es wünscht, wann immer ein noch schärferes Vorgehen (vielleicht sogar „vorübergehende Aufhebung" der Gewerkschaften) angedroht wird, wann immer Groener die Macht und die Gesinnung seiner Reichswehr hervorhebt — diese Regierung hat die Löhne mit parteiischen Schiedssprüchen abgebaut, hat die Sozialleistungen gewaltig verringert, die Zoll- und Steuerbelastung der Massen wieder und immer wieder vergrößert und sie hat nun in die letzte Notverordnung eine Ermächtigung für sich selbst aufgenommen, die ihr die „Lockerung starrer Bindungen im Wirtschaftsleben" ermöglicht. Das ist der Zünder an den Minen, mit denen man die Gewerkschaften im gegebenen Augenblick in die Luft sprengen wird. An ihre Stelle wird vielleicht die „Arbeitspflicht" treten, für die die Notverordnung ebenfalls die gesetzliche Grundlage schafft.

Auf sozialem Gebiete ist alles herrlich vorbereitet für die Diktatur: angefangen von der Zermürbung der Massen bis zur Phraseologie der „Notzeit", mit der man die Diktatur vaterländisch garnieren wird.

**Gefährdet ist das Palladium ...**

Wenn die Unternehmerschaft jetzt alle Mittel einsetzt, um den Arbeitern und Angestellten den Lohn zu kürzen — in seiner Barzahlungsform wie in seiner Sozialversicherungsform — und wenn sie der werktätigen Masse alle sozialen Vorteile zu entziehen sucht, die seit der Revolution erkämpft worden sind, so handelt sie nicht schlechthin aus Gemeinheit, Dummheit und Übermut; ebensowenig wie sie aus Edelmut, Klugheit und Besonnenheit handelte, als sie sich von den Gewerkschaften zu Lohnerhöhungen, zur Ausdehnung der Sozialversicherung, zur Durchsetzung eines gewissen sozialen Fortschrittes drängen ließ. Jetzt wie damals — und wie stets — handelt die Unternehmerschaft unter Zwang. Erst ist es der Zwang zur

Sicherung des Staates, der sie, in guten Zeiten, veranlaßt, einen Teil ihres Profits an die Arbeitnehmerschaft abzugeben. Dann ist es die wirtschaftliche Krise, die sie zwingt, trotz entsprechend zunehmender politischer Risiken die Konzessionen wieder so weit wie möglich abzubauen, um den Rest des schwindenden Profites zu sichern — und um den Rest der Staatssicherung den Gummiknüppeln und Gewehren ihres Militärs zu übertragen.

Die Krise des Unternehmerprofits ist real, wenn auch dieser oder jener Industrielle die Not seines Betriebes übertreibt, um aus der allgemeinen Depression Nutzen zu ziehen. Die Krise liegt zutiefst im kapitalistischen Wirtschaftssystem begründet, das ohne solche Krisen, ja ohne eine schließlich mal eintretende Zusammenbruchskrise nicht denkbar ist; wenn auch an der Oberfläche des Geschehens oft der Eindruck entsteht, als hätten hier und dort willkürliche, vermeidbare Dummheiten, blinde Zufälle, Pech und Ratlosigkeit die eigentliche, aus den Widersprüchen des Systems entstehende Krise beschleunigt, verschärft oder gar verursacht. Alles das ist nur scheinbar. Denn darin liegt eben unter anderm die Fehlerhaftigkeit dieses Systems. Dies ist unter anderm der Grund, warum es nie in der Lage sein wird, einen sozial erträglichen Zustand zu schaffen, daß es als anarchisches System seine Gesetzmäßigkeiten mittels solcher Dummheiten, solcher Blindheiten und Zufälle, mittels solcher aufreibenden Reibungen, mittels solcher Verschwendnug von Leben und Werten durchsetzt — wie sich ja auch diese Gesetzmäßigkeiten den meisten seiner Vollstrecker unbewußt vollziehn.

Die Produktion ist überall in gewaltigem Umfange zurückgegangen. Am stärksten in Deutschland. Nimmt man das gewiß nicht idyllische, aber halbwegs „normale" Jahr 1928 als Ausgangspunkt, gleich 100 gesetzt, so beträgt die industrielle Produktion jetzt in England 82,7 Prozent, in den Vereinigten Staaten 80,2 Prozent, in Deutschland 74,0 Prozent. Frankreich konnte seinen Produktionsumfang erhalten und ein Land konnte ihn auf 165 Prozent des Standes von 1928 erhöhen: Rußland.

Ähnlich die Preise: Sie sind innerhalb der letzten zwölf Monate auf den Weltmärkten abermals um ein Drittel gesunken. Und wie wirken die Preissenkungen? Nicht ermutigend und konjunkturbelebend, wie es zum Beispiel die Fanatiker (übrigens waren sie immer nur platonische Fanatiker) der Preissenkung in Deutschland gepredigt haben, sondern sie veranlaßten die eventuellen Käufer zu um so größerer Zurückhaltung, da die Hoffnung auf stärkere und noch stärkere Preissenkungen entstand. Was die Fertigwarenpreise angeht, wohl mit einiger Berechtigung. Denn bis jetzt haben die Unternehmer selbst, in Deutschland jedenfalls, aus eignem nichts zu der „Preissenkungskampagne" beigetragen. Eine Rechnung auf Grund von amtlichen Ziffern soll die Richtigkeit dieser Behauptung beweisen:

Vom Juni 1930 bis zum Juni 1931 sind die Preise industrieller Fertigfabrikate in Deutschland um durchschnittlich

10 Prozent gesunken. Die durchschnittlichen Selbstkosten der Unternehmerschaft aber gingen in der gleichen Zeit um etwa 15 Prozent zurück. (Sie sparten nämlich zunächst 4,8 Prozent ihrer gesamten Gestehungskosten an Löhnen und Gehältern. Diese gingen absolut um 12 Prozent zurück, da sie aber im Durchschnitt insgesamt nur vier Zehntel aller Kosten ausmachen, so senkten sich also diese Kosten durch Lohnabbau um 4,8 Prozent der Gesamtkosten. Ferner sparte die Industrie 10,2 Prozent aus der Verbilligung der Rohstoffe und Halbfabrikate. Diese verbilligten sich um 17 Prozent, was, auf sechs Zehntel der Gesamtkosten berechnet, diese um 10,2 Prozent senkt.) Mit dieser Rechnung dürfte wohl klar erwiesen sein, daß bei der vom Kabinett Brüning aufgezogenen Preissenkungskampagne die Lohnempfänger allein Opfer gebracht haben, Opfer, die nicht den Käufern der Industriewaren, sondern den Unternehmern zugute gekommen sind.

Und ein Vergleich zwischen Lohn- und Gehaltsabbau auf der einen, Senkung der Lebenshaltungskosten auf der andern Seite? Die Löhne und Gehälter sanken um etwa 12 Prozent. Die Senkung der Lebenshaltungskosten aber beträgt für die große Masse etwa 4 bis 5 Prozent. Der amtliche Index spricht zwar von 7 Prozent, aber seine Berechnungsgrundlage ist so klassentendenziös, ist in der Abwägung der einzelnen Ausgabengruppen des Massenhaushaltes so grundfalsch, und seine Korrekturbedürftigkeit ist schon so oft bewiesen worden, daß es berechtigt erscheint, die Zahl 4 bis 5 Prozent an Stelle der 7 Prozent zu setzen.

Allein im ersten Vierteljahr 1931 hat die Masse der Arbeiter und Angestellten einen Kaufkraftausfall von 1,5 Milliarden Mark gegenüber dem ersten Vierteljahr 1930 gehabt. Es sind fast 20 Prozent der Gesamtkaufkraft geschwunden. Und zwar 0,9 Milliarden Mark durch vermehrte Arbeitslosigkeit, 0,2 Milliarden Mark durch vermehrte Kurzarbeit, und 0,4 Milliarden Mark durch Lohnsenkungen.

Eine kleine Zwischenbemerkung: 0,4 Milliarden Mark beträgt also sogar nach amtlichen Ziffern (die viel zu niedrig erscheinen) die Lohnsenkung, die die Unternehmerschaft in einem Vierteljahr „entlastete". Das sind 1,6 Milliarden Mark im Jahr, ungefähr so viel wie die Jahresleistung für Reparationen. Dieser Vergleich ist aus zwei Gründen wichtig: einmal zeigt er, wer in Wirklichkeit wieder und immer wieder die Reparationen zahlt, der Unternehmer oder die werktätige Bevölkerung, Arbeiter und Angestellte. Zum andern aber läßt er die Größenordnung der Reparationssumme in der deutschen Wirtschaftsrealität erkennen — und damit die maßlose, kriegshetzerische Übertreibung der Rechten, die immer wieder die Reparationsfrage als das Zentralproblem der deutschen Wirtschaft hinstellt.

Die schwindende Kaufkraft vermindert den Absatz der Industrie, und hierin liegt einer der Gründe dafür, daß die Unternehmerschaft von aller Benachteiligung der breiten Masse nicht den Vorteil der Prosperität hat, sondern im großen und ganzen nur den Vorteil, ihre Existenz als Klasse grade be-

haupten zu können; unter Aufopferung mancher kleinen Unternehmerexistenz. Daß der Unternehmer als Privatmann im allgemeinen nicht nur keine Not leidet, daß selbst der Besitzer eines stillgelegten Betriebes im allgemeinen sogar noch zehnfach so viel zu verzehren hat wie der qualifizierteste Arbeiter in seinen besten Zeiten, tut hier nichts zur Sache. Es handelt sich nicht um den einzelnen Unternehmer, der in Lugano Villa und Bankkonto und hier sein abfahrtbereites Auto hat, sondern um den Wirtschaftsfaktor; nicht um den Mann, der weniger, aber noch immer überreichlich verdient, sondern um das Unternehmen, das keine genügende Rente mehr abwirft, um nach den Gesetzen der geltenden Wirtschaftsweise ganz oder auch nur teilweise in Betrieb zu bleiben. Es ist übrigens einer der schlimmsten Fehler der Kommunistischen Partei, daß sie diese Unterschiede verwischt, daß sie in ihrer Propaganda eine Argumentation verwendet, die nur Denkunfähige, Kenntnislose hinnehmen können. Sie sagt: „Der Unternehmer X., der Oberbürgermeister Y. haben, — rechnet man um — Stundenlöhne von 30, 50, 100 Mark. Ihr Arbeiter habt kaum eine Mark, wenn Ihr überhaupt Arbeit habt. Das ist der Fehler dieses Systems." Der denkende Arbeiter oder Angestellte wird antworten, die Verteilung dieser großen Einkommen unter die Arbeiter und Angestellten würde für diese nur wenig ausmachen, denn auf tausend Proletarierexistenzen kommt ja noch kaum ein solches Rieseneinkommen. Er hat recht, und diese krassen Einkommensunterschiede sind ja auch nur Symptome, nicht Ursachen des Wirtschaftselends im Kapitalismus. Der wirkliche Grund dafür, daß das Privateigentum an den Produktionsmitteln einer regelmäßigen und ausreichenden Versorgung des ganzen Volkes mit wirtschaftlichen Gütern im Wege steht, dieser wahre Grund heißt: der Unternehmer muß entsprechend den Profitmotiven, die ihm seinen individuellen freien Willen rauben, die Produktion einschränken oder einstellen, schon lange ehe der Bedarf befriedigt ist. Nicht daß er zu viel vom Arbeitsprodukt erhält, sondern daß die egoistische Hand seiner Klasse das Rad der Produktion stets vorzeitig zum Stillstand bringt, um den Profit wiederherzustellen, das ist die Ursache seiner Schädlichkeit. Unter dieser widerspruchsvollen Gesetzlichkeit des Kapitalismus aber leidet der Unternehmer selbst, wie es sich heute am deutlichsten zeigt. Denn die Krise gefährdet zuerst die Rentabilität seines Eigentums und damit schließlich das Eigentum selbst. Und diese Gefahr ist gegenwärtig akut. In Deutschland mehr als anderswo.

Wo aber Profit und Eigentum akut gefährdet sind, da ist der Boden vorbereitet für die Diktatur. Da geht es um das System, und in dem Kampfe, den es um seine Selbstbehauptung führt, schont es auch die schwachen Bestandteile der herrschenden Klasse nicht. In solcher Situation ist es kein Wunder, daß nicht die Masse der kleinen und mittlern Industriellen den Ton angibt, sondern daß die Parolen von der Ruhr kommen, aus der Schwerindustrie.

# Der geschändete Nestroy von Anton Kuh

„‚Lumpazivagabundus' ist voll Witz und Leben, aber weder Geist noch Gemüt, nicht ein Funke von Sittlichkeit zeigt sich darin, es ist ein Drama für betrunkene Hetären... Nestroy ist ein Napoleon der Gemeinheit!"

*J. Seidlitz, „Die Poesie und die Poeten in Oesterreich im Jahre 1836", Grimma 1837*

„Es ist das Wiener Hoheliedl, das Hohegestanzl des Kleinbürgertums, als es noch eine aufsteigende Klasse war. Herrlich zu sehen, wie in dieser moralischen Selbstbewußtheit jede Ideologie durchsichtig wird..."

*Béla Balázs, „Nestroy einst und jetzt", ‚Die Weltbühne' 1931*

Man soll nicht sagen, daß ich es mir in dieser Gegenüberstellung leicht mache und das Urteil eines Trottels gegen das eines klugen Mannes setze; denn jeder der beiden spricht nicht nur für sich, sondern vertritt auf seine Art einen Teil seiner Zeitgenossen. So wie der Moralist von 1837 urteilten auch: Gutzkow, Saphir, Costenoble, ja bis zu einem gewissen Grad Ferdinand Raimund. Sofern man nämlich der Mitteilung Bauernfelds Glauben schenken will, wonach jener beim Anblick des Theaterzettels ausgerufen habe: „Lumpazivagabundus — so einen gemeinen Titel hätt' ich nicht niederschreiben können!" Und so wie der geschätzte Mitarbeiter von 1931 sehen heute noch andre Nestroys Meisterposse an. Sie scheren sich nicht darum, welche Wirkung das Werk zu seiner Zeit übte und wie es betrachtet wurde; sie nehmen einfach dessen verstumpfte Schärfe als Gemütlichkeit, die Verblaßtheit als Idyllenschimmer, das Vergreiste als Großvaterlächeln. Die Frage ist nur, ob sie aus dieser Betrachtungsart das Recht haben, dem Dichter Verträglichkeits- und Vergoldungsabsichten zu unterschieben, die nie in seinem Sinn lagen.

Wer etwas zu sagen hat, soll sich in seiner Materie nie sattelfester zeigen, als es der Geist seiner Sache erfordert; zumal dann, wenn er seine Kenntnisse teilweise dem Verdienst eines andern dankt. Wie ich dem Otto Rommels, dessen bei Anton Schroll, Wien, erschienene Gesamtausgabe Nestroys vorbildlich ist. Aber anläßlich der Erstaufführung meiner „Lumpazi"-Bearbeitung an der berliner Volksbühne ist auf dem kritikenschreibenden Flügel der Menschheit, von den Meistern bis zu den Jüngern, eine so allgemeine, überraschende Nestroy-Sachverständigkeit ausgebrochen, daß ich kaum der Verlockung widerstehen kann, mit ihnen ein Seminar abzuhalten und sie darüber aufzuklären, was ihr Wissen nicht weiß.

*

Meine „Lumpazi"-Bearbeitung entstammte teils einem alten Wunsch, teils einer neuen Anregung; da diese wie jener an einen bestimmten Plan gebunden war, so blieb nur zu entscheiden, ob sie beide miteinander verschmelzbar seien und ob sich ihre Verschmelzung als ratsam erweise.

Um zunächst von der äußern Anregung zu sprechen: sie ging von der Volksbühne aus und lautete dahin, der „Lumpazi" solle das Publikum von heute härter ansprechen. Zu diesem Behufe müßten die drei Landstreicher wohl als vorzeitliche Tramps erscheinen, ferner aber empfehle sichs, die Landstraße über die Spießeridylle den Sieg davontragen zu lassen.

Nun, das Wort „hart" höre ich in der Regel nicht gern. Es ist ein Lieblingsvokabel des kleinen Modernitäts-Moritz. Was der unter Härte versteht, läuft in der Wirklichkeit auf Saftlosigkeit, Ungrazie, Leitartikelei, Witzmangel, Dürre hinaus. Überdies lag hinsichtlich der Tramps ein kleines Mißverständnis vor. Nestroys drei Burschen sind nämlich in erster Linie gar nicht Vaganten und Landstreicher, es ist mindestens nicht das Wichtige an ihnen, sie sind vor allem „liederliche Gesellen". Die Liederlichkeit neigt zum Vagantentum und vice versa. Aber das laufende Band der Landstraße ist für ihren Charakter nicht so bedeutungsvoll wie ihr Verhältnis zum Geld und dem darum gebauten moralischen Weltbau. Wollte man also die Figuren zeitgemäß und der Dichtung gemäß erneuern, so mußten die Ordinaten „arm" und „reich", die durch jenes All laufen, schärfer sichtbar werden, mußte das Geldverprassen der zwei Reichgewordenen, das sich bei Nestroy unbewußt und zum Teil aus Dummheit vollzieht, fast mit einer überlegenen Bewußtheit geschehen, als kämen sie damit der Rolle des Zufallsreichen in der besitzenden Welt zuvor: ausgeplündert, düpiert, übers Ohr gehauen oder wie man auf Wienerisch sagt: gewurzt zu werden. Dahin ging auch die bei der Aufführung einseitig verschroffte, der mystifizierenden Unbestimmtheit Nestroys verlustige Absicht der Bearbeitung. Ferner mußte man dann das Allotria, das sie treiben, stellenweise etwas entdummen — bei Nestroy lacht ja noch ihrer Schlimmheit eine Sonne der Vormärz-Bravheit. Dabei konnte freilich auch zur frischern Wirkung und ohne Verbiegung des Nestroyschen Sinnes und Wesens — immer jene Unbestimmtheit, ja Selbstpersiflage vorausgesetzt, wie sie im Text der Bearbeitung vorgezeichnet ist — die Landstraße über die Bürgerstube siegen, nicht als Sieg des „Bohémientums" über den Spießergeist, sondern einfach der Fidelität über die Langweile. Wenn der Tischler Leim bei mir singt:

> Das Arbeiten, das Essen, das Beten und der Schlaf
> Meiner Seel' ich vertrags nicht — es ist mir zu brav,

und sich aus einem Disput über den Speisezettel sein plötzlicher Entschluß losringt: „Ich geh mit Euch!", so wird mir niemand nachsagen, daß es sich um eine ernsthafte Demonstration von Gesinnung handelt. Ich gebe zu, daß zu dieser Änderung wie vielleicht mancher andern kein wesentlich zwingendes Motiv vorliegt, sofern man den „Lumpazi" nicht als ein Gegenwartsstück sondern als ein wunderbares Gemälde von anno dazumal spielen will und die großen Komiker zur Hand hat, die dann unerläßlich sind. Alles Nachgemachte ist ja ungenialer als das schon Gegebene, es kann uns dieses höchstens gegen ein paar Unzen vergilbter Genialität näher bringen. Etwas andres ist es aber, wenn behauptet wird, dieser neue Schluß

der Posse sei Nestroys Geist und Willen entgegengesetzt, stelle also eine Vergewaltigung des Dichters dar. Nein, so einfach ist der Fall wiederum nicht, meine Sachverständigen. Erstens müßten Sie doch gemerkt haben, wie sich am Schluß des Stückes — aus dem die Zeitgenossen mehr das boshafte Nein als das moralische Ja und mehr den Hohn als die Idylle heraushörten — alles plötzlich, nach der logischen und realistischen Zeichnung der Charaktere, zu einem braven Ausgang überhudelt, welcher rasche Verlegenheitskniff das Erscheinen des Feenkönigs mit seinem drohenden „Halt!" ist und wie angepickt und taschenspielerhaft (daher freilich der Name: Zauberposse) das End-Tableau mit den drei glücklichen Ehepaaren wirkt. Dann aber hat Nestroy, wie Sie wissen, dem Stück eine Fortsetzung folgen lassen: „Die Familien Zwirn, Knierim und Leim oder Der Weltuntergangstag". Warum? Weil der erste Teil so erfolgreich war, werden Sie sagen. Ja. Doch auch aus einem andern Grund: weil ihn offenbar das schöpferische Gewissen drückte, dem Charakter seiner Burschen vorher Gewalt angetan, sie künstlich und dem Publikum zu Lieb am Schluß ins Moralische verbogen zu haben. Denn in diesem zweiten Teil sind sie wieder Lumpen. Lumpiger als zuvor — der eine Vagant und Stubenmädelverführer, der andre im Suff ertrunken. Also auch die „wirkliche Liebe" nützt nichts, die „Kleinbürgerlichkeit" wird über Bord geworfen, und es stellt sich überhaupt heraus, daß Nestroys Welt keineswegs, wie Balázs sagte, „die Welt ohne Elementarität" ist. Im Gegenteil: sie ist so elementar, daß sie (im Possenabbild) untergeht.

*

Diese Weltuntergangsszenen des zweiten Teils waren es auch — um nun zu dem Teil der Bearbeitung zu kommen, der meinem eignen und eigentlichen Wunsch entsprang — die ich vor allem ins Stück hineinbauen wollte. Eine besonders: wie der Saufbold Knierim seinem Weib, heulend und zähneklappernd, vor dem nahenden Weltuntergang Besserung verspricht. Er lehnt gebrochen am Fenster. Blickt hinaus. Da geht jemand auf der Straße vorbei. Knierim (ruft hinaus): Seppel, wohin denn? Eine Stimme (von der Gasse): Ins Wirtshaus. Knierim: Wart, ich geh mit. — Gibt es in wenigen Strichen eine klassischere Zeichnung der Menschennatur? Ist es nicht dramatisierter Montaigne oder Schopenhauer? Die Szene wird bei der Aufführung der Volksbühne weggelassen.

Der Knierim, den ich teils in Pallenbergschen Konturen, teils nach der Schilderung vor Augen hatte, die ein Zeitgenosse von Nestroys eigner Darstellung dieser Rolle gibt: „... Die Maske, bis über die Grenze der Charge, bis zur Fratze getrieben, hat kaum mehr ein menschliches Aussehen; der moralische und ästhetische Boden fehlt mehrenteils; die Negation ist durchgängig vorschlagend..." — dieser Knierim sollte überhaupt aus „Einem von Dreien" zur Zentralfigur des Stücks vorrücken. In ihm sehe und sah ich das Rettbare, das Unsterbliche, ethnologisch Ewig-Gültige von Nestroys Posse, deren Gerüst und Handlung dagegen fast nebensächlich ist. Denn in diesem Knierim hat ein von der Welt besiegter und doch

weltbeherrschender Typus sein Monument bekommen: der politisierende Oesterreicher (sprich: Bajuvare). Lokal und Weltall, Suff und Phrase hängen bei ihm nicht willkürlich zusammen, sondern nach einem tief-geheimnisvollen, unerschütterlichen Gesetz.

Zur Erklärung: In den Gegenden, wo zwischen der Schrift- und Umgangssprache kein wesentlicher Gegensatz besteht (also etwa im nördlichen und mittlern Deutschland) ist zwischen Reden und Denken bei den Leuten aus dem Volk nicht viel Unterschied; da richtet die Schriftsprache auch weiter kein Unglück an. Anders dort, wo das Gehirn eigentlich in einer Mundart geübt ist, die Schriftsprache also als fremd, offiziell und pathetisch empfindet. Dort glaubt der Mensch, es gebe zwei Denk-Welten: die des Dialekts für den Privatgebrauch und die hochdeutsche für den politischen Zweck. Mit einer unglücklichen Liebe blickt er die steilen Wände dieser Hochdeutsch-Welt hinan. Sein Hirn trägt Fetzen, Klänge und Abfälle von ihr herum, die sich nie zu einem Ganzen binden, sondern geheimnisvolles Fragment bleiben. Hat er etwas getrunken, so beginnen diese Teile in seinem Kopf zu tanzen, er verdreht plötzlich seine Zunge, seine Kehle wird affektiert, er bekommt Sehnsucht nach der Welt, die zu dieser Schriftsprache gehört, wie nach einer rätsellösenden und neue Wunder erschließenden Oberwelt. Umgekehrt treibt ihn die Unerklimmbarkeit dieser bessern Welt bei nüchternem Zustand, die Enttäuschtheit über sie, in den Alkohol. Damit ist die Wechselbeziehung zwischen Lokal und Universum, zwischen Trunk und Politik bereits gegeben. Doch immer ist ihm, wenn er sich zu denken oder politisieren anschickt, als müsse er seinem Hirn das Schriftdeutsche als eine Art Staatskleid anziehn, und nun stolpert und torkelt er in dem herum und nimmt dies Schaukeln im Ungewissen für Gesinnung.

Der Knierim Nestroys, aus dem Jahre 1833 stammend, wo Metternich den Possenfiguren den Gebrauch des politischen Vokabulars untersagte, deliriert im Astronomischen. Ich ließ meinen Knierim — in Anlehnung an tausend Heurigen-Originale aus Wienerwald und Weltgeschichte — einen zeitgemäßern Phrasenweg taumeln. Ja, ich erfand eine eigne Szene dafür, Knierims Wirtshausschicksal von seiner Ausrufung zum politischen Führer bis zum Hinauswurf schildernd. (Die Szene wie alles darauf Bezogene bleibt in der Aufführung der Volksbühne weg.) Ich hatte dabei die Karriere vor Augen, die dem Typus des Knierim, seitdem er im Jahre 1918 entscheidend aufs Haupt geschlagen wurde, außerhalb seines Vaterlandes vorbehalten blieb.

Das war der wesentlichste Punkt der Erneuerung und er ist unbemerkt geblieben. Ich tröste mich allerdings damit, daß das gute Nestroy-Alte nach der Parole „hart!" nicht weniger unkenntlich gemacht wurde — dergestalt sogar, daß ein verläßlicher Nestroy-Kenner wie Paul Wiegler ein wörtlich aus Nestroy übernommenes Couplet des zweiten Aktes als eine „Nummer im berliner Kabarettstil" bezeichnen konnte.

*

Nach ihrem Verhältnis zu Johann Nestroy zerfallen die Leute in folgende Gruppen:

erstens in die, welche ihn, wie der wiener Komiker Oskar Sachs oder von einem andern Ufer her der münchner Karl Valentin, verstehen, weil sie mit ihm verwandt sind;

zweitens in die, welche ihn überhaupt nicht kennen;

drittens in die, welche ihm in einer angelernten und affektierten Begeisterung zugetan sind, die teils aus einer tiefen Unvertrautheit mit dem wiener Dialekt und der Gewohnheit, ihn gleichsam unter Gänsefüßchen zu hören, teils aus dem Mißverständnis stammt, dieser anti-intellektuelle, die Tonfälle der Gescheitheit ad absurdum führende Dialekt lasse sich trefflich ins Geschirr der Übergescheitheit spannen.

Ich hatte meine Bearbeitung des „Lumpazivagabundus" in der Einbildung, zur Kategorie eins zu zählen, für die Kategorie zwei vorgenommen. Nun teilt mir die Kategorie drei mit, daß ich Nestroy geschändet habe.

Sie sind sachverständig, sie müssen es wissen. Es ergeht mit mit ihnen wie jenem harmlos gröhlenden wiener Zecher aus einer Heurigen-Skizze Polgars, der an die Luft gesetzt wird, während der Herr Spitzer vom Nebentisch, dem sein Lärmen zuviel war, der Kapelle seine Münzen nach dem Takt des Liedes hinwirft:

Da habt's mein letztes Kran'l . . . !

---

# Der Engländer und das Abenteuer

Von Wolf Zucker

Die besondere und eigenartige Stellung, die der Abenteurer innerhalb der angelsächsischen Welt einnimmt, möge hier bei der Besprechung von drei kürzlich erschienenen Büchern angedeutet werden, die, wenn auch völlig verschieden nach Herkunft, Absicht und Thematik, das Problematische des abenteuerlichen Menschen in einer Welt festgefügter bürgerlicher Ordnung erkennen lassen. Denn es ist keine Frage, daß der Abenteurer dem Angelsachsen mehr bedeutet als den Völkern des Kontinents, bei denen er Held oder Verbrecher sein kann, umjubelt und geehrt oder verfolgt und gehaßt, bei denen er aber nie zum Stachel, zum wundreibenden Fremdkörper für jedes bürgerliche Einzelleben wird. Seine Bedeutung liegt bei uns mehr oder weniger stets in der Sphäre der Öffentlichkeit, die Gesellschaft wird durch ihn zu Stellungnahmen, Zustimmungen oder Abweisungen gezwungen, aber die seelische Existenz des Einzelmenschen braucht durch ihn nicht erschüttert zu werden. Die bei uns so betonte Spaltung unsres Daseins in eine öffentliche und eine private Sphäre, die romantische Verehrung, die wir dem sogenannten „innern Leben" entgegenbringen und die nun schon seit einigen hundert Jahren alle wirklichen Entscheidungen verhindert oder vertagt, diese durchaus nicht naturgegebene Entschuldigung für alle öffentlichen Dummheiten ist zugleich der sichere Schutz gegen die Gefahr, daß eine im Guten oder im Schlechten überragende Persön-

lichkeit jedem Einzelnen von uns gefährlich werden könnte. Was wäre ein Alexander oder ein Bonaparte bei uns? Eine Denkmalsfigur; eine erwünschte Gelegenheit, Kränze niederzulegen, Führer immer nur für einen Teil unsres Daseins, denn wir behalten stets den Rückweg ins Private, zum Bücherschrank, zum Klavier, zur „Innerlichkeit".

Für den Angelsachsen aber, bei dem das öffentliche Leben — heute noch in der Form der bürgerlichen Idealwelt — sich mit dem Leben selbst deckt, für den ohne jede Heuchelei ein guter Verdiener und guter Steuerzahler ein guter Mensch ist, dessen Erziehungsziel nicht die „schöne Seele" sondern der gesellschaftliche Gentleman ist, für ihn bedeutet jeder Abenteurer, grade weil er sich außerhalb der gesellschaftlichen Ordnung stellt, eine Erschütterung der eignen Existenz. Der Angelsachse wird dem Abenteurer stets Mißtrauen entgegenbringen, ganz gleich, ob es sich um einen Helden oder um einen Verbrecher von Format handelt, weil es nämlich wider die „Natur" ist, sich außerhalb der Gesellschaft zu stellen. Wie eine Bestätigung dieser These ist die neue Biographie des Franzosen Maurois über Byron. (Verlag R. Piper & Co., München.) An diesem Byron, dem Urbild aller Geschmacksverirrungen des neunzehnten Jahrhunderts, dem profund bösen Menschen, dem lebendiggewordenen Minderwertigkeitskomplex in Reinkultur, mußte sich die englische Welt entscheiden, sie mußte zeigen, wo ihre Größe und wo ihre Kleinheit liegt. Für einen Menschen von heute, der wie Maurois den klinischen Fall Byron ebensogut übersieht wie den poetischen, einen Menschen, der Geschmack genug hat, die erotischen Indiskretionen und moralischen Unzuverlässigkeiten Byrons widerwärtig zu finden, und Formatgefühl genug, um in Byrons Gestalt das symbolische Schicksal des ganzen Jahrhunderts zu ahnen, muß es unendlich schwer gewesen sein, diese Lebensgeschichte aufzuzeichnen. Man muß nicht selbst Angelsachse sein, um zu verstehen, daß die londoner Gesellschaft ihren Liebling, den hinkenden, melancholischen Lord aus ihren Salons wies, als er allen, die es nicht wissen wollten, demonstrativ verkündete, er habe mit seiner Schwester ein Verhältnis und ein Kind. Die Ponsonbys und Blessingtons empfanden trotz ihrer Verwurzelung im vergangenen Rokoko, daß die Byrons selbst gar nicht den Mut zu ihrer Blutschande hatten und nur deshalb davon in der Öffentlichkeit sprachen, weil sie der Gesellschaft einen Teil der Verantwortung, für die sie sich selbst zu schwach fühlten, aufladen wollten. Hier lag ja der Bruch des Abenteurers Byron: daß er selbst immer wieder Angst vor seinen eignen Schritten bekam und daß er die Gesellschaft, die allenfalls bereit war, nicht zu sehen und zu schweigen, auf seine Seite zu ziehen versuchte. Byron, der in allen seinen Büchern nur das eine Ziel hatte, den „cant" der englischen Gesellschaft anzugreifen, war selbst bis zum Tode durch und durch Engländer, aufgewachsen im Druck kleinbürgerlicher Beschränkungen und nur zufällig — und vielleicht zu spät — mit Reichtum und Titel belehnt, und er besaß selbst einen guten Teil der englischen Nationaleigenschaft des „cant", den der verständnislose Kontinent mit „Heuchelei" übersetzt.

Daß Byron selbst die Fragwürdigkeit des angelsächsischen Abenteurers durch sein Leben verkörperte, daß er trotz aller heldischen Epen, trotz aller Balladen und Dramen zu Ehren des Amoralismus den Schritt in die Ungebundenheit, die Loslösung vom Lob und Tadel der Gesellschaft nie wagte, haben die nachfolgenden englischen Generationen kaum gesehen. Noch heute gibt es zwar Familien, die in ihrer Bibliothek kein Buch Byrons dulden würden, genau so wie sie — auch nicht ganz mit Unrecht — den Ruhm Oscar Wildes für eine kontinentale Geschmacksverirrung halten, aber der Stachel Byron sitzt mindestens seit der bürgerlichen Nachromantik der vierziger Jahre im englischen Fleisch, man ist damit noch nicht fertig geworden, und nirgendwo wird das Schwinden der Abenteurergesinnung so beklagt wie in England. Das viktorianische Zeitalter hat zwar stets drei fromme Kreuze hinter den Namen Byron gemacht, zugleich aber die Heldenpose Byrons in eine politische Wirklichkeit umgesetzt. Der Kolonialimperialismus und dessen literarischer Herold Kipling stellen eine Art von Realisierung des „Child Harold" dar, und der Amateurwelteroberer hat in der angelsächsischen Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts seinen unbestrittenen Platz gehabt.

Ganz aus diesem Geist heraus ist das Buch des Südafrikaners William Bolitho „Zwölf gegen das Schicksal" geschrieben, das in der deutschen Ausgabe (bei Müller & J. Kiepenheuer Verlag, Potsdam) den Untertitel „Die Geschichte des Abenteuers" führt. Dieser Bolitho ist ein später Schüler Byrons, aber schon einer, der die psychologischen Analysen des zwanzigsten Jahrhunderts kennt und darum auch begreift, wie in jedem Abenteurerleben eines Tages ein Bruch erfolgt, wo die große Freiheit, der das Abenteuern seinen unbesiegbaren Elan verdankt, ihre Einschränkung erfährt, wo Napoleon oder Columbus, Mohammed oder Catilina, wo alle diese Heroen, die Welten stürzten, wieder eingefangen werden von der Gesellschaft, von der übermächtigen Massivität der Dinge und Zustände. Bolitho hat in einem klugen Vorwort diese Tragik des Abenteurers dargelegt, den Antagonismus zwischen Abenteuer und sozialer Bindung, aber diese Gegenüberstellung zeigt auch die angelsächsische Herkunft des Verfassers. Denn nur bei den Engländern wird der Abenteurer als unbedingt outlaw empfunden, der mit allen Mitteln für die Zwecke der Gesellschaft wiedergewonnen werden muß und auch stets wiedergewonnen wird, als Kolonialsoldat, als Entdeckungsreisender oder als Weltverbesserer. Vielleicht ist das auch der Grund, warum Bolitho unter seinen zwölf kurzen Biographien keinen Deutschen aufführt. Der deutsche Abenteurer, wenn es ihn überhaupt gibt, wäre nach Bolithos Meinung von Anfang an nur ein tapferer Soldat der Gesellschaft, der darum auch nicht die für den Abenteurer typische Parabelkurve durchläuft, an deren Scheitel er aufhört, nur Abenteurer für sich selbst zu sein, wo er eingefangen wird von seiner eignen Machtfülle, seinem Reichtum, seinem Besitz, den er von da an nur noch verteidigen muß. Wie mit einer Freude am vorschriftsmäßigen Wurf, an der Eigengesetzlichkeit der Abenteurerexistenz zeichnet Bolitho zwölf solcher Lebensläufe auf, und es gelingen ihm da-

bei einige ganz ausgezeichnete Deutungen. Etwa, wenn er beschreibt, wie Napoleon III. den schon völlig vergessenen Napoleon-Mythos aus der Erde stampft und, selbst mittelmäßig in Begabung und Zielen, mit diesem Mythos als mit seinem Kapital wuchert. Ausgezeichnet ist die Schilderung Wilsons, der in den Novembertagen 1918 das Schicksal der Welt in Händen hielt, der damals alles hätte durchsetzen können, was er wollte, und dann aus Furcht vor der radikalen Neuerung, dem „Bolschewismus" in den traditionellen Status quo flüchtete. Vor den Augen des Lesers marschieren große Namen der Weltgeschichte auf, Casanova und Lola Montez, Karl XII. von Schweden und Columbus, und an ihnen allen erfüllt sich das Abenteurerschicksal, jener fabelhafte Aufstieg zur Macht und die mehr oder weniger langen Jahre, die der immer notwendige Abstieg ausfüllt. Bolitho ist alles andre als einer jener Geschichtsschreiber, die glauben, einen Helden, eine Legende verstanden zu haben, wenn sie „enthüllen" können, die die Großtaten der Geschichte auf physiologische Abnormitäten zurückführen wollen. Bolitho läßt den Mythos stehen, aber der Mythos ist bei ihm immer wieder nur die bunte, vielfältige Sage vom Einzelmenschen, der sich gegen die Götter erhob.

Wenn in diesem Zusammenhang schließlich noch auf ein drittes Buch hingewiesen werden möge, so ist die Verbindung nur durch den Titel dieses Artikels, der die angelsächsische Stellungnahme zum Abenteurer behandeln soll, gegeben. Es handelt sich um Liam O'Flahertys Roman „Herr Gilhooley" (S. Fischer Verlag, Berlin). Hier ist der abenteuerliche Mensch aller romantischen, historischen Umhüllungen entkleidet, und es steht nackt vor uns der einsame Mensch. Es wird geschildert, wie der alternde Herr Gilhooley, der zweck- und sinnlos sein erarbeitetes Geld und den Rest seines Lebens verzehrt, an einem trunkenen Abend, der naß und kalt ihn in den kneipenreichen Straßen der irischen Hauptstadt überfällt, eine Dirne auf liest, die Obdachlose in sein Zimmer mitnimmt und allmählich von ihr bestrickt wird. Der versuchte Rückweg in die Ordnung der Gefühle, in die bürgerliche Ehe mißlingt, weil Herr Gilhooley alt ist und das Mädchen eine Dirne, und es bleibt aus aller vernichtenden Wirrnis nur die Flucht in den Mord und der Sprung in das schwarze Wasser des abendlichen Kanals. Liam O'Flaherty ist meines Erachtens nach dem Tode von D. H. Lawrence der bedeutendste Erzähler des heutigen England. Bei keinem andern ist so wie bei ihm jene absolute und strenge Entsprechung zwischen innerm und äußerm Schicksal, zwischen Seele und „Natur" gewahrt. Der großartige Schwung, der schon seinen ersten bei uns bekannt gewordenen Roman „Die Nacht nach dem Verrat" auszeichnete, gibt auch dem „Mr. Gilhooley" Spannung und Wert. Wie aus den regnerischen Straßen die Menschen herauswachsen, neblig in ihren Konturen, alle alkoholisch und im Äußern vernachlässigt, voll müder Trägheit, wie diese Menschen aus ihrer Dumpfheit in eine Erregung erwachsen und einander in der trüben Chaotik einer irischen Nacht vernichten, dies alles ist so einheitlich, so überzeugend, daß ich den „Herr Gilhooley" ohne Bedenken an die Seite von Julian Greens „Leviathan"

setze. O'Flaherty kennt keine Problematik von der Erkenntnis, von der ratio her; seine Menschen, Sinnfeiner-Führer und Straßenmädchen, Pensionsinhaber und Häusermakler, sie alle tragen ihre Problematik in ihrer Existenz. Sie alle sind losgerissen von Bindungen, sind auf der Raketenbahn des Abenteurers, einige am Anfang und andre am Ende. Es gibt für sie nur ein Schicksal: der hoffungslose Versuch, durch die befreiende Tat, den Entschluß, aus der Einsamkeit zu entfliehen — und der rapide Sturz in sie zurück. Liam O'Flahertys Gestalten sind niemals von dem irischen Boden zu lösen, von ihm getrennt würden sie nichts andres sein als durchschnittliche Rauf- und Trunkenbolde; aber die dschungelhafte Feuchtigkeit Irlands, das violette Licht der Bogenlampen in Dublins Straßen zieht um sie jene Aura der Trost- und Bindungslosigkeit, die allen Abenteurern gemeinsam ist. In den Augen der eigentlichen Engländer sind die Iren zu allem fähig, zum Verbrechen, zur Heldentat, zum Fanatismus und zur Grausamkeit. Vielleicht ist das der Grund, warum bei der londoner Polizei so viele Iren angestellt sind. Irland ist das Land des Abenteurers und daher in der angelsächsischen Welt stets jener beunruhigende Fremdkörper, jener Stachel, gegen den alle Ordnung immer löcken muß, ohne daß er je aus ihrem Fleisch entfernt werden könnte.

---

## Das Persönliche von Theobald Tiger

Schreib, schreib ...
Schreib von der Unsterblichkeit der Seele,
vom Liebesleben der Nordsee-Makrele;
schreib von der neuen Hauszinssteuer,
vom letzten großen Schadenfeuer;
gib dir Mühe, arbeite alles gut aus,
schreib von dem alten Fuggerhaus;
von der Differenz zwischen Mann und Weib ...
Schreib ... schreib ...

Schreib sachlich und schreib dir die Finger krumm:
kein Aas kümmert sich darum.

Aber:
schreibst du einmal zwanzig Zeilen
mit Klatsch — die brauchst du gar nicht zu feilen.
Nenn nur zwei Namen, und es kommen in Haufen
Leser und Leserinnen gelaufen.
„Wie ist das mit Fräulein Meier gewesen?"
Das haben dann alle Leute gelesen.
„Hat Herr Streuselkuchen mit Emma geschlafen?"
Das lesen Portiers, und das lesen Grafen.
„Woher bezieht Stadtrat Mulps seine Gelder?"
Das schreib — und dein Ruhm hallt durch Felder und Wälder.

Die Sache? Interessiert in Paris und in Bentschen
keinen Menschen.
Dieweil, lieber Freund, zu jeder Frist
die Hauptsache das Persönliche ist.

# Ein Marlittroman von Paul Leppin

Es ist keine paradoxe Literatenerfindung, kein mißverständlicher Scherz und keine halbe Wahrheit. Im Bücherspind einer ordentlichen Hausfrau, zwischen Kochrezepten, vergilbten Modeblättern und Poesiealbum habe ich ihn wirklich gefunden, den revolutionären Marlittroman pathetischen Angedenkens, einem Begründer der ‚Gartenlaube' mit hochgemuten Worten zugeeignet, Leipzig, Verlag von Ernst Keils Nachfolger, mit Illustrationen von Julius Kleinmichel. Er heißt „Reichsgräfin Gisela", und die verrottete Aristokratengesellschaft, die in dem verstaubten Stammschloß unweit der Arbeiterkolonie des Thüringischen Hüttenwerkes ihr Zeremoniell verübt, kommt im Widerstreit drängender Weltanschauungen mächtig ins Hintertreffen. Es ist vom Atem der neuen Zeit die Rede, von der Religion des Herzens, von Schmeichelei und Honigseim im Munde der Fürstendiener. Ein brasilianischer Nabob stellt kurzerhand sein deutsches Unternehmen auf amerikanische Grundlage. Schule und Krankenhaus werden neben Fabrikschloten aus dem Boden gezaubert, Familienhäuser für Lohnangestellte und Schwerarbeiter, Bibliothek und Kinderasyle. Es wird das unantastbare Recht aller Menschen auf Nahrung und Luft, das Licht und die Freude proklamiert. Ein braver Pastor, dem Christentum sozusagen eine soziale Angelegenheit bedeutet, macht in höhernorts mißtrauisch vermerkten Kirchenpredigten für die Liebe Propaganda. Dem Klüngel im Schloß steigt Morgenluft in die verängstigten Nasen. In der Ahnengalerie kracht das Gebälk, Demokratie wird Trumpf in den Kapiteln des Marlittbuches, erschienen im Jahre 1870.

Da ist eine Stelle, wo der moderne Unternehmer mit den Damen des Adels diskutiert, weil er in seinem humanitären Hort vier Judenkindern Pflege gewährt, den Waisen verunglückter Arbeiter.

„Wie, Juden nehmen Sie auf?" klang es im Chor von all den schönen Lippen.

„Halten Sie denn den Juden für so bevorzugt vom Himmel, daß er den Hunger weniger fühlt als der Christ?" fragt die sarkastische Antwort.

Vor einem halben Jahrhundert und länger ist dieser Roman geschrieben worden. Was muß die ‚Gartenlaube', die ein gedankenloses Urteil allzugeläufig als Domäne reaktionärer Unfruchtbarkeit abtut, für ein rechtschaffen tapferes Blatt gewesen sein, wenn sie der Unzweideutigkeit solcher Gesinnung bereitwillig ihre Spalten öffnete. Entwicklungen sind seitdem in die Brüche gegangen, Philosopheme haben sich verbraucht, die apokalyptischen Reiter haben im Weltkrieg Vorurteile und Werte zu Gerümpel zerstampft. Aber wenn man schärfer hinhört, das Echo der Zeit zu erlauschen, klingt „Juda verrecke!" an ein bestürztes Ohr. Die Liebe ist Steppenkraut, einsame Blume der Wildnis geblieben, heute wie ehedem. Sechzig Jahre Marlitt haben daran nichts geändert. Sechs Jahrzehnte hat es gedauert, damit der Ungeist sich wieder den alten Vokabeln verschwistert.

Ich habe die „Reichsgräfin Gisela" nachdenklich ernsthaft zu Ende gelesen. Allem Kunstgeschwätze zum Trotz will michs bedünken, daß man die Kraft und den guten Willen dieser Volksliteratur sehr zu Unrecht auf den Index ästhetisch und ethisch privilegierter Überlegenheit setzte. Marlittiaden, gewiß doch! Aber die Phrasen verzeihender Güte strahlen in milderm Glanze als die Parole politischer Schieber. Die vielverlästerte Sentimentalität, mit den Fähnchen gealterter Empfindung bewimpelt, scheint besser und lebenstüchtiger zu sein als das Programm einer haßentwürdigten Jugend.

## Girls und Krieger von Rudolf Arnheim

Im berliner Capitol läuft „Wir schalten um auf Hollywood". Eine unerträglich langweilige, einfallslose Reklameschau der Metro-Goldwyn-Stars, ausgeheckt und konferiert von dem peinlichen Europäer Paul Morgan. Dieser Film enthielt, wie die Bilder des Programmheftes verraten, eine Szene, die bei der Vorführung weggelassen wird. Leider, denn sie enthüllt ungewöhnlich deutlich die fast verbrecherische Gedankenlosigkeit des internationalen Amüsierbürgertums. Eine Revueszene in einem Zuchthaus. Gruppen von Tanzgirls, teils als Zuchthäusler, teils als Aufseher verkleidet, pendeln vor den vergitterten Zellen mit den Beinen und den Armen, in dekorativen Reihen übereinander geschichtet, wie sich das auf den Balkongängen eines mehrstöckigen Zuchthauses zwanglos einrichten läßt. Die Hölle auf Erden als willkommenes Motiv, um die Monotonie der Tanzbeine pikant zu variieren.

Eben dieser selbe Zuchthausbau der Firma Metro-Goldwyn-Mayer war es, der neulich abend, ebenfalls im Capitol, zu sehen war, diesmal als Dekoration für den Film „Menschen hinter Gittern". Es war elf Uhr, die Projektionswand spiegelglatt und ruhig, als hätte sie niemals Paul Morgan getragen, da begann eine neue Vorstellung, Kompagnien grauer Männer stampften über einen Zuchthaushof, geschorene Schädel, beschmierte, gedunsene Gesichter, trostlose Reihen vollgepferchter Käfige, in denen Menschen durcheinander wimmeln wie Aale im Netz, gespenstische Betstunde mit dem Wort Gottes auf der Kanzel und geschmuggelten Revolvern unter den Bänken. Und doch steht dieser Film nicht im Gegensatz zu dem widerwärtigen Einfall jener Tanzszene. Dieselbe Firma, dieselben Schauspieler, dieselbe Dekoration — derselbe Unernst, dieselbe Gesinnungslosigkeit.

Heinrich George hatte uns zur Nachtvorstellung eingeladen, weil er mit dem Spruch des Voelger-Ausschusses nicht einverstanden war, der diesem Film das Prädikat „künstlerisch" verweigert hatte. Nun sollten wir abstimmen: Künstlerisch oder nicht? Aber man konnte nur ein salomonisches Urteil fällen. Auf der positiven Seite der großartige Eindruck dieser Zuchthausschilderung, die kunstvolle Ausnutzung der Tonfilmmittel, die vorbildliche Führung der Schauspieler durch den Regisseur Paul Fejos, die unübertreffliche Leistung Heinrich Georges; auf der negativen Seite: Indianerkriegsspiel in Sträf-

lingstracht, der Einbrecher als Marquis Posa, der Mörderbulle zerdrückt eine Träne im Fettauge, der philantropisch deklamierende Gefängnisdirektor, also der Kitsch des Manuskripts, die Mittäterschaft der deutschen Poeten Hasenclever und Toller, das Auftreten des durch ein ungerechtes Schicksal in die Filmindustrie verschlagenen Fräuleins Dita Parlo.

„Menschen hinter Gittern" gehört in die Serie großartig gemachter amerikanischer Filme, in denen gesinnungsvoller Ernst vorgetäuscht und kindlicher Sensationsrummel aufgeführt wird. Die Themen der Fürsorgeerziehung, der Justizkorruption, des Massemenschen, des Krieges sind in Filmen wie „Das gottlose Mädchen", „Chicago", „Mensch der Masse", „Rivalen", „Große Parade" zu Zirkuspantomimen mit Donner und Blitz verarbeitet worden, die grade deshalb so aufreizend wirkten, weil sie alle von begabten Künstlern stammten, die mit einem untrüglichen Blick für Lebensechtheit das Milieu ihrer Filme so packend vor unsre Augen zu führen wußten, daß ihr Versagen im Kernpunkt um so schmerzlicher wirkte. Auch diesmal ist das Zuchthaus nichts als kunstvolle Staffage, wieder versetzt man uns ein bärbeißiges Freundespaar vom Stamme jener „Rivalen", die in die Fresse schlagen, wenn sie lieben, wieder schildert man uns unerbittlich treu und ausführlich eine Schlacht mit Gasgranaten, Tanks und prima Nahkampf, und als der stämmige Zuchthäusler, letzter Recke zwischen vielen Leichen, durch die Schießscharte auf die anstürmende Übermacht feuerte, wird Conrad Veidt, der im Zuschauerraum saß, unwillkürlich gedacht haben: „Hauptmann war ich einst bei Kurt Bernhardt!" Denn ob die sportliche Belustigung des Mordens im Kostüm der Befreiungskriege oder des Zuchthauses vorgeführt wird, das macht doch wohl keinen Unterschied.

Dabei ist wichtig zu betonen, daß die Frage nach der Gesinnung hier nicht etwa von außen herangetragen wird als ein unkünstlerischer, politischer Gesichtspunkt. Sie wird vielmehr zum ästhetischen Wertmaßstab, sowie es sich um die Gestaltung eines Themas handelt, das an sich politisch ist wie Zuchthaus, Krieg, Fürsorgeerziehung. Wer aus leibhaftigen Kanonen Operettenrequisiten, aus einem Zuchthaus eine Lederstrumpflandschaft macht, der beweist, daß ihm die Gemütsschwere und die durchdringende Weisheit des wirklichen Künstlers fehlt. Die praktische Folge einer solchen Gesinnung, die mit Genuß und Erfolg in sinnlicher Anschauung schwelgt, aber von den Sinnen nicht zum Sinn findet, ist dann die entsetzliche Hohlheit des kostbaren Aufwandes: das Auftreten der handelnden Personen und ihrer Umgebung ist durch nichts begründet — das prunkt und rumort geisterhaft blaß wie in einem Traum, ohne Motor, ohne Paß, Luftgebilde, nur um ihrer selbst willen da. Ein hilfloses Schauspiel. „Der Zaun indessen stand ganz dumm, mit Latten ohne was herum."

Ob durch ein Zuchthaus der Stepschritt der Tanzgirls klappert oder der Schlachtruf „Licht aus, Messer raus!" gellt, das bleibt sich ziemlich gleich. Beides ist armselig, phantasielos, verdorben und dekadent. Unzeitgemäß und reif zum Abbruch.

# Bemerkungen

### Wann arbeiten die —?

Manchmal, wenn sie mir die Haare schneiden, blättere ich in den illustrierten Zeitungen, die uns vermitteln, wie das Leben, mit Auswahl, aussieht. Da vergeht nun kein Haarschnitt, ohne daß ich Bilder von Festivitäten, Bällen, Routs, Parties, Empfängen und Abendgesellschaften zu sehen bekomme, auf denen (rechts vorn im linken Hintergrund) der Minister Doktor X. zu sehen ist.

Luxus —? Das ist ja dummes Zeug. Die widerwärtige Manier, jedem in der Öffentlichkeit stehenden Mann die Koteletts nachzuzählen, die er ißt, wollen wir nicht mitmachen — das soll nur Goebbeles besorgen, der ohnehin nicht bis drei zählen kann. Aber da ist etwas andres.

Gewiß, diese Männer haben tagsüber viel zu tun. Sie müssen viele Akten lesen, viel diktieren, und, was am ermüdensten ist, ungeheuer viele Leute empfangen. Nichts macht so müde, wie andre sprechen zu hören, aufzupassen, aufzunehmen, Ja und Nein sagen zu müssen, entscheiden zu müssen... Soweit gut.

Aber man muß doch, denke ich mir, von Zeit zu Zeit auch einmal etwas für sich arbeiten! Man kann doch ungestraft nicht immer nur geben; man muß doch auch einmal aufnehmen. Wann tun das diese Männer? Wann arbeiten die —?

Ein praktischer Arzt, der nicht von Zeit zu Zeit einen Kursus zur Erlernung neuer Heilmethoden macht, gerät bald ins Hintertreffen, die Praxis allein tuts nicht. Ein bißchen Theorie braucht jeder. Wann ergänzen diese Minister, Staatssekretäre, Landgerichtspräsidenten, Oberregierungsräte ihr Wissen? Wann arbeiten sie —?

Niemand weiß das. Ich höre Rudi Breitscheid, der so gern möchte und so wenig kann, murmeln: „Er weiß nicht, wieviel grade auf diesen Bierabenden ..." O, ich weiß. Diese Politik riecht nach Bierabend; auch ist mir aus andern Ländern bekannt, wieviel und welch wichtige Entscheidungen bei gesellschaftlichen Begegnungen gefällt werden oder doch aus ihnen hervorgehen. Ich weiß, ich weiß. Nur: Mal, einmal muß der Mensch doch auch theoretisch und konzentriert neues aufnehmen!

Im Sommer? Die Herren sehn nicht so aus. Sie haben so viel „ze tun". Und sie arbeiten so wenig. Es gibt auch eine betriebsame Faulheit.

Und so rollt der Betrieb über sie hinweg, immer weiter, immer weiter. Und leise und bescheiden frage ich mich im stillen Winkel: Wann arbeiten die —?

*Ignaz Wrobel*

### Was ist eine Familie?

Es ist nur eine Parenthese, nur eine Klammer, es ist in einem Briefe, den mir eine Frau, die das nur, um Gottes willen, nur von Natur, nicht von Rechts wegen ist, über ganz andre Dinge geschrieben hat, es ist auch in ihrem Leben, im Leben überhaupt nur eingeklammert; ich streiche die Klammer und setze den Satz in Anführungszeichen her: „Uneheliche Mütter mit ihren Kindern gelten gesetzlich nicht als Familie und sind dar-

um auch nicht berechtigt, eine Wohnung zu haben."

Die Frau, die mir das geschrieben hat, hat es eingeklammert; sie hat nicht anklagen, sich nicht beklagen wollen, sie hat es überhaupt nur erwähnt, um zu zeigen, wie schwer es war, eine Wohnung zu bekommen, was für eine Leistung es ist, daß sie eine bekommen hat.

Wie aber: Uneheliche Mütter und uneheliche Kinder sind im Sinne des Wohnungsrechts keine Familie?

Ja, was ist denn eine Familie?

Sind wir noch so weit im Patriarchat, noch so patriarchalisch, daß nur der Vater die Familie macht und nur der legitime Vater? Ich war wohl ein wenig aus dem Patriarchat herausgeirrt; ich hatte angenommen, Familie sei nicht mehr das Eigentum eines einzelnen männlichen Oberhaupts, sondern die gesamte Gemeinschaft blutsverwandter Menschen — das glaubte ich, da hat mich diese Klammer im Briefe hart gepackt; wie muß sie erst die Schreiberin, die Frau, die Mutter jahrelang gepreßt haben, die doch schon nicht mehr klagt, die nur noch registriert und damit rechnet!

Wir wollen auch rechnen. Schreibtafel her. Eine Frau mit einem Kinde ist keine Familie, eine Frau mit zwei, eine Frau mit sechs Kindern ist keine Familie, aber ein Mann und eine Frau, wenn sie richtig registriert sind, die sind eine Familie. Nicht Vater und Mutter machen die Kinder, sondern der Standesbeamte; nicht mal der, der die Kinder registriert, sondern der, welcher Mann und Frau zusammenspricht.

Ich hatte geglaubt, daß der Wohnraum nach Kubikmetern Luft berechnet und zugeteilt würde (oder hatte ich da ahnungsträumend an Rußland gedacht?); aber nein, ein Dutzend Kinder, wenn Papa und Mama nicht richtig registriert sind, haben keinen Anspruch auf Luft, auf Luftraum, Dach und Wohnraum. Aber Mann und Frau, auch ohne Kinder, haben sie. Schreibtafel her: zwei ist mehr als zwei, als vier, als sechs, als zwölf, als x, wenn zwei richtig registriert ist.

Der Verwaltungsjurist, der das ausheckte, hat nicht einmal bloß unrecht — es liegt sogar schlimmer: in der Tat haben nicht Wohnraum und uneheliche Geburt, aber uneheliche Geburt und Wohnraum etwas, ja viel miteinander zu tun: weil nämlich mangelnder Wohnraum zum Übermaß von unehelichen Geburten führt.

Das heißt aber ein Talionsprinzip! Weil Kinder unehelich geboren sind (Ansprüche hat nicht wer geboren ist, sondern wer „richtig" geboren ist!), werden sie so logiert, daß sie wieder baldigst unehelich gebären.

Uns kann das gleich sein; uns interessieren nur die Geburten, nicht die Ehelichkeit. Aber Ihnen, Herr Verwaltungsjurist?

Was, Herr Verwaltungsjurist, ist eine Familie? Ich meine: eine, die wohnen darf? Die nicht nur leben muß, sondern auch darf? Sind uneheliche Mütter

von Steuern befreit? Waren uneheliche Kinder befreit vom Kriege?

Was, Freunde, ist eine Familie? Schreibtafel her; und helft mir schreiben, helft mir schrein!

*Rudolf Leonhard*

## Tischlein deck dich, Knüppel aus dem Sack

Wer könnte sie psychoanalysieren —
kein Weiser ergründet sie —
sie sind die seltsamsten von Gottes Tieren,
die Herren von der schweren Industrie.
Sie geben das Geld, um Haß zu schüren
aus lauter Liebe zum Vaterland;
sie sind der Heimattreue Unterpfand
und schmücken sich stolz mit USA-Allüren.
Gleichviel — ich stelle euch einen vor
und zeig ihn euch, wie er diniert.
Er ist in allen Sätteln versiert
und hat — etwas Seltenes — sogar Humor.

Wie kommt solch Glanz in den Palast?

Er liebt es, nicht allein zu speisen;
wahrhaftig — einsam hungert er fast. . .
Anregung! Ihn muß man vorwärts reißen.
Drum hält er sich, wie Tante den Kater,
beim Mahl ein Männlein mit scharfer Lippe,
das raucht wie ein feuerspeiender Krater,
das zetert als männliche Xantippe:
Nieder mit dem fremden Gesindel!
An die Laterne mit den Verrätern!
Hurra und Heil — zurück zu den Vätern!
Das Hakenkreuz in die germanische Windel!

Wenn so das Männlein sein Essen verdient
und jenem den Appetit gereizt hat,
wenn es sich wie ein Hähnchen gespreizt hat,
dankt ihm der Industrielle und grient —
und lächelt bei fortgeschrittenem Mahl:
Natürlich alles legal!

Muß ich noch sagen, wen er sich hält,
seine Verdauung so zu pflegen?
Wer ist es, dem die Stellung gefällt —
teils dieserhalb, teils der Mahlzeit wegen?

Sein Mund ist groß, sein Hirn ist klein —
sollt es ein Führer Verführter sein?
Auf jeden Fall — so etwas kommt vor —:
Auch Industrielle haben Humor.

*Peter Scher*

## Verse verboten

Marcel Proust — so hatte ich soeben gelesen — ließ es sich oft nicht verdrießen, Briefadressen seine poetische Bemühung zuteil werden zu lassen. Er schrieb dann auf das Kuvert nicht die einfache, nüchterne Adresse, sondern verfaßte einige Verse, in denen er den Briefträger in den liebenswürdigsten Formulierungen bat, den Brief zuzustellen. Da die Briefe ohne Widerstand und Zeitverlust ankamen, muß es wohl seine Richtigkeit haben, wenn man behauptet, die französischen Beamten seien dem Humor zugänglicher als die Beamten andrer Nationen.

Diese Laune Prousts fand ich so reizvoll, daß ich mich entschloß, sofort auch einmal einen Brief mit gereimter Versadresse aufzugeben. Ich steckte also einen Gruß in ein Kuvert und begann zu reimen. In acht Zeilen hatte ich alles gesagt. Ich bat in den Versen den Briefträger, den Brief einer Dame zu überbringen, machte ihn auf die Schönheit der Empfängerin aufmerksam, die mit großer Artigkeit zu bedienen wäre, und versprach ihm in der letzten Zeile einen kleinen Lohn, den er gewiß erhalten haben würde. Auf die Rückseite des Kuverts klebte ich eine Marke, die den Pflichttarif überstieg, der Überschuß sollte den Kontrolleur veranlassen, ein Auge zuzudrücken und den Brief passieren zu lassen. Schon hatte ich die Klappe des Briefkastens geöffnet, um das Kuvert in seiner Tiefe verschwinden zu lassen, als ein Gedanke noch rechtzeitig meine Hand zurückzucken ließ. Die deutschen Beamten fielen mir ein, deren Humor und

poetischer Sinn durchaus nicht zu den Weltberühmtheiten zählte. Wenn man den Brief nicht bestellte, so würde ihn zweifellos die Vernichtung ereilen, da ich nicht den Absender verzeichnen wollte, er also nicht an mich zurückkommen konnte. Ich war aber nicht dafür, die poetische Bemühung einer halben Stunde im Grab irgendeiner Papierkiste untergehen zu lassen. Ich ging also auf die Bahnhofspost, um zu fragen, ob der Brief in dieser Form Aussicht auf Beförderung habe.

Vielleicht hätte die Miene des Postbeamten nicht jene finstere Strenge gehabt, wenn das bebrillte Gesicht ohne diesen mächtigen, historischen Schnurrbart ausgekommen wäre. Langsam las er die ausschweifende Adresse. Er gehörte, wie sein unbewegliches Gesicht verriet, zu jenen sachlichen amusischen Naturen, wie sie der Schalterdienst verlangt. Seine Augen glitten über die Verse, als wolle er Buchstaben eines Telegramms zählen. Warum liest er alles so genau, fragte ich mich inzwischen? Interessiert er sich vielleicht für Verskunst? Das konnte aber nicht sein, irgendein Licht hätte dann doch bei der Lektüre der galanten Zeilen über seinem Gesicht aufleuchten müssen. Dann fiel mir es ein, warum er die acht Reihen zu Ende gelesen hatte, was zur Beurteilung des Falles gar nicht notwendig gewesen wäre. Er las sie aus Korrektheit. Die Antwort, die ich haben wollte, hätte er mir gewiß auf den ersten Blick geben können.

Der Brief war unmöglich. Ich hatte es schon geahnt. Mehr noch als das lyrische Motiv des Vorgangs reizte mich das postalische Experiment. Was in Frankreich möglich war, müßte auch in Deutschland möglich sein, hatte ich naiv genug gedacht. Ich hatte mich geirrt: Text auf der Adressenseite des Kuverts war verboten — wieder einmal etwas verboten. Es hatte mir nichts genützt, daß ich in den Versen den Briefträger, einen Angestellten der Reichspost, mit geistigen Glacéhandschuhen angefaßt hatte, um die gütige Wolke der Nachsicht auf meinen ordnungswidrigen Versuch zu breiten. Der Schalterbeamte nahm von dieser Ehrung eines angedichteten Briefträgers keine Notiz; acht Zeilen hatte ich gereimt und sie vermochten trotz ihrer formalen Exaktheit keineswegs die exakten Vorschriften auszuschalten, noch nicht einmal ein Lächeln hatten sie hervorgebracht in dem Gesicht des Beamten. Er sagte also kurz und bündig, ohne mich lange wegen meines kuriosen Gebarens zu fixieren, daß dieser Brief nie und nimmer bestellt würde, es sei denn, ich stecke ihn in ein zweites Kuvert, auf dem die Adresse in der allgemein üblichen Weise aufgeschrieben sei. Resigniert tat ich, wie er sagte. So kam der Brief an, allerdings

mit verblaßtem Witz. Der Postminister hat, wie ich las, angeordnet, daß alle Glossierungen der Reichspost und ihrer Einrichtungen im Archiv gesammelt werden. Er gestattet den Humor also nicht, aber er fordert ihn heraus. Also wird er hier wieder einen Beitrag für seine Sammlung bekommen.

Soweit die Theorie. Ihr Vertreter, jener Schalterbeamte, hatte dem Geist der Verordnung dienen müssen, sicher gab es Vorschriften, so daß er Nein sagen mußte, aber ich glaube auch, daß grade dieser Beamte, den ich gefragt hatte, den Brief auch aus eigner Überzeugung abgelehnt hätte.

Ich konnte mich damit aber nicht zufrieden geben. Da ich schon immer ein Feind alles Theoretischen und ein Freund der Praxis war, ließ mich die Sache nicht locker. Ich probierte sie zum zweitenmal. Noch einmal schrieb ich einen einzeiligen Brief, steckte ihn in ein Kuvert und malte noch einmal die acht Verszeilen darauf. Dann fragte ich keinen Beamten, der mir wieder mit Verordnungen und Verboten gekommen wäre, sondern ich warf den Brief, der von der Theorie abgelehnt worden war, auf gut Glück in den nächsten Briefkasten. Am nächsten Morgen rief ich die Empfängerin an. Er war angekommen. Ohne Hindernis, ohne Störung, sogar ohne Verspätung, ja sogar noch mit besonderer Auszeichnung, denn er wurde nicht wie die übrigen Briefe in den Kasten geworfen, ihn trug der Briefträger mit einem Schmunzeln ins Haus hinein — vielleicht schmunzelte er nur deshalb, weil er ihn einer schönen jungen Dame übergeben durfte. Aber das ist ja egal. Ich will nun nicht weiter darüber nachdenken, ob es nur ein Zufall war, daß dieser Brief bestellt wurde, weil vielleicht der Beamte, der ihn abstempeln mußte und ihn somit der Beförderung übergab, schon den Silvesterpunsch roch und dadurch zum Scherz aufgelegt war, ein andermal probier ichs noch einmal.

*Hermann Linden*

### „Bekannt als prominent“

„Tüchtiger Manager für eine junge Tänzerin — anerkanntes Genie und unnachahmliche Tanzgröße — gesucht. Größter Erfolg sicher.“ Dieses Inserat fand sich kürzlich in einer großen berliner Tageszeitung. Es gibt zu denken, aber schließlich ist es Privatsache, welche Grade der Selbsteinschätzung und welche Sprünge der Logik man den bewundernden oder belustigten Ohren seiner Mitwelt preisgibt. Allgemeinere Sache wird es dagegen, wenn in denselben Tagen eine andre große berliner Tageszeitung ein Inserat enthält, das den seltsamen Wortlaut hat: „Bühnenschriftsteller, bekannt als prominent, vergibt Libretto. Übernimmt Bearbeitungen auch ausländischer Werke.“ Ich kenne weder jene unnachahmliche

Tanzgröße noch diesen Bühnenschriftsteller, „bekannt als prominent" — vielleicht ist ihrem Manager größter Erfolg sicher, vielleicht versteht er sich auf Bearbeitungen ausländischer Werke. Sicher scheint mir: dieser Schriftsteller vergibt nicht nur Libretti, über deren Wert ich nichts sagen kann, sondern zugleich Aphorismen, von denen ich sagen muß, daß sie prachtvoll sind, weil sie blitzhaft ganze Situationen erhellen.

Da ist so ein Aphorismus. Da stehen drei Worte: „bekannt als prominent". Bisher träumte ich mir dies Alles sehr einfach: man sei prominent oder sei es nicht. Wohl gäbe es Einige, vielleicht sogar Viele, die bedeutend seien, hervorragend, einzig in ihrer Art und doch nicht „prominent", heimliche Könige. Wohl gäbe es „Prominente", die durchaus nicht bedeutend seien, keineswegs hervorragend und bestimmt nicht einzig in ihrer Art, offensichtliche Parvenus. Aber daß man „als prominent bekannt" sein könne oder demnach umgekehrt auch „unbekannt als prominent", ein heimlicher „Prominenter", das wußte ich nicht.

Nun ist ja Alles noch viel einfacher. Es ist anscheinend, schlicht herausgesprochen, jeder prominent. Wo ich es bisher nicht vermutete, war es mir nur verborgen geblieben. Herr Kollege vom Libretto, wenn ich Sie recht verstanden habe, gibt es also drei Stufen? Die wirklich Prominenten, die als prominent Bekannten, die, deren Prominenz unbekannt ist. Unprominente gibt es nicht.

Wer kennt eine bessere Satire auf die Prominentenwirtschaft als dieses kleine Inserat?

*Herbert Günther*

### Die Apostelkrankheit

Katholische Geistliche neigen in zahlreichen Fällen zu Nierenkrankheiten, und zwar, wie die Erfahrung zeigt, besonders dann, wenn sie sehr eifrig in ihrer apostolischen Tätigkeit sind. So sind Erkältungen häufig, wenn sie eifrig auf der Kanzel gepredigt haben, sich dabei sehr erhitzten und nun unmittelbar sich in den kalten Beichtstuhl begeben. Auch die allzu intensive Betätigung im Beichtstuhl, bei der selbst bei vorhandenen Notwendigkeiten ein Weggehen nicht immer möglich ist, wird für das Auftreten...

*Dr. W. Schweißheimer.*
*,Münchner Neueste Nachrichten'*
*19. Juni*

### Der objektive Preisrichter

Kapellmeister Eugen Mürl wurde vom Komponisten Franz Lehár durch Verleihung der bronzenen Lehár-Plakette ausgezeichnet in Anbetracht der Verdienste, die er sich als Interpret Lehárscher Werke erworben hat. Diese Plakette, die im Jahre 1930 anläßlich des 60. Geburtstages des Meisters von der Stadt Wien geprägt wurde, wird vom Komponisten alljährlich besonders verdienstvollen Musikern zuerkannt.

*,Der Neue Weg'*

## Hinweise der Redaktion

### Berlin

Paul Graupe Antiquariat, Tiergartenstr. 4. Sonnabend. Auktion von Kunstwerken deutscher lebender Künstler.

### Zürich

Weltbühnenleser treffen sich jeden Montag 20.30 im Café Odeon.

### Rundfunk

**Dienstag.** Leipzig 20.00: Mit dem Eisbrecher Krassin nach Sibirien, O. Heller. — **Mittwoch.** Königswusterhausen 20.30: Die Agrarrevolution in Sowjetrußland, O. Auhagen. Berlin 20.30: Medea von Euripides. — **Donnerstag.** Berlin 19.40: Gerhart Hauptmann spricht. — 20.00: Querschnitt durch Ludwig Thoma, Erich Fortner. — **Freitag.** Leipzig 16.00: Max Stirner 75 Jahre. — Breslau 17.35: Die Zeit in der jungen Dichtung. — Mühlacker 20.55: Scherz und Satire. — Leipzig 21.20: Querschnitt durch Jack London, Hans Freyberg. — **Sonnabend.** Berlin 18.00: Die Erzählung der Woche, Ernst Weiß. — Leipzig 19.30: Werner Finck liest.

# Antworten

**Falscher Fuffziger.** Zu Ihrer Schimpferei auf die ‚Weltbühne' im ‚Roten Aufbau' empfehle ich Ihnen, ein paar Kernsätze in einem früheren Jahrgang der ‚Weltbühne' nachzulesen. Dort ist Ihr Typus so restlos gekennzeichnet, daß uns nichts nachzutragen bleibt. „Meister Marx würde im Grabe rotieren, ließen marxistische ‚Jünger' sich blicken — zumal mit ihrer ökonomischen Besessenheit ihr Haß Hand in Hand geht gegen die nicht vom Ökonomismus Besessenen, gegen revolutionäre Geister, überhaupt gegen geistige Menschen. Wer schreiben kann, den schimpfen sie ‚Caféhausliterat' oder ‚Ästhet'; wer denken kann, den stempeln sie zum ‚bürgerlichen Ideologen' oder ‚Intellektuellen'. Dabei sind sie selber Intellektuelle vom reinsten, nein: schmierigsten Wasser... Einzig ‚ökonomische Kräfte' bestimmen die Entwicklung, nicht etwa Willenskräfte — denn sie sind selbst ‚ökonomisch bedingt' wie alles Andre. Wissenschaft, Kunst, Politik, Verdauung und Beischlaf: Alles, Alles, Alles ‚ökonomisch bedingt'! Nur die Dummheit scheint nicht ‚ökonomisch bedingt' zu sein..." (Franz Leschnitzer: Marxisten und Marxioten, ‚Weltbühne' XXII., Nr. 30.)

**Theaterbesucher.** Sie haben recht. Es ist ein Kreuz mit unsern Hoftheatern. Solange sich ein Dramatiker von Rang und Bedeutung noch nicht durchgesetzt hat, nehmen sie keine Notiz von ihm. Wenn er aber zu Ruhm gekommen ist, dann suchen sie sich nicht etwa eins jener Stücke aus, an denen sich seine Eigenart und sein Können am stärksten erkennen läßt, — nein, sie greifen zu einer Nebenarbeit, bei deren Anblick dem Nichtkenner der Appetit auf Weiteres vergeht. Das Schillertheater serviert Shaws „Haus Herzenstod". Warum eigentlich? Ist der Shaw der „Heiligen Johanna", des „Arztes am Scheideweg" oder des „Methusalem" vielleicht eine zu scharfe Kost für die Besucher der charlottenburger Bühne? Oder will man vielleicht besonders originell erscheinen, wenn man sich dies unbekannte Stück aussucht? Eine Sammlung von Aperçus, nicht mehr und nicht weniger, eine griesgrämige, unerfreuliche Sache, die kalt läßt. Das Schillertheater sollte wissen, daß es eine besondere kulturelle Aufgabe zu erfüllen hat. Jeden Abend tritt es eine Anzahl von Plätzen an die Volksbühne ab. Wäre es da nicht angebrachter, schmackhaftere Kost zu bieten als auch noch die letzten Anhänger aus dem Theater zu verscheuchen? Ihr klagt über Not an guten Stücken. Logisch wäre dann nur, sich von einem anerkannten Autor nicht grade ein schlechtes auszusuchen.

**A.I.Z.** Eure neuste Nummer befaßt sich mit der Negerfrage. Das Urteil gegen die acht jungen Negerarbeiter aus Alabama, von dem wir in der vorigen Nummer berichteten, erfährt durch eure Veröffentlichungen eine besondre Belichtung.

**K. B. und Susanne H.** Schreiben Sie bitte an Peter Panter.

---

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

**den Abonnementsbetrag für das III. Vierteljahr 1931**

einzuzahlen, da am 10. Juli die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

---



Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

# Der Hoover-Plan von Alfons Goldschmidt

Im Juni dieses Jahres habe ich eine Reise durch wichtige Gebiete Süddeutschlands, des Rheinlandes und Westfalens gemacht. Was ich dort erlebte, das hätte ich doch noch nicht für möglich gehalten. Wohl wußte ich, daß der deutsche Proletarier, von bevorzugten Gruppen abgesehn, die Arbeitskraft nicht mehr reproduzieren kann und daß der sogenannte Mittelstand verzweifelt ist. Aber ich hatte an Passivität geglaubt, vergeblich aufgerufen von rebellischen Kleingruppen, — von dieser überraschenden und erschütternden Wandlung zum Kampf hatte ich nichts gewußt.

Es ist so: Keine Furcht mehr vor der Polizei. „Jahre und Jahre hat man uns geknüppelt, verwundet und ins Gefängnis geschleift. Zu fressen gegeben hat man uns nichts. Erwerbslosigkeit oder Tod, das ist uns egal." Männer und Frauen sprachen so zu mir. Keine Furcht mehr, kaum noch zu halten sind diese Proleten, durchwühlt von einer siedenden Wut, auf alles gefaßt und nur noch mit einer Sehnsucht: Möchte doch morgen der ganze faule Kram zusammenbrechen! Das ist keine Übertreibung, so ist es. Ich habe in vielen Städten Süddeutschlands, am Rhein und im Ruhrgebiet gehört und gesehen, wie die zweite deutsche Revolution entsteht, und ich weiß heute, daß von einem mussolinistischen Deutschland nicht die Rede sein kann, sondern nur von einem proletarischen Deutschland. Vielleicht könen sie noch etwas muscheln, so eine deutsche Mischmasch-Diktatur mit Selbstentschuldigung und Quälereien von hinten, aber keine offene Militärdiktatur. Das wächst und wächst, wird rot und röter, da ist keine Duldung mehr, da ist Angriff und Furchtlosigkeit. Morgen mehr, übermorgen noch mehr. Könnt ihr den Millionen zu fressen geben? Das könnt ihr nicht. Ihr werdet abtreten müssen!

Abtreten werden die Springorum, Krupp, Thyssen. Einhundertundfünfzig rauchlose Schornsteine zählte ich auf einer Fahrt. Rasen auf Zechenhalden, Hochofenfeuer gelöscht, wo ist denn da die Schöpferkraft geblieben? Ihr habt ja Arbeit versprochen, ihr habt sie nicht gegeben und heute weiß man, daß ihr sie nicht geben könnt. Man hat jeden Glauben an euch verloren. Das zieht nicht, daß ihr euch auf die Weltkrise beruft, denn die Andern draußen sind ja dieselben wie ihr. Ihr habts nicht geschafft, auf Diktaturen habt ihr gar kein Anrecht. „Das schwarze Herz Deutschlands", was habt ihr daraus gemacht? Einen maranischen Muskel, zwei Minuten vor dem Schlag.

Als ich wieder in Berlin war, erschien „völlig unerwartet" das Hoover-Angebot. Völlig unerwartet nicht, denn daß die nordamerikanische Export-Industrie mit ihrem Finanzierungskapital Kaufkraft braucht, das hat Hoover ja schon vor einiger Zeit eingesehen. Der eigentliche Hoover-Plan ist ja, die ganze amerikanische Wirtschaft zu einem Geschäft zu machen, damit die Ausfuhr unwiderstehlich wird. Was ist denn da weiter überraschend, wenn der Aufsichtsrat-Vorsitzende, ge-

nau nach den gewohnten Methoden der Konsumentenfinanzierung, einen Kredit ankündigt? Daß dieser Kredit Stundungsform hat und daß er als Weltschulden-Feiertag ausposaunt wird, das ändert ja den Kreditcharakter nicht. Es ist weiter nichts als die Übertragung des gescheiterten U.S.A.-Innenmoratoriums auf die Außenwelt. Und auch das ist nicht neu, denn der Dawes- und der Young-Plan, die Verträge mit Cuba, mit Panama, mit Peru, sind nichts andres. Es sind Export-Sicherungsverträge mit Rentengarantien, und die Vereinigten Staaten können unter solchen Umständen sehr wohl auf direkte Kolonien verzichten. Ihre Kolonialpolitik ist viel wirksamer als etwa die englische. Herr Hoover sagt in seiner Juni-Botschaft, daß sich die Regierung der USA. nicht an der Auferlegung der Reparationen noch an der Aufteilung von kolonialem oder Privateigentum beteiligt habe. Das brauchte sie auch nicht, denn sie war ja durch die Gläubigerschaft Nordamerikas heftiger und dauerhafter beteiligt als alle die Inkassomächte, die sozusagen nur das Pipeline-System zur Hinleitung der Reparationen und der sonstigen Zahlungen nach USA. sind.

Herr Hoover hat schon so ein richtiges Gefühl. Er spürt etwas von der Untragbarkeit der unproduktiven Lasten, die übrigens in den USA. nicht geringer sind als bei uns. Der Unterschied besteht nur in der Goldfiktion. Er fühlt auch, daß die Divergenz von Acker und Industrie in den Vereinigten Staaten die Wirtschaft immer sauerstoffärmer macht, wenn er auch Begründungen gibt, die unhaltbar sind. Hoover behauptet, daß Amerika vom Schuldner nicht mehr herausholen wolle, als er zahlen kann. Ich bin überzeugt, daß die Amerikaner nicht einen Cent mehr haben wollen. Aber das Kapital ist nun mal so, daß es aus den Menschen mehr herausholen muß, als sie leisten können, sonst würde ja nicht diese furchtbare Arbeitslosigkeit entstanden sein.

Amerika also braucht ein „Stillhaltejahr", es verabreicht zusätzliche Kaufkraft, indem es für ein Jahr auf Zahlungen verzichtet. Es ist eine ganz einfache und völlig nutzlose Geschäftsoperation. Eine Geschäftsoperation, an der die Banken einiges verdienen werden, denn es gibt keine Kreditierung, bei der die Banken ohne Provision blieben.

Und was die berliner Börse betrifft und ihre sogenannten Schwestern im Inland und Ausland, so haben sie endlich einen Freudentag gehabt. Nicht alle Börsenbesucher, nur die Haussiers selbstverständlich, die Baissiers waren entsetzt. Denn so weit geht ja der Edelmut nicht, daß eine solche Heilsbotschaft die nach oben und die nach unten Spekulierenden gleichermaßen begeistert. Ein Teil weint immer, das ist das Gesetz des Kapitals. Aber das muß man sagen: Mit einer Vehemenz hat sich die Hausse-Partei auf den Gegner gestürzt, die nur zu erklären ist mit der durch Jahre ungestillten Wut der Aufwärtser. Jetzt war mal die Gelegenheit da, also drauf. Es ist nicht viel dabei rausgekommen, ein paar Pleiten mehr oder weniger, darauf kommt es ja in dieser Zeit, in der man den Gerichtsvollziehern von Amts wegen Motorräder geben müßte, nicht mehr an. Ein paar Freudentage, sie seien ihnen gegönnt, denn wenige Stunden darauf kam schon die Dusche.

Hoovers Mitteilung, daß die U.S.A. unter allen Umständen mehr als bisher nach Europa exportieren müssen, wurde von der deutschen Regierung mit feierlichen Verbeugungen und grandiosen Beteuerungen beantwortet. Mit solch herzlichen Verbeugungen und Glücksbeteuerungen, daß man eigentlich annehmen sollte, die amerikanische Regierung hätte einen erheblichen Schuldennachlaß vorgeschlagen. Das hat sie nicht getan, der Präsident sagt ausdrücklich, daß die amerikanischen Kapitalisten gar nicht daran denken, auch nur einen Pfennig nachzulassen. Das wäre ja noch schöner, denn die Sowjet-Union könnte das auf sich beziehen und fragen: Weshalb wollt ihr denn nicht auf eure Forderungen an uns verzichten? Das und die Geschäftsmoral verhindern selbstverständlich den Schuldennachlaß. So hat sich denn die deutsche Regierung mit jener Innigkeit für eine Stundung bedankt, von der wir nichts haben können, weil ja Stundung keine Erleichterung sondern nur Anhäufung von Schulden ist. Wenn mir heute die Steuerbehörde Stundung gewährt, morgen muß ich bezahlen, und von heute auf morgen, das ist dann für mich eine Zeit voll Angst.

Und dann die Summe! Wenn alles gut geht, was noch fraglich ist, dann würden wir vom 1. Juli bis Ende Juni nächsten Jahres 1,5 Milliarden zurückbehalten können. Wenn alles gut geht, denn es könnte ja sein, daß wir etwa einen großen Teil der gestundeten Gelder nicht nur nach dem Reparationsplan verzinsen sondern auch noch von der Bank für Internationale Zahlungen zurückpumpen müßten. Aber selbst wenn uns diese 1500 Millionen ein Jahr verblieben, was macht denn das schon aus gegenüber einer Gesamtlast Deutschlands an Verwaltungskosten von 30 bis 31 Milliarden Mark? Denn nach meiner Schätzung drückt sich in solcher Summe die deutsche Pleite aus. Reichs-, Staats-, Gemeinde- und Privatlasten. Vielleicht noch mehr, ungefähr aber die Hälfte des sogenannten „Volkseinkommens", das ja bekanntlich nicht beim Volk sondern hauptsächlich bei den Schöpfern dieser prächtigen Wirtschaft einkommt.

Infolgedessen verzichtet die Regierung Brüning auch auf Milderung des Notdekrets. Sie denkt daran ebensowenig wie die Regierung Hoover an Schuldennachlaß. Sie gesteht damit ein, daß jenes Moratorium sehr wenig bedeutet, sie weiß, daß das nur ein Tropfen ist, und zwar ein Tropfen, der schnell verdampft. Sie hofft jedoch auf die „psychologische Wirkung", die morgen schon vorüber sein wird. Sie hofft ferner, daß die Hoover-Botschaft eine Reparationsreform einleitet. Das sind Hoffnungen. Es gibt keine Macht, die Schulden streichen könnte, denn Schulden sind verlorene Werte. Man kann nur Umbuchungen vornehmen, das Minus von einer Seite auf die andre bringen, aber das Minus bleibt immer und macht sich, da wir eine Weltwirtschaft haben, auch immer geltend. Was den Einen nicht mehr bedrückt, bedrückt den Andern, und während der Eine aufatmet, kriegt der Andre Krämpfe. Die Reparationen sind ja dem Kapital immanent, es werden Reparationen in jedem Laden gezahlt, und das gesamte Prole-

tariat der ganzen Welt zahlt jede Stunde seine Reparationen an das Kapital.

So ist es denn auch nicht richtig, daß „alle Völker der Erde unter dem tiefen Eindruck des historischen Schrittes stehen", wie Brüning in seiner Rundfunkrede kanzelnd behauptete. Das arbeitende Volk steht jedenfalls nicht unter diesem Eindruck, es erwartet gar nichts davon, ganz abgesehn davon, daß der größte Teil der Welt überhaupt nichts erfährt von diesem Segen. Es ist ein bißchen viel in diesen Tagen von „historischer Bedeutung" gesprochen worden, wo es sich doch nur um selbstverständliche Manipulationen eines Hypothekengläubigers handelt.

Nein, Herrschaften, auf dieser Basis ist das nicht möglich. Ihr könnt nicht diese Disagio-Wirtschaft lassen mit den kaltgewordenen Schornsteinen, den grünen Zechenhalden und den gelöschten Feuern, mit nicht 30 oder 36 Millionen Arbeitslosen sondern hunderten von Millionen in der ganzen Welt, ihr könnt nicht mit Hilfe von irgendwelchen Behauptungen die furchtbare und schnell steigende unproduktive Last vermindern. Dieses Feierjahr wird ein Feierjahr sein, nämlich ein Feierjahr für die Arbeitslosen und ein Feierjahr für die Zwischengewinner, die am Moratorium verdienen. Sonst ist kein Grund zum Feiern da, und selbst ein Chequers bei Paris würde die Gesetzmäßigkeit des Ablaufs nicht unterbrechen. Welch ein Hochmut, zu glauben, ein paar Menschen mit ein paar Kreditinstituten könnten die Welt aufhalten.

---

## Die ungarische Königsfrage von Georg Dozsa

Ganz überraschend kam die Nachricht, daß das ungarische Parlament aufgelöst wurde und die Neuwahlen bereits Ende Juni stattfinden sollen. Das Mandat des Abgeordnetenhauses würde erst im Jahre 1932 ablaufen. Die Regierung Bethlen besaß doch dank ihres reaktionären Wahlgesetzes im Parlament eine kompakte und die Befehle der Regierung blind befolgende Mehrheit. Die Ursachen der Auflösung waren also nicht parlamentarische Schwierigkeiten, die ja niemals vorhanden waren. Sie sind andrer Art und haben mehr mit der Außenpolitik zu tun als mit der innenpolitischen Lage.

Als die Revolution in Ungarn niedergeschlagen wurde, war die Klassenfront der Reaktion zunächst nicht ganz einheitlich. Damals war die Losung vor allem Niederknüppelung aller fortschrittlichen Elemente des Landes, besonders der Arbeiterklasse, und daher vereinigte man die Reaktionäre aller Richtungen unter Führung der weißen Regierung. Anfangs konnten durch antimarxistische Phrasen alle Gegensätze innerhalb der reaktionären Front verwischt werden.

Diese ursprüngliche Situation konnte natürlich die klassenbewußte Avantgarde der Reaktion, die Hocharistokratie, nicht befriedigen. Nach der Niederwerfung der Arbeiter konnte man, des Sieges sicher, sich allmählich der unbequemen kleinbürgerlichen und bäuerlichen Bundesgenossen entledigen. So entstand unter Führung des Ministerpräsidenten Grafen Bethlen die langsame Entwicklung, die als „Konsolidierung" den Zweck verfolgte, die Macht des feudalen Hochadels zu befestigen.

An Hand seines Wahlgesetzes und des Terrorapparates war und ist Graf Bethlen stets in der Lage, seine Abgeordneten selbst zu wählen. Das Volk bildet nur die Staffage. Im Interesse des Großgrundbesitzes hat der Ministerpräsident im Laufe der Jahre mit großer Zähigkeit seine Partei von den kleinbürgerlichen und bäuerlichen Elementen gesäubert. Um den Einfluß der Aristokraten besonders zu betonen, wurde das Magnatenhaus, jetzt Oberhaus genannt, als zweite Kammer wieder eingeführt. Im Abgeordnetenhaus wird zwar, um den Schein eines parlamentarischen Regimes aufrecht zu erhalten, eine kleine, aber sehr regierungsfromme Opposition geduldet.

Außenpolitisch muß diese Oligarchie eine Restaurationspolitik betreiben. Der aristokratische Großgrundbesitz benötigt zur Festigung seiner Macht ebenso sehr den legitimen König, wie dieser seine Ziele nicht ohne die Aristokraten durchsetzen kann. Die Bestrebungen sind für ganz Mitteleuropa eine große Gefahr, da sie ganz bewußt auf Unterdrückung und Krieg innerhalb und außerhalb Ungarns hinarbeiten. Leider erhielt diese gefährliche Abenteurerpolitik in der letzten Zeit so viel Unterstützung von Außen, daß sie nicht wenig Aussicht auf Verwirklichung hat.

Die Einheitsfront Italien—Osterreich—Ungarn—Bulgarien bildet den Rahmen für die Restaurationsintriguen der Habsburger. Das fascistische Italien braucht Verbündete und Kanonenfutter für den kommenden Krieg, das Oesterreich der Heimwehren Hilfe gegen die eigne Arbeiterschaft. Ungarn und Bulgarien wiederum benötigen Allianzen im Interesse ihres Irredentismus. Der Papst aber unterstützt den Monarchismus in Oesterreich-Ungarn im Interesse der Kirche.

Neuerdings aber kann man immer mehr davon hören, daß auch französische Reaktionäre die Wiederherstellung der Habsburger Monarchie mit Freude begrüßen würden. Offenbar glauben sie, ein Gegengewicht gegen den Anschlußgedanken zu schaffen. Sie vergessen, daß grade die österreich-ungarische Monarchie die nationalistischen Strömungen in Deutschland stärken und die Position Frankreichs schwächen würde. In diesem Zusammenhang ist interessant, daß im regierungsoffiziösen ‚Pester Lloyd' kürzlich zwei Artikel mit Deutlichkeit feststellten, daß die französische Unterstützung für die Restaurationspläne weitgehend sichergestellt ist. Der legitimistische Führer Markgraf Georg Palavicini schreibt im ‚Neuen Wiener Journal' und auch im ‚Pester Lloyd' vom 12. Juni unter dem Titel „Oesterreich-ungarisches Bündnis":

> Es kann heute fast als sicherstehend gelten, daß Ungarn nach den bittern Erlebnissen und Erfahrungen der letzten zwölf Jahre sich zu der Erkenntnis durchgerungen hat, daß eine ungarisch-österreichische Zusammenarbeit eine Notwendigkeit ist. Den Zweifel, ob auch in Oesterreich die psychologischen und politischen Voraussetzungen für eine solche wirtschaftliche Zusammenarbeit der zwei aufeinander angewiesenen Länder schon gegeben seien, habe ich zumeist nur bei uns zu Hause äußern gehört... So ist es klar, daß in absehbarer Zeit die Stunde für die Lösung der ungarischen Königsfrage schlagen muß.

Um diese Absichten auch für Frankreich schmackhaft zu machen, bemerkt Pallavicini: „Man vergesse aber auch den

Umstand nicht, daß nur aus diesem Bündnis der Schutzdamm gegen die östliche Gefahr hervorgehen könnte, der der westlichen Kultur bei der heutigen wirtschaftlichen und politischen Konstellation der Donaustaaten fehlt." Die Restauration der Habsburger soll also als mächtige Waffe für den Fascismus und gegen den Sozialismus verwendet werden. Mögen auch manche Franzosen damit einverstanden sein, so ist es doch ganz sicher, daß die Kleine Entente und damit auch Frankreich durch die Legitimisten auf das schwerste bedroht sind. Diese Abenteurerpolitiker bereiten den Krieg der italienischen Vasallen gegen die Kleine Entente und Frankreich vor oder, wenn das vielleicht nicht gelingen sollte, für alle Fälle den Interventionskrieg gegen Rußland.

Nun sieht man wohl die Zeit gekommen, diese Pläne zu verwirklichen. Die vorzeitige Auflösung des ungarischen Parlaments hängt damit aufs engste zusammen. Graf Bethlen will nochmals die legitimistisch aristokratischen Positionen im Parlament befestigen und möchte gleichzeitig verhindern, daß die Wahlen grade dann vorgenommen werden sollen, wenn die Verwirklichung des dynastischen Programms bereits akut ist. Er läßt sein Restaurationsparlament zur selben Zeit wählen, wo Exkaiserin Zita in Rom mit dem Papst und Mussolini verhandelt. Darum stellt nicht nur die Regierungspartei sondern auch die regierungsfromme Opposition Kandidaten auf, die als Stützen des Legitimismus bekannt sind. Der Wohlfahrtsminister Alexander Ernst hat in seiner Programmrede deutlich genug gesagt, was man vorhat:

Unsre Losung war immer für Gott, König und Vaterland und das wird auch jetzt unsre Losung sein, darum werden wir für das Volk arbeiten bis zu unserm letzten Atemzuge.

Fast alle Politiker betonen in ihren Programmreden, daß das Volk Ungarns immer für Gott, König und Vaterland zu kämpfen wußte. Daran ändert auch nichts, wenn Graf Bethlen in seiner Programmrede in Debreczin betonte, daß er die Königsfrage erst dann lösen wolle, wenn die Zeit hierfür gekommen sei und die notwendigen innen- und außenpolitischen Vorarbeiten durchgeführt sein werden. Er beschleunigt jetzt eben diese Vorarbeiten.

Auch die Kirche beteiligt sich energisch. So hat der Kardinal Seredy einen Hirtenbrief erlassen, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Sein wiener Kollege Piffl hat gerade jetzt die Zeit für gekommen gesehen, um mit einer Propaganda unter den Katholiken Deutsch-Böhmens zu beginnen. Da die Südtirolfrage wegen des italienischen Verbündeten nicht mehr aktuell ist, versucht der Kardinal Piffl, die katholisch-deutsche Bevölkerung der Tschecho-Slovakei gegen ihre Republik und für Oesterreich-Ungarn zu mobilisieren.

Es ist auch kein Zufall, daß der Reichsverweser Horthy grade jetzt dem italienischen König die Inhaberschaft des 6. ungarischen Honved-Infanterieregiments verliehen hat, und daß der ‚Messagero' und mit ihm die gesamte Presse Italiens diese Tatsache als besonders wichtig hervorhebt. Denn Victor Emanuel ist der zukünftige Schwiegervater Ottos.

# Armut kommt vom Radikalismus von Heinz Pol

Die materiellen Vorteile, die der Hoover-Plan uns bietet, sind, wenn die Dinge erst vollkommen geordnet sind, auf Heller und Pfennig zu berechnen. Die psychologischen Vorteile jedoch lassen sich weder schätzen noch voraussagen. Es ist ein Beweis tiefinnerster Unsicherheit, daß man sich bei uns über die materiellen Votreile nur ganz vage Vorstellungen zu machen wagt, aber mit einem ans Unfehlbare grenzenden Selbstbewußtsein schon eine Stunde nach dem Kabeltelegramm des amerikanischen Präsidenten die Feststellung trifft, die mit radikalen Ideen verseuchten Gehirne unsrer deutschen Mitbürger würden nunmehr bald nur noch mit den Forderungen und Wünschen des sogenannten gesunden Menschenverstandes angefüllt sein. Brüning hat gesiegt, und Hitler und Thälmann können sich jetzt in die Mauselöcher verkriechen, denn die Massen werden ihnen davonlaufen. Der seelische Druck, der auf dem Volke lastete, ist vom Sonntag zum Montag in die Stratosphäre entwichen.

Realpolitisches Denken war uns immer, um mit den Nazis zu reden: wesensfremd. In der Psychologie haben wir es, trotz Freud, auch nicht sehr weit gebracht. Wie schlecht verstehen wir uns gar auf politische Psychologie! Vor Tatsachen verschließen wir die Augen, aber was uns ein Wunschtraum zuflüstert, das halten wir für eine Realität. Wo es gilt, eine Erscheinung von ihren Ursachen her zu begreifen, sehen wir nur das letzte Glied einer langen Kette, und wenn wir dieses letzte Glied mit Notverordnungen und Gummiknüppeln eskamotiert haben, so glauben wir wieder einmal unsre demokratische Pflicht erfüllt und den Staat gerettet zu haben.

Wie ist die Situation? Unsre gesamten politischen und wirtschaftlichen Ideen befinden sich in einer Krise, die schwerer ist als jede bisherige. Vor allem deshalb, weil sie nicht nur ihren realen Ausdruck in der hohen Zahl der Arbeitslosen und der relativ ebenso hohen Zahl der Konkurse findet, sondern weil auch die Menschen, die persönlich unter der Krise noch nicht allzu stark zu leiden haben, gefühlsmäßig an der Güte der augenblicklichen Ordnung sehr lebhaft zu zweifeln beginnen. Man nennt so etwas Vertrauenskrise. Wenn man alle Menschen in Deutschland, die heute auf den „Kapitalismus" schimpfen, für verhetzte Elemente erklärt, so würde das Heer der Nicht-Verhetzten auf ein Häuflein zusammenschmelzen, das kaum stärker wäre als die Reichswehr. Es tut nichts zur Sache, daß viele sich heute radikal gebärden, obwohl sie es gar nicht sind, ja sogar im Grunde genau das Gegenteil von dem wollen, was sie proklamieren, und daß viele im radikalen Fahrwasser nur mitschwimmen, weil auch der Nachbar schwimmt. Denn diese scheinbaren Ursachen sind ja auch nur die mehr oder minder bewußten Folgen der materiellen Notlage und des seelischen Unbehagens. Wenn in Berlin und andern Städten Arbeitslose ein paar Lebensmittelläden plündern, so hält man diesen Vorgang für eine Folge der Verhetzung und schreit nach der Polizei. Vorausgesetzt, daß diese jungen

Burschen wirklich von dem berühmten Herrn Unbekannt (lies: „Der moskauer Rubel rollt!") aufgestachelt worden sind, sich das mit Gewalt zu holen, was sie durch Arbeitsleistung nicht bekommen konnten — warum denn ließen sie sich so bereitwillig aufstacheln? Wieso fielen die Worte des Verführers auf so fruchtbaren Boden? Aber danach fragt bei uns niemand. „Gebts ihnen tüchtig!" schreien sie, aber sie meinen nicht etwa Beschäftigung, sondern Gefängniszellen.

Doch ich spreche nicht von diesen Handgreiflichkeiten. Es ließe sich zur Not noch die Ausrede finden, daß man Gewalt nur mit Gewalt begegnen könne. Aber wie versucht man nun, dem gefühlsmäßigen Radikalismus der großen Massen mit geistigen Waffen zu begegnen? Mit welchen Argumenten vertreten die bedingungslosen Verteidiger des „kapitalistischen Systems" ihre Position und suchen das Heer der Zweifelnden von der Beweiskraft ihrer Weltanschauung zu überzeugen? Die Antwort läßt sich auf eine kurze Formel bringen: nirgends hat die Idee des Kapitalismus, nirgends hat der Gedanke der privatwirtschaftlichen Iniative schlechtere und unbesonnere Verteidiger als bei uns. Statt zu werben und elastisch zu operieren, schlagen sie mit beiden Fäusten auf den Tisch und spielen die Rolle der beleidigten Halbgötter, vor denen wir in die Knie sinken müßten.

„Es ist falsch, anzunehmen, daß das Profitinteresse, daß das Streben nach Rentabilität der Unternehmungen die Wirtschaft von ihrer sozialen Grundfunktion: Dienst an der kulturellen und sozialen Entwicklung des Volksganzen zu leisten, hinwegführe. Grade, daß in der freien Marktwirtschaft kühl, sachlich und unpersönlich alles auf den Geldgewinn eingerichtet wird und rationelle Zweckmäßigkeitserwägungen über Gefühlswerte gestellt werden, verbirgt, daß der Masse der Verbraucher, also dem Volke, am besten gedient wird." Woher dieses Zitat stammt? Aus der Frühzeit des Kapitalismus, als der einzelne Unternehmer noch mit schöner Offenheit verkünden konnte, die Welt sei sein Portemonnaie? Nein, durchaus nicht. Diese Sätze sprach auf der letzten Juni-Tagung des sich demokratisch nennenden Hansabundes der Herr Präsident Doktor Hermann Fischer persönlich. Hermann Fischer, Mitglied der Staatspartei, verdankt seine politische Karriere der Tatsache, daß er der Abgeordnete mit den bei weitem meisten Aufsichtsratsposten ist, zur Zeit sind es wohl noch rund achtzig. Seine Ansprache im Hansabund wurde als Rechtfertigungsrede für die Aufrechterhaltung der freien Privatwirtschaft proklamiert, gegen die leider Gottes die unmündige Masse radikal verhetzter Elemente seit längerer Zeit sturmlaufe. Herr Fischer weiß auch genau, aus welchen Gründen man sturmläuft. Nicht etwa, weil die freie Privatwirtschaft eine überholte Wirtschaftsform in Deutschland geworden ist, nicht etwa weil eine überstürzte Rationalisierung unsrer Industrie die Krise beschleunigt und verschärft hat. Nein:

„Nicht die freie Marktwirtschaft steht in diesem Augenblick als Angeklagte vor dem Forum des deutschen Volkes, vor dem Forum der notleidenden Massen der ganzen Welt! Anklage ist zu erheben gegen den Geist der Unvernunft, gegen

den Geist der Ermüdung und Erschlaffung, gegen den Geist der Zwietracht und gegen die Zerfahrenheit und Zerrissenheit dieses unsres Volkes."

Wenn ich Thälmann wäre, würde ich diese in jeder Beziehung goldenen Worte des achtzigfachen Aufsichtsratsmitgliedes durch Maueranschlag dem letzten Mann auf der Straße kund und zu wissen tun. Einen rohern Tritt in den Bauch der Hungernden kann man sich wahrlich nicht vorstellen.

Und ist der eine brutal, so treibts der zweite mit dem Zynismus: „Angesichts der allgemeinen Klagen muß ich doch einmal fragen, mit welchem Recht man eigentlich die Regierung dafür verantwortlich macht, wenn jemanden irgendwo der Schuh drückt. Wir sind doch kein sozialistisches Staatswesen, sondern stehen glücklicherweise immer noch auf dem Boden der Privatwirtschaft — für diese aber muß der Staat die Verantwortung ablehnen!" Wenn jemand solche Sätze erfindet, so würde man ihn für einen üblen Kolportageschriftsteller halten, der dem „Kapitalisten" jede nur mögliche Dummheit und Gemeinheit in den Mund legt. Aber diese Sätze hat kein Schriftsteller sich am Schreibtisch ausgeknobelt, sie hat der Reichsfinanzminister Dietrich vor vierzehn Tagen auf einer großen Tagung in Stuttgart gesprochen, um die letzte Notverordnung zu verteidigen. Inhaltlich ist das, was er sagt, eine stupide Absurdität: Wenn ein Staat wirklich die Verantwortung für die Wirtschaft ablehnt, so löst er sich in seine Bestandteile auf. Ebenso wäre es umgekehrt. Aber es ist ja auch hier wieder der Ton, der die Katzenmusik macht. Dir gehts schlecht, mein Sohn? Tja, da kann man nichts machen, unsre Verfassung ist gut. Du glaubst das nicht? Dann bist du ja ein ganz asoziales Element und unwürdig; am Wiederaufbau mitzuarbeiten.

Das sind noch unsre Antiradikalinskis auf der sozusagen gemäßigten Seite, die solcherart „Positives" leisten. Wen wunderts da, wenn die Herren vom Langnam-Verein ihren eignen Laden zertöppern wie eine Herde wildgewordener Elefanten. In den Vereinigten Staaten, wo nicht minder stark die Krise wütet, und wo die Polizisten mit derselben Vehemenz ihre Gummiknüppel auf den Rücken der Arbeitslosen tanzen lassen wie bei uns, gehen die großen Herren doch psychologisch ungleich feiner und wirksamer zum Gegenangriff vor. Dieser Gegenangriff hat sogar den Anschein des Rückzuges. Die ‚Vossische Zeitung' brachte vor ein paar Tagen einen höchst aufschlußreichen Bericht aus New York über dieses Thema:

Die amerikanische Regierung steht noch jetzt unverändert auf dem Standpunkt, daß die Beibehaltung der Vorkrisen-Lohnsätze eine der wichtigsten Voraussetzungen für die wirtschaftliche Erholung sei, unbeschadet der Tatsache, daß die Lebenshaltungskosten inzwischen um 15 und 25 Prozent gesunken sind. Und die großindustriellen Unternehmungen, wie United States Steel, General Electric, General Motors, American Telephon & Telegraph Company, die Eisenbahngesellschaften und die Public Utilities halten sich an dieses Versprechen gebunden. Lohnsenkungen sind tabu, wer sie riskiert, läuft Gefahr, als nationaler Verräter gebrandmarkt zu werden. Noch vor einer Woche geschah es, daß ein Bundessenator das Kriegsministerium aufforderte, der größten Flugzeugfabrik Amerikas die Lieferungskontrakte zu entziehen, weil sie die Löhne herabgesetzt hatte.

Stellen Sie sich vor, daß heute irgend wer dem Reichsverband der Deutschen Industrie auch nur den Vorschlag machte, die Löhne nicht weiter zu senken, schon um die Welle des Radikalismus nicht noch größer werden zu lassen — daß der, welcher diesen Vorschlag machte, ein Agent der G.P.U. ist, der die Weltrevolution in Deutschland eröffnen will, wäre noch der geringste Vorwurf. Bei uns sitzen die großen Herren noch sehr auf dem hohen Roß, obwohl das Roß schon bis zum Leib im Wasser steht. Die Augen schließen, aber mit dem Kürassierstiefel aufstampfen — das ist auch eine Politik: die Politik der radikalen Dummheit. Sie ist auch durch Notverordnungen nicht einzudämmen.

Und wie soll die psychologische Entspannung durch das Hoover-Ruhejahr erfolgen, wenn der General von Seeckt, prominentes Mitglied der Deutschen Volkspartei, grade im falschesten Augenblick die Katze aus dem Sack gelassen hat. Was wollen denn die Leute, von Kirdorf, Thyssen und Vögler angefangen, bis zu den „fortschrittlich" gesinnten Herren vom Hansabund? Sie wollen Ruhe nach außen, um mit aller Kraft die Macht im Innern zu erobern und festzuhalten. Seeckt hat es ja deutlich genug gesagt. Das ist wenigstens ein klares Programm für die nächste Zeit, und das Ruhejahr und der Dollarsegen Hoovers kommen den Plänen und Absichten dieser Kreise sehr entgegen.

Deshalb soll auch die Notverordnung in ihren Grundzügen bleiben: sie ist die einzige nicht revisionsbedürftige Verordnung. Sie wird das Elend vergrößern und damit den Ruf nach Rettung aus dieser Verelendung verstärken. Die Retter stehen schon hinter den Kulissen, und wenns auch nicht gleich Herr Schacht persönlich ist, so werden es doch bestimmt Leute seiner Couleur sein, denen man das mühsame Amt, unser Volk wieder hinaufzuführen in steile Höhen, anvertraut.

Nein, nichts spricht dafür, wenn man die Lage nüchtern und objektiv betrachtet, daß unsre Verantwortlichen auch nur den Versuch machen, das Übel bei der Wurzel zu packen. Sie leugnen ja, daß unser Elend eine Wurzel habe: die Armut komme nicht von der pauverté, behaupten sie, sondern vom Radikalismus, und dafür haben wir ja Reichswehr und Schupo.

Wenn man jetzt so tagtäglich (etwa in der ‚D.A.Z.' oder in der ‚Börsenzeitung') liest, wie sie Gift und Galle spritzen und nach diktatorischen Maßnahmen schreien, weil die Reihen der Kommunisten — übrigens nicht nur in Deutschland — sich verdichten! Es sind nicht nur Arbeiter oder Mitglieder der SPD, die zu Thälmann hinüberschwenken — hunderte und tausende von Bürgern, Intellektuellen, Künstlern usw. bahnen sich den Weg zum äußersten linken Flügel. Anstatt diese Tatsache zu registrieren, sich mit den Ursachen auseinanderzusetzen und die eigne Situation zu überprüfen, beschimpft man mit hysterischem Gebrüll diese meist Verzweifelten, spricht ihnen jede Vernunft, jeden Anstand, jedes kulturelle Bewußtsein ab. Sie gelten als Menschen mindern Grades und sind selbstverständlich ehrlos und vogelfrei.

# Krisen-Ende? von Thomas Tarn

Krisen gibt es, solange es Kapitalismus gibt, und stets hat es in der Krise Unglückspropheten gegeben, die den Untergang der Welt oder wenigstens den Untergang des Abendlandes ankündigten. Stets hat es Optimisten gegeben, die erklärten, der Kapitalismus habe seit vielen Generationen seine oft zu gering eingeschätzte Elastizität bewiesen; er wird sie auch diesmal unter Beweis stellen. Wenn man die große Presse im Jahre 1930 daraufhin betrachtet, so überwogen damals fraglos die Optimisten. Im letzten Jahre ist das anders geworden. Warum? Weil gewisse ökonomische Tatbestände auch dem wirtschaftlich Ungeschultesten sich immer plastischer aufdrängen. Gewiß, wir hatten früher Krisen, aber sie waren nur Einschnitte in einer aufsteigenden Linie. Die Konjunktur war das Normale, die Krise die Ausnahme. Sie kam alle zehn bis fünfzehn Jahre. Und in der Zwischenzeit hatte die Produktion, die Weltwirtschaft, der Weltaußenhandel zugenommen, war die Zahl der beschäftigten Arbeiter gewachsen und damit der gesamte Industriekörper. Wenn die Krise einen Rückschlag brachte, so war er nicht allzu groß. In den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts hatte der deutsche Kapitalismus eine Krise zu überwinden und dann, nach einer bedeutenden Depression um die Jahrhundertwende, einen schweren Rückschlag im Jahre 1907. Aber in der Krise von 1907 lagen die Produktion, Außenhandel und die Zahl der beschäftigten Industriearbeiter weit über den Zahlen der voraufgegangenen Krise, ja sogar weit über den Zahlen der Hochkonjunktur vor der Krise der neunziger Jahre. Seitdem ist vieles anders geworden; das Tempo in der Entwicklung der wirtschaftlichen Kräfte ist im gesamten Nachkriegskapitalismus außerordentlich langsam gewesen; das Tempo der weltwirtschaftlichen Beziehungen stagnierte fast. Ist der Weltaußenhandel von der Jahrhundertwende bis zum Krieg um zirka 100 Prozent gestiegen, so erreichte er die Vorkriegszahlen erst wieder im Jahre 1925, und in der Zeit bis zur Weltwirtschaftskrise vergrößerte sich sein Volumen nur um reichlich 10 Prozent. Es ist nur selbstverständlich, daß die heutige Krisis, grade weil sie auf eine wirtschaftliche Entwicklung folgte, die nur sehr langsam und zögernd nach oben wies, Rückschläge verursachte, wie sie keine Epoche des Kapitalismus bisher kannte.

Wie sieht es mit der Weltwirtschaft aus? 1930 verringerte sich das Volumen des Außenhandels ungefähr um ein Fünftel. Davon dürfte die Hälfte auf den Rückgang der Preise fallen, die andre Hälfte auf den Rückgang der Umsatzmengen. Im Durchschnitt des Jahres 1930 stand der Weltaußenhandel nur um wenig höher als in den letzten Vorkriegsjahren. Seitdem ist ein weiterer Abstieg erfolgt, und heute liegt daher der Weltaußenhandel bereits unter den Zahlen der letzten Vorkriegsjahre. In der gesamten Produktion wie auf den Arbeitsmärkten sieht es nicht besser aus. Für den deutschen Kapitalismus, heute das schwächste Glied im Weltkapitalismus, stellt das Institut für Konjunkturforschung in seinem letzten Bericht fest:

Die Wirtschaftstätigkeit in Deutschland entspricht heute etwa derjenigen von 1924, des unmittelbar an die Stabilisierung der Mark anschließenden Jahres. Sie ist geringer als zur Zeit der Wirtschaftskrisis um die Jahreswende 1925/26. Dieser Hinweis vermag den ganz ungewöhnlichen Charakter des gegenwärtigen Konjunkturrückschlags zu verdeutlichen: Noch nie vordem in Deutschland und wohl auch kaum jemals in einem andern Industrieland hat eine Wirtschaftskrise eine völlige Aufhebung der Produktionserweiterung erzwingen können, die im vorangegangenen Konjunkturaufschwung erzielt wurde. Jeder Konjunkturrückschlag machte halt, bevor noch die Produktion in die Nähe oder gar unter das letzte Krisentief gesunken war, und jeder Konjunkturzyklus hinterließ demzufolge dem Produktionsvolumen einen dauernden Gewinn. An der Größe dieses Gewinns war der Grad des wirtschaftlichen Wachstums, des Trends, erkennbar. Deutschland hat gegenwärtig im Gegensatz zu all diesen Erfahrungen seine im Aufschwung (Herbst 1926 bis Anfang 1928) erzielte Produktionsausdehnung wieder völlig hergeben müssen.

Was von der Produktion gesagt wird, gilt in gleicher Weise für die Zahl der beschäftigten Arbeiter. Auch sie steht zur Zeit unter der des Krisenjahres 1926. Es heißt im gleichen Bericht:

Nach der Statistik der Krankenkassen ist die Zahl der (hier erfaßten) beschäftigten Arbeitnehmer in diesem Winter auf den bisher noch nicht gekannten Tiefstand von 16,3 Millionen gesunken und seither nur wenig gestiegen. In ihrer Konjunkturtendenz ist auch nach diesen Zahlen die Gesamtbeschäftigung bis in die jüngste Zeit hinein abwärts gerichtet. Wir sehen ferner, daß der Umfang der Beschäftigung gegenwärtig sogar niedriger ist als 1926, daß also der gesamte Zuwachs an Arbeitnehmern, der seit 1926 eingetreten ist, durch den Konjunkturrückgang wieder abgestoßen wurde.

In Deutschland haben wir also seit 1926 die gleiche Erscheinung, die man schon früher für die Vereinigten Staaten feststellen konnte. Die kapitalistische Wirtschaft ist nicht mehr fähig, einer wachsenden Zahl von Arbeitern Arbeit und Brot zu geben. Im Gegenteil, die Zahl der beschäftigten Arbeiter nimmt ab. Noch in den Jahren 1927 und 1928 haben unsre Katheder-Ökonomisten dicke Bücher geschrieben: Wenn erst die im Krieg geborenen Jahrgänge auf den Arbeitsmarkt kommen, die Jahrgänge, die nur halb soviel Menschen zählen wie die der Vorkriegsjahre, dann würde der deutsche Arbeitsmarkt entlastet, die Arbeitslosigkeit liquidiert werden.

Die Wirklichkeit sieht etwas anders aus. Diese Krise im Niedergang des kapitalistischen Systems lastet so schwer, daß die Kriegsjahrgänge keine Arbeit finden und daß darüber hinaus die Reservearmeen noch zunehmen. Sie lastet so schwer, daß die Produktion unter der des Krisenjahres 1926 liegt. Und noch ist kein Ende abzusehen. Die gesamte Produktion wird weiter zurückgehen. Eine Besserung in absehbarer Zeit ist nicht zu erwarten. In amtlichen Kreisen gibt man sich keiner Täuschung darüber hin. Das Institut für Konjunkturforschung muß natürlich vorsichtig formulieren. Trotzdem heißt es in dem bereits zitierten Bericht:

Die bislang erkennbaren Faktoren geben nicht einmal die Gewißheit, daß wenigstens nach Ablauf des Jahres 1931 die für eine nachhaltige Besserung der allgemeinen Wirtschaftskonjunktur notwendigen Voraussetzungen gegeben sein werden.

Auch das Jahr 1932 wird ein Krisenjahr sein. Vogelstraußpolitik nützt da nichts. Die heutige Krise ist die schwerste, die tiefste, die langwierigste Krise, die den Kapitalismus bisher erschüttert hat. Mit dieser Feststellung muß die Analyse der einzelnen ökonomischen Tatbestände begonnen werden, die sinnfälliger als jemals zuvor die politische Situation bestimmen.

---

# Auch Coty verkracht von Simson Carasco

Tardieu ist wahrhaftig einer der korrumpiertesten Politiker des französischen Parlamentarismus. Es gab in der letzten Zeit kaum einen Skandal, in den er nicht verwickelt war. In Deutschland, wo man, dank der pariser Pressekorrespondenten, eine ganz falsche Vorstellung vom französischen Leben hat, glaubt man im allgemeinen, Tardieu sei der „starke Mann" Frankreichs. Doch dieser „starke Mann" hat wenigstens ein Dutzend Achillesfersen. Der „starke Mann" der N'Goko-Sangha und Homs-Bagdad ist aus dem letzten großen Skandal, der Oustricaffäre, nicht ganz rein hervorgegangen. Eine der schönen Protegées Tardieus, Schauspielerin an der Comédie Française, deren Genie grade im Moment entdeckt wurde, als ihr Gönner zur Regierung kam, hatte ein Konto an einer der kompromittierten Banken. Das Konto lief auf den Namen „Miß National", und es flossen Gelder hindurch, Gelder, die schließlich in die Kassen einer pariser Zeitung mündeten, die seit Jahren schon von Tardieu abhängig war. Übrigens war es auch der Oustricskandal, der Tardieu zur Demission zwang.

Dieser korrumpierteste Politiker ist gleichzeitig auch einer der humorvollsten Männer der Regierungssphäre. Er ist witzig und zynisch und liebt es, mit diesen seinen Eigenschaften zu prahlen. Die Politik ist für ihn ein Sport, und er verheimlicht dies keineswegs. Wenn der Präsident Gaston Doumergue, der Affären nicht liebte, ihn zur Bildung des letzten Kabinetts im Januar nicht aufgefordert hatte, so geschah dies hauptsächlich darum, weil ihm Tardieu im Dezember ein wenig Angst eingejagt hatte. Als Steeg damals sein Kabinett bildete, nahm Tardieu davon keine Notiz und bildete in derselben Nacht im Innenministerium sein eignes Kabinett, das er mit Gewalt Doumergue aufzwingen wollte. Er amüsiert sich, spielt Streiche, reißt Witze vor den Journalisten, und unzählige zynische aber doch aufrichtige Aussprüche sind von ihm im Umlauf. Wehe dem, der Tardieu traut!

Doch Coty, der glaubte, ein zweiter Napoleon zu sein, der arme Coty hatte Vertrauen zu Tardieu. Er mußte es schwer büßen. Er hat sein Waterloo gefunden, und Tardieu war sein Wellington. Doch nein, ein Wellington war gar nicht nötig; Tardieu war bloß sein Fouché.

Voriges Jahr, als Tardieu noch Innenminister war, schwur er, Coty mit den großen Herren der pariser Presse zu versöhnen. (Siehe ‚Weltbühne' Nummer 1, 2 und 16 1929.) Die Versöhnung kam zustande, und voriges Jahr schloß der Konzern der pariser Presse mit Coty einen Friedensvertrag.

Der brave Coty hatte dadurch manchen Vorteil und vor allem den, sein Blatt in den pariser Kiosken verkaufen zu können. So wurde Tardieu für Coty der große Mann, um so mehr, als er ihm auch einen Senatorensitz versprochen hatte. Denn die Senatorenwürde ist der große Ehrgeiz Cotys. Der Korse Coty war schon einmal Senator, ohne es wirklich gewesen zu sein.

Eine alte französische Geschichte erzählt: Es war einmal ein Pferd, das störrisch wurde und nicht weiterlaufen wollte. Da hatte der Kutscher eine glänzende Idee. Er band ans Ende seiner Peitschenschnur ein Stück Zucker und ließ dieses fortwährend vor den Augen des Pferdes herumbaumeln. Da begann es zu laufen und lief endlos dem Stückchen Zucker nach, das es niemals erreichen konnte. So ähnlich ging es Coty mit seinem Senatorensitz.

So verlief diese Geschichte: am 8. Juli 1923, bevor noch Coty daran dachte, Zeitungen zu gründen, und sich mit seinen Parfüms begnügte, wurde er zum Senator von Korsika gewählt. Auf der gleichen Liste und mit ihm zugleich wurde auch Paul Doumer, der jetzige Präsident, zum Senator von Korsika gewählt. Einige Wochen danach wurde die Wahl Cotys für ungültig erklärt. Was war geschehen? Die Gegner Cotys hatten die Annullierung dieser Wahl gefordert und sie konnten beweisen, daß sich Coty mit Summen in der Höhe von 2000 bis 20 000 Francs zahlreiche seiner Wähler gekauft hatte. Ein Pfarrer von Ajaccio war damit beauftragt, die Wähler anzuwerben. Coty hatte sich auch mit dem berühmten korsischen Banditen Romanetti verbündet, der dreimal in contumaciam zum Tode verurteilt worden war und der die ganze korsische Bevölkerung in Schrecken versetzte. Coty hatte mit dem Banditen ein Zusammentreffen, und dieser versprach ihm seine Hilfe, die darin bestand, daß der Bandit die Wähler terrorisierte, die sich nicht bestechen lassen wollten. In den wenigen Wochen, wo Coty Senator war, ohne es wirklich zu sein, nämlich in der Zeit zwischen seiner Wahl und deren Annullierung, fand er Gelegenheit, in den Couloirs des Senates einen gewesenen Präfekten zu boxen und einem Diener zwei Zähne einzuschlagen, da dieser den neuen Senator nicht erkannt hatte und ihm den Eintritt in einen Saal verweigerte. Man ist eben Korse.

Böse Zungen behaupten, daß Coty, um diesen Mißerfolg zu rächen, seine große Tageszeitung ‚L'Ami du peuple' gründete. Dann kam sein Kampf mit der großen Presse, der voriges Jahr durch das Eingreifen Tardieus geschlichtet wurde.

Dieser Friedensvertrag war der Anfang vom Ende.

Man erzählt, daß Tardieu die großen Zeitungsbonzen um sich versammelte und also zu ihnen sprach: „Wenn Sie eine Kuh besäßen, die sehr viel Milch gibt, würden Sie sie melken oder würden Sie sie umkommen lassen, ohne sie zu melken?"

Die Herren hatten verstanden. Man beschloß, die Kuh zu melken. Nachdem der Friedensvertrag unterzeichnet war, sagte Tardieu zu einem Zeitungsdirektor, der nur sehr ungern unterzeichnet hatte: „Bedenken Sie doch, Coty kann ein ausgezeichnetes Mädchen für alles abgeben!"

Tardieu versprach Coty einen Senatorensitz im Departement des Basses Alpes. Als es jedoch darauf ankam, Coty wirklich zu wählen, wußte Tardieu ihn beiseite zu schieben, indem er ihm einen andern Sitz in den Alpes Maritimes versprach. Doch auch diesen Sitz bekam der arme Coty nicht. Er mußte verzichten, und es wurde ihm versprochen, daß er einen Sitz in Korsika bekäme, in seiner Heimat . . . falls Doumer zum Präsident der Republik gewählt werden würde. Bis dahin ernannte man ihn zum Bürgermeister von Ajaccio. Das war immerhin ein Stückchen von dem versprochenen Zucker.

Man weiß, mit welchem Eifer Coty für Doumer kämpfte und welche Flut von Beleidigungen er über Briand ausgoß, — alles auf Befehl Tardieus und mit dessen Unterstützung. Auch Doumer hatte ihm versprochen, sich im Falle seines Sieges für ihn in Korsika einzusetzen.

Doumer wurde Präsident und sein Senatorensitz in Korsika vakant. Coty fühlt sich bereits als Senator.

Doch es sollte wieder anders kommen. Die Regierung Laval weist zwei korsische Abgeordnete auf, Pietry und Landry, zwei geschworene Feinde Cotys. Schon im Jahre 1923 arbeiteten sie daran, die Wahl Cotys zum Senator für ungültig zu erklären. Sie wollen Herren der Insel bleiben. Und die beiden Minister, im Einverständnis mit dem Präfekten von Korsika, erklärten nach der Präsidentenwahl, Coty sei in Korsika nicht wählbar.

Coty stürzte zu Tardieu, dem „starken Manne". Doch Tardieu blieb stumm. Entrüstet wandte Coty sich an Doumer und hoffte da wenigstens Dank zu finden, sah alle Schwierigkeiten überbrückt und Triumph auf der ganzen Linie. Aber ach! Der Sieger von Versailles hatte bereits die Hilfe vergessen, die ihm die Zeitungen des Parfümfabrikanten geleistet hatten. Er ließ ihm sagen, daß ihn seine Nachfolgerschaft in Korsika absolut nicht interessiere. Die Regierung schloß sich natürlich der Meinung Doumers an und ließ Coty fallen.

Doch Coty konnte diese Schmach nicht ertragen. Und er bewirkte wenigstens, daß ihm der Sitz für Korsika feierlich angeboten wurde. Er antwortete daraufhin stolz, daß ihn momentan höhere Sorgen davon abhielten, diesen Sitz anzunehmen. Allerdings mußte er seine Absage unterzeichnen, bevor ihm der Sitz angetragen wurde.

Man sagt, ein Unglück käme nie allein. Und so war die Geschichte mit dem Senatorensitz wohl nur der letzte Tropfen, der den Becher zum Überlaufen brachte. Vor zwei Jahren hatte Coty seine amerikanische Gesellschaft, die Coty Limited, verkauft und damit ein Bombengeschäft gemacht. Ein Jahr danach fielen die Coty-Aktien in New York auf ein Viertel ihres Wertes. Coty kaufte sie zurück. Wieder ein Bombengeschäft. In der letzten Zeit aber sind sie wieder auf ein Drittel des Wertes, mit dem er sie zurückgekauft hatte, gefallen. Drittes Malheur: Nachdem seine Frau erklärt hatte, sie könne mit einem Größenwahnsinnigen nicht leben, reichte sie die Scheidung ein, und Coty wurde verurteilt, seiner Frau 400 Millionen zu zahlen. Dem armen Manne geht es sehr schlecht. Wäre er heute gezwungen, 200 Millionen auf einmal zu zahlen, so müßte

er Bankrott machen. Seine Zeitungen kosten 40 Millionen jährlich. Coty ist halb verrückt. Nach seiner Niederlage in Korsika sperrte er sich halbe Tage lang in ein finsteres Zimmer seines Schlosses ein, und seit einigen Tagen ist er in einem Sanatorium interniert.

Cotys Zeitungskonzern steht heute vor dem Zusammenbruch. Sofort nach der Kampagne gegen Briand ist die Auflage von ‚L'Ami du Peuple' von 600 000 auf 350 000 gefallen. Seit ein paar Tagen sind Verhandlungen im Gange zwischen dem Zeitungskonzern Cotys und dem größten Zeitungskonzern von Paris, dem des ‚Petit Parisien'. Es verlautet, daß der ‚Petit Parisien' den ganzen Cotybetrieb übernimmt. ‚L'Ami du Peuple' soll mit dem ‚Petit Parisien' fusioniert werden, während das andre Blatt, der ‚Figaro' von der illustrierten Tageszeitung ‚Excelsior', ebenfalls aus dem Konzern des ‚Petit Parisien', übernommen werden soll.

Die Internationale der Nationalisten verliert in Coty eine ihrer wichtigsten Stützen.

---

## Der Freiherr vom Stein von Franz Mehring

Er war kein habgieriger Junker, aber auch kein eingefleischter Freihandelsmann. Die eigentümliche Mischung von mittelalterlichen und modernen Anschauungen, die seine Politik kennzeichnete, erklärt sich aus seinem sozialen Ursprung. Karl Freiherr vom Stein gehörte dem reichsunmittelbaren Adel an, dessen Überlieferungen in ihm lebendig blieben, auf ein wie winziges Maß die Besitztümer seiner Familie auch zusammengeschrumpft waren. Er haßte die Fürsten und deren Schreiber, die seiner Klasse seit Jahrhunderten so übel mitgespielt hatten, und erkannte nur Deutschland als sein Vaterland an. Diese nationale Gesinnung bewahrte ihn vor aller borussischen Beschränktheit, vor der ihn auch noch ein andrer Umstand schützte. Aus dem Nassauischen stammend, hatte er zwar schon in jungen Jahren preußische Dienste genommen, aber seine amtliche Tätigkeit hatte ihn bis zum Jahre 1804, wo er ins Ministerium berufen wurde, an die westlichen Landesteile des Staates gefesselt, deren höhere Kultur und industrielle Entwicklung dem berliner „Regierungsmischmasch von Despotismus, Bureaukratie und Feudalismus", wie Marx das friderizianische System einmal genannt hat, einen starken Wall entgegensetzten. Hier hatten die Stände noch eine gewisse Macht, und mittelalterliche Überbleibsel, wie sie waren, wurden sie doch durch die Interessen der Industrie vom Hauche einer neuen Zeit berührt.

Soweit man von einer Weltanschauung Steins überhaupt sprechen kann, war ihr Kern die Wiederbelebung mittelalterlicher Korporativbildungen auf moderner Grundlage. Über den ständischen Staat ist er nie hinausgekommen, und nichts ist verkehrter, als wenn ihn der heutige Liberalismus zu seinen Heiligen zählt. Adel, Bauern und Bürger waren als historische Stände für Stein die Grundfesten auch des modernen Staates; er wollte sie reformieren, aber nicht aufheben. Was unter diesen Ständen sich bewegte, die Häusler und Tage-

löhner auf dem Lande, die Gesellen und Fabrikarbeiter in den Städten, das kümmerte ihn nicht; er war für ihn eigentum- und heimatloser, durch Haß und Neid verzehrter Pöbel.

Mit diesen Gesinnungen war Stein ein grimmiger Gegner der großen französischen Revolution. Er hat sie in allen ihren Handlungen aufs härteste verurteilt; nur für die Energie, womit der revolutionäre Wohlfahrtsausschuß Heere aus dem Boden stampfte, um das Vaterland zu verteidigen, hatte er ein Wort des Lobes. Ihm imponierte der mächtige Wille, weil er auch seines Wesens bester Teil war. Das Ziel, dem Stein sein Leben widmete, war eine Utopie, und wenn man seine schriftlichen und mündlichen Kundgebungen mustert, so stößt man auf die unheilbarsten Widersprüche. Allein an jede praktische Aufgabe, die ihm gestellt war, setzte er eine staunenswerte Kraft. Auch dies verdankte er seinem sozialen Ursprung, daß er den Mächtigen dieser Welt mit der Sicherheit des Gleichberechtigten und dem Haß des Unterdrückten entgegentrat; ihnen grob zu kommen, wo sie es nach seiner Meinung verdienten, war ihm allemal eine Herzensfreude. Das gab ihm einen revolutionären Anstrich, an dem sich seine liberalen Bewunderer erbauen. Tatsächlich durfte ihm der landläufigste Liberale das politische Konzept verbessern; von seinem gewaltigen Willen aber hat der deutsche Liberalismus seit hundert Jahren noch nicht den hundertsten Teil aufgebracht.

Schön hat in spätern Jahren behauptet, Stein sei im Grunde ein Reaktionär gewesen; nur seiner aufgeklärten Umgebung seien die Reformen von 1807 und 1808 zu danken gewesen. Daran ist insofern etwas Wahres, als Stein von einzelnen seiner Mitarbeiter, und namentlich von Schön selbst, an logischer Konsequenz der Weltanschauung übertroffen wurde. Aber es ist nicht minder wahr, daß der preußische Karren überhaupt nicht aus dem Sumpfe gekommen wäre, wenn sich Stein nicht mit seinen mächtigen Schultern gegen die Räder gestemmt hätte. Seine Mitarbeiter waren allesamt nicht die Leute, den stumpfsinnigen König und die nicht minder stumpfsinnigen Junker wie die Puppen tanzen zu lassen. König wie Junker haben den halb feudalen Stein mit einem Hasse verfolgt, mit dem der ganz liberale Schön nie von ihnen beehrt worden ist.

**Franz Mehring: Von Tilsit nach Tauroggen. Band IV der Gesammelten Schriften Herausgeber: Eduard Fuchs. (Soziologische Verlagsanstalt, Berlin).**

---

# Zu dieser Notverordnung von Ludwig Börne

Wehe jenen Staatsmännern, die zu dumm oder zu schlecht sind, zu begreifen, daß man nicht gegen die Armen, sondern gegen die Armut zu Felde ziehen müsse. Nicht gegen den Besitz, nur gegen die Vorrechte der Reichen streitet das Volk; wenn aber diese Vorrechte sich hinter dem Besitz verschanzen, wie will das Volk die Gleichheit, die ihm gebührt, anders erobern, als indem es den Besitz stürmt? . . . Der dumme Bürger begreift nicht, daß seine eigne Freiheit, sein eigner Wohlstand schwankt, so lange das arme Volk nicht mit ihm in gleiche Freiheit und gleichen Wohlstand eintrete.

# Der Schrei nach dem Bilde von Bruno Taut

Darf man wieder? — Man darf nicht, und noch weniger: wieder! Denn man darf, was man kann, und was man früher einmal konnte und deshalb durfte, das kann und darf man heute in derselben Weise keineswegs „wieder". Zum mindesten hat dieselbe Sache eine so große Veränderung durchgemacht, daß sie nicht mehr mit der frühern zu vergleichen ist. Und das „wieder", das man sich in diesem Fall gern einredet, ist nichts andres als Sentimentalität oder Gefühlsschwäche, Ermattung der unproduktiv gewordenen Kräfte und daraus folgend: reaktionäre Rückwärtsorientierung. „Wieder" heißt hier: Zurück, zurück zum „Schmücke dein Heim."

Die reaktionäre Welle überflutet nicht nur die seichten Gebiete, sie bespült schon recht bedrohlich den Felsenhochsitz der Kritik und versetzt auch ihr schon manchen Spritzer. Nicht allein der große Chor jubelt über die wieder erworbene Freiheit, daß man die Wände wieder mit Bildern behängen dürfe, — es gibt unter all den seriösen Äußerungen zu dieser Frage wohl keine, die nicht mit Genugtuung die Überwindung der „kahlen" Wand feststellt. Dabei werde ich wiederholt zum angeblichen Zeugen eines solchen Meinungsumschwungs genommen, vielleicht deshalb um so mehr, weil ich in dem 1923 geschriebenen Buche „Die neue Wohnung" die Frage des Bildes im Zimmer einer besondern kritischen Betrachtung unterzogen habe.

Aber nicht deshalb allein möchte ich mich hier dazu äußern, sondern um zu versuchen, einmal die Begriffe ein wenig klar zu stellen. Die Frage des Bildes ist nicht eine Frage der Wand. Ob die Wand kahl ist oder nicht, wenn keine Bilder an ihr aufgehängt werden, darf nicht über das Aufhängen eines Bildes entscheiden. Wir wollen den Grundsatz der Sachlichkeit auch auf das Bild beziehen. Dann muß man sich mit dem Bilde selbst in erster Linie abgeben und danach erst damit, wie man Bildwerke verwendet.

Ob das Bildwerk hervorragend oder Kitsch ist, immer ist es als geistiger Niederschlag in bestimmtem Material anzusehen, der je nach seiner eignen Kraft und der Aufnahmefähigkeit des Betrachters, je nach dem vorhandenen Kontakt geistige Ausstrahlungen ausübt. Das Bild strahlt seine Wirkungen aus, indem es betrachtet wird; doch die Grenze zwischen bewußter und unbewußter Betrachtung ist nicht zu ziehen. Wir stark visuell veranlagte Menschen sich mit jedem Bild an den Wänden eines Raumes, den sie betreten, auseinandersetzen müssen, um vor ihm gewissermaßen Ruhe zu haben, so kann es nur ein Gegenpol sein, wenn visuell Passive eben auch passiv jenen dann um so bedenklicheren Wirkungen ausgesetzt sind. Man spricht mit Recht von Bildern und Gegenständen auf ihnen, die einen „nicht loslassen". Ohne hier auf Vermutungen über weitergehende psychologische und physiologische Wirkungen der Bilder einzugehen, kommt es dabei doch auf folgendes an: wir erkennen hier, daß die

Kunst in der Malerei und Plastik ebenso wie sonst überall nicht eine bloße Sache des Augenblicksgenusses ist, sondern ihre eignen Lebensrechte in sich trägt. Das an der Wand aufgehängte Bild im Rahmen hat Adolf Behne bereits 1916 als eine Entartung des Bildes der Altarschreine analysiert. Inhalt wie Verwendung degenerierten nach seiner Ableitung gleichzeitig; der zu schließende Altarschrein stand einsam, doch ohne formale Bindung, im architektonischen Raum — das Bild im Rahmen dagegen verließ den Schrein und bedeckte die Wände der Räume, indem es sich mit seiner fortschreitenden Profanierung kaninchenhaft vermehrte und an den Wänden hochkletterte.

Es kommt alles auf die Beziehungen zwischen Bild und Mensch an, aber nicht auf die zwischen Bild und Raum. Vielmehr ergibt sich die Harmonie zwischen Bild und Raum erst dann, wenn die Beziehung zwischen Bild und dem den Raum benutzenden Menschen in Ordnung ist. Dafür sind von keinem ernsthaften Menschen Regeln oder Thesen aufgestellt worden; man hat auch vor acht Jahren nur auf die Zusammenhänge aufmerksam gemacht und gewisse Schlüsse daraus gezogen. Die bewußte und klare Beziehung zum Bild muß — und das ist immerhin ein Erfolg der jetzt so bekämpften Bestrebungen gewesen — zu großer Vorsicht führen. Wir sahen ein, daß wir andre Bildkulturen, zum Beispiel die des japanischen Rollbildes, nicht ohne weiteres übernehmen können, und daß unsre Schlaf- und Eßzimmer für so kultivierte Dinge überhaupt keinen Platz haben. Aus alledem entwickelte sich die Gestaltung des Raumes aus seinen Elementen, zu denen mit dem Licht auch die Farbe gehört, die ja nur eine Eigenschaft des Lichtes ist.

Die Architektur wurde in dem Grade frei, wie die Malerei frei wurde. Das Bild machte sich endlich davon frei, als bloßer Farbfleck die Wand zu „beleben" und gab damit auch der Wand ihre Freiheit wieder. Dieser Vorgang ist sinnbildlich für die gesamte Architektur: mit dem Freiwerden von Plastik und Malerei, mit der Sprengung ihrer ornamentalen Fesseln, die diese „schmückenden" Künste bisher zu tragen hatten, wurde die Architektur vollkommen auf sich selbst gestellt. Doch geschah damit etwas mit irgendwelchen frühern Zeiten wohl Unvergleichliches: wenn man die künstlerische Zusammenfassung von gebildhauerten und gemalten Dingen zu einer räumlichen oder architektonischen Einheit dekorativ (im objektiven Sinne) nennen kann, so verschwand jetzt dieses Dekorative ganz. Es verschwand radikal, weil die letzten Verbindungen — im Oberflächensinne — zwischen den drei bildenden Künsten gelöst waren. So mußte für alle drei Künste ein andrer als jener Oberflächenbegriff des Dekorativen entstehen.

Es bedeutet eine entsetzliche und verwüstende Verkennung seitens der Mitläufer, daß sie die befreite Oberfläche nun selber als etwas Dekoratives nehmen. Wenn der dekorativen Wirkung eigentlich alle Grundlagen genommen worden sind, der Rest aber, also die gänzliche Abwesenheit von Dekoration trotzdem noch weiter als Dekoration behandelt wird,

so muß es eigentlich Wunder nehmen, daß die Entrüstung gegen solchen Blödsinn nicht früher eingesetzt hat.

Der Neuaufbau der Künste muß einen andern Atemzug haben als die Mode. Man ist versucht, heute den Schrei nach dem Bilde an der Wand mit dem nach den langen Haaren und den langen Röcken zu vergleichen und die Aufteilung der Wände mit der Parzellierung und Landschlächterei. Die Moden der Architektur haben gewiß keinen längern Atem. Doch haben sie mit dem neuen Begriff des Bauens nichts zu tun. Bei diesem handelt es sich um den gesamten Baukörper, bei dem ohne Unterschied des Innern und Äußern die Zweckerfüllung mit dem geringsten Aufwand und Umstand zu erreichen ist. An Stelle der Oberflächen, deren Schönheit als eine „absolute", weil isolierte geschaffen und betrachtet wurde, kommt es jetzt darauf an, das Haus zu einem Instrument von vollendeter Brauchbarkeit zu machen. Also wie vorher bei dem Bilde der „Kunstgenuß" gegenüber den Beziehungen zwischen Bild und Mensch zurücktritt oder vielmehr sich in diese verwandelt, so hier bei dem Haus. Architektur wird, pointiert gesagt, nun die Schaffung des schönen Gebrauchs an Stelle des schönen Aussehens.

Voraussichtlich werden wir noch verschiedene Rückfälle in jenes Dekorative erleben, verschiedene Anfälle moderner Romantik. Die Maler und Plastiker schreien nach der erneuten, der frühern ähnlichen Verbindung mit der Architektur und sehen nicht, daß dies nur auf dem Wege schlimmster Dekorationsgreuel möglich wäre. Sie vergessen ihre eigne erworbene Freiheit, mit dem Erfolg, daß richtige Plastik und Malerei dort, wo sie gebraucht wird, schwer zu finden ist. Und doch kommen die drei bildenden Künste gar nicht so schwer wieder zusammen, nämlich dann, wenn jede mit der gleichen Haltung der Selbständigkeit auftritt. Reinen „Schmuck" gibt es heute nicht mehr, dagegen sehr oft in Gebäuden von mehr oder weniger öffentlicher Bestimmung die Notwendigkeit, einen bestimmten Inhalt mit den Mitteln des Malers oder Bildhauers darzustellen, so etwa, wie wenn eine Inschrift anzubringen wäre, also etwas, das zu der Gesamtheit der das Gebäude benutzenden Menschen eine bestimmte inhaltliche Beziehung hat. Für diese sozusagen sachliche Plastik und Malerei sind die Kräfte nicht nur äußerst selten, sondern sie wird in Schulen und Ateliers fast gar nicht kultiviert, und eben um so weniger, je mehr durch den Schrei nach dem Bilde der Blick von dem neugewonnenen Begriff der Kunst abgelenkt wird.

Man wird erkennen, daß diese Malerei und Plastik ebenso frei von bestimmten Materialien oder Formen wie an ihren Zweck oder Inhalt gebunden ist. Danach kann man in der Überbetonung der architektonischen Glätte, des reinen Weiß, des Nickels, des Stahlrohrs, im konstruktivistischen Spiel als Selbstzweck wie überhaupt in dem kostspieligen Umbiegen des Zweck- und Materialbegriffs ebenfalls schon eine Einengung des neugewonnenen Begriffs über das Bauen sehen; man muß diesen Begriff dagegen „wieder" freimachen und auf jene andre Basis stellen, so daß selbst das Dach, nämlich ob

es flach oder geneigt ist, von einem andern als dem formalen Gesichtspunkt betrachtet wird. Die neue Freiheit der Kunst scheint bis jetzt noch nicht allzuweit her zu sein, sonst würde man nicht so leicht vor dem Dekorativen in seiner aufgebügelten Form zu Kreuze gekrochen sein.

---

# Franz Kafka von Rudolf Arnheim

> ... einen Tisch mit peinlich ordentlicher Handwerksmäßigkeit zusammenzuhämmern und dabei gleichzeitig nichts zu tun, und zwar nicht so, daß man sagen könnte: „Ihm ist das Hämmern ein Nichts" sondern „Ihm ist das Hämmern ein wirkliches Hämmern und gleichzeitig auch ein Nichts", wodurch ja das Hämmern noch kühner, noch entschlossener, noch wirklicher und, wenn du willst, noch irrsinniger geworden wäre.
>
> *Franz Kafka*

Die bemerkenswerte Ergriffenheit, die Franz Kafkas Freund und Herold Max Brod antreibt, aus Haufen unordentlich und zum Teil in privaten Zeichen beschriebener Manuskriptzettel immer wieder neue Bruchstücke von Erzählungen und Essays herauszulesen, bemächtigt sich auch des Lesers. Es ist nicht nur der verführende Zauber, der sich überall einstellt, wo ein wirklicher Dichter spricht. Die besondre Rattenfängerkunst Kafkas liegt darin, daß er Abenteurergeschichten des Geistes geschrieben hat. Abenteurerbücher führen den Leser fort von sich nach draußen, zu fremden Menschen und Ländern. Kafkas Geschichten sind Expeditionen ins Innere, dorthin wo die Abbilder der Welt neben den Träumen wohnen. Träume und Sinnenwelt sind für den kindlichen Menschen gleichwertig, für den aufgeklärten haben sie streng verschiedenen Wahrheitsgehalt, für den kritisch geschliffenen ordnen sie sich wieder nebeneinander, werden sie beide wieder Schein von des Menschen Gnaden. Den Abstand zur Wirklichkeit, der dazu gehört, sich zu solcher Gleichsetzung zu verstehen, hatte Franz Kafka aus natürlicher Anlage. Eine Trilogie der Einsamkeit hat Max Brod Kafkas drei Romane genannt. („Fremdheit, Isoliertheit mitten unter den Menschen sind das Grundthema. Die Situation des Angeklagten im ‚Prozeß', — der Stand des Uneingeladenen und Landfremden im ‚Schloß', — die Hilflosigkeit eines unerfahrenen Kindes mitten in dem von Leben tobenden ‚Amerika' —".) Auch der neue Sammelband „Beim Bau der chinesischen Mauer" (Gustav Kiepenheuer Verlag) enthält viele Erzählungen und Gedanken zu diesem einen Thema.

Da ist die fragmentarische Erzählung „Der Bau". Eine Art Monographie der Einsiedelei. Eintönig wie die Wahnvorstellungen eines Besessenen sind diese Schilderungen eines Maulwurfsbaus, im Ich-Stil vorgetragen. Achtzig Seiten lang Überlegungen über die zweckmäßigste Führung der Höhlengänge, die Verteilung der Nahrungsmittelvorräte in den Kammern, den Schutz vor den Feinden. Ganz allein, lebensfähig nur in dieser von ihm selbst erwühlten Unterwelt, umgeben

von Feinden, die sich nirgendwo zeigen als in den Verfolgungsphantasien des vergrabenen Eremiten — ein Tier und doch zugleich ein Ich, und es befällt einen wie ein Albdruck der Verdacht, daß hier geistige Arbeit getan wird, geistige Wühlarbeit: dies Herummanöverieren in einem selbst erdachten Gefüge von Durchgängen, Querverbindungen und Ruhepunkten, diese Pläne und Hypothesen, diese Zufriedenheit und Verzweiflung während des gleichen Atemzuges ... die Laufgräben dieses Maulwurfs sind Gehirnwindungen.

Alle diese Geschichten lesen sich wie Gleichnisse, ohne daß es etwa bei allen leicht wäre, sie zu deuten. Einleuchtend ist nur, daß Kafka, um die Erlebnisse eines verwickelten Kulturmenschen zu schildern, Verkleidungen wählt, die sinnenfälligere Darstellung gestatten als die Lebensumstände europäischer Stadtbewohner. Er läßt einen Hund über seine wissenschaftlichen Forschungen berichten, wieder im Ich-Stil, er erzählt Märchen wie das vom toten Jäger Gracchus, der zu Schiff in eine kleine italienische Hafenstadt kommt und vom Bürgermeister interviewt wird, er deutet alte Geschichten neu wie die vom Robinson oder Sancho Pansa, er erzählt von China oder Amerika, Ländern, die er niemals gesehen hat und in denen er, unbeeinflußt von verunreinigenden Eindrücken der Wirklichkeit, aus lauterem Gedankenstoff Häuser und Menschen baut. Er beschreibt, wie im riesigen Reich der Mitte die Bauern in den kleinen Dörfern an einen Kaiser glauben, der längst gestorben ist, und wie der Läufer mit der Botschaft des Kaisers niemals zum Untertanen gelangt, weil der Palast zu groß ist: „Öffnete sich freies Feld, wie würde er fliegen, und bald wohl hörtest du das herrliche Schlagen seiner Fäuste an deiner Tür. Aber statt dessen, wie nutzlos müht er sich ab; immer zwängt er sich noch durch die Gemächer des innersten Palastes; niemals wird er sie überwinden; und gelänge ihm dies, nichts wäre gewonnen; die Treppen hinab müßte er sich kämpfen; und gelänge ihm dies, nichts wäre gewonnen; die Höfe wären zu durchmessen; und nach den Höfen der zweite umschließende Palast; und wieder Treppen und Höfe; und wieder ein Palast; und so weiter durch Jahrtausende."

Die Begebenheit ist so klar, daß man unmittelbar durch sie hindurch auf ihren Grund sehen kann. Und zugleich zeigt dies Beispiel, daß Kafkas doppelsinnige Erzählungen nicht etwa Fabeln im üblichen Sinne sind, märchenhafte Puppenspiele, die man sich deutet, ohne Anteil an ihnen zu nehmen. Nein, sondern sie sind zugleich als Vorgänge von einer packenden Gegenwärtigkeit. Der Läufer, der durch ein endloses Haus hastet; der Tote, der zu sprechen beginnt, ohne daß die Umstehenden sich darüber wundern; berittene Richter jagen einen Menschen wegen einer harmlosen, bedeutungslosen Handlung: er hat an ein Scheunentor geklopft; der Frierende schwebt auf dem Kohleneimer über dem Kopf des Kohlenhändlers — das sind nicht nur dichterische Gleichnisse sondern elementare Traumerlebnisse jedes Menschen. Deshalb erregen sie den Leser wie Erinnerungen aus der Kindheit. Deshalb

sind sie für empfindliche Menschen so unsagbar verlockend. Es sind Zauber- und Räubergeschichten aus dem Unbewußten. Sie rühren an die jahrtausendealte verborgene Erbschaft, die uns in der Nacht regiert, wenn wir träumen, wenn wir lieben, wenn wir uns im Dunkeln ängstigen, weil ein unsichtbarer Feind sich mit wühlenden Krallen heranarbeitet, ... die zuweilen gewöhnlichen Dingen, gewöhnlichen Geschehnissen einen geheimen Sinn gibt, den wir heftig spüren, ohne ihn zu verstehen. Franz Kafkas Wirkung beruht darin, daß er sich der stärksten, weil ältesten Sinnenerlebnisse bedient, um seine klugen Gedanken in sie einzukleiden.

Die Ersetzung der Wirklichkeit durch eine Traumwelt, in der die Willkür einer zeichendeuterischen Phantasie als einziges Naturgesetz herrscht, ist nur möglich durch die Haltung des Dichters zum Leben, die von den einen für die einzig dichterische, von den andern für eine besonders verdammenswerte gehalten wird: er steht versteckt am Guckkasten, er verzichtet darauf, handelnd mitzuwirken. Wer Geschichten schreibt, für die bezeichnend ist, daß in ihnen Widerspruchsvolles, Unmögliches, Unverständliches ohne Aufheben als selbstverständlich hingenommen wird, der will nicht verstehen, verbessern und ändern — der leidet nur. Alle seine Menschen sind Masken, grundsätzlich andre Wesen als die mächtig belebte Ich-Figur. Aber manchmal scheint es, als ob dieser Abstand von den Menschen nur eine Schutzmaßnahme sei, denn für die toten Dinge bringt dieser selbe Mann einen handwerkerhaften, bauernhaften Ernst auf, einfältige Sorgfalt, ja Pedanterie. Seine geistige Kraft treibt ihn nicht dazu, sich über die Dinge zu erheben sondern sich in sie zu versenken — wie könnte er sonst ein Dichter sein! Aber grade wenn ihm die Welt besonders farbenprächtig ist, ist sie ihm und seinem Leser besonders unverständlich. Er geht durch sie wie durch einen Vergnügungspark: mit seinen scharfen Augen sieht er bunte, stabil gebaute Häuser von fremdartiger Form und rätselhaftem Zweck; Menschen sind in ihnen jauchzend beschäftigt mit unbekannten Dingen; verzerrte Spiegelbilder des Betrachters drohen von den Wänden; plötzliche Schrecknisse, Sturz und Lärm, von den erhitzten Schreiern freudig begrüßt; singende und kreisende Gebäude, ein eiserner Boden, der Wellen schlägt, und allenthalben kleine Kassenhäuschen, in denen dringend Geld verlangt wird, und man weiß doch nicht wofür. Das Weltbild eines Außenseiters, das doch nicht „privat" ist, weil wir alle, eben wegen unsres Dranges zur Gemeinschaft, Außenseiterisches in uns haben und weil es nicht unsre schlechtesten Augenblicke sind, wenn wir plötzlich all das nicht verstehen, worein wir uns so selbstverständlich fügen. Dann stellt sich das Erlebnis des Unheimlichen ein, das Franz Kafkas Erzählungen so erstaunlich stark vermitteln. Denn unheimlich wird uns nicht, wenn Übernatürliches in unser Leben eingreift — Gespenster und Götter sind kindisch — sondern wenn das Natürliche, Stoffliche seinen vertrauten Sinn verliert und aufweicht zur grinsenden Grimasse.

# Hetären-Gespräche von Kaspar Hauser

**Falsch:**

— „Du wunderst dich gewiß, wie ich zu diesem Leben gekommen bin. Mein Vater war Oberstleutnant bei den Husaren in Krefeld, und meine Mutter war eine geborene von. Ich hatte eine glückliche Jugend; da geriet ich im Alter von achtzehn Jahren in die Hände eines gewissenlosen Verführers, der mir im Schlaf meine Unschuld raubte. Meine Eltern verstießen mich, als die Schande offenbar wurde, und bald sank ich von Stufe zu Stufe ..."

**Richtig:**

— „... hab ich zu der Frau gesagt: Bitte, den Koffer können Sie ja gar nicht pfänden, der ist ja schon gepfändet, überhaupt werde ich mich bei der Staatsanwaltschaft beschweren, denn da hab ich sehr gute Beziehungen. Kennst du einen Staatsanwalt Kleinböhmer? Das ist ein guter Freund von mir ... weißt Du, das ist ein Stiefelfreier, der kommt alle vierzehn Tage zu mir, und dann muß ich ihm ...

Da sagt die Frau, dann wird sie die Polizei holen. Ich sage, bitte, sage ich, holen Sie nur die Polizei, da werden Sie schon was erleben! Hast du sowas gesehn! Wo überhaupt die Mieten so teuer sind! Ach, Fritzi, das ist ja gar nicht wahr — du kriegst heute in ganz Hamburg nichts Anständiges unter hundertachtzig Mark ... Bestell noch ne Flasche Sekt. Sieh mal die Frau da drüben! Die war in Untersuchungshaft, drei Wochen haben sie sie da behalten, aber sie konnten ihr nichts beweisen, ihr Freund sitzt heute noch. Die hat enorm verdient, die war in Berlin zur Grünen Woche, na, und die Leute mit dem grünen Hütchen geben ja was aus. Ich hab auch so einen. Der hat ein großes Gut in ... der Name tut ja nichts zur Sache. Du, das ist ein komischer Kerl! Der ist hier alle halbe Jahr in Hamburg, und mit seiner Frau ist das wohl nicht ganz richtig, und da will er immer ...

Fritzi! Das ist doch Üllgreen! Der Schwede! Na, das ist aber ulkig! Du, ich habe solchen Hunger — bestell mir mal — Ober, geben Sie mal die Karte! Was macht denn der jetzt in Hamburg? Was ist denn das für eine Frau, mit der er tanzt? Die ist doch nicht aus dem Trocadero? Ins Trock kann man ja gar nicht mehr gehn, ja, Roastbeaf, ach, du mit deinem Alkazar, mit Gemüse, ist eigentlich noch immer so viel Betrieb im Lunapalais — da war ich mal früher ... Was? Was für Leute? Das ist noch gar nichts. Da hatten wir hier einen Argentinier, was Fritzi? der kam immer, und dann mußten wir ihm mitten im Zimmer einen großen Block aufbauen, und er hatte bloß eine Hose an, und dann kniete er, und dann mußten wir so tun, als ob er hingerichtet würde, und ...

Nein, morgen kann ich nicht. Fritzi, quatsch doch nicht, morgen können wir nicht, da haben wir Erich. Siehste — du vergißt auch alles. Das ist ein sehr feiner Mann, das ist ein Großindustrieller aus dem Rheinland, na, wir haben überhaupt sehr gute Leute — ich habe doch Kompott bestellt, bringen Sie mal eine Portion gemischtes Kompott — meinst

du, sie hat mir den Koffer rausgegeben? Nu kenn ich aber hier einen sehr feinen Mann von der Polizei, den hab ich gleich antelephoniert, er war ja nicht da, aber das hat die Frau wohl gehört, und da hat sie den Koffer gleich rausgegeben... Was für ein...? Das ist eine Goldgrube. Ich kenn den Direktor — ich war mal bei ihm, er hat mich engagieren wollen, für seine Revue, und da mußte ich mich ganz ausziehn, du, der hat in seiner Wohnung lauter Fesseln und Halseisen und Ruten und all son Zeug... schließt er einfach die Tür ab, du, der Sekt ist alle, und ich sage: Sie, sage ich, wenn Sie mich nicht rauslassen, dann schrei ich! Da ist dann mit dem Engagement nichts geworden. So ein alter Esel. Ein fießer Kerl. Aber eine Goldgrube. Neulich war Elli bei ihm, und da hat er ihr...

Natürlich kenn ich den. Wir gehn in jeden Film, wenn er spielt. Der war mal bei uns, und jedesmal, wenn er ... dann hat er...

Gehn wir noch in die kleine Bar, einen Whisky trinken? Ach, gehn wir noch, Du, gib mal der Blumenfrau was, ich hab mir vorhin von ihr eine Nadel geliehn. Also, was ich mich über diese Geschichte mit dem Koffer schon aufgeregt habe! Das ist die Frau ja gar nicht wert. Ich bin auch leidend. Der Arzt, der Professor hier vom Krankenhaus, hat gesagt, so eine Leber hat er überhaupt noch nie gesehn... Fritzi, das weißt du doch — das tut die Frau alles bloß, weil ich damals in dem Prozeß gegen ihren Schwager, diesen Luden, nicht so ausgesagt habe, wie Hans gewollt hat. Dabei habe ich doch den Brief gar nicht bekommen! Du hast gar nichts gesehn! Wenn Marga damals nicht zu Emil gesagt hätte, daß sie von dem Doktor nichts weiß, dann hätten wir alle zusammen nichts von Seiermann gekriegt, und Willi... Du, kauf mir doch so einen Teddybären! Der ist aber süß! Pusch pusch... beiß mal den Onkel! Guten Abend. Das war ein ungarischer Akademieprofessor — sehr berühmter Mann, ich hab vergessen, wie der heißt. Du, weißt du, was der immer macht —?

Ja, denk doch mal, der ist ganz plötzlich gestorben. Nein, nächsten Sommer gehn wir ins Gebirge. Ganz plötzlich gestorben... schade, ich konnt nicht zur Beerdigung kommen, ich geh sonst so gern zu so was... es ist so feierlich, wenn die Orgel spielt, man weint so schön...

Nein, wir haben nur sehr gute Kavaliere. Und ich will dir mal was sagen, warum sie eben alle so gern zu uns kommen —:

Son Mann hat doch das Bedürfnis, sich mal auszusprechen —!"

---

## Breitscheid als Marxist von Carl v. Ossietzky

Sehr geehrte Redaktion! Sie veröffentlichten in der Nr. 24 Ihrer Zeitschrift ein Gedicht von Peter Scher, in dem behauptet wird, daß auf dem leipziger Parteitag der Sozialdemokratie aus meinem Mund das Wort vom „dreckigen Lumpenproletariat" gefallen sei. Ich stelle fest und wäre Ihnen dankbar, wenn Sie diese Feststellung auch

Ihren Lesern zur Kenntnis geben wollten, daß ich das Wort „dreckiger" Lumpenproletarier weder in meinem Referat noch in meinem Schlußwort gebraucht habe. Ich habe allerdings in meinem Referat davon gesprochen, daß sich in der Gefolgschaft des Fascismus Lumpenproletarier befinden. Ich brauchte dabei keinen Augenblick darüber im Zweifel zu sein, daß meine Zuhörerschaft den Sinn dieser Bezeichnung richtig auffasse. Das Wort stammt nämlich von Karl Marx, der es vor allem im Zusammenhang mit der Schilderung des Bonapartismus verwendet. Er versteht darunter diejenige Schicht des Proletariats, die aus diesem oder jenem Grunde noch nicht zum Bewußtsein ihrer Klassenzugehörigkeit gelangt ist und infolgedessen die Beute aller politischen Abenteurer wird. Wenn sich also Herr Peter Scher oder die ‚Weltbühne' an dem Worte „Lumpenproletarier" stoßen, so müssen sie die Schärfe ihrer prosaischen oder poetischen Polemik nicht gegen mich, sondern gegen Karl Marx richten. Hochachtungsvoll gez.: Rud. Breitscheid.

Dieses Schreiben ging mir am 20. Juni zu. Es war selbstverständlich, daß ich den Abdruck sofort zusagte. Da ein authentisches Protokoll noch nicht vorliegt, hatte Peter Scher sich an die Lesart der Zeitungen halten müssen, wofür weder ihn noch die ‚Weltbühne' ein Tadel treffen kann. Wer aber beschreibt meine Freude, als ich nach meiner Zusage an Herrn Breitscheid im ‚Vorwärts' vom gleichen Tage seinen Brief bereits abgedruckt fand, nebst einem zweiten an Peter Scher. Und das Ganze unter der von der Vorwärts-Redaktion kreierten Überschrift: „Blamierte Weltbühnen-Proletarier. Eine verdiente Abstrafung." So hat das Herr Breitscheid gewiß nicht gemeint. Er sieht in seinem Schreiben wohl mehr eine Erläuterung als eine Berichtigung im Sinne des Pressegesetzes, und er beruft sich auch gar nicht darauf. Vielleicht empfiehlt es sich für ihn, in künftigen Fällen für sein Zentralorgan, dessen Manierenlosigkeit notorisch ist, eine Gebrauchsanweisung beizulegen.

Übrigens gehört dieser Ausfall des ‚Vorwärts' gegen die ‚Weltbühne' in die Reihe jener Gehässigkeiten, mit denen er die Vertreter liberaler Blätter wegen ihrer objektiven Berichterstattung über den leipziger Parteitag bedacht hat. Er schreckte nicht davor zurück, eine höchst törichte Karikatur zu bringen, deren unverkennbarer antisemitischer Charakter wahrscheinlich die Leser des damals grade verbotenen ‚Angriffs' über ihren Schmerz hinwegtrösten sollte.

Trotz dieser vom ‚Vorwärts' verursachten und von Herrn Breitscheid sicher nicht gewünschten Geräuschkulisse nehme ich gern die Gelegenheit wahr, dem freundlichen Briefschreiber zu bezeugen, daß er der Öffentlichkeit eine frohe Überraschung bereitet: er debutiert hier als Marxist. Wir kennen alle Herrn Breitscheids Vielseitigkeit, aber seine Rolle als Marx-Interpret und als Fechter für den Marx-Buchstaben, die ist noch neu. Das muß gebührend gefeiert werden.

Zunächst zur Beruhigung: der marxistische Begriff des Lumpenproletariats ist uns wohl bekannt. Aber da wir nicht so Marx-orthodox sind wie Herr Breitscheid, können wir ihm auch nicht so unbedingt Reverenz erweisen. Dem Gedächtnis des Revolutionärs Marx hatte sich der Aufstieg des französi-

schen Dezember-Imperiums, gestützt auf eine Gruppe von Deklassierten, unauslöschlich eingeprägt. Und viel später noch schrieb Friedrich Engels, daß der Arbeiterführer, der mit dem Lumpenproletariat paktiere, den Strick verdiene.

Marx und Engels lebten am Beginn einer Entwicklung, in deren vielleicht vorletzter Phase wir heute treiben. Mindestens für den praktischen Politiker, der die marxistischen Lehren nicht so schwärmerisch und unkritisch nachbetet wie Herr Breitscheid, sollte es aber fraglich sein, ob es sich heute empfiehlt, an der Terminologie der Vergangenheit zu kleben. Wenn Herr Breitscheid meint, unter Lumpenproletariat verstehe Marx „diejenige Schicht des Proletariats, die aus diesem oder jenem Grunde noch nicht zum Bewußtsein ihrer Klassenzugehörigkeit gelangt ist", so muß ihm dringendst geraten werden, eine höflichere Bezeichnung für jene ungezählten Millionen zu suchen, auf die das wortwörtlich zutrifft und auf die seine Partei trotzdem nicht verzichten möchte. Oder doch? Ein Andres galt für die Zeit, wo der Kapitalismus Menschen in den Arbeitsprozeß zog und in Nahrung setzte, als für heute, wo er sie von Schaffen und Verzehr gleichermaßen ausschließt. Bei dem neuen Proletariat, das seine Klassenzugehörigkeit noch nicht erkannt hat, handelt es sich nicht mehr um ein paar Hunderttausend, sondern um eine gigantische Armee, die, einheitlich geführt und auf den Generalnenner einer Idee gebracht, die beiden sozialistischen Parteien mühelos vom Erdboden fegen könnte.

Es ist gelegentlich ganz nützlich, den von der frühern Generation übernommenen Wortschatz zu überprüfen. Das ist um so notwendiger, da von dem Geist so wie so nicht mehr viel übrig blieb. Die Sozialdemokratie ist heute wohl die einzige Partei, in deren Presse und Agitationsschriften sich noch Ausdrücke wie „Lumpenproletariat" und „Pöbel" breitmachen. Wer soll damit angelockt werden? Der junge Arbeitersohn, der noch niemals hat arbeiten dürfen und der vom bescheidensten Lebensgenuß ausgeschlossen ist —? Der graugewordene Bürger, der über Nacht ins soziale Nichts gestürzt ist und der Gesellschaft, die ihn sinken ließ, zunächst einmal mit einem ungeheuern Ressentiment gegenübersteht, das sich schnell in Gewalttaten Luft machen kann —?

Ein beträchtlicher Teil des Kampfes, den Rosa Luxemburg gegen die Gewerkschafts-Bureaukratie führte, richtete sich gegen deren Überschätzung der Organisierten. Die bilden gewiß in der Zeit der Konjunktur eine Großmacht, aber die Stärke endet auch mit der Konjunktur. Die Sozialdemokratie, in Theorie und Praxis gleich ratlos, findet für die Millionenkolonnen des Elends nur noch eine Geste hochmütiger Ablehnung. Sie spricht zu ihnen wie Cicero zu Catilina, und es wirkt etwas tragikomisch, daß sie sich grade zur Begründung dieser Haltung auf Marx beruft, von dem sie sich in allen andern Stücken recht gründlich emanzipiert hat. So gründlich, daß eine bescheidene marxistische Floskel im Munde ihres Führers nahezu wie eine Sensation wirkt.

# Bemerkungen

## Abgewiesene Geschenke

In der Öffentlichkeit hat es Verwunderung erregt, daß außer den schweren Lasten, die dem ganzen Volke durch die Notverordnung auferlegt worden sind, auch Entlastungen bestimmter Wirtschaftszweige stattgefunden haben. Neben der Landwirtschaft, die mit der Steuervereinfachung bedacht wird, soll der Steinkohlenbergbau subventioniert werden. Die Bergwerke werden nämlich von der Beitragspflicht zur Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung ganz oder teilweise befreit. Durch diese Maßnahme würden dieser Industrie im Laufe von neun Monaten ungefähr 26 bis 28 Millionen Reichsmark zufließen. Als Gegenleistung für diese Vergünstigung soll der Kohlenpreis gesenkt werden. Da von Arbeitgeberseite immer erklärt worden ist, daß die Konkurrenzfähigkeit der Industrie unter zu hohen Soziallasten leide, hätte man annehmen müssen, daß eine mit Staatsmitteln finanzierte Preisherabsetzung, die doch fördernd auf den Absatz einwirken muß, den Wünschen des Bergbaus entgegenkommt.

Merkwürdigerweise ist gegen diese Subventionspolitik von keiner Seite schärfer protestiert worden als von der Steinkohlen-Industrie selbst. „Die im Reichskohlenverbande vereinigten Kohlensyndikate sind der Auffassung, daß eine Senkung der Kohlenpreise, so wünschenswert sie an sich ist, wirtschaftlich verfehlt und bedenklich erscheinen muß, wenn sie auf dem von der Reichsregierung beabsichtigten Wege ermöglicht werden soll." So äußerte sich die Gruppe Bergbau des Reichsverbandes der Deutschen Industrie. In der Ablehnung einseitiger Subventionen gehen weite Volkskreise mit dem Reichsverband der Deutschen Industrie einig. Aber die Gründe, die das Unternehmertum zur Ablehnung von Geschenken bestimmt, sind doch nicht so ganz uneigennütziger Natur.

Eine nähere Erklärung des Standpunktes der Industrie findet sich in einer Entschließung des Zweckverbandes der Industrie- und Handelskammern zu Bochum, Dortmund, Essen und Münster. Dort heißt es: „Jede Form von staatlicher Zwangswirtschaft und Subventionspolitik muß aufgegeben werden." Der Bergbau, dessen Klagen denen des Propheten Jeremias an Eindringlichkeit nicht nachstehen, ist in diesem Falle großzügig. Er will nicht um lumpige 28 Millionen dem Staat gegenüber in irgend einer Weise gebunden sein. Für Lohnkürzungen gilt der Preisabbau als günstiges Kompensationsobjekt, das man nicht aus der Hand geben will. Die scharfe Sprache, die auf der Tagung des schwerindustriellen Langnamvereins geführt wurde, deutete schon darauf hin, daß zum Schlage gegen jede Form der gebundenen Wirtschaft ausgeholt werden soll, da nach den jüngsten politischen Vorgängen an einer außerordentlichen Stärkung des Einflusses der Industrieführer nicht mehr gezweifelt werden kann. Paul Silverberg, der als einer der wichtigsten politischen Wortführer der Industrie zu betrachten ist, gelangte im Geschäftsbericht der von ihm beherrschten Harpener Bergbau A.-G. zu folgender Formulierung: „Nach unsrer festen Überzeugung wäre es für alle, die mit dem Ruhrbergbau auf Gedeih und Verderb verbunden sind, die

beste Lösung, wenn ihm die freie Wirtschaft wiedergegeben wird."

Auf sozialem Gebiet nimmt dieser Kampf um die „freie Wirtschaft" die Form von Angriffen auf das Tarifwesen und die Arbeitszeitbestimmungen an. Es war vom nationalen Standpunkt aus fast beschämend anzusehen, wie auf der Tagung der „Internationalen Arbeitskonferenz" in Genf der deutsche Arbeitgebervertreter der ganzen Welt als Geist des sozialen Rückschritts erschien.

Aber auch andre Bindungen sind dem Bergbau lästig geworden. Man ist mit den vom Staat kontrollierten Kohlensyndikaten nicht mehr einverstanden. Fast scheint es, als sollen die Schwierigkeiten, die bei jeder Erneuerung des Kohlensyndikats auftreten, den Syndikatsgedanken in seiner gegenwärtigen Gestalt ad absurdum führen. Auch darüber gibt Silverberg interessante Aufschlüsse, und zwar heißt es in einer auf der harpener Generalversammlung gehaltenen Rede, nach seiner Ansicht sei das ständige Scheitern freiwilliger Syndikate darauf zurückzuführen, daß der Kohlenbergbau seit 1919 unter Zwangswirtschaft stehe und der Privatwirtschaft die Verantwortung für die Syndikatsbildung durch die Regierung abgenommen worden sei. Die großen Kohlenzechen fühlen sich dadurch stark benachteiligt, daß bei der Zwangssyndizierung vom Reichswirtschaftsministerium mehr Rücksicht auf die Außenseiter genommen wird, als dies bei sogenannten „unabhängigen", das heißt nur von den großen Unternehmungen abhängigen Syndikaten der Fall wäre. Man macht den Außenseitern zum Vorwurf, die Verhandlungen in die Länge zu ziehen, da sie sich schließlich auf das ihnen günstige Eingreifen des Reiches verlassen.

Der Ruf nach freier Wirtschaft ertönte nie so laut wie heute. Vor dem Ziel, das näher denn je zu sein scheint, will man sich nicht durch die verpflichtenden Geschenke des Staates aufhalten lassen. Die Befreiung der Syndikate von ministerieller Einmischung würde an sich schon den Inlandsabsatz in einer den Montanriesen genehmen Form sichern. Allerdings wäre es ungerecht, wollte man dem Bergbau nicht auch eine idelle Richtung, die fast unabhängig von dem Nutzeffekt des Augenblicks ist, zubilligen. Die Befreiung vom „Marxismus", der sogar für das so gar nicht marxistische Kohlensyndikat verantwortlich gemacht wird, ist industrielles Leitmotiv. Für diese Zwecke werden nicht nur gewisse politische Strömungen gefördert, sondern auch die Geschenke des Staates ausgeschlagen. Der Kampf macht blind, und läßt alles andre hinter dem „Befreiungskrieg" zurücktreten. Nach dem Bericht des Ruhrzechenverbandes vom Mai dieses Jahres ist an der schwierigen Lage des Bergbaus nicht die Wirtschaftskrise, sondern ausschließlich die „falsche Sozial- und Wirtschaftspolitik" schuld. Daher macht die Montanindustrie wirtschaftliche Absatzprobleme zu Fragen des politischen Kampfes.

*Bernhard Citron*

### Im Zeichen des Fascio

In Nr. 17 hat Carl von Ossietzky den Nachweis versucht, daß kein Volk so wenig von Außenpolitik verstünde und sich so wenig um Außenpolitik, das heißt

also auch um die Politik der Andern kümmere wie das deutsche. In der gleichen Nummer stellt Hanns-Erich Kaminski fest, daß unsre Anteilnahme am jüngsten Geschick Spaniens sich so ziemlich in der Schilderung von Alfons XIII. Abmarsch erschöpft habe, und schließlich klagt in den „Bemerkungen" Walter Galdert mit bitterem Hohn über die Beweihräucherung des Duce durch die Dichterin Grazia Deledda.

Diese drei scheinbar ganz verschiedenartigen Beiträge bekommen Zusammenhang, wenn man sie unter dem gleichen geographischen Gesichtswinkel betrachtet: nämlich unter dem italienischen. Ich bitte Sie, meine sehr verehrten Herren, einmal eine Zeitlang italienische Zeitungen zu lesen, wie ich es seit Wochen tue, und Sie werden die gegen unsern Staat, unser Volk und unsre Presse erhobenen Vorwürfe reuig modifizieren. Es ist Ihnen selbstverständlich bekannt, daß es in Italien keine andre Presse gibt als die fascistische. Aber ahnen Sie, wie das praktisch aussieht?

Das sieht so aus, daß die zwei bis drei ersten Seiten Tag für Tag, Artikel für Artikel, Schlagzeile für Schlagzeile, angefüllt sind mit Berichten über die Tätigkeit des Fascio, seien es die Aufmärsche der Avanguardia, die neuen Formationen der Balila, die Paraden der Kriegsteilnehmer, die Treugelöbnisse der Bauern oder der Beamten oder der Polizei oder der Radfahrer an den Duce; die Huldigungen der Jugend von Mailand oder von Ancona oder von Neapel an irgend einen lokalen Führer der „Hierarchie"; die fascistischen Sporterfolge; die fascistischen Wirtschaftserfolge (mit Agrar- und Finanzkrise wie überall); die fascistischen Politik-Erfolge (Balbos Amerikaflug); die fascistischen Familienereignisse. Il fascismo farà da sè! Die Kammerberichte kann man nicht rechnen — auch die Kammer ist bekanntlich ein Organ des Fascio. Überflüssig zu sagen, daß diese Berichte nichts sind als Glorifikationen. Kritik, Einwände, womöglich Ablehnung sind einfach abgeschafft. Von der vierten Seite an kommt dann die Lokalchronik, Theaterberichte, Kino, Sport, Reklame.

Das Ausland? Du lieber Himmel... Eine Plauderei über die englische Küche, die Oper in Amerika, das neue Buch von Maurois. Politik ist nicht. Es mußte schon ein König stürzen, damit das Ausland der Ehre der ersten Seite teilhaftig werde. Das dauerte zwei Tage, dann verschwand Spanien wieder in den Hintergrund der mit der gloria fascista beschäftigten italienischen Zeitungen. Aber was stand dort über Spanien? Es stand genau, hypergenau, wie der König abgereist ist, was sich für Szenen in Marseille, in Paris, im Zug, auf dem Bahnhof, in Fontainebleau abgespielt hätten und wie begeistert die Menge der königlichen Familie gehuldigt habe. Und außerdem waren tagelang etliche Spalten der Gefahr des Kommu-

nismus in Spanien und den beruhigenden Erklärungen der Führer gewidmet. Das ist die Presse Italiens und das außenpolitische Interesse seiner Einwohner. Wer das eine Weile verfolgt, wird sich keineswegs über die von Walter Galdert angeprangerten Sätze der Grazia Deledda wundern. „Der übliche fascistische Kitsch" ist eben keineswegs nur Phraseologie des Penny a liners, er ist sozusagen vorgeschriebene Umgangssprache, und wehe dem Geist, der es wagen würde, eine andre zu führen. Vermutlich darf er nicht einmal schweigen, sondern muß reden, und um so deutlicher, je höher und repräsentativer er dasteht. Wie war das übrigens mit dem Napoleon-Kult? Wenn die Zeitungen zu seiner Zeit die gleiche Verbreitung und Bedeutung gehabt hätten wie heute, so hätten sie vermutlich, unter Führung der Geistigen, genau so ausgesehn. Wobei zu bedenken ist, daß der amtlich organisierte Kult des Duce weitaus größer ist, als der um Napoleon jemals gewesen sein kann. Wären die Fascisten heidnische Ludendorffianer statt gute Katholiken, so hätten sie Mussolini vermutlich längst zum wahren Wotan oder, je nachdem, Messias ausgerufen.

Dennoch mehren sich die Flüsterstimmen nüchterner Beobachter, die unter Berufung auf den traditionellen Liberalismus Italiens die herannahende Götzendämmerung prophezeien. Mir scheint, da wird man noch ein wenig warten dürfen.

*Florentinus*

### Zuständigkeit

In den Toiletten des Amtsgerichts Dresden liest man nicht ohne Ehrfurcht den folgenden Anschlag:

Amtsgericht Dresden.

Um die Spülung der Becken mit Erfolg zu bewirken und das weitere Ablaufen von Wasser zu verhindern, ist der Kettenzug so lange festzuhalten, bis ein gurgelnder Ton anzeigt, daß der Wasserbehälter leer ist.

Dresden, den 9. Juni 1927.

Der Präsident des Amtsgerichts
(gez.) Unterschrift.

Wie nun, wenn der gurgelnde Ton ausbleibt? Wer entscheidet, wie lange dann der Kettenzug festzuhalten ist? Und ist gegen die etwaige Entscheidung, daß dies bis zu drei Stunden zu erfolgen habe, die sofortige oder nur die einfache Beschwerde zulässig?

*Eberhard Spiro*

### Brüning hats gewollt

Die Fromms Akt-Packungen tragen neuerdings folgendes Etikett: Der Preis dieser Packung ist auf Grund der Notverordnung vom RM. 1 auf RM. 0,90 ermäßigt worden.

### Ein Sprachkünstler

Justi versucht, den besonderen Zauber der Kolbeschen Figuren in Worten nachzubilden und findet den Begriff des „Charme" — zweifellos eine glückliche Formulierung!

*Kunstblatt*

## Werbewoche

Wenn unsere Toten wiederkämen
auf eine stille Werbewoche . . .
Wie würde man sich nett benehmen!

Man würde sie lieben. Mit allem Komfort.
Mit Vorsicht. Mit Nachsicht. Mit Rücksichtnehmen.
Man stellte sich das doch tausendmal vor:
Wenn unsere Toten wiederkämen . . .

Wenn unsere Toten wiederkämen
auf eine stille Werbewoche . . .
Alle holten sie ab vom Grab.
(Seinerzeit hatte nie jemand Zeit.)
Sie wären uns erst ein bißchen fremd
Wir ihnen zu laut
Die Entfernung —
Damals unsere Verzweiflung —
Und jetzt ist der Mann vor uns aufgebaut —
Aber das gibt sich.
Hauptsache: man liebt sich.
Man würde, wie früher, zusammen essen.
. . . Hammelbraten? — Aß er doch nie!
Hat man das wirklich schon vergessen?
Der Tote guckt . . .
Wir stammeln bedrängt.
Der Tote guckt . . .
Ob er als Bild an der Wand hängt.
Jetzt ist er wohl bös . . .
Der Tote macht uns bereits nervös.
Aber —
Man würde sich zusammennehmen
Wenn unsere Toten wiederkämen.

Wenn unsere Toten wiederkämen
auf eine stille Werbewoche . . .
Spätestens Freitag gäbe es Krach.
„. . . Ich war im Recht! Ihr habt gestritten!"
(Daß der Tote noch immer so streitsüchtig ist!)
Wie sich sowas vergißt . . .
Das muß man sich natürlich verbitten:
„. . . Wenn du auch tot bist —
Du hast uns bei den Aktien betrogen,
Du hast ja dein ganzes Leben gelogen!"
— Das nennt Ihr Rücksicht?
Ihr solltet Euch schämen!
Ihr haltet mit Euren Toten Gericht?
Ein feines Benehmen!

Wenn unsere Toten wiederkämen
auf eine stille Werbewoche . . .
Es wäre nichts mit dem f. f. Benehmen!
Man stellt sich das alles anders vor.
Man liebt sich ja nachher erst
empor.
Man vergißt, daß man vergißt . . .
Daß der Tote nicht der Lebendige ist.
Er war ein Anderer — mit uns vereinigt.
Unsere Tränen haben ihn chemisch gereinigt.
Unser Herz baut sein Denkmal, ganz wie es will —
Ein Toter hält still.
Hiesige Liebe ist Nahgefecht.
Ein Toter hat — weil er tot ist — recht.
Man könnt sich vornehmen . . .
Nichts wäre anders. Gar keine Spur!
Wenn unsere Toten wiederkämen
Sie würden sich zu Tode grämen.

*Alice Ekert-Rotholz*

## Dolle Zustände in Mannheim

In der Nacht lag sie leise wimmernd bis über den Kopf in die Decke verkrallt.

Und zog sein Kissen knüllend unter ihre Schulter.

. . . ihre Stimme zischte ihn an wie Dampf, der aus plötzlich geöffnetem Ventil stößt.

. . . sich weinend im Kissen verbeißend, das naß von Tränen ins Gesicht klatschte.

. . . die Straffheit, die alle Männer dieses Stammes auszeichnete, war in ihm einer gelenkschlappen Schlenkrigkeit gewichen.

. . . die beiden Herrschaften gingen gestern abend per Sie in den Park und kamen per Du wieder heraus.

Seine Hand kletterte wieder auf den Tisch.

Sie sprühte die Worte ihm wie scharfe Hagelkörner ins Gesicht.

Es war heraus. Ein Pistolenschuß aus aufblitzender Mündung, der senkrecht aufklatschend sein Ziel traf.

. . . und umgriff mit gespreizter Hand ihren Arm.

Seine Lippen preßten sich auf ihren lechzend geöffneten Mund. Ein zuckendes Bündel willenloses Fleisch in losgebundener, aufgepeitschter Sinnlichkeit biß sich mit scharfen Zähnen an ihm fest.

*Heinrich Zeckendorf:*
*Rheinische Farbenfabrik Mannheim*
*‚Neue Mannheimer Zeitung'*

### „Ich bin das Rote Kreuz"

Mein Zweck ist die Verelendung des Menschengeschlechts.

*‚Aachener Generalanzeiger'*
*11. Juni 1931*

### Liebe Weltbühne!

Am Eingang des Tierparks in St. Gallen hängt eine Tafel mit folgender Inschrift:
Wanderer spende ein Silberstück,
Gibst du kein Geld, holt es der Bolschewik!

### Zur Rassenfrage

Urarier, Großmutter, Mutter und Kind,
in dumpfer Stube beisammen sind.
Das Kind spielt mit Steinchen Soldaten,
die andern aber beraten.

Und Mutter, die Tochter der Großmutter, spricht:
In unsrer Sippe, da stimmt doch was nicht!
Ich, der man mein Jüngstes vermanscht hat,
Behaupte, daß jemand gepantscht hat!

Urarier, Großmutter, Mutter und Kind
in dumpfer Stube erschrocken sind.
Fragt einer den andern: „Warst Dus? Nun bekenn schon!"
Sagt schließlich das Jüngste: Wichtigkeit, wenn schon.

*Werner Finck*

# Hinweise der Redaktion

## Berlin

Rote Studentengruppe. Mittwoch 20.00: Hotel Nordischer Hof, Invalidenstr. 126, Öffentliche Versammlung: Studentenfragen im Preußischen Landtag, Karl Schulz, M. d. L. Freie Diskussion.

Internationale Tribüne. Donnerstag 20.00: Schubert-Saal, Bülowstr. 104. Geistesfreiheit unter der Notverordnung (Der Tatsachenroman „Barrikaden am Wedding" verboten). Es sprechen: Ernst Glaeser, Ernst Ottwalt, Graf Stenbock-Fermor, Johann R. Becher, Ludwig Renn, Klaus Neukrantz. Film-Vorführung: „Erster Mai 1929"

## Bücher

Georg Dünninghaus: 10 Jahre Internationale Arbeiter-Hilfe. I. A. H., Berlin SW 48, Friedrichstr. 235.

Robert Friedländer-Prechtl: Wirtschaftswende. Paul List-Verlag, Leipzig.

Leo Matthias: Griff in den Orient. Bibliographisches Institut, Leipzig.

André Maurois: Die Fabrik. R. Piper & Co., München.

## Rundfunk

Dienstag. Berlin: 15.40: Der Theatertag, Emil Pirchan. — Königswusterhausen 16.00: Lebt der Expressionismus noch? Herwart Walden. — Hamburg 16.15: Eine Stadt wächst in den Himmel, Alfons Goldschmidt. — Langenberg 18.20: Problemlose Jugend, Erik Reger. — Berlin 18.35: Jakob Haringer liest. — Mühlacker 19.35: Jolanthe von Tschaikowskij. — Leipzig 21.10: Das Meer der Entscheidungen von Arno Schirokauer. — Mittwoch. Leipzig 19.30: Oskar Baum liest. — Donnerstag. Breslau 17.40: Die Zeit in der jungen Dichtung. — Berlin 18.00: Joachim Schwarz liest. — Leipzig 19.00: Der Führer in der Arbeiterbewegung, Walter Fabian. — Hamburg 20.00: Junge Dichter sprechen. — Langenberg 20.40: Das neue Gedicht in der Musik. — Mühlacker 21.00: Der unbekannte Mozart. — Breslau 21.10: Spanisches Bilderbuch von Gerhart Pohl. — Freitag. Berlin 17.20: Hellmuth Falkenfeld liest. — Breslau 17.25: C. Z. Klötzel liest aus: Indien im Schmelztiegel. — 18.40: W. Koch liest aus Richard Huelsenbecks China frißt Menschen. — Berlin 19.30: Die Hochzeit des Figaro von Mozart. — Leipzig 20.00: Uraufführung von Schallplatten. — 20.30: Der Fachmann, Herbert Ihering und Hans Heinz Stuckenschmidt. — Mühlacker 21.40: Neue Musik der Nationen. — Sonnabend. Berlin 18.10: Die Erzähhlung der Woche, Hans Marchwitza. — Königswusterhausen 18.30: Der Nationalismus als geistig-seelische Bewegung, Franz Schauwecker. — Langenberg 18.40: Moskauer Theater, Herbert Ihering. Berlin 19.15: New York in fünfzig Jahren, Alfons Goldschmidt.

# Antworten

**Der Reichsbote, Berlin.** Du lebst noch immer, du gutes, altes Fossil aus der Kaiserzeit. Man sieht dich zwar nirgends, an keinem Verkaufsstand oder sonstwo. Doch gelegentlich erhält man durch das Ausschnittbureau ein Lebenszeichen vor dir, wie, zum Beispiel, das: „Man braucht wahrhaftig kein überschäumender Nationalist zu sein, um von Wut gepackt zu werden angesichts dieses schamlosen Judenhohns über das Vaterland der Deutschen! Ignaz Wrobel — man merke sich den Namen des Schmutzfinken, der so ehrlos fühlt, daß es ihm gleich ist, ob die Pfalz französisch, das Elsaß deutsch, die Rheinlande separatistisch sind. Die Peitsche wäre zu gut für diesen Landesverräter! Das klingt vielleicht etwas grob — aber — ist hier eine gepflegte Sprache noch angebracht? Wenn in Frankreich einer solches schriebe, würde es ihm übel bekommen... Vaterlandsverräter, Kulturbolschewisten, Gottlose — unbegreiflich ist die deutsche Langmut! Wann wird endlich einmal der Augiasstall ausgeräumt werden?" Du wirst es nicht tun, Opapa. Und jetzt setz dich hübsch auf die Wärmflasche und reg dich nicht auf, sonst bekömmt dich das nicht.

**E. Wendt.** Sie schreiben im Namen einiger Ihrer ehemaligen Kameraden: „Sehr geehrter Herr Tucholsky! Sie versuchen in Nummer 20 der ‚Weltbühne' den neuen Remarque zu beurteilen. Gestatten Sie, daß ich Ihnen vom Standpunkt des Jahrganges 99 aus Einiges entgegne. Ihr Artikel gibt eigentlich nur das Grundgefühl der Ratlosigkeit wieder, das Sie beim Lesen des neuen Remarqueschen Buches empfanden. Darüber vermögen alle die Nebenbetrachtungen, welche gut die Hälfte Ihrer Kritik ausmachen, darüber vermag auch Ihr ausgesprochen ablehnendes Urteil nicht zu täuschen. Sie sehen das Buch eben nur da stark, wo Sie es stark sehen können; da aber, wo es seiner Bedingtheit entspricht, nämlich der Analyse des Seelenzustandes der kriegentronnenen Jugend, da sind Sie ratlos. Wir paar Menschen vom Jahrgang 99 (in deren Namen ich schreibe) hatten sofort nach dem Lesen des Buches das Gefühl: Wer wird das außer den noch Lebenden der Jahrgänge 96 bis 99 zu verstehen vermögen? Wird man Vieles nicht für übertrieben halten müssen und wird man vor allem nicht die ‚Lösung' vermissen? Wir glauben aus diesem Grunde nicht, daß das Buch, abgesehen von der beachtlichen Höhe der ersten ‚Neugier-Auflagen', ein ‚Erfolg' sein kann. Man wird nichts damit anzufangen wissen, und wenn wir selbst, die traurigen ‚Helden' des Romans, zu seiner Verteidigung den Mund auftun, so wird man uns entgegenhalten, wir fühlten uns wohl ‚entdeckt'. Sie sagen, das Zivile des Buches wäre ‚blaß, flächig, ohne Hintergründe, mager und ganz und gar gleichgültig'. Genau so erschien es uns damals. Weiter: ‚Sieht dieser Mann nur seine Kompagnie? Ist das sein Erlebnis gewesen, das einzige in seinem Dasein?' Sehen Sie: 1914 waren wir Fünfzehnjährige, deren Dasein noch kein rechtes Erleben gekannt hatte. Von dann ab war unser Erlebnis der Krieg, von der Jugendwehr angefangen bis zur weinenden Mutter, vom Goldsammeln bis zum Hedrichzupfen beim Gutsbesitzer. Siebzehnjährig war unser größter Wunsch, auf dem Umweg Soldat schnell ‚Mann' zu werden. Mit 18 Jahren wurden wir dann gehetzte Mörder. Meinen Sie, daß es nach dieser Zeit für uns noch ein gleich starkes ‚Erleben' geben konnte? Ich könnte Ihnen Tagebücher zeigen, dreimal umgeschrieben (warum?), einen Roman, der nicht viel taugt, aber inhaltlich vollkommen mit Remarques ‚Weg zurück' übereinstimmt, obwohl er früher geschrieben wurde: Wir kommen davon nicht los! Mancher wohl, aber mehr als jeder zweite von uns wird die Kette bis an sein Ende tragen müssen. ‚Doch er läßt den Leser völlig ratlos zurück, so ratlos, wie es die Leute seiner Kompagnie sind, die mir eigentlich am besten gefallen, wenn es für sie etwas zu hauen gibt.' (Geht es hier überhaupt um den Leser?) Die meisten von uns sind leider auch

noch immer ratlos. Wir tun völlig illusionslos unsre Arbeit (illusionslos, aber nicht mit der sachlichen Nüchternheit, welche die junge Generation auszeichnet. Das sind gesunde Kranke — eine kranke Zeit konnte nichts Gesundes gebären! — wir sind kranke Gesunde), ab und zu merken wir mal hier eine Aufflugmöglichkeit, dort eine ruhende Begabung. Aber alles das ist nur halb, ist zerknittert, reicht zu nichts Ganzem. Das ‚Hauen' blieb uns noch, aber es ist mehr hassender Trotz als echter Elan, mit dem wir unsre Gegner bekämpfen. ‚Eine saubere und anständige Arbeit.' Nicht mehr? Wir glauben zu wissen, daß Remarque dieses Buch schreiben mußte, so und grade so! Ob er mehr kann, das wird erst ein inhaltlich anders gehaltenes Buch aufweisen können. Dieses hier gehört noch zur Selbstbefreiung von einem lastenden Alp."

**Dr. c. h. Wilhelm Bünger.** Sie haben als sächsischer Ministerpräsident einmal erklärt, daß Ihnen von nationalsozialistischem Hochverrat nichts bekannt wäre. Der Hochverrat steht links; rechts ist alles in Ordnung. Deshalb hat man Sie auch jetzt zum Vorsitzenden des IV. Strafsenats beim Reichsgericht ernannt. Sie sind durchaus der Geeignete, um Kommunisten, Pazifisten und Kritiker der Reichswehr abzuurteilen. Ave, Caesar, morituri le salutant.

**Siegwart Ehrlich.** Sie übermitteln uns zu unsrer Antwort „Musiker" aus der Nummer 22, in der behauptet wurde, daß Sie von der GEMA noch heute jährlich für Ihren Schlager „Amalie mit dem Gummikavalier" dreitausend Mark beziehn, eine Aufstellung, mit der Sie darlegen, daß sich im letzten Jahr Ihr GEMA-Anteil auf 83 Schlager verteilte, daß Sie also unmöglich dreitausend Mark allein für den genannten Schlager bezogen haben können. Wir stellen das also hiermit richtig.

**Leipziger.** Deine ‚Neue Leipziger Zeitung' berichtet am 18. Juni unter der Überschrift „Kriegsspiele in Leipzig" von einem Gefecht der Reichswehr. Mit allen Raffinessen moderner Kriegskunst wurde da „gespielt". Und die Schüler deiner höhern Lehranstalten mußten zusehn. Neulich in Lübeck das gleiche Bild, und es passierte, daß ein paar Kinder dabei verletzt wurden. Das hat die leipziger Reichswehrgarnison nicht gehindert, zu ihrem Gefecht ebenfalls Kinder als „Gäste" hinzuzuziehn. Und sie machten ihnen den ganzen faulen Zauber mit Scheinverwundeten und Scheintoten vor, Gasangriffe fanden statt, Tanks wurden eingesetzt, und es entwickelte sich eine fröhliche Spielerei. Wir wundern uns gar nicht darüber, daß die Pädagogen deiner Stadt es für richtig erachten, ihre Jungens möglichst früh mit dem Mordhandwerk vertraut zu machen. Daß dies auf eine Weise geschieht, die geeignet ist, ganz falsche Vorstellungen zu erwecken, paßt zu der Mehrzahl unsrer Lehrer. „Erziehung im Sinne der Völkerversöhnung" heißt es zwar in der Verfassung, aber uns wundert das trotzdem nicht mehr. Was uns aber wundert: daß die ‚Neue Leipziger Zeitung' den Bericht kommentarlos abdruckt. Was doch die Angst vor der Diktatur alles zuwege bringt, sogar als linksdemokratisch bekannte Zeitungen bringen kein kritisches Wort mehr über die blassen Lippen.

**Falscher Fuffziger.** Sie schreiben: Herrn Carl v. Ossietzky als dem verantwortlichen Redakteur der ‚Weltbühne'. Auf Grund des § 11, Abs. 1 des Gesetzes über die Presse verlange ich die Aufnahme der beigefügten Berichtigung ohne Einschaltungen und ohne Weglassungen. Der Abdruck muß gemäß § 11, Abs. 2 in der nach Empfang dieser Einsendung nächstfolgenden, für den Druck nicht bereits abgeschlossenen Nummer der ‚Weltbühne' und zwar in demselben Teile der Druckschrift und mit derselben Schrift wie der Abdruck der zu berichtigenden „Antwort" (: „Falscher Fuffziger") geschehen. Im Weigerungsfalle wären Sie der Möglichkeit ausgesetzt, daß ich Sie nach § 19, Abs. 1, Ziffer 3 des gleichen Gesetzes abstrafen und nach Abs. 2, Satz 1 dieser Vorschrift durch das Strafurteil zugleich die

Aufnahme der Berichtigung in die nächstfolgende Nummer der ‚Weltbühne' anordnen lasse. Franz Leschnitzer. — Wie könnte ich mich weigern, wo so liebenswürdig gefordert wird? Sie sind in frühern Jahren oft genug Zeuge meiner bürgerlichen Ängstlichkeit gewesen. Ich mag mit den Gerichten nichts zu tun haben und überlasse es Ihnen, frischgebackener Gesinnungskommunist, wegen ein paar Druckfehlerberichtigungen, die so wie so erfolgt wären, mir mit Abstrafung durch die schändliche Klassenjustiz zu drohen. So folge denn hier die Berichtigung: In Nummer 25 der ‚Weltbühne' vom 23. Juni 1931 wird als Zitat aus meiner Arbeit „Marxisten und Marxioten" (erschienen in der ‚Weltbühne' vom 27. Juli 1926) der folgende Satz angeführt: „Meister Marx würde im Grabe rotieren, ließen marxistische ‚Jünger' sich blicken — zumal mit ihrer ökonomischen Besessenheit ihr Haß Hand in Hand geht gegen die nicht vom Ökonomismus Besessenen..." Es ist unwahr, daß ich den Ausdruck „marxistische ‚Jünger'" gebrauchte; wahr ist, daß ich im Gegenteil den Ausdruck „marxiotische ‚Jünger'" gebrauchte (zum Schutz grad der echten Marxisten). Es ist unwahr, daß ich von einer „ökonomischen Besessenheit" sprach; wahr ist, daß ich von einer „ökonomistischen Besessenheit" sprach. In Nummer 25 der ‚Weltbühne' wird ferner als Zitat aus jener vor fünf Jahren entstandenen Arbeit der folgende Satz angeführt: „Einzig ‚ökonomische Kräfte' bestimmen die Entwicklung, nicht etwa Willenskräfte — denn sie sind selbst ‚ökonomisch bedingt' wie alles Andre." Es ist unwahr, daß das zweite Wort hinter dem Gedankenstrich „sie" heißt; wahr ist, daß es „die" heißt. Es ist unwahr, daß der „denn"-Satz keine Interpunktion enthält; wahr ist, daß er ein Komma vor dem Wort „wie" enthält. Franz Leschnitzer. — Das Eine wäre jedenfalls erreicht: Der Anonymus des ‚Roten Aufbaus' hat sich gemeldet. Es ist keiner der gedienten Parteileute sondern ein beflissener Volontär, der sich auf seine Weise bemüht, den Befähigungsnachweis zu erbringen. Dieser Erfolg ist schon einen Druckfehler wert. Und nun, Herr Fuffziger, wünsche ich Ihnen alles Gute für Ihren weitern Weg als Ketzerrichter.

**Leser im Wuppertal.** Wenn Sie Interesse an regelmäßigen wöchentlichen Zusammenkünften der Weltbühnenleser Ihrer Gegend haben, geben Sie Ihre Adresse an Herrn Michael Andermann, Elberfeld, Brillerstr. 13 (Telephon 35 322).

**Magdeburger.** Geben Sie Ihre Adresse an „Hauptpostlagernd Magdeburg P. S. 500". Der Empfänger beabsichtigt, regelmäßige Zusammenkünfte der magdeburger Weltbühnenleser in die Wege zu leiten.

**Max Reichardt-Verlag, Freiburg i. Br.,** Talstr. 16. Der Redaktionsschluß für die bei Ihnen erscheinende Anthologie moderner literarischer Chansons ist nunmehr endgültig auf den 5. Juli festgelegt.

---

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

**den Abonnementsbetrag für das III. Vierteljahr 1931**

einzuzahlen, da am 10. Juli die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

---



---

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 119 58.
Bankkonto. Darmstädter u. Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112